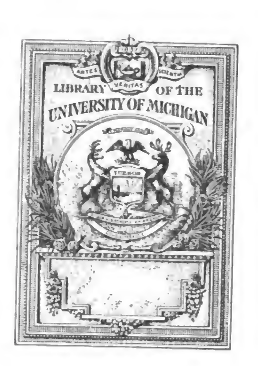
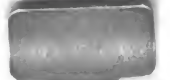


C 3 9015 00338 250 7
University of Michigan - BUHR


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR



# Globus.

IX. Band.

# Globus.

Illustrirte

## Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Herausgegeben von

Karl Andree.

---

Neunter Band.

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1866.

# Inhaltsverzeichniß.

## Europa.

Seite

### Deutschland, Oesterreich, Schweiz Holland.



Seite

### Großbritannien und Irland.



### Frankreich und Spanien.



Seite



### Türkei und Griechenland.



### Rußland.



## Asien.

### Vorderasien. Persien. Arabien.



### Ostindien.

# Afrika.



# Amerika.

# Australien.



# Die Polarländer.



# Allgemeines und Verschiedenes.

**Alterthümer des Menschengeschlechts. Ethnologisches und Anthropologisches.**



**Verschiedenes.**

## Personal-Nachrichten.

# Inhaltsverzeichniß zu Band V bis VIII des Globus.

## Europa.

### Deutschland.



### Oesterreich.



### Alpenländer.



### Niederlande.



### Skandinavische Länder.



### Großbritannien und Irland.

**Frankreich.**



**Rußland.**



**Spanien.**



**Italien.**



**Europäische Türkei.**



**Griechenland.**



**Inseln des Mittelländischen Meeres.**

# Asien.

## Vorderasien und Arabien.



## Persien.



## Innerasien. Die Mongolei.



## Sibirien.



## Ostindien.



## Hinterindien.



## China.

### Japan.



### Der ostasiatische Archipel.



# Afrika.

### Der Nordrand und die Sahara.



### Der Nordosten. Die Nilländer.



### Westafrika. Die Nigerländer.



### Südafrika.

# Amerika.

# Australien.

## Australischer Continent.



## Oceanien.

## Die Polarländer.



# Verschiedenes.

## Anthropologie und Ethnologie. Alterthümer des Menschengeschlechts.



## Verkehrsmittel.



## Verschiedenes.

## Aus der Thierwelt.



## Personennachrichten.

# Die Maoris und die Engländer auf Neuseeland.

Das Raubsystem der Engländer. — Civilisation durch Kanonen und Confiscationen. — Verfahren des neuseeländischen Parlaments. — Die innere Colonialpolitik. — Der Häuptling Thompson. — Abfall der Maoris vom Christenthum; der neue Glaube des Pai Marire und seine Satzungen. — Ein Europäerkopf als Symbol und Vermittler mit Jehovah. — Ermordung des deutschen Missionärs Völkner durch die Hauhaufanatiker. — Charakterschilderung der Maoris.

Auf der schönen Inselgruppe in der Südsee, welche man zuweilen als ein „Großbritannien bei den Antipoden" bezeichnet hat, können wir seit Jahren Schritt vor Schritt einen Prozeß verfolgen, der am Ende mit der Ausrottung der Eingebornen abschließen wird. In Neuseeland zeigt sich die Selbstsucht und die Barbarei der Engländer in einer geradezu grauenhaften Weise. Wir sagten vor länger als einem Jahre (Globus VII, S. 150), die Geschichte der



Der Häuptling Heke und seine Frau. (Nach einer Zeichnung von Bayard.)

sogenannten Colonisation Neuseelands sei „eine Geschichte unüberbotener Niederträchtigkeit und der scheußlichsten Infamien; nie sei das gemeinste Räubersystem unter dem Deckmantel der Civilisation so schmachvoll und banditenmäßig, so offen und frech zur Schau getragen worden, wie von den Briten auf Neuseeland“.

Seitdem ist dem Parlament in London ein Blaubuch vorgelegt worden, aus welchem sich ergibt, daß jene Bezeichnungen nicht etwa übertrieben sind. Die Thatsachen schreien zum Himmel, und wenn man an der Themse gesagt hat, daß Britannia vollauf Ursache habe, wegen der neuseeländischen Barbareien „ihr Haupt zu verhüllen und in Sack und Asche zu trauern“, so ist auch das ganz richtig. Aber wozu nützen die Redensarten und die Klagen, wenn das System fortdauert? Und im Wesentlichen wird man an demselben festhalten, wenn man es auch in weniger harten Formen zur Geltung bringt. *Die Confiscation, der Landraub, hat gleich nach Anbeginn der Besiedlung begonnen, bis auf den heutigen Tag fortgedauert und kann erst enden, wenn alles Land der gesammten Inselgruppe sich in der Gewalt der Pakehas* (so werden die Europäer von den Maoris bezeichnet) *befindet.*

Der ganze Verlauf der Colonialgeschichte zeigt, daß die Eingebornen, die Maoris, den besten Willen gehabt und bethätigt haben, mit den Engländern in Frieden zu leben. Von allen Zerwürfnissen, welche zwischen beiden entstanden sind, tragen lediglich die weißen Leute alle Schuld allein; sie verübten Gewaltthaten, sahen in den alten Besitzern des Landes unberechtigte „Wilde“, brachten Branntwein, Syphilis, Blattern und andere böse Krankheiten; sie schwindelten den Maoris den Grund und Boden vermöge betrügerischen Tauschhandels ab, oder nahmen große Strecken ohne Weiteres in Besitz. Sobald dann die zur Verzweiflung gebrachten Menschen zu den Waffen griffen und Repressalien übten, führte man Krieg gegen sie, in welchem immer viele „Wilde“ das Leben lassen mußten. Die Civilisation der Flinten und Kanonen blieb am Ende allemal siegreich, und eine Strecke Landes nach der andern gelangte durch Friedensschlüsse in den Besitz der Pakehas.

Wir würden unsere Leser ermüden, wenn wir in die Einzelnheiten dieser neuseeländischen Fehden näher eingehen wollten; sie tragen alle mehr oder weniger ein und dasselbe Gepräge. Sie wurden hervorgerufen durch das System des Landraubes, und das ist auch mit dem jüngsten Kriege der Fall, welcher jetzt noch fortdauert, nun aber (Sommer 1865) nach mehrjähriger Dauer seinem Ende entgegen zu gehen scheint. Das neuseeländische Ministerium beantragte im October 1864 beim Gouverneur, man solle den Maoris in der Provinz Auckland (Nordinsel) eine Million, und in dem Gebiete von Taranaki und Wanganui (gleichfalls Nordinsel) 600,000 Acker Landes, zusammen mehr als 900 englische Quadratmeilen, wegnehmen. Dieses Ministerium ging aber noch weiter. Als eine Anleihebill dem Repräsentantenhause vorgelegt wurde, stellte man folgenden Plan auf: „Wenn wir *alles* Land in den Rebellendistrikten zusammen rechnen, dann kommen *neunthalb Millionen Morgen* heraus; davon ist etwa die Hälfte für die Ansiedlung weißer Menschen geeignet. So bekommen wir 4,250,000 Morgen Land; von diesen können wir 1,250,000 an Kolonisten geben und behalten dann noch 3 Millionen übrig zum Verkauf, für Reserven und für loyale Eingeborne, welche etwa nicht geneigt sind, uns ihre Ländereien zu überlassen. Ungefähr eine halbe Million können für Straßenbau und Reserven zurückgestellt werden, 1 Million für die loyalen Maoris, und wir behalten etwa *anderthalb Millionen Morgen zum Verkaufen*, die wir nicht übereilt, sondern langsam und bedächtig an den Markt bringen müssen; dann werden wir für jeden Morgen 2 Pfund Sterling erhalten und haben davon eine Einnahme von 3 Millionen Pfund Sterling,“ etwa *21,000,000 deutsche Thaler!*

Man sieht, worauf diese „innere Colonialpolitik“ hinauslief. Sie war aber so brutal, daß von Seiten des londoner Ministeriums darüber eine Mißbilligung ausgesprochen wurde. Aergerlich trat dann das neuseeländische Ministerium ab, ein neues kam an seine Stelle, aber seitdem ist Alles in noch größere Verwirrung gerathen, weil der Gouverneur Grey, der General Cameron und das neue Ministerium sich über die zu treffenden Maßregeln nicht einigen können, und die londoner Regierung, welche längst dieser kostspieligen Kriege müde ist, ihre Truppen zurückziehen will. So lange die Colonisten sich dieser bedienen können und England die Kosten zahlt, sind sie kriegslustig; fortan aber sollen sie die Fehden durch ihre eigenen Milizen ausfechten. Es scheint übrigens, als ob im Sommer 1865 (der auf Neuseeland Winter ist) der Kampf, wie schon gesagt, allmälig zu Ende gehe, nachdem der Gouverneur angefangen hat, einzulenken; er will nur eine „theilweise Confiscation“.

Wir finden in der deutschen Zeitung *Germania* (Melbourne vom 18. Mai), daß er eine Proklamation erlassen habe, der zufolge alle Maoris, welche seit dem 1. Januar 1863 feindselig aufgetreten sind, bis zum 1. Juni 1865 die Waffen niederlegen sollen; in diesem Falle werde man ihnen *einen Theil* der confiscirten Ländereien zurückgeben. Schon im April 1864, als von England aus ihm vorgestellt worden war, daß ein System der Beraubung durchaus verwerflich sei, entgegnete er: „Die künftige Sicherheit der Colonisten erfordert, daß ein beträchtlicher Theil der Ländereien confiscirt und mit europäischen Ansiedlern besetzt werden muß.“ Er vergaß aber, oder wollte nicht wissen, daß die Maoris friedlich waren und keinen weißen Colonisten bedrohten, wenn man sie zuvor nicht mißhandelte oder beraubte.

Wir lesen ferner in der obenerwähnten „Germania“ (vom 22. Juni) eine kurze Notiz über den tapfersten Maorihäuptling, *Thompson*. Er hat eine Art von Unterwerfungsakte eingesandt, eine bedingte Huldigung; ein anderer mächtiger Häuptling, *Rewi*, hat sich geneigt erklärt, „die Engländer nicht weiter zu züchtigen, wenn sie Zugeständnisse in Betreff der *confiscirten Ländereien* machen und dem *neuen Glauben der Paï Marire* nicht entgegentreten wollen.“

Um diese beiden Punkte dreht sich auf Neuseeland Alles, und wir wollen versuchen, den interessanten Gegenstand zu erläutern. Schon vor neun Jahren waren die Maoris der Mißhandlungen und Beraubungen müde und erhoben sich in Waffen. Als die sogenannte Königsbewegung ausbrach und die Eingebornen unter einem unabhängigen Oberhaupte stehen wollten, kam jener Thompson (Tamehana) nach der Stadt Auckland, um seine Vermittelung anzubieten. Er wurde sehr schnöde behandelt und vom damaligen Gouverneur nicht einmal empfangen; dann erst schloß er sich nebst seinem Stamme, jenem der Waikatos, der Bewegung an. Aber 1861 fand er sich wieder ein, um Frieden zu stiften; er hatte die Krieger von einem Ueberfalle der Stadt Auckland, welche ohne Besatzung war, zurückgehalten, um seinen guten Willen zu zeigen; doch man wies ihn auch jetzt barsch ab. Zum Dank für seine Bemühungen überfielen englische Truppen die Maoridörfer

bei Auckland, trieben die Bewohner mitten im Winter fort, Weiber und Kinder kamen elend um, und seitdem war Tamehana ein erbitterter Feind. Auch Rewi, Häuptling von Ngatimaniapoto, erklärte: „er wolle gern Frieden machen und ohne Fehde neben den weißen Leuten leben, könne aber die Waffen nicht niederlegen, wenn er nicht gewiß sei, daß man ihn nicht wie andere Häuptlinge, denen man das gegebene Wort nicht gehalten, in die Gefangenschaft abführen werde." Damals erklärte das neuseeländische Ministerium: „Landconfiscationen sind keineswegs unmoralisch und entsprechen den Sitten und Anschauungen der Maoris." Man betrachtete die Eingebornen als ein durchaus rechtloses Volk, das unterjocht worden sei. Die Gefangenen sind mit äußerster Härte behandelt worden. Als einst die Festung (Verschanzung, Pah) Gate von den Engländern angegriffen wurde, sank Oberst Booth verwundet zu Boden. Der Maorihäuptling Davis kam heraus und erquickte den Weißen mit einem Trunke Wasser. Da schlug ein englischer Soldat auf ihn an und schoß ihn nieder.

Oftmals haben die Maorihäuptlinge sich zur Abtretung beträchtlicher Länderstrecken erboten, aber die Colonialbehörden fanden allemal den Flächenraum nicht groß genug und schoben in diesem „gottlosen Kriege" ihre Soldaten immer weiter vor.

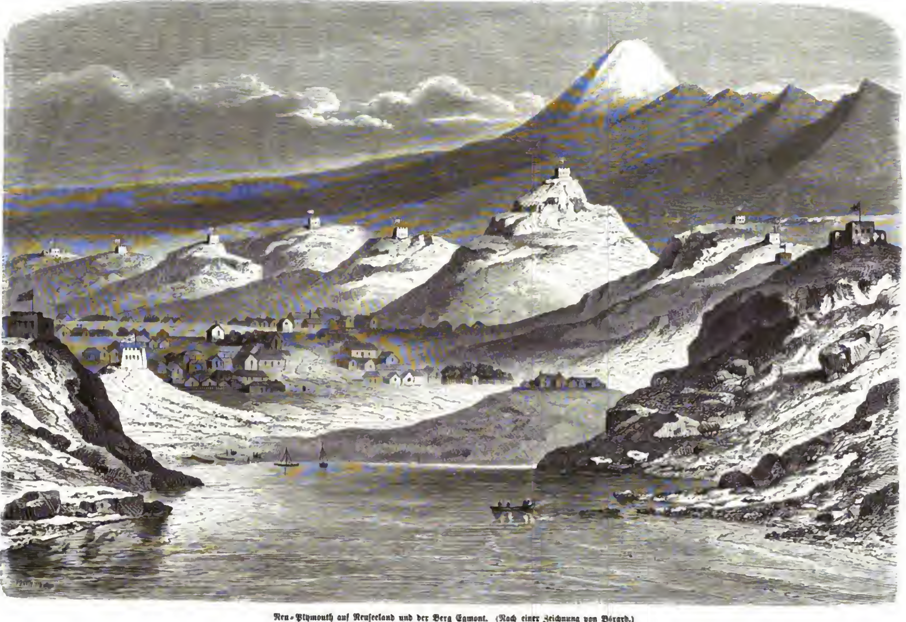
Kann es unter solchen Umständen und gegenüber einem solchen Verfahren Wunder nehmen, daß sich in die Maoris ein grimmiger Haß gegen Alles, was Englisch ist, eingefressen hat? Und was sollten sie von einer Religion halten, als deren Bekenner Menschen vom Schlage der englischen Colonisten ihnen entgegentreten? Wir begreifen vollkommen die durchaus gerechtfertigten Klagen der Missionäre (Church Missionary Intelligencer, März, Mai, Juli und August 1865); Niemand kann in Abrede stellen, daß sie sich seit länger als einem Menschenalter redliche Mühe gegeben haben, das Christenthum bei den Maoris einzu-



Junge Neuseeländerin aus Taupiri und zwei Mischlinge. (Nach einer Zeichnung von Bayard.)



Kriegstanz der Maoris. (Nach einer Zeichnung von Bayard.)



Neu-Plymouth auf Neuseeland und der Berg Egmont. (Nach einer Zeichnung von Bérard.)

bürgern. Sie rühmten sich, und sie thaten es in gutem Glauben, ihrer „fast wunderbaren" Erfolge; ein Stamm nach dem andern nahm das Evangelium an, und die Sendboten waren fest überzeugt, daß dasselbe fest bewurzelt sei. Freilich, wer die Sache ruhig und vom ethnologischen Standpunkte ansah, konnte sich mancher Zweifel nicht erwehren, und wir unsererseits haben schon 1858 („Das Erwachen der Südsee", in den geographischen Wanderungen Thl. II, Dresden 1859) unsere Bedenken geäußert. Nun zeigt sich plötzlich, daß das vermeintlich so tief in das Gemüth der Maoris eingedrungene Christenthum wie von einem Wirbelwinde hinweggefegt worden ist und einem wahnwitzigen, ganz tollen Aberglauben Platz gemacht hat, der wie ein Lauffeuer einen Stamm nach dem andern ergreift und einen handgreiflichen Beweis liefert, daß auch die Neuseeländer, gleich anderen „Wilden", aus ihrem frühern Gleichgewicht hinausgedrängt worden sind und ein neues noch nicht gefunden haben. Sie werden schwerlich ein solches finden, denn es scheint, als ob auch ihr Untergang besiegelt sei.

Schon vor einem Jahre haben wir (Globus VIII, S. 149 ff.) einige Mittheilungen über den Aberglauben des Paï marire, d. h. gut und friedfertig, gegeben. Seitdem hat dieser „neue Glaube" an Verbreitung ungemein gewonnen. Wir lesen in der „Germania", daß die Colonialregierung den Paï marire nöthigenfalls mit Waffengewalt unterdrücken wolle. „Die Sekte greift immer mehr um sich. Die europäischen Ansiedler an der Povertybay sind von ihnen gezwungen worden, ihre Besitzungen zu verlassen und nach Auckland zu flüchten; auch die Ansiedlungen am Waikato sind bedroht. Der Paï marire-Fanatismus verbreitet sich mit großer Schnelligkeit und äußert sich täglich mehr in bitterster Feindschaft gegen die englische Nation; man macht kein Hehl daraus, daß man alle Angehörigen derselben aus dem Lande treiben wolle. An der Povertybay erklärten neulich die Eingebornen dem Bischof Williams, bei ihnen solle der neue Glaube sich nicht fest setzen; aber kaum eine Woche nach dieser Erklärung sind beinahe drei Viertheile jener Leute zum Paï marire übergetreten und nun eifrige Anhänger desselben. Bischof Williams hat sich mit seiner Familie ꝛc. geflüchtet, und fast alle europäischen Handelsleute und Ansiedler haben die Ostküste verlassen, weil Leben und Eigenthum dort nicht mehr sicher sind. In Wangawa haben die Apostel des neuen Glaubens eine Menge Proselyten gemacht, und sie sind nun auch in den nördlichen Niederlassungen angekommen."

Die Missionäre gestehen jetzt ein, daß sie ihre früheren Erfolge bei weitem überschätzt haben. (Church Missionary Intelligencer, August 1865, S. 226.) „Die eingebornen Christen befanden sich noch in einem schwachen und unreifen Zustande und unterliegen nun einer schweren Prüfung. Maoris und Colonisten kamen der Landfrage wegen in Zwist. Wer der Wahrheit die Ehre geben will, muß zugestehen, daß man gegen die Eingebornen weder ehrlich noch billig zu Werke gegangen ist. Darüber wurden sie ergrimmt, begannen Krieg und nun erfahren sie die ganze Wucht der britischen Macht. Das Christenthum ist, weil es nur schwach und oberflächlich war, gänzlich aus ihnen gewichen, und manche Stämme sind zu dem alten, blutigen Aberglauben zurückgekehrt, der nun einen neuen Namen erhalten hat und zum Signal tödtlicher Feindschaft gegen England und das Christenthum geworden ist. Sie wollen von keinerlei, was Englisch ist, mehr wissen; sie verschmähen die Religion, welche sie von den Engländern erhalten haben. Einst waren sie der englischen Regierung und den Colonisten zugethan; aber, und das geben die Behörden selber zu, sie sind die Opfer eines ungerechten Krieges geworden. Sie überzeugten sich, daß das Christenthum die Engländer nicht gelehrt hatte, gerecht zu sein, daß Macht für Recht ausgegeben wurde, und daß man den, welcher sein gutes Recht behaupten wollte, für einen Rebellen ausgab. Von einem solchen Christenthume wollten sie ferner nichts mehr wissen."

„Wir beladen den Eingebornen mit europäischen Sünden und Lastern, während er seine eigenen obendrein behält; dann sagen wir, es sei nichts mit ihm anzufangen und er müsse ausgerottet werden. Ist dergleichen vor Gott zu verantworten? Können wir ein Land nicht colonisiren, ohne die Eingebornen zu vertilgen, dann sollen wir lieber gar nicht colonisiren, denn solch ein Land kostet mehr, als es werth ist."

Dieser Stoßseufzer wird ungehört verhallen und das Confisciren und Vertilgen seinen Fortgang haben; die „Civilisation" wird siegen. Das liegt einmal so im Verlauf der Dinge.

Wie entstand der Paï marire Glaube? Im April 1863 hatte sich der Gouverneur Grey überzeugt, daß die Colonialbehörden ganz und gar kein Anrecht hätten auf die von ihnen confiscirten Ländereien des Bezirkes Waitara; er beschloß, dieselben den Maoris zurückzugeben. Dagegen hatten die Eingebornen den Bezirk Tataraimaka, südlich von Neu-Plymouth, in Besitz, und zwar als ein Pfand, das sie herausgeben wollten, sobald sie Waikato wieder hätten. Die Colonialregierung aber ließ ohne Weiteres Tataraimaka in Besitz nehmen, ehe sie die Maoris benachrichtigt hatte, daß sie Waitara herausgeben wolle. Die Eingebornen wehrten sich und tödteten in einem Scharmützel den Kapitän Lloyd nebst einer Anzahl Soldaten; das geschah im April 1864.

Seitdem wollten sie nichts mehr vom Christenthume wissen. Sie schnitten Lloyds Kopf ab, und dieser ist nun, seltsamerweise, zum Symbol des neuen Glaubens geworden. Ein Maori, Te Ua, trat als Oberpriester auf und verkündete, daß er vom Engel Gabriel Offenbarungen erhalten habe. Er ließ, nach alter Landessitte, Lloyds Kopf räuchern und denselben weit und breit durchs Land tragen. Dieser Kopf, sagte er, sei fortan der Vermittler, durch welchen man im Verkehr mit Jehova bleibe. „Dies ist die neue Religion:" — „Die Gläubigen heißen Paï marire. — Der Engel Gabriel wird sie mit seinen Legionen vor ihren Feinden schützen. — Die Jungfrau Maria wird allezeit bei ihnen sein. — Die Religion, welche England als schriftmäßig lehrt, ist falsch. — Die Bibel muß ganz und gar verbrannt werden. — Alle Tage sind in gleicher Weise geheiligt, und der Sabbath der Christen hat durchaus keine Bedeutung. — Männer und Frauen müssen gemischt durcheinander leben, damit die Kinder sich vermehren wie der Sand an der See. — Die Priester haben übernatürliche Kraft und können ihren Anhängern vollständigen Sieg verleihen, wenn sie das Wort Hau! recht kräftig aussprechen. — Das Volk, welches sich zu dieser Religion bekennt, wird in Kurzem die ganze europäische Bevölkerung aus Neuseeland vertreiben. Das wird geschehen, sobald Lloyds Kopf seinen Rundgang durch das ganze Land gemacht hat. — Die Heerschaaren der Engel harren auf die Bitten und Befehle der Priester, um den Maoris bei der Ausrottung der Europäer Hilfe zu leisten. Sobald diese vernichtet oder vertrieben worden

sind, werden Männer vom Himmel herab kommen, um die Maoris in allen Künsten und Wissenschaften der Europäer zu unterrichten. — Den Priestern ist die Macht verliehen, jeden Maori die englische Sprache in einer einzigen Unterrichtsstunde zu lehren, vorausgesetzt, daß gewisse Bedingungen erfüllt werden, z. B. das Volk sich zu einer bestimmten Zeit bei einem Flaggenstock versammle, der eine bestimmte Höhe haben und an dem eine Flagge mit gewissen Farben flattern muß."

Man sieht, wie roh und ungegohren das Ganze erscheint, und wie wenig Klarheit trotz vieljähriger Bemühungen der Missionäre in die Köpfe dieser vormaligen Christen gekommen ist. Als sie den Hauptmann Lloyd erschlagen hatten, tranken sie dessen Blut. In der folgenden Nacht erschien der Engel Gabriel, gebot ihnen, das verscharrte Haupt auszugraben, dasselbe zu räuchern und zu trocknen, damit Lloyds Geist fortan aus diesem Kopfe spreche. Die Priester versichern, der Kopf thue Wunder und habe gesprochen; durch ihn sei der neue Glaube verkündet worden. Das kann möglich sein, denn unter den Maoris gibt es vortreffliche Bauchredner. Namentlich hat der Kopf geboten, die Silbe Hau so auszusprechen, wie wenn ein Hund laut belle. Sie ist das geheiligte Erkennungs- und Bundeswort; wer dasselbe oft, sehr laut und recht rasch ausspricht, wird von keiner feindlichen Waffe getroffen; die Kugeln verwunden nicht, sondern fliegen in die Luft. Die neuen Bekenner des Glaubens werden dadurch eingeweiht, daß sie Wasser trinken, in welches der Kopf Lloyds eingetaucht worden ist. Dabei leisten sie einen feierlichen Eid, jeden Weißen ohne Unterschied des Geschlechts zu vertilgen. Die Verkünder der neuen Lehre stehen unter ganz besonderm Schutze der Jungfrau Maria, die einst in Person unter ihnen erscheinen wird.

Das Hauhau-Bellen bezeichnen sie als Karakia und sie machen bei demselben gewisse Bewegungen mit den Händen. Hau hau bedeutet: Auf, auf!

Der wilde Ingrimm muß sich tief in die Seele der Maoris eingefressen haben, da sie selbst ihre aufrichtigen guten Freunde, die Missionäre, nicht verschonen. Diese waren bisher unangetastet geblieben, aber im März 1865 wurde der lutherische Geistliche Karl Sylvius Völkner (bei welchem einst Hochstetter eine gastliche Aufnahme gefunden) von den Paï marire auf gräßliche Weise ermordet. Er war, wie so manche andere deutsche Theologen, im Auftrage der londoner Missionsgesellschaft in den Dienst der anglikanischen Kirche getreten und stand seit Jahren der Mission zu Opotiki vor; diese liegt an der Ostküste der nördlichen Insel. Vor einiger Zeit hatte er seine Frau nach der Stadt Auckland gebracht und kam dann mit dem Missionär Grace, dessen Station zu Taupa war, nach Opotiki zurück, an Bord des Schiffes Eclipse, dessen Kapitän Levy, ein Jude, mit den Eingebornen Handelsverbindungen unterhielt. Die Maoris von Opotiki befanden sich in einem sehr aufgeregten Zustande, weil kurz vorher eine Anzahl Paï marires aus Taranaki angekommen waren; diese hatten den Kopf eines von ihnen ermordeten Engländers, Hewitt, bei sich.

Einige wenige Tage genügten, um die Maorichristen der Mission Opotiki für die neue Lehre zu gewinnen. Völkner war noch nicht wieder zurück; trotzdem plünderten sie sein Haus und versteigerten den Raub am Sonntage („Sabbath"); einen römisch-katholischen Priester, den Pater Grange, hatten sie zur Flucht gezwungen. Als nun die Eclipse bei Opotiki vor Anker ging, wurde sie sofort mit Beschlag belegt, und die Passagiere brachte man in Gewahrsam. Kapitän Levy blieb durchaus unbehelligt, weil er kein Christ, sondern ein Jude sei, und die Hauhaus Werth darauf legen, mit dem auserwählten Volke Jehovas in Verbindung zu stehen. Die Schiffsladung wurde ans Land gebracht und vertheilt; das Eigenthum der Gebrüder Levy blieb aber unangetastet.

Am folgenden Morgen holte man Stricke vom Schiffe, befestigte dieselben an einem Baume und holte Herrn Völkner herbei. Mehrere hundert Eingeborne waren zugegen. Die Hauhaus von Taranaki entkleideten ihn; die „Christen" der Mission standen ruhig dabei und ließen Alles geschehen, ohne nur eine Hand zu rühren. Um 2 Uhr Mittags band man ihm ein Tuch über die Augen, gestattete ihm einige Minuten zum Beten, und dann erhob sich ein diabolisches Schreien und Gelächter. Ein Priester (ein „Tiu") Namens Kereopa, zog den Strick in die Höhe; bald nachher war Völkner eine Leiche. Sie wurde abgeschnitten und in einen eingehägten Platz neben der Kirche gebracht; dort schnitt man den Kopf ab; was dann folgte, ist widerwärtig und empörend, muß aber erzählt werden, weil es kennzeichnend erscheint. Die Hauhaus nahmen das Gehirn aus dem Schädel, rissen die Augen aus und verzehrten beides; Männer, Weiber und Kinder drängten sich heran, um das Blut aufzulecken. Der Körper wurde vielfach verstümmelt und zuerst den Hunden vorgeworfen; als diese sich bissen, warf man ihn in eine Kloake. Grace und Kapitän Levy wurden geknebelt, bald aber wieder der Bande entledigt; sie waren dann bei einer Versammlung in der römisch-katholischen Kapelle zugegen, wo Völkners abgeschnittenes Haupt zur Schau ausgestellt wurde, und die Fanatiker ihre Ceremonien abhielten. Am 5. März wurde Grace freigelassen, und zwar so, daß man ihn von den Engländern gegen einen gefangenen Maorihäuptling, Heri Tupaea, auswechselte; an diesem Hauhaupriester war den Maoris viel gelegen.

---

Mehrfach haben wir im Globus des ausgezeichneten Werkes erwähnt, welches Ferdinand von Hochstetter unter dem einfachen Titel „Neuseeland", Stuttgart 1863, veröffentlicht hat. Unser Landsmann kam während seines neunmonatlichen Verweilens auf der Nordinsel, auf welcher das oben geschilderte Drama spielt, sehr häufig in Berührung mit den Maoris. Die meisten, sagt er, sind in vortrefflichen Missionsschulen und zum Theil in Volksschulen, die eingeborne Lehrer und Prediger haben, erzogen; sie lesen und schreiben und entwickeln oft staunenswerthe Kenntnisse in Geographie und Geschichte. Ackerbau und Viehzucht sind ihre Hauptbeschäftigung, sie treiben aber auch Handel und Gewerbe; ein großer Theil der Küstenschifffahrt ist in ihren Händen, und sie sind gewandte und unerschrockene Seefahrer. „Von der Natur mit intellectuellen und physischen Kräften reich begabt, von lebhaftem Naturell, voll frischen und freien Selbstgefühls, ist sich der Maori seiner Fortschritte in besserer Gesittung und Kultur wohl bewußt; allein auf die ganze Höhe christlich-civilisirten Lebens vermag er sich nicht zu erheben und in dieser Halbheit geht er zu Grunde."*)

*) Die Unfähigkeit der Maoris, sich zur ganzen Höhe europäischer Bildung und Gesittung emporzuschwingen, zeigt sich wohl in Nichts schlagender als in der Art und Weise, wie sie sich zur englischen Sprache verhalten und wie sie das Christenthum auffassen. Jene hat bei ihnen noch wenig Eingang gefunden, und die Engländer sehen sich genöthigt, die Maorisprache



Schwingübungen neuseeländischer Krieger. (Nach einer Zeichnung von Bayard.)

Hochstetter sagt: „Vom Christenthum haben sie sich nur die äußere Form angeeignet. An die Stelle ihrer alten heidnischen Riten und Ceremonien sind jetzt christliche Riten und Ceremonien getreten; die biblische Geschichte ist für den Maori nur eine neue Auflage von Ueberlieferungen, die er mit seinen alten Ueberlieferungen vertauscht und wohl auch vermengt; viele ließen sich taufen, weil sie dadurch zugleich materielle Vortheile erreichten. Das Christenthum ist nur äußerliche Satzung, die zur Mode geworden."

---

Die Neuseeländer sind tapfere und kräftige Leute. Unsere Illustrationen geben den Typus im Allgemeinen richtig wieder, nur scheint uns die Frau des Häuptlings Heke europäisch idealisirt zu sein. Bei dem Kriegstanze sind manche Gesichter wohl etwas zu breit; wenigstens war das Gesicht der drei Neuseeländer, welche ich in Europa gesehen habe, länglicher und glich mehr jenem Heke's. Die **Kriegstänze**, die jetzt von den Maoris aufgeführt werden, sind zahm zu nennen im Vergleich zu jenen in der Kannibalenzeit, welche indessen auch noch manchmal nachgeahmt werden. Die Krieger liefen, 10, 20 ja bis zu 60 Mann hoch, ein paar hundert Schritte; dann vertheilten sie sich in Gruppen, deren jede sich niederkauerte. Auf ein Zeichen des Häuptlings sprangen alle in die Höhe und marschirten, bald das rechte, bald das linke Bein emporhebend und mit entsprechenden Bewegungen des Oberkörpers, um plötzlich eine Elle hoch in die Luft zu springen. Dann ließen sie ein Heulen ertönen, das in Klageseufzer auslief; dabei sperrten sie den Mund weit auf, die Nüstern wurden aufgeblasen, die Zunge wurde aus dem Munde gesteckt und der ganze Körper in solche Bewegung gebracht, daß kein Muskel ruhig blieb. Zuletzt schlugen sie mit der Hand, welche keine Waffe hielt, auf die Lenden. Der Feind floh; die berühmtesten Krieger beider Theile riefen einander bei Namen, schimpften sich, die Streiter wurden immer wüthender und stürmten unter wildem Geheul in die Reihen der Gegner. Die Sieger trugen alle Verwundeten fort. Nach dem Kampfe wurden die Todten gekocht und verzehrt; nur der, welcher zuerst gefallen war, blieb den Göttern vorbehalten. Verwundete Feinde wurden unter Mißhandlungen und Qualen getödtet, namentlich den Häuptlingen zersägte man die Glieder mit Sägen von Haifischzähnen, goß ihnen heißes Kauriharz auf den Leib und kochte sie lebendig. Das war früher die Kriegführung von Neuseeland. Die jungen Männer kräftigten ihren Körper durch Leibesübungen, und das Schwingen am Seil war ein beliebtes Spiel.

Eine unserer Illustrationen zeigt eine christliche Neuseeländerin aus Tapiri; sie ist nicht mehr tättowirt. Die beiden Kinder, ihr Neffe und ihre Nichte, sind Mischlinge, Kinder eines englischen Vaters und einer Maorimutter. Uns scheinen die Gesichtszüge etwas zu sehr europäisirt zu sein. Admiral Mundy sagt in seinem Werk über Australien und Neuseeland (II, S. 79): „Die neuseeländischen Mischlinge haben einen sanften Ausdruck des Gesichts und des Blickes, und gleichen mehr den Bewohnern der Freundschaftsinseln als den kriegerischen Maoris."

Wir wollen bemerken, daß seit dem Frühsommer 1865 nicht mehr **Auckland** Hauptstadt von Neuseeland ist; man hat den Sitz der Regierung nach **Wellington** verlegt; also an die Cooksstraße. **New-Plymouth** wurde 1840 gegründet, liegt in einer fruchtbaren malerischen Gegend in der Provinz Taranaki und zählt etwa 4000 Einwohner. Im Hintergrunde erhebt sich der Berg Egmont. **A.**

zu erlernen. „Vielleicht beweist nichts so sehr **die Grenze, welche die Natur selbst der Civilisationsfähigkeit der Eingebornen gesetzt hat**, als die merkwürdige Erscheinung, daß diese, wenn sie auch Englisch verstehen, diese Sprache sogar lesen und schreiben können, es doch nimmermehr zu einer deutlichen englischen Aussprache bringen. Ein Maori sagte mir einmal ganz richtig: er glaube, die englische Sprache gehe in sein Ohr, aber er könne sie nicht wieder aus seinem Munde herausbringen. Wörter und Ausdrücke, welche in die Maorisprache übergegangen sind, nehmen eine Form an, in welcher man das Ursprüngliche gar nicht mehr erkennt. Aus **New Zealand** machen sie **Nuitireni**; aus **Victoria Queen of England** wird **Wikitoria te Kuini o Ingarangi**; aus **Governor** wird **Kawana**, aus **Auckland** wird **Akarano**, **Gold** wird zu **Kaura**, aus **Doctor** wird **te rata** und aus **Hochstetter** machten sie **Hotiteta**." Hochstetter S. 472.

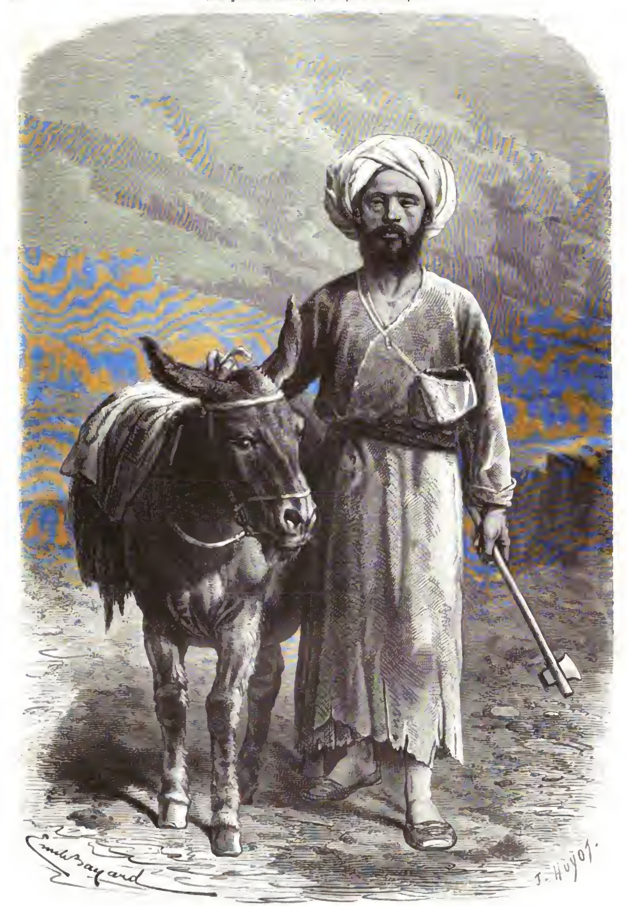
---

# Aus Hermann Vambery's Reise in Mittelasien.

## I.

Mekkapilger aus dem chinesischen Türkistan. — Vambery als Derwisch. — Der Chan von Chiwa. — Eine barbarische Hinrichtung. — Das Wasser des Orus. — Berittene Kaufmannsfrauen zu Schurachan. — Ein Zug durch die Wüste nach Buchara. — Tekke-Turkomanen. — Der Fieberwind Tebbad. — Rettung aus Lebensgefahr.

Vambery ist ein kühner und unternehmender Mann; ganz allein und mit schwachen Hilfsmitteln ist er vom Bosporus erst nach Teheran in Persien gezogen, hat dann eine an Gefahren und Beschwerden reiche Wanderung durch die turkomanische Wüste nach Chiwa im Süden des Aralsees gewagt und ist dann weiter nach Osten hin bis Buchara und Samarkand gegangen. Er fand Gelegenheit, die Verhältnisse von Türkistan genau kennen zu lernen, und seine Schilderungen sind nicht nur sehr ansprechend, sondern, wie wir glauben, auch getreu. Gerade jetzt haben sie einen erhöhten Werth, da die Russen, nachdem sie den Chan von Chokand besiegt und demselben Taschkend abgenommen haben, diesen Schlüssel zu Centralasien, mit dem Beherrscher Buchara's in Krieg gerathen sind. Von Samarkand ging Vambery nach Süden und Südwesten über Karschi und Kerki, wo er den Orus überschritt, durch das Chanat Maimene, das unter afghanischer Herrschaft steht, und besuchte Herat, welches als politischer Zankapfel zwischen Afghanen und Persern und als Knotenpunkt für einen ausgedehnten Karawanenverkehr von großer Wichtigkeit erscheint; von dort zog er über Meschhed in Chorassan nach Teheran zurück.




Hermann Vambery als Derwisch in Mittelasien. (Nach einer Zeichnung von Bayard.)

Die Reise*) fällt in das Jahr 1863 und ist überreich an zum Theil seltsamen Abenteuern gewesen. Wir denken beim Lesen derselben manchmal an Tausend und eine Nacht und zuweilen an Marco Polo oder Rauwolf. Vambery (Bamberger) ist im Jahr 1832 zu Duna Szerdahely auf der Donauinsel Schütt im presburger Comitate geboren, lernte früh mehre Sprachen und beschloß dann, in Asien den Spuren des Magyarischen nachzuforschen. Dieses gehört zu dem sogenannten altaischen Sprachstamme, aber noch ist ungewiß, ob zum finnischen oder tatarischen Zweige. Vambery wollte, wie er sagt, durch praktisches Studium der lebenden Sprachen den Verwandschaftsgrad zwischen der magyarischen Sprache und den türkisch-tatarischen Mundarten genau kennen lernen; das war der Hauptbeweggrund seiner Reise nach dem Orient. Nachdem er mehre Jahre zu Konstantinopel in türkischen Häusern verweilt, hatte er sich bald in einen Türken umgewandelt.

Im Spätjahr 1862 war er in Persiens Hauptstadt Teheran, machte von dort einen Ausflug nach Schiras, kehrte zurück und traf dann die Vorbereitungen zu seiner Reise gegen Osten. Der türkische Gesandte wußte um seinen Plan; im Hause desselben traf er manche Mekkapilger und Derwische aus Türkistan, und es machte dem Europäer unendliche Freude, sich mit zerlumpten Tataren zu unterhalten, weil dadurch seine Sprachstudien gefördert und seine Kenntnisse vermehrt wurden. Er gab sich für einen Mohammedaner aus und nannte sich Reschid Efendi; der Ruf sagte von ihm nicht nur, daß er die Derwische freundlich behandle, sondern selbst insgeheim ein Derwisch sei. Durch seine Vermittlung erhielten wandernde Pilger Zehrgeld vom Gesandten, bei welchem er sie einführte. Im März lernte er vier Pilger kennen, die von Mekka kamen und auf der Heimreise nach der Kleinen Bucharei, d. h. dem unter chinesischer Oberherrschaft stehenden Theile von Türkistan begriffen waren. Die Karawane dieser Männer bestand aus zwanzig und etlichen Leuten, welche alle aus Chokand und Kaschgar stammten. Ihnen schloß Vambery sich an; schon längst, so sagte er ihnen, sei er von dem Wunsche durchdrungen, den Born unverfälscht gebliebener islamitischer Tugend zu sehen und die Heiligen von Chiwa, Buchara und Samarkand zu besuchen. Die Tataren entgegneten: „Wir Alle sind bereit, nicht nur deine Freunde, sondern auch deine Diener zu werden;" die Häupter der Derwischkarawane nahmen ihn als Reisegefährten auf, und am 28. März wurde die Wanderung angetreten.

Manche Pilger hatten Maulthiere oder Esel, die Fußgänger trugen ihre Tscharuk, eine zweckmäßige Fußbekleidung für Infanteristen, und hatten geweihte Dattelpalmstöcke. Ihre Kleider bestanden aus schlechten Lumpen und waren um die Lenden mit einem Stricke befestigt. „Ich hatte mich in meiner armseligen Bekleidung für einen Bettler gehalten, doch jetzt, unter diesen Leuten, war ich ein König in einem Galaanzug."

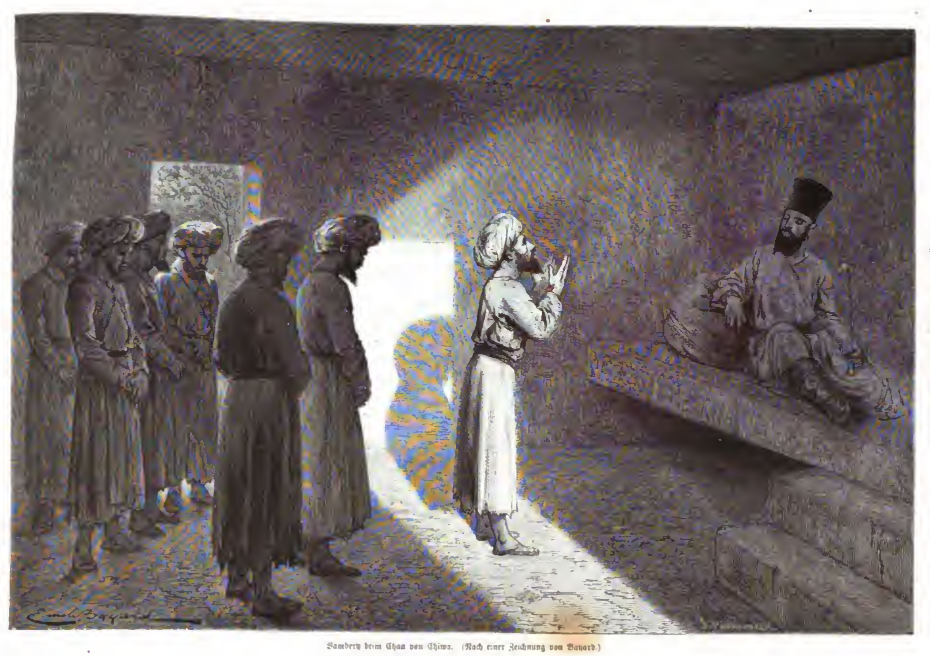
Das Haupt der Karawane, Hadschi Bilal aus Aksu in der chinesischen Tatarei und Hof-Imam (Geistlicher) des chinesisch-muselmännischen Gouverneurs derselben Provinz, hob die Hände zum Abschiedssegen empor, und kaum hatte jeder an seinen Bart gefaßt, um das Amen zu sagen, als die Fußgänger zum Thor des Karawanseraï hinausstürzten und den Berittenen mit gewaltigen Schritten vorauseilten. Nachher sprachen Alle Verse aus dem Koran und stimmten Hymnen (Telkine) an, wie es sich für den Pilger gebührt. Späterhin wurden auch fröhliche Lieder gesungen und Abenteuer erzählt. Dem Derwisch aus Ungarn machte diese Unterhaltung viele Freude, weil er so die Anschauungsweise jener Leute kennen lernte. Von dem Augenblick an, da er Teheran verließ, befand er sich ganz im mittelasiatischen Leben.

---

Die Karawane gelangte unter vielen Mühseligkeiten, welche sie in der turkomanischen Wüste zu bestehen hatte, nach Chiwa, wo sie vortrefflich aufgenommen wurde. Vambery hatte, als rechtgläubiger sunnitischer Derwisch, die Ehre, dem Herrscher des Landes, Seid Mehemmed Chan Padischahi Charesm, seine Aufwartung zu machen. Er erhob die Hände, sprach eine Sure aus dem Koran, fügte einige Gebete hinzu und schloß mit einem lauten Amen, wobei er seinen Bart strich. Während der Chan sich noch den Bart hielt, riefen Alle: „Kabul bolgadj, d. h. dein Gebet sei erhört." „Ich näherte mich dem Herrscher, er reichte mir die Hände, und nachdem wir ein Musafeha (den vom Koran vorgeschriebenen Gruß, bei welchem beide Theile sich die offenen Hände reichen) gemacht, zog ich mich einige Schritte zurück, und das Ceremoniel war zu Ende." Dann folgte eine Unterhaltung, und der Herrscher bot dem Derwisch ein Geschenk an. „Ich entgegnete, daß wir Derwische mit solchen irdischen Kleinigkeiten uns nicht abgeben. Der Nefes (heilige Hauch), den mir mein Pir (Oberhaupt meines Ordens) mitgegeben, könne mich vier bis fünf Tage ohne irgend eine Nahrung erhalten, und ich wünschte weiter gar nichts, als Gott möge Seine Majestät 120 Jahre leben lassen." Ein Angebot von 20 Dukaten lehnte Vambery ab, verwies aber auf das heilige Gesetz, welches einen weißen Esel zur Pilgerreise empfiehlt, und einen solchen bat er sich auch aus. Als er dann durch die Vorhöfe und den Bazar nach Hause ging, wurde er von der Menge mit Ehrfurcht begrüßt und war seitdem ein vielgesuchter Mann. Es ging, sagt er, sehr glänzend mit dem Geschäfte des Segen- und Hauchspendens, und er sammelte für diese „göttliche Waare" gegen 15 Dukaten Geld.

In Chiwa war Vambery Zeuge von Auftritten der grauenvollen Barbarei, wegen welcher jenes Land selbst in Asien berüchtigt ist. Ein Jasaul (Offizier des Hofhaltes) führte ihn in einen Vorhof des königlichen Palastes, in welchem sich etwa 300 Kriegsgefangene schon seit einigen Tagen befanden. „Sie waren in Lumpen gehüllt, von Todesfurcht und Hunger gepeinigt und sahen aus, als kämen sie aus dem Grabe. Man hatte sie in zwei Abtheilungen getheilt, nämlich in solche, die noch nicht das 40. Jahr erreicht hatten und als Sklaven verkauft oder verschenkt werden sollten, und in solche, welche der Stellung oder des Alters wegen als Aksakale (Graubärte, Rädelsführer) angesehen wurden und die vom Chan über sie verhängte Strafe erleiden sollten. Die ersteren wurden je zu 10 bis 15 mit eisernen Halsringen aneinander gekettet und abgeführt; die letzteren fügten sich geduldig in das über sie verhängte Urtheil und erschienen wie gebundene Lämmer in den Händen ihrer Henker. Während man mehre zum Galgen oder zum Blocke fortführte, sah ich ganz dicht neben mir, wie acht Greise sich mit dem Rücken auf die Erde niederlegten. Man band ihnen Hände und Füße, und der Henker stach ihnen der Reihe nach beide Augen aus, indem

*) Dieselbe erschien zuerst in englischer Sprache: **Travels in Centralasia, being the account of a journey from Teheran across the Turkoman desert on the eastern shore of the Caspian, to Khiva, Bokhara and Samarkand, performed in the year 1863 by Arminius Vambery**, London, Murray 1864. Wir gaben daraus schon früher einige Auszüge. Seitdem ist, Leipzig 1865, bei Brockhaus, der deutsche Text erschienen: „Reise in Mittelasien ꝛc." Wir empfehlen diese „Originalausgabe" ganz angelegentlich.



Vambery beim Chan von Chiwa. (Nach einer Zeichnung von Bayard.)

er, auf die Brust eines jeden niederknieend, nach jeder Operation das von Blut triefende Messer an dem Barte des geblendeten Greises abwischte. Grauenvoll war die Scene, als nach der schrecklichen Handlung die Opfer, von ihren Stricken befreit, mit den Händen herumtappend, aufstehen wollten. Manche schlugen mit den Köpfen aneinander und stießen ein dumpfes Gestöhn aus. Die Erinnerung daran wird mich zittern machen, so lange ich lebe."

Diese Grausamkeit war übrigens Vergeltung eines nicht minder barbarischen Aktes, welchen jene Tschandors an einer Ösbegischen (usbekischen) Karawane begangen hatten. Sie zählte an 2880 Kameele und war auf dem Wege von Orenburg nach Chiwa überfallen und gänzlich ausgeplündert worden. Die Tschandor-Turkomanen nahmen den Leuten auch alle Lebensmittel weg, und so kam es, daß viele verhungerten, andere erfroren und von 60 nur 8 ihr Leben retteten. Uebrigens, sagt unser Reisender, sei eine so haarsträubende Bestrafung von Kriegsgefangenen durchaus nicht als Ausnahme zu betrachten. In Chiwa, überhaupt in ganz Mittelasien, weiß man nicht, was Grausamkeit ist; dies Verfahren gilt für ganz natürlich, weil Sitten, Gesetze und Religion damit übereinstimmen.

„Der gegenwärtige Chan wollte sich den Ruf eines Beschützers der Religion verschaffen, und er glaubte sich denselben zu erwerben, wenn er das kleinste Vergehen gegen dieselbe mit der größten Härte bestrafte. Es genügte, einen Blick auf eine tiefverschleierte Dame zu werfen, um durch Redschm, wie es die Religion befiehlt, hingerichtet zu werden. Ein Mann, welcher die Ehe gebrochen, wird gehängt, die Frau nahe am Galgen bis zur Brust in die Erde eingegraben und gesteinigt. Da es in Chiwa keine Steine gibt, so gebraucht man harte Erdschollen (Kesek). Das arme Opfer wird schon beim dritten Wurf ganz mit Staube bedeckt und der von Blut triefende Körper gräßlich entstellt. Erst der Tod endet die Qualen. Der Chan hatte so großen Religionseifer, daß die Ulemas denselben kühlen mußten, aber auch jetzt vergeht kein Tag, an welchem nicht Jemand von der Audienz des Herrschers durch das verhängnißvolle Alib barin (nehmt ihn mit!) zum Tod abgeführt wird. Aber trotz aller Rauhheit der Sitten und aller dieser Scenen habe ich in Chiwa und seinen Provinzen in meinem Derwisch-Incognito die schönsten Tagen meiner Reise verlebt."

---

Die Derwische waren von den frommen Leuten in Chiwa weidlich gepflegt worden. Statt der alten Pelzmützen trugen sie schneeweiße Turbane, alle Ranzen waren straff, und selbst der Aermste besaß nun einen Esel. Vambery seinerseits hatte einen ganzen Esel und ein halbes Kameel zur Verfügung; auf jenem ritt er, dieses trug seinen Reisesack; statt des schwarzen Mehles, welches er früher genossen, konnte er nun weiße Pogatscha essen, d. h. in Schafsfett gebackene kleine Kuchen; ja er hatte sogar Reis, Butter und Zucker. Auch hatte man ihm ein Hemd geschenkt, er hütete sich aber wohl dasselbe anzulegen, „weil dieser Luxusartikel mich hätte verweichlichen können, und dies zu früh gewesen wäre".

So zog die Karawane ab, um nach Buchara zu gehen. Sie setzte über den Oxus, welcher durch die Regengüsse des Frühlings außerordentlich breit war und mit seinen gelben Wellen und der ziemlich raschen Strömung einen interessanten Anblick darbot. Das Wasser ist in dem eigentlichen Flußbette nicht so gut trinkbar, wie in den Kanälen und Gräben, wo der Sand sich schon etwas gesetzt hat. Jenes knirscht unter den Zähnen, als ob man in einen Sandkuchen beißt; was aber den süßen und guten Geschmack anbetrifft, so behauptet man in Türkistan, daß darin kein Fluß auf Erden, selbst nicht der Nil, „der gesegnete" (Mubarek) dem Oxus gleichkomme, und Vambery ist derselben Ansicht.

Am rechten Ufer des Oxus liegt die Stadt Schura Chan. Sie ist mit einer Erdmauer umgeben, hat nur wenige Wohnhäuser und besteht zum größten Theil aus 320 Gewölben, die in der Woche zwei Mal geöffnet und von den Nomaden und Ansässigen der Umgegend besucht werden. In der Derwischkaserne (Kalenterchane) fand Vambery mehre fromme Derwische, welche durch den Genuß des Opiums und des Beng, der aus Hanf bereitet wird (nicht wie Vambery irrthümlich sagt aus „Flachs"), zu Gerippen abgemagert waren und auf dem feuchten Boden in ihren Zellen umher lagen. Als er sich ihnen vorstellte, hießen sie ihn willkommen und ließen Brot und Früchte bringen. Als er dafür Geld geben wollte, lachten sie ihn aus; sie sagten, mehre von ihnen hätten schon seit 20 Jahren kein Geld in die Hand genommen. Nahrungsmittel bekommen sie von den Gläubigen und lassen sie dafür eine Pfeife Gift rauchen. In Chiwa ist Beng das beliebte Narcoticum, und viele sind diesem Genuß ergeben, da Wein und andere starke Getränke verboten sind und die Regierung den Genuß derselben mit dem Tode bestraft.

Den Markt fand Vambery mit Menschen angefüllt und nur mit Mühe konnte er sich einen Weg durch die wogende Menge bahnen. „Alles war zu Pferde, Käufer wie Verkäufer, und äußerst drollig war es anzusehen, wie die Kirgisenfrauen mit großen Lederschläuchen voll Kimis (stark gesäuerter Stuten- oder Kameelmilch), auf den Rossen sitzend, die Oeffnung des Schlauches über den Mund des Fordernden hielten, wobei die Geschicklichkeit von beiden Seiten so groß war, daß nur selten einige Tropfen nebenbei fielen."

---

Zwischen Schura Chan und der Wüste liegt eine etwa acht Meilen breite fruchtbare Oase; der Wüstenrand heißt Akkamisch und hat noch gute Triften, die von Kirgisen beweidet werden. Die Karawane schlug nun den Weg nach Südosten ein, und die Hitze wurde jetzt, in der ersten Woche des Juli, immer beschwerlicher. Während eines Nachtmarsches der Karawane kamen zwei halbnackte Menschen, flehten um einen Bissen Brot und sanken dann zu Boden. Vambery gab ihnen Brot mit Schafsfett, aber sie vermochten nur wenig zu essen. Diese Leute waren Fischer aus Hesaresp, von einer Horde Tekke-Turkomanen ihres Bootes, ihrer Kleider und Nahrungsmittel beraubt und mit dem nackten Leben entlassen worden. Die Räuber waren auf einem Alaman, einem Raubzuge gegen die Kirgisen, begriffen. Die Schiffer sagten: „Um Gotteswillen fliehet oder versteckt euch, denn in einigen Stunden müßt ihr ihnen begegnen, und sie werden euch, trotzdem ihr fromme Pilger seid, nackt, ohne Thiere und Nahrung hier zurücklassen; denn diese ungläubigen Tekke sind zu Allem fähig." Der Anführer der Karawane, welcher früher schon zweimal beraubt worden war, trat sofort den Rückweg an und suchte eine sichere Stelle am Oxus.

Die Reise wurde dann, der Turkomanen und der Hitze wegen, nur bei Nacht fortgesetzt. Am 5. Juli war die Karawane an einer Station, welche den reizenden Namen Adamkyrylgan, d. h. der Ort, wo Menschen zu Grunde gehen, führte. Hier war ein unabsehbares Sandmeer, das bald, gleich dem vom Sturme gepeitschten Meere,




Bestrafung von Ehebrechern. (Nach einer Zeichnung von Bayard.)

hohe Sandwogen, bald wieder, gleich dem vom Zephyr bewegten Spiegel eines stillen Sees, sanfte Wellen bildet. Kein Vogel in der Luft, kein Wurm oder Käfer auf der Erde ist zu sehen; es gibt nur Spuren erloschenen Lebens, die Gebeine umgekommener Menschen und Thiere, die jeder Vorübergehende zu einem Haufen sammelt, damit sie zum Wegweiser dienen. Vor den Turkomanen war man dort sicher; es gibt kein Pferd auf der Welt, das hier nur eine Station zurücklegen könnte.

Diese Wüste ist breit, hat kein Wasser, und jeder Reisende hielt selbst beim Schlafen seine Schläuche fest umarmt. Trotz der sengenden Sonnenhitze mußte man Tagemärsche von 5 bis 6 Stunden machen; je eher man aus dem Sand herauskam, desto weniger brauchte man den gefährlichen Tebbad zu fürchten. Das Wort ist persisch und bedeutet Fieberwind. Durch die Qualen des Sandes und der Hitze erkrankten mehre Kameele und starben; einige Leute ermatteten und mußten auf den Kameelen festgebunden werden; sie lallten immer: „Wasser, Wasser!" aber selbst ihre besten Freunde versagten den lebenspendenden Trunk, und einer der Durstigen starb. „Ich war zugegen, als er seinen Geist aufgab; die Zunge war schwarz, der Gaumen grauweiß; die Züge waren nicht sehr entstellt, nur die Lippen zusammengeschrumpft. Es ist schrecklich anzusehen, wie der Vater vor dem Sohne, der Bruder vor dem Bruder das Wasser versteckt, denn jeder Tropfen ist Leben, und bei den Qualen des Durstes gibt es keine Aufopferung und keinen Edelmuth, wie doch sonst wohl bei anderen Lebensgefahren."

Am vierten Tage des Zuges in der Sandwüste, 8. Juli, hatte Vambery in seiner Ledertasche nur noch ungefähr 6 Gläser Wasser, von welchen er, trotz des quälenden Durstes, immer sehr wenige Tropfen genoß. Als er zu seinem Schrecken sah, daß seine Zunge schwarz zu werden anfing, trank er die Hälfte des noch übrigen Wassers auf einmal. Dadurch glaubte er sich retten zu können. Aber am Morgen des fünften Tages verspürte er heftigen Kopfschmerz, und als endlich um Mittag das Chalatagebirge in Sicht kam, fühlte er, wie seine Kräfte langsam schwanden.

Jetzt wurde der Sand weniger tief und die „feste Ebene" war nahe. Schon späheten Aller Augen nach einer Heerde, als der Karawanbaschi auf eine Staubwolke hinwies, die immer näher kam. Die Reisenden stiegen eilig von ihren Thieren ab, und diese wußten schon, daß der Tebbad heranbrauste. Unter lautem Brüllen legten sich die Kameele nieder, streckten den langen Hals auf den Boden und suchten den Kopf im Sande zu verbergen. Die Reisenden kauerten sich hinter ihnen zu Boden; der Wind fuhr mit dumpfem Getöse über sie hin und warf eine zwei Finger dicke Sandschicht auf sie, deren erste Körner wie ein Funkenregen brannten. „Nur sechs Meilen tiefer in der Wüste brauchten wir den Tebbad anzutreffen, und wir wären Alle umgekommen. Von der Fieber und Erbrechen verursachenden Wirkung des Windes habe ich wenig bemerken können; nur die Luft wurde schwerer und drückender als zuvor."

Gegen Abend gelangte die Karawane an einige Brunnen, deren Wasser aber nur für das Vieh genießbar war; doch man durfte nun auf Rettung hoffen. Für Vambery war es auch dazu die allerhöchste Zeit. Er konnte nicht allein vom Kameel absteigen und man legte ihn auf die Erde; sein Inneres brannte wie Höllenfeuer, und der heftige Kopfschmerz hatte ihn in eine Art von Betäubung versetzt. Er glaubte, der letzte Abend seines Lebens sei gekommen. Als er am 10. Juli Morgens erwachte, befand er sich in einer Lehmhütte und sah sich von einigen schwarzbärtigen Leuten, welche ihn mit Milch erquickten, umringt. Es waren persische Sklaven, die sich 10 Meilen weit von Buchara zur Bewachung der Schafe in der Wüste befanden. Diese armen Verbannten, welche doch Schiiten waren, hatten so viel Edelmuth, ihren Erzfeinden, den sunnitischen Pilgern, Wasser zu geben.

Jetzt war alles Ungemach überstanden. Die Pilger erreichten bald nachher die Station Chodscha=Oban, wo sie das Grab eines Heiligen besuchten, befanden sich am 11. Juli an einem See voll süßen Wassers, und nun lag die Wüste hinter ihnen. Sie waren an der Grenze des eigentlichen Buchara, und zwei Tage später zogen sie in die gleichnamige Stadt ein.

---

# Zur Kunde der Alterthümer des Menschengeschlechts.

## I.

### a. Einige Bemerkungen über das Steinzeitalter.

Wer kann sagen, wie viele Jahrtausende verflossen sind, bevor die Menschen lernten und sich darauf verstanden, die Metalle zu bearbeiten und aus denselben Geräthe zu verfertigen? Ohne Zweifel ist diese Fertigkeit oder Kunst auf sehr vielen Punkten des Erdballs und zu sehr verschiedenen Zeiten ganz selbstständig und unabhängig ins Leben getreten, und die Bewohner Altamerika's, vom Obern See bis nach Peru, haben die Bearbeitung des Kupfers sicherlich nicht von Europäern oder Asiaten gelernt. Der Gebrauch des Eisens fällt in eine spätere Zeit als jener des Kupfers und der Bronce, aber in den jüngeren Epochen hat man Werkzeuge aus beiden Metallen neben einander und dazu noch Geräthe aus Steinen benutzt. Die sogenannten drei Zeitalter des Steins, der Bronce und des Eisens greifen in einander über.

Aber in den ältesten, namentlich auch in den vorgeschichtlichen Zeiten hatte man nur Geräthe aus Stein oder Thierknochen. Das Steinzeitalter ist zugleich das Kindeszeitalter des Menschengeschlechts, und Alles deutet darauf hin, daß es von ungemein langer Dauer gewesen sei. Bei einzelnen wilden Völkern dauert dasselbe bis heute noch fort; es giebt Inseln in der Südsee, deren Bewohner noch in unserm Jahrhundert Metalle, welche ja auf ihren Eilanden fehlen, gar nicht kannten.

Die Naturforscher und Archäologen (— wir haben jetzt

die Grundlagen für eine Archäologie des Menschengeschlechts gewonnen, von welcher die Gelehrten selbst des vorigen Jahrhunderts noch keine Ahnung hatten —) nehmen für das Steinzeitalter zwei Perioden an: die ältere, in welcher die aus den Gruben genommenen Steine nur einfach bearbeitet wurden, und die jüngere der polirten Steine. Oder man bezeichnet diese Perioden als die archäolithische aus der Diluvialzeit, und die neolithische, die spätere Steinzeit, in welcher die Geräthschaften bereits auf eine gewisse Art von Kunstfertigkeit hindeuten, die Formen mannichfacher auftreten und schon eine Politur der Geräthschaften eintritt.

Steingeräthschaften kommen in allen Erdtheilen in ganz ungeheurer Menge vor. Lubbock*) weist nach, daß allein im Museum zu Kopenhagen nicht weniger als 8798 Stein- und Knochengeräthschaften vorhanden sind, darunter z. B. 1070 Feuersteinärte und Keile, 285 Breitmeißel, 270 Hohlmeißel, 365 Spitzmeißel, 33 spitze Hohlmeißel, 250 Dolche, 656 Lanzenspitzen, 171 Pfeilspitzen, 205 halbmondförmige Geräthe, 756 Aerte mit Löchern und Hammerärte, 390 Feuersteinplatten und 489 Gegenstände verschiedener Art. Zu diesen 4840 Stücken kommen noch 3678 rohe Steinwerkzeuge, die man in den Küchenabfällen gefunden hat, 171 Geräthschaften aus Knochen und dergleichen aus den Küchenabfällen 109. Zählt man noch die Duplicate und die zerbrochenen Stücke hinzu, so kommen zwischen 11,000 und 12,000 Eremplare heraus. Außerdem sind wohl mehr als 20,000 Steingeräthschaften in Privatbesitz, nicht blos in Dänemark, sondern auch in Schleswig und Holstein; Stockholm hat an 16,000, Dublin mehrere 1000 Eremplare.**)

Die ältesten Zeiten, die ersten Stadien der Menschen weisen, wie schon gesagt, nur Steingeräthe auf; in einer unendlich viel jüngeren Epoche sind dergleichen immer noch in Gebrauch neben Werkzeugen 2c. aus Erz und Eisen. Das Gewinnen der Metalle muß für jene Leute, die so unvollkommene Instrumente hatten, sehr mühsam gewesen sein; sie wußten nichts von dem Verfahren, durch welches jetzt die Erze mit verhältnißmäßig leichter Mühe zu Tage gefördert werden; Straßen und Wege kannte man nicht, und der Transport war schwierig. Broncegeräthe müssen theuer gewesen sein; sie waren zumeist nur im Besitze der Wohlhabenden. Bateman hat in England 37 Erdhügel (wir wollen fortan den Ausdruck Tumuli für dieselben gebrauchen) untersucht; in allen fand er Bronce, aber in 29 derselben auch steinerne Geräthe. Bekanntlich war bei den Azteken in Meriko die Bronce im Gebrauch, daneben benutzten sie aber auch den Obsidian und verfertigten Werkzeuge aus diesem Steine selbst dann noch, als sie schon eiserne Geräthe kannten.

Die Ansichten, welche in Abrede stellen wollten, daß eine specifische Steinperiode vorhanden gewesen sei, sind durch überzeugende Gründe vollkommen beseitigt worden. Diese ergeben sich aus unserer gegenwärtigen Kunde der alten Tumuli oder Begräbnißhügel, der Pfahlbauten, der Kjökkenmöddings in Dänemark 2c. und der Knochenhöhlen. Dazu kommen noch manche andere Denkmäler, z. B. alte Festungswerke, Uferdeiche, Hüttenkreise, Cloghanns, Weems, Pictenhäuser 2c. Doch von diesen letzteren gehören viele einer späteren Zeit an, und es ist noch nicht ermittelt worden, welche von ihnen in das Steinalter zu verlegen sind.

Man benutzte sehr verschiedene Steinarten, wenn sie nur hart und zäh genug für Werkzeuge erschienen; im dubliner Museum sieht man z. B. Meißel aus Feldspath, die fast so scharf sind wie Feuersteine; sodann aus Basalt, aus Schiefer, und aus Porphyr mit Hornblende. In Europa ist jedoch der Feuerstein am meisten benutzt worden; derselbe hat auf die Entwickelung der Civilisation einen nicht unbedeutenden Einfluß geübt. Die Wilden schätzen ihn, weil er hart ist und leicht sich spalten läßt. Wer sich auf das letztere einigermaßen versteht, kann einen Feuersteinblock in eine Menge sehr verschiedener Formen zerlegen. Der Schlag mit einem abgerundeten Hammer auf die glatte Oberfläche eines Feuersteins verursacht einen conoidischen, einen afterkegelförmigen Bruch, dessen Größe zumeist von der Gestalt des Hammers abhängt. Die Oberfläche des Bruchs setzt sich nach unten durch den Stein fort in einer divergirenden Richtung (also auseinanderlaufend) und umfaßt einen Kegel, dessen Spitze sich an den Punkten befindet, auf welche der Schlag des Hammers gefallen ist; dieser Kegel kann dann aus der Masse herausgebrochen werden. Derartige Feuersteinkegel sehen wir auch jetzt sehr häufig an unseren Landstraßen, wenn die Wege ausgebessert werden.

Schlägt man nicht auf eine platte Fläche, sondern auf die Ecke eines mehr oder weniger viereckigen Feuersteins, so ist der Bruch anfangs halbconoidal oder doch annähernd so; weiterhin aber wird er flach und setzt sich in dieser Richtung wohl 10 Zoll weit fort. So bildet er eine dem Schwertblatt ähnliche Figur mit einem dreieckigen Querdurchschnitt. Ein vollkommenes Feuersteinblatt wird immer am Ende, auf der flachen Seite, einen größern oder kleinern knollenartigen Auswuchs, wenn man so sagen darf, haben. Nachdem die vier Ecken oder Winkel eines Feuersteinquadrats in solcher Weise abgeblättert oder abgesprengt worden sind, können die acht neuen Ecken in ähnlicher Weise behandelt werden, und so weiter fort.

Unsere Figuren (Fig. 1—4) zeigen einen Block oder Kern und die von demselben abgesprengten Blätter; das mittlere von den dreien ist durch Arbeit zugespitzt worden. Eine andere Figur (Fig. 5) zeigt ein pfeilförmiges Blatt aus Irland, an welchem das dicke Ende abgesprengt worden ist, offenbar um einen Stiel oder eine Handhabe daran zu befestigen. Die Figuren 6—9 sind kleine Feuersteinblätter aus Dänemark; man findet dergleichen überall, wo die alten Bewohner Feuerstein oder Obsidian hatten. Die Figur zur Linken zeigt, daß hier schon ein anderes Blatt von demselben Block abgesprengt worden ist; an den beiden mittleren sind die Spitzen abgebrochen. Manchmal, obwohl nicht oft, wird ein breites Blatt in der Weise abgenommen, daß dasselbe über zwei andere Blätter über- oder hinausgreift, und dann ist die Figur fünfeckig.

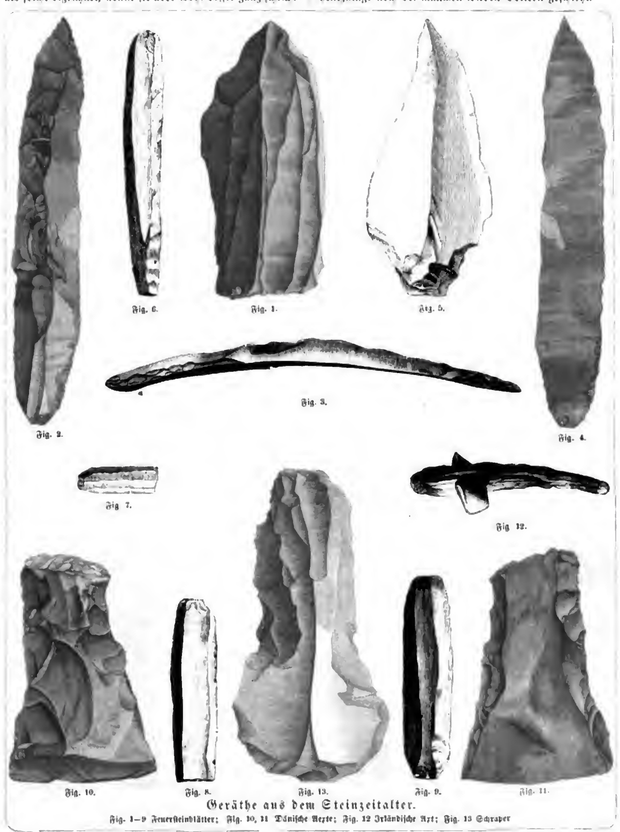
Zum Herstellen solcher Blätter ist eine gewisse Fertigkeit erforderlich, auch muß ein passender Stein ausgewählt werden. Die Feuersteinblätter, so einfach sie auch erscheinen, sind allemal Menschenwerk. Wer solche herstellen will, muß den Stein festhalten und eine tüchtige Kraft durch Druck oder Schlag anwenden, dieselbe wenigstens drei bis viermal wiederholen und zwar in ziemlich derselben Richtung. Als Naturspiel kann dergleichen nur höchst selten und ausnahmsweise vorkommen. Wo wir also Feuersteinblätter antreffen, haben wir zugleich sichere Spuren von Menschen.

Die Blätter haben eine scharfe Seite und können als

*) Prehistoric times, as illustrated by ancient remains and the manners and customs of modern savages; by John Lubbock. London 1865, S. 10.

**) Wir erhatten so eben durch die Güte des Verfassers ein inhaltreiches Buch, auf das wir gelegentlich zurückkommen werden: „Das Steinalter der Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland und einiger angrenzenden Landstriche, von C. Grewingk, Dorpat 1865. Es bildet Nr. 4 der Schriften der gelehrten estnischen Gesellschaft. Wir danken auf diesem Wege für die Zusendung. A.

Messer gebraucht werden. Man hat sie auch schon oftmals als solche bezeichnet, nennt sie aber wohl besser ganz schlicht: Sägen, Ahlen oder Pfeilspitzen verfertigt; wie das auch heutzutage noch bei manchen wilden Völkern geschieht.




Geräthe aus dem Steinzeitalter.

Fig. 1—9 Feuersteinblätter; Fig. 10, 11 Dänische Aexte; Fig. 12 Irländische Axt; Fig. 13 Schraper

weg Blätter, und bezeichnet als Messer solche Instrumente, die lediglich zum Schneiden verwandt wurden. Viele Blätter hat man gar nicht zum Schneiden benutzt, sondern daraus

Aexte, Keile und Meißel (Kelts) waren für die Menschen des Steinzeitalters von großer Wichtigkeit. Man findet namentlich in Dänemark ganz prächtige Exemplare;

Lubbock besitzt ein solches aus schönem weißen Feuerstein von 13 Zoll Länge, 1½ Zoll Dicke und 3½ Zoll Breite. Die Aexte auf der Insel Seeland haben zumeist senkrechte Seiten, bei den jütländischen dagegen sind sie gewöhnlich ausgeschweift, und das letztere gilt durchschnittlich auch in anderen westeuropäischen Ländern. Doch haben jene in der Schweiz, die viel kleiner sind als die dänischen, wieder perpendikuläre Seiten. Wir geben die Abbildung einer gewöhnlichen *dänischen Art* (Fig. 10 u. 11).

Zuweilen sind diese Aexte oder Keile in Dänemark polirt, aber gewöhnlich sind sie rauh, während das erstere im übrigen Nordwesteuropa häufig vorkommt. Sie wurden an hölzernen Griffen, Handhaben, Stielen befestigt; dafür zeugen nicht blos manche Spuren, sondern auch einige Exemplare, an denen die Stiele noch vorhanden sind. Unsere Figur (Fig. 12) zeigt ein solches, das vor einigen Jahren in Irland, in der Grafschaft Monaghan, aufgefunden wurde; der Stiel war 13 Zoll lang und von Fichtenholz; Stiele von Horn sind in den Pfahlbauten der Schweiz gefunden worden. Noch jetzt haben manche Wilden keine besseren Geräthe. Die Leute der Vorzeit konnten mit so unvollkommenen Aexten und mit Hülfe des Feuers große Bäume fällen und Kähne verfertigen. Die Pfähle in den Schweizerseen sind, so weit das Steinzeitalter in Betracht kommt, mit solchen Aexten bearbeitet worden; das sieht man an den noch vorhandenen Einhieben deutlich genug. In den dänischen Torfmooren hat man Bäume gefunden, welche die Spuren der Steinaxt und zugleich des Feuers deutlich erkennen lassen; in zwei Fällen lagen sogar neben den Bäumen noch die Aexte.

Diese Aexte wurden auch als Kriegswaffen gebraucht, und man hat sie häufig in Häuptlingsgräbern zusammen mit Dolchen aus Bronce gefunden. Im Jahre 1809 wurden die Steine von einem großen Cairn, dem vermeintlichen Grabmal eines alten Königs Aldus Mac Goldus, hinweggeräumt; die Arbeiter stießen dabei auf einen steinernen Sarg von sehr roher Arbeit, hoben den Deckel ab und fanden das Geripp eines Mannes von ungewöhnlicher Größe. Man sah, daß der eine Arm vom Schulterblatt abgetrennt war und zwar durch einen Hieb mit einer steinernen Axt, von welcher noch Bruchstücke im Knochen vorhanden waren. Diese Axt in dem Cairn von Kircudbrightshire war von Grünstein, der in dieser Gegend Schottlands nicht vorkommt. Neben jenem Gerippe fand man auch eine Feuersteinkugel von 3 Zoll Durchmesser, die vollkommen rund und sehr hübsch polirt war, sodann noch eine Pfeilspitze, gleichfalls aus Feuerstein, — aber von Metallgegenständen war nichts vorhanden.

*Steinäxte mit Schaftlöchern* wurden nicht aus Feuersteinen verfertigt, weil die Beschaffenheit der letzteren dazu nicht geeignet ist; in Kopenhagen sind aber zwei solche Aexte, bei welchen man natürliche Löcher, die im Feuerstein vorhanden waren, für den Stiel benutzt hat. Ob Aexte mit Schaftlöchern dem eigentlichen Steinatter angehören, ist ungewiß, weil man sie gewöhnlich in Gräbern der Broncezeit findet. Die Befestigung des Schaftes in einem Loche ist vielleicht überhaupt erst aufgekommen, nachdem man Metalle kannte.

Die sogenannten *Schraper* oder *Kratzer* sind länglich und an einem Ende abgerundet; dieses letztere ist durch eine Reihe von Schlägen abgeschrägt worden (Fig. 13). Die eine Seite ist flach, die andere mehr oder weniger convex; manchmal hat solch ein Schraper einen kurzen Stiel und gleicht dann einem Löffel. Sie kommen in Dänemark, Frankreich, England, der Schweiz und auch sonst noch vor, sind von 1 bis 4 Zoll lang und ½ bis 2 Zoll breit. Die Schraper, welcher sich noch jetzt die Eskimos bedienen, sind in ihrer Gestalt genau so wie jene aus dem Steinalter.

Die *kleinen dreieckigen Aexte* sind für die Kjökkenmöddings kennzeichnend, an der einen Seite flach, auf der andern convex, in roher Weise annähernd dreieckig oder auch viereckig, und die scharfe Seite befindet sich am breiten Ende; sie sind 2½ bis 5½ Zoll lang, 1½ bis 2½ Zoll breit und niemals abgeschliffen. Steenstrup läßt unentschieden, ob diese eigenthümlichen Werkzeuge überhaupt als Aexte benutzt worden seien; er ist geneigt, sie für Gewichte an Fischleinen zu halten; dergleichen kommen in ähnlicher Weise noch jetzt bei den Eskimos vor. Es leuchtet allerdings ein, daß manche von diesen „Aexten" niemals zum Schneiden oder Behauen tauglich gewesen sind. Uebrigens gleichen die Steinbeile der Neuseeländer und mancher Insulaner der Südsee genau denen, welche für die Kjökkenmöddings kennzeichnend sind, nur daß bei ersteren die Schneide polirt erscheint.

Die *Meißel* gleichen den dänischen Aexten, haben gerade Seiten wie diese, sind aber schmäler, und ihre Oberfläche ist fast immer glatt gerieben. Manche sind an der einen Seite ein wenig ausgehöhlt. Die sogenannten *Ahlen* oder *Pfrieme* sind längliche Stücken Feuerstein, welche durch wiederholtes Behämmern zugespitzt wurden; sie sind nicht sehr scharf, aber stark.

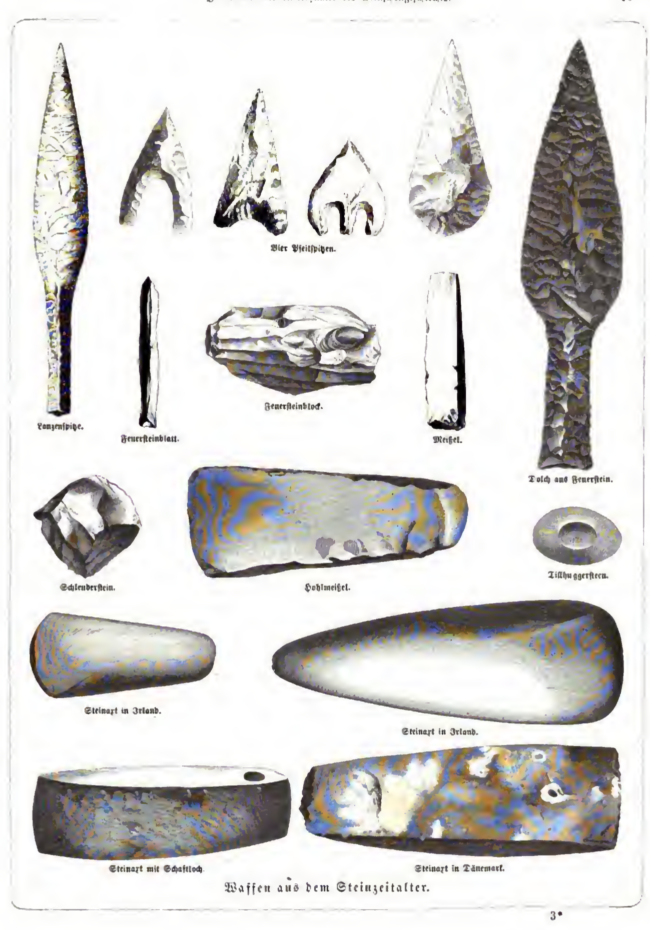
*Lanzenspitzen* kommen in sehr verschiedener Größe und Gestalt vor; einige sind von den Pfeilspitzen kaum zu unterscheiden, andere dagegen viel größer; manche so roh, daß man zweifeln kann, ob sie überhaupt fertig gearbeitet wurden, und andere so vollendet, daß sie für Kunstwerke gelten können. Sehr schöne Exemplare hat man auf der dänischen Insel Möen gefunden. Auch die *Dolche* sind manchmal wahre Meisterwerke und liefern den Beweis, wie geschickt man den Feuerstein zu bearbeiten wußte. Sie gleichen den Dolchen aus Metall so genau in ihrer Gestalt, daß manche Alterthumsforscher geneigt waren, sie für Nachahmungen von Broncedolchen zu halten und als nicht in das Steinalter gehörend zu betrachten. Aber dagegen sprechen die Fundörter; die Hypothese ist nicht haltbar.

Eine andere Art Feuersteinwaffe kommt in Dänemark häufig vor, hat einen Handgriff wie die Dolche, läuft aber nicht gleich diesen in einer Blattspitze aus, sondern hat eine andere Art von Spitze, die man, wenn sie abgebrochen war, wie jene am Dolche zuspitzen konnte. Merkwürdig ist, daß beide Arten an den Seiten eingekerbt erscheinen.

*Wurf- oder Schleudersteine* kommen in zwei Arten vor. Die eine besteht aus rohen Stücken Feuerstein, welche durch einige Hammerschläge die erforderliche Gestalt bekommen haben. Steenstrup meint, daß manche derselben als Steinbeschwerer für Netze gedient haben; andere müssen aber doch als Wurfsteine, als Waffe benutzt worden sein, denn man hat sie in Torfmooren gefunden. Die zweite Art besteht aus runden, abgeplatteten Feuersteinscheiben, und manche derselben sind vortrefflich gearbeitet.

Die *Tillhuggersteens* der nordischen Alterthumsforscher haben eine ovale oder eierförmige Gestalt und sind auf einer Seite oder auch auf beiden eingebogen oder ausgehöhlt. Man weiß noch nicht, wozu dieselben eigentlich verwandt worden sind; man meint, daß sie zwischen Finger und Daumen gehalten und als Hammer oder Schnitzer gebraucht wurden. Aber die Vertiefung ist bald beträchtlicher, bald geringer, und manchmal der Stein völlig durchlöchert; deshalb meinen einige, es handle sich hier um Ringsteine für Netze oder kleine Hammerköpfe.

*Pfeilspitzen* kommen in verschiedenen Arten vor. Die dreieckigen haben oft an jeder Seite eine Kerbe für die




Waffen aus dem Steinzeitalter.

Schnur, durch welche die Spitze am Schafte befestigt wurde. Andere sind an der Basis ausgehöhlt oder eingezackt; wieder andere haben eine Verlängerung, die in den Schaft gesteckt wurde; bei vielen finden wir am untern Theil eine doppelte hufeisenförmige Aushöhlung, und noch andere sind blätterförmig. Die ächten Pfeilspitzen sind gewöhnlich einen Zoll lang; oft gehen sie in die Gestalt eines Wurfspeeres oder einer Speerspitze über.

Andere Feuersteingeräthe, z. B. Hämmer, Sägen, Harpunen rc. übergehen wir für jetzt.

Die Menschen des Steinzeitalters haben aber auch Knochen, Hörner und Geweihe von Thieren zur Anfertigung von Werkzeugen verwandt, namentlich jene vom Hirsch, weil diese sehr hart sind. Sehr häufig kommen der Pfriem, die Able und lange meißelförmige Geräthe vor, deren Verwendung wir nicht kennen, sodann zugespitzte Rippenknochen, die wahrscheinlich an Fischnetzen befestigt oder auch beim Verfertigen von Töpfergeschirr gebraucht wurden. Harpunen, Pfeil- und Speerspitzen von Knochen sind gleichfalls nicht selten; durchbohrte Zähne scheinen als Amulete getragen worden zu sein.

Man findet die oben beschriebenen Steingeräthe häufig nahe der Oberfläche des Bodens, und viele sind beim Pflügen oder anderen Feldarbeiten zu Tage gekommen. Was auf diese Art zum Vorschein gelangte, hat verhältnißmäßig einen nur geringen wissenschaftlichen Werth; nur wenn wir diese Gegenstände in größerer Menge und besonders wenn wir sie mit anderen Ueberresten zusammenfinden, werfen sie Licht auf die Sitten, Gebräuche und die Lebensweise der Menschen des Steinalters.

Schon oben ist die Bedeutung der Tumuli, der Pfahlbauten und der Muschelhügel erwähnt worden; hier müssen wir ein Wort auch über die Küstenfunde sagen.

In Dänemark hat man rohe Feuersteine in großer Menge an Stellen gefunden, welche auf der frühern Küstenlinie liegen, die das Meer vor alten Zeiten bespülte; gegenwärtig ist dieselbe eine andere. Man bezeichnet diese Gegenstände als „Kystfunden". Seit dem Steinzeitalter hat in Jütland der Boden sich gehoben oder das Meer ist zurückgetreten, denn manche Küstenfunde liegen nun auf trockenem Gelände. Die Küste ist sehr flach und die Erhebung, so gering sie auch erscheint, hat doch in manchen Fällen genügt, sie weit von der gegenwärtigen Wasserlinie hinwegzurücken. Andere Küstenfunde dagegen liegen niedriger, z. B. jener beim Eisenbahnhofe zu Korsöer, der nur bei Ebbe zum Vorschein kommt, während manche stets mit Wasser bedeckt sind. Man nimmt wohl mit Recht verschiedene Klassen von Küstenfunden an. Auf Anholt rührt ein solcher offenbar von einer Werkstätte her, in welcher Feuersteingeräthe verfertigt wurden; man erkennt das noch aus den Abfällen und weil mehr als 60 Feuersteinkerne oder Klumpen noch an Ort und Stelle liegen; — hier war, wie wir sagen würden, eine Fabrik. Aber die noch jetzt unter Wasser befindlichen Küstenfunde müssen auch in alten Tagen unter demselben gelegen haben. Von Seewohnungen und Pfahlbauten finden wir in Dänemark keine Spur; man darf also wohl annehmen, daß wir hier die Stellen haben, wohin die Fischer ihre Netze schleppten. Dergleichen geschieht auch heute noch. Es ist erklärlich, daß manche Werkzeuge, die beim Fischen Verwendung finden, namentlich die Steine, welche als Netzbeschwerer dienten, verloren gingen, und die Gegenstände, die bei den Küstenfunden zu Tage kommen, gehören gerade in diese Klasse. Es sind unregelmäßige abgesprengte Feuersteine, Netzbeschwerer, Wurfsteine, Platten, Schraper, Ahlen und Aexte, und man hat dergleichen in fast allen Küstenfunden zu Tage gefördert, von den einzelnen Gegenständen hier mehr und dort weniger. Steenstrup und Lubbock sammelten unweit von Fröelund bei Korsöer in Zeit von nur einer Stunde: 141 Platten, 84 Gewichtsteine, 5 Aexte, 1 Schraper und etwa 150 abgesplitterte Feuersteine (Chips); bei Aarhuus in Jütland fand Lubbock in dritthalb Stunden: 76 Gewichtsteine, 40 Platten, 30 Schraper, 17 Ahlen und eine große Menge Chips.

In den seichten und geschützten Buchten Dänemarks ist gewöhnlich ruhiges Wasser, und dort hat sich in vielen Fällen über die Feuersteingeräthe eine sie schützende Sanddecke gelagert. Das war der Fall bei den eben erwähnten Küstenfunden; der eine wurde bei der Abwässerung des Landes, der andere beim Bahnbau bloßgelegt. Zuweilen treibt die Strömung den leichtern Sand weg, läßt aber die Steine, weil sie schwerer sind, liegen; in manchen Fällen sind aber diese ganz ungestört geblieben und dann gewöhnlich in solcher Menge vorhanden, daß man sie an ihrer Farbe schon aus der Ferne erkennt. Auch an den englischen Küsten kommen dieselben dann und wann vor; solch ein „Flintfund" liegt z. B. bei Reigate.

---

## b. Menschen zur Zeit der Gletscherperiode.

Wir werden oftmals Gelegenheit finden, auf das Steinzeitalter zurückzukommen und auch die Bronceperiode zu schildern. Heute wollen wir einen andern Gegenstand berühren, das Vorkommen des Menschen schon in der Gletscherperiode. Die Erörterungen, welche darüber Ch. Martins, Professor der Geologie in Montpellier, angegeben hat, sind im Wesentlichen die nachstehenden (Bulletin de la société anthropologique II. S. 631 ff.).

Die Schwemmgebilde (das Diluvium) finden wir nicht als eine ununterbrochene und gleichförmige Lage auf der Erdoberfläche; jedes Diluvium verdankt vielmehr seine Entstehung einem benachbarten Gebirge oder einer Gebirgskette, und je höher dieselben sind, um so beträchtlicher ist dasselbe an Ausdehnung wie an Mächtigkeit; am Südabhange der Alpen liegen Schwemmgebilde von 600 bis 900 Fuß hoch. Das Gestein des Diluviums besteht aus Bruchstücken vom Gesteine des Gebirges, welche durch Diluvialströmungen herabgeschwemmt wurden. Wir wissen nicht, wodurch die letzteren veranlaßt worden sind.

Lange Zeit nach der Diluvialperiode war die Gletscherzeit vorhanden. Die Gletscher, welche sich auf den Gebirgen gebildet hatten, waren allmälig in die Thäler und Ebenen hinabgerückt und bedeckten ausgedehnte Landstrecken, die jetzt völlig frei von Eis sind.

Gletscher bilden sich durch Anhäufungen des Schnees auf den Gebirgen. Jede neue Schneelage drückt auf die früheren, welche sich verdichten und in harte, eisähnliche Massen verwandeln. Die Gesammtmasse wird immer schwerer und gleitet an den Abhängen des Gebirges langsam aber unablässig in die Thäler hinab. Genaue Beobachtungen haben ergeben, daß manche Gletscher im Jahre 200 bis 250 Fuß vorrücken. Aber der Gletscher dehnt sich nicht immer in demselben Verhältniß aus; manchmal scheint er stehen zu bleiben oder auch kleiner zu werden. Die niedrigeren Theile schmelzen im Sommer weg. An den Grenzen des Gletschers zeigen sich zwei entgegengesetzte Erscheinungen: jene des Anwachsens und Fortschreitens und die der Verminderung. Beide Erscheinungen halten vielfach einander das Gleichgewicht, und dann erscheint der Gletscher als stationär. Jene in den Pyrenäen zum Bei-

spiel scheinen unbeweglich zu sein und doch gehen sie abwärts gleich den anderen; in der Schweiz dagegen rücken mehre Gletscher alljährlich vor. In anderen Gegenden sind sie zurückgewichen, und wir kennen manche, die wechselsweise vor- und zurückrücken.

Manche Gebirge, z. B. der Jura und die Vogesen, sind in vorhistorischen Zeiten mit Gletschern bedeckt gewesen; dafür sind unverkennbare Spuren vorhanden. Damals war die Gletscherperiode, welche in zwei Epochen zerfällt. Während der einen dehnten sich die Gletscher aus, während der andern wichen sie wieder zurück und gewannen die Grenzen, welche sie heute einnehmen.

Vermöge des Studiums der heutigen Gletscher ist es den Geologen möglich geworden, die Geschichte der Gletscherperiode ins Klare zu stellen.

Die Oberfläche der Gletscher ist bedeckt mit allerlei Getrümmer von Erde, Kiesel- und anderen Steinen, zum Theil gewaltigen Blöcken, welche sich von dem anliegenden Gebirge abgelöst haben. Der Gletscher allein füllt nicht ganz und gar ein Thal aus; er erhebt sich vom Boden aus bis zu einer manchmal sehr beträchtlichen Höhe, aber seine Oberfläche liegt nicht selten tief unterhalb des Gipfels der Berge, welche das Thal einschließen. Von diesen Höhen nun stürzen sehr oft Erd- und Steinmassen hinab. Durch die Winterkälte wird das Gestein gespalten, im Sommer dringt das Schneewasser in die Lücken ein, gefriert während der kalten Monate und bildet dann Keile, durch welche die Felsen auseinandergesprengt werden. Sodann reißt das Sommerwasser eine Menge von Erde und Steinen ab und führt dieselben nach unten; Alles, was von oben herabkommt, fällt auf die Gletscher oder in deren Nähe nieder und bildet auf jeder Seite des Thales eine Art von Randeinfassung, eine Moräne.

Wir gehen auf die Moränen nicht näher ein, weil der Gegenstand jüngst im Globus (VIII, S. 326) eingehend erörtert worden ist. Das unregelmäßige Getrümmer, aus welchem die Moränen bestehen, wird als erratisches Getrümmer bezeichnet, weil es durch die Gletscher fortgeführt wird und manchmal weite Strecken zurückgelegt hat. Die Blöcke und die kleineren Steine, welche während der Wanderung keine Abreibung erfahren, haben ihre unregelmäßige Gestalt und ihre scharfen Ecken behalten und unterscheiden sich dadurch von den gerollten und rundlichen Steinen der Schwemmgebilde.

Unter den Trümmern, welche durch Gletscher fortgeführt worden sind, findet man Steine von allen Größen und namentlich auch die sogenannten Fündlinge oder erratischen Blöcke, die zum Theil eine ganz ungeheure Größe haben und völlig verschieden von den Gesteinarten sind, welche der Gegend angehören, wo wir diese hergewanderten Blöcke finden.

Wir finden nun Moränen und erratische Blöcke auch in Gegenden, wo wir für die historischen Zeiten gar keine Gletscher nachweisen können, und durch sie haben wir den Beweis, daß vor unserer jetzigen geologischen Periode eine Epoche vorhanden gewesen ist, in welcher die Gletscher einen großen Theil der heutigen gemäßigten Zone bedeckt haben. Dafür zeugen insbesondere diese erratischen Blöcke, denn aus ihrer geologischen Beschaffenheit ergiebt sich, daß sie Gesteinsarten von Gebirgen angehören, die manchmal viele Grade weit entfernt liegen. Wir finden sie auf der Oberfläche des Bodens, über der jüngsten Formation desselben, und folglich sind sie erst, nachdem dieser letztere sich gebildet hatte, abgelagert worden. Auch beweist ihre eckige und unregelmäßige Gestalt, daß sie nicht herbeigerollt sind. Die Annahme, daß sie durch Menschenhand an Ort und Stelle gebracht worden seien, wird durch ihren gewaltigen Umfang und ihr ungeheures Gewicht ausgeschlossen. Sie haben auf Gletschern gelegen, die an Ort und Stelle geschmolzen sind, oder auf schwimmenden Eisschollen und Eisbergen, welche durch Strömungen in wärmere Gegenden getrieben wurden und zerschmolzen.

Wir wissen und können mit Sicherheit nachweisen, daß einst die Gletscher der Alpen einerseits bis ins Rhonethal, andererseits bis in die Ebenen von Piemont und der Lombardei gereicht haben; in der Umgegend von Turin liegen Blöcke, die vom Mont Cenis gekommen sind. Die heutigen Gletscher sind Ueberreste von alten Gletschern, die früher weit und breit die Gegend überlagert haben.

Die Gletscherzeit ist jünger als die des Diluviums, und die Gletscher hatten eine sehr weite geographische Ausdehnung. Wir haben in Deutschland erratische Blöcke, die aus den Alpen Skandinaviens stammen.

Nun fragt sich, ob in der Gletscherzeit Menschen gelebt haben? Man hat daran gezweifelt, wenigstens in Bezug auf die Gegenden, welche mit Gletschern bedeckt waren, und weil man sich den Grad der damals herrschenden Kälte als übertrieben vorstellte. Aber Menschen leben in Sibirien, wo die Kälte manchmal — 40° C. erreicht, und es ist ja nicht ein ungemein hoher Kältegrad, welcher die Gletscher erzeugt, sondern der Schnee, und zwar bei verhältnißmäßig gemäßigter Kälte, und wenn der Sommer nicht so lang und nicht so warm ist, um den Schnee völlig aufzuthauen. In der Schweiz z. B. brauchte die mittlere Sommertemperatur nur um 5 Grad C. niedriger zu werden, und dann würden vielleicht nach 100,000 Jahren, — aber was sind 100,000 Jahre in der Geologie? — die Gletscher das ganze Land begraben. Ganz gewiß hat der Mensch während der Gletscherperiode in unseren jetzt gemäßigten Gegenden leben können; lebt er doch jetzt in Chamouny ganz in der Nähe der Gletscher, welche immer weiter vorrücken. Im nördlichen Norwegen, in Lappmarken, liegen Dörfer an der Ausmündung von Thälern, die völlig mit Eis ausgefüllt sind.

Ganz Schweden war einst mit Eis bedeckt; dort ist das Gestein überall abgerieben und geriest, und außerdem wissen wir, daß sich in neueren Zeiten der Boden dieses Landes allmälig gehoben hat, sodann, daß dieser geologische Prozeß noch jetzt fortdauert. Auch Senkungen werden stattgefunden haben, wir wissen aber nicht, wie oft und wie lange. Während derselben bildete das Land den Meeresboden; es war mit einer Sandlage bedeckt, und auf dieser hatten sich viele Muschelbänke abgelagert. Dann legten sich schwimmende Eismassen, welche sich von den Gletschern auf dem Festlande abgelöst hatten, auf den seichten Stellen fest und ließen beim Zerschmelzen die erratischen Blöcke auf die Muschelbänke niederfallen. Während der nächsten Periode der Erhebung tauchten dann diese Blöcke allmälig aus dem Meere hervor, nach ihnen die Muschelbänke, dann die Sandbänke und zuletzt der Urboden.

Solche erratische Blöcke sind in unzähliger Menge vorhanden und bilden an mehren Stellen wahre Hügel, die man im Land als Osars bezeichnet. Bei Upsala ist ein ganzes Schloß auf einem solchen Osar erbaut worden. Man findet an den Osars, von unten nach oben, zuerst den Urboden, dann eine Lage Sand, nachher ein Muschellager und erratische Blöcke.

Als der Kanal von Stockholm nach Gothenburg gegraben wurde, mußte man einen dieser Osars durchstechen, und man fand unter ihm,

in der tiefsten Lage, im Urboden, unterhalb der Sandlage, Steine, welche einen Heerd bildeten, und in der Mitte dieses Heerdes lagen Holzkohlen.

Es erleidet keinen Zweifel, daß diese Kohle von einem auf dem Heerd angezündeten Feuer herrührt und von denkenden, intelligenten Wesen zu einem bestimmten Zweck angemacht worden war. Es lebten also Menschen da, wo jetzt Schweden ist, und sie lebten vor der allgemeinen Senkung des Bodens, welche gleichzeitig mit der Ausdehnung der Gletscher war, oder vielleicht früher als diese letztere eintrat. Jene Menschen wohnten auf dem festen Lande; allmälig ist der Boden, auf welchem sie hauseten, unter dem Wasser des Baltischen Meeres verschwunden, die See hat eine dicke Sandschicht niedergeschlagen, und über diesem Sande hat sich eine Muschelbank gebildet. Die schwimmenden Eismassen kamen, brachten erratische Blöcke mit, und diese fielen, als das Eis zerschmolz, auf den Grund des Meeres. Nachher kam eine Periode der Erhebung, und während derselben stieg der Osar allmälig aus dem Wasser empor. Das Alles ist nicht plötzlich geschehen, sondern nach und nach, und die Zeit, welche dazu erforderlich war, läßt sich gar nicht berechnen. So rückt sich für Schweden das Dasein des Menschen in ein so hohes Alterthum hinauf, daß wir fast davor erschrecken, wenn wir diese Zeit mit unseren kurzen geschichtlichen Perioden vergleichen.

Die anthropologische und geologische Zeitrechnung ist von ganz anderer Art, als die geschichtliche Chronologie. Der Mensch hat schon in der Diluvialzeit gelebt, er war auch während der Gletscherperiode vorhanden. A.

# El Dorado.

Von **Wilhelm Stricker.**

Etwa fünfzig Jahre bevor die Entdeckung der neuen Welt die Kenntnisse der europäischen Menschheit räumlich so sehr erweiterte, hatten die flüchtigen Griechen nach der Einnahme Constantinopels durch die Türken (1453) dem Abendland eine nicht weniger wunderbare Zeit, die des classischen Alterthums, erschlossen. Indien, das den Alten das Land der Wunder war, glaubte man auf anderem Wege aufgefunden, und, nicht weniger als die Sucht nach Gold, spornten die Sagen von den kopflosen, einfüßigen Menschen des Herodot, von den streitbaren, allein lebenden Amazonen des Curtius die wundersüchtigen Abenteurer zu immer weiterem Vordringen in den Continent Südamerika's an. Denn es wurde ihnen nicht so leicht gemacht, wie ihren Gefährten in Meriko und Peru, in den massenhaften Besitz edler Metalle zu gelangen. Gleich einer Luftspiegelung wich die Residenz des Goldmannes (el Dorado) immer weiter vor ihnen zurück, je tiefer sie ins Festland eindrangen, und sie empfanden tantalische Qualen, welche der immer von Neuem auftauchende Besitz einzelner kleiner Goldgeräthe bei den Eingebornen nicht ermatten ließ. Denn die Indianer, denen noch zu Humboldts Zeiten (Reisen in die Aequinoctialgegenden des neuen Continents II, 204) der Sinn für Wahrheit völlig fremd war, welche aber mit merkwürdigem Scharfblick errathen, was der fragende Fremde zu hören wünscht, hatten nicht so bald begriffen, was die herrschende Leidenschaft der furchtbaren Fremdlinge sei, als sie das leichte Mittel erkannten, dieselben aus ihrem Gebiete zu entfernen, indem sie die Quelle des bei ihnen vorgefundenen Goldes immer weiter ins Innere verlegten. Suggestivfragen von Seiten der Europäer mögen eben so wohl die Sage von der großen und prachtvollen Stadt Manoa an einem ausgedehnten Binnensee (mar de aguas blancas) hervorgerufen haben, wie sie bewirkten, daß die streitbaren Caribenweiber, welche hie und da ihren Männern im Kampfe gegen die Landungen der Spanier beistanden, zu regelrechten Amazonen mit allen einzelnen Zügen der griechischen Sage sich umbildeten. Auf den letztern Punkt, den wir vielleicht ein andermal behandeln, können wir an dieser Stelle nicht näher eingehen; dagegen wollen wir die Züge zur Entdeckung des Dorado, an welchen die Deutschen so bedeutenden Antheil nahmen, bis zu dem Zeitpunkt verfolgen, wo es einem deutschen Forscher von der entgegengesetzten Seite gelang, den Punkt des Dorado zu erreichen, dessen Beschaffenheit freilich in Nichts der sagenhaften Prachtstadt Manoa glich.

Der Name El Dorado ist eigentlich nicht der Name der Stadt, sondern der des daselbst wohnenden Königs, eines einäugigen Indiers, der mit Gold bedeckt ist, und kommt zuerst 1536 vor. Der Goldmann wurde zuerst in den Anden von Neu-Granada gesucht und wanderte allmälig 300 Stunden weit östlich. G. F. de Oviedo (1478 bis 1557) meldet in einem Briefe an den Cardinal Bembo, Gonzalo Pizarro habe einen großen Fürsten aufgesucht, „der in diesen Gegenden sehr berühmt und allezeit mit Goldstaub bedeckt ist, so daß er vom Kopf bis zu den Füßen einer von einem trefflichen Goldschmied gearbeiteten Goldfigur gleicht. Der Goldstaub wird jeden Morgen ihm von seinen mit langen Blaserohren versehenen Kammerherren auf die Haut geblasen und vermittelst eines wohlriechenden Harzes auf den Leib befestigt; weil jedoch diese Art Kleidung ihn am Schlafe hindern würde, so wäscht sich der Fürst jeden Abend und läßt sich am Morgen neu vergolden." — In den Thälern von Guayana, wo die Bemalung des Leibes statt der Tättowirung angewandt wird, bestreichen die Eingebornen sich mit Schildkrötenfett und kleben hierauf metallglänzende, entweder silberweiße oder kupferrothe Glimmerblättchen auf die Haut. Davon ist schon im Jahre 1594 die Rede. Vielleicht ist aus dieser Sitte die Sage von dem Goldmann entstanden.

Die ersten Entdeckungszüge der Spanier nach dem Goldlande wurden von Osten her unternommen. Diego de Ortaz, von Kaiser Karl V. mit dem Lande zwischen Venezuela und Brasilien beliehen, begann seinen Entdeckungszug von der Mündung des Marañon. Dort sah er in den Händen der Landeseingebornen häufig große grüne Steine, die er für Smaragde hielt, die aber wahr-

scheinlich Goldspath waren. Die Indianer gaben ihm die Versicherung, er würde, wenn er noch einige Tage stromaufwärts führe, ein großes Felsstück von grünem Steine finden. Allein ehe er noch diesen großen Smaragd erreicht hatte, machte ein Schiffbruch allen weiteren Entdeckungen ein Ende. Mit Mühe vermochten die Spanier sich auf zwei kleineren Fahrzeugen zu retten und durch den raschen Strom längs der Küste hin nach Paria zu gelangen. Weil diese Stadt der Ausmündung des Orinoco sehr nahe gelegen ist, so faßte Ortaz den Entschluß, eine Unternehmung auf diesem großen Flusse zu versuchen. Er überwand die Klippen am Ausflusse des Meta, wurde aber durch die Wasserfälle von Tabaje am weitern Vordringen verhindert. Ortaz zuerst vernahm die Sage von dem einäugigen Goldkönig.

Im Jahre 1533 ward Alonzo de Herrera, der Schatzmeister des Ortaz'schen Kriegszuges, von dem Statthalter Geronimo de Ortal zur Fortsetzung der Entdeckung des Orinoco und des Meta abgeordnet. Er verwandte 13 Monate auf den Bau flacher Fahrzeuge und auf die unentbehrlichen Zurüstungen für eine lange Reise. Nur mit Erstaunen kann man die Erzählung von diesen kühnen Unternehmungen lesen, bei denen 3 bis 400 Pferde eingeschifft wurden, um jedesmal, wo die Reiterei an dem einen oder dem andern Ufer gebraucht werden konnte, dieselbe zu landen. Herrera fuhr aus dem Orinoco in den Meta ein und verfolgte dessen Lauf aufwärts, bis er durch einen vergifteten Pfeil getödtet wurde. Sterbend ernannte er den Alvaro de Ortaz zu seinem Nachfolger. Dieser brachte 1535 die Reste des Kriegszugs in die Feste von Paria zurück, nachdem er auch die wenigen Pferde, welche einen achtzehnmonatlichen Feldzug überlebt, noch verloren hatte.

Schwankende Sagen und Gerüchte von den Reichthümern, welche bei den Völkerschaften, die am Meta und anderen vom östlichen Abhang der Cordilleren von Neu-Granada kommenden Zuflüssen des Orinoco wohnten, gefunden werden sollten, veranlaßten, daß von einer andern Seite her und durch ein anderes Volk die bisher gescheiterten Entdeckungsreisen nach dem Dorado wieder aufgenommen wurden.

Kaiser Karl V. hatte nämlich 1528 den Welsern von Augsburg („Belzaros" der Spanier), welchen er große Summen (nach verschiedenen Angaben 5 bis 12 Tonnen Goldes) schuldete, die Küste von Venezuela zwischen dem 10 und 12° nördl. Br. in der Länge von 200 Stunden zwischen den Vorgebirgen Macarapana und de la Vela verpfändet unter folgenden Bedingungen: Sie sollen vier Schiffe mit 300 Mann und Lebensmitteln für ein Jahr auf ihre Kosten ausrüsten, das Land erobern, zwei Niederlassungen und drei Festungen darin anlegen, auch 50 deutsche Bergleute hinüber befördern. Dagegen machte sich der Kaiser anheischig, dem Statthalter dieses Landes 200,000 Maravedis (etwa 430 Thlr.), dem Generalkapitän 100,000 Maravedis jährlich für die Dauer ihres Lebens auszusetzen, die Würde eines Alguazil mayor (Oberrichters) auf ewige Zeit ihnen, ihren Erben und Nachfolgern zu ertheilen, eben so den Befehl über die drei Festungen auf ewige Zeiten mit 75,000 Maravedis (etwa 160 Thlr.) Jahresgehalt für jede. Ferner versprach er den Titel eines Statthalters für immer demjenigen unter ihnen, auch seinen Erben und Nachkommen, den sie aus ihrer Mitte dazu vorschlagen würden. Von dem ganzen Gewinn, der an den Kaiser gelangen würde, sollen sie 4 Prozent haben. Sie sollen 12 Quadratmeilen von dem Lande, welches sie entdecken würden, zum Eigenthum erhalten. Es sei ihnen erlaubt, die Indianer, wenn sie sich nach vorhergegangener Warnung nicht fügen wollen, zu Sklaven zu machen, auch können sie von den Indianern Sklaven kaufen, wenn sie ein Viertheil des Kaufpreises dem Kaiser abgeben. Zufolge eines fernern Vertrags sollen die Bevollmächtigten der Welser 4000 Negersklaven nach Indien liefern.

Ambrosius Dalfinger aus Ulm, Geschäftsführer der Welser am spanischen Hofe, und Hieronymus Sayler, die Unterhändler dieses Vertrags, rüsteten drei Schiffe mit 400 Soldaten: Spaniern und Deutschen, und 80 Pferden; Dalfinger segelte 1528 aus Sevilla ab und landete glücklich bei Coro, von den Indianern Coriana genannt. Er erbaute dort auf einem Felsen im Meere eine Stadt, welche er wegen der Aehnlichkeit der Lage Venezuela (klein Venedig) nannte, und errichtete daselbst eine deutsche Factorei, welcher 1541 Heinrich Ramboldt als Geschäftsführer vorstand.

Dalfinger zwang darauf die Indianer am See Maracaibo zur Dienstbarkeit, wandte aber allen seinen Fleiß, gewiß nicht ohne Härte, auf die Erforschung von Silbergruben. Als ihm dieses gelungen war, wagte er einige Züge gegen die Eingebornen nach dem Innern, bald siegreich, bald mit Verlust der Seinigen, er zog, immer nach edlen Metallen forschend, an den von Westen herströmenden Nebenflüssen des Orinoco hinauf bis zu den Andes und starb 1532 an den Wunden, welche er in einem Kampfe mit den Indianern erhalten hatte, zu Coro.*)

Der Nachfolger Dalfingers in der Statthalterschaft von Venezuela, ein Deutscher Namens Johann, unbekannten Familiennamens (Juan Aleman), starb schon 1534, ohne einen Entdeckungszug unternommen zu haben; sein Nachfolger wurde Georg Hohemut von Speier (Jorge de Espira), welcher am 18. Okt. 1534 sich zu St. Lucar in Spanien einschiffte und am 6. Februar 1535 in Coro eintraf.

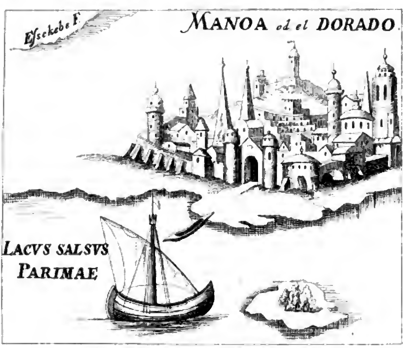
Schon am 13. Mai 1535 trat er mit 300 Mann zu Fuß, darunter 60 Musketieren und 20 Armbrustschützen und 100 Reitern, einen Entdeckungszug an. Durch die Berge von Merida gelangte er an die Gestade des Apure und des Meta und setzte über diese beiden Flüsse unfern von ihren Quellen, wo sie noch schmal sind. Ueberall fand er bei den Indianern goldene Geräthschaften vor und erhielt von ihnen Hinweisungen auf ein Goldland. In Fortsetzung seiner Wanderung nach dem Süden gelangte Georg von Speier endlich an die Ufer des großen Papamena oder Caqueta-Flusses.

Der Widerstand, welchen er ein ganzes Jahr lang in der Provinz los Choques gefunden hatte, setzte 1537 dieser denkwürdigen Unternehmung ein Ziel. Am 13. August trat Hohemut auf einstimmiges Verlangen den Rückzug an. Er hatte von Coro 550 Meilen zurückgelegt und nur noch 100 Mann zu Fuß und 40 zu Pferde bei sich, darunter keine 40 Gesunde. 130 Kranke hatte er unterwegs zurückgelassen, von denen nur 49 wieder in Coro eintrafen. Seine eigene Begleitung, als er am 27. Mai 1538 wieder in Coro eintraf, bestand in 111 Mann, so daß von den 400 Mann der Expedition nur etwa 160 heimkehrten. Es war hauptsächlich der Hunger gewesen, welcher die Schaar Hohemuts so gelichtet hatte, denn, wie der gleich näher zu erwähnende Philipp von Hutten, einer der Begleiter Georgs von Speier, berichtet, mußten sie aus Noth Schlangen, Kröten, Eidechsen, Kräuter und Wurzeln verzehren; sie weichten und sotten das Leder der Schilde und boten 400 Piaster für ein gefallenes Pferd, 100 Piaster

*) Das Genauere über diese Forschungs- und Eroberungszüge der Deutschen findet man in Karl Klunzinger: Antheil der Deutschen an der Entdeckung von Südamerika. Stuttgart 1857. Mit 1 Karte der Expeditionen.

für einen Hund, ja etliche sollen „wider die Natur Menschenfleisch gegessen haben, indem ein Christ ein Viertel von einem jungen Kinde mit Kräutern gekocht hat". In dieser Prüfungszeit mag wohl Manchem der Werth des Goldes, welchem sie nachjagten, gering erschienen sein. Unter diesen Umständen mag es als ein halbes Wunder erscheinen, daß überhaupt nur ein Theil der kühnen Abenteurer heimkehrte, und in der That hatte man auch längst in Coro an ihrer Heimkehr verzweifelt, ihre zurückgelassenen Effekten verkauft und Georg Hohemuts Stelle anderweitig besetzt.

Nikolaus Federmann von Ulm, der schon seit dem Oktober 1529 den Dalfinger begleitet hatte, Stellvertreter des Georg von Speier, verfolgte 1536, von Macarapana herkommend, dessen Pfad, indem er Gold am Magdalenenstrom suchte. Ueber die Ebenen des Meta kommend, traf er 1538 auf den Hochebenen von Neu-Granada mit Sebastian de Belalcazor, der von Quito kam, und Gonsalo de Quesada zusammen; alle drei tauschten ihre Erfahrungen




Manoa (El Dorado). (Nach einer Zeichnung v. J. 1599.)

und Hoffnungen aus, und durch einen Begleiter Federmanns, Pedro de Lipias, wurden Nachrichten vom Dorado nach Venezuela gebracht. 1538 trat Georg Hohemut einen neuen Entdeckungszug an; er drang 300 Meilen ins Innere ein, mußte aber aus Mangel an Lebensmitteln umkehren und starb eines dunkeln Todes, wahrscheinlich Ende 1540.

Philipp von Hutten, von den Spaniern Uten, Utre oder Urre genannt, Sohn Bernhards v. Hutten zu Birkenfeld und der Gertrud von Ebersdorf, genannt Weyhers, wurde mit dem jungen Grafen Heinrich von Nassau am kaiserlichen Hofe erzogen und unter die Zahl der Edelknaben Karls V. aufgenommen. In seinem 25. Jahre ging er mit den Schiffen, welche Bartholomäus Welser ausgerüstet hatte, nach Amerika, um Venezuela in Besitz zu nehmen, und begleitete, wie oben erwähnt, den Georg Hohemut auf seinen Zügen von 1535 bis 1538. Sodann schiffte er sich nach Europa ein, um dem Kaiser von den neu entdeckten Ländern Bericht zu erstatten. Karl V. war so wohl damit zufrieden, daß er ihn zum Ritter schlug und ihn zum Statthalter von San Domingo ernannte. Im Jahre 1541 unternahm Hutten mit Barth. Welser dem Jüngern abermals eine Erforschungsreise nach dem Innern von Südamerika. Unter der Führung des schon erwähnten Pedro de Limpias durchzog er im Gebiet des Orinoco die Ebenen der Flüsse Cabanari, Meta und Caguan, und traf an den Ufern des Guaviare ein, an dessen rechtem Ufer Hutten Macatoa fand, die Stadt der Guaypen. Das Volk trug Kleider und trieb sorgfältigen Ackerbau; Alles verkündigte an dieser auf der Ostseite der Anden beinahe unter dem Aequator gelegenen Stelle eine ungewöhnliche Kultur.

Hutten vernahm, er würde von hier mehr südostwärts in das Gebiet der großen Nation der Omaguas gelangen, an welche noch heute der Ort San Joaquin de Omaguas am nördlichen Ufer des Marañon unter dem 4° südl. Br. in der Provinz Assuay der Republik Ecuador erinnert.

Hutten zog dahin und lieferte ihnen eine Schlacht, in welcher er Sieger blieb, doch gehört es wohl eben so wohl ins Reich der Märchen, daß die Omaguas auf Llamas geritten seien, als daß er mit 39 Begleitern gegen 15,000 Indier gestritten habe. Auch beschreibt er genau eine ungemein große Stadt, die er von fern gesehen habe, wodurch das Märchen vom Dorado nun erst recht in Schwung kam.

Als einige Jahre hindurch keine Kunde von Hutten nach seiner Statthalterschaft gelangte, ernannte der oberste königliche spanische Gerichtshof von San Domingo den Juan de Caravazal an Huttens Stelle zum Statthalter. Dieser unternahm 1545 eine Entdeckungsreise ins Innere von Südamerika und stieß in der Charwoche des genannten Jahres ungefähr 100 Meilen von Venezuela auf den längst todtgeglaubten Statthalter Ph. v. Hutten und seine Begleiter. Caravazal, der von den neuen reichen Gegenden, die Hutten entdeckt hatte, erfuhr und die Kostbarkeiten sah, welche jener ihm zeigte, kam mit seinem Gefolge überein, Nachts Hutten und B. Welser mit ihren wenigen Genossen zu ermorden.

Nur ein Begleiter entrann diesem Blutbad und brachte die Nachricht an Philipps Bruder, Moriz, den Bischof von Eichstädt, welcher ebenso wie Barth. Welser der Vater von Karl V. zwar die Hinrichtung des Raubmörders erlangte, aber weder das bedeutende Vermögen, noch die höchst wichtigen Tagebücher des Ermordeten zurück erhielt.

Der indische Rath schickte Nachfolger, von denen einige starben, andere wegen schlechter Verwaltung entflohen, bis dann 1555 ein Urtheil desselben das Königreich Venezuela den Welsern absprach, nachdem mit den Beamten der Königin Maria, der zweiten Gemahlin Philipps II., langwierige Streitigkeiten über die Zolleinkünfte und die Grenzen des Landes vorher gegangen waren. Indeß ist die kurze Zeit der Herrschaft der Deutschen in dieser Gegend noch nicht ganz vergessen. Die Völker des südamerikanischen Festlandes haben in allen auf den Bergbau bezüglichen Dingen ein großes Zutrauen zu den Deutschen behalten. Ueberall, wo man A. v. Humboldts Heimatland erfuhr, wurden ihm Erzstücke vorgewiesen, indem jeder Deutsche in diesen Gegenden für einen Bergmann gehalten wird.

Hernan Perez de Quesada suchte 1539 in dem Gebirge nordöstlich von Bogota den Sonnentempel auf, wovon Geronimo de Ortal 1536 an den Ufern des Meta erzählen gehört hatte. Der Sonnendienst veranlaßte schwankende Gerüchte von Tempeln und Götzenbildern aus massivem Gold, allein auf Bergen wie in der Ebene glaubte man sich allezeit weit davon entfernt, weil die Wirklichkeit den chimärischen Hoffnungen nicht entsprach. Nicht glücklicher waren Orellana, der 1540 den Amazonenstrom herabfuhr, Hernan de Quesada auf seinem zweiten Zuge, bei dem er 1541 die Cordilleren von Cundinamarca überstieg, und 1560 Peter de Ursua, der den Casuata hinabfuhr, um in den Amazonenstrom zu gelangen. In Folge dieser vergeblichen Nachforschungen, nach welchen eine Pause von etwa 30 Jahren eintrat, verlegte man den Dorado immer weiter östlich zwischen die Quellen des Essekebo- und des Branco-flusses. Dieser Umstand hat den wesentlichsten Einfluß auf den Zustand der Erdbeschreibung dieser Gegenden gehabt. Antonio de Berrio überstieg 1591 die Cordilleren ostwärts von Tuña (in Neugranada) und fuhr auf dem Casanare, dem Meta und Orinoco nach Trinidad.

Im Jahre 1595 rüstete Berrio eine größere Unternehmung von 2000 Mann aus, um den Rinosa aufwärts zu fahren und den Dorado zu erobern, welchen man damals anfing, das Land de la Manoa zu nennen. Reiche Landeigenthümer verkauften ihre Grundstücke, um an dem Kreuzzuge Theil zu nehmen, welchem 12 Franziskaner und 10 Weltgeistliche beigeordnet wurden. Ein Abenteurer, Juan Martin de Albujar, welcher während der Expedition des Pedro de Silva 1570 den Cariben vom untern Orinoco in die Hände gerathen war, eine indianische Frau geheiratet hatte und selbst fast zum Wilden geworden, dann aber, nach mehren Jahren vom Heimweh befallen, durch den Essekebo-Fluß nach der Insel Trinidad gelangt war, hatte die Phantasie Berrio's erhitzt, so daß man in seinen Erzählungen kaum unterscheiden kann, was er selbst bei dem Herabfahren auf dem Orinoco beobachtet, und was er aus den Mittheilungen Albujars geschöpft hat. Berrio schloß aus den kleinen goldenen Götzenbildern, welche er am Meta fand, daß stromaufwärts die Bevölkerung zahlreicher und höher gebildet sei. Wahrscheinlich sind aber jene goldenen Bilder in diese öfter überschwemmten, also einen leichten Verkehr zu Wasser darbietenden Gegenden, welche von jeher durch handeltreibende Caribenstämme bewohnt waren, durch Handel eingebracht worden, indem das Gold bei den Eingebornen des Küstenlandes nicht nur zu Amuleten und Schmuckgegenständen verwendet wurde, sondern auch als Tauschmittel diente. Berrio's Expedition scheiterte gänzlich; Krankheiten, die Wildheit der Landeseingebornen und Mangel an Lebensmitteln setzten dem Zug der Spanier unüberwindliche Hindernisse entgegen. Mit Ausnahme von etwa 30, die im traurigsten Zustande nach Santa Thomas de Angostura zurück kehrten, waren die übrigen alle umgekommen. Antonio de Berrio selbst gerieth in die Gefangenschaft des Sir Walter Raleigh, und so wurden auch diesem die abenteuerlichen Nachrichten Juan de Albujars bekannt. Raleigh glaubte an das Vorhandensein des großen Incareiches, welches die nach dem Tode des Atahualpa flüchtigen Peruanerfürsten nahe bei den Quellen des Essekebo-Flusses gegründet haben sollten. Während er auf der Insel Trinidad verweilte, ließ er durch seine Begleiter die Mündungen des Orinoco untersuchen und flache Schiffe ausrüsten, mit denen er durch die Guarapiche-Mündung den Orinoco etwa 40 Meilen weit hinauf fuhr, bis Wasserfälle seinem weitern Vordringen ein Ziel setzten. In seinen Berichten über diese Fahrt paßt er Alles seinen vorgefaßten Meinungen an. Es findet sich in dem Werke: „Kurtze Wunderbare Beschreibung Deß Goldreichen Königreichs Guianae in America, oder neuen Welt, unter der Linea Aequinoctiali gelegen: So newlich Anno 1594. 1595 und 1596. Von dem Wolgebornen Herrn, Herrn Walthero Ralegh einem Englischen Ritter, besucht worden &c., ins Hochteutsch gebracht Durch Levinum Hulsium. Noribergae, impensis Levini Hulsii. 1599. 4°" folgende Beschreibung von Manoa, welches gerade unter den Aequator und den 320. Längengrad verlegt wird: „Die Hauptstadt des Königreichs Guiana ist Manoa, so auch El Dorado benannt, dieß soll die mächtigste und größte Stadt in ganz America oder wie Jodocus Hondius in seiner neuen Landtafel will, in der ganzen Welt sein, liegt an dem großen See Parime, auch Iwaipanoma oder Toponowini oder Rupunuwini genannt, der 200 Meilen lang und dessen Wasser gesalzen ist. Darinnen sind viel Inseln und überaus viel indianische Schifflein, damit allerlei aus den umliegenden Ländern, so gewaltig goldreich und von allerlei Vieh überflüssig voll sind, zugeführt wird, denn es ergießen sich viel namhafte Flüsse in diesen See und entspringen wieder daraus, und man kann aus dem See in zwanzig Tagen in das Weltmeer gelangen." Eine Nachbildung des Holzschnittes, womit der Künstler durch architektonische Reminiscenzen aus dem Städtebild Roms und Constantinopels dieser Schilderung gerecht zu werden versuchte, fügen wir hier bei.

Nach Bancroft (Naturgeschichte Guiana's. 1769) hat sich auch Walter Raleighs Andenken lange bei den Eingebornen erhalten. „Sie tragen sich mit einer alten Sage von einem englischen Heerführer, der dreimal bei ihnen landete und sie aufforderte, in der Feindschaft gegen die Spanier zu verharren, indem er ihnen versprach, wieder zu kommen, sich unter ihnen niederzulassen und ihnen Beistand zu leisten. Man sagt sogar, daß sie noch eine englische Flagge aufbewahrten, die er ihnen zurückließ, damit sie seine Landsleute daran erkennen möchten."

Nach so vielen vergeblichen Versuchen nahm allmälig der Eifer ab, das Dorado zu suchen. Es wurden nun weiter keine Unternehmungen durch gemeinsames Zuthun zahlreicher Colonisten veranstaltet; dagegen fanden noch einzelne Versuche statt. Die Nachrichten, welche durch die Reisen des deutschen Jesuitenpaters Fritz (1637) über das Land der Manoasindianer und über die Laguna de Oro (den Goldsee) verbreitet wurden, trugen bei, die Aufmerksamkeit dem Dorado wieder zuzuwenden.

Der Wundarzt Hortsmann aus Hildesheim, welcher

ebenfalls um die Mitte des 18. Jahrhunderts nach dem Dorado forschte, meldet in seinem Tagebuch, daß man im Jahre 1740 glaubte, aus dem holländischen Guyana durch die Auffahrt des Rio Essekebo in den Dorado zu gelangen. In San Thomas de Angostura legte der Statthalter Don Manuel Ceaturion einen großen Eifer für die Auffindung des angeblichen Manoa-Sees zu Tage. Ein Indianerhäuptling kam den Caronifluß herab und erhitzte durch lügenhafte Erzählungen die Einbildungskraft der spanischen Colonisten. Er zeigte ihnen am südlichen Himmel die magellanischen Wolken, deren weißlicher Glanz seinem Vorgeben nach der Widerschein von den mitten im See befindlichen silberhaltigen Felsen sein sollte. Es war dieß freilich eine sehr dichterische Schilderung von den Glimmer- und Talkschiefergebirgen seines Landes, welche nach Schomburgks Beobachtungen die Sonnenstrahlen bis auf 6 Stunden Entfernung reflectiren. Vergebens suchte ein Caribenhäuptling dem Statthalter seinen Irrthum zu benehmen; dieser wagte eine neue Irrfahrt, auf welcher mehre hundert Personen umkamen. Endlich gelangte der deutsche Reisende Richard Schomburgk auf seiner in den Jahren 1840 bis 44 ausgeführten Erforschungsreise von Britisch-Guyana im Sommer 1843 nach dem Dorado; er fand statt des 200 Meilen langen Wasserbeckens einen kleinen Binnensee, der indeß in der Regenzeit bedeutend größer wird; statt der größten Stadt der Welt ein ärmliches Indianerdorf aus Rohrhütten, Pirara genannt. Schomburgk sagt darüber (Reisen in Britisch-Guiana. Leipzig 1847. I. 392): „Noch denke ich mit stillem Entzücken an jenen ersten Morgen in Pirara zurück, als ich beim Anbruch des Tages aus meiner Hängematte sprang, und vor das Dorf eilte, um ungestört die weite Savanne überschauen zu können. Ich stand hier auf einem sagenreichen Boden, zu meinen Füßen das Mar de aguas blancas, das Mar del Dorado, den See mit goldreichen Ufern und der goldstrahlenden Stadt Manoa, nach welcher die kühnsten Abenteurer Spaniens, Portugals und Englands seit dem 16. Jahrhundert ihre Irrfahrten unternahmen, für welche der große unglückliche Walter Raleigh von 1595 bis 1617 vier Expeditionen antrat, für welche er die Phantasie, sowie den Ehrgeiz der Königin Elisabeth in so hohem Grade zu entflammen wußte. Der kleine Binnensee Amucu, dessen Existenz als ausgedehntes Binnenmeer, in welchem die großen Ströme Südamerika's: der Essekibo, Orinoco und Amazon ihren Quellpunkt haben sollten, schon A. v. Humboldt am Anfange dieses Jahrhunderts vermöge seines wahrhaft prophetischen Geistes als bloßes Phantom darstellte, das Spanier, Portugiesen, Engländer und Deutsche ewig zu fliehen und dennoch ewig anzulocken schien, und welches dennoch bis auf die neueste Zeit nicht von den Karten vertrieben werden konnte, lag vor mir. — Vergebens aber spähte ich nach seinen goldreichen Ufern, nach der goldstrahlenden Kaiserstadt Manoa; das Auge haftete nur auf den dunkeln Binsen und Riesengräsern, die seine sumpfigen Ufer und seine unbedeutende Wasserfläche umsäumten."

Unsre Zeit aber wird bei ihren Entdeckungszügen nicht mehr von der Sucht nach Gold geleitet; ihr ist die Erkenntniß aufgegangen, daß nicht Goldbergwerke die Staaten reich machen, sondern die Wissenschaft, welche die Leuchte höherer technischer Kultur ist; daß das Gold für Californien nur das Mittel gewesen ist, eine höhere Kultur hervorzurufen, deren Segnungen dauerndere Quellen des Wohlstandes eröffnen, als alle Geschiebe edlen Metalles. Von diesem Standpunkte aus hat der deutsche Forscher auch jede Klage darüber unterlassen, daß eine holde Fabel mehr aus dem Buche der Erdkunde ausgestrichen ist.

---

# Der Bergbau Griechenlands in alter und neuer Zeit.

Es ist nach dem Auffinden eiserner Gegenstände in Gräbern kein Zweifel, daß die Alten das dazu nöthige Eisen aus in Griechenland häufig und reichlich vorkommenden Eisenerzen ausgeschmolzen haben, wo aber und auf welche Weise dies geschah, darüber geben die alten Schriftsteller keinen Aufschluß. Aratos nennt die Insel Seriphos die „eiserne Insel", andere Autoren bezeichnen mit demselben Namen die kleine Insel Polygandra. Es findet sich auf diesen und anderen Eilanden ein für Jahrhunderte ausreichender Schatz von Eisenerzen. Den großartigsten Bau, welchen die Hellenen im Gebiete des heutigen Griechenlands hatten, fand Landerer am Port Megalo Livadi auf Serpho, wo das Lager etwa 50 Lachter weit längs dem Ausstreichen bebaut war. Die Arbeiten auf Eisenlager sind gewöhnlich so, daß hin und wieder am Orte angehauen ist, wo die Erze zu Tage gehen, da aber Stollenbau nicht gebräuchlich war, so stürzten die Gruben zusammen und bieten jetzt nur ein Chaos der Verwüstung. Das zu Gute Machen der Erze fand auf Serpho jedenfalls nicht statt, da sich keine Schlacken vorfinden, wie es auf der Insel Andros der Fall ist, wo sich Ruinen von Schmelzöfen finden, die auch durch den großen Reichthum der Insel an Eisenerzen gerechtfertigt sind.

Die auf der Insel Keos befindlichen Einlagerungen von Glaskopf und Brauneisenstein wurden im Alterthume nicht abgebaut, eben so wurden die silberhaltigen Bleierze nicht ausgeschmolzen. Jedoch wurde von dieser Insel eine schöne rothe Farbe ausgeführt, worüber sich noch Geschäftsabschlüsse zwischen den Athenern und den Lieferanten auf einer Marmorplatte verzeichnet vorgefunden haben. Am Hafen Koressos, jetzt Bulkari, fand Landerer bei einer Nachgrabung kleine Massen rothen Bleioxyds und namentlich geschmolzenes Bleioxyd, den sogenannten Molybditis oder Lithargyritis der Alten. Da nun die auf der Insel vorhandenen Bleierze nicht bearbeitet wurden, so ist aus dem Auffinden des Bleisteines und der rothen Farbe, Minium, Miltos der Alten, zu folgern, daß der Bleistein aus den gegenüberliegenden laurischen Bergwerken nach Keos (Zea) geschafft und dort in Minium verwandelt worden sei. Die berühmte rothe Farbe, deren Strabo und Theophrastus gedenken, dürfte also wohl rothes Bleioxyd gewesen sein.

Auf der Insel Skopelo finden sich noch bedeutende Reste von Bergbauten und Schmelzöfen nebst Eisenschlacken. Die Art der Schmelzung ist nicht zu ermitteln, jedoch deuten die äußerst massive Bauart der Oefen und ihre zusammengeschmolzenen, verglasten Steine darauf hin, daß der Be-

trieb ein sehr großartiger mit anhaltender starker Feuerung gewesen sein muß.

Neben dem Marmor ist der Amianth der Insel Euboea zu erwähnen. Strabo sagt, indem er auf diese Insel und besonders die Städte Karystos, Marmarcon und Styra zu sprechen kommt: „Hier wird ein Stein gefunden, welchen man spinnen und weben kann; es werden aus ihm allerlei Kleidungsstücke verfertigt, welche man, wenn sie schmutzig werden, ins Feuer wirft, wo sie durch die Flamme, eben so wie Leinenzeug durch das Waschen, gereinigt werden." Wir wissen aus den Schriften der Alten, daß sie ihre Todten in ein unverbrennliches Gewebe von Asbest hüllten, um sie zu verbrennen, damit kein Stäubchen der theuern Reste verloren ginge. Noch jetzt findet sich Amianth in den dort vorhandenen Serpentinlagern, ohne benutzt zu werden. Von höchstem Interesse ist auch die Amianthbildung auf der Insel Mylos.

Das berühmte griechische Erz und die Menge der Kunstgegenstände aus Kupfer und Bronce lassen vermuthen, daß Kupfer im Lande selbst gewesen sei, aber alle bis jetzt gefundenen Kupfererze sind theils sehr arm, theils existirt kaum noch eine Spur von den Plätzen, wo sie sich nach Angabe alter Schriftsteller gefunden haben sollen. Ueber die Stadt Chalkis auf Euboea sagt Strabo: „Ehemals sind hier sehr ergiebige Kupfergruben und Eisenbergwerke gewesen, so daß ihres gleichen nirgend angetroffen wurde; gegenwärtig (also schon zu Strabo's Zeit unter Augustus und Tiberius!) aber sind sie eingegangen." — Das Kupfer heißt χαλκός, demnach die Stadt mit dem bedeutendsten Kupferbergbau Chalkis, von wo Alexander der Große einen geschickten Grubenvorsteher, Krates, der die Kupferbauten betrieben hatte, kommen ließ, um die Entwässerung des Sees Kopaïs zu bewerkstelligen. Selbst durch Nachgrabungen konnten die alten Kupferbergbauten nicht wiedergefunden werden; es hat also allen Anschein, daß sie ausgebaut worden sind. Auch bei den Kupferbergwerken von Korinth finden sich weder Kupfererze noch Kupferschlacken, die auf Ausbringung aus Erzen schließen lassen, so daß es scheint, als ob das berühmte korinthische Erz dort zusammengeschmolzen und von den Meistern verarbeitet worden sei.

Nach der Analyse der Erze von Waffen und anderen Gegenständen aus archäologischen Museen besteht das korinthische Erz aus 78 Kupfer, 18 Zink und 4 Zinn. Da diese Metalle in Griechenland nicht mehr existiren oder noch nicht aufgefunden wurden, so müssen sie aus anderen Ländern gekommen sein.

Die korinthischen Erzgießer, χαλκεῖς, wußten auch das Erz zu härten und zu färben. Pausanias schreibt über eine in Korinth vorhandene Quelle Peirene oder Quelle des Pegasus: „Das Wasser der Peirene soll angenehm zu trinken sein, und das korinthische Erz, wenn es heiß und glühend ist, von dem Wasser gefärbt werden." Das Wasser ist noch heute vorhanden, es ist nach der Untersuchung ein Agriopsychropoton, eine Akratokrene, die in 16 Unzen nur 2⅘ bis 3 Gran feste Bestandtheile enthält, mithin konnte sie keine eigenthümlich kupferfärbende, wohl aber durch das Ablöschen in dem kalten Wasser eine härtende Wirkung ausüben.

Cypern führte in alter Zeit den Namen Aerosa und wurde nach der Auffindung der dort vorhandenen reichen Kupfererze von den Römern Cypro-Cuprum genannt. Strabo gibt als Fundort des Kupferrostes und der Kupferblüthe Tamassos an; noch heute findet man in diesem Theile der Insel Spuren von alten Stollen und Bergbauten, und freilich nur selten Reste der reichen Kupfererze, Kupfermalachite und Kupferlebererze. Das Ausschmelzen geschah in Cypern selbst, worauf die in der Nähe des Meeres sich vorfindenden Schlacken hindeuten; über die Art der Schmelzung enthalten die alten Schriftsteller keine Angaben. Das Vorkommen von Silber auf Cypern wird von einigen Schriftstellern erwähnt: „Thessalien hatte Golderze, Siphnos Gold und Silber, das den Hellenen benachbarte Epirus Silber, welches auch auf Cypern gefunden wurde." Gegenwärtig findet man keine bauwürdigen Kupfererze und kein silberhaltiges Blei auf dieser großen und schönen Insel.

Das Silber gewannen die Alten aus den silberhaltigen Bleierzen von Laurium und Troja. Die Hüttenprodukte mit Ausnahme der Schlacken waren: 1) Chrysitis, das erste Produkt aus dem Erze, der Bleistein; 2) Argyritis, die bleireichen Schlacken bei der Darstellung des Bleies aus dem Bleistein; 3) Molybditis oder Lithargyros, das Produkt aus dem Blei selbst, also die Glätte, welche wieder zu Blei, Molybdos, auch Kyanos, gefrischt wurde.

Das Blei diente zu Verzierungen, zum Eingießen und Befestigen von Eisenstücken, z. B. zwischen Säulenschäften, zu Gewichten und anderen Gegenständen. Aus dem Blei wurde das Lithargyrum durch Schmelzen und beim Abtreiben des Silbers gewonnen. Alte Oefen finden sich in einem Stollen des Lauriongebirges nebst vielem Ofenbruch aus unreinem Zinkoxyd bestehend, welches sich bei dem Abtreiben des Bleies aus zinkhaltigen Bleierzen, wie sie noch heute in Laurion gefunden werden, verflüchtigt hatte. Es ist nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln, ob die alten Griechen das Zink gekannt und verwerthet haben; vielleicht diente es ihnen zur Darstellung des korinthischen Erzes.

Von Zinnerzen findet sich keine Spur in Griechenland. Bei Ausgrabung des Theaters des Herodes Atticus entdeckte man zwei Zinnmünzen mit Gepräge, die nach der Ansicht der Archäologen als Eintrittsmarken dienten und von hohem archäologischen Werthe sind.

Das heutige Griechenland besitzt keine Gold- und Silbererze; aus reichhaltigen Bleierzen könnte nicht nur mit Gewinn das Blei, sondern auch das Silber ausgeschmolzen werden, da die Erze alle silberhaltig sind. Solche Bleierze finden sich in den laurischen Bergwerken und lieferten zur Zeit des Perikles jährlich tausende Talente Silber, denen Athen Glanz und Größe verdankte; eben so auf den Inseln Mylos, Keos und Argentina. Diese Bergwerke sind gegenwärtig verlassen. In der Nähe der laurischen Silberbergwerke lagern Schlackenmassen, die auf 60 Millionen Centner berechnet sind. Die Griechen haben dieselben unbenutzt gelassen; eine französische Gesellschaft hat theils von Privaten, theils von der Regierung die Schlacken angekauft, um das Blei derselben auszuschmelzen, welches nach der Berechnung 300,000 Tonnen gleich einer Summe von 30,000,000 Thalern betragen kann. Es sind für Schmelzungskosten 12,000,000 Thaler in Abzug zu bringen, mithin bleibt, im Falle die Resultate mit den Berechnungen übereinstimmen, ein Reingewinn von 18,000,000 Thaler. Jedenfalls ist dies Unternehmen eines der großartigsten für Griechenland zu nennen; der Gewinn bleibt allerdings nicht im Lande, wie denn überhaupt der Bergbau in dem heutigen Griechenland kaum des Erwähnens werth ist. Dr. Reich.

---

# Sind die Nyam Nyam „geschwänzte Menschen“?

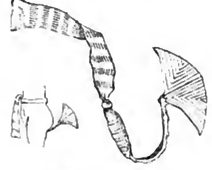
Diese seltsame Frage taucht immer wieder auf und wird von ernsten, wissenschaftlich gebildeten Männern bedingungsweise bejaht. Wir wollen über den Gegenstand einige Mittheilungen geben.

Ein Italiener, der Marchese Antinori, welcher sich eifrig mit Ornithologie beschäftigt, streifte mehre Jahre lang am obern Weißen Nil umher, drang bis in das Land am Keilakflusse, durchzog jenes der Fertit und der Djur-Neger, kam aber nicht bis in das Land der Nyam Nyam (oder Gniam gniam, auch Makarak genannt). Indessen zog er bei ihren Nachbarn, den Djur und den Wokil, allerlei Erkundigungen ein, welche auf Folgendes hinaus laufen.

Sie wohnen nordwestlich vom Aequator zwischen dem 3 und 4° nördl. Br., südwestlich vom Weißen Nil an den Grenzen von Fertit, und sind im Nordwesten von den Dor-Negern durch den Fluß Bar geschieden. Die drei Familien dieser Volksgruppe sind die Belanda-, die Banda- und die „weißen“ oder braunen Gniam gniam. Die beiden ersteren haben Wollhaar und dick aufgeworfene Lippen; sie sind schwarz; die „weißen“ dagegen kupferfarbig (d. h. wohl röthlichschwarz, nicht schieferschwarz). Männer und Frauen der erstgenannten Abtheilung gehen unbekleidet bis auf Lumpen oder Blätter, welche sie um den Unterleib tragen. Diese übrigens ganz rohen Wilden verstehen sich auf die Bearbeitung des Kupfers und Eisens, auch auf jene des Holzes und Elfenbeins. Die zweite Gruppe, jene der Banda Gniam gniams, wohnt in einem unfruchtbaren Lande; ein meghrebinischer Elephantenjäger, der bis in ihr Land vordrang, will sie in halbverhungertem Zustande getroffen haben. Sie essen Kriechthiere, Ameisen, Heuschrecken, Käfer, Fledermäuse und machen eifrig Jagd auf die Affen, welche aus der Aequatorialgegend kommen. Das Fleisch dieser Thiere ist ihre Lieblingsspeise, und daher rührt vielleicht die oft wiederholte Angabe, daß sie Menschenfresser seien. (An und für sich hat das letztere gar nichts Unwahrscheinliches; wir wissen ja mit der allergrößten Sicherheit, daß bei manchen afrikanischen Stämmen die Anthropophagie im Schwange geht.) Der Gesichtsausdruck der Banda ist stupid und zugleich wild. „Man findet unter ihnen Individuen, deren Steißbein weniger nach vorn und mehr nach hinten gekrümmt ist als gewöhnlich. Diese mit Muskeln und Haut überkleidete Extremität des Rückgrates bildet einen schwanzartigen Ansatz, der manchmal einen Zoll lang wird.“

Ich selber, sagt Antinori, habe Gelegenheit gefunden, einige Individuen dieses Volkes, welche ich bei den Dor und bei den Elfenbeinhändlern sah, zu prüfen. Ich habe gesehen, wie sie in ihrem wilden Instinkte lebendige Fledermäuse fraßen und Affen verzehrten, die ich geschossen hatte. Sie brieten dieselben über einem Feuer und verschlangen dann das Fleisch mit der verkohlten Haut, und dann auch nicht nur die Eingeweide, sondern auch die Excremente! Darum will und kann ich aber doch nicht behaupten, daß sie Anthropophagen seien. Das einzige Individuum, an welchem ich den Ansatz zu einem Schwanze bemerken konnte, traf ich im Winter 1851 in Konstantinopel bei einem Sklavenhändler, und außer mir ist die Thatsache selber noch von anderen Personen beobachtet worden. Die Türken und Araber sind von dem Vorkommen derselben so allgemein überzeugt, daß sie auf den Hauptsklavenmärkten sich wohl hüten, solche Individuen zu kaufen. Die Bandafrauen, sagt man, seien von so grausamer Art, daß sie, wenn sie zornig werden, Kinder auffressen, die man ihrer Wartung anvertraut hat. Dergleichen Angaben haben freilich oft eine irrthümliche Unterlage. Die kupferschwarzen, ins Röthliche spielenden, „weißen“ Gniam gniam gehören wohl schwerlich zu den beiden erwähnten Gruppen und stehen auch nicht so niedrig.

In diesen Angaben wollte Simonot, in der pariser anthropologischen Gesellschaft, einen Verbindungs- und Uebergangszug zwischen Thier und Menschen sehen, einen neuen Beweis, daß man den Menschen nicht von den übrigen Thieren abscheiden und ganz für sich allein hinstellen könne. Wer das thue, trage einen Bruch in den harmonischen Fortschritt, welchen die Schöpfung zeigt, und vernichte die klare Offenbarung der schöpferischen Kraft. Bert entgegnete, daß das einzige Bekleidungsstück, welches diese Wilden tragen, wohl zur Annahme eines Schwanzes geführt haben könne; doch sei auch möglich, daß bei jenem Stamm eine Verrenkung des Steißbeins nach hinten vorkomme. Ein



Der Schwanz des Nyam Nyam.

wirklich schwanzartiges Anhängsel bei gewissen Individuen oder bei einer Varietät der Menschengattung würde an und für sich gar nichts Außerordentliches darbieten, aber damit wäre immer noch kein verbindender Uebergang zu den Affen constatirt. Die höheren, die anthropomorphen Affen haben keinen Schwanz; bei ihnen ist der Daumen weniger vollkommen, als bei manchen niedrigeren Affenarten, während der Fuß, dessen Greifkraft (Prehensilität) beim Menschen nicht vorhanden ist, gerade beim Gorilla und Tschimpanse den Höhengrad seiner Entwicklung erreicht. Und da, wo der Menschentypus niedriger wird, bietet er keine Annäherung zu den Affen dar; man sieht das z. B. an den wulstigen Lippen der Neger. Die organischen Typen gehen nicht in einander über, indem sie aber analoge Modificationen erleiden, verwirklichen sie sich unter anscheinend gleichen Formen, von denen aber eine genaue Untersuchung die ursprünglichen und fundamentalen Verschiedenheiten entdeckt.

Hören wir nun, was der bekannte Reisende Wilhelm Lejean über den Schwanz der Nyam Nyam schreibt.

„Ich schicke hier“, so schrieb er an Eduard Charton in Paris, „die Zeichnung jenes Schmuckes, welcher zu der

Fabel von geschwänzten Menschen Veranlassung gegeben hat. Ich habe das Original ganz genau copirt; es wurde an einem Nyam Nyam gefunden, der (1860) in einem Streite mit den Elfenbeinhändlern sein Leben verlor. Es ist das erste Mal, daß man einen dieser Leute sammt Appendix bekommen hat. Dieser Schwanz besteht aus Leder; die auf der Zeichnung angedeuteten kleinen Linien bestehen aus Stückchen Eisen von 3 Centimeter Länge; in der Mitte befindet sich ein hohler Wulst. Wir haben hier einen Schwanz, der in eine Art von Fächer ausläuft.

Von Zweifel kann jetzt keine Rede mehr sein, und diese Lederschwänze der Nyam Nyam haben gar nichts Auffallendes. Aehnliches kommt auch bei nordamerikanischen Indianern vor, z. B. den Choktaws.

Unter dem Namen der Nyam Nyam begreift man eine Anzahl verschiedener Völkerschaften, die im östlichen Sudan wohnen, 15 bis 20 Tagereisen westlich vom Weißen Nil, im Süden von Dar Fur. Sie haben eine monarchische Regierung, und die Provinzen stehen unter Feudalhäuptlingen. Anthropophagen sind wohl nur die Menschen vom Stamme der Biudgie.

Am 2. August 1860 habe ich eine von den Sklavenhändlern eingefangene Nyam Nyamfrau gesehen. Sie ist kupferfarbig wie die Dor und die Fulbe (Peulhs); dagegen sind die Denka und die Djur schön schwarz.

In jenen Gegenden finden keine Kreuzungen zwischen den verschiedenen Rassen statt, und man kann also die Rothen und die Schwarzen sehr gut unterscheiden; die Trennungslinie ist leicht zu erkennen. Jene Frau ist etwa 25 Jahr alt, hat einen regelmäßigen Gesichtstypus, der etwa die Mitte hält zwischen jenem der Gallas und der Neger; das Auge ist hübsch, die Stirn niedrig, Nase und Lippen haben die charakteristische Negerform, aber abgeschwächt. Die ganze Erscheinung ist nicht unangenehm, der Ausdruck des Gesichts sanft und nicht ohne Intelligenz. Sie ist unbekleidet bis auf einen Lederschurz (Rahad); gewöhnlich hält sie die Arme über die Brust gekreuzt. Die Sprache ihres Volkes wird von den benachbarten Stämmen nicht verstanden, doch finden die Handelsleute Dolmetscher bei den Dor. Zwei Zähne der untern Kinnlade waren spitz gefeilt; die Frau trug über den Hand- und Fußknöcheln und am Halse Stränge von Glasperlen, niedliche Ohrringe und drei schwere eiserne Reifen um den Hals, die hinten mit dem Hammer zusammengeschmiedet worden sind. Ist das eine Bijouterie? Das Haar ist wollig."

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Merkwürdigkeiten aus der Sprachkunde.

Mundarten und verschiedene Betonungen. Prof. Karl Böttger in Dessau, ein eben so gründlicher als vielseitiger Gelehrter, hat so eben (Leipzig bei Gustav Mayer) eine zweite Serie von „Max Müllers Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache" erscheinen lassen. Wir werden auf das ungemein inhaltreiche Werk mehrmals zurückkommen und wollen heute nur einige Bemerkungen über das Verhältniß der Mundarten zu einander hervorheben.

Seit Cooks Zeiten sind von den 10 einfachen Zahlwörtern in der Sprache von Tahiti nicht weniger als 5 entfernt und durch neue ersetzt worden. So hieß z. B. 2 früher rua, jetzt piti; 5 hieß rima, jetzt pae ꝛc.

Wenn eine radikale (isolirende) oder einsilbige Sprache, wie die chinesische, anfängt sich zu verändern und in von einander unabhängige Mundarten zu zerbröckeln, dann müssen die Resultate von denen sehr verschieden sein, welche wir am Lateinischen, insofern dasselbe sich in die romanischen Mundarten zersplittert hat, wahrnehmen. In den Mundarten der Chinesen scheint Alles, was sie etwa zusammen halten könnte, rettungslos verloren.

Die Sprache, welche gegenwärtig in Cochinchina gesprochen wird, ist ein Dialekt des Chinesischen, wenigstens insoweit als das normannische Französisch ein Dialekt des Französischen war, obgleich es von Sachsen an einem normannischen Hofe gesprochen wurde. In früheren Zeiten hat es eine alte Landessprache in Cochinchina gegeben, die annamitische, welche gleichsam das Sächsische jenes Landes darstellt, auf welches das Chinesische, wie in England das Normannische, gepfropft ist. Dieses aufgepfropfte Chinesische ist also ein Dialekt des in China gesprochenen Chinesischen und mit dem Dialekte von Canton sehr nahe verwandt. Dennoch würden nur wenige chinesische Gelehrten das Chinesische in der Sprache Cochinchina's wieder erkennen.

Es ist z. B. einer der wichtigsten Charakterzüge der chinesischen Schriftsprache (des Dialekts von Nanking, der Mandarinensprache), daß jede Silbe in einen reinen oder nasalen Vokal ausgeht; dagegen finden wir im Cochinchinesischen Wörter, die auf k, t und p endigen. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß die ältesten Missionäre das Annamitische als vom Chinesischen gänzlich verschieden darstellten. Einer derselben schreibt: „Als ich nach Cochinchina kam und die Eingebornen, besonders die Weiber, sprechen hörte, glaubte ich Vogelgezwitscher zu vernehmen und gab alle Hoffnung auf, jemals eine solche Sprache zu erlernen. Alle Wörter sind einsilbig, und die Leute unterscheiden die Bedeutung derselben nur vermittelst der verschiedenen Accente, welche sie bei der Aussprache darauf legen.

So bedeutet z. B. die Silbe dai, in Folge verschiedener Betonung, nicht weniger als 23 verschiedene Dinge, so daß die Menschen nie sprechen, ohne zu singen. —

Diese Schilderung ist, wenn auch etwas übertrieben, doch in der Hauptsache richtig, da sich in der annamitischen Sprache, wie in anderen einsilbigen, sechs oder acht musikalische Accente oder Modulationen vorfinden, durch welche die verschiedenen Bedeutungen einer und derselben einsilbigen Wurzel aus einander gehalten werden. Diese Betonungen bilden ein Element der Sprache, welches wir verloren haben, das aber während der ältesten Periode der menschlichen Sprache höchst wichtig war.

Die chinesische Sprache hat über nicht mehr als ungefähr 450 wesentlich verschiedene Silbentöne zu verfügen und drückt mit ihnen zwischen 40 und 50,000 Wörter und Bedeutungen aus. Diese Bedeutungen werden jetzt durch Zusammensetzungen auseinander gehalten, wie in anderen Sprachen durch Ableitung. Aber auf der radikalen oder isolirenden Stufe würden Wörter mit mehr als 20 Bedeutungen den Hörer ganz und gar verwirrt gemacht haben, wenn nicht durch einige Winke angedeutet worden wäre, was der Sprechende wirklich mit ihnen zu sagen beabsichtigte.

Solche Winke wurden nun durch verschiedene Betonungen gegeben. Wir selber haben noch etwas von dieser musikalischen Fähigkeit in unserm Satzton übrig; wir unterscheiden z. B. einen fragenden Satz von einem behauptenden, indem wir die Stimme erheben.

Verstanden? — Verstanden! — Fort? — Fort! — Wir sprechen Ja auf sehr verschiedene Weise aus, wenn wir dar-

unter verstehen **vielleicht** (— ja, das kann wahr sein —) oder **natürlich** (— ja, das weiß ich —) oder **wirklich** (— ja, ist das wahr? —) oder **fürwahr** (— ja, ich wills! —) oder wenn wir es in seiner gewöhnlichen Bedeutung gebrauchen.

Aber im Chinesischen, Annamitischen und eben so im Siamesischen und Barmanischen finden diese Tonmodulationen eine viel weiter gehende Anwendung. Hier ein Beispiel:

Im Annamitischen bedeutet Ba mit schwerem Accent ausgesprochen eine Dame, einen Ahn;

mit dem scharfen Accent bedeutet es den Günstling eines Fürsten;

mit halbschwerem Accent bedeutet es etwas Weggeworfenes;

mit einem schweren Circumflex, etwa als baa ausgesprochen, bedeutet es das, was von einer Frucht übrig bleibt, nachdem diese ausgepreßt worden ist.

gar nicht betont, bedeutet es drei;

mit dem die Stimme erhebenden oder fragenden Accent bezeichnet es eine Ohrfeige.

So soll denn ba, bà, bá, bả, wenn die Aussprache glücklich von statten geht, bedeuten:

„Drei Damen (geben eine) Ohrfeige (dem) Günstling des Fürsten."

In welchem Grade derartige Betonungen in den verschiedenen Mundarten gewissen Schwankungen ausgesetzt sein müssen, ist leicht zu begreifen. Obgleich sie durch grammatische Regeln fest bestimmt sind und ihre Vernachlässigung die absurdesten Irrthümer veranlaßt, waren sie doch offenbar anfangs der bloße Ausdruck individuellen Gefühls und daher viel größerer Abweichungen in den einzelnen Mundarten fähig als die eigentlichen sogenannten grammatischen Formen.

---

## Der beste Kaffee Arabiens.

Gifford Palgrave hat seinem lehrreichen Buch über Centralarabien einige Bemerkungen über den Kaffee einverleibt, welche mitgetheilt zu werden verdienen. In Europa wird die edle Bohne vielfach mißhandelt, das Getränk schlecht zubereitet und selbst in „guten Häusern" oftmals „ein barbarischer Saft" bereitet. Man versteht nicht, die geeignete Bohne auszuwählen, und das Beste kommt ohnehin nicht nach Europa.

Es gibt bekanntlich sehr verschiedene Arten von Kaffeebohnen. Der allerbeste, — darüber, sagt Palgrave, wird jeder wirkliche Kenner einverstanden sein — kommt aus dem arabischen **Yemen**; er heißt **Mokkakaffee** nach dem bekannten Ausfuhrhafen.

Aber wenig, blutwenig, ein Quantum, das kaum bemerkbar ist, kommt in die Gegenden, welche westlich von Konstantinopel liegen. Arabien, Syrien und Aegypten verbrauchen volle zwei Drittel des Mokka- oder Yemen-Kaffees, und das letzte Drittel gelangt in die Hände von Türken und Armeniern, die nicht einmal die beste oder reinste Waare bekommen. Denn bevor dieselbe nach Alexandria, Beyrut, Jaffa und andere Häfen zur Weiterausfuhr gelangt, sind die Mokkaballen unterwegs Bohne für Bohne untersucht werden. Jede einzelne, die hart, rund, durchsichtig und grünlichbraun, also allein werth ist geröstet und gestampft zu werden, wird von den Fingern erfahrener Leute bei Seite gelegt, und zur Verschiffung nach Europa gelangt, was übrig bleibt, also eine mehr platte, dunklere, oft ins Weißliche spielende Bohne.

Dieses Sortiren geschieht mit Bewußtsein und Methode. Man hat Abstufungen schon in Arabien selbst, und Palgrave ist oftmals Augenzeuge bei solchem Sortiren gewesen. Man ging dabei mit der größten Sorgfalt zu Werke.

Der arabische Kaffee hat drei Exportlinien: über das Rothe Meer, das Innere Hedschas und über Kasim; die erstere führt nach Aegypten, die zweite nach Syrien, die dritte nach dem Nedsched und Dschebel Schammar. Von Arabien selbst abgesehen, erhalten die beiden erstgenannten Länder die beste Waare, aber doch auch nur unter der eben betonten Beschränkung, und über Alexandria und die syrischen Häfen bekommen dann Konstantinopel und der Norden ihren „Mokkakaffee". Dieser ist aber nur selten echt, außer wenn gute Bekannte und Geschäftsfreunde sich einmal in der Lage sehen, das Allerbeste wirklich liefern zu können. Im gewöhnlichen Handelsverkehr findet in den Magazinen der Küstenstädte fast allemal eine Verfälschung und Vermischung statt, und sehr oft ist das, was als echte Mokkawaare aus den levantinischen Häfen nach Europa verschifft wird, derselben so ähnlich, wie ein aus Brasilholz 2c. verfertigter „Wein" dem echten Oportogewächs.

Die zweitbeste Sorte Kaffee, welche von Manchen dem Mokka vorgezogen wird, wächst in **Abyssinien**. Die Beere ist größer, hat ein etwas anderes Aussehen und ist weniger erhitzend. Sie verdient alles Lob und sie wird, wenn einmal jenes Land der Civilisation und der Ordnung gewonnen werden kann, eine große Zukunft haben.

Mit diesen beiden Sorten ist die Liste des Kaffee's geschlossen; „**alles Andere ist nur Bohne**". In dritter Reihe steht die Bohne **Indiens**, und mit ihr kann sich ein kleiner Theil derjenigen messen, welche im ostarabischen **Oman** gewonnen wird. Diese beiden Sorten sind es, mit welchen alle Kaffeetrinker von Dafar bis Basra, Bagdad und Mosul fürlieb nehmen müssen, also Araber, Perser, Türken, Kurden; sie alle bekommen kein anderes Getränk. Wer den echten Mokkakaffee nicht kennt, wird diese indische Bohne ganz leidlich, vielleicht sogar ganz angenehm finden; Palgrave, der im Nedsched das allerbeste Getränk gekostet und zu würdigen gelernt hatte, fand sie „kaum trinkbar". Die Bohne ist unregelmäßig, schwärzlich, und ihr fehlt das halbtransparente alabastergleiche Ansehen, welches der echten Yemensorte eigen ist. Vielleicht kann man durch sorgfältige Pflege der indischen Bohne eine Qualität geben, durch welche sie dem Mokka- oder doch wenigstens dem abyssinischen Kaffee näher kommt.

In der Meinung aller Orientalen nehmen die **amerikanischen** Kaffeesorten den niedrigsten Rang ein. Der **Javakaffee** wird von **Europäern** gelobt. Im Nedsched geben die Araber dem Kaffee oft einen Zusatz von Safran, Gewürznelken und dergl.; sie thun es, weil sie als Wahhabis keinen Tabak rauchen dürfen.

---

**Mac Intyre's Expedition zur Aufsuchung von Leichhardts Spuren.** Nachrichten aus Melbourne vom Ende Juni melden, daß Mac Intyre am Darlingflusse damit beschäftigt war, seine Karawane zu bilden; er wollte im Juli seine Reise antreten, und Doctor **Murray**, der sich bei Howitts Expedition vortrefflich bewährt hat, wird ihn begleiten. Die Ausrüstung ist auf zwei Jahre berechnet; den sechs Weißen haben sich zwei eingeborne Schwarze angeschlossen. Privatpersonen und einige Colonialregierungen unterstützen das Unternehmen.

---

r. **Der Nilschlamm.** In einem Briefe Mébédins an Dumas findet sich folgende die Anschwellung des Nils betreffende Stelle, welche diese Erscheinung in interessanter Weise dem Leser vorführt.

„Schon 50 Tage, im April und Mai, wehte der Chamsin, der Wind der Wüste, über Aegypten; der Sand, den er mit sich führte, verdunkelte den Himmel und bedeckte die Erde mit einer leichten Decke, während der in den Fluß fallende Sand durch seine Schwere zu Boden sank. In der Mitte des Juni trat Windstille ein, dann begann der Nordwind mit wachsender Stärke sich zu erheben. Er weht fast während des ganzen Sommers, und es wäre schwierig, ohne ihn in dieser Jahreszeit in Aegypten zu leben. Sollte diese Windrichtung Ursache der Regenströme sein, die dann in Sudan und darüber hinaus fallen? Ich glaube es nicht; immer aber ist es der Fall, daß vom 1. Juli ab der Nil steigt und seine Farbe, die bisher graugrün war, in erdigfahl bis ockergelb ändert. Das Anschwellen ist unregelmäßig, der Fluß steigt mehr oder weniger schnell und sinkt dann für kurze Zeit wieder.

Im Gegensatze zu allen Reisenden, welche den Winter zu einer Stromauffahrt benutzen, schiffte ich mich am 5. Juli in Boulak ein, erreichte den zweiten Katarakt am 5. August und kam am 10. September nach Theben, wo ich mich für einige Monate niederließ. Ich hatte dort Gelegenheit, die Anschwellung des Flusses sehr genau zu beobachten und die bedeutenden landwirthschaftlichen Resultate dieses Phänomens schätzen zu lernen. Dort habe ich auch einige Proben des Schlammes gesammelt.

Gegen den 30. September ist die Flut in ihrer größten Höhe, und das Thal zwischen dem libyschen und arabischen Bergzuge bietet den Anblick einer unendlichen Meerenge, übersäet mit zahlreichen Inseln.

Im Oktober zieht das Wasser sich allmälig zurück, und man sieht die Lage Schlamm auf dem Erdboden. Er bildet eine mehr oder weniger dicke Kruste, je nach der Beschaffenheit des Terrains; von der Sonne getrocknet, blättert er sich ab und erhärtet an seiner der Wärme zugekehrten Seite. Die im Mai des letzten Jahres von dem Chamsin über die Erde gebreitete Sanddecke verhindert das Anhaften des Schlammes an dem Boden des vergangenen Jahres. Ich zählte mehr als 500 dieser Schlammdecken in ihrer chronologischen Ordnung, denn — Dank dem Wesen des Chamsins! der jährlich so regelmäßig sich einstellt wie das Wachsen des Nils, — ich bemerkte wüste Einstürze

des Flußufers, welches bloßgelegt einen merkwürdigen Durchschnitt deutlich erkennbarer Alluvionsschichten zeigte, in welchen ein jedes Jahr durch so klare Charaktere verzeichnet ist, wie wir das Alter einer Eiche in ihren Jahresringen erkennen.

Ich sammelte neben dem Schlamme des Erdbodens auch ohne viele Schwierigkeit von dem Flusse während der Ueberschwemmung dahingerollte Substanzen, indem ich in den stärksten Strom einen Eimer auswarf, der mir aus einer Tiefe von 10 bis 15 Meter Sand heraufbrachte. Nach verschiedenen Versuchen bildet dieser Sand den Boden des Flusses und ist derselbe, welchen der Chamsin herbeiführt. Auf meiner Barke, wo ich kein anderes Getränk hatte als das schmutzige Wasser, welches der Fluß mir bot, filtrirte ich dasselbe, um es trinkbarer zu machen; es blieb der leichtere Theil des Schlammes zurück, den man auf der Oberfläche des Nils findet."

---

**Aus Abyssinien.** Wir haben früher ausführlich erzählt, daß König Theodor die Judenmissionäre Stern und Rosenthal und den englischen Consul Cameron noch immer gefangen hält, obwohl der englische Consularagent Rassam sich alle Mühe gegeben hat, die Befreiung derselben auszuwirken. Theodor antwortet auf keinen Brief; den neuesten Berichten aus dem Rothen Meere zufolge (Juli) hat er seine Gefangenen in Magdala zurückgelassen und einen (nun den dritten) Kriegszug gegen die südabyssinische Provinz Schoa unternommen, wahrscheinlich gegen die Gallas. Rassam hatte einem Boten 60 Thaler gegeben, um einen Brief an den gefangenen Consul zu überbringen; dieser Bote wurde aber entdeckt und vor den König geführt, der sofort befahl, ihm einen Fuß und eine Hand abzuhacken. Als die Hand vom Arme getrennt worden war, besann sich der „Kaiser von Aethiopien" und ließ dem mißhandelten Menschen 1000 Dollars ausbezahlen; — an dieser letztern Angabe möchten wir aber doch zweifeln.

---

**Die Eisenbahnen in Ostindien.** Ueber diese hat ein Herr Danvers einen lehrreichen Bericht veröffentlicht, aus welchem wir ersehen, daß das indische Bahnsystem eine immer größere Ausdehnung gewinnt. Am 1. Januar 1864 waren 2519 Miles für den Verkehr eröffnet, 1865 schon 3186½ Miles; dazu sind bis Mitte 1865 noch 218½ Miles gekommen, so daß Indien gegenwärtig 3404 Miles im Betriebe hat. Es stellt sich schon jetzt als ein großer Nachtheil heraus, daß sie zumeist nur eingleisig sind, während der Verkehr steigt und ein zweites Geleise sich als unbedingt nothwendig herausstellt. Für England ist der Bahnbau in Indien eine wichtige Erwerbsquelle. 1864 wurden in 233 Schiffen 102,318 Tons Bahnmaterialien, im Werthe von 1,018,164 Pf. St. nach Indien verschifft; die Fracht stellte sich auf 164,528 Pf. St. Fast das ganze Kapital für den Bau der indischen Eisenbahnen ist in England aufgebracht worden; die Aktien sind in 29,303 Händen, während ganz Indien nur 777 Aktionäre zählt. Die Eingebornen wollen kein Geld anlegen, das nur 5 Procent, obschon von der Regierung gewährleistete Zinsen bringt; sie wollen 30 bis 50 und mehr Procent machen; das ist so landesüblich, und wird bleiben, bis Indien ein allgemeines Banksystem erhält; dann wird auch der Ackerbau eine gesundere Unterlage erhalten.

Man projektirt jetzt eine Bahn von Bombay durch Centralindien, vermittelst welcher die großen Linien: East Indian, Eastern Bengal, und die Calcutta und Southern Railways einen centralen Endpunkt in Calcutta gewinnen würden. Auch andere Linien für Centralindien sind entworfen worden. Im Ganzen beträgt das bisher in den indischen Bahnen angelegte Kapital 54,942,029 Pf. St.; die Nettoeinnahme betrug 1863 die Summe von 690,834 Pf. St. und 1864 schon 915,077 Pf. St. Während der letztverflossenen 14 Jahre hat die Regierung an garantirten Zinsen 13,160,500 Pf. St. verausgabt und davon etwa 3 Millionen zurück erhalten, so daß eine Schuld von etwa 10 Millionen bleibt.

---

**Verbrechen in Nordamerika.** Jedes politische Blatt aus diesem Lande gleicht seit langer Zeit nur einem Criminalbericht; die rechtschaffenen Leute sind in Verzweiflung über die ganz und gar verwilderten Zustände, welche durch das Regiment der Stellenjäger, der Soldateska und des Pöbels herbeigeführt worden sind. Ein Brief aus Philadelphia (Schipping Gazette 15. August) sagt:

„Fast aus jeder Stadt laufen unablässig Berichte über Unruhen und Mordthaten ein. Die heimgekehrten Soldaten verüben außerordentlich viel Unfug, aber auch das Volk ist dermaßen verwildert, daß es auf Gewaltthaten und Scheußlichkeiten nur mit geringem Abscheu blickt. So haben jüngst die Soldaten in Chicago, Indianopolis, Concord, St. Louis und manchen anderen Städten schauderhaften Unfug getrieben, Waarenläden ausgeraubt, Bürger ermordet und nicht nur das Ansehen der bürgerlichen Behörden mißachtet, sondern dieselben lahm gelegt. Im Schatzamte zu Washington sind wieder kolossale Betrügereien entdeckt worden."

Ueber die Unruhen in Chicago, in welchen die biederen „Freiheits- und Unionskämpfer" sich hervorthaten, lesen wir in dem Wochenblatte des deutschen newyorker Journals, 29. Juli, Folgendes:

Am 21. Juli traten Soldaten vom 9. Iowaregiment in eine Trinkstube, aus welcher bald darauf Revolverschüsse erklönten. Dann eilten etwa 200 Mann mit Gewehren und Revolvern dorthin. Sie erfuhren, daß ein Soldat, der getrunken hatte, vom Wirth zum Bezahlen aufgefordert wurde. Er gab dem Wirth einen Schlag ins Gesicht, und dann entstand eine Rauferei, in welcher der Soldat wahrscheinlich von einem seiner Kameraden erschossen wurde. Nun feuerten die wüthenden Soldaten Schüsse in das Haus und drangen hinein, um den Wirth gefangen zu nehmen und zu hängen; er war aber inzwischen durch Polizeileute nach einem Stationshause geschafft worden. Die Soldaten zerstörten dann das Haus und rissen dasselbe bis auf die Mauern nieder. Die blutdürstige Rotte, welcher die Polizei keinen Widerstand zu leisten wagte, zog dann nach dem Stationshause und verlangte die Auslieferung des Wirthes; sie drohten die Polizeimannschaft zu ermorden und auch dieses Haus niederzureißen. Mit aufgepflanztem Bayonnette und dem Revolver in der Hand durchsuchten sie das Haus; der Wirth war aber schon auf einer Lokomotive aus der Stadt geschafft worden. Die Polizeileute wurden mit den Spitzen der Bayonnette durch das ganze Haus getrieben. Offiziere spielten bei diesem Unfug eine Hauptrolle. — Von Bestrafung ist, wie in allen solchen Fällen, die täglich vorkommen, nie die Rede.

Das deutsche newyorker Journal ist ein ehrliches Blatt, nicht in der Hand von Stellenjägern, einstigen rothen Demagogen in Deutschland und nun im Yankeelande Preßlakaien der Yankee's, welche das Publikum im alten Vaterlande planmäßig belügen und jede Willkürmaßregel der Yankeeregierung und die Gewalthaberschaft der verschiedenen Proconsuln gut heißen, beschönigen oder vertheidigen. Das newyorker Journal ist ein Blatt, das die Sache der Civilisation, der Freiheit und der wahren Humanität vertritt und nicht dem rohen Niggerradikalismus verfallen ist, der mit philanthropisch klingenden Redensarten, durch welche sich schwache Köpfe irre führen lassen, die Unkultur, die Barbarei fördert und obendrein die armen Neger der Vernichtung preisgibt.

Wir fügen folgenden Bericht bei:

„Hudson, Staat Neuyork, 26. Juli. Gestern wurde unsere Stadt durch eine Schaar von Dieben und Raufbolden heimgesucht, welche mit dem Dampfer von Albany kamen. Sie verbreiteten sich über die ganze Stadt, trieben die Leute aus ihren Wohnungen, raubten, stahlen und begingen Brutalitäten und Verbrechen aller Art, ohne daß man gegen ihr verbrecherisches Treiben einschritt. Im Ganzen wurden nur 6 verhaftet und mit einer leichten Geldbuße belegt."

Folgende Thatsachen sind bezeichnend für die Zustände im „Lande der Freiheit": „Robert Brown von Wellsburgh, ist von Wheeling nach Fort Delaware geschickt und zu einjähriger Kerkerhaft verurtheilt worden, weil er Freude über Lincolns Tod geäußert habe. — Raleigh, Nordcarolina, 15. Juli. General Ruger hat den Offizieren der ehemaligen Südarmee befohlen, ihre conföderirten Knöpfe abzuschneiden. Wer das nicht thut, dem läßt der Profoßmarschall sie abschneiden, und die Missethäter werden verhaftet.

---

**Die Wälder Canada's** lieferten 1863 allein in den Revieren am Ottawa und dessen Nebenflüssen 27 Mill. Kubikfuß Holz; etwa 25,000 Arbeiter waren beschäftigt, um dasselbe zu fällen und für den Markt zu bearbeiten.

---

**Die Küstenregion der Republik Bolivia.** Dieser Staat ist bei seiner Abtrennung von Peru in Bezug auf seine Grenze am Meere entschieden beeinträchtigt worden, denn er hat an der See nur einen öden Landstrich der Atacamawüste, und sein einziger Hafen, Cobija, ist nicht einmal ein solcher, sondern nur eine unsichere Rhede. Dazu kommt, daß die Republik Chile

Anspruch auf den Küstenstrich zwischen 23 und 25° 20' s. Br. macht, und dort liegen die Merillones-Inseln, deren Guanoreichthum auf etwa zwei Millionen Tonnen geschätzt wird (jede zu 20 Centnern). So lange die Grenzstreitigkeiten nicht entschieden sind, muß derselbe unbenutzt bleiben. Das ganze bolivianische Küstengebirge ist reich an Kupfer; an der Nordgrenze der Republik, am Flusse Loa, hat man auch Gold gefunden. Von Paquica wird etwas Guano ausgeführt, er ist aber von geringer Beschaffenheit. In der Nähe von Calama, etwa 34 deutsche Meilen von Cobija, liegt Kupfer in großer Menge und stark silberhaltiges Blei, aber das Erz muß auf Maulthieren durch eine Wüstenei geschafft werden, in welcher auf einer Strecke von 20 Meilen kein Wasser gefunden wird. Deshalb lohnt der Betrieb nicht, und aus demselben Grunde müssen auch die großen Boraxfelder bei Ascotan am Fuße der Andes unbenutzt bleiben. Hätten die südamerikanischen Republiken auch nur einen Theil der Gelder, welche sie in Bürgerkriegen und Revolutionen bisher vergeudet haben, auf die Herstellung von Straßen verwandt, so würden sie längst zu Wohlstand gekommen sein. In Bolivia denkt man jetzt an Erleichterung des Transportes und hat wenigstens Pläne zu Eisenbahnen entworfen. Den Einfuhr- und Ausfuhrhafen für das nördliche Bolivia bildet die peruanische Stadt Arica; der östliche Landestheil ist auf das Stromgebiet des Paraguay, respective des La Plata angewiesen.

F. v. H. **Zarathustra und Ormuzd.** Der Name des großen Propheten der Eranier, den wir gewöhnlich unter der griechischen Form Zoroaster (Ζωροάστρης) kennen, lautet in der Sprache, in welcher er selbst geredet, Zarathustra. Die heutigen Anhänger des Propheten erklären den Namen nach der im neuern Idiom sich vorfindenden Form Zarduscht oder Zartuscht als „Goldstern". E. Burnouf deutet den Namen: fulvos camelos habens, während Rud. Roth ihn als „Goldschmied" — Haug als „der treffliche Lobsänger" erklärt. Der gelehrte Orientalist der wiener Hofbibliothek und Docent der allgemeinen Sprachwissenschaft an der dortigen Universität, Dr. Friedrich Müller, glaubt, daß, um den Namen zu erklären, man ihn einerseits in seine Elemente richtig zerlegen, andrerseits durch passende Parallelen begreiflich zu rechtfertigen versuchen müsse. Er gelangt zu dem Schlusse, daß Burnoufs Deutung die annähernde sei und erklärt den Namen selbst als „muthige Kameele besitzend". Bezüglich der Eigenschaft „muthig" verweist er auf Tarafah, Muallagah. S. 11. Auch über den Namen des höchsten Gottes der zarathustrischen Religion, des absolut guten Prinzips derselben, stellt Müller interessante Untersuchungen an. Bei uns lautet dieser Name gewöhnlich Ormuzd (griech. Ὠρομάσδης), in der neuern Form bei den Parsen Hormezd, in der ältern Form aber und zwar in den Keilinschriften Auramazdâ, in den Zendbüchern meistens Ahurô-mazdâo. Auch hier sind eine große Anzahl Erklärungen vorhanden, von denen aber nur acht grammatisch möglich sind. Diese reduzirt Müller auf zwei, von welchen ihm die Deutung „großer Weiser" die passendste erscheint.

**Das Eidsteddfod,** die jährliche Zusammenkunft der Freunde und Beförderer der wallisischen Sprache ist diesmal (1865) in der Stadt Flint gefeiert worden. Um mehr Zug in die Sache zu bringen und möglichst viele Freunde der keltischen Nationalität herbeizuziehen, hatte man zwar „die alte und herrliche Sprache des Fürstenthums" auch jetzt zur Hauptsache gemacht, aber auch ein Schützenfest in das Programm aufgenommen und Preise für literarische Originalarbeiten ausgetheilt. Dazu kam noch eine Ausstellung wallisischer Gewerbserzeugnisse „von in Wales gestrickten wollenen Strümpfen bis zu den in Wales geschnitzten Holzlöffeln". Man sieht, die kleinen, allmälig dem Untergang entgegen reifenden Sprachen und Nationalitäten halten und wehren sich, so lange es eben gehen will.

**Erdöl in Galizien.** Europa wird wohl bald in den Stand gesetzt werden, seinen Bedarf an Petroleum selber zu befriedigen. Dieses jetzt so werthvolle und früher vernachlässigte Produkt kommt in vielen Gegenden unsers Erdtheils vor, in Italien z. B. am Abhange der Apenninen im Modenesischen und Parmesanischen, in Frankreich bei Pezenas, in der Krim bei Kertsch, sodann in einzelnen Theilen von Deutschland. Ueber den Reichthum Galiziens an Erdöl haben wir schon früher im „Globus" Notizen gebracht; jetzt finden wir in einem Bericht aus Marseille manche neue Angaben. Ein dortiges Blatt, der „Semaphore", weist darauf hin, daß täglich neue Quellen und Becken entdeckt werden; die Geognosten stellen systematische Nachforschungen an und kommen nach und nach ins Klare über die geographische Vertheilung des Petroleums auf dem Erdball (daß das Erdöl auch in Persien, im alten Babylonien, am Kaspischen Meer, in China, in Hinterindien, in Venezuela gefunden wird, abgesehen von Nordamerika, wissen wir längst).

Zwischen den beiden Petroleumbecken in Galizien und der Moldau-Walachei findet ein Zusammenhang statt. Diese beiden Oelregionen bilden, streng genommen, nur eine einzige, und sie wird durch die Karpathen bezeichnet. Ich habe, sagt der Berichterstatter, eine Reise durch Galizien gemacht, wo fast alle Tage neue Funde vorkommen. Die Oertlichkeiten, wo man das Oel entdeckt hat, gruppiren sich im Süden der Krakau-Lemberger Bahn zwischen Sandecz im Westen, Drohobycz im Osten, Jaslo im Norden und Kamanecza im Süden. Eine sehr reichhaltige Quelle ist ganz neuerlich (Juni 1865) bei Rzeredz angebohrt worden; es werden aber gewiß bald viele andere nachfolgen, denn die Galizier haben jetzt das Oelfieber so gut wie die Amerikaner und bohren allenthalben, freilich zumeist in sehr roher Weise und ohne gute Werkzeuge; doch kommen jetzt schon Ausländer mit Kapital und guten Geräthen, und so wird bald Alles anders werden. Die bis jetzt bekannte Oelregion hat eine Länge von etwa 25 und eine Breite von 6 bis 7 deutschen Meilen, nahe an drei Millionen Morgen Flächeninhalt, und es sind nur erst 25 Oelwerke vorhanden, die während der letztverflossenen drei Jahre entstanden. Die Oelregion zieht sich von Drohobycz nach der Moldau hin, von Nordwest nach Südost, durch die Bukowina. Aus der Vertheilung der Oelquellen ergibt sich, daß ein großer unterirdischer Spalt vorhanden ist, welcher Europa etwa in der Linie von den Mündungen der Oder bis zu jenen der Donau durchzieht. Auf dieser Linie werden die Salzwerke von Wieliczka, Bochnia, Stavasol, Drohobycz, Delatin und Solka bearbeitet. Das letztere liegt in der Bukowina, unweit der moldauischen Grenze, und dort kommt, wie in Drohobycz, Petroleum neben dem Salze vor; bei Stavasol in Galizien ist dasselbe der Fall. Meine Beobachtungen in Galizien führen mich zu der Annahme, daß große unterirdische Reservoirs vorhanden sind, welche von den bituminösen Auswürfen, die tief aus dem Innern der Erde kommen, Nahrung erhalten. Da, wo Petroleum in jüngeren Formationen auftritt, wie in Galizien, liegt es gewöhnlich 100 bis 150 Fuß tief.

**Der Handelsverkehr Großbritanniens und Irlands 1864** ist beträchtlicher gewesen als in irgend einem frühern Jahre. Ungeachtet die Einfuhrzölle während der letztverflossenen sieben Jahre beträchtliche Reduktionen erfahren haben, ergeben sich doch für 1864 mehr als 24 Mill. Pf. St. Zolleinnahme. Je niedriger die Zölle gesetzt wurden, um so größer war der Ertrag. Folgende Ziffern reden deutlich genug:

| | Einfuhren. | Ausfuhren. |
|---|---|---|
| 1862 . . . | 225,700,000 Pf. St. . . . | 166,100,000 Pf. St. |
| 1863 . . . | 248,900,000 „ . . . | 196,900,000 „ |
| 1864 . . . | 274,800,000 „ . . . | 212,600,000 „ |

Frankreich hat 1864 an Gold und Silber aus England für 9,921,524 Pf. St. bezogen.

Die Einfuhren aus Amerika betrugen 1861 für 19,400,000 Pf. St., im Jahre 1864 nur 17,900,000 Pf. St.

Während der Wiederexport von ausländischen und Colonialgütern 1861 erst 34,529,684 Pf. St. betrug, war derselbe 1864 auf die ungeheure Summe von 52,240,240 Pf. St. gestiegen.

Großbritannien bezog an Wein aus Spanien 7,770,887, Portugal 3,344,871 und aus Frankreich nur 2,723,200 Gallonen. Das schwere Getränk findet auf der nebligen Insel mehr Liebhaber als das leichtere.

**Die Abgaben von Rauch- und Schnupftabak in Großbritannien** haben für das Jahr vom 31. März 1864 bis dahin 1865 die ungeheure Summe von 6,115,997 Pf. St. 16 Schill. 1 Penny abgeworfen.

Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.

Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

# Aus Hermann Vambery's Reise in Mittelasien.

## II.

Die Pilger aus dem fernen Osten. — Hadschi Bilal. — Zug der Karawane nach dem Kaspischen Meere. — In Karatepe und Aschura. — Russische Dampfer und turkomanische Piraten. — Gömüschtepe am Flusse Görgen und die Jomut-Turkomanen. — Der Häuptling Chandschan. — Ausflug zur Mauer Alexanders des Großen. — Grausame Behandlung der persischen Gefangenen. — Fromme Gastmähler. — Ilias Bey, der Karawanenführer, und Kutchan, Pir der Karaktschi. — Die turkomanischen Stämme. — Einfluß altüberkommener Bräuche, der Deb. — Nomadenreligion. — Raubzüge.

Wir haben erzählt, daß Vambery im Hause des türkischen Gesandten zu Teheran eine Anzahl tatarischer Pilger aus der chinesischen Bucharei kennen lernte und mit ihnen die Reise nach Chiwa und Buchara antrat. Sie hatten ihm ehrlich und offen gesagt, daß ihre Landsleute daheim an Erfahrung und Weltkenntniß weit hinter ihnen zurückständen, und daß, trotz aller Gastfreundschaft, ein Fremder aus weiter Ferne von ihnen mit Mißtrauen angesehen werde. Aber die Pilger nahmen den vermeintlichen Derwisch gern als Reisegefährten an; die Häupter derselben umarmten und küßten ihn. Auch versprachen sie dem türkischen Gesandten, dem Reisenden, der ja ein Efendi, ein Beamter des Sultans sei, die Treue zu bewahren. Und sie haben in ehrenhafter Weise Wort gehalten, ihm das mehrmals bedrohte Leben gerettet und ihn auch sonst aus mißlichen Lagen befreit.



Ein persischer Sklav bei den Turkomanen. (Nach einer Zeichnung von Vambery.)

Der angesehenste unter den Pilgern war Hadschi Bilal. Er stellte unsern Derwisch seinen Landsleuten aus Aksu, Yarkend und Kaschgar vor, Menschen, die eher gräßlich entstellten Landstreichern als Wallfahrern glichen. Jener war in seinem Land ein angesehener Mann und hatte zwei Adoptivsöhne bei sich; unter seinen Gefährten befanden sich Hadschi Jussuf, ein chinesisch-tatarischer Bauer, mit einem erst zehnjährigen Neffen; diese Leute galten für reich, denn sie hatten noch 80 Dukaten Geld. Dazu kamen ein armer Mollah, der weiter nichts besaß als einen Bettelstab; ein Bettler von Profession, Hadschi Jakub, dessen Vater auch Bettler gewesen war; ein junger Mann, Hadschi

Haan, dessen Vater während der Reise gestorben war; sodann ein kränkliches Kind von 14 Jahren, welchem bei Hamadan die Füße im Schnee erfroren waren, und mehrere andere dergleichen Leute, z. B. ein junger Schwärmer aus Kaschgar, dessen Vater ein Heiliger und zugleich Dichter gewesen war; Hadschi Ahmed, der einst als Soldat in einem Musketierregimente des Kaisers von China gedient hatte; sodann auch Hadschi Abdul Kader, der ein Metschsub war, d. h. ein von der Liebe zu Gott Hingerissener. Wenn ein solcher zweitausendmal Allah! gerufen hat, tritt ihm der Schaum aus dem Munde und der Mann geräth in den „allerseligsten Zustand", d. h. er bekommt epileptische Zufälle. Noch ein Pilger, Nur Mehemmed, Kaufmann aus dem Chanate Chokand, war zum zweiten Mal in Mekka gewesen, und zwar als Stellvertreter eines andern, der ihn dafür bezahlte. Auch in christlichen Ländern ist es üblich, daß Kranke oder solche, welche verhindert sind, zu irgend einem wunderthätigen Bilde zu wallfahrten, Stellvertreter schicken, dergleichen auch immer für gutes Geld zu haben sind.

Eine wunderliche Gesellschaft von 24 Leuten! Im Karawanserai zu Teheran bewohnten sie zwei kleine Zellen, je zu 10 und 14 Personen. Vambery machte ihnen in den elenden, schmutzigen Löchern einen Besuch. Die meisten waren auf den Bettelstab angewiesen und Ungeziefer hatten sie in Hülle und Fülle. „Ich fand sie bei einer Beschäftigung, mit deren Beschreibung ich dem Leser keinen Widerwillen verursachen möchte, zu der aber ich selber späterhin auch gezwungen war. Sie empfingen mich herzlich und bereiteten mir grünen Thee; es war aber für mich eine Höllenpein, eine große buchariotische Schale mit diesem grünlichen Wasser ohne Zucker austrinken zu müssen; ja, man war noch gnädiger und wollte mir eine zweite geben, doch bat ich um Entschuldigung. Ich umarmte meine Gefährten, wurde von ihnen als Bruder angesehen und auch so benannt. Nachdem ich mit Jedem Brot gebrochen hatte, setzten wir uns in einen Kreis und beriethen über den Weg, welchen wir einschlagen sollten."

Als die Pilgerkarawane Teheran im Rücken hatte und an den Abhängen des Elbursgebirges hinzog, waren Alle heiter, weil sie nun bald aus dem Lande der schiitischen persischen Ketzer herauskommen und dann unter Stammes- und Glaubensgenossen, nämlich sunnitischen Turkomanen, recht gemüthlich leben könnten. Hadschi Bilal sprach sein Bedauern darüber aus, daß die schöne, fruchtbare Provinz Masenderan in den Händen von Ketzern sei. Es ist, sprach er, sonderbar, daß alle schönen Gegenden der Welt in die Hände von Ungläubigen gerathen sind. Nicht umsonst sagt der Prophet: „Diese Welt ist das Gefängniß der Gläubigen und das Paradies der Ungläubigen." In Hindustan regieren die Ingilis, Rußland ist sehr schön und Frengistan ein Paradies.

Die Karawane gelangte nach Karatepe an der Bucht von Asterabad, wo Vambery im Hause des Afghanen Nur Ullah ein Unterkommen fand; er wurde mit Verdacht angesehen; aber Bilal sagte den Leuten: allerdings sei der Fremde einst Efendi des großen Sultans gewesen, habe sich jedoch in Folge göttlicher Eingebungen von der trügerischen Welt zurückgezogen und sei nur mit Siarel, d. h. dem Wallfahren zu den Gräbern der Heiligen beschäftigt. Damit mußten die Zweifler sich zufrieden geben, denn der wahre Muselmann darf nicht zweifeln, wenn er von Ilham, göttlicher Begeisterung oder Eingebung, hört.

Von der Spitze des „schwarzen Hügels", denn das bedeutet Karatepe, hatte Vambery den ersten Blick auf den Kaspischen See, aber nur auf das sogenannte Todte Meer, welches von der bei Aschura endenden Landzunge eingeschlossen ist. Zwei Tage nachher fand die Einschiffung statt. Jeder Pilger hatte nun außer seinem Bettelranzen auch noch einen Mehlsack. Man bestieg einen ausgehöhlten Baumstamm und gelangte in demselben bis zum Schiffe, das wegen des seichten Wassers wohl eine halbe Stunde weit vom Ufer vor Anker lag. Der schmale Baum, überfüllt mit Menschen, Mehlsäcken rc. in buntestem Wirrwarr, drohte jeden Augenblick zu sinken. Das Schiff war ein Keseboy, d. h. hatte einen Mast, ein großes und ein kleines Segel, war ein Last- oder Frachtfahrzeug; die schnellfahrenden Schiffe der Turkomanen, die Kajuks, werden auf Raubzügen gebraucht. Das Keseboy hatte kein Deck; es ging am 10. April 1862 unter Segel und fuhr zunächst nach Aschura, dem südlichsten Punkt der russischen Besitzungen in diesen Regionen; ihn nahmen die Russen, um von hier aus den Zügen der turkomanischen Seeräuber zu steuern. Vambery sah dort einige Kriegsdampfer liegen, ohne welche weder die in der Stadt wohnenden Russen noch die aus Astrachan kommenden Segelschiffe sicher wären. Auf offener See haben sie nichts zu befürchten, wohl aber, wenn sie sich der Küste nähern; dann schützt sie ein Dampfer. Aber trotz aller Wachsamkeit werden doch manchmal unglückliche Perser, dann auch sogar russische Matrosen in Ketten nach Gömüschtepe geschleppt. Die russischen Fahrzeuge durchkreuzen unablässig bei Tag und Nacht die turkomanischen Gewässer; jeder turkomanische Nachen, der sich von der Ostküste nach dem südlichen persischen Ufer begeben will, muß einen Paß haben, der auf ein Jahr ausgestellt wird und in Aschura vorgezeigt werden muß; hier untersucht man auch das Schiff, ob Waffen, Contrebande und Gefangene an Bord sind. Die Russen verfahren mit der nöthigen Strenge, befolgen aber auch eine zweckmäßige Politik, indem sie sich bemühen, einige Stämme freundlich zu sich heranzuziehen, um einen gegen den andern gebrauchen zu können. Vambery sah in Aschura einen Häuptling aus dem Stamme Gasliför, der schon seit 30 Jahren als Admiral (Derjabegi) im Dienste der Russen stand und monatlich 40 Dukaten Sold bezog. Er bewohnte ein Zelt inmitten einer halbeuropäischen Colonie; sein Amt war, durch seinen Einfluß auf die Turkomanen Raubzüge zu verhindern oder von denselben Kunde zu geben.

Die Fahrt von Aschura über den südöstlichen Winkel des Kaspischen Meeres fand ohne Unfall statt. Die Küste ist so seicht, daß das kleine Schiff anderthalb englische Meilen vor der Mündung des Görgen ankern mußte. An beiden Ufern dieses Flusses liegt der Ort Gömüschtepe in Gestalt einiger hundert kolossaler Bienenkörbe.

Dort wurden die Hadschis sehr freundlich aufgenommen und Vambery von Chandschan, einem angesehenen Manne, gastlich empfangen. Weiber, Kinder und Hunde eilten herbei, um die Pilger zu sehen und durch eine Umarmung an dem göttlichen Gebote und dem Verdienste der Pilgerfahrt sich zu betheiligen. Vambery war von dem ganz neuen Bilde mittelasiatischen Lebens höchlich überrascht; er wußte nicht, ob er zuerst die sonderbar gebauten Filzzelte oder die Frauen betrachten sollte, deren rothseidene Hemden bis auf die Knöchel hinabreichten. Jung und Alt wollte die Hadschis berühren, auf denen noch der heilige Staub von Mekka und Medina ruhte, und der Mann aus Ungarn war nicht wenig betroffen, als die allerschönsten Weiber und Mädchen ihn umarmten.

Die Pilger zogen dann vor das Zelt des Ober-Ischans (Priesters). Jeder Turkomane wollte Pilger bewirthen; die Gastfreundschaft dieser Nomaden war grenzenlos. Die Weiber zankten sich, um Hadschis ins

Zelt zu bekommen, und Chandschan mußte am Ende eine Vertheilung vornehmen; Bilal und Vambery nahm er in seine eigene Behausung. Er gab ihnen ein besonderes Zelt, das unweit vom Ufer des Görgen stand. Die Pilger gingen, wie es sich gebührt, zweimal um dasselbe herum und spuckten nach allen vier Himmelsgegenden aus; dann erst traten sie ein. Abends brachte ein Sohn Chandschans das Nachtessen, das aus gesottenen Fischen und saurer Milch bestand; ein mit schweren Ketten belasteter persischer Sklav trug die Schüsseln.

So war also Vambery in einem Zelte der Jomuten, die einen mächtigen Stamm unter den Turkomanen bilden. In der Tschatna (dem Zelte) befand er sich wohl. Nun legte er auch, auf Bilals Rath, den Charakter eines Efendi ab und wurde mit Leib und Seele Derwisch, damit er Fatiha, Segen, austheilen könne. „Theile ihn aus und schneide ein frommes Gesicht, auch Nefes (den heiligen Hauch) kannst Du geben, wenn Du zu Kranken gerufen bist. Nur vergiß nie, zugleich Deine Hand auszustrecken, denn die Leute wissen, daß wir von frommen Handlungen leben müssen und geben gern eine Kleinigkeit."

Chandschan sagte den Pilgern, daß sie einige Wochen in Gömüschtepe würden verweilen müssen, bis eine Karawane nach Chiwa abgehe. Vambery übte sich im praktischen Gebrauche der turkomanischen Sprache, besuchte die Zelte, spendete Segen und schloß sich dem Hadschi Salih an, der für einen Arzt galt und Medicamente austheilte. Auch machte er die Bekanntschaft eines turkomanischen Gelehrten, der in Buchara studirt hatte. Als man sich über die weiße Gesichtsfarbe des Derwisches aus Rum (der europäischen Türkei) wunderte, sprach der Gelehrte, dies sei das wahre Nür ül Islam, das Licht des Islam, welches aus dem Antlitze strahle; so göttlichen Segens erfreuten sich nur die Gläubigen des Abendlandes. Vambery überzeugte sich bald, daß nur die Schriftgelehrten Einfluß auf das unbändige Volk ausüben, und jener der Aksakale (Graubärte) bei weitem geringer ist.

Mit dem Gelehrten Kisil Achond machte Vambery einen Ausflug zu den Atabeg, einem östlichen Stamm der Jomuten, und dann auch zu den Göklen-Turkomanen. Dabei fand er Gelegenheit, einen großen Theil der Mauer zu sehen, welche Alexander der Große gegen die Nomaden der Wüste hatte aufführen lassen. Sie läuft auf den höchsten Stellen des Bodens hin, und die Nähe der Mauertrümmer bildet noch immer, zu allen Jahreszeiten, den sichersten Weg; auch liegen dort überall Zeltgruppen. „Das westliche Ende habe ich nicht sehen können; östlich glaube ich den Ausgangspunkt an zwei Stellen entdeckt zu haben: den einen nordöstlich von Gömüschtepe, wo größere Festungsruinen dicht am Meeresufer den Anfang bezeichnen; den zweiten ungefähr 20 englische Meilen südlich vom Flusse Etrek, auch nahe am Meere. Beide Linien vereinigen sich etwas höher über dem Altin Tokmak. Die von Gömüschtepe ausgehende Linie habe ich zwei Tage lang in einer Entfernung von 10 geographischen Meilen von West gegen Nordost genau verfolgen können. Sie ist an einer Erhebung, oft von 2 bis 3 Fuß, zu erkennen, je nachdem die Beschaffenheit des Bodens zur Verschüttung der Ueberreste beigetragen hat. Das Ganze bietet so ziemlich den Anblick einer langen Schanzenlinie, aus deren Mitte sich in Entfernungen von je 1000 Schritt die Grundruinen ehemaliger Thürme erheben; diese sind sich in den Dimensionen so ziemlich gleich. Außerdem sieht man in der Richtung dieser Mauer andere große Erdhaufen. Von den kleineren Erdhaufen haben die Turkomanen mehre geöffnet, und in einem „viereckigen Gebäude" hat man einen kolossalen, papierdünnen Topf gefunden, der eine bläuliche Asche, einige Goldmünzen und andere Kleinodien enthielt. Man nennt deshalb die ganze Gegend, einschließlich der Mauer, Kisil Alan, den Goldnehmer. Uebrigens müssen diese Erhöhungen von den Joska unterschieden werden, d. h. Hügeln, welche die Turkomanen zu Ehren ihrer großen Todten aufwerfen."

Die Pilger allesammt machten bei den Turkomanen sehr gute Geschäfte, wurden aber doch sofort dieser Leute überdrüssig und mochten bald gar nicht mehr mit ansehen, wie abscheulich grausam die persischen Sklaven behandelt wurden. Es ist wahr, so sagten die Tataren, daß sie schiitische Ketzer sind, deren Landsleute uns auf der Durchreise sehr arg geplagt haben; aber was diese Armen hier ausstehen, ist doch zu viel. Sie fluchten gegen die Unmenschlichkeit der turkomanischen Karaktschi, d. h. Räuber. Man stelle sich nur vor, schreibt Vambery, wie einem Perser zu Muthe sein mag, wenn er durch einen nächtlichen Ueberfall aus dem Kreise seiner Familie geraubt, oft noch schwer verwundet und als Gefangener nach Gömüschtepe gebracht wird. Statt seiner Kleider erhält er alte turkomanische Lumpen und wird mit schweren Ketten belastet, welche ihm die Knöchel wund reiben und bei jedem Schritte heftige Schmerzen verursachen. Die ersten Tage und oft Wochen lang muß er sich bei solcher Behandlung mit der schlechtesten Nahrung behelfen, und damit er nicht versuche, bei Nacht zu entfliehen, legt man ihm die Karabogra an, einen eisernen Halsring, der mit einer Kette an einen Pfahl befestigt wird und durch ein Gerassel die leiseste Bewegung verräth. Seine Qualen erreichen nur ein Ende, wenn er von den Seinigen ausgelöst oder als Sklav nach Chiwa oder Buchara verkauft wird.

Vambery konnte sich nie an das Kettengerassel gewöhnen, das unter dem Zelt eines jeden Turkomanen erklingt, welcher nur einigermaßen Anspruch auf Ansehen macht. Auch sein Freund Chandschan hatte zwei junge persische Sklaven, deren Schicksal unsern Reisenden jammerte. Aber öffentlich mußte er diese Unglücklichen beschimpfen und ihnen fluchen, denn die kleinste Mitleidsbezeigung hätte gegen ihn Verdacht erregen können; ohnehin wurde er am meisten von ihnen angeredet, weil er der persischen Sprache kundig war.

„Der jüngste unserer Haussklaven, ein schöner, schwarzlockiger Iranier, bat mich, für ihn einen Brief an seine Eltern zu schreiben; sie möchten um Gotteswillen Schafe und Haus verkaufen, um ihn auszulösen. Ich schrieb den Brief. Einmal glaubte ich, ohne überrascht zu werden, ihm eine Schale Thee geben zu können; als er aber seine Hand nach meiner Gabe ausstreckte, trat unglücklicherweise Jemand ins Zelt. Ich stellte mich daher, als ob ich ihn bloß necken wolle, und statt des Thees mußte ich ihm einige leichte Hiebe geben. Während meines Aufenthalts in Gömüschtepe verging keine Nacht, ohne daß Schüsse vom Meeresufer her ein mit Beute zurückkehrendes Boot anzeigten. Ich ging dann Morgens hin, um von den Helden den, einem Derwisch gebührenden Zehnten zu fordern, eigentlich aber nur, um die armen Perser im ersten Moment ihres Unglücks zu sehen, und mein Herz blutete bei dem schrecklichen Anblick." So mußte Vambery sich langsam gewöhnen an schroffe Gegensätze von Tugenden und Lastern, von Menschenliebe und Tyrannei, von skrupulöser Redlichkeit und abgefeimter Schurkerei, die im Orient überall, am meisten aber in Mittelasien anzutreffen sind, „und vorzüglich dort, wo der Islam, dieses schreckliche Gift des socialen Lebens, den Samen seiner falschen Civi-

lisation ausgestreut hat. Die nichtmuselmännischen Nomaden dagegen sind die besten Menschen von der Welt."

„Ja, staunenswerth ist der Einfluß, welchen Religion und Geschichte auf die Menschen ausüben. Lachen muß ich, wenn es mir einfällt, daß eben diese grausamen, unmenschlichen Turkomanen es waren, die jeden Augenblick ein Lillah, d. h. ein Gastmahl zu frommen Zwecken gaben, bei welchem dann die ganze Pilgergesellschaft sich einfinden mußte." Solche Einladungen wiederholten sich mehrmals am Tage, u. wenn Vambery sich entschuldigen wollte, zwang ihn der Einladende durch Rippenstöße, sein Zelt zu verlassen; denn die turkomanische Etikette lautet: je derber die Stöße, desto herzlicher die Einladung. Man warf vor das Zelt des Gastgebers einige Filzdecken oder einen Teppich hin, jede einzelne Gruppe bekam eine große hölzerne Schüssel, die je nach der Zahl und dem Alter der Mitessenden gefüllt war; in diese fuhr jeder mit weit geöffneter Hand hinein. Pferde- und Kameelfleisch war an der Tagesordnung.

Nach einem Aufenthalte von drei Wochen verließ Vambery Gömüschtepe. Er lernte dort noch zwei eigenthümliche Charaktere kennen. Der eine war Ilias Bey, ein Kameelvermiether, aus Chiwa gebürtig und vom Stamme der Jomut-Turkomanen. Dieser Mann machte einmal jährlich eine Geschäftsreise und stand zu Gömüschtepe unter dem Schutze Chandschans; ohne solchen wäre er eben so wenig sicher gewesen wie andere Fremde. Er sollte Führer der Karawane sein, und Chandschan empfahl ihm die Pilger angelegentlich, indem er zum Schluß die Worte sprach: „Ilias, Du wirst mir mit Deinem Leben bürgen." Ilias schlug die Augen zu Boden, was Brauch bei den Nomaden ist, wenn sie ganz besonders ernst erscheinen und sprach ganz gleichgültig, leise und kaum die Lippen bewegend weiter nichts als: „Du kennst mich schon." Dann wurde der Miethpreis von je 2 Dukaten für ein Kameel im Voraus bezahlt, Hadschi Bilal sprach eine Segensformel, und Ilias strich mit der Hand durch seinen dünnen Bart. Nun war Alles in der besten Ordnung.



Eine junge Turkomanin im Putz. (Nach einer Zeichnung von Vambery.)

Zum Sammelplatz der Karawane war ein Punkt am Flusse Etrek bestimmt; dieser Name wird auch auf die Ufergegenden ausgedehnt. Er ist bei den Bewohnern der persischen Provinzen Masenderan und Taberistan das größte Schreckenswort, weil so viele Unglückliche dorthin in die Sklaverei geschleppt werden. Dort hauste der Räuberhauptmann, der Pir der Karaktschi. Er hieß Kulchan, und ihm war Vambery ganz besonders empfohlen. Der alte Sünder hatte ein düsteres, abschreckendes Aussehen und begegnete dem Fremden, während ihm derselbe als Gast übergeben wurde, gar nicht freundlich. Er forschte lange in Vambery's Zügen und flüsterte dann und wann Chandschan etwas ins Ohr. Der Reisende begriff bald die Ursache des Mißtrauens. Kulchan hatte nämlich in seiner Jugend mit dem oben erwähnten, in russischen Diensten stehenden „Admiral" Chidr Chan Rußland bereist, sich in Tiflis längere Zeit aufgehalten und war mit dem europäischen Leben ziemlich vertraut. Er habe, sagte er, viele Nationen gesehen, nur nicht die Osmanlis; doch sei ihm zu Ohren gekommen, daß sie als Stammverwandte der Turkomanen diesen auch ganz ähnlich sähen; an dem Derwisch finde er das aber nicht. Hadschi Bilal wußte indeß derartige Bedenken hinweg zu räumen.

Kulchan erklärte, daß er am zweitfolgenden Tage von Gömüschtepe nach Etrek gehen werde, und man möge sich reisefertig halten; er werde nur so lange bleiben, bis sein Sohn von der Alaman (dem Raubzuge) zurückkomme; er

sei eben an der persischen Grenze, um von dort einige Stuten zu holen. Er forderte die Pilger auf, am andern Tag einen Gang am untern Ufer des Görgen zu machen; dort sei etwas Erfreuliches zu sehen, weil etwa um Mittag die Alaman zurückkommen werde. In der That langten am jenseitigen Ufer acht berittene Turkomanen an; sie führten zehn ungesattelte Pferde mit sich und wurden nicht etwa mit lautem Zurufe begrüßt, sondern alle Anwesenden verhielten sich still. Man maß mit gierigen Blicken und stummem Bewundern die Ankommenden, welche über den Görgen setzten und dann mit unbeschreiblichem Ernste ihren Verwandten und Freunden die Hand reichten. Während die Alten mit großer Aufmerksamkeit die Beute musterten, waren die jungen Helden damit beschäftigt, ihren Anzug in Ordnung zu bringen.

Der Anblick des ganzen Schauspiels war ein herrlicher. „Wie sehr ich auch die Räuber u. ihr abscheuliches Handwerk verachtete, mein Auge hing dennoch mit besonderem Wohlgefallen an diesen jungen Leuten, welche in ihrem kurzen Reiteranzuge, mit ihren kühnen Blicken u. mit ihren auf die Brust herabfallenden blonden Locken von Jedermann bewundert wurden, als sie ihre Waffen ablegten. Auch der finstere Kulchan schien aufgeheitert zu sein; er machte uns mit seinem Sohne bekannt, und Hadschi Bilal segnete denselben.


Der tatarische Pilger Hadschi Bilal. (Nach einer Zeichnung von Vambery.)

---

Das Land der Turkomanen nimmt in Mittelasien einen ausgedehnten Raum ein, vom Kaspischen Meer im Westen bis nach Buchara im Osten; im Süden bilden das persische Chorassan und die von den Afghanen unterworfenen türkistanischen Chanate die Grenze. Wir finden sie an den Flüssen Oxus, Murgab, Tedschend, Görgen und Etrek; sie sind recht eigentlich ein Volk der Wüste, und niemals zu einer Gesammtnation vereinigt gewesen. Ihre Hauptabtheilungen bezeichnen sie als Chalk (arabisch, Leute, Volk), und solcher Chalks gibt es neun. Jeder Chalk (wir können denselben als Stamm bezeichnen) zerfällt in einzelne Taife, d. h. Horden, und jede Horde in Tire, d. h. Bruchstück; wir können sagen Sippe oder Clan.

Vambery gerieth mit Leuten von drei Chalks in nähere Berührung: den Tekke, Göklen und Jomuts.

Die Tekke sind der mächtigste Stamm unter allen Turkomanen, haben die Region am Tedschend und Murgab inne und zählen beinahe 60,000 Zelte. „Sie sind gleichsam von der Natur selbst zum Raube gezwungen und eine wahre Gottesgeißel für die nordöstlichen Theile Persiens und für Herat und dessen Umgebungen.“ Die Göklen, am obern Görgen und Etrek, sind, vergleichsweise, die friedlichsten und am wenigsten uncivilisirten Turkomanen; ihre 10 Horden sollen etwa 10,000 Zelte zählen. Die Jomuts bewohnen die östlichen Ufer und einige Inseln des Kaspischen Meeres. Das oben mehrfach erwähnte Gömüschtepe ist eines ihrer Winterquartiere; im Sommer wird dieser Platz stark von Fiebern heimgesucht. Dieser Stamm soll 40 bis 50,000 Zelte zählen. Vambery rechnet für alle 9 Turkomanen-Chalks ungefähr 196,500 Zelte heraus und nimmt für jedes 5 Seelen an. Somit erhielten wir 982,500 Köpfe; „diese Zahl muß aber als Minimum betrachtet werden“.

Der Reisende konnte unter den Turkomanen keinen entdecken, der befehlen, und keinen, der gehorchen wollte. Sie sagen von sich selbst: „Wir sind ein Volk ohne Kopf; wir wollen auch keinen haben; wir sind

Alle gleich; bei uns ist Jedermann König." Bei anderen Nomaden findet man mitunter einen Schatten von Regierung, z. B. bei den Türken in der Person der Aksakale, bei den Persern in jener der Risch Sefid, der Araber hat seinen Scheich; aber bei den Turkomanen ist von alledem auch nicht eine Spur vorhanden. Die Stämme haben wohl ihre Aksakale, Graubärte, und diese haben Ansehen bis zu einem gewissen Grade; aber man liebt und duldet sie nur so lange, als sie ihre Suprematie nicht durch besondere Befehle und durch Großthun zu erkennen geben. Aber trotz dieser scheinbaren Anarchie u. Wildheit kommt, so lange kein Krieg ist, weniger Raub und Mord, weniger Ungerechtigkeit und Unsittlichkeit vor, als unter den übrigen Völkern Centralasiens.

„Die Bewohner der Wüste werden von einem alten und mächtigen Könige beherrscht, ja oft tyrannisirt, der ihnen selbst unsichtbar ist, den wir aber als Deb, d. h. Sitte, überkommener Brauch erkennen. Der Deb wird auf das Allerstrengste befolgt." Die Religion hat daneben bei weitem nicht den Einfluß, welchen man ihr gewöhnlich zuschreibt. Der Turkomane raubt und verkauft nicht etwa den Perser, weil dieser ein ketzerischer Schiit ist; Vambery ist fest überzeugt, daß er auch sunnitische Nachbarn in gleicher Weise behandeln würde; auch unternimmt er ja oftmals Raubzüge in das Gebiet von Afghanistan, Maymene und Chiwa, die doch sunnitisch sind, und ein großer Theil der Sklaven in Mittelasien gehört der sunnitischen Sekte an. „Ich fragte einst einen durch seine Frömmigkeit berühmten Räuber, wie er denn seinen sunnitischen Religionsbruder als Sklaven verkaufen könne; habe doch der Prophet befohlen: Kulli Islam hurre, d. h. jeder Muselmann ist frei. Mit großer Gleichgültigkeit entgegnete der Mann: Der Koran, das Buch Gottes, ist gewiß edler als der Mensch, und doch kauft und verkauft man es für einige Goldstücke. Ja, was willst Du mehr? Joseph, der Sohn Jakubs, war ein Prophet und ist auch verkauft worden. Hat ihm das etwas geschadet?"

Der Deb ist, wie gesagt, mächtiger als der Islam. Dieser hat bei allen Nomaden Mittelasiens nur die äußere Form der alten Religion verändert. Was früher Sonne, Feuer und andere Naturerscheinungen waren, das ist heute Allah u. Mohammed geworden. Innerlich ist aber der Nomade immer derselbe wie vor mehren tausend Jahren. Sein Charakter könnte sich nur verändern, wenn er sein leichtes Zelt mit dem schwerfälligen Hause vertauschen, also aufhören würde, Nomade zu sein.



Der turkomanische Räuberhauptmann Kulchan. (Nach einer Zeichnung von Vambery.)

Der Stamm und die einzelnen Abtheilungen desselben halten fest zusammen, und darin liegt vorzugsweise das gesellschaftliche Bindemittel. Schon Kinder, die erst vier Jahre alt sind, wissen, zu welcher Taife und Tire sie gehören und sind stolz auf ihre Sippe.

Die „Turkmanen od. Türkmen" (Türk ist der Eigenname, men ein Suffixum, = thum oder schaft, also Türkenthum, indem diese Nomaden sich vorzugsweise als Türken bezeichnen) sind tatarischen Ursprungs; sie haben aber den reinen Rassentypus nur da bewahrt, wo sie nicht stark mit iranischem Blute vermischt sind. Bei den drei obengenannten Stämmen findet man rein tatarische Physiognomien nur bei jenen Sippen, welche nur selten Raubzüge nach Persien unternehmen und deßhalb nicht viele schwarzlockige Sklaven unter sich einführten. Uebrigens erkennt man jeden Turkomanen sogleich an seinem scharfen Blicke, durch welchen er sich vor allen anderen centralasiatischen Nomaden auszeichnet, und an seiner

stolzen, kriegerischen Haltung. Beide Geschlechter tragen das rothseidene Hemd, obwohl das durch die Satzungen des Islam verboten ist. Die Frauen binden, wie unser Bild zeigt, in ihrem Galaanzuge einen Shawlgürtel über das lange Hemd, auch sind rothe oder gelbe Stiefel mit hohen Absätzen unentbehrlich. Am beliebtesten aber ist der Schmuck, welcher in massiven silbernen Armbändern, Hals-, Ohr- und Nasenringen und in patrontaschenartigen Etuis für Amulete besteht. Diese Etuis hängen wie europäische Ordensbänder herunter und begleiten jede Bewegung mit hellem Geklingel. „Der Turkomane ist sehr für derartiges Gerassel eingenommen; denn entweder behängt er sein Weib oder sein Pferd, oder er raubt einen Perser und behängt ihn mit Ketten; ein Gerassel muß er haben."*)

Das mittelasiatische Zelt ist kühl im Sommer, angenehm warm im Winter, und sehr wohlthuend ist sein Schutz, wenn der wilde Orkan über die unabsehbaren Steppen dahin tobt. Dem Fremden wird bange, daß die Gewalt der Elemente die nur fingerdicken Wände in tausend Stücke zerreißen möchte; aber den Turkomanen kümmert das wenig; er befestigt die Stricke und schläft süß, denn ihm klingt das Heulen des Sturmes wie ein sanftes Wiegenlied.

Zum Schlusse wollen wir einen Raubzug schildern. Die Hauptfrage im Leben des Turkomanen ist die Alaman, d. h. Raubgesellschaft, oder Tschapao, d. h. Ueberfall. Der Plan zu einem solchen wird selbst vor den nächsten Anverwandten geheim gehalten. Man wählt den Serdar, Anführer, ein Mollah spendet den Segen, und dann begibt jeder einzelne Theilnehmer auf verschiedenen Wegen sich zum Sammelplatze. Der Angriff gegen bewohnte Ortschaften geschieht um Mitternacht, gegen eine Karawane oder einen feindlichen Trupp um Sonnenaufgang. Die Angreifenden theilen sich in mehre Abtheilungen und machen zwei, höchstens drei Anfälle, denen die Perser nur selten widerstehen. Es ereignet sich häufig, daß ein einziger Turkomane gegen vier oder fünf von ihnen den Kampf aufnimmt und sie Alle zu Gefangenen macht. Unserm Reisenden erzählte ein Nomade, es geschehe gar nicht selten, daß die Perser aus Furcht die Waffen wegwerfen, Stricke verlangen und sich gegenseitig binden. Allerdings wurde 1860 das 22,000 Mann starke persische Heer von 5000 Turkomanen fast vernichtet. Wer beim Ueberfall niedergehauen wird, ist glücklich zu schätzen; dem Muthlosen, der sich auf Gnade und Ungnade ergibt, werden die Hände gebunden. Der Reiter nimmt ihn auf den Sattel und befestigt ihm die Füße unter dem Bauche des Pferdes, oder bindet ihn an dessen Schweif, oder treibt ihn vor sich her.

Vambery schildert einen Auftritt, den er in Gömüschtepe erlebte. Eine Alaman kehrte reichlich beladen mit Gefangenen, Pferden, Eseln, Rindvieh und anderen beweglichen Gütern heim. Als die Beute vertheilt wurde, bildete man so viele Antheile, als Kämpfer am Raube sich betheiligt hatten; doch blieb noch ein Reserveantheil vorbehalten. Dann besichtigte jeder Einzelne seinen Antheil, und die meisten waren zufrieden gestellt. Ein Räuber aber untersuchte einer zu seiner Beute gehörenden Perserin die Zähne und meinte, daß man ihn verkürzt habe. Der Serdar begab sich dann zu dem Ergänzungsantheil und stellte neben die Perserin einen Esel; der Gesammtwerth beider wurde abgeschätzt und die Sache zu beiderseitiger Zufriedenheit ausgeglichen!

*) Dasselbe sagt auch H. de Blocqueville, welcher 1860 mit der persischen Armee den für diese so unglücklichen Kriegszug von Khorassan aus gegen die Tekke-Turkomanen von Merw mitgemacht hatte. Er war damals 14 Monate in der Gefangenschaft dieser Nomaden, deren äußere Erscheinung und Lebensweise er geschildert hat (Bulletin de la société de Géographie, Juni 1865). In Bezug auf das „Gerassel" schreibt er S. 516: Lorsqu'une douzaine de femmes se trouvent ensemble et vont chercher de l'eau, le cliquetis produit par les bijoux qui se heurtent, ressemble assez au bruit des sonnettes d'une caravane de mulets. Er schildert die Tekke als heiter, sorglos und manchmal enthusiastisch, als tapfer und intelligent. Aber Raubsucht, Geiz und Diebsgelüste seien ihnen einmal angeboren. Tous ont l'instinct de l'accaparement et du vol. L'enfant vole la mère, la femme vole son mari, le frère vole sa soeur, mais tout cela en famille, car au dehors cela n'est pas possible, tout le monde étant de même force en fait de rapine et se tenant sur ses gardes. A.

# Betrachtungen über die Zustände in Mexico.

Von Karl Andree.

Wird das Kaiserthum in Mexico Bestand haben? Diese Frage hört man täglich aufwerfen, und wer mit den transatlantischen Angelegenheiten näher vertraut ist, hat bis auf Weiteres keine andere Antwort als wieder eine Frage, und zwar jene bekannte spanische: quien sabe? Wer weiß das?

In der That erscheinen in Mexico alle Verhältnisse durchaus provisorisch und für die Zukunft unberechenbar; sichere Combinationen sind derzeit noch unmöglich. Das Kaiserthum ist eine Thatsache; ein Theil des Landes ist beruhigt, ein anderer Theil noch in den Händen der Republikaner, der Krieg dauert fort, und in manchen Gegenden ist die Masse der Bevölkerung der neuen Ordnung der Dinge nicht geneigt. Die Geistlichkeit, welche sich verrechnet hatte, als sie aus dem neuen Herrscher ein ganz gefügiges Werkzeug machen zu können vermeinte, wühlt gegen ihn; sie ist überhaupt eine verhängnißvolle Landesplage, weil sie gleich seit den ersten Tagen der Unabhängigkeit sich kopfüber in die politischen Wirren gestürzt und ihren Einfluß niemals zum Guten benutzt hat. Sie wird für jede Regierung eine große Verlegenheit sein, gleichviel, ob man ihre maßlosen Forderungen befriedigt oder denselben entgegentritt.

Zu den Schwierigkeiten der Lage im Innern kommt die drohende Stellung der Nordamerikaner, welche am Rio Grande, dem großen Grenzstrom, eine beträchtliche Heeresmacht aufgestellt haben. Nachdem es den Yankees gelungen ist, mit Hülfe einiger hunderttausend angeworbener Soldknechte aus Europa und mit einer eben so großen Anzahl von Negern den für seine Unabhängigkeit kämpfenden Süden niederzuwerfen, fangen sie wieder an, die

Monroedoctrin in den Vordergrund zu stellen. Bekanntlich soll, dieser ganz willkürlichen Doctrin zufolge, kein europäischer Staat außerhalb der Colonien, welche er um das Jahr 1820 besessen, einen Fleck amerikanischen Bodens in Besitz nehmen; auch soll auf der andern Seite des großen Wassers keine Monarchie gegründet werden. Der Sinn ist, daß die Yankeerepublik, als der mächtigste Staat auf der westlichen Erdhälfte, allein maßgebend und entscheidend zu sein habe.

Nun hat sich der Kaiser der Franzosen an diese Monroedoctrin nicht gekehrt, sondern mit Hülfe seiner Soldaten in Mexico einen Kaiserthron für einen Habsburger, „für einen Nachkommen Kaiser Karl des Fünften", aufgerichtet. Im Yankeecongresse rief ein Redner aus: „Darin liegt für uns eine tödtliche Beleidigung, die wir mit Blut abwaschen werden." Präsident Johnson hat früher sehr oft die Monroedoctrin in den Vordergrund gestellt, und dieselbe ist ohnehin mit jedem Yankee persönlich von Kindesbeinen an verwachsen. Man wird und kann auch der „amerikanischen Staatsmaxime" gemäß niemals darauf verzichten, sie geltend zu machen. Für den Augenblick läßt man sie eine Zeit lang ruhen, oder vielmehr man verzichtet bis auf Weiteres sie geltend zu machen, aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben, und zwischen der Yankeerepublik und dem Kaiserthum in Mexico wird über kurz oder lang ein Conflikt unausbleiblich sein. Auch hier ist, um mit dem alten Wühler und Ränkeschmied Seward zu reden, ein „unausweichlicher Zusammenprall", (irrepressible conflict) nicht zu vermeiden.

Dem gegenwärtig matt und müden Yankeeland ist nach einem furchtbaren, vierjährigen Bürgerkriege für den Augenblick der Frieden willkommen. Der Unterjochungskrieg hat ganz ungeheure Opfer an Geld und Blut gekostet; durch ihn ist jenes Land das am schwersten mit Steuern belastete in der Welt geworden; es hat, allein für die Union, eine Schuldenlast von mehr als drei Milliarden Dollars, — anderthalb Mal so viel, als Frankreich im Laufe von Jahrhunderten sich aufgebürdet hat. Es ist eine Beute der Stellenjäger und Monopolisten geworden, es hat einen Tarif, welcher jeder gesunden Volkswirthschaft Hohn spricht, und die Begriffe von Recht und Unrecht, von Scham und Sittlichkeit sind der Gesellschaft im Allgemeinen abhanden gekommen. Man hat sich an Preßzwang, Profoßregierung, Satrapenwillkür, Kriegsgerichte und Betrug gewöhnt, und es ist eine große Verwilderung in die Menschen gekommen; es giebt eine blutdürstige und fanatische Partei im Lande, und Geistliche stehen in derselben in vorderster Reihe. Man hat die alte Negerplage durch eine willkürliche und unvermittelte Emancipation um das Hundertfache verschlimmert, und mehr und mehr kommt eine von Handwerkspolitikern gegängelte Ochlokratie zur Geltung. Nie hat es einen Staat gegeben, der so rasch von den guten Grundsätzen und den bewährten Ueberlieferungen seiner Gründer abgefallen und, von der ethischen Seite betrachtet, so tief gesunken wäre. Zwar eine bezahlte oder fanatische Presse bläst in die Posaune des Lobes, und Thoren glauben den Lügen; aber der Kundige, welcher die Dinge in ihrer Entwickelung verfolgt hat und die Thatsachen kennt, weiß sehr wohl, wie tief der Abgrund ist. Am schlimmsten bleibt, daß das eigentliche Bollwerk der Freiheit, die Rechte der Einzelstaaten, der Centralisation geopfert wurden.

Für den Augenblick haben die Yankees gute Gründe, die mexikanische Frage nicht in den Vordergrund zu stellen; sie sind im Innern vollauf beschäftigt. Und wenn sie den unterjochten Süden, welchen sie doch nicht immer als erobertes Land behandeln können, wieder als gleichberechtigt in die Union aufgenommen haben, dann wird sich genau dasselbe Verhältniß herausstellen, wie vor dem Ausbruche des Bürgerkrieges. Die Auflehnung des, namentlich auch in wirthschaftlicher Beziehung, schwer beeinträchtigten Südens war ja nicht ein Werk des Zufalls oder einiger Mißvergnügten, sondern ein ganzes, wunderbar einmüthiges Volk erhob sich in Waffen, um seine Selbstständigkeit zu erkämpfen.

Nun zwingt man es in ein verhaßtes Verhältniß zurück, aber der alte Gegensatz bleibt und wird sich geltend machen, wie immer er kann. Eine Eroberung Mexico's oder nur einiger Provinzen desselben würde dem südlichen Element in der Union einen Zuwachs an Interessen bringen; wenn man Krieg in Mexico führen will, muß man nothwendig annectiren. Die Mexicaner, wie sie nun einmal sind, haben durch die Anarchie, welche länger als ein halbes Jahrhundert ihr Land zerrüttete, sonnenklar bewiesen, daß sie zur Selbstregierung platterdings unbefähigt sind, und eine Republik bei ihnen unter die unmöglichen Dinge gehört. Es geht bei ihnen wie in den meisten anderen Creolen- oder vielmehr indianischen Republiken, die vielleicht noch längere Zeit ihre anarchischen Wirren forttreiben und aus einem Bürgerkrieg in den andern verfallen, bis dann endlich eine Agonie eintritt, und ein Mann des Säbels oder ein von außen her octroyirter Monarch die höchste Gewalt an sich reißt.

Die Monarchie wird für diese zerrütteten Creolenstaaten, die ja doch nur dem Namen nach Republiken sind, schon deshalb eine Wohlthat sein, weil sie endlich einmal das bringt, was seit 50 Jahren fehlt: Ruhe und Ordnung. An die Stelle politischer Ränkeschmiede und säbelrasselnder Generale, deren jeder der anderen Feind ist, weil jeder Präsident werden will, tritt dann eine Spitze im Staate, die stetig ist. Brasiliens Beispiel zeigt, wie viel dadurch gewonnen wird. Bolivia hat in den letzten zwei Jahren 4 Präsidenten gehabt. Mexico hatte von 1823 bis 1857 nicht weniger als 46 Präsidenten, und Chile allein ausgenommen, das sich in normalen Bahnen bewegt, ist der Bürgerkrieg und der Präsidentenkampf an der Tagesordnung. Guatemala hatte seit 1839 innere Ruhe, weil ein Diktator, Carrera, an der Spitze stand, und dieser war ein — Indianer!

In Mexico kann die Monarchie sich wohl behaupten, wenn sie nicht von außen her angegriffen und untergraben wird. Sie hat aber nur einen Gegner, den sie zu fürchten braucht, eben die Nordamerikaner. Sobald diese die Monroedoktrin verwirklichen wollen, werden sie ohne Zweifel Sieger bleiben; aber was wird dann aus Mexico? Die Nordamerikaner würden der herrschende Volksstamm sein, aber zu dem schwarzen Gegensatze, welcher jetzt schon in ihrem Lande ihnen so große Noth und Verlegenheit bringt, käme dann noch ein Gegensatz spanischer Creolen, Mestizen und Indianer. Diese letzteren, als ackerbautreibende Leute, sind nicht auszurotten, wie etwa die Wald- und Prairie-Indianer im Gebiete der jetzigen Union, sondern sie werden bodenständig bleiben. Dann wird die „Union" noch weit mehr ein politischer Wasserkopf als sie ohnehin ist, sie wird noch mehr ein Staatenmonstrum, das schon jetzt so viele einander abstoßende und im Gegensatze stehende Interessen in sich trägt; sie wird eine noch buntschäckigere Bevölkerung in sich haben, als schon gegenwärtig der Fall ist.

Für Mexico stellt sich die Alternative einfach. Als Republik hat es nicht leben können; will es selbstständig bleiben, dann hat es seine Rettung nur in der Monarchie. Fällt sie, so wird es eine Beute der Nordamerikaner, und

diese werden das herrschende Volk, bringen aber zugleich ihre Union dem Tage näher, an welchem sie auseinander fallen muß. Denn sagen wir es nur gerade heraus: die Natur selber will keine Weltreiche; der Ausdehnung der Großstaaten ist von jeher eine Grenze gesteckt worden. Ein Staatenbund, der einen so ungeheueren Umfang gewonnen hat, so verschiedene Klimate und so verschiedene Regionen und Völkerbestandtheile in sich schließt, legt sich von selbst auseinander. Das liegt im Gange geschichtlicher Entwickelung, welche für die Yankees keine Ausnahme macht. Schon der Bürgerkrieg hat das bewiesen; die Schulden, die Steuern, das Säbelregiment und was dazu gehört, zeigen, daß auch für sie gleiche Ursachen gleiche Wirkungen hervorbringen. Die Renommistereien auf der Rednerbühne und in der Presse können den natürlichen Lauf, die zwingende Nothwendigkeit in den geschichtlichen Gesetzen und den für das Völker- und Staatenleben geltenden Normen nicht ändern.

In Mexico hatte vor einigen Jahren die innere Auflösung und Zersetzung den höchsten Grad erreicht; das ewige Schwanken zwischen Anarchie und Diktatur wiederholte sich in einem förmlichen Kreislaufe, und es war allmälig eine grauenhafte Barbarei an die Tagesordnung gekommen. Als Ariadnefaden, welcher aus diesem ethnisch-politischen Wirrwarr hinausleiten soll, steht die Monarchie da. Kann sie die Probe bestehen, — gut; wo nicht, und kommen die Yankee's, dann beginnt eine neue Aera der Verwirrung. Dann erscheint ein kräftiger Menschenschlag aus dem Norden. Die Geschichte hat ihre Analogien für Mexicaner wie für Yankee's. An der Schwelle der zerrütteten Creolenrepubliken stehen Leute, die, obwohl schon mehr als gut ist, mit fremdartigen Volksbestandtheilen gemischt immerhin noch viel germanisches Blut in sich haben. Einst klopften germanische Krieger an die Pforten des römischen Kaiserreichs und verlangten Einlaß. Die Heerfürsten, Flibustier ihrer Zeit, kamen mit ihren Gefolgschaften und eröffneten den Kampf gegen Rom in sehr mannichfacher Gestalt. Faßt man das Flibustierwesen geschichtlich auf, dann ist nicht zu verkennen, daß es seinen Anlaß in einem zutreffenden Instinkte von Abenteurern hat, die gleichsam als Schneeflocken einer weltgeschichtlichen Lawine voran fliegen. Der bekannte Wilhelm Walker in Nicaragua wäre ein großer geschichtlicher Mann geworden, wenn er Erfolg gehabt hätte. Zum Flibustierwesen im Kleinen wie im Großen sind aber im Yankeelande jetzt mehr als je alle erforderlichen Requisite vorhanden: kecke Generale, abenteuerndes und abenteuerlustiges Volk aus aller Welt Ende und, glauben wir, auch die Lust nach Beute.

Mexico bot vor der Franzosen Einmarsch und vor Maximilians Landung einige Aehnlichkeit mit den letzten Zeiten des römischen Kaiserreichs dar. Hier waren, in Folge der Mischung von Morgenland und Abendland, die alten Volksthümlichkeiten, Sitten, Anschauungen und Glaubensmeinungen theils verloren oder abgeschwächt, das Ganze ein wüstes Durcheinander geworden, und den Menschen die individuelle wie die nationale Kraft abhanden gekommen. Aus der chaotischen Masse tauchten allerdings manche tüchtige Männer auf und arbeiteten gegen den Strom, aber alles Abmühen erschien vergeblich. Es war im römischen Cäsarenreiche dahin gekommen, daß bald ein Räuberhauptmann aus Arabien, bald ein pannonischer Hirt sich den Kaisermantel um die Schultern warf und von den Legionen auf den Schild gehoben wurde.

So wurde in Centralamerika der braune Viehtreiber Carrera von den Indianern zum Gewalthaber erkoren, in Honduras der halbschlächtige „Tiger" Guardiola, der zugleich Räuber und Soldat gewesen, zum Präsidenten gewählt; in Peru stritten vor etwa zehn Jahren vier Männer, unter denen drei Halbschlächtige, um die höchste Würde. Und in Mexico sind nicht selten gleichzeitig in sechs oder acht Landestheilen Häuptlinge aufgetreten, deren jeder Anspruch auf die Präsidentenwürde machte und in seiner Provinz den Herrn und Meister spielte; so z. B. Blancarte in Sonora; in Neuleon, Tamaulipas und Cohahuila neben dem Mestizen Vidaurri der Creole Garza; in San Luis Potosi der General Haro y Tamariz, in Guerrero der alte Indianer Alvarez, der „Panther des Südens", welcher dann einen Weißen, den General Comonfort, zum Präsidenten machte und mit seinen braunen Banden, den Pintos, in die Hauptstadt einzog. In anderen Gegenden erhoben sich andere Häuptlinge.

Dieses ganze Wesen gemahnt uns an die Zeiten der triginta tyranni zur Zeit des Imperators Gallienus. Damals schon war im römischen Reiche die Ernte reif, und bald nachher kamen die germanischen Leute, um abzumähen. Noch immer hat die Anarchie Staaten zu Grunde gerichtet. Die Geschichte ist logisch und unbarmherzig, und Mexico war durch und durch anarchisch geworden; es konnte staatlich nicht mehr leben und wollte doch nicht sterben. Nun ist die Monarchie gekommen, um Rettung zu bringen. Kann sie sich nicht behaupten, dann wird, wir wiederholen es, das Land eine Beute der Nordamerikaner; — tertium non datur.

Wer eine Geschichte Mexico's seit der Unabhängigkeit schreibt, wird dieselbe füglich als eine Geschichte der Anarchie bezeichnen können. Ich will, um dieselbe zu kennzeichnen, nur eine Episode hervorheben. Im März 1853 traten mehre Generale zusammen, entwarfen einen „Plan" in der Stadt Jalisco und riefen den alten Unheilstifter Santa Anna aus der Verbannung zurück, einen Mann, der schon achtmal durch Revolutionen vom Präsidentenstuhle hinabgeworfen und dreimal ins Exil geschickt worden war. Jetzt steuerte er auf die Alleinherrschaft hin. Schon im Anfange des Jahres 1854 war er Dictator und Durchlauchtigste Hoheit, und ließ sich das Recht zuerkennen, seinen Nachfolger selbst zu wählen.

Er stiftete einen Orden, jenen Unserer lieben Frau von Guadalupe, die bekanntlich eine braune Mutter Maria ist, denn eine weiße will der Indianer eben so wenig wie ein weißes Jesusbild. Aber gerade diese „Klapper für ehrgeizige große Kinder" (welche von Kaiser Maximilian auch in Bewegung gesetzt wird) ist ihm verhängnißvoll geworden. Der Panther des Südens, der braune Alvarez, wies den Orden in so wegwerfender Weise zurück, daß der Dictator die Absetzung des Mannes beschloß. Alvarez bot dem Dictator Trotz, und die Indianer des Staates Guerrero machten gemeinschaftliche Sache mit ihm, ihrem Blutsgenossen. Santa Anna rückte gegen ihn und belagerte Acapulco. Dort hielt ein weißer Zolleinnehmer, Ignaz Comonfort, tapfer gegen Santa Anna Stand, und dieser mußte schimpflich abziehen.

Dann drängte eine Katastrophe die andere. In verschiedenen Landesgegenden erhoben sich Generale, und am 1. März 1854 entwarfen fünf Offiziere zu Ayutla im District Ometepec, im Staate Guerrero, einen „Plan", um den Zwingherrn abzusetzen, welcher die Freiheit mit Füßen trete, die öffentlichen Gelder verschleudere und an eine fremde Macht Land verkauft habe. (Man meinte das Mesillathal und das Land am Rio Gila, welches er für 10 Millionen Dollars an die Nordamerikaner abgetreten

hatte.) Alvarez nahm den Plan an; in der Mitte des Jahres 1855 mußte Santa Anna wieder in die Verbannung gehen; die Dictatur war zu Ende, aber die Verwirrung nur um so ärger.

Nach Abzug der „Durchlauchtigsten Hoheit" wurden in der Hauptstadt sofort die Häuser der Minister geplündert; man riß das Standbild nieder, welches wenige Monate vorher dem „um das Vaterland Hochverdienten" errichtet worden war. Auch die Soldaten, einst Santa Anna's Hauptstütze, erklärten sich in einem Pronunciamients gegen den „Tyrannen".

Es muß betont werden, daß bei allen diesen Vorgängen die *Indianer* und *Mestizen* eine wichtige Rolle spielten. Der wichtigste Mann in der Revolution war der indianische „Panther" Alvarez, der weiße Mann Comonfort nur sein Schützling und Gehilfe. Und gleichzeitig liefen nicht weniger als *fünf* revolutionäre Bewegungen *neben einander* her. Wer sollte an die Spitze treten? Zu Cuernavaca (im Oktober 1855) hatten sich 20 Generale versammelt, um zu entscheiden; nicht weniger als 16 derselben erklärten sich für einen *Halbwilden*, eben jenen Alvarez. Stand er doch an der Spitze von 6000 Braunen! Deshalb wurde er als „*Retter der Freiheit*" begrüßt. Er blieb in Cuernavaca, das etwa ein Dutzend Meilen von der Hauptstadt Mexico entfernt liegt, denn diese selbst mit ihrem Anstriche von Civilisation war ihm zuwider, und er empfing, mit einem baumwollenen Kittel bekleidet, die fremden Diplomaten, welche ihm aufwarteten.

Bezeichnend ist Folgendes. Den Vertrag über die Abtretung des Messillathals hatte der nordamerikanische Gesandte *Gadsden* mit Santa Anna abgeschlossen. Jetzt trat dieser *Yankee* vor den *halbwilden Indianer* hin und sprach wörtlich: „*Nun endlich hat Mexico eine wahrhaft volksthümliche Regierung.*" In gewisser Beziehung hatte Gadsden wohl recht; denn unter den etwa 7 Millionen Einwohnern des Landes befinden sich mehr als 6 Millionen Farbige.

Vor Alvarez und seinen Braunen zitterte Mexico. Dem „Panther" wurde die neue Würde unbequem, in dem Gewirr der Politik konnte er sich nicht zurecht finden. Im November 1855 hielt er mit seinen Indianern den Einzug in die Hauptstadt und erklärte rundweg, daß die Privilegien abgeschafft seien, welche man bisher mißbräuchlich den Geistlichen und den Soldaten gewährt habe. Dann äußerte er, daß er keine Lust mehr habe Präsident zu sein, nahm Alles, was er an Waffen und Schießbedarf fand, mit sich, leerte die Staatskasse, in welcher er 200,000 Piaster fand, ernannte den Zollhauseinnehmer Comonfort zum „substituirten" Präsidenten und zog nach seiner Provinz Guerrero ab.

Und nachher abermals neue und mehr und mehr gesteigerte Verwirrung! Die Revolutionen haben bis zur Ankunft der Franzosen und Maximilians nicht aufgehört. Die Abschaffung der geistlichen und der militärischen Gerichtsbarkeit und dann später die Maßregeln, welche das Kirchengut der todten Hand entrissen, gaben den Parteien willkommenen Vorwand zu Aufständen, welche seit 1855 in ungezählter Menge gleichsam über Nacht emporschossen. Sie fanden in den Staaten Guanaxuato, Guadalaxara, Oaxaca, Puebla rc. *zu Dutzenden* Statt. Man erklärte, der Präsident entspreche den „Wünschen der Nation" nicht, und *Comonfort mußte binnen 17 Monaten nicht weniger als 71 verschiedene Aufstände niederschlagen*. Zumeist befanden sich *Geistliche* an der Spitze derselben.

Wir haben das Alles hier angeführt, um zu zeigen, wie zerrüttet und zerklüftet die Verhältnisse waren. Der Geistlichkeit standen und stehen die radikalen Demokraten gegenüber, von deren Führern manche, ohne alle Frage, zu den besten und gebildetsten Leuten Mexico's gehören. Aber ein in sich werthvolles Princip, das abstrakt genommen und richtig angewandt vortrefflich sein kann, wird werthlos und schädlich, sobald man mit demselben bei einem Volk experimentirt, das weder Fühlfäden noch Verständniß dafür hat und haben kann. Die Sache erläutert sich sofort, wenn man bedenkt, daß es sich um ein Collectivum handelt, in welchem kaum der zehnte Mensch ein Weißer, die Mehrzahl aber *halbwild* ist, und daß die Civilisation nur erst schwache Anfänge zeigt. Und nun ein Sprung aus dem spanischen Colonialwesen und allen Mängeln desselben in eine schrankenlose Demokratie! Er mußte verhängnißvoll werden.

Es ist nicht die Aufgabe unserer Zeitschrift, Tagesgeschichte zu schreiben, wohl aber haben wir die Bewegungen im Staatenleben vom Standpunkte der Völkerkunde aus zu erläutern. Vermittelst der Ethnologie wird der Grund mancher Erscheinungen klar, welche dem oberflächlichen Beobachter unverständlich bleiben. Unser europäisches Publikum überträgt im Allgemeinen seine eigenen Anschauungen, Meinungen oder Vorurtheile auch auf die Vorgänge und die Völkerbewegungen in anderen Erdtheilen, und damit geht es vielfach in die Irre. Wer ein richtiges Urtheil sich verschaffen will, muß vom ethnologischen Standpunkte aus zu individualisiren wissen; mit den gewöhnlichen Zeitungsphrasen und landläufigen Redensarten wird rein gar nichts erklärt.

Nun ist der braune amerikanische Indianer zwar ein Mensch so gut wie wir weißen Europäer. Aber er ist ein von der Natur anders angelegter, anders begabter Mensch als wir, und *seine geistigen Evolutionen* sind nicht dieselben. Er denkt, er fühlt, er sinnlirt und räsonnirt nicht wie wir; im Tiefinnern seiner Seele, im Hintergrunde seines Herzens liegt etwas, das *wir nicht* besitzen. In ihm walten manche Neigungen, Kräfte, Gedanken, Gefühle und Gesinnungen, die einen besondern Strich haben; er ist eben *eigenartig*. Mit *unserem* Maßstabe dürfen wir ihn *nicht* messen, denn derselbe paßt nicht. Es ist eine keineswegs leichte Aufgabe, diesen braunen Menschen *zu ergründen* und zu verstehen; darüber sind alle Beobachter einverstanden.

Oftmals haben wir im Globus hervorgehoben, daß man die Vorgänge in den sogenannten Republiken des ehemals spanischen Amerika gar nicht verstehen könne, wenn man nicht *die Eigenthümlichkeiten des indianischen Elementes, die psychologischen Wirkungen der Rassenvermischungen* und *die Stellung der verschiedenen Hautfarben zu einander* in sorgfältige Erwägung ziehe. *Gerade darin liegt der Schwerpunkt.* Aber wie wenig Gewicht wird darauf gelegt! In unseren Tagblättern findet man nur selten und ausnahmsweise Verständniß dafür, und, im Gegentheil, oftmals haarsträubende Ansichten und Urtheile, die dann auf ein gläubiges und eben so unkundiges Publikum übergehen. Wie Wenige sind es, die z. B. sich die Einwirkungen des irisch-keltischen Elementes und der massenhaften nichtgermanischen Zuthaten, welche in den Vereinigten Staaten seit 50 Jahren so stark zunahmen, klar gemacht haben? Und doch geben gerade sie einen Hauptschlüssel zu der politischen Ausartung und allgemeinen Verderbniß im Yankeelande.

Doch wir kommen auf Mexico zurück. Das Land zählt etwa 7 bis 8 Millionen Bewohner. Von diesen sind

reichlich zwei Millionen Mischlinge, denen man die Halbschlächtigkeit auf den ersten Blick ansieht; etwa eine Million gilt für weiß und will es sein, aber schwerlich hat mehr als die Hälfte rein weißes Blut. Alle übrigen sind unvermischte Indianer, welche in den Dörfern und in den meisten Städten die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung bilden. Ihr Charakter ist im Wesentlichen noch derselbe wie in den Zeiten, da der Flibustier und Aztekenwürger Cortez ins Land kam; nur die äußere Form der Gottesverehrung, dessen, was man Religion zu nennen beliebt, ist eine andere. Der Indianer verehrt seinen braunen Christus in seiner Weise, aber er weiß noch heute sehr wohl, wer ihm die Tempel seiner Vorfahren zerstörte, seine Götterbilder zertrümmerte, seine Priester mordete. Das haben die „Christen" gethan. Er hat den pomphaften Kultus dieser „Christen" angenommen, aber an seinen alten heidnischen, nationalen Gebräuchen hält er darum doch fest. Zumeist lebt er als Bauer oder Dienstknecht in den Dörfern oder auf den Landgütern weißer Männer; als Handwerker, Taglöhner und Bettler wohnt er in den Städten. Unter einer guten Regierung könnte er zu einem ordentlichen Arbeiterstande herangebildet werden; bevor die „Christen" ins Land kamen und so viele Plagen und Barbareien brachten, gab es einen solchen Stand. Aber das Mexico, wie es durch die „Civilisation" der Spanier geworden ist, zählt mehr Landstreicher und Bettler, als bis auf unsere Tage Italien gehabt hat. In der Hauptstadt Mexico, die mehr als 200,000 Einwohner hat, leben reichlich 30,000 Leperos, farbige Bettler ohne Habe und Haus.

Der braune Mann steht dem Weißen fern, er hegt gegen denselben eine tiefe Abneigung. Hat ihm doch derselbe nicht bloß seine alten Götter, sondern auch den Grund und Boden geraubt, ihn beherrscht und zur Dienstbarkeit gezwungen. Seit der Unabhängigkeit sind die Indianer stets in Unruhe und Bewegung, und ein großer Theil von ihnen hat Waffen in den Händen; sie wissen, daß sie die Mehrheit bilden, und in Mexico galt bisher die — ich kann mich nicht milder ausdrücken, — aller Barbarei Vorschub leistende Praxis des „allgemeinen Stimmrechts", dessen traurige Ergebnisse wir heute z. B. auch in Peru, Frankreich und Nordamerika sehen. In Mexico lag für die Weißen bisher noch eine Art von Rettung in dem Umstande, daß die Indianer in viele Völker und Stämme getrennt sind, und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit bei ihnen noch nicht durchgedrungen ist. Sie erschöpften mehr als einmal ihre Kraft in vereinzelten Aufständen, die freilich zum Theil bedenklich genug geworden sind, z. B. in Yucatan, wo der Rassenkrieg der Mayas gegen die Weißen auch jetzt noch fortdauert.

Als vor nun 17 Jahren die Nordamerikaner gegen die Hauptstadt anrückten, erhoben sich die Indianer zu Xochitepec bei Cuernavaca, also ganz in der Nähe von Mexico, und schlachteten viele Weiße ab, bloß weil sie weiß waren. Im Jahr 1850 trat der Zapoteca-Indianer Melindez auf, nahm die Stadt Tehuantepec mit Sturm, bedrohte Oaxaca und stand lange Zeit im Felde. Fast gleichzeitig erhoben sich, kaum ein paar Meilen von der Hauptstadt, zu Chalco, die Indianer; ein Gleiches thaten jene zu Ameca im Staate Puebla, und auf vielen Landgütern revoltirten die braunen Knechte. Man mußte Allen Amnestie geben, weil die braunen Soldaten der Regierung gegen die braunen Aufständischen nicht feuern wollten. Präsident Juarez, welcher gegen Kaiser Maximilian im Felde steht, ist ein vollblütiger Mixe-Indianer aus dem Staat Oaxaca; einer der besten Männer, welche in Mexico eine Rolle gespielt haben, ist er gewiß, besser als alle weißen Präsidenten waren.

So sind die „zahmen" Indianer. Die „wilden", d. h. die Apatsches, die Komantsches und andere wilde Reitervölker, welche alljährlich wie Sturmesbraut und Hagelwetter aus ihren Steppen hervorbrechen und für die Staaten im Norden und Nordwesten eine wahre Gottesgeißel sind, haben niemals einer mexicanischen Regierung gehorcht. Hier wollten wir nur andeuten, wie wichtig das indianische Element für das neue Kaiserthum ist. Gelingt es diesem, die braunen Leute zu dem Bewußtsein zu bringen, daß man es ehrlich mit ihnen meine, und daß sie fernerhin nicht mehr in bisheriger Weise ausgebeutet werden sollen, dann ist schon viel gewonnen. Die braunen Leute verdienen, daß ihnen endlich bessere Tage leuchten, als in den Zeiten Spaniens und der „Republik" der Fall war.

---

## Ueber Darwins Hypothese.

Wallace und das Paradies. — Ein Mensch, der kein Mensch ist. — Dr. Hunt in London und Dr. Mühry in Göttingen gegen die Hypothese, Naturforscher in der Schweiz für dieselbe. — Karl Vogt.

Der Streit über dieselbe dauert unter den Naturforschern mit großer Lebhaftigkeit fort, in Deutschland und der Schweiz, wie in Frankreich und England, und es wird angemessen sein, daß wir dann und wann einige Mittheilungen über den im hohen Grad interessanten Gegenstand bringen.

In der londoner anthropologischen Gesellschaft brachte der ausgezeichnete Reisende Alfred R. Wallace (dem wir ein vortreffliches Werk über den Amazonenstrom und sehr belehrende Beiträge zur Kunde des indischen Archipelagus verdanken) die Frage über den Ursprung der Rassen und das Alterthum des Menschengeschlechts, nachgewiesen aus der „Theorie der natürlichen Auswahl" zur Sprache (S. Anthropological Review, Nr. 5 und 6; Journal S. 158 ff.) Nachdem er Gründe für und wider die ursprüngliche Einheit und Verschiedenheit der Menschenrassen angeführt, kommt er zu dem Schlusse, daß man vom unparteiischen und vorurtheilsfreien Standpunkt aus sich für die Pluralität erklären müsse. Die Gegner könnten nichts einwenden gegen die Permanenz gewisser Rassen, welche noch heute genau dieselben sind, wie in den ältesten Zeiten. Sobald man aber die Dinge so betrachte, daß man Darwins natürliche Auswahl der Arten zu Hülfe nehme, dann habe der Streit ein Ende.

Wallace hat seinen Gegenstand mit Geist und Phantasie behandelt, aber die letztere spielt eine allzugroße Rolle. Er spricht zu viel von „wahrscheinlich", „vielleicht" und dergleichen mehr, und das ist schade.

Um die natürliche Auswahl zu erläutern bemerkt er, daß von denselben Aeltern gezeugte Kinder einander nicht gleich sähen, und häufig sowohl dem Vater, wie der Mutter und den Geschwistern ganz ungleich seien. „Das gilt vom Menschen, von allen Thieren und allen Pflanzen. Man findet auch, daß Individuen in verschiedenen Eigenheiten von ihren Aeltern sich nicht unterscheiden, während sie in allem Uebrigen genaue Duplicate derselben sind." — „Die Abkömmlinge gleichen durchschnittlich ihren Aeltern, und der ausgewählte Theil jeder nachfolgenden Generation wird stärker und rascher sein als die frühere. Wenn nun solch ein Vorgang tausende von Generationen hindurch fortdauert, so wird sich ein Thier in Harmonie mit den Bedingungen bringen, in welche es sich versetzt sieht. Es wird nicht bloß stärker und schneller werden und einen dickern Pelz bekommen, sondern sich wahrscheinlicherweise (probably) in Farbe und Gestalt verändert haben, vielleicht (perhaps) auch einen längern Schwanz und anders gestaltete Ohren bekommen. Es ist nämlich eine ausgemachte Thatsache, daß, wenn ein Theil eines Thieres eine Abänderung erfahren hat, fast immer einige andere Theile, gleich sympathisch damit, auch anders werden. Das ist Darwins Correlation des Wachsthums, und er führt zu Gunsten derselben an, daß haarlose Hunde unvollkommene Zähne haben, blauäugige Katzen taub seien, Tauben mit kleinen Füßen kurzschnäbelig sind" 2c. — „Wenn eine Gletscherperiode auftritt, müssen einige Thiere einen wärmern Pelz bekommen, oder eine dickere Fettumhüllung, sonst sterben sie vor Kälte. Die von der Natur am besten bekleideten Thiere werden durch natürliche Auswahl erhalten."

Wallace sagt weiter: „Der Mensch kann eine homogene Rasse gebildet haben, ich glaube auch fest, daß dem so gewesen ist, aber in einer Zeit, von welcher man noch gar keine Spur entdeckt hat. Sie liegt so weit zurück, daß er damals noch nicht einmal sein jetzt so außerordentlich entwickeltes Gehirn sich angeeignet haben konnte, das Organ jener Intelligenz, durch welches er jetzt, auch vermittelst der noch am wenigsten entwickelten Formen, sich weit über die höchsten Thiere gestellt sieht. In jener Zeit hatte er wohl Menschengestalt, aber wohl kaum menschliches Wesen; er hatte noch keine menschliche Sprache, kein moralisches Gefühl und sympathisches Bewußtsein. In dem Maß, als diese wahrhaft menschlichen Eigenschaften sich in ihm entwickelten, wurden auch seine körperlichen Merkmale fest, stetig, andauernd. Jetzt hielt er sich im Einklang mit der ihn umgebenden, langsam rings um ihn her sich verändernden äußern Natur, nicht durch Veränderungen, die mit seinem Körper vorgegangen wären, sondern durch den Fortschritt seines Geistes. Wenn wir annehmen, daß er während jener Epoche noch kein Anrecht auf die Bezeichnung Mensch hatte, dann können wir sagen, daß ursprünglich mehre verschiedene Urrassen vorhanden gewesen sind. Wir sprechen uns aber andererseits für den gemeinsamen Ursprung des Menschengeschlechts aus, wenn wir als Menschen ein Wesen betrachten müssen, das bei einem dem unsrigen ähnlichen Körperbau nur eine Intelligenz hatte, welche kaum jene des Thiers überragte."

Die Schwäche einer solchen Art der Beweisführung liegt auf der flachen Hand. Und weiter: „Der Mensch konnte während der Eocenperiode leben, als noch kein Säugethier die Gestalt der heutigen Arten hatte. Während Alles um ihn her sich veränderte, behielt er seine körperliche Gestalt, und nur allein die Organisation seines Gehirns wurde eine andere. Die Schädel des Mont Denise und von Engis gehören in eine Epoche, als noch kein Säugethier seine heutigen Formen hatte; der Schädel aus dem Neanderthal gehört einem Menschen der niedrigsten Rassen jener Zeit an, etwa so wie der Australier die niedrigsten Rassen unserer Periode vertritt. Man muß also menschliche Ueberreste in tertiären Ablagerungen finden, und wenn in Europa dieses nicht geschieht, dann rührt das daher, daß dieser Erdtheil damals unter Wasser lag."

Und noch weiter: „Wenn die hier aufgestellten Ansichten begründet sind, dann haben wir einen weitern Beweis dafür, daß der Mensch eine Sonderstellung einnimmt; daß er nicht an der Spitze einer langen Reihenfolge der organisirten Natur sich befindet, sondern in gewisser Weise eine neue und verschiedene Ordnung unter den Wesen bildet."

„Seit jenen unermeßlich weit zurückliegenden Zeiten, in welchen die ersten Elemente organischen Lebens auf der Erde erschienen, ist jede Pflanze und jedes Thier dem großen Gesetz physischer Veränderungen unterworfen gewesen. Die Erde hat große Cyclen geologischer, klimatischer und organischer Fortschritte gemacht; jede Lebensform war der unwiderstehlichen Einwirkung derselben unterworfen, unablässig und andauernd, und nahm auf unmerkbare Weise immer neue Formen an, um sich mit der allgemeinen Veränderung in Harmonie zu bringen. Diesem Gesetze des Daseins konnte kein lebendes Wesen sich entziehen. Dann endlich erschien jene subtile Kraft oder Fähigkeit, welche wir als Geist, Intelligenz (mind) bezeichnen, und die weit wichtiger wurde, als der physische Bau des Körpers. Von dem Augenblick an, als der Mensch aus einem Thierfelle sich ein Kleidungsstück bereitete, als er den ersten Knüttel verfertigte, um sich desselben auf der Jagd zu bedienen, und als das erste Korn ausgesäet wurde, — von da an war eine große Revolution in der Natur vorhanden, die in allen Zeitaltern der Erde ihres gleichen nicht gehabt hat; denn von nun an brauchte der Mensch, um zu existiren, nicht mehr mit Allem, was ihn umgab, sich zu verändern. In diesem Zustande war er gewissermaßen der Natur überlegen; er entzog sich auf diese Weise nun der natürlichen Auswahl, er entriß der Natur einen Theil ihrer Gewalt; er selber konnte sich in Harmonie mit ihr bringen; er hatte nicht mehr nöthig, seinen Körper umzuwandeln, sondern brauchte bloß seine Intelligenz zu vervollkommnen. Darin eben liegt die wahre Größe und Würde des Menschen. Während der unendlich langen Periode, in welcher die übrigen lebenden Wesen dem Wechsel unterworfen waren, blieb er derselbe, und nur allein das Gehirn unterlag Veränderungen."

Am Ende verstieg Wallace sich zu Prophezeiungen; er meinte, vermöge der natürlichen Auswahl würden nach und nach die niedrigen Rassen verschwinden, die Welt werde sich vervollkommnen, bis sie von einer gleichartigen Rasse bewohnt sein werde, wo dann alle Individuen ohne Ausnahme dem edelsten und höchsten Menschenexemplare gleich seien. „Dann wird Jedermann sein Glück sich schaffen im Einklange mit dem seiner Nebenmenschen; es wird vollkommene Freiheit des Handelns stattfinden, denn die ins Gleichgewicht gebrachten moralischen Eigenschaften werden Keinem erlauben, die Freiheit Anderer zu beeinträchtigen; Zwangsgesetze werden überflüssig sein, denn jeder Mensch wird sich selber vermöge der besten Gesetze regieren,

er wird die Rechte Aller schätzen, Sympathie mit ihren Gefühlen haben, eine Regierung wird ganz unnöthig sein und durch freiwillige Genossenschaften ersetzt werden, deren Zweck kein anderer ist, als die Wohlthätigkeit. Leidenschaften und thierische Neigungen werden sich innerhalb jener Grenzen halten, in denen sie zu Glück und Wohlbehagen führen. Die Menschheit wird am Ende entdeckt haben, daß nur die Entwicklung der Fähigkeiten ihrer höhern Natur erforderlich war, um diese Erde, welche so lange ein Schauplatz ihrer ungezügelten Leidenschaften und eines Jammers, welchen die Phantasie sich nicht vorstellen kann, gewesen, in ein leuchtendes Paradies zu verwandeln, von welchem bisher die Dichter nur geträumt haben."

Man sieht, von der natürlichen Auswahl ausgehend und von einem Menschen, der noch gar kein Mensch ist, weil ihm Sprache und Denkvermögen, überhaupt Intelligenz fehlen, kommt Wallace zu einer phantastischen, geradezu lächerlichen Utopie, welche aller Erfahrung widerspricht, und für welche nicht eine einzige Thatsache beigebracht werden kann. Wallace weiß nicht zu sagen, wie und wodurch denn plötzlich einmal das Denkvermögen in seinen sprachlosen Thiermenschen fuhr. Die Annahme, daß der ganze Körper seines Menschen sich dann im Wechsel aller Epochen gleich geblieben sei, und nur lediglich und allein das Gehirn sich verändert und zum Höhern entwickelt habe, ist rein willkürlich und wird durch gar kein Analogon unterstützt. Für diese Entwicklung nimmt Wallace „zehn Millionen Jahre an", was wieder rein willkürlich ist und wofür gar kein Beweis vorliegt. Ein sehr klarer Denker und positiver Kopf, Dr. Hunt, Präsident der anthropologischen Gesellschaft, erklärte die Annahme, daß sich die niedrig stehenden Wilden in menschliche Prachtexemplare höchsten Ranges umbilden könnten, rund heraus für eine Absurdität. Einmal leite man die natürliche Auswahl von äußeren Ursachen her, und Wallace spreche nun von einer inhärenten Kraft und von Entwickelung des Gehirns. Ein Mensch kann ohne Sprache nicht gedacht werden; jetzt erfindet man einen, der weder Sprache noch Intelligenz hatte. Als bloße Hypothese könne man das Gesetz der natürlichen Auswahl gelten lassen; es sei eben eine naturwissenschaftliche Spekulation, nicht aber Theil der inductiven Wissenschaften; sie gilt eben so viel wie andere Hypothesen und Spekulationen. Wallace habe zwar keine Thatsache vorgebracht und auch nicht wissenschaftlich argumentirt, aber dafür ein Paradies in Aussicht gestellt, in welchem jedoch die Menschen alle dieselbe Organisation des Gehirns haben sollen, welche ihnen heute eigen ist. „Als Gelehrte müssen wir solchen Träumereien entgegen treten." —

Als wir das Obige geschrieben hatten, kam uns ein Werk des sehr fleißigen Adolf Mühry in Göttingen zur Hand. Dieser Gelehrte hat um die geographische Meteorologie und um die Nosogeographie entschiedene Verdienste. Sein neuestes Buch führt den Titel: „Supplement zur klimatographischen Uebersicht der Erde" 2c. Leipzig 1865. In demselben spricht er auch seine Ansicht über den Darwinismus aus, als welcher zur Zeit fast einen Zauber ausübe.

Derselbe, sagt Mühry, ist bekanntlich eine Anwendung des in der Geologie zur Erklärung von dem successiven Auftreten der geologischen Aenderungen auf der Erdoberfläche so durchdringend erfolgreichen Lyell'schen Princips, — das ist das Princip von nur allmäligem, langzeitlichem Zustandekommen der verschiedenen Formationen, bei Unveränderlichkeit der Gesetze, anstatt zeitweise und in instantaner Weise vorgekommener Revolutionen. Es ist aber gewiß am richtigsten, nicht wieder von einem Extrem in das andere überzugehen, sondern beide Aenderungsweisen anzuerkennen.

Der Darwinismus ist eine Anwendung dieses Princips auf die in den Schichten enthaltenen Organismen, und demnach auf die ganze, auch auf die gegenwärtige, organische Bevölkerung der Erde. Ein solcher Versuch lag im Gange der Wissenschaft und war insofern völlig gerechtfertigt; die Hoffnung, gleiche Erfolge zu erringen, mußte die Geister empfänglich machen zur enthusiastischen Aufnahme des außerdem mit wirklichem Genie in Darwins Buche ausgeführten Versuchs. Allein seit mehren Jahren wartet man vergebens auf die Belege durch Beispiele. Noch einige Jahre werden vergehen, bis der Darwinismus erkennt und gesteht, daß die Belege nicht zu finden sind; da doch bei Richtigkeit der Anwendbarkeit des Princips es an Uebergangsstufen der Species wie der Individuen eine Ueberfülle geben müßte, ja, Grenzen zwischen den Typen gar nicht bestehen könnten.

Nach Darwin wird zum Beispiel, im Ernst, erklärlich gefunden, daß aus dem Eisbären im Verlauf undenkbar langer Zeiten, mittels Umänderung der Generationen, der Walfisch hervorgegangen sei. Da müssen doch, wenn es sich wirklich so verhielte, die Uebergangsstufen zu finden sein. Auch Darwins Kunst vermochte nicht aus seinen Tauben z. B. Enten oder Hühner, auch nur angenähert, zu erzwingen. Wäre dies aber einmal erreicht, dann freilich würde dem Principe Bahn gebrochen sein.

Da der Darwinismus die Annahme voranstellt oder als Ergebniß zugesteht, daß dennoch einige wenige Grundtypen, als die Reihenfolge der mannichfaltigen Organismen eröffnend, ursprünglich entstanden seien, so ist darin unbestreitbar völlig logisch, und consequent dessen eigenem Grundsatze, die Annahme enthalten, daß dasselbe Entstehen auch später und noch jetzt entstehen könne und zwar auf gleiche Weise eben so gut an einem Orte wie an einem andern. Wozu dann aber alle so gewaltsamen Anstrengungen, extreme Behauptungen durchzuführen, welche den Charakter der Natur, wie er dem Unbefangenen erkennbar ist (d. i. die ausgedachte, besondere Ideen aussprechende Planmäßigkeit in der Bildung der Organismentypen), durchaus widersprechen?

Das Suchen nach belegenden Thatsachen hat Nutzen gebracht; wer könnte das leugnen? — etwa wie das Umgraben eines Ackers. Aber der Erfolg ist gewesen, daß man wohl in der allmäligen Umwandelbarkeit der Organismen eine größere Amplitude der Oscillationen bestehend gefunden hat, als früher gemeint wurde; aber auch eine Bestätigung des Vorhandenseins von festen Grenzen zwischen verschieden erdachten, Pläne aussprechenden, specifischen Gruppen, — welche Zwischengrenzen noch niemals als von der Unwandelbarkeit überschritten in nicht einem Beispiele nachgewiesen worden sind. Die Methode des Darwinismus ist nicht die inductive, sondern ein klares Beispiel des Deductionsverfahrens, das nicht die Thatsachen zuvor sammelt, sondern erst nachher für eine Vorstellung aufsucht; in diesem Falle sind sie nicht gefunden, der Angriff ist abgeschlagen." —

Leider schreibt Herr Mühry, wie die Leser sehen, einen äußerst schlechten, peinigenden Styl. Er schließt mit folgenden Worten: „Fragt man nun, welche Erklärung der chronologischen Reihenfolge der Organismen in der Paläontologie und der synchronistischen Reihenfolge in den derzeitigen Organismenbevölkerungen dann bleibe? so ist zu antworten: gar keine Erklärung ist sichtlich besser als

eine unrichtige. Die Entstehung neuer Arten, d. h. wirklich specifische verschiedene Schöpfungsgedanken aussprechender Gruppen ist als zeitweise in instantaner Weise vorkommend anzunehmen, aber zu erklären ist sie bis jetzt nicht; freilich auch, sie ist noch nicht auf der That ertappt. Das ist der nüchtern und frei aufgefaßte Standpunkt der Frage." —

Aber die Zahl der Anhänger von Darwins Hypothese wächst; das hat sich neulich im August zu Genf gezeigt, wo die Gesellschaft der schweizerischen Naturforscher sich versammelt hatte. Professor Karl Vogt erstattete darüber in der „Kölnischen Zeitung" eingehende Berichte. Einen derselben schließt er in folgender Weise:

„Sonderbar, wie so manche Richtungen in der Wissenschaft sich Bahn brechen und oft im Hintergrunde einer Arbeit aufleuchten, ohne daß der Verfasser derselben sie gesucht hätte. So geht es jetzt mit dem Darwinismus. Wenn man früher stets nur Unterschiede, charakteristische Eigenthümlichkeiten suchte und auch fand, so wird man jetzt fast unwillkürlich auf den innern Zusammenhang der Formen und ihre Ableitung aus gemeinsamen Grundlagen hingeleitet. So spricht uns Kölliker von dem Baue der Polypen und Korallen, namentlich ihrer Hartgebilde, und es gelingt ihm, die so abweichenden Formen dieser Theile auf eine einzige krystallinische Grundform zurückzuführen, und der Paläontologe Meyer aus Zürich hält mir eine Tafel vor Augen, welche die Verwandtschaft der einzelnen Arten von Thurmschnecken graphisch darstellt. „Das gleicht ja der Darwin'schen schematischen Zeichnung auf ein Haar", sagte ich zu ihm, „Sie sind doch nicht Plagiarius geworden, lieber Freund?" „Das ist es ja eben", antwortete er lachend, „das ist das Resultat der Untersuchung von mehreren Tausend Exemplaren fossiler Thurmschnecken — da ist die Grundform und so zweigen sich die abgeleiteten Gestalten ab, ohne Halt in den Uebergängen!" „Haben Sie gehört", sagt ein Anderer, „was eben in der geologischen Section vorgegangen ist? Herr Cotteau hat einen sehr interessanten Vortrag über See-Igel gehalten und zum Schlusse bemerkt, daß seine Untersuchungen ihn zu dem Resultate geführt hätten, daß keine Uebergänge zwischen den Formen Statt fänden, worauf ihm Desor, der die See-Igel ebenfalls sehr genau studirt hat, antwortete: Seine Untersuchungen über dieselbe Gruppe haben ihn gerade zu dem entgegengesetzten Resultate geführt, so daß er die Uebergänge der Formen in andere jederzeit nachzuweisen bereit sei. Darauf hält uns Pictet de la Rive einen inhaltreichen Vortrag über die versteinerten Fische aus der Kreideperiode, die im Libanon gefunden werden, und die er mit Hambert untersucht hat. Jetzt, sagt er, bilden die echten Knochenfische vielleicht neun Zehntel der Gesammtheit. Wollte man den Typus eines echten Knochenfisches aufstellen, so müßte man einen Halecoiden (Häring oder Forelle) zeichnen. In der Kreide kommen hauptsächlich echte Knochenfische vor — im Jura nur einige wenige, die aber mit Halecoiden die größte Aehnlichkeit haben, früher gar keine. Das ist also die Stammform, aus der sich die abweichenden Formen in der Kreide und successive die übrigen, so mannigfachen Typen der Jetztwelt entwickelt haben." Rouget von Montpellier, der, obgleich Franzose, doch Darwinist ist, nickt mir zu, und ich lächle Verständniß — innig. „Die Herren mögen mir glauben", sagt Pictet, „daß ich nicht mit vorgefaßten Meinungen an die Untersuchung ging — vielleicht war ich mehr zur Annahme des Gegentheils geneigt — aber ich kann der Wahrheit die Anerkennung nicht versagen!" A.

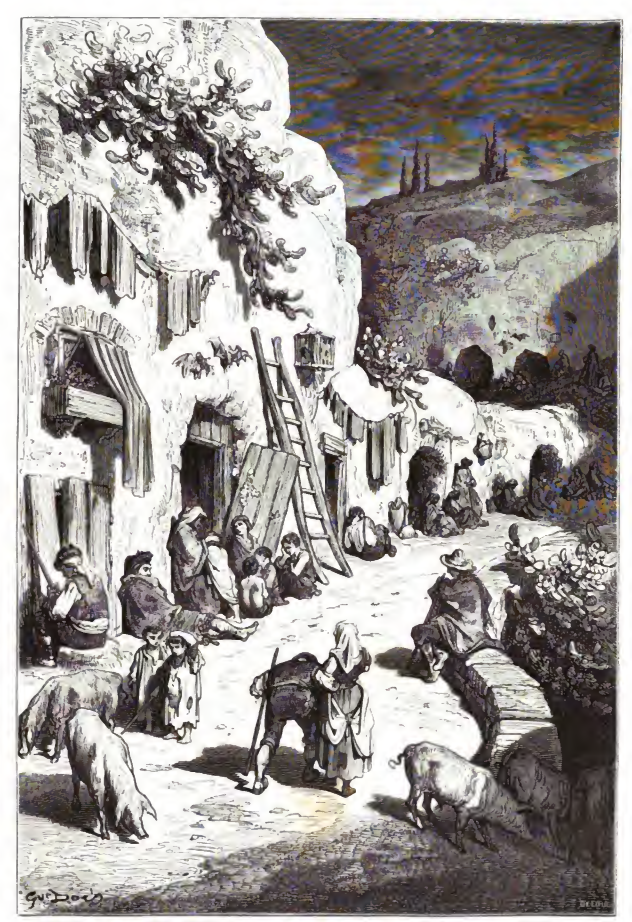
# Leben und Treiben der Zigeuner.

## I.

### 1. Auf dem Monte sacro in Granada.

Die dunkelfarbigen Menschen, welche fernher aus Asien stammen und in unserm Abendland eine so fremdartige Erscheinung bilden, nehmen fortwährend die Aufmerksamkeit in Anspruch. Wir haben schon früher im Globus einigemal Mittheilungen über die Zigeuner gebracht, theils nach eigenen Beobachtungen, theils nach den vortrefflichen Büchern von Borrow und Liebich in Lobenstein. Jüngst erhielten wir einen Aufsatz vom Herrn Professor A. Poltz in Frankfurt am Main, in welchem sehr klar und übersichtlich der gegenwärtige Stand der Forschungen über das umherschweifende Volk erörtert wird. Wir theilen denselben weiter unten mit. Wir haben ferner das in linguistischer Beziehung ausgezeichnete Buch des Professors G. J. Ascoli in Mailand, „Zigeunerisches", Berlin 1865 (Verlag von E. Heynemann); sodann wiederum eine Anzahl von Zeichnungen Gustav Doré's, welcher auf seiner Kunstwanderung durch Spanien die Gitanos mit besonderer Vorliebe beobachtet hat. Unsere Leser kennen die prächtigen und markigen Bilder, welche wir früher aus einigen Städten Andalusiens mitgetheilt haben. Nun finden wir Doré und seinen Begleiter Davillier in den Vorstädten von Granada, wo sie mit Eifer und Erfolg sich dem Studium der Zigeuner hingaben.

Sie besuchten den Monte sacro, eine Vorstadt, in welcher man einst Knochen von Heiligen gefunden haben will, denn die Zahl der Märtyrer oder solcher, die der große Hause dafür hält, ist Legion. Jetzt ist der heilige Berg, das eigentliche Hauptquartier der granadinischen Gitanos, eine besondere Stadt in der großen Stadt, mit einer Bevölkerung, die ihre besondere Sitte und Sprache hat, und ihre eigenthümliche Wohnung, denn von Häusern kann nicht die Rede sein. Die Bergwände nämlich sind mit einer Unzahl Grotten und Höhlen durchlöchert, und in diesen hausen die Zigeuner als wahre Troglodyten. Einige dieser Wohnungen haben einen kleinen, immer schlecht und nachlässig umzäunten Vorhof. Wozu auch sollte man denselben verschließen? Es ist nichts da, was zu stehlen sich der Mühe verlohnte. Die Grotte besteht aus einem einzigen Gemach und hat eine gewöhnlich baufällige Bretterthür, und die Wände sind mit Kalk geweißt. Drinnen lebt die




Die Grottenwohnungen der Zigeuner auf dem Monte sacro in Granada. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

manchmal bis zu zehn Köpfen starke Familie mit und durch einander; der Rauch zieht durch die Thür oder durch ein Loch ab, das Familienzimmer ist zugleich Küche. Der armselige Hausrath besteht aus ein paar Bänken, einem Tisch und dann und wann auch aus einer Strohmatratze. Diese erscheint aber als ein Luxus; für gewöhnlich schläft der Gitano auf der platten Erde. Nackte Kinder, fast so schwarz wie Neger, laufen oder krabbeln umher zwischen Hühnern und Schweinen.

So sind fast alle diese Höhlen, und die Zigeuner von Granada leben fast noch dürftiger als jene in anderen Städten Andalusiens und Spaniens überhaupt. Manche sind Hufschmiede oder Schlosser und diese haben ihre Werkstätten im Berge. Wenn man Abends vorüber geht und sie hämmern sieht, gewähren sie bei dem unsichern Flammenlicht ein eigenthümlich ergreifendes Schauspiel. Andere treiben die Chalaneria, d. h. das Gewerbe des Roßkammes, und mit vollem Rechte kann man sie als Roßtäuscher bezeichnen. Sie verstehen sich auf ihre Sache ganz vortrefflich und sind berüchtigt dafür.



In der Zigeunervorstadt zu Granada. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Die Gitanos in Granada haben olivenbraune Hautfarbe, schwarze, lange und zugleich krause Haare und etwas aufgeworfene Lippen; man unterscheidet sie gleich auf den ersten Blick von den Spaniern. Gewöhnlich sind sie von kleinem Wuchs und haben stark hervorragende Backenknochen. Sie gesticuliren ungemein lebhaft, noch mehr als selbst die Neapolitaner, und haben im Gesichtsausdruck eine ganz ungemeine Beweglichkeit. Man hält sie allesammt für Diebe von Kindesbeinen an; aber sie verfahren nicht gewaltthätig und können in dieser Beziehung für harmlos gelten. Aber dem Eigenthum ist ihre Fingerfertigkeit immerhin gefährlich. Doch gibt es löbliche Ausnahmen, und zu diesen gehört der Gitano Rico, ein wackerer Mann, dessen Gesichtszüge allerdings von denen seiner Genossen erheblich abweichen. Doré verlor einige Geldstücke, und Rico brachte sie ihm ehrlich wieder. Der Künstler zeichnete ihn und belohnte ihn obendrein.

Die Gitanas sind schlank und fein von Wuchs und haben eine ganz eigenthümliche Haltung beim Gange. Es gibt unter ihnen blendende Schönheiten mit großen, schwarzen Augen und Schelmenblick (was die Spanier als picaresk bezeichnen), rabenschwarzem Haar und blendend weißen Zähnen. Ein Hauptgewerbe der Zigeunerfrauen ist bekanntlich das Wahrsagen, die baji, la buena ventura, und die Chiromantie, das Prophezeien aus den Linien der innern Hand, bringt manches Stück Geld ein. So trieben sie es schon im 16. Jahrhundert, als Covarrubias sie schilderte als ein verlorenes Vagabundenvolk, unruhiges, lügenhaftes und betrügerisches Gesindel, das aus den Linien der Hand wahrsage. (Gente perdida y vagamunda, inquieta, engañadora y embustidora; dicen la buena ventura por las rayas de los manos.)

Ihr Tanz ist unvergleichlich; so oft man ihn auch geschildert hat, immer übt er neue Anziehungskraft auf

Einheimische wie auf die Fremden. Gewöhnlich kommen die Zigeuner in die Gasthöfe, und der Capitan, welcher die Oberleitung hat, muß das Ballet anordnen, armar el baile, und die Guitarre spielen. Aber diese Tänze sind schon künstlerisch und reflectirt und haben nicht die ächtzigeunerische Ursprünglichkeit, sie werden des Geldes wegen, man kann sagen, zurecht gemacht. Den ächten, naiven, urwüchsigen Zigeunertanz sieht man nur auf dem Monte sacro; er wird nur unter Zigeunern selbst oder ausnahmsweise vor guten Freunden und näheren Bekannten zum Besten eine große vertrocknete Fledermaus, die vortrefflich zum satanischen Gesichtsausdruck der Vettel stimmte. Sie nahm einen großen Pandero und schlug mit den Fingern auf die gebräunte Spannhaut dieses Tamburins, und die kupfernen Schellen klimperten und die Umstehenden riefen: Vorwärts Alte, immer zu Doppeltalte! Anda, vieja, anda, revieja!

Nun trat ein prächtig gebautes Mädchen an, das man la Pelra nannte, und tanzte den Zorongo mit hinreißender Anmuth; ihre unbekleideten Füße streiften leicht den Boden, sie trat und glitt, als hätte sie das schönste Ge-



Der Zigeuner Rico in Granada. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

gegeben, und zu diesen gehörten Davillier und Doré. Wie prächtig nahmen sich dort die Tänzerinnen in ihren armseligen Lumpen aus, und wie klapperten sie so munter und ungeduldig mit den Castagnetten, ehe die Guitarren und die Panderetos herbeigeholt worden waren, mit denen der improvisirte Tanz begleitet werden sollte! Dann begann die Musik in seltsamen Weisen, welche mit näselndem Ton auch gesungen wurden. Seltsames Schauspiel! Eine alte Zigeunerin, eine leibhaftige Hexe, die auf dem Monte sacro eine große Rolle spielt, saß an einer Wand; über ihr hing täfel unter sich. Der Klang der Guitarre wurde lauter und lebhafter; alle Anwesenden riefen: Juy! ole, ole! Alza! Man klatschte Beifall, und die schöne Gitanilla war in der That bezaubernd. Sie gerieth mehr und mehr in Feuer, ihr Haar löste sich und flatterte über die braunen Schultern hinab. Dann sprang ein junger Gitano auf sie zu und nahm sie bei der Hand, zwei andere Paare thaten ein Gleiches, noch andere folgten und nun dauerte der Tanz so lange, bis die Guitarrenspieler die Arme sinken ließen.

Nach einer Pause traten zwei kleine Zigeunermädchen

von 8 bis 10 Jahren auf, um es ihren älteren Schwestern nachzuthun. Beide waren mit kläglichen Lumpen behängt. Die eine beschrieb mit ihren Armen Kreise und schlug mit Castagnetten den Takt; die andere hob mit der einen Hand das zerlumpte Röckchen auf, machte herausfordernde Stellungen, drehte den Kopf hin und her, warf ihn stolz zurück, stemmte die eine Faust in die Seite und wiegte sich horizontal, was man Zarandeo nennt, weil man es mit einem Siebe vergleicht, das hin und her bewegt wird. Der Vater, ein sehr dunkel gebräunter Mann, stand dabei; über dem Tuche, welches er um den Kopf geschlungen, saß der Zigeunerhut, der Sombrero calañes. Mit dem Daumen schlug er auf das Tamburin, und die neben ihm sitzende Mutter blickte wohlgefällig auf die Kleinen. Die alte Hexe, die Revieja, mochte sich wohl ihrer Jugend erinnern; auch sie griff nach den Castagnetten, klapperte, munterte die kleinen Tänzerinnen mit Worten an, trat den Takt und rief wiederholt: Mehr Zarandeo, Kleine, mehr Zarandeo!

Wieder ein anderes Bild: Eine neue Tänzerin kam hinzu, eine Gitanilla von etwa 15 Jahren mit schüchternem, schwermüthigem Blicke, kleinem Kopfe und ungemein dichtem Haar. Die Haare ihrer Augenlider waren ungemein lang und gaben der ganzen Erscheinung etwas eigenthümlich Wildes; die sehr kleinen und zierlichen Füße und Hände bezeugten, daß das Mädchen von ganz reinem, unverfälschtem Zigeunerschlage war. Der Wuchs erschien geradezu ideal; die Bewegungen beim Tanze hatten nichts von der stürmischen Beweglichkeit der übrigen Gitanas; diese rührte sich kaum von der Stelle, bewegte die Arme mit anmuthiger Nachlässigkeit, wiegte zierlich den Hals auf den Schultern; sie tanzte eigentlich nur mit Kopf, Armen und Hüften; aber nie hat man wohl einen schönern Tanz gesehen.

Ein günstiger Zufall fügte, daß Davillier und Doré, welche den Monte sacro häufig besuchten, einmal die obenerwähnte Hexe, die Revieja, überraschten, als sie gerade buena ventura prophezeite. Unser Bild, welches Doré sofort skizzirte, stellt den Auftritt dar. Vier junge, elegant gekleidete Frauen waren in die Höhle gegangen, um für gutes Geld zu hören, was ihnen angenehm war. Die jüngste von ihnen saß auf einem Poyo, einer Steinbank, und hielt den Fächer vors Gesicht; die übrigen standen bei Seite. Es gehen wundersame Dinge vor bei den Troglodyten auf dem Monte sacro zu Granada!

## 2. Abstammung und Sprache der Zigeuner.

Von Prof. **A. Voltz** in Frankfurt a. M.

Die Leipziger Illustrirte Zeitung brachte im November 1864 die Abbildung eines Zigeunerlagers, nach einer Orginalzeichnung des genialen Paul Meyerheim, wie solches urplötzlich in der nächsten Umgebung von Berlin, der Hauptstadt „norddeutscher Intelligenz“, und zwar rasch auseinander an drei verschiedenen Stellen, von einer Zigeunerhorde war aufgeschlagen worden. Eine Bande echter, aus Croatien gekommener Zigeuner hatte — wie in den wenigen Begleitworten gemeldet wird — ihre lumpigen Leinwandzelte, etwa ein Dutzend, auf offenem Felde aufgeschlagen. Neben den Zelten sind kleine, meistens schlecht gefütterte Pferde angepflöckt, gewöhnlich mehr als zur Fortschaffung der Karawane nothwendig sind, da der Zigeuner leidenschaftlicher Liebhaber von Pferden ist. Dazwischen stehen die Karren, mit den Habseligkeiten beladen, auf welchen in Lumpen gehüllte oder auch völlig nackte Kinder umherklettern, die in ihren drolligen Bewegungen den Aeffchen gar sehr gleichen, aber in ihrer Körperbildung die schönsten Menschenkinder sind, die man überhaupt sehen kann: braun, voll geformt, mit feinen Näschen, blutrothen Lippen, glühenden Augen und glänzend schwarzer Haarmähne. In gleicher Sorglosigkeit wie die Knaben tummeln sich die kleinen Mädchen. Nur eine halbreife Dirne erscheint in bettelhaftem Theaterpomp, in silbergesticktem Kleide und hohen rothen Stiefeln. Von den Weibern benutzen nur die schöneren die Vortheile des Putzes. Anschließende betreßte Mieder umgeben die vollen Formen des Oberkörpers; der Ausdruck der feingeschnittenen Gesichtszüge wird durch die üppigen, mit Perlen und Flitter durchwobenen Haarflechten umrahmt und gehoben.

Die meisten Weiber sind häßlich, und dürftig gekleidet. Während die alten, müßig ihre Pfeife rauchend, vor den Zelten sitzen, sind die jüngeren mit den Sorgen des Familienlebens belastet; sie herzen die zahlreiche kleine Brut, die unter jedem Zelte ein großes Nest ausfüllt.

Die Männer sind hagere, robuste Gestalten, von olivenbrauner Hautfarbe, mit erhabener Stirn, tiefliegenden schwarzen Augen von wildlauerndem Blick, glänzend schwarzem Kopf- und Barthaar und blendend weißen Zähnen.

Die Aeltern behandeln ihre Nestlinge und die flügge gewordene Brut mit jener verhätschelnden Nachsicht, die nothwendig zur naturalistischen Erziehung gehört; nur in Bezug auf Abhärtung sind sie unerbittlich. Mit behaglichem Wohlgefallen ihren Spielen zuschauend, liegt der Paterfamilias auf der Streu oder schmiedet bessernd an einem alten Radreifen; andere Männer füttern die Pferde, die meisten rauchen, lachen oder plaudern in einer Sprache, die nicht ihre ureigene, sondern der kroatischen ähnlich ist.

Die Kleinen, welche schon auf eigenen Füßen stehen können, reichen sich abwechselnd die dampfende Tabakspfeife, mischen sich mit bettelnder Geberde unter das Publikum und balgen sich dann in possirlicher Weise um ein Almosen. Ein kleiner Knabe hat sich eine große Brille von weißem Bleche auf die Nase gesetzt und karikirt vielleicht einen berliner Professor, der unter ihnen linguistische Studien anstellen wollte.

Als die Kunde nach Berlin gelangte, daß kaum eine Meile von der Residenz eine Zigeunerbande lagere, und zwar nicht solche mit deutschem Blute gemischte Herumtreiber, wie sie in der Mark und in Pommern nicht eben selten vorkommen, sondern echte, unverfälschte Typen der indischen Parias: da machten sich die Schaulustigen aus den verschiedensten Ständen zu Wagen, zu Roß und zu Fuße um so mehr auf, die verwilderten Fremdlinge in Augenschein zu nehmen, als Zigeuner in Preußen bereits so selten geworden sind, daß sie gar nicht mehr in die amtlichen Bevölkerungslisten eingeführt werden, und auch die Künstler waren in den ersten Reihen derer, die bei diesen fremdartigen Wanderern mit Interesse verweilten. Jenes Bild Meyerheims verdankt diesem Umstande seine Entstehung.

Worin liegt nun das große Interesse, welches diese Geächteten, dieses notorische Diebs- und Bettelgesindel, seit mehr als 400 Jahren auf die abendländische Phantasie ausüben; was fesselt uns — wenn auch nur momentan — so eigenthümlich an diese seltsamen, unliebsamen Gäste, die in ihrer charakteristischen verkommenen Dürftigkeit nur hingegeben sind an den ausschließlich-materiellsten Genuß der Gegenwart in dessen niedersten Formen, die nichts wissen und nichts zu wissen verlangen von allen den Fragen, an



Eine Wahrsagerin in einer Zigeunerhöhle auf dem Monte sacro. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)




Ein Zigeunermädchen tanzt den Zorongo. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)




Tanz kleiner Zigeunermädchen auf dem Monte sacro (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

welchen die denkende Menschheit nun schon seit Jahrtausenden sich abmüht, sondern die, einem fast vegetirenden Dasein fröhnend, wie ein Räthsel dastehen inmitten unserer beweglichen Zeit, wo geistesrege jeder vorwärts drängt und strebt und ringt und forscht und sinnt, und „Erkenntniß" die Losung der Tagesordnung ist, wo hinwiederum Alles abgemessen, erwogen, bestimmt, begrenzt, geregelt und von tausend Gesetzen der Gesellschaft, der Sitte und des Anstandes gesichert und umfriedet ist, nicht nur für das Gedeihen der Völker und des Individuums der Gegenwart, sondern weit hinaus greifend und vorbauend für die Wohlfahrt kommender Geschlechter.

Während wir uns müde sinnen und ringen im Doppelkampfe des Lebens nach Innen und Außen, liegen sie behaglich am Zelte und vergeigen, verrauchen und verschlafen das Leben und bieten in ihrer ärmlichen Verkommenheit, in ihrer trotzigen Genügsamkeit allerdings ein Bild dar, dem man ein gewisses poetisches Interesse nicht absprechen kann.

Und so hat sich denn auch die Kunst ihnen schon zum Oefteren zugewandt, um sie um ihr Geheimniß zu befragen, und von Cervantes an, dessen reizende Novelle La gitanilla Preciosa wieder zu einer Zigeuneroper Veranlassung gab, haben Maler, Dichter und Schriftsteller fast aller Nationen und stets sehr hervorragende, hineingegriffen in dies wüste Volksleben und reizende Motive in jeglicher Form daraus zu Tage gefördert. So die Maler Murillo, Delaroche, Doré, die Dichter Walter Scott, Victor Hugo, Xavier de Montepin, Béranger, Lenau, Geibel, Julius Mosen, Karl Beck, Alexander v. Puschkin u. A. m.

Welcher Art waren ihre bisherige Schicksale, was sind sie, woher kommen sie, welches ist der Inhalt ihres geistigen nationalen Daseins, soweit ein solches vorhanden, und welche sind voraussichtlich ihre dereinstigen Geschicke inmitten des immer mehr sich abschleifenden, glättenden, civilisirenden und humanisirenden Europa?

Diese und ähnliche Fragen annähernd hier zu beantworten, ließ mich das allseitige Interesse, das sich an diese „roués de la misere" knüpft, übernehmen, wozu mich der Umstand ermuthigte, daß mir diese interessanten Vagabunden auf meinen langgestreckten, zum großen Theil zu Fuß ausgeführten Wanderungen von der Wolga bis zur Garonne, und von den Karpathen bis zum Fuße der Pyrenäen, in so mannichfachen Exemplaren, oft sehr gegen meinen Wunsch, bekannt geworden sind, daß ich ihnen nicht gerade als homo novus gegenüber stehe.*)

In die europäische Völker- und Staatenwelt bricht mit einem Male, im Anfange des 15. Jahrhunderts — sporadisch vielleicht schon früher — ein großer Trupp fremden, dunkelfarbigen Volks in Europa ein, das ohne Idee von heimatlichem Heerd und ohne Gott, ohne Sitte und ohne Recht, ohne Wissenschaft und ohne Kunst, ohne Scham und ohne Ehre, ohne Poesie, ja ohne Tradition, nichts von sich zu sagen weiß als daß sie die Roma und über ein großes Wasser gekommen seien, die nichts können als Kessel flicken, Pferde beschlagen, tanzen, musiciren, wahrsagen und — stehlen, letzteres dagegen in höchster Meisterschaft.

Im Jahre 1417 in dem Fürstenthum Moldau, das damals noch bis an das Schwarze Meer sich erstreckte, zu vielen tausenden angekommen — aus Gründen, die denen vielleicht nicht unähnlich sind, kraft welcher gegenwärtig die Tscherkessen gezwungen sind in die Türkei einzuwandern — gaben sie sich mit der ihnen eigenen, rasch orientirten Schlauheit für auf einer Bußfahrt begriffene Pilger aus und zerstreuten sich mit kaum begreiflicher Schnelligkeit bis an die Nordsee und bis nach Dänemark und Schweden. Das nächste Jahr sind ihrer bereits 14,000 in Italien. Andere große Massen werfen sich nach Polen und dringen ins Innere von Rußland ein, bis fast zurück nach Asien; wieder andere, stets truppweis zusammenhaltend, wenden ihren Marsch nach Deutschland und der Schweiz und Frankreich, in dessen Hauptstadt am 17. Aug. 1427 ein Chef (der sich Graf nannte) und 10 Männer, alle zu Pferde, mit etwa 80 Weibern und Kindern, zum sprachlosen Staunen der Zeitgenossen, ihren Einzug halten. Wieder andere zogen südwestwärts weiter nach Spanien, bis ihnen der Ocean Halt gebot.

Von ihrer äußern Erscheinung überrascht, schenkte man ihren Angaben anfänglich Glauben und hielt sie für unschädlich, bis es unmöglich ward, das lawinenartig anwachsende Mißtrauen gegen ihre immer bösartiger hervorbrechenden Naturanlagen zu unterdrücken. Da war es zu spät sie zurückzudrängen.

Zu dieser beispiellos schnellen Verbreitung und Festsetzung über ganz Europa waren ihnen die herrschenden politischen und Kulturverhältnisse merkwürdig zu Hülfe gekommen. Vorerst wirkte wohl das Plötzliche, Eigenthümliche ihrer Erscheinung damals mindestens eben so stark auf die Gemüther wie noch heut, wenn nicht mehr. In zweiter Reihe kam dann in jener Zeit die krasse Ignoranz, die durch alle Stände waltete; der Wunderglaube und der Glaube an jegliches Wunderbare, in Ermangelung fast aller Kenntniß des Wirklichen bei allen Nationen, die noch ziemlich frische Erinnerung an die Kreuzzüge mit ihren Wundergestalten, verklärt durch den Duft der Zeit, verschoben durch abertausend subjektive Zusätze, die herrschende Wanderlust in Bürgergilden, Hochschulen und Sängerzünften, das ganze fahrende Ritterthum mit seinen ungeheuerlichen Abenteuern und abenteuerlichen Ungeheuern, deren Phantasiegestalten nun hier zum Theil als verwirklicht auftauchten, kurz, die ganze geistige Zerfahrenheit und Romantik jener Zeit, die gerade im höchsten Gährungsprozesse begriffen war, wirkte für die Pläne der schlauen Eindringlinge gerade eben so günstig, wie der in höchster Blüthe stehende Fehdestand in fast ganz Europa.

England unter Heinrich V. im Kampfe gegen den schwachen Karl VII. von Frankreich, dem eine Jeanne d'Arc Krone und Waffenehre retten muß, um als Hexe dafür verbrannt zu werden. Italien, müde von der Zwietracht und der Verwüstung der Guelfen und Ghibellinen, und noch davon wiedertönend, und erst unter Cosmo dei Medici sich zum modernen Staatsleben entwickelnd. Spanien, d. i. Castilien und Leon, im wüthendsten Vernichtungskampfe gegen das Maurenreich Granada, das erst 1492 fällt. Das kleine Portugal ganz vertieft in seine maritimen Unternehmungen, die ein Vasco da Gama, ein Cabral, ein Albuquerque so bald zu so großer Höhe bringen sollten. Griechenland im Kampfe mit den an die Pforte Europa's klopfenden Türken, die sie nur zu bald erstürmen. Die Kirche beschäftigt, ihre ersten Concordate abzuschließen, Hexenprozesse anzustrengen, Hussiten zu verbrennen und ihre berühmten Concilien von Costnitz (1414), Basel (1431) und Florenz (1439) zu planen. Deutschland (unter Albrecht II.) von inneren Fehden mehr zerrissen, denn je. Dabei Magie und Astrologie als gefeiertste Wissenschaften in der Nähe der Throne!

*) Der Herr Verfasser läßt im Manuskript hier eine Charakteristik der chamitischen, semitischen und arischen Völkergruppen folgen, die wir, in Hinblick auf unsern Raum, leider nicht aufnehmen können. D. Red.

In diese Zustände schlichen sich die Fremdlinge rasch und fast überall mehr oder weniger fest hinein. Kein Wunder, wenn dieselben vorzugsweise geeignet waren, ihre angebornen schlechten Anlagen zu voller Blüthe und Thätigkeit zu entwickeln. Als man sich über die Zigeuner klar wurde, war es, wie gesagt, zu spät. Im Sinne der guten alten Zeit wurden sie nun fast überall gradezu für vogelfrei erklärt. Man hetzte sie wie Wild, hing sie zu Massen auf, wo man sie traf, peitschte, folterte, verbrannte sie; kurz, kein Mittel schien zu schlecht sie zu vertilgen. Und doch war das Alles nutzlos, denn Niemand kannte so wie sie alle Schlupfwinkel jedes Landes, Niemand vermochte jedem klimatischen Ungemache so zu trotzen wie sie, Hunger, Durst, Hitze und Kälte und jegliche Noth so zu ertragen wie sie, und beim leisesten Sonnenhauch des Glückes wieder zu so reich gesegneten Familiengruppen anzuschwellen, wie sie.

Kurz, sie blieben — und sind eben noch da, und so wird es wohl nachgerade Zeit sein, einen Schritt näher an sie heranzutreten und uns von diesen Beduinen der Weltgeschichte, wie sie Julius Mosen in seiner reizenden Zigeunernovelle: „Die blaue Blume“, zwar poetisch doch unzutreffend genannt hat, ihren Doppelpaß aus Asien und Afrika einmal vorzeigen zu lassen, und ihnen, da sie es selber nicht vermögen, ihre Heimat endgültig anzuweisen.

Das werden wir kraft der vergleichenden Sprachwissenschaft unfehlbar vermögen. Ebenso wie wir wissen, daß die Bewohner des fernen Islands, von dem man eine Zeit lang schwankte, ob man es Europa, Amerika oder einem neu zu begründenden arktischen Welttheile zuzählen sollte, die Sprache der in Asien heimischen Arier reden, und daß alle ihre primitiven Anschauungen von dorther ausgingen und nur dort wieder ihre endliche Lösung finden, so gut wie die der Nachkommen der Perser, Griechen, Römer, Kelten, Teutonen, Slawen und Littauer, deren gegenseitige sprachliche Verwandschaft durch sichere, oft mikroskopische Forschung erkannt ist, als auf den ewigen, unabweisbaren Gesetzen des Lautwechsels ruhend, — ebenso wie wir wissen, daß alle die genannten Völkerschaften, bis in ihre letzten Stamm- und Sprachspaltungen hinein, zusammen gehören zu einer großen Familie, der es ganz wohl anstehen würde, wollte sie in allen ihren Gliedern dieser heiligen Blutsbande ein wenig besser eingedenk sein; ebenso wie die Sprachwissenschaft den Magyaren (in Ungarn), anfänglich sehr zu deren Verdruß, ihren Platz angewiesen hat in der großen Völkerfamilie der „Turaner“, neben Finnen, Tataren, Türken, Kirgisen und Baschkiren; ebenso unfehlbar werden wir die Zigeuner an den ihnen gebührenden Platz stellen, oder vielmehr, es ist bereits geschehen. Und wenn wir dann sehen sollten, daß wir sie neben unsere gelehrten brahmanischen Sanskrit-Inder aufzunehmen haben als eingeborne Glieder in die edle Familie der Arier, so wollen wir, auch ihre Stammgenossen, wenn auch in fernster Sippe, sie betrachten wie den verlornen Sohn in der Schrift und hoffen, die Zukunft werde auch für sie noch Keime der Kultur in ihrem Schooße bergen. (— ?? —)

---

# Ein deutsches Schiffervolk.

Von einem Mecklenburger.

## I.

An der deutschen Ostseeküste, dort wo Pommern und Mecklenburg an einander grenzen, zieht sich von Nordost nach Südwest ein vielfältig gespaltener und mannigfach ausgebuchteter Meerbusen in einer Länge von fast sieben Meilen und in einer Breite, welche von etwa ein Zwanzigstel Meile bis zu zwei Meilen mehrfach wechselt, in das Land hinein. Auf pommerschem Gebiete ist derselbe nach der Ostsee hin durch die langgestreckte Insel Zingst und durch die mit dem mecklenburgischen Gebiete zusammenhängende Halbinsel, den Darß, begrenzt; in Mecklenburg durch das lange, schmale Fischland und durch einen anderweitigen, kleinen Distrikt des Amtes Ribnitz, welcher dem sogenannten Glashahnenorte angehört. Letzterer Distrikt und der pommersche Darß werden durch das Fischland miteinander verbunden.

Dieser Meerbusen trägt in seinen verschiedenen Becken, Buchten, Engen und Armen eine Menge verschiedener Namen. Sein östlicher Theil, der nur mittelst eines mäßigen Armes mit der offenen See zusammenhängt, heißt die Grabow. Dann folgt der Barther Bodden, die Bill, dann der Bootstedener und der Bruchtener Bodden, der Doppelstrom, der Saaler Bodden und endlich der Binnensee, von dem sich wiederum die Permien abzweigt. Alle diese Gewässer, mit Ausnahme der beiden letztgenannten, gehören zu Pommern, und sie mögen hier eine Fläche von drei Quadratmeilen bedecken, während der mecklenburgische Antheil ungefähr drei Viertel einer Quadratmeile mißt.

Im gesammten Deutschland, wenn man von den friesischen Inseln an der Küste von Schleswig absieht, gibt es keinen Landstrich, den die Natur so sehr einer Fischer- und Schifferbevölkerung zugedacht zu haben scheint, als eben diesen. Denn der Boden ist hier durchweg ein ziemlich dürftiger, oft sogar ein völlig unfruchtbarer Sand, und selbst dort, wo seine natürliche Beschaffenheit ihn zum Anbau von Kulturgewächsen geeignet macht, werden diesen die heftigen Stürme oftmals gefährlich und Verderben bringend. Auch zur Viehzucht, obschon sie als Nebenerwerb in mehren Dörfern ziemlich im Schwunge ist, erscheint die Gegend nur schlecht geeignet. Einerseits mangelt es in diesem Distrikt fast allenthalben an ausreichenden natürlichen Wiesen, so daß der Winterbedarf an Heu aus der Ferne, meistens über Stettin aus dem Oderbruche beschafft werden muß, andererseits wirkt der Genuß der vielen harten Seestrandpflanzen und das Tränken mit brakigem*) Wasser

*) Brakig nennt man ein solches Wasser, in dem Süßwasser und Seewasser sich vermischten. Je nach Umständen, die von

weder günstig auf die Milch- noch auf die Wollproduktion. Dagegen sind hier die Ostsee und im weit höhern Maße noch diese Brakwasser haltenden Meerbusen und Wasserläufe reich an Fischen der verschiedensten Gattungen, und mehre alte, beträchtliche Handelsstädte, wie Stralsund, Greifswalde, Wolgast und Rostock, von denen aus seit vielen Jahrhunderten bedeutende Seefahrt getrieben wird, liegen in der Nähe. So weist denn hier Alles den Menschen auf die See, als auf sein eigentliches Element hin, und die Bewohner dieser Gegenden haben denn auch den Fingerzeig der Natur verstanden, allerdings in dem einen Distrikte früher und allgemeiner als in dem andern; fast seltsamer Weise am ersten und am gründlichsten in dem mecklenburgischen Landestheile. — Hier nutzt in der That die Bevölkerung das ihr von der Natur Gebotene in einem so reichen Maß aus, wie dergleichen in Bezug auf das Meer in Deutschland nicht wieder vorkommt. Denn wo sonst fänden wir in unserm Vaterlande einen von 2500 Menschen bewohnten ländlichen Distrikt, der mehr als 200 große Seeschiffe besitzt, welche Schiffe zusammen einen Werth von mindestens drei Millionen Thalern repräsentiren, und deren Tonnengehalt etwa den achten Theil dessen beträgt, den die gesammte preußische Rhederei aufweist?

Dieser Landstrich und seine Bewohner verdienen daher eine genauere Beachtung, als mancher weit ausgebreitetere Theil unseres Vaterlandes, wo ohne sonderlichen Aufwand von Intelligenz und Energie mit längsterschlossenen Kulturzweigen der Eingewohnte sein Dasein fristet. Das ist denn auch bereits mehrfach erkannt und Manches hier und dort über dieses Schifferland und über seine Bewohner geschrieben worden; leider aber sehr Weniges, was von der Wirklichkeit ein gutes Bild gewährte.*)

Zunächst werde ich eine Beschreibung von dem mecklenburgischen Antheile dieses Schifferlandes geben, also von dem Distrikt, der das Fischland und die beiden Dörfer Dierhagen und Dänendorf begreift. Späterhin gedenke ich auch den Darß und Zingst zu beschreiben, von denen in größeren Kreisen noch weniger bekannt ist, als von den vorhin genannten Distrikten, und doch beruhen Preußens Marine-Hoffnungen hauptsächlich auf diesen kleinen, öden Seeländern, von deren Existenz eine große Anzahl deutscher Binnenländer kaum eine Ahnung hat.

Stürmen und Fluten, Regen und Schnee abhängen, ist es bald mehr, bald minder salzig.

*) Manches Falsche, ja völlig Verkehrte ist in Umlauf gesetzt worden, namentlich von Seiten zweier renommirten Touristen, deren Berichte und Schilderungen über dieses Land und dieses Volk sich nicht viel besser mit der Wahrheit stehen, als Lucians wahrhafte Geschichten, oder des Barons von Münchhausen Reiseabenteuer. Trotzdem jene Herren Touristen es behaupten, muß man doch ernstlich bezweifeln, daß sie jemals einen Fuß in diese Gegenden gesetzt haben, denn so verkehrt sieht selber ein blödes Auge bei einer oberflächlichen Umherschau nicht leicht. Zwei mecklenburgische Schriftsteller haben jedoch bereits sehr werthvolle Arbeiten über Land und Volk geliefert, nämlich Ernst Boll in seinem überhaupt vortrefflichen Buche: „Abriß der mecklenburgischen Landeskunde", und C. J. F. Peters, Lehrer an der Navigationsschule zu Wustrow, in seiner interessanten Broschüre: „Das Land Swante Wustrow oder das Fischland." Trotzdem aber bleibt einem Dritten, ja auch noch manchem Anderen, noch Allerlei zu berichten übrig, denn die Bollsche Arbeit konnte natürlich nur ein Bild in Umrissen, nicht detaillirte Schilderungen geben. Herrn Peters Schrift aber würde sicherlich noch weitaus interessanter und reichhaltiger, namentlich nach der ethnographischen Seite hin, geworden sein, wenn ihn nicht amtliche Stellung und gesellige Verbindungen genöthigt oder ihm doch angerathen hätten, Manches zu verschweigen, oder doch nur so obenhin zu berühren. — Der Kleinstädter hat bekanntlich die Eigenschaft, in jeder Zeile, welche über seine Heimat geschrieben wird, Satyren zu fürchten oder zu wittern; der Dorfbewohner hat aber diese Eigenschaft in einem noch weitaus höheren Maaße, und namentlich wenn er obendrein, wie es in diesen Gegenden der Fall ist, zu drei Vierteln des Jahres fast nur aus Frauenzimmern besteht.

### Dänendorf, Dierhagen und das Fischland.

Die beiden erstgenannten Dörfer und das Fischland mit seinen vier Dörfern erstrecken sich in der Richtung von Süd nach Nordnordost zwischen dem Binnensee und der Ostsee, in einer Länge von etwa anderthalb Meilen und in einer Breite, welche nirgendwo eine volle Viertelmeile erreicht, an mehren Stellen aber nur 50 bis 60 Ruthen beträgt. Zur Winterzeit, namentlich bei anhaltenden Nordweststürmen, kommt es manchmal vor, daß das Meer einige dieser schmaleren Landengen völlig überflutet und sich mit dem Binnensee wieder in direkte Verbindung setzt, wie denn eine solche hier ehedem durch einen Durchstich, der aber seit Jahrhunderten völlig versandet ist, bestanden hat. Der Flächeninhalt dieses ganzen Distriktes beträgt, einschließlich einer mitten darin gelegenen, der Stadt Ribnitz zugehörigen Wiese, ungefähr drei Achtel einer Quadratmeile.

Dieses ganze Areal ist, vom öconomischen Standpunkt aus betrachtet, sehr wenig ergiebig. Ein Drittel desselben besteht aus Meerstrand und Dünen, doch sind letztere nur an einzelnen, kleinen Stellen von aller Vegetation entblößt und bieten hier und dort sogar eine ziemlich gute Weide, sowohl dem Rindvieh als den Schafen. An einigen Stellen sind aber dem Lande fast gar keine Dünen vorgelagert, und hier zeigt sich dann oft hinter der Düne ein sumpfiges Gelände mit nur sehr dürftigem Pflanzenwuchs. Nur an wenigen Stellen sind bereits aus diesen Sümpfen im Laufe der Zeiten Wiesen geworden, aber auch diese zeichnen sich nicht durch einen üppigen Graswuchs aus, wie es sonst doch gewöhnlich die am Meere gelegenen und zeitweiligen Ueberflutungen ausgesetzten Grasungen zu thun pflegen. Der Boden, welcher als Acker- und Gartenland genutzt wird, ist gleichfalls sandig, und wenn ihm auch an manchen Stellen einiger Thon und Lehm zugemischt ist, so wird doch auch hier seine Ertragsfähigkeit sehr in Frage gestellt, dadurch, daß wenige Fuß, oft nur wenige Zoll unter der Oberfläche, der sogenannte Ur oder Fuchs, hier auch Clas Hahn genannt, sich befindet. Der Ur ist ein sehr eisenhaltiger Sand, welcher oft in so steinharten Schichten lagert, daß er der Durchbrechung oder der Zertrümmerung durch die gewöhnlichen Ackerinstrumente erfolgreich spottet, und der nicht allein dadurch schädlich wird, daß er den Pflanzen es unmöglich macht, ihre Wurzeln tief in die Erde zu treiben, sondern noch mehr dadurch, daß er die Absickerung der überschüssigen Nässe verhindert.

Der ganze Landstrich erhebt sich in seinem südlicheren Theile nur wenig über die ihn begrenzenden Wasserflächen; nach Norden hin steigt er allmählig an, und hier erheben sich auch die Dünen steil aus dem Meere, oft in einer Höhe von 50, ja, 60 und 70 Fuß. Nur in ihrer obern Schichtung bestehen sie aus Sand; darunter befindet sich Lehm, welcher wieder einen festen, mit Kreidestücken untermengten blauen Thon als Unterlage hat. Das Meer nagt aber beständig an ihnen, und man kann annehmen, daß jährlich dem Lande 30 bis 40 Quadratruthen entrissen werden.

Torf und Holz fehlen diesem Distrikte gänzlich. Doch liegen Dänendorf und Dierhagen dem großen ribnitzer Forst nicht fern, und es findet sich auch nördlich

vom Fischlande, auf dem pommerschen Darß, eine bedeutende, wohlbestandene Laub und Nadelwaldung. Auf dem Fischlande selber, das wegen seiner geringen Breite und seiner Lage den Stürmen mehr ausgesetzt ist, als irgend ein anderer Theil dieses Distriktes, kommen jedoch Bäume nur an geschützten Orten fort, wie man denn in den Dörfern selber recht große Exemplare von Birnbäumen findet. Wo aber der Schutz gegen Nord und Nordwesten fehlt, da wollen selber Schwarzpappeln und Kiefern nicht gedeihen, wie denn eine Anpflanzung von letzteren, die mit sechsjährigen Bäumchen in dem Dünenreviere, auf sonst geeignetem Boden, vor fast 20 Jahren gemacht worden ist, augenblicklich noch keinen einzigen Stamm aufweist, der eine Dicke von zwei Zoll und eine Höhe von sechs Fuß hätte. Auch die hin und wieder in den Dorfstraßen angepflanzten Alleen von Schwarz- und Silberpappeln siechen und krüppeln, doch ist dieses nicht allein den Stürmen zuzuschreiben, sondern zum großen Theile auch den Menschen; denn wenn der Seemann zu Hause ist und ihn nicht andere Beschäftigungen in Anspruch nehmen, hat er sein Messer stets in der Hand und schneidet und schält damit an Allem herum, was er in seiner Nähe findet. Da müssen nun neben den Sitzbänken, die sich hier und dort in den Straßen finden, und deren Bretter man oft bis zur Breite von einem Zoll zerkerbt und ausgeschnitten sieht, hauptsächlich die Bäume des Gemeinwesens herhalten.

Dierhagen und Dänendorf zählen zusammen etwa 800, das ganze Fischland aber hat in seinen vier Dörfern gegen 1800 Einwohner. Die beiden erstgenannten Ortschaften gehören zur Parochie der Stadt Ribnitz, während das Fischland eine eigene Gemeinde bildet, deren Kirche und Pastorat sich zu Wustrow befindet. Die Einwohner sind ein kräftiger Menschenschlag, die Männer meistens über Mittelgröße, die Frauen oft, selbst in jüngeren Jahren, reichlich derbe gebaut. Der Abstammung nach scheinen sie Germanen zu sein, wie sich denn auch bei ihnen weit weniger, als dieses sonst in abgelegenen Dörfern des östlichen Mecklenburgs der Fall ist, fast nur deutsche Familiennamen finden. Einige wendische Namen, wie Permin, Zegelin, Dilwitz, Kleinow, kommen freilich vor, meistens aber haben die Namen einen ächt niedersächsischen Klang, wie: Fretwurst, Bradhering, Baß, Niemann, Maaß, Andreis und Dade. Letztere Namen sind auch die am meisten verbreiteten im Lande, und ihre Glieder bilden hauptsächlich die Aristokratie des Schifferstandes.

Aus welchem germanischen Lande die Urväter der jetzigen Bewohner gekommen sind, möchte sich jetzt wohl kaum mehr genau erweisen lassen. Nicht unmöglich, ja sogar wahrscheinlich ist es, daß sie theilweise aus Dänemark kamen, zu jener Zeit (1300), als diese Gegenden und die ganze Herrschaft Rostock unter die Gewalt des Königs Erich von Dänemark geriethen. Dänendorf und das nahe Dänschenburg sind jedenfalls durch Dänen gegründet worden, und Manches in den Gebräuchen und namentlich in den landwirthschaftlichen Gewohnheiten des Schiffervolks weicht stark von dem ab, was sonst im nordöstlichen Mecklenburg Sitte ist. So z. B. sieht man nirgendwo sonst noch in Mecklenburg, so wie hier, den Acker in schmale, runde Beete aufgewölbt, noch die Schaafe paarweise an einen Pfahl „getüdert". Beides ist aber auch im westlichen Jütland und auch auf einigen der dänischen Inseln in Gebrauch. Auch derselbe Aberglaube hier und dort. Holt Jemand von einer Fischländerin Milch, so wird letztere es fast nie unterlassen, darauf zu dringen, daß das Gefäß mit der Milch, wenn es über die Straße getragen werden soll, bedeckt werde. Die Kuh, welche die Milch geliefert hat, würde nämlich ihren „Dägt"*) verlieren, wenn eine abgünstige Person einen bösen Blick in den Topf hinein würfe. — So viel ich weiß, ist dieser Aberglaube im übrigen Mecklenburg nicht im Schwange, wohl aber im westlichen Jütland und auf Fühnen.

Die Bewohner des Landes sind, vom administrativen Standpunkt aus betrachtet, entweder Bauern oder Büdner. Bauern, hier nur Achtelhufener, gibt es auf dem Fischlande 32. In Dänendorf wohnen sechs Viertelhufener und in Dierhagen wiederum 13 Achtelhufener. Büdnereien finden sich in dem ganzen Distrikte etwas mehr als 500. Wie überall im fürstlichen Domanio sind die Bauern nicht Eigenthümer der von ihnen bewirthschafteten Hufen, sondern nur deren Pächter, und werden ihre Pachtgelder und anderen Leistungen alle 12 oder 14 Jahre durch einen neuen Contract genau regulirt. Dennoch steht ihnen observanzmäßig eine Art Erbrecht an den von ihnen bewirthschafteten Hufen zu. Sobald nämlich nicht die allerreiflichsten Beweggründe dem entgegentreten, folgt der älteste Sohn, oder falls dieser sich nicht eignet, ein anderer Sohn dem Vater in dem Pachtrecht auf die Hufe, ja, auch Töchter können diese bei dem Abgang von Söhnen erben und sich einen Mann auf die Hufe hinauf heiraten.**)

Die Viehzucht befindet sich in einem bessern Zustande als der Ackerbau, und die hier gezogenen Starken werden gern im übrigen Mecklenburg gekauft, da sie für äußerst abgehärtet gelten und sie sich auf besseren Weiden gewöhnlich zu guten Milchgebern ausbilden. Ob aber bei dieser Aufzucht von Starken, bei dem sich benöthigenden Ankauf von Winterfutter, wirklich etwas von den Züchtern profitirt wird, möchte sehr zu bezweifeln sein. Auch bei der Aufzucht von Enten und Hühnern, die in einem ziemlich ausgedehnten Maße betrieben wird, stellt sich gleichfalls schwerlich ein Reingewinnst für die Producenten heraus.

Die Büdner besitzen den von ihnen genutzten Grund und Boden unter allerlei Beschränkungen als Eigenthum. Sie können ihn und die darauf errichteten Gebäude bis zu einem gewissen Grade mit Hypotheken belasten, ihn auch verkaufen, aber nicht parcelliren.

In unseren anderen Domanialdörfern bilden allgemein die Bauern den ersten Stand und sehen auf die Büdner, als sogenannte kleine Leute, herab; hier findet das Entgegengesetzte statt. Der Schiffer, und dieser ist vorwiegend der Eigenthümer der Büdnereien, ist nämlich hier weitaus die Hauptperson, und auch der Steuermann und Matrose verdienen weit mehr, als der Ackerknecht. So gehen denn alle jüngeren Männer und selber die Söhne der Bauern, ja sogar der künftige Gehöftserbe zur See, und wenn letztern der Tod des Vaters zum Ackerbau ruft, versteht er meist nur Wenig von der Sache. Während die eigenen Söhne auf See sind, wirthschaftet der Bauer mit fremden Knechten, die fast ausnahmslos dem pommerschen Darß entstammen. Seit neuerdings aber die Heuer (Lohn) der Seeleute sich so sehr erhöht hat, pflegen nun auch diese Eingewanderten nach einem ein- oder zweijährigen Dienste den Pflugsterz und die Sense mit der Ruderpinne und dem Schiffsdweil zu vertauschen, wobei sie gewöhnlich Dienste auf mecklenburgischen Schiffen nehmen, da diese in dem Rufe stehen, daß die Beköstigung auf ihnen besser und reichlicher sei, als auf preußischen Fahrzeugen.

Die Büdnereien sind fast sämmtlich im Besitz von

*) Dägt, was etwas taugt; Tugend.

**) Wie ich nachträglich höre, sind neuerdings einige Bauern zu Dierhagen zu Erbpächtern gemacht worden und besitzen nun ihre Hufen unter ähnlichen Bedingungen, wie die Büdner ihre Büdnereien.

Schiffern („Kapitänen“) oder Steuerleuten, oder von solchen Personen, welche dieses ehedem waren und sich nunmehr zur Ruhe gesetzt haben.

Durchschnittlich fahren die hiesigen Seeleute bis zu ihrem 50. Jahre. In der Dorfschaft Althagen aber, welche der preußischen Grenze am nächsten liegt, und wo die jenseitigen Gewohnheiten manchen Einfluß üben, pflegen die Seeleute schon weit eher zu Hause zu bleiben, und daß in jenem Dorfe sich weit weniger Wohlhabenheit findet, als in den übrigen, wird hauptsächlich diesem Umstande zugemessen. In Althagen sehen wir denn auch bei weitem die wenigsten Schiffer und die meisten Matrosen, noch mehr aber Fischer. Dorthin sind auch in den letzten Jahren manche preußische Seeleute gezogen, hauptsächlich um den hohen Abgaben und Zollplackereien ihrer Heimat zu entgehen.

Mit dem vollendeten 14. oder 15. Jahre geht der Knabe zur See, nachdem er sich schon vorher, so weit dieses nur irgend thunlich war, auf sein künftiges Gewerbe vorbereitet hat; theils durch gelegentliche kleinere Seefahrten, Schwimmen und Klettern, theils durch einen entsprechenden Schulunterricht, der, namentlich in Wustrow, dem Hauptort dieses ganzen Bezirkes, seit 15 bis 16 Jahren als ein wirklich mustergültiger betrachtet werden kann. Die erste Fahrt macht er als Kajütswächter; dann rückt der junge Mann zum Schiffsjungen, später zum Jungmann und Matrosen auf und besucht nun die Navigationsschule. Der Lehrcursus dauert ein volles Jahr, und wenn der junge Mann bei der Prüfung besteht, so empfängt er sein von der Navigationsbehörde ausgestelltes Patent, von den Seeleuten selber Examenbrief genannt. Nachdem der Steuermann dann mindestens 18 Monate als solcher gefahren ist und das 24. Jahr erreicht hat, besucht er wiederum den etwa vier Monate dauernden Schiffercursus der Navigationsschule, und nachdem er dann wiederum ein Examen bestanden, ist er, vermöge des ihm ertheilten Prüfungsattestes, zur Führung eines Schiffes ermächtigt. — Während sich das Steuermannsexamen fast nur auf rein nautische Gegenstände erstreckt, werden beim Schifferexamen auch viele in das Gebiet des Handels- und Seerechts gehörende Fragen gestellt, namentlich über Assecuranz und Bodmereiwesen, über das bei erlittener Havarie grosse einzuhaltende Verfahren &c. Namentlich muß auch die Befähigung dargethan werden, sich über alle dergleichen Fragen schriftlich klar und bündig aussprechen zu können.

Der junge Schiffer sucht nunmehr ein Schiff oder wenigstens doch die Führung eines Schiffes zu erlangen. Letzteres macht sich nur selten, da es in Mecklenburg, ganz entgegengesetzt wie in den deutschen Nordseestaaten, nur wenige Schiffe gibt, die Nichtschiffern gehören. Meistens wird zum Bau eines neuen Schiffes geschritten, oder der junge Schiffer sucht ein bereits im Bau begriffenes Fahrzeug zu erwerben. In letzteren beiden Fällen wird folgender Weg eingeschlagen.

Der Schiffer läßt sich von einem Kaufmann, den er zum künftigen Correspondenten seines Schiffes bestimmt hat, eine Missive geben, in welcher die Größe, die Bauart und die veranschlagte Bausumme des Fahrzeugs verzeichnet sind. Letztere wird in beliebige Theile, in Achtel, Vierundsechszigstel, Hundertachtundzwanzigstel &c. zerlegt, und nun sucht der Schiffer, meistens mit Beihilfe des künftigen Correspondenten, diese Antheile, welche in der Geschäftssprache Parten genannt werden, an den Mann zu bringen. Meistens betheiligt sich der Baumeister mit einem Achtelpart; auch der Correspondentrheder nimmt gewöhnlich einen gleichen, oft noch einen größern Theil, und auch die am Schiffe beschäftigten Handwerker, namentlich der Segelmacher, der Blockmacher und der Reifer, zeichnen ein Neunzigstel oder dem ähnliches. Die anderen Parte sucht man an Bekannte und Gönner, oft aber auch an wohlhabende Privatleute abzusetzen. Als in den Jahren 1854 bis 56 die Schiffsparte mehrfach Jahresdividenden von 20 bis 30 Prozent abwarfen, begann alle Welt zu rhedern, d. h. Schiffsparte zu zeichnen. Namentlich betheiligten sich die mecklenburgischen Landleute, die in den damaligen guten Jahren ihre Gelder oft gar nicht unterzubringen wußten, sehr stark in Schiffsparten. Oft aus Speculation; öfter wohl noch aus Eitelkeit. Die Schiffer fingen nämlich an, ihre Schiffe nach demjenigen zu nennen, der den bedeutendsten Part darin gezeichnet hatte, und manchem ehrlichen Landjunker oder Pächter erschien es nun als eine Art Ehrensache, daß auch sein Name am Spiegel oder unter der Gallion eines mecklenburgischen Schiffes prange und hin und wieder von seinen Bekannten in den Schiffsberichten der Rostocker Zeitung gelesen wurde. — Was endlich an Schiffsparten nicht unterzubringen gewesen ist, das wird vom Schiffer selber und von seiner Familie übernommen. Dieses pflegt ein Drittel oder ein Viertel der ganzen Bausumme zu betragen.

Nachdem das Schiff fertig geworden ist, erhalten die einzelnen Rheder Eigenthumsakten, die vom Schiffer und vom Correspondenten unterzeichnet sind; der Schiffer mustert dann seine Mannschaft und beginnt seine Fahrten. Der Correspondent hat die Verwaltung der Schiffsintraden. Er vertheilt diese an die einzelnen Rheder, und auf ihn zieht der Schiffer auch Gelder, wenn Havarie grosse oder andere Unfälle die Beschaffung von solchen in fremden Hafenplätzen erforderlich machen. Bei Beschließung wichtiger Schiffsangelegenheiten ist die Stimmenmehrheit der Rheder entscheidend. Bilden sich trotzdem einander nicht nachgeben wollende Parteien, so setzt die eine Partei der andern das Schiff, d. h. sie schätzt das Fahrzeug ab und überläßt dann den Gegnern, ob diese es ihnen zu dieser Taxe lassen und darnach ihre Parte ausgezahlt erhalten, oder ob sie bezüglich ihrer dieses selbe Verfahren einhalten wollen. Setzung eines Schiffes kommt namentlich dann wohl vor, wenn ein Kapitän fortwährend unergiebige Reisen gemacht hat und die Rheder, statt Dividenden zu empfangen, wohl gar noch Gelder haben nachzahlen müssen. Bei einem solchen Vorkommniß verliert denn auch meist immer der bisherige Kapitän das Schiff.

Augenblicklich besitzen die fünf Dorfschaften: Wustrow, Althagen, Neuhagen, Dierhagen und Dänendorf zusammen 203 Schiffe; davon kommt mehr als die Hälfte aller Schiffe auf Wustrow. Das größte von diesen Schiffen mißt über 300 Rostocker Lasten (à drei Tons englisch), jede zu 6000 Pfund, die kleinsten Schiffe tragen von 50 bis 80 Lasten. Durchschnittlich stellt sich der Werth eines jeden Schiffes mindestens auf 18,000 Thlr., wovon wenigstens ein Drittheil Eigenthum der Schiffer und anderer im Schifferdistrikte ansässigen Personen ist. Darnach würde sich ergeben, daß die Bewohner dieser fünf Dörfer ein Kapital von etwa einer Million Thaler in Schiffen angelegt haben. Rechnet man hinzu, daß der Jahresverdienst eines jeden Schiffers im Durchschnitt sich auf 800 Thlr. stellt, und daß die 400 hier zu Hause gehörenden Steuerleute, Matrosen und Jungen meistens alljährlich auch sämmtlich etwas von ihrer Heuer erübrigen, so wird man zu dem Resultat kommen, daß vielleicht von keiner gleich zahlreichen Einwohnerschaft einer deutschen

Ortschaft ein vortheilhafteres Geschäft betrieben wird, als es hier geschieht.

Natürlich findet nur ein sehr kleiner Theil der hiesigen Rhederei in den Landeshäfen Beschäftigung. Hauptsächlich fahren daher die Schiffe für englische, belgische und holländische Rechnung von den entsprechenden Häfen nach dem Mittelmeer und neuerdings auch viel nach Ostindien und Australien. Man wird denn auch kaum einen mecklenburgischen Schiffer finden, der nicht in Konstantinopel oder in Alexandria gewesen ist.

---

# Das Erdbeben im Visptbale 1855.

Von Prof. **Otto Speyer** in Arolsen.

Zu den großartigsten unter den vielen wildschönen Partien des Alpengebiets, welche erst in neuester Zeit dem Touristen erschlossen sind, gehört ohne Zweifel das Nicolaithal im obern Wallis. Bald als enge, tiefgespaltene Schlucht, bald beckenartige Erweiterungen bildend, deren Grund üppige, mit Dörfern und Weilern bedeckte Wiesenflächen bilden, erstreckt es sich von seinem Ursprunge, da, wo oberhalb des Dorfes Zermatt, des Standquartiers seiner Besucher, die Gornervisp als reißender Strom aus dem Eisthore des gewaltigen Gletschers hervorbricht, 10 Stunden weit nordwärts, bis wo der Fluß, nachdem er sich mit der von Südost herkommenden Saaservisp vereinigt, bei dem Flecken Vispach seine trüben aber mächtigen Gewässer der jungen Rhone zuführt.

Während die Centralkette der Penninischen Alpen, überwölbt von der Cima de' Jazzi, den 9 Gipfeln des Monte Rosa, dem Lyskamm, den Zwillingen, dem Breithorn und der unvergleichlichen Riesenpyramide des großen Matterhorns, das Südende des Thales von Welschland scheidet, wird dasselbe im Osten und Westen von zwei gewaltigen Seitenketten eingefaßt, deren furchtbar steil ansteigende Gipfel bald als schwarze Felshörner, bald als im reinsten Weiß leuchtende Schneekegel östlich in den Mischabelhörnern, westlich im Weißhorn culminiren und, an 14,000 par. Fuß hoch aufragend, in ganz Europa nur den Montblanc und Monte Rosa über sich erkennen. Tannen- und Lärchenwälder, hier und da von Erlen- und Birkengesträuch unterbrochen, bekleiden die unteren Hänge; darüber hin winken freundliche weiße Kirchen und braune Sennhütten von der steilen grünen Matte; noch höher hinauf ragt das nackte Felsgestein hervor, unterbrochen von blauschimmernden Gletschern, überragt von dem leuchtenden Schneemantel der Hochgipfel. Brausende Wasserfälle, die bald zur Rechten, bald zur Linken des Wanderers schäumend herabstürzen, unterbrechen die tiefe Stille des Hochgebirges.

Es war an einem herrlichen Tage zu Ende des Juli 1864, als ich mit meinem Bruder, einem gewiegten Alpenfahrer, der schon öfter diese Gebirge durchwanderte, vom Genfer See herkommend, die Mündung der Visp erreichte. Acht Tage lang durchwanderten wir das Thal, erklommen an seinem Südende die Eiswände des Gornergletschers, des zweitgrößten im ganzen Alpengebiete, erstiegen den Riffelberg, dessen Fuß er schlangenartig umwindet, legten uns dann in dem „Riffelhause", 7900 Fuß über dem Meere, vor Anker, bewunderten in der Frühe des wolkenlosen Morgens von der Steinbank des Gornergrats aus das grandiose Panorama, das nach allen Richtungen des Compasses hin dem Auge einen Kranz von Riesengipfeln darbietet, wie er in ganz Europa nirgends wieder zu finden, sahen am Abend die weiten Schneeflächen des Silberbasts und Breithorns gleich durchsichtigen Riesenrubinen erglühen und stiegen endlich über Eis und Schnee den Kamm der Centralkette selbst empor, bis wo von der 11,760 Fuß hohen Cima de' Jazzi der Blick sich mit bewunderndem Entsetzen in den furchtbaren Schlund südwärts hinabsenkt, jenseit dessen tief, tief unten die blühenden Gefilde Hesperiens und die blauen Fluten des Lago Maggiore auftauchen.

Nur zögernd und mit schwerem Herzen entschlossen wir uns endlich, den Blick wieder nach Norden gekehrt, die reine stärkende Luft des Hochgebirges, den würzigen Duft vielfarbiger Alpenkräuter, den herrlichen, stets wechselnden Anblick der vielgestaltigen Berggipfel und der blendenden, zwischen grünen Matten eingebetteten Eisströme mit den eintönigen, schilfbedeckten Sümpfen des heißen, reizlosen Rhonethals und weiterhin mit den furchtbar öden und nackten Gebirgswüsten der Grimsel und des obern Aarthales zu vertauschen.

In Sanct Niklaus, dem in der Mitte des Vispthales gelegenen Hauptorte desselben, hielten wir unser letztes Nachtquartier. Wie alle benachbarten Orte ist es ein elendes Dorf aus kleinen, von Sonne und Luft gebräunten Häusern aus Lärchenholz, deren unzählige winzige, mit sechseckigen, bleigefaßten Scheiben versehenen Fenster auf eine im übrigen Europa längst überwundene Kulturstufe deuten. Hölzerne Pfähle, auf denen eine große mühlsteinartige Platte ruht, tragen die leichten Gebäude. Außer der steinernen, weißgetünchten Kirche mit orientalisch geformter Zinkkuppel ragen nur die beiden Wirthshäuser zum Kreuz und zur Sonne durch Größe und Reinlichkeit aus dem wirren Haufen dieser Holzhütten hervor. Die Straßen sind eng, düster und schlechtgepflastert, die 600 Einwohner ärmlich, zerlumpt, von ungesundem, nicht selten cretinartigem Aussehen.

Schon auf dem Hinwege waren uns zwischen Stalden, dem malerisch am Berghang liegenden Dorfe, wo die beiden Vispthäler sich vereinigen, und St. Niklaus die furchtbaren Steinlawinen aufgefallen, welche, von der Höhe der Berge bis zur Thaltiefe die Abhänge bedeckend, an ihren riesigen Gneis- und Granitblöcken die unverkennbaren Spuren eines verhältnißmäßig frischen Bruches trugen. Hier in St. Niklaus fielen uns die zahlreichen Reparaturen an den Häusern, die schlechtverklebten Mauerrisse an der Kirche, und eine Anzahl halb oder ganz in Ruinen liegender Gebäude, zumal zwei dergleichen am Nordende des Dorfes, in die Augen. Unsere Vermuthung, daß beide Erscheinungen Spuren des furchtbaren Erdbebens seien, welches im Jahre 1855 diese Gegenden heimsuchte, wurde uns von unserm

Wirthe „zum Kreuz" bestätigt. Auf unser Befragen erzählte er uns, als Augenzeuge jenes Ereignisses, manche interessante Einzelheit, und die Leser dieser Zeitschrift werden es mir vielleicht Dank wissen, wenn ich ihnen, theils nach seinen Mittheilungen, theils und besonders nach den ausführlichen Daten, welche Professor **Volger** in Frankfurt darüber gesammelt hat,*) eine Skizze des schrecklichen Naturereignisses, soweit es das Visperthal und seine Bewohner betraf, zu entwerfen versuche.

Auf einen schneereichen Winter und ein kaltes Frühjahr waren im Juni furchtbare Regengüsse gefolgt. Fast alle Thäler der Schweiz wurden von Ueberschwemmungen heimgesucht. Der Juli brachte unbeständiges Wetter mit vorherrschendem Föhn; fast an jedem Tage stürzten heftige Platzregen herab, während in den verschiedensten Gegenden Deutschlands, zumal in der zweiten Hälfte des Monats furchtbare Gewitter, nicht selten von Wolkenbrüchen begleitet, fast Tag für Tag aufeinander folgten. Die Umwohner des Visperthales erzählten von seltsamen Phänomenen, die sich in den letzten Tagen vor dem verhängnißvollen 25. Juli gezeigt haben sollen. Der eine Theil des Horizonts schien zuweilen in düstere Nacht gehüllt, während der andere in hellem Sonnenschein glänzte. Der Gesang der Vögel verstummte gänzlich; das Vieh war unruhig, schnüffelte in der Luft umher und zitterte am ganzen Leibe. Schlangen erschienen in solcher Menge auf der Oberfläche der Erde, wie man sie nie zuvor gesehen. Die Menschen empfanden eine beängstigende Schwere der Atmosphäre. Am 24. Juli herrschte eine furchtbare Sonnenglut, und die drückende Schwüle verkündete ein schweres Gewitter, das am Abend wirklich losbrach und sich während der Nacht in einen Landregen auflöste. Am folgenden Morgen war das Wetter trübe und nebelig; die Wolken senkten ihre Schleier bis tief in die Thäler hinab.

Es war während der Mittagsruhe; die zwölfte Stunde war noch nicht lange vorüber, als die tiefe Stille des Nebeltages plötzlich durch ein furchtbares Etwas unterbrochen wurde, ein Etwas, für das von Allen, die es empfunden, kein Einziger ein Wort hatte oder nur ein bezeichnendes Bild zu finden wußte. „Noch einen ganzen Monat nach dem Ereignisse", sagt Volger, „vermochte mir Niemand von dem, was er gefühlt und wie er es gefühlt, eine nähere Beschreibung zu geben — es fehlten die Bilder zur Vergleichung des Geschehenen in Allem, was die allgemeine Erfahrung im Leben darbietet; die Sprache versagte den Ausdruck — nur das Gefühl der Ohnmacht gegenüber dem entsetzlichen Schrecken kehrte Allen in der Erinnerung wieder, und ich sah Leute, welche sonst fest und unempfindlich schienen, erbleichen, wenn sie durch Fragen veranlaßt wurden, die Eindrücke jenes Augenblicks — oder wenn es mehre Augenblicke, oder gar, wie Andere behaupten, lange Minuten? — wieder aufzufrischen. Kinder und Greise, kraftstarre (!) Männer und erregbare Weiber — Alle schienen diesem Eindrucke gegenüber sich völlig gleichmäßig zu verhalten. Vor der unermeßlichen Obergewalt, deren sich der Mensch bewußt geworden war, verschwand aller Unterschied der Willenskraft." — Es war ein urplötzliches Zusammendröhnen der Gebirge, was die feste Masse der Gesteine bis in ihre tiefsten Tiefen erschütterte, ein Stoß, der allen Beobachtungen nach sein Centrum in der Mitte des Weges zwischen Stalden und St. Niklaus hatte, da, wo die Brücke über die Visp in den aus Erlengebüsch und Tannen gemischten Kipfer Wald führt, aber von dort aus in ungeheurem Wellenschlage die ganze Schweiz, Süddeutschland, Ostfrankreich und Norditalien durchzitterte. Von einem Tone, einem Geräusche in diesem Momente weiß Niemand etwas zu sagen; er betäubte alle Sinne in solchem Maße, daß alle Wahrnehmung vollständig aufhörte. Als aber der furchtbare Stoß selbst vorüber war, als nun der ganze Boden hin- und herschwankte, die Berge auf und nieder wankten, zahllose Felsen durch die Nebel- und Wolkenmassen von allen Abhängen niederstürzten und rollten, die Wände der Häuser sich neigten und zu Schutthaufen zusammenfielen, die stärksten Balken sich bogen und brachen, Dächer abglitten oder ineinander sanken, da erschöpfte sich die Natur in der Erregung aller furchtbaren Getöse von Donnergrollen, Wogenbrausen, Sturmesrauschen, Knallen, Krachen, Prasseln, Gellen, Pfeifen und Klirren.

Im Gasthause zum Kreuz in St. Niklaus saßen mehre Reisende beim Mittagsmahle. Da erfolgte der Stoß; sie wurden von ihren Stühlen gerissen und zu Boden geschleudert; die Balken krachten, die Mauern des Zimmers klafften auseinander, daß die wankenden Gebäude gegenüber sichtbar wurden. Zitternd und entsetzt rafften sie sich mit dem Instinkt der Selbsterhaltung auf, ehe das Dach einbrach, stürzten die hohe Steintreppe hinab zwischen den taumelnden, ächzenden Häusern durch die enge Straße, der Kirche vorüber, deren Thurm wie eine Tanne im Sturmwind hin- und herschwankte, ohne doch niederzustürzen, während die zusammenkrachenden Gewölbe das Innere mit fußhohen Trümmermassen überschütteten, und eilten über die Brücke dem hochgelegenen Weiler Grödchen zu; wo sie sicherer zu sein glaubten. Aber der Weg war grauenvoll. Denn unaufhörlich drang aus dem wolken- und nebelverhüllten Gebirge das Krachen und Prasseln niederdonnernder Steinlawinen. Tausende großer Blöcke rollten neben ihnen herab oder sausten in furchtbarem Schwunge hoch durch die Luft, bis sie unten in den aufzischenden Fluten der Visp zur Ruhe kamen. Dennoch erreichten sie glücklich ihr Ziel, das zwar nicht minder zerstört und verwüstet war, wo sie aber, wenn auch wachend und in steter Todesangst, unversehrt die Nacht zubrachten.

Kein Gebäude in St. Niklaus war unbeschädigt geblieben; die meisten waren arg zertrümmert, nur wenige jedoch vollständig zu Boden geworfen. Aber was der erste Stoß noch in einigermaßen gutem Zustande gelassen hatte, wurde durch die nächstfolgenden meist bald ganz unbewohnbar gemacht. Denn 17 Stunden lang dauerten die Erschütterungen fort, etwa von Viertelstunde zu Viertelstunde sich wiederholend; später ängstigten sie bald in größeren, bald in kleineren Pausen mit allmälig abnehmender Heftigkeit noch zwei Monate lang die durch die fortwährenden Schrecken endlich fast abgestumpften Bewohner. Ja sogar den Oktober hindurch erfolgte noch von Zeit zu Zeit eine heftige Erschütterung; erst in der Mitte des Novembers beruhigte sich der Boden vollständig, und das fortwährende unterirdische Rollen, Knallen und Donnern verlor sich allmälig.

Furchtbarer noch als selbst in St. Niklaus waren die Wirkungen des Hauptstoßes in dem entfernten Vispach gewesen. Denn dieser Ort besteht zum großen Theil aus Steinhäusern, deren unelastisches Material einer solchen Erschütterung nicht gewachsen war. Die meisten der „Adelspaläste" genannten rohen und unförmlichen massiven Gebäude brachen im ersten Augenblick zusammen; in wenig Minuten war fast der ganze Flecken eine große Ruine. Jeder hervorstehende Theil der Gebäude wurde niedergeworfen, alle drei Kirchen wurden im Innern furchtbar verwüstet und zertrümmert, während ihre Mauern äußerlich oft

*) G. H. O. **Volger**, Untersuchungen über das Phänomen der Erdbeben in der Schweiz. Gotha, J. Perthes. 3 Bde.

nur einige klaffende Spalten zeigten. Das Wasser der Visp stieg zu einem hohen Kegel empor; überall brachen im Orte selbst, der zum Theil bedeutend tiefer liegt, als das Flußbett, Quellen hervor und überschwemmten die Straßen. Zu gleicher Zeit verschwanden, wie durch einen Zauberschlag, fast alle Quellen des Thales, um erst allmälig, zum Theil an anderen Orten und in anderer Art, wieder zu erscheinen. Der ganze Ort bot bald den Anblick einer rasenden Flucht nach allen Richtungen dar. Zwischen allen Häusern durch die aufsteigenden Staubwolken, die auch aus den Thüren und Fenstern der Gebäude drangen, stürzten schreckenbleiche Menschen jedes Alters und Geschlechts hervor. Draußen unter dem Walde von Obst-, Kastanien- und Nußbäumen, der sich an der Südostseite des Fleckens ausbreitet, wo die in Bogensprüngen herabsausenden Felsen minder zu fürchten waren, fand sich fast die ganze Bevölkerung zusammen. Einzelne irrten auf der Landstraße umher oder flohen fast bewußtlos zu den nächsten Orten im Rhonethal. Fast Niemand scheint gewußt zu haben, was er that, nur der Instinkt der Selbsterhaltung setzte Alle in Bewegung. Von Obrigkeit und Ordnung war keine Rede. Während in den Gebirgsdörfern trotz der Verwüstung und der drohenden Felsstürze die Bewohner nicht daran dachten, die Heimat zu verlassen, lagerte hier Alles, was nicht schon nach Siders, Sitten oder Brieg geflohen war, die ganze letzte Juliwoche hindurch im Freien. Die Regierung sandte Zelte; ein Bretterverschlag mit blauen und rothen Vorhängen, einer Jahrmarktsbude ähnlich, diente als Kirche. Immerwährend wurden Bußlieder gesungen, wurde gebetet, gebeichtet und communicirt; endlich „unter geistlichem Gehorsam" verboten, sich in den Häusern des Fleckens ferner aufzuhalten, der „Papstsegen" ertheilt und ermahnt, sich eine neue Heimat aufzusuchen. Die Erscheinung eines Mondregenbogens vermehrte die Angst der abergläubischen Gemüther. Die Zugvögel sollen die Gegend verlassen, menschenscheue Thiere mitten unter ihren natürlichen Feinden klagend und hülfesuchend erschienen sein. Als die Heftigkeit des Erdbebens nach und nach abnahm, wagten sich erst Einzelne, dann nach Verlauf mehrerer Wochen auch die Uebrigen wieder in den Ort, nicht ohne noch mehrmals, zuletzt in der Nacht vom 27. bis 28. Oktober, durch erneute Stöße zu eiliger Flucht getrieben zu werden.

Alle Ortschaften zwischen St. Niklaus und Visp, zumal Stalden, hatten natürlich schwer gelitten, wenn auch ihre aus langen, biegsamen Balken bestehenden Holzhäuser den Stößen einen wirksameren Widerstand entgegensetzen konnten. Oberwärts von St. Niklaus nach Zermatt zu nahm die Stärke der Erschütterung rasch ab; auf den Höhen der Gebirge ward wenig von ihr empfunden, während jenseit der Centralkette die Ortschaften des piemontesischen Anzascathals wieder schwer zu leiden hatten. An vielen anderen Orten in und außerhalb des Kantons Wallis erzitterte und schwankte der Boden mit bedeutender Heftigkeit; Schornsteine fielen herab, Risse entstanden in den Mauern, Quellen blieben aus; aber nirgends wurde ein wesentlicher Schaden verursacht. Ja der ganze materielle Verlust der am schlimmsten betroffenen Gegend, auf 526,342 Franken berechnet, erscheint unbedeutend, wenn man nicht die Armuth ihrer Bewohner und die Werthlosigkeit ihrer Häuser und Hausgeräthe in Anschlag bringt. Was aber das Merkwürdigste, bei den Zerstörungen und Felsstürzen in dem engen Thale fast Unbegreifliche ist: ein kleines, von einer einstürzenden Mauer erschlagenes Kind ausgenommen, soll nach Volgers Versicherung kein Menschenleben verloren gegangen sein. Anderes freilich versichert unser Gewährsmann, der Wirth zum Kreuze, demzufolge in St. Niklaus allein drei Menschen erschlagen und viele schwer verwundet und verstümmelt worden seien. Aber selbst diese letztere Angabe erscheint dem Reisenden, der die Stätte der Zerstörung und die Spuren der schrecklichen Naturerscheinung in der Verwüstung der alten Wege und den sperrenden Felsblöcken noch nach neun Jahren erblickt, fast unglaublich gering.

Nicht wenige ans Fabelhafte grenzende Abenteuer wunderbarer Errettung fanden an jenem schrecklichen 25. Juli statt, wie die des trefflichen, den Reisenden im obern Rhonethal wohlbekannten Wirthes Guntren zum goldnen Kreuz in Münster, dem dicht vor St. Niklaus das Bein von einem herabstürzenden Felsblock verrenkt und gequetscht wurde, während seinem Bruder, der sich in einen „Heustadel" geflüchtet, der Speicher desselben über dem Kopf weggerissen ward.

Das große Erdbeben im Vispthale, mitten im Hochgebirge, weit entfernt vom Meere und noch weiter von jedem vulkanischen Heerde, hat nicht wenig dazu beigetragen, die Theorien L. v. Buchs und Alex. v. Humboldts über die Entstehung dieser Naturerscheinung zu erschüttern, und Volgers gründliche Untersuchungen, verbunden mit den Arbeiten der ausgezeichnetsten Geologen der Gegenwart, scheinen nahe daran, der langen Herrschaft des Plutonismus und Vulkanismus überhaupt ein Ende zu machen und der Lyell'schen Theorie von den in unendlichen Zeiträumen langsam aber stetig wirkenden und vorbereitenden, wenn auch zuweilen wie in dem vorliegenden Falle plötzliche und heftige Zerstörungen veranlassenden Kräften den Sieg zu verleihen.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Heilquellen und Bäder im Orient.

r. Nicht allein Griechenland, sondern der ganze Orient ist reich an ausgezeichneten warmen Quellen, so daß man wohl behaupten kann, daß andere europäische Länder keinen solchen Reichthum an Heilquellen aufzuweisen haben. Im heutigen Griechenland und auf den vulkanischen Inseln des griechischen Archipels sind mehr als 40 der großartigsten und heilkräftigsten Thermen Europa's; so die Herkulesquellen zu Oedipso auf Euboea, die Chalybothermen auf Santorin, die verschiedenen Haly- und Pikrothermen der Inseln Thermia und Mylos, die großartigen Theiothermen von Methana und Patradschik. Die meisten dieser Quellen befinden sich jedoch in einem so bedauerlich-patriarchalischen Zustande, daß sie dem Hilfesuchenden auch nicht einmal die nothwendigste Bequemlichkeit bieten können; für Alles, selbst für Kost und Betten, müssen die Patienten selbst Sorge tragen und auf alle Annehmlichkeiten des Lebens verzichten. Die einzigen Unterhaltungen sind kleine Spaziergänge in der Nähe des Ortes, langweiliges Zusammensitzen, Spiel mit dem Rosenkranze oder eine Tabakspfeife. Bis zu einer Badewanne darf man

seine Ansprüche nicht erheben; in den meisten Fällen ist der orientalische Badegast genöthigt, sich eine Grube in der Nähe der Quelle zu graben und das Wasser hineinzuleiten, um sich hinein setzen zu können, nachdem er zum Schutz gegen die brennende Sonnenhitze über seiner Badegrube ein Hütlchen von Brettern oder Baumzweigen errichtet hat. Die besuchtesten orientalischen Heilquellen haben ein Haus mit einigen elenden Zimmern und in der Mitte eine Cisterne, in welche zum gemeinschaftlichen Bade das Wasser geleitet wird, in gewissen Stunden für die Männer, in anderen für die Frauen. Die Unkenntniß der Heilkräfte einer Quelle verleitet oft zu den größten Mißgriffen; man findet an Anämie und Chlorose Leidende in Schwefelquellen, mit Exanthemen Behaftete in Chalybethermen, ganz analog der Ansicht der Orientalen, daß alle Krankheiten durch Wein und durch starkes Schwitzen gehoben werden.

Trotzdem sind diese Heilquellen jährlich von Tausenden besucht, von welchen die Meisten geheilt in ihre Heimat zurückkehren. Dieser allgemeine Zustand der orientalischen Bäder findet jedoch auch einige Ausnahmen; es sind in Brussa noch aus der Kaiserzeit her großartige Kurhäuser, in Thermia sogar ganz nach europäischem Style errichtete.

An der Grenze Albaniens in der Nähe des Dorfes Argyrokastron, d. h. silberne Burg, weil im Alterthume dort Silber gegraben sein soll, findet sich eine Heilquelle, welche besonders Frauenkrankheiten durch innern Gebrauch zu heilen in hohem Rufe steht. Sie sprudelt am Abhange eines kleinen Hügels und setzt einen rothen Absatz von Eisen ab, so daß also diese Quelle eine Chalybokrene ist und durch ihren Eisengehalt sehr wohl in den erwähnten Krankheiten von Wirkung sein kann. Besonders kinderlose Frauen trinken das Wasser, welches den sonderbaren, aber sehr bezeichnenden Namen Korfokakkon (neugriechisch: κοπτω, abschneiden, κακόν, das Ueble, die Krankheit) führt. Unter den Hunderten von Heilquellen des Orients ist dies die einzige, welche einen charakteristischen Namen führt.

Das Wasser von Siloam im heiligen Lande ist aus dem Evangelium jedem Christen bekannt; in diesem Wasser wurde ein Gichtbrüchiger, ein Paralytischer, geheilt, und Christus heilte damit einen Blinden. „Silobam" bedeutet „Wasser des Abgesandten des Himmels", indem das arabische „Siloam" ein „Abgesandter" heißt. Die Quelle entspringt am Abhange des Berges Sion mitten in einem Walde von Cedern und sammelt sich in einem Graben. Dieser ist mit einer Mauer umgeben, und mittelst einer aus Steinen aufgemauerten Treppe steigt man hinab. Von diesem Graben wird das Wasser in die nahe gelegenen Gärten zur Bewässerung geleitet.

Das Wasser besitzt einen leicht salzigen Geschmack und ist hart, d. h. zum Kochen und Waschen unbrauchbar. Die Quelle von Siloam ist eine intermittirende: sie quillt von Morgen bis Mittag, fließt dann bis zum Abend nicht, beginnt von Abend bis Mitternacht von Neuem zu fließen und setzt von Mitternacht bis zum Morgen wieder aus. An dem Jahrestage nun, an welchem Christus mit dem Wasser von Siloam den Blinden heilte, kommen die Leute zur Kolymbedra von Siloam, wie man diese Art Cisternen nennt, weil κολυμβήθρα eine Schwemme, ein Badeplatz heißt, um sich mit diesem Wasser die Augen zu waschen, zu stärken und vor anderen Krankheiten zu bewahren. Es ist demnach das Wasser von Siloam weniger als Heilquelle, sondern mehr als ein Wallfahrtsort im christlich-katholischen Sinne zu bezeichnen, etwa wie der Brunnen der heiligen Linde bei Rössel im südlichen Ostpreußen. In der Nähe dieser Wallfahrts-Kolymbedra existirt noch eine ähnliche Schwemme von Siloamwasser, in welcher jedoch nur Schafe gebadet werden.

Eine Intermittenz in Bezug auf die Wärme zeigt im Orient die schon im Alterthum hochberühmte Sonnenquelle, Fons solis, bei dem Tempel des Jupiter Ammon in der großen Oase Siwah. Herodot, Diodorus Siculus, Arrian, Lucrez, Plinius geben an, daß das Quellwasser bei Tage kalt, des Nachts warm, ja heiß sei.

Gegen rheumatische und gichtische Leiden werden im Orient mit dem besten Erfolge trockene Schwitzbäder, Sandbäder, angewendet. In Meeresbuchten, in welchen sich durch günstige Verhältnisse des Windes und des sandigen Bodens Hügel und Berge von Meeressand bildeten, werden diese von den Patienten zu den Sandbädern benutzt, indem sie sich in den Sandhügel hineinstecken und so mit Sand bedecken lassen, daß nur der mit einem Strohhute gegen die Sonnenstrahlen geschützte Kopf frei bleibt. Durch die Last des aufliegenden heißen Sandes, welcher der Sonnenhitze ausgesetzt oft + 36 bis 40° R. zeigt, gerathen die Patienten in einen heftigen Schweiß; Angst und Athmungsnoth befällt sie in dem Grade, daß sie sich schleunigst aus ihrem Sandgrabe befreien lassen müssen. Die Haut ist mit Blut überfüllt, in vielen Fällen zeigt sich sogar ein eigenthümlicher Ausschlag in Folge der Einwirkung der Salzlauge, die sich durch den auflösenden Schweiß auf die Salztheile des Meersandes gebildet hat. Nachlassen der Schmerzen, ja gänzliche Heilung sind sehr häufig die Resultate dieser Sandbäder. Hunderte von Leidenden versicherten Augenzeugen, daß sie nach dem Gebrauche weniger solcher Bäder von chronischem Rheumatismus und Gicht befreit worden seien. Man nennt diese Sandbäder im Orient Ammolonstra.

---

r. **Calaït aus einem keltischen Grabe.** Bei den Nachgrabungen, welche die Société Polymathique des Departements Morbihan unter Leitung von René Galles anstellen ließ, fand man in einem „keltischen" Grabe bei Manéer-H'roek in Lockmariaker eine Mineralsubstanz. Es waren eiförmige Schmuckgehänge und Halsbandperlen von der Größe einer Linse bis zu der eines Taubeneies. Die abgerundeten und an ihren Rändern polirten Perlen zeigten meistentheils zwei einander gegenüberliegende ebene Flächen und in der Mitte eine mehr oder minder symmetrische Durchbohrung, welche ungleich weit nach außen sich erweitert, wie man es bei den ältesten bearbeiteten Steinen und noch heute bei einigen wilden Volksstämmen beobachtet hat.

Das Mineral, aus welchem diese Schmuckgegenstände gearbeitet sind, ist apfelgrün, dem Smaragdgrün sich nähernd, einige Stücke sind durch weiße und bläuliche Partien marmorirt, andere durch braune oder schwarze Adern und Punkte gefleckt, das Ganze durchscheinend wie Chrysopras. Eine Untersuchung von Damour hat ergeben, daß das Mineral Calaït sei, den man bisher für identisch mit Türkis gehalten hat. Beide sind jedoch sowohl wegen ihrer chemischen, als auch physikalischen Unterschiede durchaus als gesonderte Mineralspecies zu trennen. Von den letzteren soll nur erwähnt werden, daß der Türkis fast undurchsichtig und von gesättigt himmelblauer Farbe ist; — von den ersteren nur, daß die Farbe des Türkises von Kupferoxyd, die des Calaïts von Eisenoxyd herrührt.

Woher der Calaït in den keltischen Gräbern in Morbihan stammt, ist vom Standpunkte der Archäologie eine interessante Frage, denn in ganz Frankreich gibt es kein ähnliches Mineral. In Sachsen, Schlesien, im Ural kommen analoge Mineralien vor wie der Pegamit, Variscit und Fischerit, keines aber entspricht den Eigenschaften des Calaïts. Die Fundorte, welche Plinius für den Callaïs angibt (s. Plin. Natur. Hist. lib. XXXVII, cap. XXXII), Kaukasus, Indien, Persien, sind die des Türkises, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der grüne Calaït und der blaue Türkis in denselben Lagern vorkommen. In dem archäologischen Museum zu Vannes hat man in keltischen Gräbern gefundene bläuliche Steine aufbewahrt, die gewissen Varietäten des gemeinen Türkises entsprechen. In denselben Gräbern fand man zugleich mit den erwähnten Schmuckgegenständen auch Perle aus polirten Steinen.

---

**Die Expedition zur Aufsuchung Leichhardts** hat sich in den ersten Tagen des Juli in Bewegung gesetzt. Das Frauencomité hatte 900 Pfd. Sterl. gesammelt; die Regierungen von Victoria und Südaustralien hatten je 500, die von Queensland 1000 Pfd. Sterl. gegeben, jene von Neusüdwales gab nichts, doch steuerten der Gouverneur und das Publikum nicht unerheblich bei. Die Kameele sind von der victorianischen Regierung zur Verfügung gestellt worden.

In der melbourner „Germania" vom 20. Juli finden wir folgende Mittheilung:

Glück auf, McIntyre! Die Expedition zur Aufsuchung unsers Landsmannes, Dr. Ludwig Leichhardt, verließ Glengower am 3. Juli Mittags auf der Route nach Coopers Creek unter (wie die „Castlemaine News" berichtet) dem herzlichen und ermuthigenden Beifall und jedem Ausdruck der besten Wünsche aller derjenigen, welche die Gelegenheit benutzen konnten, der kleinen hochherzigen Männerschaar Lebewohl zu sagen. Als die Expedition sich in Bewegung setzte, konnte man sich nicht des Gedankens erwehren, in welcher ruhigen und unprahlerischen, dabei begeisternden Weise die Reisepartie aufbrach im Vergleich zu derjenigen von Burke. Vorläufig reist die Partie unter Führung des Arztes der Expedition, Dr. Murray, und wahrscheinlich in Gemeinschaft eines Herrn Grey. Letzterer soll ein erfahrener Buschmann und längere Zeit auf der Station des Herrn Campbell, eines Verwandten McIntyre's, welcher sich in anerkennungswerthester Weise an den Vorkehrungen zur Expedition, bestehend im Ankauf von Pferden, Provisionen und fast jedem zur Reise Erforderlichen, darunter auch einer bedeutenden Menge passender Geschenke für die Eingebornen, betheiligt hat, beschäftigt gewesen sein.

Zunächst wendete sich die aus 11 Mann bestehende Partie nach Carisbrook. Die Reisenden befinden sich meistens zu Pferde, von denen man 40 mitgenommen hat. Obgleich die Kameele (14 an Zahl) auf Packsätteln einen bedeutenden Theil der Vorräthe tragen, so soll doch die Last für jedes derselben keine zu große sein. Man denke übrigens nicht, daß dies alle Vorräthe sind, deren die Expedition auf einer zweijährigen Reise benöthigt ist; man wird vielmehr auf dem Wege von zu passirenden Stationen Provisionen mitnehmen und schließlich per Dampfschiff vom Queensland-River aus eine andere Quantität erhalten.

Es wird vermuthet, daß McIntyre jetzt ungefähr 500 Meilen vom Golf von Carpentaria entfernt ist und mit der Reisepartie unter der einstweiligen Führung des Dr. Murray am 1. Aug. bei Mount Murchison am Darling zusammentreffen wird; ferner, daß derselbe die Hälfte seiner Begleiter den Fluß vielleicht 200 Meilen abwärts, und, nachdem diese ins Lager der übrigen wieder zurückgekehrt ist, die andere Hälfte ebensoweit den Fluß aufwärts gehen lassen wird, während welcher Zeit McIntyre das Land aufzunehmen beabsichtigt. Möge hier noch erwähnt sein, daß die Namen der unter Führung des Dr. Murray abgegangenen Reisenden folgende sind: James Patrick, Richard Roß, William McDonald, Francis Harvey, J. McAllmann, Collins Stewart und John Barnes; dem Letztgenannten, welchem die Beaufsichtigung der Kameele anvertraut ist, hat sich zur Beihülfe noch ein Mann angeschlossen, dessen Name bis jetzt unbekannt geblieben ist.

---

**Das Denkmal für die australischen Entdeckungsreisenden Burke und Wills.** Dasselbe ist am 21. April zu Melbourne feierlich eingeweiht worden, und John King, Reisegefährte jener beiden Männer, war zugegen. Gouverneur Darling erinnerte in seiner Rede an die großen Verdienste der Entdeckungsreisenden überhaupt, z. B. an Hume und Howell, welche über den Murrumbidgee und den obern Murray gingen, an Sturt und Mitchell und vor Allen an Ludwig Leichhardt. Die Figuren des Denkmals sind aus Bronce gegossen, 12 Fuß hoch; Burks rechte Hand ruht auf Wills' Schulter; der letztere sitzt auf einer Erhöhung und schreibt in sein Notizenbuch. Vier Basreliefs stellten die Hauptmomente der Reisen vor.

Im Monat Mai ist ein Kameel nach Victoria gebracht worden, das sich seit jener Expedition wild umhergetrieben hatte und nur mit Mühe eingefangen werden konnte; es hat zu Wrights Abtheilung gehört.

Die Verdienste Burke's sind sehr überschätzt worden. Die Germania schreibt: „Wer dem Gange der Ereignisse bei jener Expedition gefolgt ist, muß aufrichtig wünschen, daß die Erinnerung an dieselbe eher abgeschwächt werden oder der Vergessenheit möglichst anheimfallen möchte, als sie auf alle mögliche Weise zu Ehre und Ansehen zu bringen. Man hätte den Ausspruch der Commission, welche jene traurigen Vorgänge zu untersuchen hatte, beachten sollen; in ihrem Berichte heißt es unter Anderm: „Herr Burke legte viel größern Eifer als Klugheit an den Tag, daß er Coopers Creek vor Ankunft der Depot-Abtheilung von Menindie verließ, ohne eine Verbindung mit den angebauten Distrikten, wie Solches zu thun ihm vorgeschrieben war, sich gesichert zu haben; und indem er eine so weite Reise, ohne sich mit hinlänglichen Vorräthen zu versehen, unternahm, kam er in die Lage, die Kräfte seiner Abtheilung zu überschätzen, deren fortwährende und unablässige Anstrengungen die Zugrunderichtung der Thiere herbeiführte und das endliche Erliegen seiner selbst und seiner Gefährten durch Strapazen und äußerste Entbehrungen verursachten. Der Tadel ist deutlich genug ausgesprochen; aber man will nun einmal diesem Manne eine hohe Stufe von nützlicher Wirksamkeit nachrühmen, die er niemals zu erreichen befähigt war. Für ein ceremonielles und sehr kostspieliges Uebersiedeln der Gebeine von Burke und Wills von Coopers Creek auf den Friedhof in Melbourne, für das in Rede stehende Monument, für ein noch zu errichtendes Mausoläum wurden und werden noch tausende von Pfunden von der Regierung hergegeben; aber es ist nicht bekannt, daß man Fürsorge getroffen hätte, daß jemals die Ruhestätten des thätigen Dr. Becker, des kurz vor seinem Hinscheiden noch von seinem Herrn gemißhandelten Gray und der anderen bei der traurigen Expedition zu Grunde Gegangenen von dem Wanderer in jenen Gegenden wieder aufgefunden werden könnten!"

Die australischen Blätter bringen eine Berechnung der Kosten, welche die Expeditionen unter Burke und Wills und die ihr folgenden von Howitt, Landsborough, Walker, sodann die Reise des Dampfers Victoria verursacht haben. Es kommen mehr als 50,000 Pfd. St. heraus.

---

**Australien.** Das Alexandra-Land. Mit diesem Namen wird der Landstrich der Colonie Südaustralien bezeichnet, welcher zwischen 16 und 26 Grad südl. Br. liegt.

Camden Harbour in Westaustralien. Dort sollte eine Colonie gegründet werden, und gegen Ende des Jahres 1864 ließ eine Anzahl von Ansiedlern sich dort nieder; man hatte, wie das in Australien so oft geschieht, die Gegend als fruchtbar und nicht arm an Wasser geschildert. Nun berichtet aber die zu Melbourne erscheinende „Germania", daß bereits im Mai 1853 jene Colonisten den Camden Harbour wieder verlassen haben und nach dem Schwanflusse zurückgekehrt sind. Sie fanden 100° F. Hitze, sehr warme Nächte, wenig Weideland und Wasser, und von den Schafen sind die meisten aus Mangel an Wasser und durch den Genuß einer giftigen Pflanze umgekommen.

Volksmenge im australischen Victoria. Die Behörden in den australischen Colonien veranstalten sehr oft Volkszählungen. In Victoria belief sich Ende März 1865 die Volksmenge auf 610,250 Köpfe, wovon 350,698 männlich und 259,552 weiblich.

Petroleum nun auch in Südaustralien gefunden, und zwar in der Nähe von Gumaracha. Also hat auch der fünfte Erdtheil sein Steinöl. Neue Goldlager werden fast in jeder Woche gefunden; ein sehr reichhaltiges entdeckte man im Juni zu Albury in Neusüdwales. Diamanten kommen auch vor. Ein Goldgräber Namens Gill fand in den Minen bei Woodshed binnen wenigen Tagen 11 Diamanten; die beiden größten wiegen jeder ein Karat, sie sind ganz weiß und achteckig.

---

**Schifffahrt der Europäer an der chinesischen Küste.** Die Küstenschifffahrt des Blumenreiches der Mitte geht mehr und mehr in die Hände der Europäer, namentlich der Deutschen über, welche in den Gewässern vom Bengalischen Meerbusen bis Japan jahraus jahrein etwa 200 Schiffe laufen haben. Wir finden einige Angaben in einem französischen Handelsberichte, die nicht ohne Interesse sind. Der Schreiber war gerade in Hong kong, als dort lagen: 64 Engländer, 28 Deutsche (18 Hamburger, 4 Bremer, je 2 Oldenburger, Preußen und Mecklenburger), 8 Dänen, 1 Schwede, 3 Norweger, 2 Holländer, 5 Spanier, 4 Amerikaner, 4 Siamesen, 1 Russe, 1 Italiener und nur 4 Franzosen. In Swatau lagen 5 Engländer, 5 Deutsche; in Whampoa 6 Engländer, 3 Deutsche; in Macao, Emuy (Amoy) Schanghai und Futscheu kein einziger Franzose. Wir haben im Globus oftmals darauf hingewiesen, daß Frankreichs Handel und Schifffahrt im fernen Osten von höchst geringem Belang sei; ob die Besitznahme Cochinchina's daran etwas ändert, muß die Folgezeit lehren.

---

**Vancouver Island.** Die „Times" vom 26. Mai 1865 theilt den Brief eines Canadiers mit, welcher sich über die Zustände dieser an der Nordwestküste Nordamerika's gelegenen Insel ausspricht. Die Straße, welche von Victoria nach den Sookeminen führt, geht durch eine Fichtenwaldung. Die Fichte ist vorherrschender Baum auf Vancouver. In Sooke sind die Häuser sehr groß aber schlecht gebaut. Das, in welchem ich wohnte, hatte keine Fenster; die Temperatur im Innern war wie draußen im Freien. Die Hauptfundorte für Gold sind am Leechflusse, der in den Sooke fällt, und am Wolfscreek. Alle diese Bäche und Geriesel haben felsige Betten und sind sehr seicht, so daß sie kaum den Namen von Flüssen verdienen. Das Gold ist sehr gut und rein. Im Ganzen hat man bis jetzt für 100,000 Dollars in den Sookeminen gewonnen, doch lohnt sich die Arbeit nicht sehr der Mühe; ebenso ist im verflossenen Winter wegen der starken Kälte nicht gearbeitet worden. Die Umgebung von Sooke ist stark bewaldet, aber das Holz nicht so gut wie das canadische, oder das von Britisch-Columbien, wo einzelne ungeheuere Balken zugehauen werden, die, wenn sie nach England verschifft sind, dort das Stück einen Werth von 1000 Dollars besitzen. Sooke hat im Winter ein sehr kaltes Klima und liegt ganz von Bergen eingeschlossen, die das Rückgrat der Insel bilden, von der einen Seite der Insel bis zur andern sich hinziehen und eine Höhe von 6000 Fuß erreichen.

Die hauptsächliche Nahrung der Bergarbeiter besteht aus Wildpret, das in zahlloser Menge auf der Insel vorkommt, aus Brod, das in heißer Asche gebacken wird, Schinken und Apfelsauce. Während ich mich in den Minen aufhielt, wurde gerade nicht gearbeitet, und die meisten Arbeiter trieben sich in der Stadt oder in den Schenken umher. Der Schnee auf den Ber-

gen lag neun Zoll tief. Ein Canadier, welcher bereits drei Jahre lang auf der Insel lebte, nahm mich mit nach Comax, der entferntesten, aber am meisten versprechenden Ansiedlung. Dort leben 40 Colonisten, unter ihnen aber nur drei weiße Frauen. Hirsche kommen in großer Menge vor, werden von den Indianern gejagt und das Stück für einen halben Dollar verkauft. Wilde Enten kosten das Paar 25 Cents, wilde Gänse einen halben Dollar, Mehl jedoch 14 Dollars per Barrel. Die Ansiedler, von denen viele in Caribu oder Australien bereits nach Gold gesucht hatten, führen ein halbwildes Leben. Die nächste Stadt, Nanaimo, ist 70 Miles entfernt; durch die Indianer werden die Eigenthumsverhältnisse sehr unsicher. Comax ward erst vor zwei Jahren angelegt, hat aber schon einen Priester. Wir verließen diesen Ort am 11. Januar 1865 und langten am 15. in Nanaimo an. Dies ist jetzt der blühendste Ort auf Vancouver, zählt 800 Einwohner und besitzt eine kleine nette Kirche, sowie eine Methodistenkapelle. Die Kohlenausfuhr im letzten Jahre betrug schon 30,000 Tons. Am 17. Januar verließen wir diese Stadt und langten nach drei Tagen in Victoria an. Die Schifffahrt dorthin ist sehr gefahrvoll, da Sandbänke, Riffe und vereinzelte Felsen sich längs der ganzen Küste hinziehen und heftige Winde wehen.

Was ich von dem Lande gesehen habe, kann nicht als guter Ackerboden gelten. Es ist wenig ebenes Land vorhanden, und darum verlohnt es sich auch nicht der Mühe, die Wälder auszuroden. Straßen führen noch nicht nach Victoria, das den einzigen Marktplatz für landwirthschaftliche Erzeugnisse bildet; die Flüsse sind zu unbedeutend, um als Fahrbahnen benutzt werden zu können. Weil nur wenig den Anbau lohnende Landstrecken vorhanden sind, können auch die Ansiedler nicht nahe bei einander wohnen und sich Kirchen bauen; auch ist noch Alles sehr theuer. So kostet ein Joch Ochsen oder Pferde 300 Dollars, eine gute Kuh 50 bis 60 Dollars. Der Preis per Acker Land beträgt mindestens und in schlechter Lage 6 Dollars, während man in Oregon gutes Land für 50 Cents den Acker erhält. Grund und Boden ist ganz in den Händen von Compagnien, die denselben in der Nähe der Stadt mit 50 bis 100 Dollars per Acker verwerthen. Die Berichte über ausgezeichnete Früchte und Gemüse, welche auf Vancouver gedeihen sollen, gehören in das Bereich der Fabeln. In Canada und England zieht man bessere und billigere Gemüse. Das Klima ist unangenehm, kalt, rauh, nebelig und ungemein feucht. Zuweilen regnet es zwei Monate hinter einander. Starke Winde herrschen vor, und manchmal stürmt es zehn Tage lang; höchstens drei bis vier ruhige Tage kommen hinter einander vor. Der Brennstoff ist theuer. Schlechte Kohle kostet 12 Dollar per Tonne und ungehauenes Kiefernholz 2 Dollar per Klafter. (Vergl. Globus VIII, S. 30, wo ein weit günstigerer Bericht über die Vancouver Insel mitgetheilt ist.)

---

B. **Reutte und Ehrenberg in Tyrol.** Erlauben Sie mir über diese Punkte ein paar Worte:

Es gibt auf der Nordseite unserer großen deutschen Alpenkette mehre freundliche Orte, die als vorgeschobene Posten nicht zu weit von der bevölkerten Ebene entfernt, aber doch tief genug innerhalb des Bergkranzes liegen, um den Touristen einen festen Standpunkt zu Kreuz- und Querzügen darzubieten. Natürlich ist dabei auch die noch seltenere Eigenschaft nöthig, daß sie in nächster Nähe mit einer Fülle wechselvoller Naturschönheiten gesegnet sind.

Ein solcher Ort ist der saubere behagliche Marktflecken Reutte, der durch die ungebeugte Betriebsamkeit seiner Bewohner aus Pest, Krieg und Feuersbrünsten nur immer um so blühender hervorging. Das unbefangene Völkchen der Reutter bemüht sich, dem Fremden durch einige Kultur und angestammte Behaglichkeit einen angenehmen Eintritt in Tyrol zu bereiten, und das dortige Gasthaus zur Post ist ein beliebtes Standquartier für hunderte von Wandergästen während des ganzen Sommers. Ein weiter Kreis von keck gegipfelten Höhen, wovon einige, wie z. B. der Taneller, mit Schnee durchfurcht sind, schließt den freundlichen Grund ein, und malerisch zieht sich der Lech mit seinem breiten Steinbett durch die hügeligen, von Dörfern geschmückten und mit Viehheerden genrebildlich belebten Wiesenfluren dahin.

Rings umher öffnen sich mehre Thäler und Schluchten; so vor Allem das Lechthal selbst; das Vilsthal, das Thannheimerthal und die romantische wildverwachsene Schlucht, in der sich die Stuibenfälle, die Abflüsse des blauen träumerischen Plansees weißschäumend niederstürzen und ihr Brausen mit dem Rauschen der alten Föhren und Eichen vermischen. Ein anderer Hauptthalweg öffnet sich bei der Ehrenberger Klause. Es ist dieselbe Kunststraße, welche vom Innthal über Hasserreit, den Fernsteinpaß und Leermoos nach Reutte führt und hier im Lechthal mündet.

Ehrenberg selbst stellt sich als eine stattliche Bergveste dar, die noch in ihrer ruinenhaften Gestalt dem Beschauer jene Achtung einflößt, welche sie immer ihren Feinden abnöthigte.

Dennoch wurde sie, wie fast jede Burg, wiederholt erobert, und ihre historischen Erinnerungen ziehen sich, so blutig als einflußreich, bis in das graue Mittelalter hinein. Der Sturz dieser Veste hatte immer bedeutungsvolle Folgen, denn er eröffnete dem Feinde den Eingang in das Innere Tyrols, oder ließ ihn daraus hervor und in die bayerischen Lande einbrechen. Im Schmalkaldischen Kriege nahm der Bundeshauptmann Schärtlin von Burdenbach Ehrenberg ein und im Jahre 1552 erstürmte Moritz von Sachsen die Ehrenberger Klause, mit ungestümer Hast. Dieselbe war auch in der That gerechtfertigt, indem es in dem kühnen Plane des Feldherrn lag, durch den Paß ohne Aufenthalt nach Innsbruck zu gelangen, um dort den hartnäckigen aber damals thatenlosen Kaiser Karl V. durch einen überraschenden Handstreich gefangen zu nehmen.

Dazu verhalf ihm die Eroberung Ehrenbergs nicht, indem in einem seiner Regimenter zu Reutte eine Empörung ausbrach; der tapfere Moritz hatte, wie fast alle Helden der ältern deutschen Geschichte, kein Geld, um die hungernden Soldaten zu bezahlen.

Als Moritz seine Söldner beruhigte, hatte der Kaiser bereits Wind bekommen und die Schultern seiner treuen Tyroler benutzt; da ihm das Reiten zu unbequem war, ließ er sich in einer Sänfte über die Alpen tragen.

Im dreißigjährigen Kriege bewegten sich wieder Bernhard von Weimar und Wrangel in und bei Ehrenberg, der alte schwedische General, der trotz seiner Gichtbrüchigkeit schon vor dem Beginne des großen Krieges seine Feinde durch die Raschheit seiner Eilmärsche in Verzweiflung brachte. Im spanischen Erbfolgekrieg befehligte hier Maximilian Emanuel, der energische Eroberer von Belgrad. Im Jahre 1800 wurde die Burg von den Franzosen zerstört, und Oesterreich hat keine Veranlassung gefunden, sie wieder als Schutzwehr des Passes in Stand zu setzen. Uebrigens würde dies sehr leicht möglich sein; die malerischen epheuumrankten Gemäuer, die sich auf einem hohen Berggipfel ganz dicht an die eigentlichen höheren Felsen des Klauseneinganges anschließen, sind stark und in ihrem Fundament wohlerhalten. Man kann die Anbauten aus den verschiedensten Jahrhunderten deutlich unterscheiden; mit Hülfe der Kanonen neuerer Zeit würde es möglich sein, von hier den ganzen Thalgrund erfolgreich zu bestreichen. Die Augen des Wanderers haben von dieser pittoresken Höhe eine entzückende Aussicht über ein weites Panorama. Es stehen uns gerade jene Bergreihen gegenüber, aus welchen sich der bedeutendste nächste Punkt von 6000 F. Meereshöhe, der bekannte Seiling, erhebt, jener markig geformte Felskegel, hinter dessen Fuß der grünblaue Alpsee liegt, welcher den Schloßhügel von Hohenschwangau bespült. Dieser herrliche Punkt ist für jeden Fußgänger leicht zu erreichen; er liegt also auch in der Nähe von Reutte und vermehrt die Reize der Umgebung.

---

**Baumwollenwaaren** sind aus Großbritannien während der ersten sechs Monate 1865 ausgeführt worden: 942,871,056 Yards. Der Umfang des Erdballs am Aequator beträgt 24,876 Miles oder 43,781,760 Yards. Mit jenen zur Ausfuhr gelangten Baumwollenzeugen könnte man also die Erde umspannen, und es bliebe außerdem noch genug Zeug übrig, um daraus einen Sack zu verfertigen, „in welchen man den Mond stecken könnte". (Schipping Gazette vom 2. August.)

---

## Berichtigung.

Von der Vorrede zum VIII. Bde. habe ich eine Druckrevision nicht gelesen. Neben kleineren Druckfehlern befindet sich ein den Sinn durchaus verfälschender, der berichtigt werden muß. S. IV soll es heißen: Man wird insbesondere auf dem Gebiete jener Art von Philanthropie, welche jetzt gang und gebe ist, Vieles (es war irrig gesetzt worden Alles) als unberechtigt und geradezu schädlich bekämpfen und zurückweisen müssen. A.

Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

# Aus Hermann Vambery's Reise in Mittelasien.

## III.

Der Herrscher von Buchara und sein Regierungssystem. — Reise nach Karschi. — Die Brunnen in der Wüste. — Kerki am Oxus; Zollerhebung. — Ein turkomanischer Heiliger. — Balch und dessen Ruinen. — Andschuy. — Ein centralasiatischer Völkerfechtboden. — Chanat Maymene. — Peitschengeld. — Uebergang über den Fluß Murgab. — Die Dschemdschidi Turkomanen. — Wildwachsende Landesprodukte. — Herat und dessen Bazar. — Bunte Völkermischung. — Der Derwisch in der Audienz beim Prinzregenten. — Glückliche Ankunft zu Mesched in Chorassan.

Der Reisende aus Ungarn schildert Alles, was er in Buchara und in Samarkand erlebte, in sehr anschaulicher Weise; wir gehen aber nicht näher darauf ein, weil wir seinen Aufenthalt in diesen berühmten Städten schon früher im Globus eingehend besprochen haben.



Brunnen in der Wüste zwischen Samarkand und Karschi. (Nach einer Zeichnung von Vambery.)

Der Herrscher von Buchara, Mosaffar ed-din Chan, ist einer der mächtigsten Monarchen Innerasiens und unendlich besser als sein Vater, der während seiner letzten Regierungsjahre ein vollendeter Wütherich und Wüstling war. Vambery sah den Emir, denn diesen Titel führt er, nicht in seiner Hauptstadt, sondern erst einige Wochen später in Samarkand. Er mag vierzig und etliche Jahre alt sein, ist eine ansprechende Erscheinung, hat schöne schwarze Augen und nur einen dünnen Bart. Sein Wahlspruch ist: „Regierung durch Gerechtigkeit.“ Die letztere faßt er freilich in einem durchaus morgenländischen Sinn auf. Einst ließ er seinen Mehter, d. h. den zweithöchsten Hofbeamten hinrichten. Weshalb? Man hatte ihm, der gerade gegen den Chan von Chokand im Felde stand, gemeldet, daß derselbe einen forschenden und zweifelhaften Blick auf eine der Hofsklavinnen gerichtet habe.

Gegen seine Würdenträger benimmt er sich sehr streng; jedes kleine Vergehen bestraft er mit dem Tode, aber gegen die ärmeren Klassen verfährt er schonend, und so bezeichnet ihn denn der Volksmund als Elephantentödter und Mäusepfleger (Filkusch und Muschperwer). Das Ganze aber ist ein Regiment der äußersten Willkür; der Emir hat die Einfuhr von Luxuswaaren verboten und

duldet keinen Pomp der Kleidertracht; selbst in den Häusern soll Alles so einfach wie möglich sein.

Als er in Samarkand einen feierlichen Einzug gehalten hatte und öffentliche Audienz hielt, stellte auch Vambery sich ihm vor; es überraschte ihn, als ein Hofbeamter ihm mittheilte, der Badewlet (die Majestät) wolle ihn allein sprechen. Der Emir lag auf einer rothen Matratze zwischen Büchern und Schriften. Der Derwisch sagte sofort eine Sure aus dem Koran her und sprach ein Gebet für des Herrschers Wohlergehen; dann setzte er sich ohne Weiteres nahe bei dem Monarchen nieder und wurde von diesem mit den Worten angeredet:

„Hadschi! Aus Rum (der Türkei) kommst Du, wie ich höre, um das Grab Bahaeddins und der anderen Heiligen Türkistans zu besuchen?" —

„Ja, Tachsir (mein Herr), und auch, um mich an Deiner gesegneten Schönheit laben zu können."

„Sonderbar. Und Du hättest gar keinen andern Zweck dabei, daß Du aus so fernen Landen hierher kommst?"

„Nein, Tachsir, das edle Buchara und das reizende Samarkand wollte ich sehen. Scheich Dschelal bemerkt, daß man hier eher mit dem Kopfe als mit den Füßen wandeln sollte. Uebrigens habe ich keine andere Beschäftigung, und schon lange streife ich in der Welt als Dschihangeschte, Weltwanderer, herum."

„Was? Du mit Deinem lahmen Fuße ein Dschihangeschte? Das ist wirklich auffallend."

„Ich möge Dein Opfer sein (d. h. verzeihe), Tachsir! Dein glorreicher Ahn, Friede sei über ihn, hatte ja denselben Fehler und war sogar Dschihangir, d. h. Welteroberer."

Diese Anspielung auf Timur gefiel dem Emir. Von dem Weltstürmer leiten die Herrscher Buchara's, obwohl fälschlich, ihr Geschlecht ab. Er selber war bekanntlich lahm, und deshalb bezeichneten seine Feinde ihn als Timur lenk, den lahmen oder hinkenden Timur. Aus dieser Bezeichnung machte man im Abendlande Tamerlan.

Man sieht, der Derwisch aus Ungarn war dreist und an Geistesgegenwart fehlte es ihm nicht. Der Emir ließ ihm einen Anzug und etwas Geld geben und befahl ihm, in Buchara sich wieder vorzustellen. Aber seine Reisegefährten riethen ihm, nach diesem Auftritte nicht länger in Samarkand zu verweilen. Es macht seinem guten Herzen alle Ehre, daß er den Abschied von den alten Freunden mit Wärme schildert. Sechs Monate, sagt er, hatten wir die größten Gefahren, die uns von Wüsten, Räubern und Elementen drohten, getheilt; — kein Wunder, wenn jeder Unterschied des Standes, des Alters und der Nationalität verschwand und wir uns als eine Familie betrachteten. Trennung war in unseren Augen so viel als Tod, und wie könnte das auch anders sein in Gegenden, wo Wiedersehen fast unmöglich ist. Mein Herz wollte brechen, als mir der Gedanke kam, daß ich diesen meinen besten Freunden in der Welt, denen ich mein Leben verdankte, das Geheimniß meines Incognito nicht anvertrauen konnte und sie täuschen mußte. Ich bahnte den Weg dazu, ich wollte es versuchen, doch Religionsfanatismus, der ja selbst im gebildeten Europa vorkommt, hat einen schrecklichen Einfluß auf den Islamiten. —

So verließ er Samarkand am Abend; der aufgehende Mond warf eine matte Beleuchtung auf die Kuppeln der Moscheen. Seine neuen Reisegefährten waren aus dem Chanat Chokand und wollten nach Mekka; auch ein junger Mollah aus Kungrad hatte sich angeschlossen.

Die Reise ging nun gegen Süden, zunächst nach dem etwa 18 deutsche Meilen entfernten Karschi durch die Wüste, welche aber im Vergleich zu der früher geschilderten gefahrlos erscheint. Sie wird nach allen Richtungen hin von Schäfern durchzogen und hat viele Brunnen mit ziemlich gutem Trinkwasser. Sie sind größtentheils tief; neben ihnen befindet sich aus Stein oder Holz ein Becken, in welches man das Wasser gießt. Die Eimer sind klein, und das häufige Aufziehen würde die Schäfer bald ermüden. Man verwendet deshalb zum Schöpfen ein Kameel oder einen Esel, welchem das Seil am Sattel befestigt wird. Das Thier muß eine, der Länge des Seils entsprechende Strecke weit fortgehen und fördert so das Wasser zu Tage. Der Anblick dieser Brunnen mit den Thieren an der Tränke und den ernsten Hirten hat etwas Poetisches. Der Reisende aus Ungarn war überrascht durch die Aehnlichkeit, welche dieser Theil der Wüste mit seinen heimatlichen Puszten darbot.

Der Emir von Buchara läßt eine sehr strenge Polizei ausüben, und deshalb sind die Straßen so sicher, daß auch kleine Karawanen und selbst einzelne Reisende diese Wüste ungefährdet durchziehen. Der folgende Vorfall ist kennzeichnend. Vambery's Karawane begegnete einer andern, die aus Karschi kam und eben an einem Brunnen Rast hielt. Unter den Reisenden befand sich eine junge Frau, die ohne ihren Willen und ohne ihr Wissen von ihrem eigenen Manne für 30 Goldstücke an einen Tadschik verkauft worden war. Erst in der Wüste erfuhr sie von dem abscheulichen Handel. Die Arme schrie, weinte, raufte sich die Haare aus und rief, wie wahnsinnig auf den Derwisch zurennend: „Mein Hadschi, Du hast die Bücher gelesen; sage mir, wo steht geschrieben, daß ein Muselmann seine Frau, mit der er Kinder hat, verkaufen kann?" Vambery sagte ihr, daß das eine Sünde sei, der Tadschik aber lachte ihn aus; er hatte sich wahrscheinlich mit dem Oberrichter von Karschi abgefunden und war seines Kaufes sicher.

Karschi, das alte Nachscheb, ist durch Größe und Handelsbedeutung die zweitwichtigste Stadt im Chanate Buchara, hat 10 Karawanseraien, einen gut versorgten Bazar und in ruhigen Zeiten viel Transithandel zwischen Buchara, Kabul und Indien. Die etwa 25,000 Einwohner sind zumeist Usbeken (Vambery schreibt Oesbegen) und bilden den Kern der buchariotischen Truppen. Zu ihnen kommen noch Tadschiks, Inder, Afghanen und Juden. Die letzteren haben in Karschi das Privilegium, auch in der innern Stadt zu reiten; das ist ihnen in keinem andern Theile des Chanats gestattet. Karschi ist auch in gewerblicher Hinsicht nicht ohne Bedeutung; noch mehr gilt das aber von dem unweit entfernt liegenden Hisar, das durch die Fabrikation der Messer berühmt ist. Verschiedene Arten derselben werden nicht nur nach allen Theilen Mittelasiens, sondern durch die Hadschis auch nach Persien, Arabien und der Türkei ausgeführt und theuer verkauft. Die damascirten Klingen mit Gold und Silber ausgelegten Griffen sind in der That sehr kunstvoll gearbeitet und können an Gediegenheit und Feinheit sich mit den berühmtesten europäischen Fabrikaten vollauf messen.

Vambery war ganz überrascht, in Karschi einen öffentlichen Belustigungsort zu finden. Man trifft dergleichen weder in Buchara noch Samarkand und eben so wenig in Persien. Der große Garten führt den bescheidenen Namen Bettlerherberge, Kalenderchane, liegt am Flusse Scheri sebs, hat Baumgänge und Blumenbeete, und dort bewegt sich die Menge von 2 Uhr Mittags bis nach Sonnenuntergang. Geschlossene Gesellschaften sitzen um die Samoware (Wasserkessel zu Theebereitung). Der Anblick einer fröhlichen Menge ist für den Reisenden in Mittelasien etwas Seltenes; aber die Bewohner von

Karschi zeichnen sich durch frohen und lustigen Sinn aus und haben im Chanat Buchara einen ähnlichen Ruf, wie die von Schiras in Persien.

Der Reisende zog dann nach dem 14 Meilen entfernten Kerki, wo er den dort 800 Schritte breiten Orus überschritt; der Strom ist fast doppelt so breit wie die Donau zwischen Pesth und Ofen, und fließt stark, hat aber viele Sandbänke und seichte Stellen. Die Schiffer nahmen von den Pilgern kein Fährgeld, jedoch der Beamte des Gouverneurs hielt die Fremden an und erklärte, sie seien entlaufene Sklaven, die nach ihrem ketzerischen Vaterlande Persien entfliehen wollten. Er zwang sie, mit Sack und Pack in die Citadelle zu gehen, wo man sie verhörte. Vambery machte großen Lärm, sprach im konstantinopolitanischen Dialekte und zeigte seinen Paß. Das half. Man sagte ihm, er solle nur ruhig sein; der Untersuchung müßten alle Fremden sich unterwerfen, weil die freigelassenen Sklaven, welche nach Persien zurückgehen, an der Grenze zwei Dukaten Zoll zu erlegen haben; manche verkleiden sich aber, um nicht zu zahlen.

Kerki ist Grenzfestung auf der Straße von Herat und Schlüssel zu Buchara. Das Städtchen hat nur etwa 150 Häuser und wird von ackerbautreibenden Usbeken und Turkomanen bewohnt. Von der Stadt aus unternahm Vambery einige Ausflüge zu den Turkomanen in jener Gegend, namentlich zu den Ersari, welche vor 200 Jahren vom Kaspischen Meere dorthin gezogen sind und seit etwa einem halben Jahrhundert die Oberherrlichkeit des Emirs von Buchara anerkennen. Mit seinem Gastgeber Chalfa Nijas war er sehr zufrieden.

Dieser Mann hatte Heiligkeit, Wissen und Ansehen von seinem Vater geerbt und besaß ein Kloster (Tekkie), in welchem junge Männer für geistliche Genossenschaften gebildet wurden. Auch hatte er ein Isu, eine Erlaubniß, zum Verlesen der heiligen Gedichte aus Mekka bekommen. Wenn er las, stand eine Schale mit Wasser vor ihm, und am Ende eines jeden Gedichts spuckte er in dieselbe hinein. Der von der Heiligkeit der Worte durchdrungene Speichel wird als wunderwirkende Arznei an den Meistbietenden verkauft.

Mit ihm ritt Vambery zu dem nur 5 Stunden vom alten Belch (Balch) entfernten edeln Grabe, mesari scherif; es gilt für Ali's Grab und ist ein vielbesuchter Wallfahrtsort. Es wird bezeichnet als das Wundergrab zu Schahi Merdan (d. h. Heldenkönig), und soll um 1150 n. Chr. zur Zeit des Sultans Sandschar entdeckt worden sein. Balch war weit und breit mit Ruinen bedeckt, in denen man nach Schätzen grub, welche aus den Zeiten der Divs (Teufel) herrühren sollten. Als auch jener Herrscher nachgraben ließ, habe man, so wird geglaubt, eine Tafel aus weißem Stein gefunden mit der Inschrift: „Dieses ist das Grab Ali's, Sohns des Ebutalib, des großen Helden und Gefährten des Propheten."

Dieser Umstand, sagt Vambery, hat für uns nur so viel Interesse, als wir dadurch nachweisen können, daß die Ruinen des alten Balch (von den Orientalen Umm ül Bilad, Mutter der Städte, genannt) sich 5 Stunden weit ausgedehnt haben. Heute zeigen nur einzelne Erdhaufen, wo das alte Baktra stand; von den neueren Ruinen ist nur eine halbverfallene Moschee nennenswerth, die der Seldschuckenfürst Sandschar erbauen ließ. Belch war im frühen Mittelalter ein Hauptsitz der islamitischen Civilisation und führte damals den Beinamen Kubbet ül Islam, Kuppel des Islam. Auffallend ist, daß ich hier Ziegel von derselben Größe und Qualität fand, wie in den Ruinen der Alexandermauer im Lande der Jomuten (wir haben dieselbe früher bereits geschildert, doch habe ich keine mit Keilschriften entdecken können. Nachgrabungen würden von großem Erfolge sein, wären aber nur möglich, wenn sie ein Empfehlungsschreiben von ein paar tausend europäischen Bayonnetten zur Seite hätten. Das heutige Belch (Balch) wird als Hauptsitz der afghanischen Provinz Turkestans angesehen, und dort residirt der Serdar mit einer Garnison. Der Ort ist nur im Winter bewohnt, denn schon im Frühjahre zieht Alles nach dem höher gelegenen Mesar, wo die Hitze nicht so drückend und die Luft nicht so schlecht ist, wie zwischen den Trümmern des alten Baktra. Dieses ist verrufen durch die Menge gefährlicher Skorpione; jenes hat einen bedeutenden Ruf durch die wunderwirkenden Rosen, welche auf dem angeblichen Grabe Ali's wachsen; sie sind an Farbe und Geruch die schönsten, welche ich je gesehen habe. —

Von Kerki zog der Reisende in südwestlicher Richtung über eine dürre ebene Wüste nach den Ruinen der Stadt Andchuy, wo der Chan für Menschen, Thiere und Waaren Zoll erpreßt. Das Sprichwort sagt: „Andchuy hat bitteres Salzwasser, brennenden Sand, giftige Fliegen und Skorpione; rühme es nicht, da es ein Bild der wirklichen Hölle ist." Es soll aber noch vor etwas mehr als einem Menschenalter 50,000 Einwohner gehabt haben. Diese trieben mit feinen Schaffellen, sogenannten astrachanern, Handel nach Persien. Die dort gezüchteten Kameele gelten für die besten in ganz Türkistan. Eine Art, Ner genannt, zeichnet sich durch schlanken Bau, große Stärke und durch Haare aus, welche von Hals und Brust lang herabwallen; diese Sorte ist jetzt selten geworden. Andchuy hat jetzt noch 2000 Häuser und 3000 Zelte, welche letztere am Saume der Wüste, oder in den Oasen derselben liegen. Die Zahl der Einwohner übersteigt 15,000 nicht, Turkomanen, Usbeken und einige Tadschiks. Es bildete von jeher ein besonderes Chanat, wie das auch mit Chulum, Kundus und Balch der Fall war. Aber es war, weil es an der Straße nach Herat liegt, den Angriffen sowohl des Emirs von Buchara, als auch jenen der Afghanen ausgesetzt und wurde 1840 von letzteren fast zerstört. Der Chan erkannte dann die Oberherrschaft der Afghanen an.

Der ganze Landstrich im Süden des obern Orus bis an den Hindukoh und bis nach Herat ist allzeit ein Fechtboden gewesen, auf welchem die Herrscher der kleinen Raubstaaten, nämlich der Chanate Kundus, Chulum, Balch, Aktsche, Serepul, Schibergan, Andchuy und Maymene sich herumtummeln. Und auf demselben Felde treffen auch die Monarchen von Buchara und Afghanistan zusammen, welche abwechselnd die kleineren Chanate in Abhängigkeit brachten. Bis zu Anfang unseres Jahrhunderts überwog der Einfluß Buchara's; seitdem hat aber dieser den Uebergriffen der afghanischen Stämme der Durani, Sadduſi und Barekſi weichen müssen, und dem berühmten Dost Mohammed Chan, welcher Gebieter aller Afghanen war (er starb vor zwei Jahren in hohem Alter), gelang es, die sämmtlichen kleinen Chanate, mit Ausnahme von Badachschan und Maymene, zu unterwerfen; er bildete aus ihnen seine afghanische Provinz Türkistan und legte in dessen Hauptstadt Balch 10,000 Soldaten. Der Chan des Gebirgslandes Badachschan erklärte sich zum Vasallen des Dost; aber Maymene, das von tapferen Usbeken vertheidigt wurde, widerstand.

Der Tod Dost Mohammed Chans erscheint als ein hochwichtiges Ereigniß in der Geschichte Mittelasiens. Sofort begannen die Wirren, von welchen auch gegenwärtig noch das Afghanenland zerrüttet wird. Der Emir von

Buchara wollte sofort dieselben benutzen und schickte dem Chan von Maymene 10,000 Goldstücke. Beide verabredeten, daß der Emir den Oxus überschreiten, und daß man gemeinschaftlich die Afghanen angreifen solte. Aber der hitzige, erst 22 Jahr alte Chan begann sofort und allein den Kampf, und als Vambery in Maymene eintraf, hatte jener das Eingangsthor zu seiner Citadelle mit 300 langbehaarten Feindesköpfen geschmückt und traf eben Vorbereitungen zu einem neuen Feldzuge.

Das Chanat Maymene hat, so weit es bewohnt ist, 20 Meilen Länge und 18 Meilen Breite, und besteht außer der Hauptstadt aus 10 Dörfern und Ortschaften, zusammen ungefähr 100,000 Seelen, zumeist Usbeken, welche 8000 gutbewaffnete Reiter ins Feld stellen. „Der Herrscher Husein Chan ist ein Sohn Hukumet Chans, den sein eigener Bruder, der noch lebende Oheim des jetzigen Fürsten, von den Mauern der Citadelle hinabwerfen ließ, um, wie er sagte, den tüchtigern Sohn an die Spitze des Staates zu bringen." Der Chan hat das Recht, jeden seiner Unterthanen, welcher zu einer Strafe verurtheilt worden ist, nach Buchara auf den Sklavenmarkt zu schicken! Die Stadt Maymene liegt zwischen Bergen, hat 1500 Lehmhütten und ist sehr schmutzig. Die Einwohner sind zumeist Usbeken; dazu kommen Tadschiks, Heratis und etwa 50 Familien Juden, einige Hindus und Afghanen, welche alle gleiche Freiheit genießen und wegen ihrer Religion und Nationalität nicht beunruhigt werden. Die dortigen Pferdemärkte sind berühmt, und beträchtlich ist die Ausfuhr von Teppichen, trockenen Trauben, Anis und Pistazien.



Eine Hofsklavin in Buchara. (Nach einer Zeichnung von Vambery.)

Nach einem Aufenthalt von mehren Tagen setzte sich die Karawane auf der Straße nach Herat in Bewegung und kam unweit von Chodschakendu vorüber, das in dieser Gegend die Grenze Türkistans bildet. Ein Grenz-



Vambery's Karawane setzt über den Murgab. (Nach einer Zeichnung von Vambery.)

wächter erhob eine Abgabe, das Kamtschin pulu, „Peitschengeld". In Mittelasien ist es Sitte, daß die Escorte, welche eine Karawane begleitet, ein Peitschengeld (wir würden sagen Trinkgeld) bekommt. Jener Wächter hatte aber, ohne daß eine Bedeckung vorhanden gewesen wäre, vom Chan das Recht erhalten, sich von jedem Durchziehenden eine Abgabe zahlen zu lassen, und darin bestand seine Jahreseinnahme. Ein Kaufmann aus Herat sagte zu unserem Reisenden, der sein Erstaunen über eine solche Erpressung äußerte: „Wir danken Gott, daß man uns nur Steuern auferlegt. Früher war in Andchuy und Maymene größere Gefahr; der Chan selber ließ die Karawanen plündern, und manchmal verloren wir Alles." Vambery schildert die Usbeken als biedere, ehrliche Leute; diese Nomaden hatten den besten Eindruck auf ihn gemacht.

Der Weg führte dann einen ganzen Tag lang durch ein üppiges Wiesenland, aber am folgenden Abend endete die schöne Thalgegend, und die Karawane mußte über einen rauhen und steilen Gebirgspaß, der an manchen Stellen so eng ist, daß einzelne beladene Kameele nur mit Mühe hindurch können. Er scheint der einzige praktikable Weg zu sein, welcher über das Gebirge zum Flusse Murghab führt, dessen Ufer um Mitternacht erreicht wurde. Er entspringt auf dem östlichen Hochgebirge, dem Ghur, und fließt nach Nordwesten bei Martschah und Pendschdeh vorbei; dann verliert er sich in den Sandebenen von Merw. Die Angabe, daß dieser reißende Gebirgsstrom ehemals in den Oxus eingemündet sei, ist unrichtig.

Der Strom floß sehr schnell, war nicht besonders tief, konnte aber wegen der steilen Ufer und der im Bette liegenden Steinblöcke nicht an jeder Stelle überschritten werden. Beim Uebergange trieb man zuerst die Pferde ins Wasser, dann folgten die Kameele, und zuletzt sollten die Esel „das Kunststück vollenden". Diese Thiere, sagt Vambery, fürchten Schlamm und Wasser mehr als Tod und Feuer; ich hielt es daher für eine nothwendige Vorsichtsmaßregel, meinen Ranzen, welcher die theuerste Beute meiner Reise, die Manuscripte, enthielt, auf ein Kameel zu legen. Ich setzte mich auf den leeren Sattel und trieb dann meinen Esel in den Fluß hinein. Gleich an den ersten Schritten, welche er auf dem steinigen Boden des reißenden Stromes machte, merkte ich schon, daß etwas Unangenehmes vorgehen würde, und wollte sofort absteigen. Das war aber unnöthig; denn noch einige Schritte weiter stürzte mein Renner unter großem Gelächter der am Ufer stehenden Reisegefährten und rannte dann ganz erschrocken, gerade wie ich es gewünscht hatte, ans jenseitige Ufer. Das kalte Morgenbad in dem klaren Murgab war nur dadurch unangenehm, daß ich mich nicht umkleiden konnte; ich mußte meinen Anzug in der Sonne trocknen und inzwischen unter Teppichen und Säcken liegen.

Am linken Ufer des Murgab steht ein Fort des Chans der Dschemdschidi-Turkomanen, welcher hohe Zölle selbst von den Pilgern erpreßte. Einst soll in diesen Gegenden, als Merw noch eine blühende Stadt war, eine gewisse Kultur geherrscht haben; „heute aber hausen Turkomanen dort, deren Tritten überall Ruinen und Elend folgen".

Das gebirgige Land der Dschemdschidi bringt drei wildwachsende Produkte hervor, welche jeder beliebige Mensch sammeln kann; erstens Pistazien, sodann Busgundsch, eine nußartige Frucht, welche zum Färben benutzt wird; drittens Terendschebin, eine thauartige Zuckersubstanz, die von einer Staude wie Manna gesammelt wird, keinen übeln Geschmack hat und in Persien und Herat zur Zuckerbereitung benutzt wird. Vambery bemerkt, daß es unter den Dschemdschidi-Nomaden „mit der Religion schwach bestellt sei".

Herat ist von dem Bala Murgab für Pferde nur 4, für beladene Kameele 8 Tagereisen weit entfernt, und der Weg führt über mehre Gebirgspässe durch das Gebiet der Hesare, welche hier, durch Vermischung mit iranischem Blut, ihren mongolischen Stammtypus nicht so rein bewahrt haben, wie ihre Brüder in der Umgebung Kabuls. Die Hesare, welche man in Persien Berber nennt (mit welchem Worte man eigentlich die Stadt Scheri Berber bezeichnen will, die angeblich in den Gebirgen zwischen Kabul und Herat lag), sollen aus ihren Ursitzen in der Mongolei durch Dschengischan nach dem südlichen Mittelasien gebracht worden sein; auffallend ist, daß sie ihre Muttersprache mit der persischen vertauscht haben, die selbst in der jetzt von ihnen bewohnten Gegend nicht allgemein ist. Nur ein kleiner, isolirt bei Herat lebender Theil, welcher sich mit Kalkbrennen beschäftigt, spricht einen Jargon des Mongolischen und nennt die Stätte, auf welcher sie wohnen, Gobi.

Die Karawanen legen gewöhnlich den Weg zwischen Buchara und Herat in 20 bis 25 Tagen zurück, aber jene, mit welcher Vambery reiste, hatte mehr als 6 Wochen gebraucht. Jetzt merkte er, daß er in der schönen Ebene von Herat (Tschölgei-Herat genannt) wirklich an das Ende von Türkistan und von Centralasien gelangt sei. Obwohl Bäume fehlen, ist doch die Landschaft so lieblich, daß sie von den Orientalen als Dschennetsifat, paradiesähnlich, bezeichnet wird. Die Stadt selbst ist bekanntlich ein Schlüssel nach Indien und Centralasien, hat deshalb eine große politische Wichtigkeit und ist ein Zankapfel für die Nachbarländer. Zwei Monate vor Vambery's Einzug hatten dort wilde Afghanenkrieger Gräuel der Zerstörung verübt; trotzdem sahen in der üppigen Landschaft Aecker und Weingärten vortrefflich aus. Im Innern fand der Reisende noch überall Ruinen, doch war ein großer Theil des Bazars unversehrt geblieben und bot das interessanteste Musterbild eines Lebens dar, dessen Charakter ein Gemisch von Indien, Persien und Mittelasien noch deutlicher repräsentirt, als selbst der Bazar von Buchara. Vambery's an orientalisches Leben schon gewöhntes Auge wurde hier dennoch überrascht durch die Rassenverschiedenheit von Afghanen, Indiern, Tataren, Turkomanen und Persern. Jedermann ging bewaffnet. Dem wildmartiatischen Afghanen ist nur der turkomanenähnliche Dschemdschidi zu vergleichen; der armselig gekleidete Herati; der fast nackte Hesare und der Teymuri aus der Umgegend verlieren sich neben ihm und gehen demüthig an ihm vorüber; „aber nie ist der Herrscher oder Eroberer so gehaßt worden, wie der Afghane vom Herati". Das gilt selbst von den schon länger in der Stadt ansässigen Afghanen; sie sind jenen, besonders seit der letzten Belagerung, bitter feind, und ein Kabuli oder ein Kaker aus Kandahar ist ihnen, als ein Unterjocher, eben so fremd und verhaßt, wie den eigentlichen Ureinwohnern, die von persischem Schlag aber im Laufe der Zeit mit türkisch-tatarischem Blute vermischt sind. Die Originalbevölkerung wird jetzt mit dem Namen Aimak oder Tschahr-Aimak bezeichnet. Man theilt sie in Hesare, Dschemdschidi, Firuskuhi und Teimene oder Timuri. Diese Stämme sind ganz verschiedenen Ursprungs und können nur vom politischen Standpunkt aus als Nation betrachtet werden.

Vambery war in Herat bettelarm angekommen und mußte sogar seinen Esel verkaufen, um sich Brot zu verschaffen. Sein treuer Begleiter Mollah Ishak aus Kungrat in Chiwa, der jetzt in Pesth lebt, erbettelte Nahrung

und Brennmaterial in den Straßen. In dieser Noth ging der Reisende zum regierenden Prinzen Mehemmed Jakub Chan, einem sechszehnjährigen Knaben, welchen sein Vater an die Spitze der eroberten Provinz gestellt hatte. Er trug immer Uniform mit hohem Stehkragen, saß gewöhnlich auf einem Lehnsessel am Fenster und ergötzte sich an den Schwenkungen seiner Soldaten, welche englische Uniform und Tschako trugen, obwohl die Sunniten jede Kopfbedeckung, die ein Schild hat, als Abzeichen der ungläubigen Christen, verabscheuen. Auch das Commando ist englisch.

In der Citadelle nun begab sich folgender Auftritt. Vambery trat in den Saal; zur Rechten des Prinzen saß der Wesir, auch manche andere Würdenträger waren anwesend. Der Derwisch sprach die gewöhnliche Grußformel, ging gerade auf den Prinzen zu und setzte sich ohne Weiteres zwischen ihm und dem Wesir nieder, nachdem er letzteren in handgreiflicher Weise zum Platzmachen veranlaßt hatte. Man lachte, aber der Derwisch sprach sofort das übliche Sitzgebet: „Gott, unser Herr, laß uns einen gesegneten Platz einnehmen, denn fürwahr, Du bist der beste Quartiergeber."

Der Prinz faßte den Fremden fest ins Auge, schien betroffen zu sein, und als der Derwisch das Amen sagte und die Anwesenden sich den Bart gestrichen hatten, erhob sich der Prinz auf seinem Sessel, zeigte mit dem Finger auf Vambery und rief halb lachend und halb verwundert aus: „Bei Gott, ich schwöre, Du bist ein Engländer!"

Ein lautes Gelächter begleitete den sonderbaren Einfall des jungen Herrschers, der dann vom Sessel herunter sprang, sich dem Derwisch gegenüber stellte, wie ein Kind, das einen glücklichen Fund gethan, in die Hände klatschte und ausrief: „Ich möge Dein Opfer werden! Sage mir, nicht wahr, Du bist ein Ingelis in tebdil" (d. h. incognito). Sein ganzes Benehmen war in der That naiv. Der Derwisch entgegnete: „Laß ab; Du kennst wohl den Satz: wer einen Rechtgläubigen selbst im Scherz für einen Ungläubigen erklärt, wird selbst ein Ungläubiger. Gieb mir lieber etwas für eine Fatiha, damit ich weiter reisen kann." Der Prinz setzte sich und bemerkte, daß er nie einen Hadschi aus Buchara mit solchen Gesichtszügen gesehen habe, worauf Vambery entgegnete, er sei ja aus Stambul; dann zeigte er seinen Paß, welcher herumgereicht wurde.

Am 10. November 1863 verließ Vambery Herat, die Pforte Mittelasiens oder Indiens, mit einer 2000 Mann starken Karawane und erreichte glücklich Mesched im persischen Chorassan. Dort waren alle Gefahren überstanden; er konnte dem Derwisch Valet sagen und wieder als Europäer auftreten. Der schiitische Prinzgouverneur, dem er viel von seinen Abenteuern erzählte, war ganz entzückt, daß der Ungläubige den Emir von Buchara gesegnet habe; nennt sich doch dieser Sunnit, zum Aerger aller Schiiten, Emir ül mumenin, d. h. Fürst der Rechtgläubigen, und dafür gilt den Persern allein Ali.

Vambery schrieb von Mesched aus einen Brief an den Prinzen nach Herat, wünschte ihm Glück wegen seines Scharfsinns und sagte ihm, daß er zwar nicht ein Engländer, wohl aber ein Europäer wäre. Der Prinz sei ein liebenswürdiger Mann, doch wolle man ihm den gutgemeinten Rath geben, in Zukunft nicht einen Fremden zu demaskiren, welcher durch Verhältnisse gezwungen sei, ein Incognito anzunehmen.

---

# Karl von Gagerns Charakteristik der Indianer in Mexico.

Neulich haben wir in unseren Betrachtungen über die Zustände in Mexico hervorgehoben, von wie großem Gewichte für dieses Land gerade das indianische Element sei. Dasselbe überwiegt an Zahl alle anderen Bestandtheile der Bevölkerung bei Weitem. Karl v. Gagern, welcher in der „Revue du monde colonial" über die Eingebornen Mexico's Mittheilungen nach eigenen Beobachtungen gibt, nimmt im Ganzen sieben Millionen Seelen an, und von diesen bilden die Weißen ungemischten Blutes nur etwa den zwölften Theil.*)

Die einzelnen Indianerstämme sind allerdings vielfach von einander verschieden, doch läßt sich eine gewisse

*) Wir wollen bemerken, daß in Folge der Anregungen, welche Galatin, Buschmann und Brasseur gegeben, in Mexico selbst bei einigen Gelehrten ein reger Eifer für Forschungen auf dem Gebiete der Ethnographie zu Tage tritt. Pimentel hat vor ein paar Jahren über die indianischen Sprachen des Landes eine Arbeit geliefert, welche von einem gründlichen Kenner, Aubin in Paris, für sehr unkritisch erklärt worden ist. Im vorigen Jahr (1864) erschien in Mexico von dem Licentiaten Manuel Orosco y Berra eine „Geografia de las lenguas y carta ethnografica de Mexico, precedidas de un ensayo de classificacion de las mismas lenguas y de apuntes para las inmigraciones de las tribus"; wir haben dasselbe noch nicht zu Handen bekommen, finden aber in der Juninummer der „Nouvelles Annales des Voyages" eine kurze Inhaltsanzeige. Die Karten über die Vertheilung der Sprachen und die Erörterungen über den geschichtlichen und linguistischen Theil sind klar und übersichtlich.

Orosco y Berra theilt die Sprachen Mexico's in 11 Familien: Mexicanisch (Azteka), Othomi, Huarteca-mayaquiche, Mixteca-zapoteca, Matlatzinca, Tacasca, Opata-tarahumar-pima, Apache, Seri, Guaicura und Cochimi. Dazu kommen noch 16 nicht klassifizirte und 62 jetzt nicht mehr vorhandene Idiome.

Jene 11 Familien umfassen gegenwärtig 35 Idiome und 69 Dialekte. „Dans l'état actuel des connaissances linguistiques relatives au Mexique, on compte 182 langues différentes parlées dans cet intéressant pays." Der Licentiat gibt zwei alphabetische Kataloge; der eine enthält die Namen der 182 Sprachen mit ihren verschiedenen Synonymen und bezeichnet den Staat oder die Provinz, in welcher sie geredet werden. Die zweite enthält eine Aufzählung aller Stämme, über welche geschichtliche Spuren vorhanden sind, und bringt deren nicht weniger als 619 zusammen, die sich aber wohl bei genauer Untersuchung beträchtlich vermindern lassen werden. In dem zweiten Theile des Werkes spricht Orosco y Berra über die Einwanderungen im alten Mexico, und der Geistliche ist verständig genug, sich auf die Zerstreuung der Völker nach dem babylonischen Thurmbau und andere derartige Fabeln nicht einzulassen. In chronologischer Folge erscheinen zuerst die Chichimeken, deren Sprache verloren ist, dann kommen die Cothuas und Nahuattacas,

typische Uebereinstimmung nicht verkennen. An einen asiatischen Ursprung der Amerikaner denkt heute kein kritischer Kopf mehr. Seit dem Menschenfunde im Mississippidelta wissen wir ohnehin, daß schon vor mehr als 50,000 Jahren (also doch etwas früher als zur Zeit des Urvaters Adam) Uramerikaner mit der Schädelbildung der heutigen Indianer auf der westlichen Erdhalbe lebten. —

Der Indianer ist auf den ersten Blick als ein eigenartiger Mensch zu erkennen, aber unter der gleichen Hautfarbe findet man nur erst nach und nach die individuellen Züge heraus. Bei wenig-civilisirten Völkern tritt mehr eine Stammes- oder Hordenphysiognomie hervor, als jene des einzelnen Individuums; bei geistig höher ausgebildeten und im Blut gemischten Völkern werden auch die Gesichtszüge &c. mannichfaltiger.

Wir glauben, Herr v. Gagern sage das Richtige, wenn er hervorhebt, daß heute die Civilisation der Indianer im Allgemeinen eine niedrigere sei, als zur Zeit, da der europäische Flibustier Cortez auftrat. Wahr ist aber auch, daß schon im alten Aztekenreich ein beträchtlicher Theil der Volksmenge niedergedrückt war; andererseits dagegen stand Tlascala als Republik da. In dem von den Azteken zusammeneroberten Reiche herrschten Priester und Edelleute über die Volksmasse; sie mußte schwer arbeiten, weil es dem Land an jedem Lastthiere gebrach.

Gegen die in ihrer Weise hohe und eigenthümliche Civilisation der Azteken ist von den Spaniern in scheußlicher, bornirtester Weise gewüthet worden; einen so hirnlosen, stupiden Fanatismus hat sich kaum jemals ein mohammedanischer Wütherich zu Schulden kommen lassen.

Den ansässigen, halbcivilisirten, „zahmen" Indianer schildert Herr v. Gagern in folgender Weise: Schon in seiner Jugend hat er für uns etwas Greisenhaftes, und doch bewahrt er wieder bis in sein hohes Alter etwas Jugendliches, denn sein Bart ist spärlich, seine Haut runzelt wenig, und sein schwarzes Haar wird nicht leicht grau. Im Gesichte liegt schon bei Kindern ein Zug von Ernst und Nachdenken; der Neger dagegen hat in seinem ganzen Benehmen immer etwas Kindisches. Selbst die Freude des Indianers trägt einen Anstrich von Trauer, und seine Traurigkeit ist düster und schweigsam. Sein Rücken ist gewöhnlich gekrümmt, als ob er unter einer Last seufze; wenn er stehen bleibt, hat er nicht etwa eine freie stolze Haltung, sondern heftet den Blick auf den Boden. Aber sein Körper ist kräftig gebaut, obwohl er nicht so viel Muskelstärke hat, wie jener des Negers; er zeigt aber Ausdauer in der Arbeit und ist darin mehr passiv als activ. Seine einfache Nahrung besteht vorzugsweise aus Mais, schwarzen Bohnen, Bananen und rothem Pfeffer; die Gesundheit ist zumeist vortrefflich.*)

Der Indianer, so meint unser Gewährsmann, der wohl vorzugsweise die Aztekas im Auge hat, sei nicht so sehr dem Trunk ergeben, wie man gewöhnlich meine. Wenn er aber sich in Pulque berauscht (dem gegohrenen Safte der Maguëypflanze, der amerikanischen Agave), oder in Chinguerito, einem Zuckerbranntwein, dann will er Vergessenheit suchen und von seinem kläglichen Dasein nichts wissen. Mittheilsam ist er nie; er meidet die Berührung mit den Weißen, die ihm „sein Land" geraubt haben; er hat einen Hang zur Einsamkeit, ist kein geselliger und gesellschaftlicher Mensch, kennt auch nur geringe Bedürfnisse und ist schon deshalb ein passives Hinderniß für das, was wir Europäer als Fortschritt bezeichnen. Vieles, das für uns Bedürfniß ist, kennt und begreift er gar nicht; in ihm liegt von Natur eine gewisse Trägheit und Unempfindlichkeit, und beide weichen nur momentan, wenn der Stachel berauschender Getränke oder aufwallender Leidenschaft seine Wirkung übt. Wozu auch soll er aus seinem Phlegma heraustreten, wenn er dafür weder Zweck noch Nothwendigkeit erkennt?

Aber arbeitsam ist er, sobald er zur Arbeit angehalten wird. Als vollkommener Stoiker duldet er, ohne sich zu beklagen, und fürchtet den Tod um so weniger, da ja das Leben ihm nur geringe Freuden bietet. Allem, was kommt und geschieht, setzt er die Macht der Trägheit entgegen. Dem Weißen gegenüber erscheint er sanft und unterwürfig, aber das ist oftmals nur Verstellung, und bei passender Gelegenheit weiß er sich zu rächen. In seiner Höflichkeit liegt etwas Uebertriebenes und Ceremoniöses selbst im Verkehr mit Seinesgleichen. Anhänglichkeit an eine weiße Person gewinnt er nur schwer, und wenn er sie endlich gewonnen hat, läßt er sie doch leicht wieder fahren. Seine Erfindungsgabe ist gering, um so bemerkenswerther dagegen sein Talent der Nachahmung, und seine Geduld ist unerschöpflich. Darum leistet er Vortreffliches in jeder Handarbeit, welche sich bei sitzender Lebensweise und mit einer bis ins Kleinste gehenden Aufmerksamkeit beschaffen läßt. Seine Intelligenz entwickelt sich frühzeitig bis zu einem gewissen Zeitpunkte, dann aber tritt gewöhnlich ein Stillstand ein. Die Geschichte hat jedoch unter

---

und später die Tolteken. Der Licentiat meint, daß die mexicanische Bilderschrift älter sei, als jene von Palenque, Urmal und Copan, und daß zwischen beiden keine Verwandtschaft stattfinde. Auf der weiten Strecke vom Rio grande bis Yucatan vermöge man drei Mittelpunkte alter Civilisation zu erkennen; die Tolteken seien nicht die ersten Bewohner auf der Hochebene von Anahuac, sondern vor ihnen schon Mixteken und andere Stämme dort gewesen, welche bereits eine eigene Civilisation gehabt hätten. Dann kamen die Tolteken und nachher die Azteken. A.

*) Herr von Gagern theilt das Menschengeschlecht in „drei Rassen" ein, nämlich in „aufsteigende, culminirende und untergehende"; der Neger, meint er, sei im „Aufsteigen" (la race africaine ascendante); der mexicanische Indianer une espèce destinée à disparaître. Das ist eine rein willkürliche Annahme, für welche die Beweise fehlen. In Bezug auf die „Indianer" muß man scharf individualisiren. Der nordamerikanische Wald- und Prairie-Indianer ist allerdings unrettbar dem Untergange geweiht; in Central- und Südamerika dagegen haben diejenigen Indianervölker, welche schon vor Ankunft der Spanier Ackerbau trieben und bodenständige Leute waren, sich erhalten, trotz aller Barbareien ihrer Unterjocher. Noch mehr; ihre Zahl wächst überall an. Wir werden gelegentlich Erörterungen über die Akklimatisirung der verschiedenen Menschengruppen in verschiedenen Regionen anstellen und dann auf diesen Gegenstand zurückkommen, heute mag eine Stelle aus Berthold Seemanns Reise um die Erde (deutsche Ausgabe, I, S. 211) angeführt werden. „Die Indianer in Ecuador sind kräftige, abgehärtete Menschen und sehr zahlreich in Gegenden, wo sie die Verbindung mit Weißen und Negern vermieden haben. Darin liegt, nach Allem zu schließen, das große Geheimniß, sie vor Vernichtung zu bewahren &c. Die weiße und gemischte Bevölkerung ist im Abnehmen, seit die Einwanderung ins Stocken gerieth." — Wenn Herr von Gagern annimmt, daß der große Kindersegen, dessen die mexicanischen Indianer sich erfreuen, darauf hindeute, daß die Rasse bald aussterben werde, so bedünkt uns ein solcher Schluß doch zu kühn. Es mag sein, daß die Sterblichkeit unter den Indianerkindern größer ist, als unter jenen der „aufsteigenden und culminirenden" Rassen, aber der größte Theil der Indianer ist arm und gedrückt, und daß auch bei uns in Europa die Sterblichkeit der Kinder in den armen Klassen beträchtlicher erscheint als bei den Wohlhabenden, ist eine festgestellte Thatsache. Auch gesteht Herr von Gagern zu, daß die Sterblichkeit unter den Indianerkindern „ihre Ursache wohl in allzu frühzeitigen Heiraten, in der ausschließlichen Pflanzenkost und der geringen Sorgfalt der Aeltern" haben könne. A.

den indianischen Mexicanern manche Männer aufzuweisen, die auch in geistiger Beziehung bedeutend erscheinen. Man kann seine Intelligenz durchaus nicht als eine niedrige bezeichnen, aber sie hat ihren eigenthümlichen Strich. Der Indianer beobachtet immer und dringt mit einer gewissen Leichtigkeit in die Gedanken Anderer ein; er blickt durch die gesenkten Augenlider, hört selbst im Schlafe, und da er sich trefflich zu verstellen weiß, sehr schweigsam ist und daneben auch äußerlich unempfindlich, so hat er offenbar Anlage zu einem Musterdiplomaten. Dabei gefällt er sich in seiner Versunkenheit und mag von Verbesserungen, welche die Weißen ihm bringen oder aufzwingen wollen, gar nichts wissen, will ihnen auch nichts verdanken, sondern das Recht behalten, sie zu verwünschen und zu verfluchen für die unzählige und unaussprechliche Summe von abscheulichen Niederträchtigkeiten, welche er bis auf diesen Tag von ihnen hat erdulden müssen.

Die Christen haben ihn zur Annahme des Katholicismus gezwungen, aber dieser ist nur ein Schleier, unter welchem er seinen alten Heidenglauben verbirgt. Nicht die unbegreifliche Dreieinigkeit, aber die zahlreichen Mütter Gottes, welche allesammt Marien sind, und die vielen männlichen und weiblichen Heiligen gemahnen ihn an seine alten Götter, die besiegt, aber nicht todt sind. Auch trifft es sich, daß in der alten Aztekenreligion das Sühnopfer durch Blut eine Hauptrolle spielt, und hier ist auch eine Analogie. Statt der Menschenopfer auf den Altären hat der braune Mann nun einen ans Kreuz geschlagenen Gott; Blut ist da für ihn auf den Teocallis der alten Priester des Huitzilopochtli, wie auf der Schädelstätte von Golgatha. Der Indianer will voll und ganz Indianer bleiben und seinen ganzen Haß gegen die Weißen nicht fahren lassen.

Wir halten diese Schilderung des Herrn v. Gagern für ungemein zutreffend und gestehen gern, daß wir keine bessere kennen. Sie hebt mit wenigen Strichen alle wichtigen Kennzeichen hervor und gewährt einen tiefen Einblick in den Charakter der Indianer. Dann folgen Einzelnheiten, welche zur Erläuterung dienen, und durch welche Streiflichter auf die Zustände der Indianer fallen.

Vom Soldatendienste waren die Indianer auch in der republikanischen Zeit mehrfach ausgeschlossen. Man verfuhr dabei nach der alten Colonialmaxime, welche in ihnen minderjährige Menschen sah, deren Arme man ohnehin für den Feldbau nöthig hatte. Sie wurden als Peones verwandt, als Dienstknechte, und hatten thatsächlich etwa eine Stellung wie die russischen Leibeigenen; rechtlich sollen sie freilich unabhängige, freie Bürger sein. Aber diese Ausschließlichkeit ließ sich nicht durchführen; die inneren Kriege forderten viele Menschenopfer, und man wollte Ersatz haben. Santa Anna's Rekrutirungsordre verfügte auf dem Papiere, daß kein Indianer in der Armee dienen solle; trotzdem beliebte der Diktator die Leva, Aushebung, eine wahre Soldatenpresse. Man nahm junge kräftige Leute, wo man sie eben fand, legte solchen „Freiwilligen" Handschellen an, band sie mit Stricken zusammen und führte sie als Patrioten zum Heer ab. Die liberale Partei kam 1860 an die Spitze und milderte anfangs diese Barbarei einigermaßen, aber nur eine Zeit lang; auch sie hatte Soldaten nöthig und nahm sie sich, ganz in der Weise Santa Anna's.

Solch ein indianisches Geschöpf fühlt sich als Soldat unbeschreiblich unglücklich, schon allein deshalb, weil man es mit Menschen in Berührung bringt, gegen welche es eine tiefe Abneigung empfindet. Der indianische Soldat kann nicht mehr in seiner einsamen Hütte hausen, sondern muß in einer Kaserne wohnen; er soll andere, obwohl nahrhaftere Speisen, und noch dazu an jedem Tage dreimal, genießen; statt seines Baumwollenkittels und weiter Beinkleider hat er nun eine knappe Uniform. Sodann muß er sich regelmäßig waschen; er arbeitet nicht mehr vom Morgen bis zum Abend, woran er doch gewöhnt war, sondern muß nur 4 Stunden täglich exerciren. Er bekommt einen leidlich hohen Sold (6 Silbergroschen allein für Nebenausgaben), darf auch seine Geliebte oder Frau bei sich haben, kann in seinen Mußestunden für sich erwerben, z. B. Strohhüte flechten, erhält auch manchmal Urlaub unter der Bedingung, monatlich einmal beim Appell zu erscheinen.

Aber das Alles erscheint ihm unerträglich, er reißt aus sobald er irgend kann, und das Desertiren ist zu einer wahren Epidemie geworden, weil der Indianer vor allen Dingen die Einsamkeit und Abgeschiedenheit liebt, auch wenn er in seiner Hütte in höchst armseligen Verhältnissen leben muß. Deserteure, deren man wieder habhaft wurde, erhielten Stockprügel; man legte sie vor der Front mit dem platten Bauch auf eine Binsenmatte, vier Soldaten hielten Arme und Beine, und der Korporal theilte hundert oder mehr Ruthenstreiche aus. Dabei schmetterten die Trompeten und wirbelten die Trommeln. Es ist sehr oft vorgekommen, daß die blutiggepeitschten Deserteure, trotz aller Schmerzen, gleich in der nächsten Nacht wieder ausrissen. Juarez schaffte diese Bastonnade (Palos) ab; sie wurde aber trotzdem unter der Hand fortgesetzt. Es ist ferner vorgekommen, daß Ausreißer erschossen wurden und dennoch an demselben Tage Soldaten fortliefen, die bei der Execution verwandt worden waren. Jeder Deserteur findet an jedem Indianer einen Freund und Beschützer. Daß übrigens der Indianer nicht etwa feig ist, dafür liefert er in jedem Kasten- und Raffenkampfe vollgültige Beweise.

Der Indianer war Werkzeug in den Händen der Spanier und Creolen, eine Arbeitsmaschine, weiter nichts. Oft sagte er selbst: „No somos gente de razon", wir sind keine mit Vernunft begabten Leute. So erklärt sich auch, daß in den Bürgerkriegen die Gefangenen der einen Partei sofort in die Armee der anderen traten; sie trugen die Waffen für die Liberalen oder für die Reactionäre mit derselben Gleichgiltigkeit, ließen die Religion und die Privilegien der Geistlichkeit hoch leben und schrieen gleich nachher: „Es leben die Freiheit und die Reformgesetze!" Als sie zum Empfang des Kaisers an die Landstraßen geführt wurden, auf welchen der neue Monarch einherzog, bezeichneten sie ihn mit dem Namen eines ihrer alten Götter, des Quetzalcoatl, den sie sich als weiß und blond vorstellen, und welcher der Sage zufolge einst als Messias aus Osten wieder kommen soll. „Aber das Alles", meint Herr v. Gagern, „will nichts bedeuten. Wenn Maximilian erst die Indianer besser kennt, wird er einsehen, daß man einer im Laufe der Jahrhunderte niedergedrückten Rasse dadurch nicht aufhilft, wenn man einige ihrer Angehörigen zur Tafel zieht, anderen die Hand drückt und ihnen verspricht, einen aztekischen Sprachmeister anzunehmen." Dadurch allerdings nicht; aber solche Beweise von höflicher Freundlichkeit schließen ja gute Maßregeln nicht aus.

Wir haben im Globus schon mehrfach gezeigt, wie oberflächlich das sogenannte Christenthum bei den Indianern ist. Auch Herr von Gagern verbreitet sich über diesen Gegenstand: „Wenn das Aufschütten einiger Wassertropfen für Bekehrung gelten kann; wenn es hinreicht, statt Huitzilopochtli zu sagen Erzengel Michael; statt

Tonatiuh oder Tezcatlipoca zu sagen Christus; statt Tlazoteotl Maria, und Noah statt Coxcox, — dann sind die Indianer Christen. Sie sind es auch, wenn dazu hinreicht, daß sie dem Priester die Hand küssen und den Zehnten sammt anderen Abgaben zahlen. Aber unter den äußeren Ceremonien der römisch-katholisch-apostolischen Kirche lagert tief und breit der alte aztekische Aberglaube; sobald man den katholischen Firniß herunterkratzt, wird sofort das Heidenthum sichtbar."

Noch vor einigen Jahren feierten (und feiern wohl heute noch) die Indianer bei Cadereyta unweit Queretaro in Berghöhlen heidnische Feste. Einer meiner Freunde war 1857 beim Dorfe Tilotepec, 3 Meilen von Jalapa, Zeuge bei einem heidnischen Gottesdienste. Drei weißgekleidete Männer übten das Priesteramt aus und schlachteten auf dem Altar eine weiße Taube. Im Staat Oaxaca glauben die Indianer an eine leibliche Wiederauferstehung, die stattfinden wird, sobald die Weißen nicht mehr im Lande seien; deßwegen vergräbt Jeder so viel Silber als irgend möglich, damit er künftig dasselbe gleich zur Hand habe. Auf solche Weise sollen allein in jenen Staaten seit Ende des vorigen Jahrhunderts manche Millionen dem Umlauf entzogen worden sein. Die Indianer verbergen Alles, was sie für ihre Landeserzeugnisse, namentlich Indigo, Cochenille und Vanille einnehmen.

Den Pomp des katholischen Gottesdienstes läßt der Indianer sich gern gefallen, aber daneben behält er, wie bemerkt, die Feierlichkeiten seines alten Kultus. Die Kirchenfeste bieten ihm willkommene Gelegenheit, aus sich herauszugehen. Dann ist er halbnackt, schmückt sich mit Blumen, nimmt scheußliche Masken vors Gesicht, trinkt mit vollen Zügen, regt sich auf und tanzt um die Heiligenbilder. In den Kirchen gebärdet er sich wie ein Besessener, brennt Schwärmer ab, läßt Raketen steigen und schreiet mit heiserer Stimme. Und was dann zwischen beiden Geschlechtern am Abend und während der Nacht geschieht, darüber soll hier ein Schleier geworfen werden. Es geht bei den Kirchenfesten genau so zu, wie bei den Mitotes der alten Azteken. Dieses Volk hat nichts vergessen, weil man es nicht unterrichtet.

In manchen indianischen Dörfern war es schon während der spanischen Zeit üblich, unter den indianischen Jünglingen die befähigtsten auszusuchen und in den Städten ihnen eine höhere Ausbildung geben zu lassen. Gewöhnlich machen sie vortreffliche Fortschritte, erhalten selbst gelehrte Grade, kehren aber am liebsten in ihr Dorf zurück und leben dort wie ihre Landsleute. Ich war beim Dorfe Amatlan unweit Cordova mit Feldmessen beschäftigt und hatte einen Mann zum Halten der Kette nöthig. Unter einem Baume lag ein Indianer, und diesen forderte ich auf, mir behülflich zu sein. Er gehorchte und sprach kein Wort. Dann aber nahm er meinen Theodolit und bemerkte, daß derselbe nicht in der Ordnung sei. Was konnte ein Indianer von einem so verwickelten Instrumente verstehen? Nun, dieser junge Mann hatte umfassende Kenntnisse, war im Collegium von San Gregorio zu Mexico gebildet worden und Doctor der Rechte. Aber er lebte in seinem Dorfe und unterschied sich äußerlich in Nichts von den übrigen Indianern, hatte die Hülle der Civilisation abgestreift und benutzte seine Rechtskenntnisse nur, um die Interessen seiner Dorfgemeinde zu vertheidigen.

Während der Belagerung von Puebla hatte ich mit einem indianischen Courier zu thun; der Mann war Advokat.

Der Indianer ist der Civilisation abgeneigt, weil sie bisher für ihn gleichbedeutend mit Zwang und Druck war. Ein Weißer, der zu ihm kommt, kann ein Feind sein; er gibt ihm, wenn er irgend kann, weder Speise noch Trank. Freundliches Zureden und Gesprächigkeit hält er für Schwäche; mißtrauisch bleibt er immer und zäh hängt er am Alten fest. Der Schnitt seiner Kleider ist noch wie in Montezuma's Zeit, seine Nahrung gleichfalls, seine Hausgeräthe sind höchst einfach. Im heißen Unterlande hat er leichte, luftige Hütten, im Oberland und auf der Hochebene Häuser aus getrockneten Lehmsteinen; dort schläft er in einer Hangmatte, hier auf dem platten Boden und hüllt sich in seinen Mantel. Den Acker bestellt er in alterthümlicher Weise, und selten säet er mehr Frucht aus, als er auf ein Jahr für seinen Hausbedarf nöthig hat. Der Mais trägt in guten Jahren 300- bis 700fältig, in schlechten Jahren 60fältig. Viele Indianer glauben, daß sie in den Himmel kommen, wenn sie Blatternarben haben; dann lasse Maria sie ein. Deshalb haben viele den geimpften Kindern die Pockenstellen wieder ausgeschnitten.

Der Neger gehorcht ungern einem Mulatten, der Indianer ungern einem Mestizen; er zieht den Güero, d. h. den Mann mit rothen Wangen und blondem Haar entschieden vor.

„Man muß diese fünf Achtel des Volks wohl in Erwägung ziehen. Es handelt sich darum, die negativen Eigenschaften der Indianer in gesellschaftliche Tugenden umzuwandeln und brauchbar zu machen. Man muß ihre Apathie und den Hang zur Vereinsamung besiegen. Es handelt sich auch darum, Hebel zu finden, wodurch diese träge Masse in Bewegung gebracht wird. Der Indianer darf nicht ewig mit gekreuzten Armen am Ufer der Civilisationsströmung dastehen, sondern muß in den Strom hinein, und dieser ihn zur Verbesserung hintreiben. Diese Nullen müssen in nützliche Werthe umgeschaffen werden; es handelt sich darum, den Indianer zu regeneriren. Darin liegt der Schwerpunkt für die Zukunft Mexico's. Die Frage selber ist inhaltschwer und vielleicht mit einem Rassenkriege schwanger. Sie erhebt sich vor uns wie eine räthselhafte Sphinx, aber sie steht im Vordergrund und muß beantwortet werden. Bis jetzt hat Niemand das Räthsel gelöst. Wer wird der Oedipus sein?"

# Leben und Treiben der Zigeuner.

## Abstammung und Sprache der Zigeuner. Von Professor **A. Boltz.**

### II.

Der gelehrte Prof. Pott in Halle, der eine vergleichende Grammatik und ein vergleichendes Wörterbuch der Zigeunersprache in zwei ansehnlichen Bänden geschrieben hat und in dieser Beziehung, so wie in manchen daraus abzuleitenden, als die Hauptquelle anzusehen sein dürfte, gibt in der Einleitung nicht weniger denn 50 Quellenwerke über die Zigeuner an, darunter, neben mancher Spreu, auch sehr bedeutende, wie die von dem berühmten frankfurter Glottiker, Lorenz Dieffenbach, gesammelten und ihm zur Verfügung gestellten sprachlichen Arbeiten.

Die Arbeit des Herrn Pott darf — da er die verschiedenen Zigeuner-Idiome oder vereinzelte Ausdrücke vom höchsten Standpunkte der Wissenschaft aus der strengen Analyse unterwarf — für abgeschlossen, seine daraus gewonnenen Resultate dürfen für maßgebend angesehen werden. Diese Arbeit, d. i. die theoretische Bewältigung der mannichfachen Zigeunerdialekte darf ohne Frage zu den schwersten linguistischen Problemen gerechnet werden, theils weil zur Vergleichung wenigstens eben so viele Sprachen herangezogen werden mußten, als Dialekte vorhanden sind, und andererseits, weil die Untersuchung nicht umhin konnte, eine pathologische zu werden, insofern die romsche Sprache, selbst da, wo sie am reinsten blieb, sich gleichwohl in einem hohen Grade desorganisirt und verwildert zeigt. Hierzu kommen noch die fast noch größeren subjektiven Schwierigkeiten, nämlich die Ueberwältigung der zahllosen Irrthümer, Ungenauigkeiten und Mißverständnisse seitens der Sammler, denen es nicht selten an ausreichender Sprachkenntniß fehlte.*)

Nachdem wir so der Riesenarbeit des Herrn Pott die gebührende Anerkennung gezollt haben, werden wir uns im Nachfolgenden in Betreff der auf die Sprache bezüglichen Data im Wesentlichen an ihn anlehnen.

#### Namen der Zigeuner.

Wegen der großen Zerstreutheit dieses Volkes über die Erde hat wohl kein anderes so viele Namen wie die Zigeuner. Pott theilt sie — nach Abstreifung aller solcher, die nur der phantastischen Spekulation gelehrter Etymologen ihr Dasein verdanken, in zwei Kategorien:**)

1) solche, welche bei ihnen selbst üblich sind,

2) solche, welche ihnen von anderen Völkern gegeben werden.

Die ersteren dürften am geeignetsten sein, auf ihren Ursprung Licht zu werfen, da sie von Benennungen nach Farbe, Geschäft und wirklicher oder vermeintlicher Abkunft herrühren.

Sie selber nennen sich nun: **Romanó**, **Chai**, **Mánusch**, **Caló**, fem. calli, **Zincaló** und **Sinte**. Und genannt werden sie unter den mannichfachsten Namen, die wir anführen wollen, nachdem wir diese beleuchtet haben werden.

**Manusch**, manisch ist indisch **manuscha**, der Mensch; sie bezeichnen sich also selber als **Menschen** par excellence.

Chai (bucharisch djaii) heißt eingeborne Kinder, demin. **dschehl**, etwa: Menschenkinder, Kinder des Stammes.

**Romanó**, oder schlechtweg **rom**, oder in Zusammensetzungen **romnimanusch**, **romnimanisch**, **romnitschehl** heißt wiederum nichts Anderes als Mensch, oder Mensch-Mensch. Han dume romnitschehl? Bist Du einer von uns? ist die über die ganze Erde verstandene Stammfrage, auf deren Bejahung Zeche und Tanz beginnt. Bei den Mahratten heißt **romnichal** ein herumziehendes Volk. Rom, par excellence, ist ein Zigeunermann, **der Z.**, romní die Zigeunerin; der Plural roma aber heißt Männer, Menschen. Die Ableitung rommany heißt die Gatten, und dies Wort wird wieder als Stammwort für den fehlenden Plural zu Rom, Zigeuner, gebraucht. Hierzu stimmt formell sskr. râma, Gatte, Liebender, f. râmâ, sowie bengalisch ramana, ramani. Dem Inhalt nach würden sich die Zigeuner durch **roma** als das Menschenvolk, im Gegensatz zu den sich idolisirenden, bevorzugten Kasten bezeichnen, oder auch in stolzer Voranstellung ihres Stammes; Aehnliches finden wir ja auch bei den Deutschen, da thiud, das Stammwort, ja eben nichts als **Volk**, thiudisk, popularis, ἐθνικός heißt. Auch **Slawe**, wie ich dies gelegentlich an anderer Stelle auszuführen gedenke, kommt weder von słowo Wort, noch gar von sława Ruhm, wie die slawischen Wortdeuter behaupten, **sondern einfach von słowek słowak, der (slawische) Mensch.** Eine solche Anschauung liegt einer Ursprache gar nicht fern und entbehrt nicht einer gewissen Schönheit. Dem gegenüber liegt nun noch eine Ansicht des Professor **Brockhaus**, wonach rom, romni, aus dem Hindi **d'ôma**, **d'ômnî** käme, welches **einen Menschen der niedrigsten Kaste**, einen im nordöstlichen Indien lebenden, unterjochten, zu Parias entwürdigten Volksstamm bezeichnet. **Adams** Hindi-Wörterbuch bestätigt diese Ansicht, wir finden für diese Wörter: 1) a Hindoo, 2) a Yavana-tribe. — Diese Ansicht ändert jedoch nicht viel an der Sache, sie modificirt nur. Nach dem Hindíverb **ramnâ**, **wandern**, würden sie sich die **Wanderer** nennen, und dies würde das engl. Wort to roam, sowie das ital. romeo, der Pilger, — die man bisher von der Stadt Rom abgeleitet, um so mehr erklären, als Pilger wirklich **rumijele** heißt. Es sind ja eine Menge Zigeunerwörter ins Englische übergegangen, wie hoax aus hocus, **monger**, der Krämer, **chap**, ein kecker Bursch u. a.

**Caló**, **Schwarze**, nennen sie sich indisch selber, im Gegensatze zu allen Nichtzigeunern, die **pani** heißen, d. i.

*) So schreibt der Eine — um nur ein Beispiel anzuführen — **brishendo**, erregen statt des abgefragten der Regen; — **o parno**, das Weiße st. der Weizen; — **beschetuno manusch**, ein Mensch, der Sitzefleisch hat st. sittsamer Mensch; — **banduk**, Flinte st. Büchse; — **boita**, Büchse st. Bürste; — **sennelöwisa**, Rasen, **tegaron** st. rasen, und unzählige mehr, gemacht von Leuten, die beim gelegentlichen Zusammentreffen mit ein paar Zigeunern geschwind ein Bischen Wissenschaft treiben wollten.

**) Wie weit man in solchen gelehrten Spielereien ging, beweist der Umstand, daß es ein Graf **Wackerbart** doch wirklich so weit brachte, aus **Nebukadnezar** allen Ernstes **Jakob** zu machen, nämlich so: 2 × ne = ja! zar am Ende bleibt weg; das restirende bukad wird durch Versetzung kabud = kaput = kopf = kopp = kob : ja + kob = Jakob!

Blanke; für letztere haben sie außerdem noch die Benennungen **gacho** und **busné**, nach Borrow sehr starke Ausdrücke, so viel wie Wilder, Heide, d. ist Nichtzigeuner.

**Sinte** im Plural ist so viel wie Bewohner des Sindh, Indus, und entspricht dem hindi- und sanskritischen Sâindh-ava, aus der Gegend des Sindh.

Der von ihnen ausgegangene, am weitesten verbreitete, oder, wie Pott sagt, am meisten bequacksalberte Name aber ist **Zigeuner** mit seinen vielen Variationen: lat. **Cygani**, **Cingari** (Aegyptiaci), port. **cyganos**, ital. **zingari**, ungr. **cygani**, russ. **zigàny**, türk. syrisch **chingana** (das unser berühmter Etymolog von vorhin einfach aus Zieh: Gauner! ableitet), offenbar ihr eigenes **zincalò**, Schwarze, dem das persische **zengiân**, arabisch **zendsch**, Aethioper, wohl ihrer Farbe wegen entspricht, denn diese Völker nahmen an, daß sie etwa aus Zangebar, dem Lande der Schwarzen, kamen. Das persische Tsengaris oder Tsingaris bezeichnet außerdem noch heute einen Volksstamm in Vorderindien, der, wenig höher stehend als die Parias, religions- und gesetzlos, tanzend und musicirend, stehlend und betrügend das Land durchstreift; also schon in **ihrem** Lande waren sie die schwarzen Gaukler, die Zinganen, Singanen, Sanganen, die in Guzerat und am Ausfluß des Indus noch heut übelberüchtigt sind.

Von den ihnen gegebenen Namen sind die hervorragendsten

1) nach **ihrer vermeintlichen Heimat**, in Deutschland, beim gemeinen Mann: **Tatern** für Tataren, auch **Saracenen** und ferner **Aegypter** (in allen Verstümmelungen, — engl. **gypsies**; span. **gitanos** neben **germanes**, **flemingos** (den Spaniern schienen alle Fremden aus Deutschland zu kommen); neugr. Τύφτος auch Αἰγύπτος neben Τζύγανος; ungr. **pharao nepek**, Volk der Pharao.

Den Franzosen erschienen sie als **les Bohémiens**, entweder weil die nach Frankreich kommenden wirklich aus Böhmen kamen, oder für die damals aufgetretenen böhmischen Brüder angesehen wurden; den Persern als **Kauli**, **Kouli**, d. i. **Kabuli**, aus Cabul stammenden Inder, womit sie wieder das Richtige am nächsten trafen.

2) Nach **ihrem Geschäfte**: in Schweden: **spaküring**, Wahrsager; in Schottland: **tinkler**, in den Hochlanden **caird**, beides Kesselflicker; in Dänemark: **kjeldring**, Lumpenkerle, Lumpengesindel, etwa = fr. coquin, faquin, marousle, bélitze, ferner: **natmändsfolk**, Nachtleute, d. i. Abdecker; in Persien: **Lûri**, **luli**, **hindi lôhari**, Schmiede; in Arabien: **Charami**, Räuber.

In Indien selber heißen sie noch heute:

1) **Diesseits des Indus**: Nury, Plural nauwâra = Luri, luli, Schmiede und **karachi**, Schwarze.

2) **Jenseits des Indus**, wo Veranlassung der Wanderung und Stamm der Zigeuner völlig unbekannt sind, so wenig Notiz hat man von ihnen genommen: **nat**, Spitzbuben, **beria**, Tänzer, Gaukler, im reinen Hindi, und **bazi-gar**, Spieler, Gaukler, bei den Mohammedanern. Ihr Stammbaum ist also gerade nicht geeignet, sie uns verehrungswürdiger zu machen.

Was nun die **Zigeunersprache** anbetrifft, so hat sich ergeben, daß sie **kein Rothwälsch**, **keine bloße Gaunersprache**, sondern ganz unzweifelhaft eine unter der großen Menge jüngerer indischer Volksmundarten ist; eben so unzweifelhaft ist sie eine ächte **Sanskritidin**, das beweisen Grammatik wie Lexicon, überhaupt ihr Gesammtgepräge, trotz der dichten Verhüllung fremder Zuthaten, aus welcher dies hervorgesucht werden muß. Es ist daher geeigneter mit Hindustani oder Urdu zu vergleichen, als mit dem schon um mehre Grade höher stehenden Sanskrit oder dessen nächsten Descendenten Prâkrit und Pali.

Sie hat nun so größere und schnellere Verluste erlitten, als sie **keine Schriftsprache** ist — es existirt wenig mehr Literatur in ihr, als die von Borrow und anderen Missionären gemachten Uebersetzungen des Neuen Testamentes, so wie einige ihnen abgefragte Sprichwörter und Redensarten und wenige sehr spät entstandene Lieder. Sie ist in Folge der großen Verbreitung der Zigeuner schnell in viele ganz verschiedene Dialekte zerfallen, die, je nach den Ländern, welche dies Volk bewohnte, mit so viel erborgtem Flitterstaat behangen sind, daß Zigeuner aus verschiedenen, **entlegneren** Gegenden Mühe haben, sich mit einander zu verständigen. **Ein** Wort hat sich, nach Borrow, bis jetzt in allen, noch so weit auseinander starrenden Dialekten erhalten, der Name für **Wasser**, **pani**, das bis ins hindust. pani, skr. pâniya, zurückgeht. Daß diese Sprache aber in Folge dieser landschaftlichen Färbung überall für eine Gerigonza, Gerga, Jargon, Argot gehalten wurde, ist nicht auffällig; und es überrascht uns nicht, wenn Dr. **Hoppe** in Berlin unlängst nachgewiesen hat, daß das in England immer üppiger wuchernde **Slang** — es ist bereits bis auf etwa 10,000 Wörter angewachsen, hat also, fügen wir hinzu, bereits 2000 Wörter mehr, als der große Milton in seinen gesammten Werken verwendet hat, und fast das Doppelte aller im Alten Testamente vorkommenden Wörter (die Zahl derselben ist nach M. Müller genau 5642) — ursprünglich von den Zigeunern herrührt; haben doch Pferdeliebhaber, Jäger, Seeleute, Bergleute, Juristen und selbst die Kaufleute sich allmälig überall an eine Art Slang-Sprache gewöhnt, die dem außerhalb dieser Kreise Stehenden fast unverständlich, jedenfalls höchst wunderlich vorkommt. Was heißt es z. B., wenn es in einem Marktberichte heißt: Kaffee war lebhaft, Zucker blieb flau, Korinthen waren matt, Roheisen blieb kontant, Leinöl und Talg waren fest rc., oder, wenn man brieflich meldet: Ihr Werthes habe erhalten und demzufolge für den Betrag meines Guthabens mich auf Sie per den und den erholt; oder: ich erlaubte mir auf Sie abzugeben.

Wir sind in solchen Redensarten gelind ausgedrückt bereits an den Grenzen des Möglichen angekommen.

Die Sprache der Zigeuner ist sehr wohlklingend, hat eine reiche Deklination — für unbelebte Dinge 6 Casus, für belebte Wesen 7 auch 8, wobei es interessant ist zu beobachten, daß die Wörter **Herz**, **Leib**, **Mund** und **Zunge**, aber daneben auch **Fluch** als **belebte Wesen** repräsentirend behandelt werden. Sie hat reich ausgestattete, perfekte Formen und einen Conjunktiv. Für alles Uebrige muß ich auf Pott und Borrow verweisen.*)

---

*) Wir haben schon auf das Werk hingewiesen, welches **Ascoli** in Mailand unter dem Titel „**Zigeunerisches**“ in deutscher Sprache geschrieben hat. Dasselbe enthält grundgelehrte linguistische Untersuchungen und ist ein erfreuliches Zeichen, daß die deutsche Art der Forschung in der Sprachwissenschaft auch bei den Italienern sich einbürgert.

Ascoli weist insbesondere auf das **Sindhi** und das **Afghanische** hin und fragt: „Wird die bestimmtere Definition der Zigeuner etwa lauten müssen: **Sindhier, die sich lange unter den Afghanen aufgehalten haben?**“ Er fügt hinzu, daß er bis auf Weiteres diese Frage nur schüchtern aufwerfen wolle. —

In einer Sitzung der Philologenversammlung zu Meißen am 30. September 1863 hörten wir einen äußerst wunderlichen Vortrag über die **Zigeuner im Orient**, welchen Dr. **Mordtmann** aus Konstantinopel hielt. Er sagte unter Anderm, nach den vor uns liegenden schriftlichen Aufzeichnungen, welche wir der Güte des Hrn. Dr. Häntzsche in Dresden verdanken: „Die Zigeuner haben vor den Sanskrit redenden Ariern in Indien gewohnt. Einen Theil ihrer Kultur entnehmen wir schon aus

Was die räumliche **Verbreitung** der Zigeuner betrifft, so gibt Rienzi in seinem Werke über die Zigeuner dieselbe so an. Man findet Zigeuner in **Asien**, von Tobolsk und den orenburgischen Kirgisensteppen an, durch Indien, Persien, die Türkei, Annam, Siam, China, Japan; **Europa**, in fast allen Ländern; **Afrika**, in Aegypten, Nubien, Abyssinien, Sudan und der Berberei.

Ihre Kopfzahl ist wohl auf zusammen 5 Millionen Köpfe zu veranschlagen. Diese Zahl scheint sehr hochgegriffen; wenigstens ist jene der in Afrika wohnenden Zigeuner — wenn überhaupt dort welche hausen —, was Borrow, der sich ihrethalben längere Zeit in Aegypten aufgehalten, sehr in Frage stellt — nur eine sehr unbedeutende, und für Europa finde ich in den neuesten mir zugänglichen Quellen folgende Angaben: Oesterreich 83,779, in Ungarn, Wojwodschaft, Siebenbürgen und im Heer 800; Türkei 80,000, Rußland 48,247, Polen 162, Spanien 45,000, England 1836 noch 18,000, jetzt 10,000. Frankreich, Italien und Preußen, Holland, Skandinavien verschwindend wenig, zusammen etwa 2000, so daß wir auf die Gesammtzahl von rund 271,000 für Europa kommen. Sollten die übrigen Millionen wirklich vorhanden sein, so möge uns der Himmel vor ihrem künftigen unerbetenen Besuche in Gnaden bewahren.

Um nun auf ihren **Charakter**, ihre **Sitten** und **Gebräuche**, ihre Anlagen und Beschäftigungen zu kommen, so hat jene im Eingang gegebene Schilderung das Wesen der Zigeuner fast erschöpft, und ich kann mich hier um so kürzer fassen, je mehr mir darum zu thun ist, noch Raum für einige Einzelschilderungen zu gewinnen.

Der Zigeuner liebt nur einen Menschenschlag — seines Gleichen. Der unversöhnliche, thierische Haß gegen jeden Nichtzigeuner ist unausrottbar in seine Seele gepflanzt. Eine Ehe mit einem **busnó**, aus Liebe, ist daher vollkommen unmöglich. Doch sollen in Rußland wohl aus anderen Gründen gemischte Ehen eingegangen worden sein. Eben so wird von vereinzelten Fällen der Adoption eines Nichtzigeuners berichtet. Eine Religion hat er nicht, wiewohl er, des Vortheils halber, jede Landesreligion zu bekennen heuchelt. Von irgend welcher Moral ist keine Rede. Nichts Bestimmtes thun, an keinen festen Ort, an keine Zeit, an kein Gewerbe gebunden sein, ist ihm erste Lebensbedingung. Somit bleibt musiciren, Bären führen, etwas Schmiedehandwerk, Pferde beschlagen, -scheeren und -kuriren das Lieblingsgeschäft der Männer, wahrsagen, den bösen Blick vertreiben, Blut besprechen und nach Borrow jegliche Teufelei, das der Weiber; betteln und stehlen das Aller, ohne Ausnahme.

In einzelnen Ländern, wo man etwas aus ihnen machen wollte — wie z. B. in Ungarn unter Maria Theresia — wurden sie auch Gastwirthe und Goldwäscher; vor

---

den Bezeichnungen der Kulturpflanzen und Hausthiere, die sie schon **vor** den Ariern kannten. Dazu gehören noch die Ausdrücke für Blasebalg, Feile, Hütte, Wäsche, Leinenzeug, Geld, Backofen, Scheere, Beinkleider, Schuhe, Sattel, Teller, Löffel, Feuerstahl (!!), Schwert, Zelt, Zwirn, Rad, Urne. Alle diese Ausdrücke setzen schon eine gewisse Kulturstufe voraus, noch mehr Kirche, Kreuz, Excommunication, Ostern, Priester, Taufpathe, Teufel. Diese Worte bezeichnen zunächst, daß die Zigeuner in einer Epoche ihres Wanderlebens das Christenthum angenommen haben, und daraus, daß die Ausdrücke während der griechischen, arabischen und persischen Sklaverei angenommen wurden, kann man schließen, **daß sie** (sic!) **schon in Indien eine Religion hatten**, welcher sie beim Uebertritte diese Ausdrücke entlehnten. Welcher Art diese Religion war, möchte schwer zu ermitteln sein."

Diese haarsträubenden Deductionen erregten in der gelehrten Versammlung ein bedenkliches Kopfschütteln und allgemeines Befremden, das immer mehr wuchs, als Dr. Mordtmann sagte: „**Ob die Zigeuner ohne alle Religion seien**, läßt sich schwer beweisen, vielmehr, **daß sie eine Art Magier sind**, welchen Kultus sie, unter dieser Voraussetzung (daß sie nämlich sich „zu der Religion bekennen, welcher ihre Nachbarn angehören") während ihres Aufenthalts in Persien angenommen haben **müssen**. Die Beweise sind nur schwache. Es ist Thatsache (?!!), daß sie beim Morgensonnenaufgang (sic!) ihr Gebet nach der Sonne zu wenden, ferner, daß sie ihre todten (sic!) Leichname auf eine bisher noch nicht ermittelte Weise beseitigen. Bis jetzt hat sich noch Niemand gefunden, der bei dem Leichenbegängnisse eines Zigeuners zugegen gewesen wäre. — Es ist auffallend, daß das Zigeunerwort für Feuer, **tscha**, von einem Sanskritworte herkommt, welches **Feuer** bedeutet. Die Arier haben großen Einfluß auf die Zigeuner gehabt, deren Worte (sic!) **meist** aus dem Sanskrit stammen."

Herr Mordtmann nannte dann etwa ein Dutzend Wörter und fuhr, buchstäblich, fort: „Die geringe Anzahl von Ausdrücken für Kulturpflanzen und Hausthiere aus dem Sanskrit, verglichen mit der Anzahl der übrigen Wörter, deutet an, daß sie in Indien vorzüglich mit **städtischen Gewerben** sich beschäftigten. Eines der auffallendsten Wörter ist **raï**, Edelmann, dem indischen Radscha entnommen. Auch einige religiöse Bezeichnungen deuten auf ihre Berührung mit den arischen Indiern. Gott, Debal aus dem Sanskrit Diwas. Die Gottesidee haben sie **also** aus Indien mitgebracht. Eben so zeigen die Wörter für Heirat, Monat, Jahr &c., daß die religiösen Vorstellungen auch auf die Zigeuner einen verhältnißmäßigen Einfluß hatten. Die Ausdrücke der Civilisation: Lüge, Stehlen, Dieb, sind ebenfalls aus dem Sanskrit abgeleitet."

Das Erstaunen in der Versammlung hatte schon einen hohen Grad erreicht, und das Kopfschütteln war nun mit einem Lächeln verbunden. Herr Mordtmann aber fuhr fort und führte die Zigeuner nach Afghanistan. „Wann sie dort ankamen, **was sie dort machten**, möchte schwer zu ermitteln sein." Die Zigeuner, sagte Hr. M., hätten dort den **Gußstahl** kennen gelernt und „das Messer auf eine verbesserte Weise", sodann die Milch (**schud** von **sud**) und auch die Zahl 100! „Ihre Hauptbeschäftigung in den Städten Persiens war Musik, und sie wurden **daher** dort **Luti** genannt; auf dem Lande waren ihre Hauptbeschäftigungen Viehzucht und Ackerbau; auch das Meer scheinen sie in Persien kennen gelernt zu haben. Auffallend ist das Wort für Pflug. Von Persien zogen die Zigeuner nach Chusistan, ohne langen Aufenthalt dort. Einige Wörter sind nach den Keilinschriften zweiter Gattung zu erklären, nämlich **Schraube** und **Kreuz**, **ruschusa**. In dem heutigen Kurdistan haben sie sich vermuthlich etwas länger aufgehalten, **denn** — aus dem Kurdischen nahmen sie einige Ausdrücke an, z. B. Brunnen, Maus, Bär; noch mehr in **Armenien**: Geist, bewi armenisch, zigeunerisch bohewi, Wind, König, Kürbis, Pferd, Füllen haben sie nach dem Altarmenischen, dann Leber, Hammer zum Schmieden. Die aus Medien, Susiana und Armenien stammenden Ausdrücke sind wenig prägnant. Die Zigeuner fangen an, sich ihren heutigen Beschäftigungen **zuzuneigen**. In Phrygien tauchten die **Atinganen** dann auf, ein Stamm, der hauptsächlich Wahrsagerei trieb. Sie waren beschnitten, wahrsagten aus Händen, waren Bauchredner u. s. w. Man will jedoch nicht überall zugeben, daß diese Stämme Zigeuner waren, man war der Ansicht, daß sie Römer seien und Christen. Die Atinganen, hieß es auch, wären vermuthlich dieselbe Sekte, welche jetzt **Böhmische Brüder** heißen, weil **Bohémiens** im Französischen."

Es war geradezu peinlich, so äußerst crude Dinge anzuhören, und in solcher Weise ging es fort bis ans Ende des Vortrages. „Vox faucibus haeret", sagte mein Nachbar, ein berühmter Linguist, „der Herr Redner hat ja nicht einmal eine Ahnung von der neuern Literatur über die Zigeuner und deren Sprache." Wir haben das Obige als einen Beweis für die Dreistigkeit mitgetheilt, welche der Dilettantismus sich erlauben zu können glaubt. Ueber die Zigeuner im Orient hat **Paspati** geschrieben: „a memoir on the language of the Gypsies, as now used in the Turkish empire" (Journ. americ. Orient. Society, Bd. VII. Neuhaven 1862); Herr Mordtmann sprach über die Zigeuner im Orient; wie —, das sahen wir eben. Der gelehrte, gründliche und besonnene **Ascoli** knüpft nun seine linguistischen Untersuchungen zunächst an jene Abhandlung. Wir können darauf nicht näher eingehen, wollen aber hervorheben, daß Ascoli in einem besondern Abschnitte „**Zigeunerisches aus Süditalien**" behandelt und „wirkliche Sprachproben" gibt. Er verkehrte im Oktober 1864 mit mehr als 40 „Neu-Indern"; nach Aussage derselben sollen viele Zigeuner auch in Calabrien wohnen. A.

Allem aber gern Henker und Scharfrichter, und die Chroniken sind voll von schaudererregenden Berichten, mit welcher teuflischen Freude sie in Spanien die Opfer der Inquisition foltern und quälen halfen.

Hier wirft man vielleicht die Seitenfrage auf, warum sie, die völlig Gottlosen, nicht selber eine Beute dieses Tribunales der Gewissen wurden? Borrow, der englische Zigeunermissionär, der (wie die Leser des Globus von früher her wissen) sie kannte, wie kein Anderer, und den sie selbst stets für einen Zigeunerkönig, Krallis, ansahen, gibt hierauf zur Antwort: „Es war nichts von ihnen zu holen, folglich ließ man sie laufen, bis sie etwa der weltlichen Macht in die Hände fielen."

Ist der Zigeuner grausam, so ist er auch feig, und daß er dies ist, sehen wir u. a. an seiner geringen Tauglichkeit zum Soldaten und zu jedem bürgerlichen Berufe, zu dem wahrlich mehr Muth gehört als zum Vagabundiren.

Unter solchen Umständen leben sie schlecht, im Zelt, in Gruben und Höhlen, unter der Weide am Bach, auf der Haide, im Walde, wo es eben geht. Ihre Nahrung ist, was sie eben auftreiben können: Wild, wenn es zu haben ist, Kaninchen, Katzen, Hunde, Ratten, Mäuse, und was die Bauernhöfe etwa liefern; selbst von Gott geschlachtetes Gethier, wie sie es nennen, wird nicht immer verschmäht. Vor Allem aber brauchen sie Tabak und Branntwein. Unter sich gehorchen sie einem Krallis, Oberzigeuner oder Zigeunerkönig, der aber abgesetzt wird, wenn seine Unternehmungen sich nicht bewähren. Ihre Ehen schließen sie sehr früh, — 14jährige Mädchen sind meist schon Bräute, d. i. heiratsfähig; die Einwilligung der Aeltern und der Kinder ist der ganze dabei zu beobachtende Apparat, eine Schwelgerei die Feier und die einzige Gelegenheit, wo sie busnés in ihre Zelte lassen. Das Topfwerfen (Polterabend) ist ein ihnen entlehnter Gebrauch. Die Ehen werden aber unverbrüchlich heilig gehalten, wenigstens von Seite der Frauen.

Ein Busnó ist noch nie von einem Zigeunermädchen geliebt worden,*) obwohl sie ihn — und sie sind mitunter von gewaltiger, unheimlich anziehender, hinreißender Schönheit — in ihren Netzen umstrickt hält, bis er nichts mehr zu opfern hat. Sie verblühen aber eben so schnell und zeichnen sich später durch hexenhafte Häßlichkeit aus. Ihre Ehen sind sehr kinderreich, und schon deshalb dürften die noch anderweitig nicht begründeten Anschuldigungen des Kinderraubes im Ganzen grundlos sein. Als völlig unwahr haben sich die vereinzelt gegen sie erhobenen Anklagen des Kannibalismus herausgestellt.

In zwei Ländern haben sie sich vorzugsweise zu halten und zum Theil günstiger zu stellen gewußt, als im übrigen Europa; es sind dies solche, in welchen die allgemeine Bildung, im Einzelnen und Ganzen, sich nicht zu solcher Höhe entwickelt hat, daß die Zigeuner mit ihrem wüsten Treiben in gar zu schroffem Widerspruche dazu gestanden hätten. Sie konnten sich daselbst accomodiren, ohne gerade nach jeder Seite hin die subtilen Gesetze der Civilisation zu verletzen; auch wurde ihnen dort nicht überall jedes Büschel Haidegras mißgönnt, das ihre hungrigen Pferde abweideten, ich meine Spanien, das in seinen Sierras ihnen ungezählte Zufluchtsstätten bot, und Rußland. Hier hat sich der Zigeuner mehrfach bis zu einer gewissen Höhe entwickelt und selbst zu verschiedenen Malen künstlerische Anläufe (aber auch nur solche) genommen, namentlich in Musik und Tanz.

*) Diese Behauptung ist, so allgemein hingestellt, schwerlich zu beweisen; ich selbst kenne sehr bestimmt wenigstens einen Fall, auf welchen sie nicht paßt. A.

Wer sie gehört hat, die seltsamen Sänger, in Moskau, wo sie ihre so beliebten Vocal-Concerte geben, die Einen wie mit magischer Gewalt fesseln an diese wunderbaren Laute, welche bald in leisestem Tremulo zarte, unverstandene Klagen auszuhauchen scheinen, getragen von den halbmurmelnden, bewegten Stimmen der Männer, bis sie in steigendem Pathos sich wirbelnd schwingen und plötzlich culminiren in einem wild ausbrechenden, gellen und doch harmonischen Schrei, der Einem durch Mark und Bein geht, um sich dann wieder zu brechen, wie eine Feuerwerksgarbe, in viele leuchtende Einzelklagen, die jede für sich und doch alle zusammen weben und schweben, um wiederum aufzusteigen zu einer gewaltig wirkenden Lautsäule, der wird es begreiflich finden, daß ein Franz Liszt es der Mühe werth erachtete, ihre Musik näher zu beleuchten und in seinem eigenen wunderbaren Style ein ganzes Buch darüber zu schreiben: Les Bohémiens et de leur musique, Paris 1859, das der höchsten Beachtung werth ist.

Im Tanze haben sie von jeher geleistet und leisten sie in Andalusien noch immer, was einst die Tochter der Herodias vor Herodes that, sie verdrehen den ernsten Spaniern geradezu die Köpfe. So wie das magnetische Klifklak ihrer Castagnetten ertönt, durchströmt es jeden Zuschauer siedend heiß. Bis zu welcher Extase sie auch den kältesten Betrachter hinzureißen vermögen, ist in des geistreichen Richard Fords Handbook of Spain, S. 188 nachzulesen, der selbst nach einem 22jährigen Aufenthalte in Spanien die einzigen zwei Zigeunertänze Zarabanda und Romalis (letztere unter dem Namen Ole auch von den Spaniern blaß nachgeahmt) „matchless, unequalled, inimitable" nennt, gerade so wie seine Beschreibung dieser Tänze ist. Das Erbtheil der Bayaderen und der Dewedaschis ist ihnen also bis jetzt nicht verloren gegangen.

Sie sind grenzenlos unwissend und wissen über sich selbst nichts mehr zu sagen, als daß sie, nachdem sie es so oft von Anderen gehört, allen Ernstes aus Aegypten zu stammen vermeinen, von welchem Lande sie aber wiederum nichts wissen, als daß ein mächtiger Pharao daselbst geherrscht habe, nach dessen Falle sie über die Erde zerstreut wurden. Und so bauten sie sich eine Sage, die sie jedem erzählen, der sie hören will, nach Borrow in folgender Form:

„Es war einmal ein großer König in Aegypten, Namens Pharao, der hatte zahlreiche Heere, mit welchen er nach allen Ländern hin den Krieg trug und alle unterliegen machte. Und als er die ganze Welt bekriegt und besiegt hatte, ward sein Herz traurig und voller Sorgen, denn er wußte nicht, was er beginnen sollte, und fand doch nur am Kriege Wohlgefallen. So gedachte er denn endlich mit Undebel, mit Gott selber Krieg zu führen und sandte Herolde an ihn ab mit der Herausforderung: herabzusteigen vom Himmel mit allen seinen Engeln und zu streiten mit Pharao und seinen Heerschaaren. Aber Gott sagte: „Ich will meine Macht nicht messen mit der eines Menschen!" Aber Gott war entrüstet über Pharao und beschloß ihn zu strafen für seinen Hochmuth; und er öffnete eine Spalte an der Seite eines großen Berges, und es erhob sich ein gewaltiger Sturmwind, der zog den Pharao und seine Heere hin zu dem düstern Eingange, und der Abgrund umfing sie allesammt, und der Berg schloß sich wieder über ihren Häuptern. Aber wer in der St. Johannisnacht hin geht an den Berg, der kann den Pharao und seine Heere drin singen und toben hören. Als nun Pharao und seine Heere dahin waren, standen alle Könige und Völker, die dem Gewaltigen unterthan gewesen, wider Aegypten auf,

das nun ohne König und ohne Vertheidigung war, und überzogen das Land mit Krieg und überwältigten es und zerstreuten sein Volk über die ganze Erde und: Apilyela gras Chai tapanî Lucalai, d. i. sieh, und nun trinken unsere Saumthiere im Guadiana!"

Borrow bringt noch eine ähnliche Sage in poetischer Form, die ich ihm möglichst klang- und sinngetreu nachübersetze:

Heimatsstatt war uns einstmals die Gegend von Chal,
Wo nur Lust und Genuß sich uns bot überall —
Bis, zerstreut durch die Welt wir, kein Mensch weiß mehr wie,
Unsre Saumthiere tränken, im Guadiana nun, sieh!

Einstmals knieten viel Kön'ge vor unserem Thor,
Und nicht Einer von uns kam gering ihnen vor.
Doch, ach, jetzt sind verworfen wir, mehr denn noch nie,
Unsere Saumthiere trinken im Guadiana nun, sieh!

Denn der Undebel sah von dem wolkigen Thron,
Daß schlecht unser Thun, unsre Herzen voll Hohn,
Und so trieb er uns fort, der noch niemals verzieh,
Unsre Saumthiere trinken im Guadiana nun, sieh!

Doch sollten sie trinken nur die heil'ge Flut,
Die durch Chal sich ergießet in sonniger Glut — —
Sie kosten von allen, als dem Einen, sieh,
Apilyĕla gras Chăi tapani Lucalăi!

Wie es aber möglich ist, daß in Spanien noch heute so manche feine Dame einem unsaubern, ignoranten Zigeunerweibe ihre Hand darreicht, um sich aus den zarten Linien derselben die bahi von ihr sagen zu lassen, wäre geradezu unerklärlich, wüßten wir nicht, daß nichts so leicht Wurzel in uns faßt, als der Hang zum Aberglauben und zum Glauben an Vorbedeutungen. Im gewöhnlichen Leben hilft man sich mit dem Worte „unberufen" oder mit dem Shakspeare'schen: „Es gibt mehr Ding im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumt, Horatio!" um den Schein zu retten. In unkultivirteren Ländern, wo man mehr dem Instinkte als dem klaren Vernunftbewußtsein gemäß lebt, gibt man sich ihm ohne alle Scheu hin und man wird auch deshalb von Niemand gerichtet. Aber auch in dem erleuchteten Deutschland — von Frankreich und England ganz zu schweigen — ist in dieser Beziehung manche dunkle Stelle. Ich will gar nicht zurückgreifen etwa bis in die Zeiten des Tischrückens, das wenigstens als reizende Sinnestäuschung auftrat, sondern in die Gegenwart hineingreifen, wo der Data des krassesten Aberglaubens sich so viele darbieten. Oder wie könnten sonst die Zukunftskarten, die unter dem Namen Lenormand verkauft werden, wenigstens in Norddeutschland, einen so riesigen Absatz finden, wie kaum ein verständiges Buch? Wie wäre es möglich, daß jüngst in Königsberg in Preußen die Postbotenfrau Klein vor den Assisen stand, der absichtlich geübten Zauberei, d. i. für die Gerichte des Betruges, angeklagt? Wie hätte der Fall im Kreise Kosten im Obrabruch vorkommen können, wo eine Hochzeitsfahrt bei spiegelglattem Wege über das Glatteis dadurch unterbrochen wurde, daß bei dem wilden Jagen eines der unbeschlagenen Pferde stürzte und sofort todt war? „Die Braut stieg vom Wagen und erklärte der sie begleitenden Gesellschaft, daß sie weder nach der Kirche fahren, noch die eheliche Verbindung mit ihrem Bräutigam eingehen werde, weil durch die Dazwischenkunft einer „Hexe" ein Fall eingetreten sei, der eine unglückliche Ehe ankünde. Alle Vorstellungen vermochten das junge heiratsscheue Mädchen zu keinem andern Entschlusse zu bewegen, der ganze Zug machte Kehrt, und das Mißlingen der Partie wurde einer alten gehässigen Nachbarin mit stillen Verwünschungen zum Vorwurfe gemacht." Kosten hat 2 Kirchen, 3321 Einwohner, ein Kreisgericht, ein Landrathamt und ist also gerade nicht außerhalb aller Civilisation gelegen. Wie sollten nun die Zigeuner aus so günstigen Verhältnissen, wo sie sie finden, nicht den größtmöglichen Nutzen ziehen, um so mehr als dies fast die einzige Seite ist, von der sie uns beikommen können?

Resumiren wir das Mitgetheilte behufs bündiger Lösung der am Eingang gestellten Fragen, so finden wir, daß die Zigeuner Arier und Hindu, vielleicht aus der Gegend des Sindhu, des Indus, sind, daß sie zwar keine Kaste bilden und ihnen überhaupt jegliche Erinnerung an ihr ursprüngliches Heimatland verloren gegangen ist, daß sie aber in kastenartiger Abgeschlossenheit in einem versumpften Zustande dahin leben. Das Interesse, welches sie uns unzweifelhaft einflößen, ist wohl mehr unser eigenes, subjektives Gefallen an der Abnormität ihrer Erscheinung, der Ungewohntheit und Seltsamkeit, und nicht selten an dem wirklichen Zauber ihrer fremdartigen Gestalten, an der scheinbaren Räthselhaftigkeit ihres Wesens, von dem wir so wenig wissen, an dem Trotz, mit welchem diese Geächteten, gegen die seit vier Jahrhunderten Jedermanns Hand erhoben war, die wilde Freiheit des Wolfes festhalten, an den vagen Vorstellungen, die sich an das hohe Alter ihres Stammes knüpfen, kurz, an ihrem ganzen, geheimnißvollen, romantischen Vagabundenthum, das ja von jeher des Interesses nicht entbehrte, unter welchen weltgeschichtlichen Formen es auch auftrat — als die reine Objektivität ihrer Erscheinung, die höchstens durch ihren scharfen Contrast gegen unsere Zustände gleichsam wie ein Curiosum auf uns wirkt, ohne einen dauernden, wohlthuenden Eindruck in uns zu hinterlassen, und diesen Eindruck machen auch alle hier einschlagenden Kunstwerke; es ist eben loves labour lost!

Was ihre künftigen Geschicke sein mögen, wer dürfte es wagen, dies andeutend zu bestimmen? Daß sie aber dennoch in Europa sich an Zahl vermindern, ist eine unbestrittene Thatsache, die sich zum Theil dadurch erklärt, daß sie, in Folge der fortgeschrittenen, sie zurückweisenden Civilisation, sich in einzelnen Staaten in ihrer verkommenen Rohheit nicht haben halten können; in anderen hingegen, wie jetzt in Spanien, sobald sie seßhaft geworden, nicht mehr als Zigeuner, sondern als eingeborne Spanier in den Geschlechtsregistern der Städte verzeichnet werden, daselbst auch vielfach nicht mehr auf die gitanerias — eine Art Ghetto — beschränkt sind, ein Verfahren, das, ächt spanisch, die Achtung vor dem Individuum tel quel bekundet und als wahrhaft human verdiente nachgeahmt zu werden. Woher anders sollen die Keime künftiger Gesittung für sie kommen?

Die Worte unseres Dichters, der sie auf der Haide sah,

Wo sie ihm dreifach haben gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie mans verraucht, verschläft, vergeigt
Und es dreimal verachtet.

sind zwar recht wahr und tief gegriffen und bekunden sein eminentes Talent als Situationsmaler; sie sind aber für uns von geringerer Innerlichkeit als die Schlußstrophe, in welcher er gesteht, daß

Nach den Zigeunern lang' noch schaun
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

# In der Herzegowina und Montenegro.

Von A. Leist.

Während meiner Streifzüge in der Herzegowina kam ich nach der kleinen Glubinje. In der zerklüfteten Einöde, von welcher dieselbe weithin umschlossen wird, findet man mehre Bäche und kleinere Flüsse, welche aus den Felsenhöhlen in die Thäler sich niederstürzen und nach kurzem Laufe sich bald wieder in Kalkhöhlen verlieren, oder auch, sich in kesselförmige Thäler ergießend, Seen bilden, welche der Sage nach ihre unterirdischen Strömungen fortsetzend anderweitig wieder als Quellen zum Vorschein kommen und neue Bäche bilden, die in der heißen Jahreszeit gewöhnlich vertrocknen und daher zur Bewässerung des Landes nur sehr wenig beitragen.

Von Glubinje führen zwei schlechte Wege nach Trebinje. Wir wählten den geradesten, welcher etwa sechs Meilen beträgt, dessen erste Hälfte aber durch eine unebene steinige Wüstenei führt und schon sehr an die Nähe des nackten montenegrinischen Felsenlandes erinnert. Auf diesem sterilen Terrain trifft man auch bis zum Städtchen Slano keine erwähnungswerthen menschlichen Niederlassungen an, und das Auge sucht daher vergebens nach den wohlthuenden Punkten der Kultur. Nur die fernen, terrassenförmig aufsteigenden Bergketten gewähren dem Auge interessante Anhaltspunkte, obgleich dieselben in matter Färbung des Sonnenlichtes erscheinen.

Der rechts liegende Weg, welcher, von Glubinje aus im Bogen eine steile Bergmasse umschreibend, durch ein Felsenthor nach Kotese und dann in das schöne, üppige und daher auch an Ortschaften reiche Thal der Trebinjschtiza führt, ist in jeder Beziehung weit interessanter. Bei Slano, welches schon im Thale der Trebinjschtiza liegt, fallen beide Wege zusammen. An den Abhängen des Berges Gliwo sind anmuthige Obstpflanzungen. Dieser Thalgrund ist aber auch reich an Getreide, Wein und Südfrüchten und führt in den Volksliedern den Beinamen „pitome“, d. h. die kultivirte, welchen Namen dieselbe auch im Vergleich zu anderen Gegenden dieses Landes verdient. Von Slano führt ein direkter Weg über einen Einschnitt der Grenzgebirge nach Ragusa. Natürlich ist unser Slano mit der dalmatinischen Stadt gleichen Namens nicht zu verwechseln.



Trebinje. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Im anmuthigen Thale der Trebinjschtiza liegt die nach türkischem Maßstabe ansehnliche Stadt Trebinje, welche schon im 9. Jahrhundert der Sitz der Fürsten von Tribunia war und später die Herrschaft wechselnd, zuletzt ein Zankapfel zwischen Türken und Venetianern war, welche letzteren sie im Jahre 1695 unter Daniel Delfino mit stürmender Hand nahmen, ohne dieselbe für die Dauer behaupten zu können. Die auf unserm Bilde vorragend sichtbare große Moschee war eine griechische Kirche. Außer den Griechen



Verwundete Montenegriner durch das Njeguschthal ziehend. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

und Türken gibt es auch viele Katholiken mit einem Bischofe, und sie haben einen ärmlichen Dom.

Wie in der ganzen Herzegowina, so ist auch in Trebinje der Geist der meist serbischen Bevölkerung ein äußerst türkenfeindlicher; er ist theils in den unaufhörlichen Bedrückungen der Osmanen begründet, theils wird er durch die ewigen Feindseligkeiten der benachbarten Tschernegorzen immer neu angefacht. Mehre Nahien der Herzegowina und namentlich jene von Gazko, Piva und Drobnak stehen sogar ziemlich unabhängig von der Pforte und nehmen beim Ausbruch der Feindseligkeiten gewöhnlich für die Montenegriner Partei. Des ewigen Kampfes müde läßt die Pforte diese Nahien unter ihren eigenen Stammhäuptern frei schalten und walten, wenn sie nur nicht offenbar den Landfrieden stören. Auch für Serbien hat man in der Herzegowina lebhafte Sympathien und zählt sich mit Recht zur serbischen Nationalität, wie wir dies hier auch aus dem Motto eines Manuscriptes ersehen konnten, welches die Drohworte enthielt: „Ne acerbetur gens Serbica."

Allein wir hörten hier nicht nur Verwünschungen gegen die Kerwolske (Blutsauger), wie die Türken genannt werden, sondern auch Klagen gegen die europäischen Völker, die sich so gern ihrer civilisatorischen Bestrebungen rühmen.

„Europo, zar ne cujesh plac tuznik Kristianah?
I cowecstwo line tujesh, jerse tice Slawjanah?"

Europa, warum hörst du denn nicht das Wimmern der Christen?
Du übst nicht Menschlichkeit, denn man foltert und quält uns Slaven?

Eine sehr drückende Abgabe, welche die Rajah in der Herzegowina den Türken erlegen müssen, ist die sogenannte Tretschina, d. h. das Drittheil von allen Produkten, deren Entrichtung außer dem Karatsch und anderen zum Theil willkürlichen Steuern die Nichtmuselmänner immer zur Unzufriedenheit reizt. Auch ist der vielbesprochene Hat-J-Humajun in der Türkei bis zum heutigen Tage ein todter Buchstabe, und am wenigsten kümmern sich um denselben die fern von Konstantinopel hausenden Paschas und Kaimakane; es ist somit von einer organisirten, rechtlichen Staatsgewalt in der Türkei keine Rede.

In Trebinje hatten wir von einem in Ungarn lebenden Bekannten einen Brief an seine Eltern abzugeben, welche wir endlich nach vieler Nachfrage in einem aus Lehm und Holz nach türkischer Weise innerlich backofenförmig gebauten Hause auffanden. Wir entledigten uns dieses Auftrages noch mit der Zugabe, daß wir das Schreiben auf Ersuchen der freudigerregten Mutter und Schwester des Briefschreibers auch verlasen, da dieselben des Lesens nicht kundig waren. Schon vorher hatten Mutter und Schwester ihre Herzensfreude über die von uns auch mündlich überbrachten günstigen Nachrichten des in Ungarn Lebenden durch lautes Weinen kundgegeben, welches sich während des Vorlesens des Briefes bis zu Exclamationen und zum Händeringen steigerte. Unter solchen Umständen fanden wir, nachdem man uns mit eingemachten Früchten und Wein mit Pomeranzensaft erquickt hatte, viele Mühe, die gastfreundlichen Einladungen zum Nachtquartier, mit dem wir schon anderweitig versorgt waren, abzulehnen, mußten aber doch am folgenden Tage einer Einladung zu einem Sarma Folge leisten, bei welcher Gelegenheit wir auch den alten Vater, welcher sich heute im Weinberge befand, kennen lernten. Es ist aber das erwähnte Sarma, sogenanntes gefülltes Kraut, gehacktes Fleisch; es wird mit Reis und Gewürz in gesäuerte Weißkohlblätter gewickelt und darin geschmort. Das ist hier eine beliebte und wirklich wohlschmeckende Speise. Im Uebrigen macht sich zu Trebinje auch sonst in culinarischer Beziehung, besonders in den Locanden, schon der italienische Einfluß geltend.

Obgleich wir gestern durch die Ablehnung des Nachtquartiers auch das landesübliche Fußbad, welches das dienstthuende Frauenzimmer des Hauses darzureichen pflegt, verscherzt hatten, mußten wir heute doch das mit bunter Seide durchnähte Handtuch, welches nach der Fußwaschung Abends dem Gaste zum Andenken dargereicht zu werden pflegt, annehmen, wogegen wir der eben so kunstfertigen als freundlichen Geberin beim Abschiede ein Jabuka verehrten. Mit diesem Worte bezeichnet man bei den Serben in der Türkei im weitern Sinne jedes Geschenk, obgleich es wörtlich nur „Apfel" heißt. Es mag wohl diese Bedeutung für ein Geschenk daher rühren, daß nach serbischer Sitte die Mädchen und Bräute von den ältlichen Frauen besonders am Sonntage beim Begegnen vor der Kirche häufig mit Aepfeln beschenkt werden. Unter Bräuten, Snasche, sind aber hier jungverheiratete Frauen zu verstehen, welche bis zu ihrer ersten Niederkunft oder ein Jahr lang diesen Namen führen und sich durch besondere Abzeichen, namentlich an der Kopfbedeckung kenntlich machen.

Auch ein Sträußchen von Basiljen (Ocimum basilicum), dieser serbischen Nationalblume, erhielten wir beim Abschiede als sinnige Bedeutung und zum Zeichen der Gastfreundschaft. Ueberall, wo Serben und Griechen, oder die Anhänger der orthodoxen Kirche (pravostavna vera) wohnen, wird dieses wohlriechende Blümlein gehegt und gepflegt, und es fehlt selbst in der Kirche nicht, denn der Pope bedient sich desselben als Weihwedel. In den Volksliedern spielt es unter dem Namen Misloein, Basilje eine große Rolle, denn Jedermann liebt es und kennt seine symbolischen Bedeutungen; in diesen ist man im Lande der Selams nicht unbewandert. Daß man aber von der orientalischen Pflanzensymbolik in allem Ernste in das Gebiet eines sehr thörichten Aberglaubens, bei sonst guten geistigen Eigenschaften, sehr leicht hinüber schweifen kann, haben wir hier an der bereits erwähnten Schwester unseres Freundes erfahren, welche, wenn ich nicht irre, Miliza hieß. Miliza war sehr besorgt, daß ihr Bruder im fremden Lande das Opfer einer nichtserbischen Liebe werden könne, und diese Besorgniß war um so gerechtfertigter, weil derselbe schon vor längerer Zeit mit einem ranowatzer Mädchen verlobt wurde, natürlich auf Wunsch der Eltern und zu einer Zeit, wo die Braut kaum 12 Sommer zählte. Um aber den Bruder gegen jede Einwirkung der Liebe unempfänglich zu machen und ihn daher gegen alle Liebespfeile zu schützen, gab sie uns ein sogenanntes Raztanak traca mit mündlicher Gebrauchsanweisung und ersuchte uns, dieses Zaubermitel bei unserer Rückkehr ihrem Bruder zu überreichen. Derselbe müsse die Wurzel dieses Krautes in Linnen wickeln und bei sich tragen. Es schützt gegen Liebe und ist das Gegentheil vom Liebestrank, der bei den Südslaven ebenfalls nicht unbekannt ist und den Namen Samdokas führt. Das Kraut, welches wir zwar später an den richtigen Mann abgeführt, das aber wohl nie seine Bestimmung erreicht hat, ist das Doldengewächs Ligusticum officinale gewesen, welches in früherer Zeit wohl auch in Deutschland in Bezug auf die Liebe zu abergläubischen Zwecken verwendet worden sein mag, wie dies ja die Benennung „Liebstöckel" zur Genüge anzeigt. Als Heilmittel wird die Wurzel des Liebstöckel, besonders in Viehkrankheiten, auch heute noch angewendet. In Deutschland ist diese Pflanze selten, aber in den Gebirgsgegenden der wärmern europäischen Türkei häufig. —

Trebinje hat seine ehemalige Bedeutung als Festung

längst verloren, ist jedoch in militärischer Beziehung insofern von Wichtigkeit, als die Stadt während der montenegrinischen Unruhen für die türkischen Observationstruppen einen guten Stützpunkt bildet und eine ansehnliche Truppenmasse aufnehmen kann. So haben die Türken im Jahre 1858 nach ihrer Niederlage am 13. Mai in Trebinje viel Truppen angehäuft, denn man befürchtete sogar, daß die Montenegriner diese wichtige Stadt durch Ueberrumpelung nehmen könnten. Im Uebrigen haben die zahlreichen Festungen und Schlösser, mit welchen die Türken zu ihrer Sicherheit den natürlichen Wall von Montenegro von drei Seiten umgürteten, nur den Montenegrinern gegenüber einige Wichtigkeit, weil diese letzteren gar kein Belagerungsgeschütz besitzen und auch nur selten mit einigen Kanonen ins Feld ziehen. Spuz, Klobuk, Niksitsch, Onogoscht, Podgoritza, Zablak u. a. sind türkische Festungen, während die Tschernogorzen gleich den Spartanern und den Szeklern in Siebenbürgen gar keine Festung und nicht einmal eine Stadt besitzen.

Von Trebinje führt ein schlechter, aber von türkischen Karawanen ziemlich belebter Handelsweg durch den südwestlichen Theil der Herzegowina in das öde, keine rationelle Kultur kennende Suturinathal, welches mit seiner Meerumspülung ebenfalls zur Herzegowina gehört und südlich und nördlich von den österr.-dalmatinischen Gebieten der Bocca und Ragusa begrenzt, von diesen durch Fruchtbarkeit und Kultur weit überboten wird. Wir stehen ab vom Besuche dieses Theiles der Herzegowina mit seinen schlechtgepflegten Weingeländen, seinen verwilderten Oel- und Feigenbäumen und führen unsere Leser über Grahowo in das Bergland Montenegro, welches so oft der Schauplatz blutiger Ereignisse war und in dem letzten Jahrzehend auch die Diplomatie der Großmächte vielfach in Thätigkeit gesetzt hat.

Der serbischen Bevölkerung in den Schwarzen Bergen ist die italienische Benennung „Montenegro" ganz unbekannt; dieselbe kennt nur die Bezeichnung „Tscherne gore" (Schwarze Berge) und gebraucht nur sehr selten die im Auslande übliche Einzahl Tscherna gora. Sich selbst nennen diese tapferen, aber armen Bewohner Tschernogorzen, aber nicht Tschernagorzen und zwar wird das erste Wort am richtigsten ohne e geschrieben, wie: Tschrno, Tschrne, Tschrna u. s. w.

Die Größe dieses kahlen unfruchtbaren Hochgebirgslandes hat je nach den Wechselfällen der Kämpfe schon oft gewechselt und dürfte gegenwärtig mit den unter türkischer Oberhoheit stehenden, aber von eigenen Wojwoden regierten Nahien der Berda wohl über 100 Quadratmeilen betragen, wovon aber einzelne Gebiete nicht allein von der Pforte streitig gemacht werden, sondern es kommt auch vor, daß sich einzelne Wojwoden und Stammhäupter gegen die Souveränetät des Fürsten von Montenegro auflehnen, wie dies der Stamm der Kutschier schon wiederholt gethan hat, welcher durch kriegerische Execution zum Gehorsam zurückgeführt werden mußte.

Das eigentliche Montenegro enthält nur 35 Quadratmeilen und ist von unzugänglichen, zerklüfteten Bergketten durchzogen und umwallt, über welche nur wenige, leicht zu vertheidigende Engpässe nach den Hauptorten führen.

Unter den Römern war Montenegro ein Theil Illyricums und bildete später vom Jahre 1040 bis 1389 einen Theil des großen serbischen Reiches. Als aber, wie ein serbisches Sprichwort sagt, die Freiheit der Serben auf Kossowo 1389 verloren ging, ward dieselbe in den Schwarzen Bergen wiedergeboren. Von 1389 bis 1516 bildete Montenegro einen selbstständigen Staat unter Fürsten aus dem Hause Tschernowitsch und wurde später ein geistliches Erbfürstenthum unter dem Vladika, welcher die bischöfliche Gewalt zugleich mit der weltlichen bis zum Jahre 1851 in sich vereinigte. Seit 1851 bildet es ein weltliches Erbfürstenthum in der Familie Petrowitsch, die geistliche Würde ist abgetrennt worden. Diese bekleidet gegenwärtig der Metropolit Hilarion. Der weltliche Fürst heißt Nikolaus.

Während des serbischen Unabhängigkeitskrieges erhoben sich auch die Montenegriner zu Gunsten ihrer Stammgenossen mit Erfolg. Der Vladika der Tschrnegore hatte noch nie zuvor über einen so bedeutenden Flächenraum zu gebieten gehabt, als zwischen der Zeit von 1806 bis 1814. Es gehörten nämlich in dieser Zeit noch zu Montenegro die Bezirke von Grahowo, Zschupa, Banjani, Piwa, Drobnjak, Kruschewiza, Zupczi (unweit von Trebinje), Waschoewiez bis zu den Flüssen Tora und Lima, und Antivari an der Küste des Adriatischen Meeres. Als aber im wiener Frieden 1814 die Küste von Cattaro an Oesterreich fiel, wurde der Fürst von Montenegro von dem befreundeten russischen Kaiser Alexander I. aufgefordert, Antivari, welches seit alten Zeiten zu Montenegro gehörte, an Oesterreich abzutreten. Die Montenegriner fügten sich in das harte Gebot und verloren mit Antivari das ganze Küstengebiet und die Verbindung mit dem Meere, welche dem armen Volke manche Vortheile gewährt hatte. Auch jene Gebiete, in deren Besitz sich die Montenegriner seit 1806 gesetzt hatten, und welche ihnen Weiden für ihr Vieh und zum Theil auch Ackerland gewährten, wurden ihnen nach und nach von den Türken wieder entrissen, und die Montenegriner sahen sich zuletzt in ihre unfruchtbaren Berge zurück gedrängt. Da sie hier nicht genügenden Lebensunterhalt fanden, machten sie räuberische Ausfälle in die benachbarten Gebiete und raubten den türkischen Besitzern und wohl auch solchen Rajah, die nicht gemeinschaftliche Sache mit ihnen machten, die Heerden, plünderten und verbrannten die feindlichen Dörfer, ganz eben so wie dies die Türken bei ihren oftmaligen Einfällen in Montenegro gethan haben. Dergleichen Excesse führten zu offenen Feindseligkeiten, Kriegen und diplomatischen Verhandlungen. Während die Montenegriner sich rühmten, ein freies Volk zu sein, und auf ihre kahlen Berge hinweisend ein fruchtbares Weideland in den grünen Thälern der Herzegowina oder Nordalbaniens beanspruchten, behaupteten die Türken, daß Montenegro kein Recht auf Selbstständigkeit habe, sondern Eigenthum der Pforte wäre, und machten wiederholt große Rüstungen zur gänzlichen Unterwerfung dieses kleinen Freistaates. Als im Jahre 1830 der Vladika von Montenegro starb, sammelten die Türken ein Heer bei Skutari und drangen in die tschernisker Nahia ein. Durch Schüsse und Feuersignale von den Bergspitzen wurde sofort die Bevölkerung in Allarm gesetzt, Alles, was Waffen trug, eilte nach dem bedrohten Punkte, wo Iwan Dschaja die Streiter ordnete und zu beiden Seiten des Engpasses hinter dem Dorfe Martinitsch vertheilte. Die im Engpaß vorwärts dringenden Arnanten wurden von den Montenegrinern unter dem üblichen Schlachtrufe „Jurisch" mit Flintenschüssen empfangen und durch herabgestürzte Felsstücke vernichtet. Die Nizams zogen sich wieder zurück.

Auch der im Jahre 1852 und 1853 von Omar Pascha geleitete Feldzug hatte keinen Erfolg, und die Türken mußten viel von der Ueberschwemmung der Zeta leiden.

Groß aber war die Niederlage, welche die Türken 1858 am 13. Mai durch einen Ueberfall der Montenegriner auf herzegowinischem Boden erlitten, wo sich das Observations-

heer der Türken aufgestellt hatte. Nach dem Berichte, welchen der Präsident des Senats, Mirko Petrowitsch Njegusch, an den Fürsten Daniel erstattete, haben die Tschernogorzen an diesem Tage nicht weniger als 7000 Türkenköpfe abgeschnitten, 8 Kanonen, 500 Zelte, 1200 Saumpferde, eine große Zahl Tschewerdan (türkische Gewehre) und viele andere Waffen, Feldzeichen, Kostbarkeiten u. s. w. erbeutet. „Das Schlachtfeld glich einem umgehauenen Walde" sagt derselbe Berichterstatter, „und die Leichenhaufen der Türken sind entsetzlich anzuschauen. Zwei Pascha's wurden getödtet, einer von Ilija (Elias) Djekanow; der andere wurde vom Fahnenträger der Perjaniken (Leibgarde des Fürsten) niedergehauen." Die Montenegriner sollen nur einige hundert Mann an Todten und Verwundeten verloren haben. Unser Bild stellt verwundete Montenegriner dar, welche, vom Kampfplatze kommend, durch das Njeguschthal nach Njegusch und Cetinje ziehen. Auf dieses wilde, das Hochgebirge durchschneidende Felsenthal werden wir gleich zurück kommen.

Die zu ihrer Existenz unerläßlichen Forderungen der Montenegriner hat Fürst Daniel in einer Denkschrift entwickelt und den Großmächten unterbreitet. Dieselbe hatte keinen Erfolg, namentlich hatte sich das kirchliche christliche England als der wärmste Vertheidiger der türkischen Interessen erwiesen, und selbst Oesterreich zeigte kein Mitgefühl für das christliche Volk; um den Preis von Antivari, welches die Tschrnogorzen zu ihrer friedlichen Existenz für nothwendig erachteten, mußten sie das alte Räubervolk bleiben!

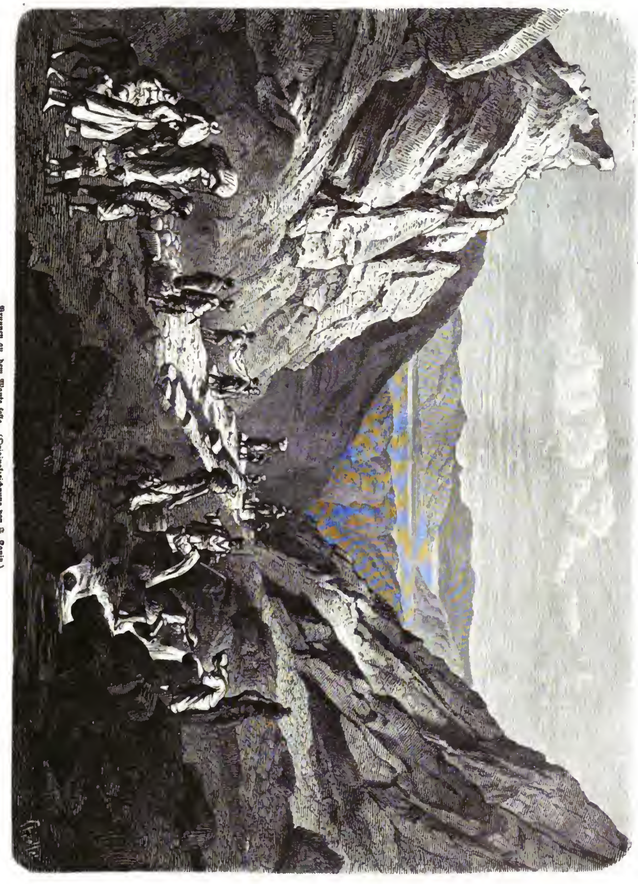
Die Forderungen der Montenegriner bestanden im Wesentlichen in folgenden 4 Punkten: 1) Anerkennung der Unabhängigkeit der Bewohner der Schwarzen Berge unter ihrem Fürsten. 2) Erweiterung der Grenzen nach der Herzegowina und nach Albanien, und zwar nur zur Erlangung des benöthigten fruchtbaren Bodens. 3) Abmessung und Festsetzung der Grenzen durch eine gemischte Commission. 4) Antivari, welches von Alters her zu Montenegro gehört hat und demselben widerrechtlich und ohne alle Entschädigung abgenommen worden ist. —

Aus dem Beispiele Serbiens konnte die Pforte lernen, daß sie an innerer Kräftigung nur gewonnen hätte, wenn sie den Forderungen der Montenegriner durch Abtretung einiger fruchtbaren Distrikte Gehör gegeben und dadurch vielen Veranlassungen zu Streitigkeiten vorgebeugt hätte. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen aber wird Montenegro nach wie vor jene Stelle bleiben, von wo aus die unzufriedenen Rajahs aus den türkischen Provinzen, die hier unter dem Namen Uskoken (Entsprungene) eine Zufluchtsstätte finden, ihre immer bereitwillig geführten Streiche gegen das im Auflösungsprozesse begriffene türkische Reich führen werden, und es ist leicht möglich, daß die hier sich entzündende Flamme bei dem vorhandenen Brennstoffe sich dereinst mit Schnelligkeit weiter verbreiten und für die Türkei von den verderblichsten Folgen sein dürfte.

Von den wenigen und schwer passirbaren Eingangspforten, welche aus der Herzegowina nach Montenegro führen, ist zu bemerken die Bergstraße, welche von Gazko über Piwa und Wassoewitsch in das Gebiet der Moratscha (nicht Moraka) führt, und jener Felsenpaß, durch welchen man von Grahowo aus in verschiedenen Windungen und eine nur wenig unterbrochene Felsenwüstenei in das höchste und schwerzugänglichste tschrnogorzische Dorf Njegusch gelangt, welches wir der leichtern Aussprache wegen auch mit dem italienischen Namen Genegussi benennen wollen. Wie ein Adlerhorst ist der Ort mit seinen Stein- und Holzhütten an den Rand jener Felskolosse hingeklebt, welche mit mehren Einschnitten das interessante Njeguschthal bilden. Malerisch, aber rauh und wenig angebaut, ist dieser Kern des montenegrinischen Hochlandes, welches allmälig nach allen Seiten hin abdacht und dem Fleiß, oder vielmehr der Noth nur wenige Flächen zum Kohl- und Kartoffelbau überlassen hat. Njegusch ist der Hauptort der Katunska Nahia, welche als Anfang und Wiege der Freiheit für Montenegro dasselbe ist, was die Urkantone für die Schweiz sind. In Genegussi residirte früher der Guwernadur, welcher der eigentliche Führer der Montenegriner im Kriege war und die Organisation der Woiska leitete, zu welcher jeder Tschrnogorze gehörte; jeder ist verpflichtet, stets bewaffnet und gerüstet zu sein. Von dem hübsch gelegenen Njegusch führt ein nur mit Mühe zu überschreitender Felsenpaß nach dem anmuthigen in einer großen Ebene gelegenen Cetinje; von dem Hauptorte reden wir hier um so weniger, da derselbe bereits Bd. V, S. 196 des „Globus" besprochen worden ist.

Weit wichtiger als die erwähnten Eingangspforten ist der belebte Paß, welcher österreichischerseits von Cattarca aus durch das Njeguschthal in das Herz von Montenegro führt und mit seinen Verbindungen den Hauptverkehr in den Schwarzen Bergen vermittelt. Er führt über den gegen 5000 Fuß hohen Monte sella (Sattelberg), welcher viel besucht wird, und auf dem man das Panorama der Central-Felsengruppe des montenegrinischen Berglandes genießt, während anderweitig hin die Aussicht beschränkt ist. Die schönste Ansicht bieten die montenegrinischen Felsenmassen jedenfalls von der entgegengesetzten Seite dar, von der Ebene des Amselfeldes aus gesehen; dort erheben sich auch die höchsten Kolosse, welche bei trübem Himmel in ihrer dunklen Färbung eine zwar düstere, aber majestätische Scenerie darbieten.

Oben auf dem Monte sella, nur wenig abseits von der Bergstraße hat der Wladika von Montenegro im Jahre 1850 eine Tschesma errichten lassen, d. h. er hat eine vorhandene ergiebige Quelle nach serbischer Sitte in Steine gefaßt und damit der Menschheit einen Dienst erwiesen. Nicht nur, daß dieser Brunnen an dieser Stelle ein Bedürfniß für die vorüberziehenden Menschen und Thiere ist, derselbe hat auch in den Anschauungen der montenegrinischen Serben eine Art Weihe, wie dies ja auch sonst im Morgenlande der Fall ist. In vielen der wunderbarsten und lieblichsten Geschichten, welche die Bibel erzählt, ist ein Brunnen der Mittelpunkt der Handlung. Auch in den Städten der Türkei und in Serbien bilden die Brunnen heute noch den Mittelpunkt des öffentlichen und geselligen Lebens; hier ist es, wo am Morgen wie am Abend die Mädchen mit ihren Krügen oder mit der Abrawiza (Tragstange für zwei Krüge) zum Wasserholen sich einfinden und bei dieser Gelegenheit ihre Geheimnisse ausplaudern. Zu den gemauerten Quellen, Tschesma oder Wodiza, welche sich unweit der Städte an Bergabhängen befinden und mit schattigen Anlagen versehen sind, wandern an Sonn- und Festtagen die Serben hinaus und erquicken sich dort nicht nur an dem frischen Quellwasser, sondern auch am rothen duftenden Wein, welchen der gemüthliche Wirth zu billigem Preise darbietet. Das Wasser eines solchen Brunnens, der oft mit Heiligenbildern geschmückt ist, wird auch in Flaschen gefüllt und zu abergläubigen Zwecken verwendet. Ich selbst habe in der stillen Umgebung der Wodiza manche Stunde des angenehmsten Stilllebens zugebracht, denn dort, wo das wohlthuende Grün der Bäume alle zerstreuenden Gegenstände abschließt, kann man bei völliger Beruhigung der Sinne sich ungestört



Brunnen an dem Monte sella. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

dem Genusse der Natur hingeben. — Daß der Wodiza auf dem Monte sella die grüne Baumanlage fehlt, ist auch auf unserem Bilde ersichtlich.

Noch ein wichtiges Eingangsthor zu der großen Gebirgsfeste bildet von der österreichischen Seite der Bergpaß, welcher von dem befestigten Kloster Stanjewitsch nach Montenegro führt und dort in die nach dem See von Skutari leitende Bergstraße einmündet. Die letztere hat insofern Wichtigkeit, als sie von dem Bergvolke sehr oft bei den Expeditionen gegen die Türken benutzt worden ist, und bei einem feindlichen Einfalle läßt sich der Engpaß auch leicht vertheidigen.

Im Osten grenzt an Montenegro die Landschaft Zeta, am Flusse gleiches Namens, und sonst noch an die Herzegowina, an Albanien und an den See von Skutari grenzend. Im Mittelalter war diese Landschaft unter dem Namen Zenta bekannt, und man findet sie so auch auf den alten nürnberger Homannschen Landkarten aufgezeichnet. Dieselbe muß aber früher bedeutender gewesen sein, denn einige altserbische Könige führten den Titel: König von Serbien und von Zenta am Meere. Vor ein paar Jahrhunderten haben viele serbische Familien, gedrängt vom Uebermuthe der Türken, das Gebiet von Zenta verlassen und sind nach Ungarn ausgewandert, wo sie eine Niederlassung an der Theiß gegründet haben, welcher sie in liebevoller Erinnerung an ihre schöne Heimat den Namen „Zenta" gegeben haben. Dieser Name ist ihren Drängern, den übermüthigen Türken, später in gerechter Wiedervergeltung sehr verhängnißvoll geworden. Prinz Eugenius hat den Namen Zenta durch die furchtbare Niederlage der Türken bei diesem Orte verewigt.

Da die Tschrnogorzen serbischen Stammes sind, so ist ihr Nationalcharakter im Wesentlichen auch mit jenem der Serben übereinstimmend; mit diesen haben sie ja auch gleiche Religion und Sprache. Doch sind die von allem bildenden Einflusse abgeschnittenen Montenegriner viel wilder und roher als die Serben, und das ist zum Theil auch eine natürliche Folge ihrer Beschäftigung, welche weniger in Acker-, Obst- und Weinbau, als in Viehzucht, Jagd und Tscheten, d. h. in Fehde und Raub besteht. Die Rauhheit des Charakters bringt es mit sich, daß bei den Tschrnogorzen die Blutrache noch gilt, während bei den Serben von derselben keine Rede mehr ist. Obgleich die Frauen und Mädchen in den Schwarzen Bergen den Männern gegenüber eine sehr untergeordnete Rolle spielen, so genießen sie andererseits hohe Achtung und dürfen namentlich in Bezug auf die Schamhaftigkeit nicht verletzt werden. Fremde, welche die äußerst strenge, von den Serben wiederum sehr abweichende Sitte der Montenegriner nicht kannten und gegen dieselbe sich grober Verletzungen schuldig gemacht, haben ihren Frevel mit dem Leben gebüßt, und die schreckliche, den Türken abgelernte Tödtungsart des Hautabziehens ist in früherer Zeit wiederholt in Anwendung gebracht worden, nicht allein an Türken, sondern auch an einem russischen Offizier. Von diesem grausamen Akte haben wir allerdings in den sonst von Blut triefenden montenegrinischen Volksliedern keine Spur vorgefunden. Für Reisende, welche Montenegro besuchen und wegen der Schamhaftigkeit der Frauen nicht gern in Conflikt gerathen wollen, ist es ersprießlich, wenn sie sich das folgende tschrnogorzische Sprichwörtlein ins Gedächtniß tief einprägen: „Schaue die Mädchen von den Schwarzen Bergen nicht an, wenn du nicht willst, daß deine Haut an der Sonne trockne."

---

# Ein deutsches Schiffervolk.

Von einem Mecklenburger.

## II.

Der bejahrte Matrose und Steuermann, welcher sich, wie er es nennt, zur Ruhe gesetzt hat, pflegt dann häufig Fischer zu werden. Namentlich wird von Althagen aus auf der Binnensee mittelst eigenthümlich gebauter Böte, Zesenböte genannt, eine ziemlich starke Fischerei geübt. Hin und wieder wird auch die Fischerei, namentlich die Häringsfischerei in der Ostsee, in ähnlicher Weise wie die Schifferei betrieben, d. h. mehre Personen, gewöhnlich ehemalige Schiffer, schaffen zusammen das nöthige Geräthe an Netzen, Böten ꝛc. an und lassen durch Andere für ihre Rechnung fischen. Die dabei direkt beschäftigten Fischer pflegen mit bestimmten Procenten am Gewinn Theil zu nehmen, auch werden ihnen von den Rhedern die großen Stiefel und die Lederschürzen gehalten. Die Häringsfischerei wird hauptsächlich in den Nächten der Frühjahrsmonate betrieben, mittelst großer „Waden", die am Strande aufgezogen werden. Es soll aber der Fischerei Ertrag sich von Jahr zu Jahr vermindern. — Vielfach wird jedoch gemeint, daß die Art und Weise, wie hier die Fischerei betrieben wird, eine völlig veraltete sei. Ehedem wurden die Häringe hier auch eingesalzen und noch mehre geräuchert und so in den Handel gebracht. Jetzt findet beides nur noch für den eigenen Gebrauch statt. Außer den Häringen werden hauptsächlich Lachse, Dorsche, Hornfische, Maischollen, Aale, Brachsen, Zander und Hechte gefischt, letztere vier Arten in der Binnensee und im Saaler Bodden, worin nach einem alten Vertrage die Mecklenburger auch fischen dürfen. Die gefangenen Fische werden größtentheils nach Rostock, Stralsund, Stettin und in die benachbarten kleinen Landstädte abgesetzt. Der feinste und geschätzteste aller hier gefangenen Fische ist der Zander, (lucioperca sanctra) doch wird er von Jahr zu Jahr seltener, besonders dadurch, daß man die jungen Fische, hier Döllinge genannt, mit engmaschigen Netzen wegfängt.

Der Seemann ist gewöhnlich auch ein Freund der Jagd, und so wird denn auch diese fleißig betrieben, doch ist nur jene auf Federwild ergiebig. Eisenten, Schwäne und wilde Gänse finden sich während des Winters hier zahlreich ein; sonst kommen auch vielerlei Schnepfenarten vor, die sammt und sonders einen vorzüglichen Braten liefern. Ehedem

wurden auch Falken gefangen. Jährlich kamen deshalb aus dem jetzigen Belgien Vogelsteller nach dem Fischlande, welche die abgerichteten Thiere zu hohen Preisen hauptsächlich nach Frankreich und England hin verkauften.

Mit Geschäften in Feld und Garten befaßt der Seemann sich niemals gern, sie bleiben zumeist dem weiblichen Geschlechte überlassen. Doch führen die eingebornen Frauen zwar ein sehr thätiges, aber doch kein unbequemes Leben, da sie größtentheils sich Dienstmädchen halten, die sammt und sonders dem Darß entstammen, denn daß ein hier gebornes Mädchen in Dienst zu fremden Leuten geht, kommt niemals vor.

Obschon die Bewohner des ganzen Distriktes sich in ihrem Sein und Wesen sehr ähneln, so findet dennoch unter den verschiedenen Dörfern nur eine sehr lose Verbindung statt. Es kommt selten vor, daß ein Mädchen in ein anderes Dorf hinein heiratet, und die Einwohner von Dänendorf und Dierhagen nehmen es übel, wenn man sie für Fischländer hält, ebenso wie diese letzteren es ungern vermerken, wenn man ihre Abstammung verkennt. So sind denn alle Einwohner eines Dorfes mit einander verwandt, und daß hier sehr zahlreiche Geisteskrankheiten vorkommen, mag mit von den vielfältigen Wechselheiraten herrühren. — Wie stark der Sondergeist in diesen Menschen steckt, zeigt sich recht klar in dem größten Dorfe, in Wustrow. Hier läuft eine breite Straße mitten durch den Ort und scheidet ihn in einen Wester- und in einen Ostertheil. Nicht bloß die Jugend der beiden Dorftheile entnimmt aus diesem Umstande eine Ursache zu Befehdungen, sondern auch die erwachsenen Personen sehen darin einen Grund, sich gegen einander zu isoliren. Selten kommen Heiraten zwischen Personen vor, welche den verschiedenen Dorftheilen entstammen, obschon es hüben und drüben in den Häusern gleich wohlhabend und stattlich ist.

Es sind nur wenige verschiedene Familiennamen in den einzelnen Dörfern vorhanden. Deshalb hat sich der Gebrauch herausgestellt, die Personen nach ihren Schiffen zu nennen. So heißt es denn: Hier wohnt Marie Voß, Arial-Zögelin, oder auch wohl nur: Polarstern, Baron von Donnerstrunkshausen rc. Außerdem sind manche Scherznamen gang und gäbe, und zwar so sehr, daß der eigentliche Name fast darüber in Vergessenheit geräth.

Die Dörfer sind meistentheils in langen Reihen hingebaut; nur das größte, Wustrow, macht hiervon eine Ausnahme. Die Bauernhäuser sind noch fast allenthalben die gewöhnlichen alten Rauchhäuser, in welchen, auf dem der Straße abgewandten Ende, die Wohnungen für die Menschen liegen, während das Uebrige durch eine Scheuntenne und durch die Ställe für das große Vieh in Beschlag genommen ist. Die Häuser der Büdnereien zerfallen ihrer Bauart nach in zwei Hauptklassen. Die ältere hat Fachwerk mit überstehendem Giebel und ist gewöhnlich noch mit Stroh gedeckt. Die so gebauten Häuser liegen bunt und unregelmäßig durcheinander. Thüren und Fensterläden sind mit grellem Grün bemalt, das übrige Holzwerk ist getheert. Dasselbe gilt von den Staketen an der Straßenseite, hier „Sutters" genannt, durch die eine Pforte auf einen gepflasterten Damm führt, welcher bis an die Hausthüre reicht. Dieser Damm wird an Sonn- und Festtagen mit weißem Sande bestreut, und ein Gleiches geschieht mit jenen Steindämmen, welche den hoch gelegenen Kirchhof durchziehen. Die neuen Häuser sind fast sämmtlich massiv und einstöckig, haben einen Vordergiebel und bedecken jedes einen Raum von etwa 1800 Quadratfuß. Die Fenster bestehen aus englischem Glase; in der Mitte befindet sich die doppelschlägige mit Fenstern versehene Hausthür. Durch diese gelangt man zunächst auf eine sauber vermalte Flur, von der links und rechts ab Thüren zu den tapezierten Wohn- und Schlafgemächern führen. Eines dieser Gemächer dient als Staatsstube, und es enthält außer mehr oder minder eleganten Mahagonymöbeln fast immer eine Stutzuhr und über dem Sopha ein in Oel gemaltes Bild des Schiffes des Hausvaters. Auf Kommoden und Schränken sieht man fremdländische Conchylien und dazwischen allerlei levantinische und chinesische Raritäten aufgestellt. Neben der Thür hängt ein in Indien verfertigter Staubwedel aus Pfauenfedern, und oft steht in einem an der Wand befestigten Glaskasten das zierlich geschnitzte Modell eines Schiffes. Alles ist äußerst rein und sauber gehalten, fast zu sauber. Neben der Staatsstube befindet sich ein Schlafgemach, in dem mehre hoch aufgestapelte Betten prunken.

Ueber die Flur gelangt man in die Staatsküche. Dort strahlt ein englischer Kochheerd in reichem, blankpolirtem Messingbeschlag. Alle Schränke, Börte und Holzgeschirre sind sauber angemalt und überreichlich mit blau bedrucktem englischen Steingut besetzt. Eisen-, Kupfer- und Messinggeschirre glänzen, als wenn sie niemals in Gebrauch genommen würden, und wirklich geschieht dies auch nur bei festlichen Gelegenheiten, namentlich dann, wenn der Hausherr heimgekehrt ist. Für gewöhnlich wird in einer Nebenküche gekocht, die sich in einem Anbau des Hauses befindet, wie denn auch während der Abwesenheit des Hausvaters die Vorderzimmer nicht bewohnt werden, sondern während dessen die Strohwittwe sammt ihren Kindern in einem kleinen Hinterstübchen, oder wohl gar in der sogenannten Kellerkammer haust. Auch ungemein einfach wird während der Abwesenheit des Vaters gespeist und getrunken. Es befindet sich hier überhaupt noch die Küche, wie sonst nirgendwo in Mecklenburg, in einem Zustande der Barbarei. Nur Fische weiß man schmackhaft zu bereiten; vom übrigen Theil culinarischer Wissenschaft weiß man nicht viel mehr als Neger und Indianer. Von Gemüsen kennt man nur den Kohl, und ich habe es als eine Verschwendung bezeichnen hören, grüne Erbsen und Bohnen zu essen, da ja letztere die Schweine so gern fräßen!! Hätten nicht die Väter die löbliche Gewohnheit angenommen, von ihren Fahrten einige holländische Käse, Porter und süße Weine mitzubringen, mit denen Besuchende bewirthet werden, so würde es für den Fremden hier wirklich schlimm in Bezug auf seine Kost aussehen.

Frauen und Kinder leben, wenn der Vater nicht zu Hause ist, oft Tage lang nur von Kaffee und Butterbrod. Eine andere Hauptspeise bildet dicke Milch, in die man Kartoffeln tunkt. Auch „Schellbäringe", gesalzene Hornfische und in der Luft gedörrte Maischollen werden vielfach gegessen, Gerichte, vor denen die Nase eines hier nicht gebornen Menschen sich fast noch mehr entsetzt, als der Gaumen. Von demjenigen aber, dem diese Speisen nicht munden wollen, sagt man wohl: „oll freten God, et Stuten in Botter bradt." —*)

In Kleidung wird dagegen ein desto üppigerer Aufwand getrieben. Daß die Schifferfrau mehre seidene Kleider besitzt, die das Stück 50 bis 60 Rthlr. und noch mehr gekostet haben, ist etwas ganz Gewöhnliches. Bei gerichtlicher Aufnahme des Nachlasses einer unlängst verstorbenen Frau kamen allein 15 verschiedene Shawls, Longshawls und große werthvolle Umschlagetücher zum Vor-

*) Alt fressendes Volk, ißt die Semmel in Butter gebraten.

schein. Bei der Verlobung schenkt der Bräutigam der Braut ein Gesangbuch, dann eine goldene Brosche, dergleichen Armbänder, Uhrkette, auch einige Ringe und einen Longshawl oder dergleichen, während er von der Verlobten ein Gesangbuch und eine Uhrkette erhält. Eine goldene Uhr schenkt der Mann der jungen Frau bei der Geburt des ersten Kindes. Dennoch wird auf einen Theil des Körpers bei der Garderobe wenig Rücksicht genommen, nämlich auf die Füße. Bei den schwersten Atlaskleidern sieht man oft schlechtes, gänzlich vertragenes Schuhwerk. „Ob de fäut wardt bei uns nich röckt, (d. h. auf die Füße wird bei uns keine Rücksicht genommen; nicht gerechnet)" ist die Antwort, wenn ein Fremder darüber seine Verwunderung zu erkennen gibt.

Bei *Leichenbegängnissen* folgen nicht blos Männer, sondern auch Frauen und Mädchen dem Sarge. Alle tragen dann schwarze Kleider, über welche man große, weiße Tücher schlägt, die so weit über die Köpfe gezogen werden, daß die Gesichter nur eben herausschauen. Für zur See Verunglückte wird ein feierlicher Trauergottesdienst unter Glockengeläute abgehalten.

Aber so stattlich sich die Frauen und Mädchen bei diesen und anderen festlichen Gelegenheiten kleiden, so wenig thun sie dieses täglich, ja sie vernachläßigen dann sogar oft gröblich die schickliche Sauberkeit. Ehemals war dieses auch bezüglich der die Schule besuchenden Kinder der Fall, doch hat sich das durch die ernsten Anstrengungen der Lehrer jetzt völlig geändert, und schwerlich möchte man irgendwo in' Dorfschulen eine durchschnittlich größere Sauberkeit und Reinlichkeit antreffen. Auch die Schulgebäude sind sämmtlich musterhaft eingerichtet, und vielleicht findet man in keinem andern deutschen Dorfe ein gleich stattliches, ja so prächtiges Schulhaus wie in Wustrow.

Die einzige Pfarrkirche in diesen Ortschaften, jene zu Wustrow, macht dagegen keinen sonderlich sauberen und stattlichen Eindruck. Ein paar kleine Bilder von Schiffen, aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, sind in einigen Kirchenfenstern zu sehen, und zwei sehr sauber geschnitzte Schiffe, Geschenke von Seefahrern, hängen im mittleren Kirchengange von der Decke herunter. *So hängt auch ein großer hölzerner Taufengel, der bei allen Eingebornen in hoher Achtung steht, weil die Richtung seiner Nase stets anzeigt, wohin der Wind weht.*

Wie in den meisten abgelegenen Schifferörtern, so ist auch hier noch viel kirchlicher Sinn anzutreffen. Der Seemann, welcher zu Hause kommt, besucht ganz gewiß am nächsten Sonntag mit seinen sämmtlichen Angehörigen den Gottesdienst, und nicht selten findet man dann eine Guinée, einen Napoleonsdor oder dergleichen im Klingelbeutel. Für Arme und auch für Verwandte wird nach besten Kräften gesorgt.

Neben dem kirchlichen Sinn fehlt auch der Aberglaube nicht. „He verköfft wohl sien Veih, övers den Tägt behöllt he vör sik", („Er verkauft wohl sein Vieh, aber den Ertrag desselben behält er zurück") wird oft geäußert, und an *Behexen, bösen Blick* &c. *wird fest geglaubt.* Ein auf dem Darß wohnender *Wunderdoktor* hält hier noch immer reiche Ernten, trotzdem vor wenigen Jahren das sämmtliche *Silberzeug* eines Schifferhauses, etwa 400 Rthlr. an Werth, durch ihn *in Sand und Steine verwandelt* worden ist! Wie es einem Wundermann zukommt, erscheint der pfiffige und geriebene Preuße immer nur des Nachts. Trotzdem aber hat er schon die Bekanntschaft mecklenburgischer Gefängnisse machen müssen.

Alle Einwohner des Landes, Männer und Frauen, sind ernsten Sinnes, geben sich selten einer lauten Lustigkeit hin, sie bleiben äußerst wortkarg, ja, gegen Nichteinheimische sogar im hohen Grade „maulfaul". Hierin unterscheiden sie sich wiederum gänzlich von den Einwohnern des Darßes und der Zingst, die lustig und geschwätzig sind, und wo auch das Wirthshausleben, das hier in Mecklenburg sehr wenig vorkommt, in hoher Blüthe steht. Dennoch sind die Männer, namentlich die jüngeren, leicht mit der Faust und auch mit Schimpfwörtern bei der Hand. Es herrscht auch auf den hiesigen Schiffen durchschnittlich ein viel urwüchsigerer Ton, als auf den deutschen Schiffen der Nordseehäfen. Der Kapitän stellt sich gewöhnlich sofort mit seiner Mannschaft auf den Kriegsfuß und spricht zu derselben oft gar nicht anders als durch Schimpfwörter und Thätlichkeiten. *Mehrfach ist es noch neuerdings vorgekommen, daß Kajütswächter und Schiffsjungen mit den Ohren an den Mast oder ans Deck festgenagelt worden sind,* und Fußtritte und Faustschläge kommen auf einzelnen Schiffen täglich vor. Trotzdem soll sich aber auch hierin schon eine Wandelung zum Bessern zeigen und im Allgemeinen herausgestellt haben, daß diese alten biderben Kapitäne weit schlechtere Fahrten machen, als ihre jungen gebildeteren Kollegen. — Unter den älteren Kapitänen findet man auch noch einzelne, die kaum ihren Namen zu schreiben vermögen, und die nicht im entferntsten im Stande wären, das heutige Steuermannsexamen zu machen.

Dem Fremden, namentlich dem Binnenländer, fällt es sofort auf, daß so Vieles *nach den Himmelsrichtungen benannt* wird. Da sind *Norder- und Süderstuben, Wester- und Osterbörsen**), *Süder und Norderlauben, Bänke* &c. Eine alte Frau, welche eine Wunde am Bein hatte, sagte zu dem Arzte: „Kummt se dat nich ok so vör, Herr Dokter, dat dat doar in de Nordwestereck nu an to helen fangt?" (Kommt es Ihnen nicht auch so vor, als ob das da in der *Nordwestecke* zu heilen anfängt?) Auch in der Bildersprache wird dieses und Aehnliches vielfältig angewendet. „Ik käm em (kam ihm) *ganz südlich,* övers he käm mi glick (aber er kam mir gleich) *so nördlich*", hört man häufig, wenn von früheren Streitigkeiten die Rede ist. — Auch beim Fahren im *Wagen* wird von *Luv und Leeseiten* geredet. Eben so hört man: „He is wiet över Stüer," (weit über Steuer) das heißt: er ist weit zurück in etwas. —

Das größte Fest für eine Familie ist, wenn die Nachricht einläuft, daß der Hausherr und sein Schiff wohlbehalten in einem benachbarten Hafen eingelaufen sind. Ist dies in Hamburg, Holland oder England, so reist nicht selten die Frau dem Mann entgegen, um ihm entweder eine kurze Zeit auf dem Schiffe Gesellschaft zu leisten, oder ihn in die Heimath abzuholen. — „Ja, et is en grot Freud," sagte mir eine junge Fischländerin, „wenn in'n Harwst (Herbst) uns Mannen to Hus kamen, *övers se kamen nich all to Hus!* Vër (vier) Bröder hev ik had to See; wo sünd se nu? De letzt föll verleden (vergangenen) Winter to Rostock ut de Mast. Acht Dag läg he noch in't Klinikum, denn bröchten wi em to Ër (Erde)." — Wenn der Mann oder die Brüder auf See sind, forschen die Frauen sorgfältig nach allen betreffenden Wind- und Wetterberichten, und jede weiß auch genau, welche Winde günstig und welche ungünstig für die Reise sind, welche Strömungen und welche Passate dabei benutzt werden können.

Ehemals wurden die *Hochzeiten,* immer nur zur

*) *Börsen* nennen die Schiffer diejenigen Plätze, wo sie sich zum Rauchen, Tabackkauen und zu Gesprächen zusammen zu finden pflegen.

Winterzeit, großartig gefeiert; jetzt nur noch selten. Doch ist es Gebrauch, daß sich außer den geladenen Gästen viele junge Leute, namentlich aber alle näheren Bekannten des Brautpaars, am Hochzeitabend vor dem Hochzeithause versammeln und dort allerlei Lärm und Muthwillen treiben. Namentlich erschallt dann der Ruf: Proppen los! worauf aus dem Hochzeithause Weinflaschen gebracht werden. Auf der Hinterdiele, oder in der Nebenküche steht auch an diesem Abend eine große Schüssel mit einem dickgekochten, süßen Reißbrei, von dem Jedermann sich nach Gefallen nehmen mag. Die Mädchen tragen bei dieser Gelegenheit die Kopftücher weit über das Gesicht gezogen, gleichsam, als möchten sie nicht gerne erkannt werden. Geschieht dies aber bei der einen oder der andern dennoch Seitens der Braut oder deren Mutter, so wird sie in's Haus genöthigt und muß Theil am Feste nehmen. Es wird einem jungen Mädchen sehr übel genommen, wenn sie es unterläßt, die befreundete Braut am Ehrentage derartig zu besuchen. —

Um die Mitte des Sommers wird das sogenannte Tonnenfest abgehalten. In der großen Dorfstraße in Wustrow sieht man eine mit Laub umwundene Tonne an zwei Stangen schweben. Die Bauernknechte jagen zu Pferde im Galopp unter dieser Tonne durch und bemühen sich, dieselbe vermittelst eines dicken Knittels herabzuschlagen. Wer die Stäbe zum Fallen bringt, heißt Stäbenkönig, und wer das letzte Stück herunterschlägt: Bodenkönig. Beide erhalten aus der großherzoglichen Kasse ein Geschenk. Spiel und Schenkbuden, Musik und Tanz sorgen für weiteres Vergnügen.

In Dierhagen und in Wustrow pflegen Sommers sich auch einzelne Fremde zum Baden einzufinden. Der Strand eignet sich auch ganz vorzüglich dazu, vielleicht in einem so hohen Grade, wie an keinem andern Flecke deutscher Ostseelande. Dennoch aber werden diese Dörfer nie stark besuchte Badeörter werden, besonders deshalb, weil die Bevölkerung durchschnittlich viel zu wohlhabend ist, als daß sie sich ihre Häuslichkeit durch die Aufnahme von Fremden stören lassen möchte. In Wustrow pflegen sich im Juli und August 20 bis 30 Badegäste zu versammeln, welche theils in dem geräumigen Wirthshause, theils bei einzelnen Wittwen &c. ihr Unterkommen finden. — Vom Festlande aus gelangt man nach Wustrow über die mecklenburgische Stadt Ribnitz, von wo täglich mehremale große mit Verdeck versehene Segelböte dorthin fahren. —

---

Ich habe Ihnen hier das Leben und Treiben einer wenig bekannten Gegend geschildert. Um sie getreu darzustellen, konnte ich nicht umhin, mich einer niederländischen Kleinmalerei zu befleißigen und ins Einzelne einzugehen. Hoffentlich habe ich dadurch Ihre Leser nicht ermüdet. Ich sehe mit Vergnügen, daß Sie im Globus die landschaftlichen und Stammeseigenthümlichkeiten aus Süd und Nord, von Krain bis zu Ost- und Nordsee berücksichtigen, und deshalb findet wohl auch diese anspruchslose Skizze über eine Strecke mecklenburgischen Gestadelandes Raum in Ihrer Zeitschrift und wohlwollende Aufnahme bei den Lesern.

# Alte Steindenkmäler.

Wir haben früher nachgewiesen (Glob. VIII, S. 307 ff.) welch eine ausgedehnte Verbreitung die Tafelsteine, Dolmen, haben. Die Steindenkmäler verschiedener Art erregen in unseren Tagen die allgemeine Aufmerksamkeit und sind Gegenstand einer eingehenden, sehr eifrigen Forschung, welche in Bezug auf die Alterthümer des Menschengeschlechts schon jetzt zu vielen interessanten Ergebnissen geführt hat.

Die Steinmonumente sind von sehr mannichfaltiger Art und rühren aus sehr verschiedenen Zeitabschnitten her. Wir werden Gelegenheit finden, darüber dann und wann Mittheilungen zu machen; heute wollen wir nur eine Art von Schema, eine Uebersicht oder Eintheilung der verschiedenen Gruppen dieser Denkmäler geben. Wir folgen dabei dem Werke Chr. Kefersteins: „Ansichten über die keltischen Alterthümer, die Kelten überhaupt und besonders in Deutschland, sowie den keltischen Ursprung der Stadt Halle." Halle 1846. Die zum Theil sehr ausschweifenden Phantasien über die Kelten gehen uns hier nichts an; seit 20 Jahren hat die Wissenschaft in dieser Beziehung schon vielfach reine Bahn gemacht; es verschlägt uns auch nichts, daß Keferstein überall „druidische Denkmäler" sieht. Ihm gebührt das Verdienst, zuerst und mit großem Fleiße eine Aufzählung der „heidnischen Alterthümer" in verschiedenen Gegenden gegeben zu haben.

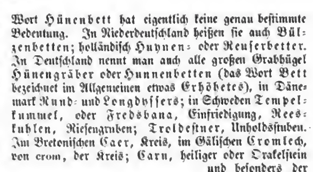
Ganz richtig bemerkt er, daß das Wesentliche dieser Denkmäler in der Verwendung zumeist großer, oft kolossaler, roher oder sehr wenig behauener Steine ohne allen Mörtel bestehe. Wo man Steine mit Erde bedeckte, wurde nur schwarze Dammerde benutzt. Viele sind Grabstätten und daher je nach Zeit und Ländern von verschiedener Art; wir werden später einmal über die Grabdenkmäler reden.

Die Monumente aus einzelnen Steinen bestehen meist aus Pfeilern oder Platten. Die isolirten Hünensteine sind pfeilerartig, oft pfeil- oder obeliskenförmig; sie stehen theils mehr einzeln, theils gruppenförmig zusammen und finden sich in gleicher Weise in Deutschland, Skandinavien, England und Frankreich. Bei uns heißen sie Hünen-, Heiden- oder Riesensteine; im Wälschen Maenhir oder Menhir, d. h. Langsteine, im Bretonischen Peulvan von peul, Pfeil, wenn sie spitz zulaufen. Von den Franzosen werden sie bezeichnet als Colonnes druidiques, Pierres debout, p. fischades, p. fiches, oder fixes, p. faites, p. fittes. Englisch Hoarstones, schottisch Lechs, auch Harestones, angelsächsisch Haranstanes, in Schweden Bautastenars und Steinpfeiler, wenn sie nicht sehr hoch sind. Die Gestalt ist zumeist viereckig und schlank, zuweilen in der Mitte am dicksten, so daß sie nach oben und unten dünner werden; deshalb heißen sie in Frankreich Weiberspindeln, Quenouilles à la bonne femme. Höhe über der Erde verschieden, gewöhnlich 12 bis 15, aber auch 20 bis zu 24 Fuß, aber auch bis zu 58 Fuß; etwa ein Viertel der Länge steht in der Erde. In England werden die Menhirs, in welche Sitze eingehauen sind, Orakelsteine

genannt. Die Menhir's stehen gewöhnlich isolirt mitten im Felde; manchmal 3 zusammen in gerader Linie; dann nennt man sie in Schweden Skydds pelare, Schutzpfeiler. Zuweilen stehen sie in einem Pfeilerumsatz, einem Hünenbette. —

Die vereinzelten Steinplatten haben oft großen Umfang und ungeheures Gewicht und liegen ohne Unterlage am Boden. Das sind die Druden-, Trutten-, Teufelssteine; Pierres druidiques, p. creusées, p. sacrées; keltisch Lech oder Leach. Manchmal mit Figuren oder eingehauenen Rinnen und Löchern. An diese Teufelssteine knüpfen sich überall alte Sagen. Oft liegen sie innerhalb der Hünenbetten oder gleichsam als Wächter vor denselben.

Die vereinzelten Steinklötze laufen meist nach oben hin spitz zu und haben oben eingehauene in gewisse Figuren gestellte Löcher, in Form kleiner Näpfchen. Daher am untern Main Näpfchensteine.



Steinkreis.

Steinpfeiler in großer Zahl, unregelmäßig zusammengestellt, kommen in Schweden vor, wo man Bautasteine ohne bemerkbare Ordnung zu hunderten neben einander findet, einen wahren „Monolithenwald". Sie heißen dann Valplätzer, Wahlplätze, weil man meint, sie seien zum Andenken an große Schlachten errichtet worden.

Steinpfeiler, in kürzeren oder längeren Reihen und Gängen zusammengestellt, kommen auch in Deutschland oft vor. Manche unserer Hünenbetten sind so lang und schmal, daß sie mehr Gängen als Rechtecken gleichen, z. B. das bei Riendorf, Amt Medingen, Hannover, hat bei 400 Fuß Länge nur 4 Fuß Breite. An unsere Hünenbetten stoßen nicht selten Pfeilergänge; in England sind zuweilen runde Hünenbetten mit schlangenförmigen Pfeilergängen verbunden und haben „Drachenform", daher Drakontien genannt. Oft steht inmitten eines Pfeilerkreises ein Menhir. Bei Carnac in der Bretagne bilden „Pfeilerlinien" in 10 Pfeileralleen ein schlangenförmiges Parallelithon, das über 2 deutsche Meilen fortlief und aus etwa 10,000 Pfeilern bestanden haben muß. Jetzt stehen noch etwa 4000 da. —



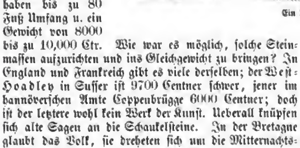
Steinkreis.

In Rechtecken und Kreisen zusammengestellte Hünensteine, Cromlechs, Hünenbetten. Sie zeigen innerhalb der Formen eines Kreises oder eines Rechtecks eine große Mannichfaltigkeit, kommen in Niederdeutschland, Skandinavien, England und Frankreich auf gleiche Weise vor, wenn auch in verschiedenen Gegenden mit örtlichem Typus, z. B. rechteckig in den Elbgegenden. Das Wort Hünenbett hat eigentlich keine genau bestimmte Bedeutung. In Niederdeutschland heißen sie auch Bülzenbetten; holländisch Huynen- oder Reuserbetter. In Deutschland nennt man auch alle großen Grabhügel Hünengräber oder Hunnenbetten (das Wort Bett bezeichnet im Allgemeinen etwas Erhöhtes), in Dänemark Rund- und Longdyssers; in Schweden Tempelkummel, oder Fredsbana, Einfriedigung, Reeskuhlen, Riesengruben; Troldestuer, Unholdsstuben. Im Bretonischen Caer, Kreis, im Gälischen Cromlech, von crom, der Kreis; Carn, heiliger oder Orakelstein und besonders der Kreis solcher Steine; englisch druidical temples, druidical circles und auch Cromlechs.

Die Hünenbetten bestehen zumeist aus in die Erde gesetzten großen und kleinen Steinpfeilern oder aus Steinklötzen, selten aus vielen weniger großen Steinen. Bei einigen erscheinen die stärksten Pfeiler wie ein Sessel oder wie ein Sitz mit ausgearbeiteter Rücklehne. Die Form ist stets rund oder rechteckig, außer in Skandinavien. Die runden sind theils kreisförmig, theils oval, die rechteckigen bilden theils ein Quadrat, theils sind sie langgezogen, so daß sie Gänge bilden; bald sind die Seiten gleichlaufend, bald laufen sie nach einer Seite spitz zu, oder die schmalen Enden sind bogenförmig. Die Länge ist verschieden von 10 bis zu 400 Fuß, die Zahl der Steine bis zu 200 und mehr. Manchmal sind die Pfeilerlinien doppelt und dreifach. Der innere Raum, das Bett, ist in Deutschland und Dänemark stets etwas erhöht und oft gepflastert, theils leer, theils trägt es ein altarähnliches Bauwerk oder mehre dergleichen, oder einen Steinpfeiler, oder einen mächtigen Granitblock, oder kleine Steinkreise, die um einen Pfeiler laufen. Grabhügel findet man höchst selten innerhalb der Hünenbetten, häufig aber neben denselben. An die Pfeilerfigur schließen sich von Außen meist 2 große platte Steine, welche wohl den Eingang bezeichneten, also „Wächter"; oder zwei kleine Reihen von Pfeilern, oder lange schlangenförmige Pfeilergänge, ähnlich den Dracontien. Gewöhnlich liegen die Hünenbetten auf freien, etwas erhöhten Stellen, theils einzeln, theils in kleineren oder größeren Betten beisammen, oft viele nahe bei einander.

Die Schwung-, Wag- oder Wacksteine bestehen aus einem Träger und einem schwingenden Hünenstein. Im Wälschen Llygatine, der bezauberte; oder Logan stones, von logan, Höhlung; in der Bretagne Logans; franz. Pierres aux cocus, p. branlantes oder mouvantes; englisch Rockingstones oder Routers. Es gibt aller-

dings Schaukelsteine, welche die Natur geschaffen hat; die hier in Frage stehenden sind aber wunderbare Werke von Menschenhand. Große platte Steine auf einer verhältnißmäßig scharfen Unterlage derart im Gleichgewichte, daß eine sehr geringe Kraft sie in Schwung bringt und eine stärkere Kraft sie nicht in größere Bewegung versetzt, kommen vor. Aber zumeist sind es längliche, ballonartige Steine, unten halbkugelförmig, die auf einer Ebene oder in einer schalenartigen Vertiefung solchergestalt stehen, daß sie nach jeder Seite bewegt und auch im Kreise herumbewegt werden können, ohne daß des Menschen Kraft im Stande wäre, sie umzustürzen. Sie vibriren längere oder kürzere Zeit, geben auch wohl einen eigenen Ton von sich. Manche Wagsteine haben bis zu 80 Fuß Umfang u. ein Gewicht von 8000 bis zu 10,000 Ctr. Wie war es möglich, solche Steinmassen aufzurichten und ins Gleichgewicht zu bringen? In England und Frankreich gibt es viele derselben; der West-Hoadley in Sussex ist 9700 Centner schwer, jener im hannöverschen Amte Coppenbrügge 6000 Centner; doch ist der letztere wohl kein Werk der Kunst. Ueberall knüpfen sich alte Sagen an die Schaukelsteine. In der Bretagne glaubt das Volk, sie dreheten sich um die Mitternachtsstunde von selbst herum; daher der Ausdruck pierre de minuit.



Ein Dolmen.

Steinthore und Querbalken aus 2 Pfeilern und 1 Deckstein, in Frankreich pierres levées, in England Stonehenge's, hängende, aufgelegte Steine. In der Bretagne bei Aurac stehen etwa 150 solcher Steinthore, die man dort als Lichauen oder Lekaven bezeichnet. Sie sind auch in Skandinavien nicht selten, stehen vereinzelt oder in einem Hünenbette; in Deutschland selten, aber doch vorhanden, z. B. bei Rahnis in Thüringen. —



Tumulus mit Grabkammern.

Ueberdeckte Bauwerke. Bedeckte Steingebäude aus drei oder mehr Trägern mit einem Deckstein oder mehren Trägern mit einem Deckstein oder mit mehren, die unvollkommen oder gar nicht geschlossen sind; Altar, Altargrotten und Grabkammern. Sie sind sehr häufig und kommen auf ganz gleiche Art vor in Deutschland, Skandinavien, England und Frankreich, treten aber unter zwei wesentlich verschiedenen Verhältnissen auf. Entweder stehen sie frei da, sind ungeschlossen, haben eine offene Seite, — oder sie liegen innerhalb eines Hügels, unter hohem Erdreich und sind dann ganz geschlossen, oder sie stehen mit einem langen Seitengang in Verbindung, dessen Mündung verschlossen war. Diese verdeckten und geschlossenen Kammern enthalten stets Leichenreste, sind also Grabstätten.

Offene Dachgebäude, Dolmen. Sie bestehen aus rohen, meist sehr großen Steinen, stehen frei und unbedeckt über der Erde, sind nicht vollkommen geschlossen u. haben ein Steindach. Aber innerhalb dieser Construction kommen große Verschiedenheiten vor. Als Grundtypus ist etwa anzunehmen, wenn ein Dachdeck- oder Tafelstein auf 3 Trägern oder Dachhaltern ruht, die nach den 3 Seiten eines Rechtecks aufgestellt sind, so daß die vierte Seite, gewöhnlich die südliche, offen ist; — also „einfache Altäre" von meist viereckiger Gestalt. Wenn aber nach 2 Seiten sich die Tragsteine vermehren, und in gleichem Verhältniß auch die Decksteine, dann entsteht eine längliche Form, ein grottenartiges Bauwerk, eine „Altargrotte", die stets mehre Dachsteine hat. Manche solcher Grotten sind 50 bis 60 Schritt lang und bestehen aus sehr vielen Trag- und Dachsteinen.

Die rechteckige Form herrscht vor, doch ist auch die runde vorhanden; dann stehen die Tragsteine im Kreise, und auch die Decksteine haben eine runde Gestalt. Der Dachstein liegt keineswegs immer horizontal auf seinen Trägern, sondern zuweilen schief, manchmal selbst mit einer Seite auf der Erde und mit der andern auf dem Träger; dann ist er ein Dolmen incliné. In den Elbgegenden liegt sehr oft der Dachstein nicht auf, sondern zwischen den Trägern, oder ein einfacher platter Stein repräsentirt in den Hünenbetten den „Altar".

Die Höhe der Träger ist sehr verschieden; oft haben sie über der Erde 5 bis 7 Fuß, so daß Menschen bequem in die Grotte hineingehen können, wie bei den schwedischen Altarkummels; oft ist der Raum viel niedriger und manchmal der Dachstein wenig über der Erde; das sind

dann die „Opferaltäre" der Schweden. Vor der Oeffnung des „Altars" findet man häufig einen platten Stein oder einen aufgerichteten Pfeiler als Wächter. Die Dolmen stehen zumeist auf natürlich oder künstlich erhöhten Punkten, selten auf wirklichen hohen Grabhügeln. Theils kommen sie isolirt vor, theils bilden mehre eine Linie oder ein Dreieck. Sehr häufig sind diese „Altäre" in den Hünenbetten, d. h. die Pfeilerfigur umschließt einen „Altar" oder mehre oder auch viele. Häufig kommen aber auch Dolmen ohne Pfeilerumsatz vor.

Wir kennen eine ganz ungeheure Menge dieser Dolmen, von dol oder taol Tafel, men, Stein, im Bretonischen; sie werden auch als Lech, Liach, Liachbouven, heiliger Ort der Steine bezeichnet; im Wälschen Kistvän, Steinkiste, auch wohl Cromlech, wenn sie grottenartig sind; latein. Fanum Mercurii; engl. Kistvaens; französ. Pierres des fées, tables sacrées, t. druidiques, p. levades, p. levées, p. couvertes, p. croutes pesées, p. des géants, p. de Guarquata, grottes des fées; portug. Antas. In Schweden begreift man sie unter der Benennung Altarkummel, Tempelkummel, Offeraltare und Grottar; dänisch heißen sie Jynovne (Hünenofen), Langdyssar und Runddyssar; deutsch Teufelskanzeln und Hünenbetten.

Geschlossene Dachgebäude oder wirkliche Grabkammern. Sind den Dolmen ähnlich, aber von allen Seiten geschlossen und mit Erde oder Steinen überdeckt, entweder einfache Kammern oder mit grottenartigem Zugang, wie ihn unsere Abbildung eines solchen Grabtumulus zeigt. Sie treten in Deutschland, Skandinavien, England und Frankreich in gleicher Weise auf.

Pflasterungen, überhaupt Denkmäler aus vielen unregelmäßigen Steinen, welche gewisse Gestalten darstellen, aber keine „Hünenbetten" sind. Sie bestehen zumeist aus Rollsteinen; Vierecke und Kreise von solchen, leer oder mit Steinen ausgefüllt, kommen in Frankreich und England als „Druidenplätze" vor, aber viel mehr noch in Skandinavien, wo sie eine großartige Malerei von Steinen bilden. Die Aehnlichkeit mit der Mosaik hat Viereck und Kreis, Groß und Klein herrschen zwar vor, daneben sieht man aber auch Dreiecke und buchstabenähnliche, sehr oft auch schiffsförmige Figuren, sogenannte Skepshögar; oft bloß einfache Ovale, und die Mastbäume und Ruderbänke sind durch Bautasteine und Rollsteine angedeutet. Manchmal laufen eine Menge Kreise umeinander herum, oder sie gehen von einem Kreise in der Mitte aus, z. B. bei Arnsdorf unweit von Frankfurt an der Oder. Die Rollsteine walten vor, häufig sind aber auch einzelne Pfeiler angewandt, die an den Ecken oder in der Mitte stehen; der innere Raum ist theils leer, theils mit Rollsteinen ausgesetzt oder gepflastert. Oft ist eine Anzahl solcher Figuren von einer trockenen Mauer eingefaßt. In Schweden stehen derartige Bauwerke oft zu hunderten beisammen, auch in Dänemark findet man viele Schiffshügel, in Niederdeutschland sind sie selten. Pflasterungen aus kleinen Rollsteinen sind sehr verbreitet; viele Hünenbetten und Gräber haben ein regelmäßiges Pflaster. Außerdem findet man oft runde oder auch eckige, zuweilen mit einer Mauer umgebene, gepflasterte Plätze; sie haben eine Schicht Asche über sich und werden als Verbrennungsplätze gedient haben. Zuweilen laufen die Pflasterungen weit fort, z. B. in der Lausitz. Unweit von Bremervörde liegen gepflasterte Wege, die jetzt hoch mit Torf bedeckt sind und gewiß in ein sehr hohes Alter hinaufreichen.

Wir beschränken uns hier auf diese Angaben; späterhin werden wir Gelegenheit finden, in Erörterungen über diese Steindenkmäler und deren Bedeutung für die Alterthümer des Menschengeschlechts näher einzugehen und auch anderer Steindenkmäler zu erwähnen. A.

# Aus allen Erdtheilen.

### Geographisches aus den Verhandlungen der „British Association".

Diese Wandergesellschaft von Gelehrten, welche nach dem Muster unsrer deutschen Naturforschergesellschaft gebildet worden ist, hielt diesmal im September ihre Versammlung zu Birmingham. Sie zerfällt in verschiedene Abtheilungen; Section E ist für Geographie und Ethnologie bestimmt. In England herrscht der Mißbrauch, daß manche Gelehrte keinen Anstand nehmen, ihre Aufsätze über irgend einen wissenschaftlichen Gegenstand an mehren Orten zu Markte zu bringen, und was sie z. B. in London etwa in der ethnologischen oder in irgend einer andern Gesellschaft vorgetragen und worüber die Blätter dann Bericht erstattet haben, in der Association noch einmal vorzulesen.

Die Abtheilung für Länder- und Völkerkunde zählt allemal eine Menge von ausgezeichneten Männern in ihren Reihen. England ist ein Reich, das mehr als 50 Colonien in allen Erdtheilen besitzt, deren jede von gebildeten Männern besucht worden ist. So kommt es, daß England für unsre Wissenschaft ein so reiches Material liefert, und ein Theil desselben wird alljährlich in der Association bekannt gemacht.

Diesmal führte Sir H. Rawlinson den Vorsitz. Unter den anwesenden Fremden finden wir, als Mitglieder des Ausschusses, Adolph Bastian, Heinrich Kiepert und Hermann Vambery; der Präsident hielt nur diesem letztern eine Lobrede. Dann bemerkte er, daß der Nilerforscher Baker demnächst in Europa eintreffen werde; Livingstone sei abermals nach Afrika gegangen, um diesmal die Gegend zwischen dem Nyassa- und dem Tanganyika-See zu erforschen. Von Baron Karl von der Decken sind beim Ministerium des Auswärtigen Briefe angelangt. Der Reisende will den östlichen Theil des obern Nilbeckens erforschen. Am 15. Juni war er mit seinen zwei Dampfern von Sansibar nach Norden abgegangen; der britische Dampfer „Lyra" begleitete ihn. Ob es ihm gelingt, auf einem der ostafrikanischen Ströme der Aequatorialgegend tief landein zu bringen, das werden wir wohl im Laufe der nächsten sechs Monate erfahren; wenn er den Dschub befahren will, muß er zuvor die Hindernisse besiegen, welche die Barre vor dessen Mündung ihm entgegenstellt. Dann wurde der neuen Expedition Halls nach den Polargegenden erwähnt, und der sehr wichtigen Erforschung des Purus durch Chandless. Durch diesen Reisenden ist ein großes Problem der südamerikanischen Hydrographie gelöst worden; er hat den ganzen Lauf dieses Flusses bis zum Amazonenstrom verfolgt auf einer Strecke von 1870 Miles und eine genaue Karte entworfen. Unsere Leser wissen, daß wir seit drei Jahren alle Nachrichten gegeben haben, welche wir über diese wichtige Wasserstraße erhalten konnten, und wir werden nicht ermangeln, auch die neuesten Ergebnisse mitzutheilen, sobald die Arbeit des Hrn. Chandless uns zugänglich geworden ist.

Dann folgt ein Bericht über T. Mac Neills und Kapitän Wilsons über die Wasserversorgung Jerusalems; die heilige Stadt ist jetzt Mode in England; wir gehen aber auf den Gegenstand hier nicht ein, weil wir demnächst ein deutsches Werk über Palästina zu besprechen haben, und erwähnen nur kurz, daß G. Grove gleichfalls Mittheilungen über dieses Land gab.

---

Ueber die Comoro-Inseln haben wir vor einiger Zeit im „Globus" (VII, 328) Mittheilungen gegeben; in der Association erregten die Angaben Pelly's Aufmerksamkeit. Dieser Reisende ist derselbe, welcher den Persischen Meerbusen genau erforscht und eine Reise zum Beherrscher der Wahabis in Riad gemacht hat. Die Comoren schildert er aus eigener Anschauung. Sie bilden eine Gruppe von vier Inseln und liegen zwischen dem Norden von Madagaskar und der ostafrikanischen Küste. Die nördlichste, Groß-Comoro, hat etwa 30 Miles Länge und durchschnittlich 10 Miles Breite, südlich von ihr liegt Mohilla, die kleinste unter allen; südöstl. von dieser Johanna (besser Andschuan) und 30 Miles südöstl. Mayotta. Hier ließen sich 1841 die Franzosen auf dem kleinen Küsteneilande Zaondzi nieder, das ihnen von einem Häuptling abgetreten wurde. Es ist nun befestigt, hat ein Arsenal und sollte früher zu einer Schiffsstation ersten Ranges erhoben werden; seit 1848 ist aber in dieser Beziehung nicht viel geschehen. Mayotta ist auf 30 Miles mit Korallenriffen umgeben; innerhalb derselben befinden sich gute Ankerstellen. Das Haupterzeugniß ist Zucker; aber es fehlt an Arbeitskräften. Die Insel selbst hat ungefähr 7000 Seelen; Johanna, das seinen eigenen Sultan hat, im Ganzen nur 12,000. Hier ist eine Art Lingua franca im Gebrauch, die sogenannte Johanna-Sprache, doch redet man neben derselben auch das Kisawaheli. Beide Sprachen, und selbst das Englische, werden auf der Insel mit arabischen Buchstaben geschrieben. Die Bewohner sind Mohammedaner, das Klima ist gesund und Kaffee das Haupterzeugniß. Handelsverkehr wird mit Sansibar, Mayotta und Madagaskar unterhalten. — Groß-Comoro zeichnet sich durch überraschend herrliche Landschaften aus; sein Vulkan hat 8000' Höhe; sehr häufig fließen von ihm Lavaströme bis ins Meer hinab und bilden an demselben neue Vorgebirge oder auch Inseln. Der englische Konsul Sunley beobachtete, daß binnen vier Jahren an einer frühern Landungsstelle ein Lavariff eine halbe Stunde weit ins Meer vorgerückt war. Die Hauptstadt heißt Maroni; die Herrschaft befindet sich in den Händen mehrer Häuptlinge.

---

Auch die Nordpolexpedition kam zur Erörterung. Im Wesentlichen wurde vorgebracht, was schon in einigen Sitzungen der londoner geographischen Gesellschaft (Glob. VIII, S. 47 ff.) gesagt worden war. Clements R. Markham schloß sich den Ansichten des Kapitäns Sherard Osborne an, welcher überhaupt den Gegenstand zuerst wieder auf das Tapet gebracht hat. Er gibt der Fahrt durch den Smith-Sund ganz entschieden den Vorzug vor jener über Spitzbergen und behauptet, es sei ganz unmöglich, den Pol zu erreichen oder der Wissenschaft erhebliche Dienste zu leisten, wenn man den Weg über Spitzbergen wähle. Damit stimmte der Entdecker von Franklins Spuren, Sir Leopold Mac Clintock, durchaus überein; wichtige Ergebnisse könne man nur erzielen, sobald man vom Smith-Sund aus Schlittenreisen nach Norden unternehme. — Wenn nun aber dort offenes Polarmeer gefunden werden sollte, was sollen dann die Schlitten ausrichten? — Da in Deutschland eine Expedition über Spitzbergen ausgerüstet werden solle, so empfehle es sich für England, eine solche über den Smith-Sund zu unternehmen.

Dagegen erklärte sich Admiral Ommaney auch jetzt für Spitzbergen, und Admiral Belcher that ein Gleiches. Der letztere erwartete nicht viel Großes von einer Expedition über den Smith-Sund; auch habe die deutsche Expedition einen bestimmten und wichtigen Zweck vor Augen, nämlich zu ermitteln, wie es sich im Osten von Spitzbergen mit der Richtung und den Grenzen des Golfstroms verhalte. Dagegen wandte A. Newton ein, daß das Meer zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja unschiffbar sei. Aus eigenen Beobachtungen und nach Allem, was er auf Spitzbergen selbst gehört habe, glaube er, daß beide Länder durch eine Reihenfolge von Inseln verbunden seien. Auf Spitzbergen habe man Rennthiere mit künstlich geschlitzten Ohren gefunden, die doch wohl nur über Land und Eis aus den bewohnten Gegenden Nordsibiriens gekommen seien.

(In dem uns vorliegenden Berichte (Athenäum Nr. 1979) finden wir nicht, daß irgend einer der englischen Seefahrer der Reisen des russischen Admirals Lütke erwähnt habe, und doch sind gerade die Arbeiten dieses ausgezeichneten Mannes für die Regionen östlich von Spitzbergen und für Nowaja Semlja klassisch. Die Eisschranke, welche Lütke dort gefunden, ist auf seiner Karte verzeichnet, und mehr als kühn ist die Annahme, daß man von dort aus nach dem neusibirischen Archipel und den Lenamündungen vordringen könne, um — Mammuthzähne zu holen und aus diesen einen bedeutenden Handelsartikel zu machen! Von einer Regelmäßigkeit der Fahrten würde ohnehin gar keine Rede sein können, und wenn ein Schiff dorthin gelangte, wo ohnehin auf weite Strecken von der Küste das Meer höchst seicht ist, welche Garantie hätte es für die Möglichkeit der Rückkehr, und in welchem Verhältnisse stände ein noch gar nicht erwiesener Handelsvortheil zu dem sichern Risico? A.)

E. Hopkins bestritt die Annahme, daß der Nordpol ein mathematischer Punkt in Bezug auf die magnetische Declination sei. Er glaube, es sei wahrscheinlich in der Nähe des Pols ein weites Gebiet magnetischer Zersetzung vorhanden.

---

Sehr lebhaft waren die Erörterungen über das Bronce-zeitalter im westlichen und nördlichen Europa und das, was sich daran knüpft. T. Wright kritisirte die archäologischen Ansichten der Geologen, nämlich jene, welche Lubbock in seinem Werke über vorgeschichtliche Archäologie aufgestellt habe. Die von den skandinavischen Alterthumsforschern aufgestellte Eintheilung, nämlich die Annahme eines Stein-, Bronce- und Eisenzeitalters sei unstatthaft. Lubbock sagt: „Broncewaffen findet man niemals zusammen mit Münzen, Töpfergeschirr oder anderen Ueberbleibseln römischen Ursprungs." Aber dieser Ausspruch Lubbocks sei unrichtig und zeuge von einer ungenügenden Bekanntschaft mit den archäologischen Bedingungen des zu lösenden Problems. Man habe allerdings Schwerter von Bronce neben römischen Ueberresten gefunden, und die am meisten ornamentalen skandinavischen Broncestücke seien doch nur schlechte Nachahmungen der römischen Kunst.

Lubbock vertheidigte seine Ansichten. Schon der Umstand, daß Broncewaffen in so großer Menge vorkommen, und daß weder sie noch die zugleich mit und neben ihnen aufgefundenen Töpfergeschirre mit römischen, aus denselben Materialien angefertigten Kunstwerken übereinstimmen, zeuge für ein Broncezeitalter. Die römische Bronce enthalte 30 Prozent Blei, und dieses letztere finde man nicht in der Bronce des eigentlichen Broncezeitalters. Man findet Broncegeräthschaften in großer Menge in Dänemark und Irland, wohin doch niemals römische Heere gedrungen sind. J. Evans sprach sich gleichfalls für jene Dreitheilung aus. Die Verbindung geologischer Studien mit archäologischen habe der Wissenschaft schon jetzt großen Nutzen gebracht.

Ueber die Feuersteine von Pressigny le Grand, deren wir schon früher im Globus erwähnt haben (VIII, S. 256) sprach J. Evans sehr ausführlich. Das genannte französische Städtchen liegt am kleinen Flusse Claise, etwa sieben deutsche Meilen südlich von Tours an der Loire. Dort fanden Evans, der verstorbene Christy, Brouillet und Lartet eigenthümlich bearbeitete Feuersteine in rothem Lehm, der wahrscheinlich aus der Miocenperiode herrührt. Die Landleute bezeichnen diese Feuersteine in Lehm wegen der eigenthümlichen Gestalt als Pfunde Butter, livres de beurre. Sie haben ihre Gestalt dadurch erhalten, daß eine Reihenfolge von Feuersteinplatten von den Seiten des Kerns derart abgelöst worden ist, bis derselbe annähernd die Gestalt eines Brotes erhielt. Wenn man eine Anzahl derselben neben einander legt, so ist man erstaunt über die große Aehnlichkeit ihrer Gestalt. Die regelmäßige und saubere Art, in welcher die Ecken abgesprengt worden sind, könnte zu der Annahme verleiten, daß sie zu Werkzeugen bestimmt gewesen seien, etwa zu Pflugschaaren oder schweren Aexten. Man ist aber zu dem Schlusse gelangt, daß man an diesen Feuersteinen überhaupt gar keine Werkzeuge vor sich habe, sondern Kerne und Klumpen, von welchen Platten und Feuersteinmesser abgesprengt worden sind. Nachdem das Letztere geschehen sei, habe man diese Kerne, als nicht weiter brauchbar, fortgeworfen. Robert und Elie de Beaumont halten, wie wir schon früher im Globus erwähnten, die Ansicht aufgestellt, daß es sich hier um die Ueberreste einer Fabrik handle, in welcher Feuersteine für die Schlösser von Schießwaffen verfertigt worden seien; aber Flintensteine sind nicht vor dem Jahre 1700 in der französischen Armee üblich gewesen. Jene Feuersteinkerne sind vorhistorisch; es handelt sich bei ihnen lediglich um Bereitung von langen Feuersteinmessern, welche von den Kernen abgesprengt wurden; die letzteren warf man fort, wenn nichts mehr von ihnen abzusprengen war.

Aus einer Mittheilung von Steenstrup und Lubbock geht hervor, daß diese Kerne zuerst von Dr Léveillé bemerkt worden sind. Die Pfunde Butter lagen nur 18 Zoll unter der

Oberfläche, und auf einer Menge von Bruchstücken Holzkohle. Einige fand man unter den Wurzeln einer mehr als 500jährigen Eiche.

---

Ueber die während der letztverflossenen Jahre vielbesprochenen Wasserfälle im Sambesi, die sogenannten Victoria-Katarakten, sprach eingehend der unseren Lesern wohlbekannte Reisende T. Baines, welcher dieselben 1862 besucht hat. Er war damals mit J. Chapman auf einer Wanderung durch Südafrika, welches er von der Walfischbay im Westen bis zur Küste von Quilimane durchziehen wollte, verweilte dann volle 3 Wochen lang an den Katarakten, nahm Photographien auf und zeichnete. Der Katarakt ist 1855 von Livingstone entdeckt worden. Der Sambesi ist dort 2000 Yards breit und stürzt in eine etwa 400' tiefe, 70 bis 130 Yards breite Schlucht. Aus dieser zieht das Wasser durch eine enge Pforte am östlichen Ende ab und strömt dann weiter durch eine sehr lange, vielfach gewundene Schlucht, von welcher man noch 80 Miles weiter unterhalb Spuren findet. Aus der Tiefe des Katarakts steigt der Gischt wolkenartig bis zu 1200' empor. Deshalb und wegen des gewaltigen Getöses bezeichnen die Makololo den Fall als Mosi oa tunya, d. h. den Rauch, welcher Geräusch macht. Ringsum liegt üppiger tropischer Wald, in welchem ein reges Thierleben herrscht; weiter abwärts, wo der befruchtende feuchte Niederschlag vom Katarakt aufhört, findet man die gewöhnliche afrikanische Dürre. Baines hat denselben auf allen Seiten, und nicht ohne große Mühseligkeiten und Gefahren, umgangen, weil er vollständige Zeichnungen aufnehmen wollte; der Umfang ist aber so groß, daß er nur theilweise seinen Zweck erreichen konnte. Der Fall ist in mehre kleinere Katarakten getheilt; von diesen ist einer, an der westlichen Seite, viel abschüssiger als die anderen, weil die Felsenleiste, welche quer über den Strom zieht, dort hinweggespült wurde.

Kirk, der bei Livingstone war, als dieser zum zweiten Male den Fall besuchte, bestätigte daß Baines eine getreue Schilderung gegeben habe; die Zeichnungen, Oelfarbenskizzen und Photographien desselben seien vortrefflich. Er bemerkte, der Reisende könne sich Glück wünschen, daß er nicht den Versuch gemacht habe, den Sambesi in einem Boot hinabzufahren, denn auch unterhalb der Stelle, bis zu welcher Baines gelangt sei, und der portugiesischen Niederlassung Tete lägen sehr gefährliche Stromschnellen, in deren einer er, Kirk, Schiffbruch gelitten und alle seine Instrumente, dann auch seine naturwissenschaftlichen Sammlungen, die Frucht sechsmonatlicher Bemühungen, verloren habe. Aus seiner geologischen Untersuchung des Landes in der Region der Katarakten müsse er folgern, daß dort einst ein großer See gewesen sei. Der gegenwärtige Zustand müsse eingetreten sein in Folge eines Erdbebens; von diesem rühren auch die von Baines geschilderten Zickzackspalten her.

So viel ist nun längst ausgemacht, daß der Sambesi keine fahrbare Strombahn bis tief ins Innere von Ostafrika eröffnet.

---

Ueber die Eingebornen von Formosa sprach Consul R. Swinhoe aus eigener Anschauung. Die wilden Kali bewohnen eine Gebirgsgegend im südlichen Theile der Insel, und man kann jetzt mit verhältnißmäßig geringer Mühe zu ihnen gelangen. Ein katholischer Priester, Fernando Sainz, hat eine Kirche gebaut in einem Dorfe, das am Fuße des Gebirges liegt und von Mischlingen bewohnt wird. Etwa vierzig derselben hat er zum Christenthum bekehrt. Die Dorfbewohner sprechen einen chinesischen Dialekt, welchen Sainz versteht; er beschäftigt sich aber jetzt auch mit Erlernung der Kalisprache. In der Nähe dieses Dorfes, das Bang Kiusing heißt, leben vorzugsweise Hakka-Chinesen aus der Provinz Kuang tung (Canton) und sie haben fast ununterbrochene Fehde mit den Kalis, welche sich bei Nacht zum Missionär schleichen müssen. Der Photograph Edwards und Swinhoe besuchten das Dorf und nahmen zwei photographische Abbildungen dieser Wilden auf. Die Haut der Frauen ist mehr oder weniger hellbräunlich; sie sehen recht hübsch aus und werden von den Chinesen an der Ostküste gern geheirathet. Sie verlassen aber, wie der Priester sagte, ihre chinesischen Männer bald wieder, um unter ihrem Volke zu leben. In Folge der Blutsvermischung findet man unter den Chinesen auf Formosa viele, die einen Typus vom Kalivolke haben. Dieser erinnert lebhaft an jenen der Tagalen auf Luzon. Die Kali tragen Turbane, schwarzen Hüftenschurz und kurze gelbe Jacken. Der Schaft des Speers ist von Bambus, die Säbelscheibe wird roth bemalt. Die Männer haben keine Tättowirung, die Frauen dagegen tättowiren sich die Oberfläche der Hand. Swinhoe meint, die Kali seien von tagalischer Abkunft. Uebrigens wohnen in den Gebirgen Formosa's auch noch Leute von einer ganz andern Rasse. Die wildesten derselben haben einen sehr kleinen Wuchs „und sind wahrscheinlich verwandt mit den Negritos auf den Andamanen". Das ist aber nur eine Vermuthung; Swinhoe hat keinen von diesen Leuten gesehen.

---

Ueber den negro-europäischen Dialekt in Surinam und Curaçao sprach E. B. Tylor. Die Sprachen, welche von den aus Westafrika nach Amerika transportirten Sklaven mitgebracht wurden, sind zumeist verschwunden, und was davon übrig geblieben, ist zersetzt durch die Beimischungen aus den Sprachen der europäischen Herren. (So entstand das sogenannte Popplomento in Surinam.) Tylor hat sich mit dem Negerenglisch in Surinam und dem Negerspanisch auf Curaçao näher beschäftigt; auf dieser Insel mußten bekanntlich die Spanier den Holländern Platz machen. Dadurch kamen viele holländische Wörter in das Negerspanisch, das aber immer noch eine Art von spanischem Charakter bewahrte. Auch in Surinam hat das Negerenglisch seit der Besitznahme durch die Holländer seinen vorwiegend englischen Charakter nicht verloren.

Die Herrnhuter haben das Neue Testament in den Surinamdialekt übersetzt. „Werfend ein Netz in die See, denn sie waren Fischer; englisch: casting a net into the sea, for they were fishers; surinamisch: *dem hiti netti na ini watra; bicasi* (because) *dem de fisiman.*

Englisch: Even so every good tree bringeth forth good fruit. Surinamisch: *We ibrievan boen boom de meki boen vrocktoe.* Ibrievan ist das englische every one; meki ist make; boen ist das spanische bueno; boom statt tree ist holländisch, wie vrockte (sprich frukte), Frucht, gleichfalls niederdeutsch ist.

Tylor macht einige Bemerkungen über dieses Sprachengemisch. Zwei Völker, welche ganz oder annähernd dieselbe Sprache reden, können von sehr verschiedener Abstammung sein; ist das herrschende Volk zahlreich und gebildet, so wird es bei dem eroberten oder dienenden Volke allmälig mit seiner Sprache durchdringen; ist es nicht sehr zahlreich und weniger gebildet, dann findet das Umgekehrte statt. Wir haben dafür eine Menge von Beispielen.

---

Die Landenge von Panama und der Darien-Kanal wurden von dem bekannten Doctor Cullen zur Sprache gebracht. Er schilderte die einzelnen Vorschläge, welche zur Herstellung einer interoceanischen Wasserstraße gemacht worden sind, und deren wir neulich im Globus nicht weniger als anderthalb Dutzend aufgezählt haben. Die Strecke zwischen dem Caledoniahafen und dem Golf von San Miguel hat, ihm zufolge, vor allen anderen erhebliche Vortheile; sie sei, abgesehen von der Chiriquiroute, die einzige, welche auf beiden Seiten einen guten Hafen habe. Im Jahr 1853 wurden verschiedene Expeditionen unternommen, um eine praktikable Linie für den Kanal ausfindig zu machen; sie hatten aber keinen günstigen Erfolg, weil die Leitung in schlechten Händen, z. B. Gisborne's gewesen sei; man untersuchte den Punkt nicht, wo ein Durchstechen der Landenge möglich sei, nämlich landeinwärts vom Caledoniahafen. Dort, sagt Cullen, bildet die Cordillera zwei Ketten, deren Endpunkte hinter einander übergreifen; zwischen ihnen läuft ein Thal schräg in einem Winkel von etwa 20 Grad mit der Küste. Im Jahr 1860 wurde diese Linie theilweise von Bourdiot, de Puydt und Tronchon untersucht, und im folgenden Jahre von ihnen und de Champville noch einmal; 1864 waren de Puydt und Tronchon abermals dort; im Frühjahr 1865 wurden dem neugranadinischen Congresse zu Bogota von zwei Compagnien und drei Handelsfirmen Gesuche überreicht, in denen man um Privilegien für die Anlage eines Kanals auf dieser Linie nachsuchte. Er würde 35 englische Meilen lang sein. Der höchste Punkt in dem Querthale würde nicht mehr als 250' über dem Meere liegen; man müsse aber noch eine sorgfältige Untersuchung anstellen.

E. Hopkins bemerkte, daß er im Auftrage des Präsidenten von Neugranada verschiedene Theile des Isthmus von Panama untersucht habe. Es sei nun seine Ueberzeugung, daß nur von einer einzigen praktikabeln Route für einen interoceanischen Schiffskanal die Rede sein könne. Diese laufe unweit von der Panamabahn, und zwar vom Rio grande auf der westlichen Seite bis zum Rio de Chagres an der atlantischen Küste. Die Entfernung zwischen beiden Flüssen betrage 8 oder 9 Miles, die beträchtlichste Erhebung 260 Fuß, das Gestein sei ein weicher, zerreiblicher Granit, durch welchen man sich leichthin durcharbeiten könne. Man brauche nur einen mäßig breiten Durchstich von Salzwasser zu Salzwasser, die Flutströmungen würden dann das Uebrige thun und den Kanal frei und offen erhalten. Die Kosten würden ungefähr 10 Million Pfd. Sterl. betragen. —

Man sieht, daß in Bezug auf diesen Kanal die Ansichten

immer noch weit auseinander gehen und Alles in der Luft schwebt. Wir wollen hier beiläufig bemerken, daß über den Nichtzusammenhang der südamerikanischen Cordilleren mit den centralamerikanischen Gebirgen unser Landsmann Moritz Wagner einen vortrefflichen Bericht gegeben hat (Münchener Akademie der Wissenschaften, am 27. Nov. 1858); derselbe steht in den Münchener Gelehrten Anzeigen, 1859, Nr. 2, S. 18 ff.

Die Vancouverinsel vor der Nordwestküste Amerika's ist, wie unsere Leser wissen, in den letzten Jahren mehrfach untersucht worden. R. Brown schilderte die Expedition, welche er im Auftrage einer Erforschungsgesellschaft im Sommer 1864 gemacht hat. Er zog mit einem Astronomen, Zeichner, Naturforscher, mehren Assistenten und indianischen Jägern durch die Insel. Von dem Ausgangspunkte Cowichan Harbour ging er nach dem befestigten Indianerdorfe Whyack und erforschte unterwegs den großen Cowichan-See, der 22 Miles lang und bis zu ¾ Miles breit und von zwei, 2000 bis 3000 Fuß hohen Bergketten umgeben ist. Von diesem See ab drang er durch eine Waldgegend nach Südwesten bis zum Nittinahtflusse, schiffte auf Flößen denselben über manche Stromschnellen hinab und kam nach einer sehr gefährlichen Fahrt an eine 18 Miles lange, tief ins Land eindringende Föhrde, an deren Ufern viele Indianerdörfer liegen. — Inzwischen hatte Lieutenant Leech die Insel vom Sooke Harbour nach dem Cowichansee durchzogen; beide Partien fuhren dann zur See nach Nanaimo an der Ostküste, erforschten die verschiedenen Arme des Courtenayflusses und fanden sehr ausgedehnte Kohlenfelder. Sie kreuzten dann die Insel in der Richtung des Central-Lake und entdeckten unterwegs außer fünf neuen Seen auch noch mehre Flüsse. Der Centralsee ist 18 Miles lang. Von seinen Ufern gingen sie nach dem Kleecoot-See und weiter zur Niederlassung Alberni; von dort wieder nach Nanaimo. Das Gesammte des Innern ist gebirgig, aber gut bewaldet; man fand an verschiedenen Stellen Gold und andere Metalle, aber wenig Wiesenland. Zwischen Nanaimo und Alberni laufen 4 verschiedene Bergketten, deren höchste Gipfel von 3700 bis zu 5500 Fuß Höhe haben.

## Der Gebrauch der Rosen im Orient.

r. Dionysos Anthios, der Blümige (ἄνθος die Blume) war bei den Hellenen der Gott des Weines, der Bäume und Blumen, der seine Residenz bald in dem Blumenlande Phyllis, bald auf dem rosenreichen Pangaeon, bald in den Rosengärten Macedoniens und Thraciens aufschlug. Ehe er Blumen hatte, bekränzte er sich mit Epheu; erst nach seiner Rückkehr aus Indien schmückte ihn Aphrodite mit einem Blumenkranze. Die alten Hellenen waren Freunde dieser lieblichen Kinder Floras, und diese Liebe der Alten hat sich auf die heutigen Griechen vererbt. Die Rose hatte unter allen Blumen eine hohe Bedeutung, ihr Aroma wurde für das edelste gehalten. Die Araber bereiteten schon 1000 n. Chr. daraus das Rosenwasser; die christlichen Kirchen wurden, ehe man sie zu Moscheen umwandelte, damit gewaschen. Saladin sandte auf 500 Kameelen Rosenwasser, um die von den Kreuzfahrern in eine Kirche umgestaltete Moschee des Omar zu reinigen; Mahomed II. ließ die Sophienkirche in Konstantinopel durch viele tausend Ollen Rosenwasser auswaschen, ehe sie für die Verehrung des Propheten geweiht wurde. Die Bewohner Asiens besprengen Kleider und Gemächer, die Perser Straßen und Wege mit Rosenwasser, eben so den in die Wohnung tretenden Fremden als Zeichen des Willkommens. Die Bewohner der Jonischen Inseln bespritzten mit demselben in neuerer Zeit die griechischen Soldaten, als dieselben nach Vereinigung der Inseln mit Griechenland dorthin kamen. Eine Sultanin Indiens ließ in ihrem Garten eine Cisterne mit Rosenwasser füllen, um aus dieser durch kleine Schleußen das Wasser in dem Garten umherzuleiten, um denselben mit Rosendüften zu erfüllen.

Schon Homer führt als das auserwählteste Oel das Rosenöl an, mit welchem Aphrodite den Leichnam des Patroklus salbte. Es war jedoch dieses nicht das heute gebräuchliche ätherische Oel der Rose, sondern durch Digestien der Rosenblätter mit fettem Oel dargestellt (s. Plinius Naturgeschichte XXI, Cap. X)

Zu den besten Confitüren der Orientalen, die dem Fremden bei Besuchen präsentirt und löffelweise mit Wasser genossen werden, gehört der Rosenzucker (Rodosachari), der durch Einrühren der frischen Rosenblätter im kochenden Zuckersyrup dargestellt wird, also eine Art Conserve, in welcher man die ganzen Rosenblätter noch unterscheiden kann. Die im April blühende Rosa centifolia besitzt leicht abführende Eigenschaften, deshalb werden Aprilrosen-Conserven von vielen Orientalen täglich am Morgen als angenehme Hausarznei genossen. Früher galt der Rosenzucker als Heilmittel für Lungenkrankheiten und Krankheiten des Mundes.

Eines der beliebtesten Aromen des Orients ist auch der Rosenessig (Rodoxidon), der für das ganze Jahr vorräthig bereitet wird, theils als Zusatz zum Salat, theils als stärkendes und reizendes Mittel bei Krankheitsfällen und Ohnmachten. Cataplasmen aus Rosen sind im Oriente gegen Frauenkrankheiten im Gebrauche. Zu dem Rosenessig nehmen etwas zu beleibte orientalische Damen verschiedener Altersstufen löffelweise ihre Zuflucht, um sich von der Fettsucht zu heilen und sich eine sentimentale sogenannte interessante Gesichtsfarbe zu verschaffen; ein Mittel, welches besonders zu dem letztgenannten Zwecke auch in unseren kultivirten Landen leider oftmals Anwendung findet und schlimme, lange anhaltende Krankheiten hier wie im Oriente zur Folge hat.

r. **Schwammfischerei auf den Bahama-Bänken.** Die Schwammfischerei ist ein sehr einträgliches Geschäft der Umgebung von Key-West in Florida geworden. Im Jahre 1860 sind, nach Simmonds, dort ungefähr 100,000 Pfd. Schwämme gesammelt worden, die einen Werth von 25,000 Dollars repräsentiren. Die feinere Sorte Schwämme kommt aber an den amerikanischen Küsten nicht vor.

Die Schwämme werden mit starken, zweizinkigen, an langen Stangen befestigten Gabeln von den Felsen losgestoßen. Auf den Straßen und in der Umgebung von Nassau auf Neuprovidence sieht man ungeheuere Mengen von Schwämmen alle freien Plätze und sogar die Hausdächer bedecken. Sie liegen hier zum Trocknen, wohl auch zum Bleichen, nachdem sie vorher einige Wochen lang vergraben gewesen sind, um die darin wohnenden Zoophyten zu tödten, und werden dann gewaschen. Sie werden ferner von den ihnen anhängenden Felsstückchen gereinigt, gepreßt und in Ballen von ungefähr 300 Pfund für den londoner Markt verpackt.

r. **Ein Begräbnißplatz in der Wüste von Atacama.** Mit Salztheilen überladene, trockne, heftig wehende Winde konserviren Körper, die man ihnen aussetzt. Davon haben die alten Bewohner Peru's Gebrauch gemacht, indem sie ihre Todten auf der Erde ließen, statt sie darunter zu bringen. In der Wüste von Atacama entdeckte Dr. Reid, einer der letzten Durchforscher Peru's, durch Zufall einen solchen Todtenplatz. Männer, Weiber, Kinder, 600 an der Zahl, alle völlig gut erhalten, waren in Halbkreisen, wie in Betrachtungen versunken, niedergesetzt. Seit Jahrhunderten sitzen sie da, jeder Leichnam hat neben sich einen Krug Mais und ein Kochgefäß.

F. v. H. **Jagd in Persien.** Dem vor Kurzem bei F. A. Brockhaus erschienenen vortrefflichen Werke Dr. J. E. Polacks über Persien — wir werden dasselbe näher besprechen — entnehmen wir einige interessante Details über die dortige Jagd. Diese ist im ganzen Lande Jedermann gestattet, mit Ausnahme einiger königlichen Reviere in der Nähe der Hauptstadt, wo Jagdwächter aufgestellt sind, die nur gegen Bestechung dort Jäger zulassen. Trotz dieser allgemeinen Jagdfreiheit ist das Wild ziemlich häufig, wozu mehre Ursachen beitragen. Es wird nämlich zum Genusse das Fleisch der Hausthiere dem Wildpret vorgezogen; auch sind gute Schießwaffen in Persien sehr theuer, und überdies versteht man die Felle der jagdbaren Thiere, mit Ausnahme des wilden Esels und des Argalischafes, nicht zu gerben. Die unermeßlichen Ebenen machen auch das Verfolgen des Wildes nur mit ausgezeichneten Pferden und arabischen Hunden (tâzi) möglich, so daß die Jagd (schikâr) bedeutende Kosten verursacht und nur reiche Leute diesem Vergnügen nachgehen können. Als Jagdgewehr bedient sich der Perser meist der europäischen Flinte, die man englische (tufenk-e-inglis) nennt. Zur gewöhnlichen Jagd braucht man einige berittene Bediente, die das Wild zutreiben, und arabische Hunde, welche es verfolgen. Bei größeren Jagden bedient man sich auch der Falken (gutsch, baz) vorzüglich zum Jagen von Geflügel, seltener von Gazellen. Die Falkenjagd besteht, ähnlich wie bei uns im Mittelalter, noch in ziemlicher Ausdehnung, kommt aber der hohen Kosten wegen immer mehr in Abnahme.

Der jetzt regierende Schah ist ein passionirter Jagdliebhaber; er unternimmt häufig Ausflüge in die Ebene von Teheran und Rages, wo er unfern von den Ruinen letzterer Stadt auf

einem Hügel ein kleines Jagdschloß besitzt. Die wichtigste Hofjagd findet einmal im Jahre gegen Ende des Monats Dezember im Thale des Dschedscherudflusses statt, wo ebenfalls ein kleines Jagdschloß steht. Am bestimmten Jagdplatz haben bereits vorher zahlreich ausgestellte Treiber und Soldaten die dominirenden Hügel besetzt; sie treiben nun dem König das Wild zu, damit er es mit gesegneter Hand erlege. Es wird jedoch auf vorüberrennendes Wild von mehren Schützen zugleich geschossen; natürlich ist es immer die Kugel des Schah, welche das Wild erlegte. Auf Geflügel schießt der König in der Regel allein; obwohl etwas kurzsichtig ist er doch, wie fast alle Perser, ein guter Schütze. Jedes Rebhuhn, worauf er zielte, wird ihm, wenn er es auch nicht getroffen, von der Begleitung gebracht, denn es ziemt sich nicht, daß der Schah einen Fehlschuß gethan. Zu diesem Zwecke führt das Gefolge frischgeschossene Rebhühner in den Jagdtaschen, welche in erlaubter Täuschung als von königlicher Hand erlegt producirt werden.

Als jagdbare Thiere kommen zur Zeit in Persien vor:

Die Hyäne (**Canis hyaena** *L.* = **Hyaena striata**, pers. **klestar**) ziemlich häufig in der Nähe der Hauptstadt und wenig gefürchtet, weil sie niemals Menschen angreift.

Der Wolf (**Canis lupus** *L.*, pers. **gurk**) das gefährlichste Raubthier, selbst den Löwen und Tiger nicht ausgenommen, häufig in allen Gegenden des Landes.

Der Schakal (**Canis aureus** *L.*, pers. **schagāl**), wohl das verbreitetste Thier in ganz Persien, das sogar in den Städten, wie in Teheran, Isfahan rc. Nachts sein widerliches Geheul vernehmen läßt.

Der Fuchs (**Canis alōpex**, pers. **rubāh**) und der Marder (**Mustelina martes** *L.*), ebenfalls häufig und den Hühnerställen sehr gefährlich.

Der Tiger (**Felis tigris** *L.*, pers. **baber**), nicht selten in den Wäldern Masanderans, soll jedoch die Kinder, welche daselbst das Vieh hüten, nie angreifen.

Der Gepard (**Felis jubata** *Schreb.*, pers. **jus pelenk**), früher zu Jagden abgerichtet, ebenfalls in den Wäldern Masanderans.

Der Luchs (**Felis lynx** *L.*) desgleichen.

Der Löwe (**Felis leo** *L.*, pers. **schir**), ohne Mähne in Arabistan und in dem Gebiete des Persischen Meerbusens.

Der Leopard (**Felis leopardus** *Cuv.*, pers. **pelenk**) ebendaselbst häufig, einzeln auch an anderen Orten auf Hügeln im Tafellande.

Der Bär (**Ursus arctos** *L.*, pers. **chirs**) auf den Bergen des Elburz, Elwend u. s. w., ziemlich klein, schmutzigbraun, wird häufig eingefangen und von den Schwarzen zur Volksergötzung im Lande herumgeführt.

Endlich werden die Fischotter (**Lutra vulgaris** *Ercl.*, pers. **sekmāhi**) und der Biber (**Castor fiber** *L.*, pers. **dschunde-bidester**) hie und da erlegt und verwerthet.

---

M. **Vegetation in Cornwallis.** Cornwallis, „das Horn von Wallis", hat ein eigenthümliches und zwar sehr sanftes Klima, besonders im Winter. Viele Gewächse, die bei uns den Winter über nur in Treibhäusern am Leben bleiben, gedeihen dort draußen. Trotzdem Cornwallis noch nördlicher als 50° nördl. Br. und also mit Prag, Kiew rc. auf gleicher Breite liegt, gedeihen dort Myrthen, Lorbeeren, Fuchsien, Granatbäume und Hortensien im Freien bis zu ansehnlicher Höhe und blühen gar üppig. Man benutzt sie zu Hecken, Gebüschen und läßt sie Sommer und Winter draußen. Der bekannte französische Schriftsteller Alphons Esquiros erzählt in der Revue des deux Mondes, daß er zu Grove-hill in der Nähe von Falmouth eine Besitzung besucht und in deren Gärten, die durch ihren Reichthum an die Canarischen oder Azorischen Inseln erinnern, Dattel-, Orange- und Citronenbäume gefunden habe; die beiden letzteren blühten üppig und gaben reife Früchte. Er sah einen Baum, von welchem an einem Tage 123 Citronen, alle von ausgezeichneter Qualität, gepflückt waren. Man würde glauben in Italien oder Spanien zu sein, wenn nicht der üppige Graswuchs und die dunkelblaugrünen Tinten der Bäume an das mehr feuchte Klima Englands erinnerten. Der Eigenthümer jener Besitzung, ein Herr Fox, pflanzt Gewächse von Australien und Neuseeland, aus kälteren und gemäßigteren Gegenden neben einander. Die große sogenannte hundertjährige Aloe oder die amerikanische Agave steht nicht in Töpfen oder Gefäßen, wie solches in unseren Gärten der Fall ist, sondern ist in den Boden gepflanzt und bildet natürliche Hecken und Alleen. Zu Penjerrick, einer andern Besitzung desselben Eigenthümers, findet man ebenfalls ein buntes Gemisch von Pflanzen verschiedener Zonen. Woher hat nun Cornwallis diese sanfte Luftbeschaffenheit? In erster Stelle verdankt es solche dem Seeklima, wodurch die Winter weniger kalt, aber auch die Sommer weniger warm sind, als im Innern des Landes. Aber die Milde der Luft wird im S.W. Englands, wie in einem großen Theile des nordwestlichen Europa, auch bedeutend durch den Einfluß des Golfstroms vermehrt. Im Winter ist das Meer bei Cornwallis 4 bis 5° wärmer als der Boden; dadurch wird die Kälte der Luft gemäßigt, und wenn auch einzeln ein wenig Schnee fällt, so schmilzt solcher auf den dem Meere zugekehrten Hügelabhängen sofort. Vom Dezember bis März gibt die außergewöhnlich milde Witterung Gelegenheit, vieles Gemüse zu ziehen, welches für gutes Geld nach London geschickt wird. Aber nach April ist es nicht besonders warm, und die Kornernte fällt, da die Sommer von Cornwallis meistens feucht sind, verhältnißmäßig spät, viel später als auf derselben Breite in Deutschland und Frankreich. Aus Obigem geht hervor, warum viele Gewächse, besonders Bäume wärmerer Gegenden im nördlichen Europa nicht am Leben bleiben: es fehlt ihnen nicht an hinreichender Wärme des Sommers, aber die Strenge des Winters läßt sie umkommen.

---

**Großbritanniens Mineralerzeugnisse 1864.** In diesem Jahre sind 3268 Kohlengruben in Betrieb gewesen, und diese haben 92,787,873 Tons gefördert. Davon kommen allein auf Durham und Northumberland mehr als 23 Millionen. Der Kohlenexport nach dem Auslande betrug 8,275,212 Tons.

Eisen. 10,064,890 Tons Eisenerz, das aber für den Bedarf der englischen Fabrikation nicht ausreichte, denn es wurden mehr als 75,000 Tons eingeführt. 612 Hochöfen, welche 4,767,951 Tons Roheisen lieferten, wovon auf England 2,620,472, Schottland 1,158,750, Wales 988,729 Tons kommen. An Roheisen wurden nur 465,951 Tons ausgeführt, alles Andere ist verarbeitet worden in 127 Eisenwerken mit 6262 Puddelöfen und 718 Walzwerken.

Gold. In 5 Gruben in Merionetshire 2887 Unzen im Werth von 9991 Pf. St.

Zinn. In Cornwallis und Devonshire wird schon seit 2000 Jahren Zinn gefördert; 15,211 Tons Zinnerz, die 10,108 Tons ergaben im Werthe von 925,969 Pf. St.

Kupfer. 192 Gruben im südwestlichen England und etwa 30 in anderen Landestheilen; 214,604 Tons Erz, welche 13,302 Tons und 13 Centner Erz lieferten. Eingeführt wurden außerdem 67,283 Kupfererz, 26,018 Kupferregulus, 10,015 Tons „Bricks" und Pigs", und 14,924 Tons Kupferbarren.

Blei und Silber. 94,433 Tons Bleierz ergaben 91,283 Tons Blei und 641,088 Unzen Silber.

Zink. 15,047 Tons Erz ergaben 4040 Tons Zink.

Der Gesammtwerth der Mineralien betrug an den Erzeugungsstätten (Bausteine rc. nicht mitgerechnet) 31,604,047 Pf. St.; jener des geschmolzenen Metalles 15,281,869 Pf. St., so daß mit Hinzurechnung des Werthes der Kohlen in den Gruben, 23,197,968 Pf. St. und etwa 1½ Mill. für andere Erdmineralien sich eine Gesammtsumme von 39,979,837 Pf. St., also etwa 250 Mill. Thaler herausstellt!

---

**Die irische Nationalität** schmilzt immer mehr zusammen. Wir berichteten bereits früher (Globus V, 31) nach statistischen Quellen, daß die Zahl derjenigen Menschen in Irland, welche nur ihre alte keltische Muttersprache, das Ersisch, reden, 163,275 im Jahre 1861 betragen habe. Am 23. Mai 1865 hielt die irländische Gesellschaft zu London unter dem Vorsitze des Lord Calthorpe ihre Jahreszusammenkunft. Prediger Thomas wies darauf hin, wie nothwendig es sei, das irische Volk in seiner Muttersprache zu unterrichten, und wie mangelhaft jetzt der Schulunterricht in derselben sei. Dabei gab er eine Statistik der Menschen in Irland, die nur Ersisch reden. Sie vertheilen sich auf folgende Grafschaften: Waterford 10,467, Clare 7,126, Cork 16,701, Kerry 24,971, Donegal 22,156, Mayo 32,228, Galway 41,512. Es ergiebt dies eine Gesammtsumme von 155,164 Seelen, also 8111 weniger als im Jahre 1861. So schnell nimmt die Zahl derjenigen ab, die allein Irisch reden; die englische Sprache greift immer mehr um sich.

Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

# Ethnographische Schilderungen aus dem Gebiete des Amazonenstroms.

## III.*)

Fahrt auf dem Ucayale. — Region der Stechmücken. — Verwüstungen durch die Blatternkrankheit. — An der Mündung des Pachitea. — Die Gründung der Missionen vom Kloster Ocopa aus. — Erinnerung an das Volk der Panos. — Schilderung der Conibos-Indianer. — Ihre äußere Erscheinung; Männerputz; die Frauen. — Das Blasrohr und das Pfeilgift der Ticunas. — Fang der Schildkröten; die Eier und das Oel. — Wie die Conibos mit den Fingern zählen. — Die Bereitung der Kähne. — Das Zähmen wilder Thiere. — Allerlei Sitten und Gebräuche.

Wir haben in früheren Mittheilungen die interessante Fahrt Paul Marcoy's auf dem Apu paro, d. h. dem obern Laufe des Ucayalé geschildert. Diesen letztern Namen nimmt der Strom an, nachdem der Pachitea, vom Westen her, sich in ihn ergossen hat. Beide Flüsse sind nun von der größten Wichtigkeit geworden, nachdem sich (wie wir mehrfach im Globus hervorgehoben) herausgestellt hat, daß sie für Dampfer fahrbar sind und vom Atlantischen Weltmeere her einen Weg bis tief ins Innere von Peru eröffnen.



Hütten bei einer Bananenpflanzung. (Nach einer Zeichnung von Marcoy.)

Marcoy entwirft sehr eingehende Darstellungen der Gegenden und der Völker am Ucayale; von keinem andern Reisenden sind dieselben umfassender beschrieben worden. Unsere Leser kennen die Charaktergemälde, welche er von den Antis und den Chontaquiros geliefert hat (Globus VIII, S. 8 bis 43). Nun finden wir ihn am eigentlichen Ucayale, auf dem Wege nach der Mission Sarayacu im Lande der Conibos. Das Wasser des Stromes war fortan ruhig, von Stromschnellen und Felsenblöcken drohte keine Gefahr, aber nun begann die Gegend, in welcher die Stechmücken eine geradezu unaussprechliche Plage bilden, namentlich zur Nachtzeit; auch Moskitonetze helfen kaum etwas, und weiße Menschen kommen in Folge der hundert und aber hundert Stiche zu einer nervösen Reizbarkeit, die sich kaum beschreiben läßt.

Die Schiffe legten am dritten Tage der Fahrt vor einigen Hütten an, welche in einer Bananen-Anpflanzung standen. Sogleich drang eine Schaar von Indianern hervor; sie schrien laut und gaben den Reisenden Zeichen, nicht ans Land zu kommen. Die Männer schlugen ärgerlich und drohend mit ihren Bögen auf die Erde, die Frauen kreischten vor Entsetzen, und eine furchtbar häßliche, abgemagerte Alte, eine wahre Hexe, die eben der Hölle entlaufen zu sein schien, raunte bis dicht an den Fluß und spie mehrmals in denselben hinein. Trotz alledem gingen die Reisenden ans Land und verschenkten mancherlei Siebensachen,

*) S. Bd. VIII, S. 8 u. 37.

aber die Indianer zitterten. Doch zeigten sie sich nun gastlich und brachten einige Speisen herbei.

Woher diese Furcht? Die braunen Leute fürchteten sich, daß die Fremden ihnen die Blattern zubringen könnten. Diese sind die entsetzlichste Geißel, vor welcher sie viele Meilen weit in die Wälder fliehen. Sobald die erste Pustel sich bei Jemand zeigt, bemächtigt sich Aller ein unaussprechlicher Schrecken; wer die Krankheit bekommt, weiß kein anderes Mittel, als in den Fluß zu springen, um sich abzukühlen, und ist dann allemal eine Beute des Todes. Nicht bloß den Waffen und den Civilisationsversuchen von Seiten der Peruaner und Brasilianer, sondern insbesondere auch den Blattern muß man es zuschreiben, daß so viele Stämme zwischen dem Huallaga, dem Marañon, dem Ucayale und untern Amazonenstrome so sehr zusammengeschmolzen oder ganz verschwunden sind. Im 18. Jahrhundert zählte man in jener Region noch mehr als 120 Stämme; jetzt sind deren kaum noch 30 vorhanden!

nahmen, waren aber kaum 30 im Dorfe anwesend, weil die übrigen in den Wäldern der Jagd und auf dem Wasser dem Fischfang oblagen. Es war die Absicht der Leute, sich einen Papa oder Tayta, d. h. Missionär, aus Sarayacu zu holen.

Die Fahrt auf dem Ucayale, von Santa Rita ab, war sehr bequem, das Strombett ohne Klippen und Baumstämme. Auch an Lebensmitteln hatte man Ueberfluß, weil man in jeder Conibohütte für Nadeln, Fischangeln und Glasperlen vollauf Mandioca, Bananen, Schildkröten und Fleisch vom Lamantin, vom Tapir und von Affen erhielt; auch zogen die Ruderer manchen Fisch an Bord, und Schildkröteneier fand man zu tausenden. Abends gingen die Reisenden ans Land und lagerten sich, umgeben von einem Flammenkreise, welcher die Nacht über unterhalten wurde, nicht bloß, um die Mücken abzuwehren, sondern die hungrigen Jaguare und die gierigen Krokodile. Dann und wann fand sich eine kleine Horde umherstreifender Indianer ein und blieb bis zum Morgen.



Wohnhütten der Conibos. (Nach einer Zeichnung von Marcoy.)

Fünf Tage lang verweilte Marcoy an der Mündung des Pachitea. Dieser hat hier eine Breite von etwa 1000 Fuß; er wird 82 Lieues von dieser Stelle entfernt gebildet durch die Vereinigung des Pozuzu und des Pastazza, welche auf den entgegengesetzten Abhängen der Cordilleren von Huanuco entstehen. Weiterhin empfängt er am rechten Ufer den Pichi, am linken den Carapacho, Cosientata und Calliseca.

Der Tampu Apurimac, welcher nach seiner Vereinigung mit dem Quillabamba Santa Ana den Namen Apu Paro führt, heißt nach der Einmündung des Pachitea Ucayale, d. i. Begegnung, Vereinigung. Auf einem Hügel am Ufer lag eine Hütte der Conibos, das erste Gebäude einer Mission, welche die Indianer, unter dem Namen Santa Rita, an dieser Stelle gründen wollten. Etwas entfernt standen noch einige andere luftige Gebäude mit Dächern von Schilf oder Palmblättern. An einigen Stellen war der Boden urbar gemacht und mit Mandioca, Baumwolle rc. bepflanzt worden; von den etwa 120 Conibos, welche solchergestalt einen Anlauf zum Ackerbau

Eine derselben kam von einem Streifzuge gegen die Remos zurück, welche ihnen einen Kahn nebst Rudern gestohlen hatten. Um die Diebe zu züchtigen und ihr Eigenthum wieder zu holen, waren sie Abends in den Fluß Apujau hineingefahren, um die Remos zu überrumpeln. Diese waren aber auf der Hut gewesen und konnten die Flucht ergreifen; ihre Hütten wurden niedergebrannt.

Der Fluß Capucinia, welcher von den westlichen Ausläufern der Sierra de Cuntamana herabkommt und in den Ucayale auf dessen rechtem Ufer mündet, bildet die Grenze zwischen den Conibos und den Sipibos; aber beide Völker sind stammverwandt und reden dieselbe Sprache; auch Gesichtsbildung und Sitten gleichen sich.

Marcoy geht (Le Tour du Monde Nr. 244) näher in eine Schilderung der Stämme am Ucayale ein und bringt in dieselbe eine gewisse Ordnung.

Es waren Mönche aus Lima, welche die Missionen am Huallaga gründeten; jene in Maynas und am obern Amazonenstrom sind ein Werk der Jesuiten von Quito. Das apostolische Collegium zu Ocopa in der Provinz

Jauja, von welchem so viele Missionäre ausgegangen sind, wurde erst 1738 gestiftet; die Missionen des Cerro de la Sal, im Pajonal, am Pozuze und am Ucayale verdanken ihr Entstehen Mönchen aus Ocopa. Im vorigen Jahrhunderte zählte man in Peru mindestens 150 Missionen; jetzt sind im Ganzen nur noch acht übrig; zwei am Huallaga, eine am Santa Catalina, unweit von Sarayacu, zwei am Amazonenstrom und drei am Ucayale.

Die Franziscaner aus Lima waren die ersten, welche jene Regionen von Peru erforschten, die zwischen den Flüssen Huallaga, Marañon, Ucayale und Pachitea liegen. Sie fanden am Ufer des kleinen, am linken Ufer des Ucayale einmündenden Flusses Sarah Geneh, der jetzt Sarayacu heißt, ein Volk, dessen Gesichtstypus, Sprache, Kleidung, Sitten und Gebräuche noch bei sechs Stämmen vorhanden waren; diese hatten sich in unbekannter Zeit von ihm getrennt. Das Volk ist jenes der Panos. Sie sind aus der Gegend am Aequator auf dem Flusse Morona hergekommen und haben sich an der Mündung des Huallaga festgesetzt. Dort scheinen die Stämme sich schärfer von einander getrennt zu haben. In Folge von Streitigkeiten mit den Xeberos am obern Amazonenstrome (dem Tunguragua) zogen sie längere Zeit in den Pampas del Sacramento umher und setzten sich am Ende etwa 50 Lieues von ihren ursprünglichen Sitzen am Apu Paro fest. Bei ihren Wanderungen sind sie niemals über den 8. Grad südlicher Breite hinausgekommen.



Eine Pano-Mestize. (Nach einer Zeichnung von Marcoy.)

Für Marcoy's Behauptung, daß Tracht, Kleidung und Kultus an die Traditionen des mexikanischen Hochlandes gemahnen, welche ihrerseits die Collahuas, Aymaras und später die Inkas in diesem Theil Amerika's (angeblich, aber nicht nachweisbar, eingeführt hätten, fehlt jeder Beweis; eben so fehlt derselbe für Marcoy's fernere Annahme, daß die Panos ihren sackartigen Rock den Völkern der nördlichen Halbkugel entlehnt hätten. Sackartige Körperbekleidungen erfindet jedes Volk sehr leicht selbst und braucht dieselben nicht erst von anderen zu entlehnen. Die Panos, so wird weiter gemeldet, hätten eine Art Papier aus Baumrinde verfertigt, welches an das mexikanische, das bekanntlich aus den Fasern der amerikanischen Agave, der Aloe, bereitet wurde, erinnere. Auf demselben hätten sie, mit Hilfe hieroglyphischer Zeichen, wichtige Begebenheiten und die Eintheilung des Jahres verzeichnet. Man fand Götterbilder aus Holz geschnitzt oder aus Thon geformt bei ihnen, Aexte von Obsidian mit zwei Oehren für Stiele. Sie hätten, sagt man weiter, geheimnißvolle Gebräuche gehabt, welche sich auf den doppelten Kultus der Sonne und des Feuers bezogen; sie begruben ihre Todten in einem

bemalten, irdenen Gefäße, nachdem sie die Leichen geschminkt, geputzt und umwickelt hatten. Das Alles komme bei anderen südlichen Völkern nicht vor; die Panos hätten in Bezug auf das Herkommen dieser Bräuche tiefes Schweigen bewahrt; die früheren Missionäre seien aber von allen diesen Dingen sehr überrascht gewesen.

Das mag sein, aber man ist noch nicht berechtigt, auf einen Zusammenhang zwischen Azteken und Panos zu schließen. Nirgends mehr als in der Ethnographie der alten amerikanischen Völker ist ruhige Nüchternheit am Platze; wir haben der lächerlichen Phantastereien schon übergenug.

Am Ende des 17. Jahrhunderts waren die Panos sehr zusammengeschmolzen, theils in Folge der Kriege mit anderen Völkern, theils durch die Abtrennung der Conibos, Sipibos, Schetibos, Casibos, Chipeos und Remos. Die Panos wohnten damals, wie bemerkt, am Ufer des Sarayacu, wo 1686 der Pater Biedma sie fand. Die Patres Girbal (ein unkritischer Mann) u. Marquez, welche die 1767 von den bekehrten Christen zerstörten Missionen am Ucayale wieder neu aufrichteten, schätzten die Anzahl der Panos auf etwa 1000 Seelen, was doch wohl um die Hälfte zu hoch gegriffen sein mag. Man taufte sie u. obendrein einige Conibos; von den letzteren zogen aber die meisten wiederum ein freies, wildes Leben vor, und sie thun es noch heute. Auf einer Strecke von etwa 70 Lieues fand Marcoy am linken Ufer des Ucayale nur 8 Wohnungen der Conibos, am rechten Ufer bloß 2; rechnet man jene von Santa Rita und an den kleinen Flüssen Cipria und Hiparia hinzu, dann kommen für das ganze Volk etwa 600 bis 700 Seelen heraus. Auch sie werden verschwinden.


Der letzte Pano von unvermischtem Blute. (Nach einer Zeichnung von Marcoy.)

Der Conibo ist 1 Meter und 50 bis 60 Centimeter hoch, schwerfällig gebaut, mit breitem Brustkasten; er hat ein rundes Gesicht, das Weiße in dem schräggestellten Auge ist gelblich, die Pupille tabacksbraun, die Nase kurz und am Ende breit („geplätscht"); die Lippen sind dick, die Zähne gelb aber wohlgestellt, und das Zahnfleisch wird mit Yanamucukraut (Peperomia tinctorioides) schwarz gefärbt. In dem Ausdruck der Gesichtszüge liegt jenes eigenthümliche Gemisch von Verschwommenheit und Melancholie, welches wir bei der Mehrzahl der „Wilden" in Peru finden; aber beim Conibo, dessen Gesicht beinahe kreisrund ist, kommt dadurch etwas Gutmüthiges, man möchte fast sagen etwas Naives in die Physiognomie. Die Farbe ist sehr dunkel, aber von einer gemischten und unbestimmten Nuance, etwa jener zwischen neuem und altem Mahagonyholz, und die Haut sehr rauh anzufühlen. Das kommt von den Mückenstichen. Das schwarze, straffe Haar ist voll; vom Barthaar findet man kaum einige spärliche Haare auf Oberlippe und Kinn. Wenn Pater Girbal äußert, die Conibos sähen beinahe so weiß aus wie die Spanier und hätten dichten Bart, so sagt er die Unwahrheit.

Die Frauen sind klein, von untersetztem Wuchs, haben aber nicht die mageren Beine und dicken runden Bäuche, die man bei so vielen Weibern der südlichen Stämme findet. Trotz der Mücken gehen sie fast ganz nackt und haben einen nur schmalen Schurz von braunem Zeug um die Hüften geschlungen. Die Männer tragen einen braunen Sack (Tari) aus Baumwollenzeug; er wird zum Schmucke mit allerlei Figuren bemalt. Beide Geschlechter bemalen das Gesicht mit Roth und Schwarz; die erstere Farbe wird aus dem Orleans (Rocou, Bixa orellana) gewonnen, die zweite aus dem Genipa (Huitoch); Roth wird nur für das Gesicht verwandt, Schwarz für alle anderen Körpertheile.

Bei vielen Indianerstämmen machen wir die Wahrnehmung, daß die Männer ungleich putzsüchtiger sind als die Frauen. Jene sitzen stundenlang, um Haare auszupflücken oder sich zu bemalen, betrachten sich selbstgefällig in einem kleinen Spiegel, besonders an Galatagen, wenn sie sich auch mit weißen und schwarzen Glasperlen (Chaquiras) behängt haben. Die Fassung dieser Bijour besorgen sie selbst; unser Bild zeigt, in welcher Weise das geschieht. Die Frauen tragen Halsbänder, hängen auch wohl ein Stück Silber oder eine Kupfermünze daran, oder, falls sie dergleichen nicht haben, einen Fingerknochen vom Brüllaffen (Simia Belzebuth).

Manche Conibos gehen alljährlich einmal nach der nächsten Mission, um Beile, Messer und Perlen zu holen. Sie geben dafür Schildkrötenfett und Wachs.

Den Hut haben sie in den Missionen kennen gelernt; sie verfertigen sich diese Kopfbedeckung aus Stengeln der Palmblätter. Alle Arbeit wird von der Frau besorgt;






Conibos. (Nach einer Zeichnung von Marcoy.)

sie macht den Boden urbar, säet und pflanzt, besorgt die Ernte, trägt Holz und Wasser herbei, bereitet Speisen und Getränke, webt Zeug, sammelt Wachs und Honig ein, verfertigt und brennt die Töpfe und bemalt dieselben auch mit zierlichen Figuren. Auch muß sie, wenn der Mann einen Ausflug zu Schiff unternehmen will, alles Nöthige im Kahn besorgen und darf besonders den Picha nicht vergessen, d. h. den Nachtsack, oder besser gesagt die Reisetasche, thun, und hat auch denselben Schnupfapparat (Glob. VIII, S. 12), welcher Chicachauh genannt wird.

Als Waffen dienen Bogen, Pfeile, Keule und Blasrohr. Aeltere Reisende erzählen von Schilden aus Tapirhaut und Lanzen aus Palmenholz, aber dergleichen sind jetzt nicht mehr vorhanden. Bogen und Keulen werden aus dem Holze der Chontapalme (Oreodoxa) verfertigt, die Sehne des Bogens machen die Frauen aus Blattfasern der



Ein Remo-Indianer. (Nach einer Zeichnung von Marcoy.)

welche auch von ihr verfertigt worden ist. Auf diese legt der Stutzer großen Werth, denn sie enthält das aus zwei scharfen Muscheln verfertigte Instrument zum Auspflücken der Haare, den Tsanu; sodann die Chicaputa, Tabacksdose. Der Taback (Chica) wird aber nur als Gesundheitsmittel gebraucht; man schnupft das grüne zum feinsten Pulver zerriebene Kraut, um den Schnupfen oder Kopfschmerz zu vertreiben, in ähnlicher Weise wie die Antis es Mauritiapalme; die alten Leute verstehen sich auf Herstellung trefflicher Pfeile aus dem Blüthenschaft der Gyneria saccharoides.

Das Blasrohr, dessen sich nicht blos die Conibos, sondern auch die meisten Eingebornen am Ucayale und Marañon bedienen, wird von den Xeberos eingetauscht. Diese wohnen am linken Ufer des Tunguragua (des obern Marañon), im Innern, zwischen den Flüssen Zamora und

Morona. Der Handelswerth eines solchen Blasrohrs beträgt nach unserm Geld etwa 2 Thaler 20 Silbergroschen. Die Waffe ist vortrefflich für die Jagd geeignet; die Pfeile, welche man aus ihr schießt, können recht eigentlich mit Stricknadeln verglichen werden. Man nimmt dazu Blattstiele von Palmen und befestigt an denselben einen Flocken vegetabilischer Seide vom Bombar; die Spitze ist eingekerbt, damit sie in der Wunde abbreche, und mit dem Gifte der Ticunas getränkt. Es schadet nicht, daß es sich dem Blute mittheilt, und wirkt auf das verwundete Thier betäubend. Ein Vogel, der auch nur den leichtesten Stich von einem solchen Pfeil bekommen hat, wird struppig am Gefieder, kann nicht mehr auf den Beinen stehen, taumelt hin und her und fällt nach etwa 10 Minuten um; ein Affe nach 6 bis 8, ein Peccari nach 12 oder 15 Minuten. Die Indianer am Ucayale bedienen sich des Giftes nur auf der Thierjagd, jene am Amazonenstrom vergiften aber auch ihre Kriegslanzen.*)



Eine Conibo-Frau. (Nach einer Zeichnung von Marcoy.)

Wälder und Flüsse könnten dem Conibo eine sehr reichliche und mannigfaltige Nahrung liefern, aber daraus macht er sich wenig; er ist recht eigentlich ein Chelenophage, ein Schildkrötenesser. Die Schildkröte spielt in seinem ganzen Leben und Weben eine Hauptrolle. Manche liebe lange Stunde liegt er am Ufer, um die Eigenthümlichkeiten dieses Thieres gründlich zu beobachten.

Am Ucayale legen die Schildkröten zwischen dem 15. August und dem 1. September ihre Eier ab. Um diese Zeit ist der Strom niedrig und die weiten, sandigen Ufer liegen trocken. Der Conibo ist nun in seiner besten Heiterkeit. Mehre Familien machen gemeinschaftliche Sache, schiffen sich ein und fahren nach solchen Plätzen, wo sie eine reichliche Ernte zu finden hoffen.

Sobald die Fischer am Ufer gewisse Linien im Sande bemerken, wissen sie, daß dort Schildkröten ihren Zug gehabt haben. Sie bauen einige Hütten und warten im Schatten derselben ruhig ab, bis die Amphibien erscheinen. So genau wissen sie die Zeit zu berechnen, daß allemal nach ein paar Tagen der ersehnte Augenblick erscheint.

Es ist dunkle Nacht. Zwischen Mitternacht und zwei

*) Nicht bloß die Xeberos verfertigen Blasröhre (Sarbacanas oder Pucunas; auch die Ticunas, Yahuas und einige andere Stämme am Amazonenstrom liefern dergleichen; sie werden aber nicht, wie Humboldt gemeint hat, aus einem Bambusstamme verfertigt, sondern mit großer Kunst und Sorgfalt aus Palmstämmen. — Die Combazas in den Missionen am Huallaga, die Bewohner von Lamas, Tarapote und Balzapuerta an demselben Strome, sodann die Xeberos und Yaluas am obern Amazonenstrome treiben Handel mit den von ihnen für die Jäger verfertigten Giften. Diese aber kommen an Stärke jenen der Ticunas nicht gleich. Von diesem hat ein Töpfchen von der Größe eines Hühnereies einen Werth von etwa 15 Francs und ist dreimal so theuer wie jenes der anderen Stämme. Salz und Zucker sollen als Gegengifte wirksam sein.

Uhr Morgens. Aus der Ferne vernimmt man ein Geräusch, als ob die Springflut herausbrause. Der Strom wallt auf, und dann kommen tausend und abermals tausend Schildkröten ans Ufer. Die Conibos verhalten sich in ihren Hütten ganz ruhig und warten den geeigneten Augenblick ab. Die Schildkröten ziehen in verschiedenen Abtheilungen auf das Land, kratzen mit ihren Vorderfüßen ungemein rasch einen manchmal bis zu 600 Fuß langen, etwa 1 Elle tiefen und 2 Ellen breiten Graben auf und arbeiten dabei so hitzig, daß sie von einer förmlichen Staubwolke umgeben sind. Sobald der Graben tief und breit genug ist, klettert die Schildkröte an den Rand desselben hinauf, dreht sich plötzlich um und läßt nun ihre Eier hineinfallen, mindestens 40 und nie mehr als 60 Stück. Sobald dies geschehen ist, kratzt sie mit den Hinterfüßen und füllt ihrerseits den Graben aus. Bei dem hastigen Durcheinander so vieler tausend Amphibien wird manches Thier lebendig begraben. Das ganze Geschäft nimmt kaum 20 Minuten in Anspruch, und das Heer eilt wieder dem Wasser zu.

Nun ist die rechte Zeit für die Conibos gekommen. Sie springen aus den Hütten, nicht etwa um den Schildkröten den Rückzug abzuschneiden, denn das wäre bei der ungeheuern Menge dieser Thiere geradezu unmöglich, sondern um am Rande des Zuges so viele als irgend möglich auf den Rücken zu legen, und auf diese Art werden hunderte ihnen zur Beute.

Am Morgen beginnt das Abschlachten. Man zerhämmert den dicken Panzer mit Beilen und Keulen, reißt die dampfenden Eingeweide heraus und wirft sie den Frauen zu; diese lösen dann das gelbe, feine Fett ab, das delicater ist als Gänseschmalz. Alles Uebrige gibt ein leckeres Mahl für die Geier und Fischadler, die sich bereits in mächtigen Schwärmen eingefunden haben. Uebrigens läßt man einige hundert Schildkröten am Leben; ein Theil derselben dient zur Nahrung, ein anderer wird nach den Missionen gebracht und verkauft. Diesen schneidet man die Sehnen an den vier Füßen ein, damit sie nicht fortlaufen, und bindet sie paarweis aneinander. Sie ziehen nun den Kopf ins Gehäuse ein und geben kein Lebenszeichen von sich. Man wirft sie alle in eine Grube und bedeckt diese mit nassen Zweigen.

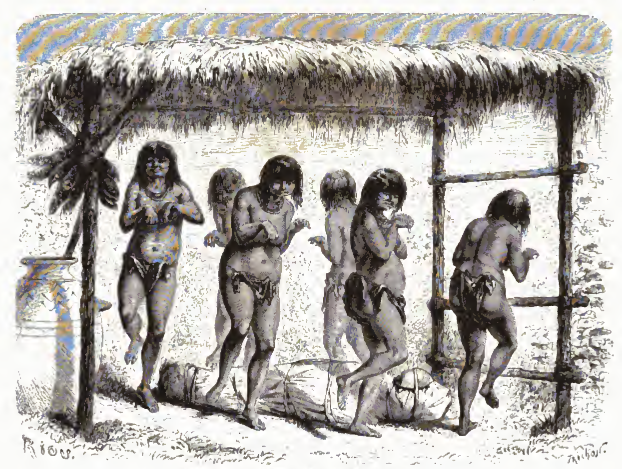



Ein Conibo-Stutzer. (Nach einer Zeichnung von Marcoy.)

Das gelbe Fett wird geschmolzen und abgeschäumt; es ist dann ganz klar und farblos, verliert auch das Klebrige und wird auf irdene Gefäße gefüllt. Aller Rückstand wird ins Wasser geworfen und von Fischen und Caymans gierig verschluckt.

Inzwischen hat man die Schildkröteneier nicht etwa vergessen. Man scharrt sie aus dem Graben hervor und

wirft sie in einen zu diesem Zwecke sorgfältig gereinigten Kahn, der als eine Art von Presse benutzt wird. Die Haut des Eies ist weich und lederartig; man durchsticht dieselbe mit fünfzinkigen Pfeilen, und dann fließt die gelbe, ölige Masse heraus. Sie wird in großen Muscheln gesammelt; man kocht das Oel, schäumt es ab, thut etwas Salz dazu und füllt es dann auf große Krüge. So gewinnt man eine Handelswaare, gegen welche man, wie schon bemerkt, in den Missionen Messer, Angeln und Speerspitzen eintauscht. Die letzteren bestehen aus alten Nägeln, welche von den getauften Indianern in Sarayacu in geeigneter Weise umgeschmiedet werden. Man harpunirt vermittelst dieser Werkzeuge Schildkröten, wenn dieselben in



Leichenklage bei den Conibos. (Nach einer Zeichnung von Marcoy.)

dichten Massen auf der Oberfläche des Wassers schwimmen und aus einem Fluß in den andern ziehen.

Der Fischer wartet am Ufer seine Zeit ab. Er sieht einen Schwarm näher kommen, spannt seinen Bogen, legt einen Pfeil auf, an welchem er das kleine Harpuneneisen befestigt hat, zielt horizontal, hebt dann plötzlich den Bogen in die Höhe, läßt den Pfeil einen Bogen beschreiben, und zwar so, daß er beim Herabfallen die Stelle trifft, an welcher die Schildkröte den Kopf aus ihrem Panzer herausgestreckt hat. Nicht selten auch springen mehre Indianer in einen Kahn und verfolgen den Schwarm; sie machen allemal gute Beute. Dabei geht es lustig her, und das muntere Schreien und Lachen nimmt kein Ende.

Sobald eine Ladung Waare beisammen ist, trifft man Vorbereitungen zur Fahrt nach der Mission. Der Conibo wäscht sich, pflückt die Haare aus und kämmt sich sogar, denn er will mit seiner Person einen möglichst guten Eindruck machen. Oelgefäße und lebendige Schildkröten bringt er in der Mitte des Kahns unter, die ganze Familie steigt ein, und das Fahrzeug treibt stromabwärts. Bei der Mission schüttelt der Patriarch oder der Schönredner, — denn auch daran fehlt es den Indianern nicht, — sein langes Haar und kämmt es noch einmal, legt frisches Roth aufs Gesicht, läßt die Frauen zurück, und wenn er an Ort und Stelle ist, beginnt er zu reden: „Ich habe frische Charapas (Schildkröten); Fett und Oel lassen nichts zu wünschen übrig.“ Der Missionär fragt, wie viel Waare angebracht worden sei? Nun reckt der Conibo sich in die Höhe, kratzt hinter dem Ohre und scheint verlegen. Nachdem er sich etwas besonnen, antwortet er: Atschupre, und dabei krümmt er Daumen und Zeigefinger. Dann fügt er hinzu: Rrabui, knickt Mittelfinger und Ringfinger ein und wiederholt dieselben Worte, bis er mit seiner Aufzählung fertig ist.

Atschupre bedeutet 1 und Rrabui 2. Die Sprache der Conibos kennt nur diese beiden Cardinalzahlen; was darüber hinausgeht, ist der Quechuasprache entlehnt, also quimsa 3, tahua 4, pichcca 5 und so fort. Das Quechua ist seit 300 Jahren durch die Missionäre zu einer großen Verbreitung gelangt, und heute kann der Conibo bis 1000 und mehr zählen.

Wir wollen auch einige Worte über das Verfertigen der Kähne sagen. Sie benutzen dazu den Capirunabaum (Cedrela odorata). Das Fahrzeug ist zwischen 10 und 25 Fuß lang; im letztern Falle nimmt die Arbeit

manchmal zwei Jahre in Anspruch! Der Baum wird mit der Axt gefällt und muß einen Monat lang trocknen, dann verbrennt man die Blätter, hackt die Aeste ab, fängt mit dem Behauen an und höhlt den Stamm mit Axt und Feuer aus. Dabei muß sehr sorgfältig Obacht gegeben werden, damit das Feuer keinen Schaden anrichte; zuletzt wird mit dem Messer nachgeholfen. Solch ein Fahrzeug muß natürlich für den Indianer großen Werth haben, und trotzdem kommt es vor, daß er es gegen eine Axt oder ein Beil vertauscht; manchmal werden aber 4 oder 6 Aexte dafür bezahlt. Das Holz hält sich auch im Wasser viele Jahre lang ganz vortrefflich, und die Missionäre lassen Bretter daraus verfertigen.

Der Conibo denkt in Bezug auf Lebensmittel niemals über das Heute hinaus; das Morgen kümmert ihn gar nicht, und auf die Jagd geht er nur, wenn der Hunger ihn zwingt. Der Schildkrötenfang macht ihm Vergnügen, aber er beschäftigt sich mit demselben vorzugsweise nur deßhalb, weil er sich Beile und Messer und Putzsachen verschaffen will. Inmitten der üppigsten Naturfülle hat er manchmal kaum das Allernothwendigste zum Leben, aber auch dann ist er gastfrei. Einige Conibos haben in den Missionen einen schwachen Begriff von Ackerbau erhalten und haben Pflanzungen im Walde, die aber allemal sehr klein sind und aus einigen Bananen, einigem Zuckerrohr, ein paar Baumwollenstauden, etwas Taback, Rocou und Erdnüssen bestehen. Das Ackerbauwerkzeug besteht aus dem Schulterblatt eines Lamantin, welches an einen Stiel befestigt worden ist.

Merkwürdig ist die Gabe dieser Indianer für das Zähmen von Thieren. Junge Tapirs und Peccaris laufen ihnen wie junge Hunde nach und gehorchen den Befehlen. Aras, Pfefferfresser und manche andere gezähmte Vögel fliegen aus der Hütte in den Wald und kommen regelmäßig wieder. Hauptliebling aber ist der Affe, dessen Sprünge und lustige Fratzen den übrigens melancholischen Conibo stets ergötzen. Aber wenn der Indianer betrunken ist, trifft es sich doch, daß er seinen Liebling todt schlägt.

Bei der Verheiratung finden keine besonderen Feierlichkeiten statt. Die Geburt eines Mädchens ist dem Vater so gleichgiltig, ja so widerwärtig, daß er, wenn man ihm dieselbe meldet, sein Moskitonetz anspeit; dagegen schlägt er vor Freude mit dem Bogen auf die Erde, wenn ein Knabe zur Welt gekommen ist, und sagt der Mutter freundliche Worte. Wenn diese nach der Geburt eines Mädchens vom Flusse zurückkommt, in welchem sie sich und das kleine Geschöpf gewaschen hat, senkt sie beim Eintreten in die Hütte den Kopf und ist so beschämt, daß sie kein Wort spricht. Früher drückte man den Kindern die Köpfe platt; seit etwa einem Jahrhundert ist aber dieser Gebrauch in Abgang gekommen.

Das Mannbarwerden der Mädchen feiert man mit großen Festlichkeiten. Dabei werden neue Flöten gespielt, denn das Chebianabiqui-Fest soll würdig begangen werden, und es ist dabei ausnahmsweise den Frauen erlaubt, gemeinschaftlich mit den Männern zu tanzen. Neben der Flöte mit fünf Löchern erschallt die Trommel, Kutukutu, welche aus einem hohlen, mit Kieseln angefüllten Kürbis besteht. Die jungen Mädchen müssen sich toll und voll trinken und werden einen Tag und eine Nacht lang von den alten Frauen im Tanz herumgedreht, bis sie niedersinken und wie Leichen am Boden liegen.

Die Conibos machen sich eine Vorstellung von einem höchsten Wesen, das Himmel und Erde geschaffen hat und bald Papa, Vater, bald Huchi, Großvater, genannt wird. Dieser Gott hat Menschengestalt, füllt den Weltraum aus, bleibt unsichtbar und ist, nachdem er die Erde erschaffen, zu den Sternen aufgeflogen; von diesen herab lenkt er Alles. Man beweist ihm keine Verehrung und erinnert sich seiner eigentlich nur, wenn die Pampa del Sacramento von Erdbeben heimgesucht wird. Diese entstehen, wenn der Große Geist seine himmlische Wohnung verläßt, um einmal nachzusehen, ob die Erde auch noch da sei. Die Conibos laufen aus den Hütten, tanzen, springen und rufen ihm zu, daß sie noch leben.

Der böse Geist Yurima wohnt im Innern der Erde; durch ihn kommt alles Unglück, und er wird so sehr gefürchtet, daß man nur ungern seinen Namen ausspricht. Die Zauberer, welche zugleich Aerzte sind, stehen jedoch mit ihm auf gutem Fuße, haben Mittel gegen Schlangenbiß und Insektenstiche, Amulete und sogar Liebestränke; diese letzteren werden aus dem Fleisch und den Augen des Cuchusca (Delphinus Amazoniensis) bereitet. Diese Yubues oder Teufelsdoctoren werden bei allen wichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt und thun nichts umsonst; manchmal werden sie aber auch sehr geprügelt, z. B. wenn sie Heilung versprochen haben und der Kranke dennoch stirbt. Der Conibo kommt in einen Himmel, in welchem es sehr kriegerisch zugeht, denn zum Zeitvertreib hat er Kampfspiele, hübsche Mädchen (Aïbo mucaï) sind ihm zu Willen, und er findet ganze Berge, die aus den besten Speisen bestehen; berauschendes Getränk fließt in mächtigen Strömen. Das ist doch noch ein Paradies, welches sich für einen Indianer der Mühe verlohnt. Die Leiche wird in einen Sackrock (Tari) gewickelt, bekommt in die rechte Hand Pfeil und Bogen, man bemalt das Antlitz mit Roth und Schwarz und steckt das Gesicht in ein Trinkgeschirr, eine Kalebasse. Dann wird er mit einer Lamantinhaut umwunden und sieht nun aus wie eine Carotte Taback. Die Frauen tanzen und singen Klagelieder, und bei Sonnenuntergang legt man den Todten in ein großes Thongefäß, welches vergraben wird.

Wir können nicht umhin, einer abscheulichen Widerwärtigkeit zu erwähnen. Die Conibos verzehren leidenschaftlich gern Ungeziefer; aber auch viele andere Indianerstämme, und nicht blos wilde, sind Pthirophagen. Auch Stechmücken, die sich mit Blut vollgesogen haben, sind für den Conibo ein leckerer Fraß.

Das Volk gehörte im 17. Jahrhundert zu den mächtigsten in der Pampa del Sacramento; jetzt ist es dem Untergange nahe und zerfällt in ganz kleine Sippen, deren jede aus einigen wenigen Familien besteht. Sie leben zerstreut am linken Ufer des Ucayale. Der Conibo haßt ingrimmig seine Nachbarn, die Casibos oder Caschibos am Pachitea, nicht minder die Remos und die Amahuacas am rechten Ufer des Ucayale. Aber die verschiedenen Stämme führen jetzt keine Vernichtungskriege mehr gegen einander. Ein Theil ihrer frühern Wildheit hat sich verloren, zur Civilisation sind sie jedoch nicht gelangt.

Wir haben früher ein kleines Vocabularium aus den Sprachen der Antis und der Chontaquiros mitgetheilt (Globus VIII, S. 15 und 39). Wir wollen aus jener der Conibos die Wörter für die dort aufgeführten Gegenstände mittheilen. Ein Vergleich kann zeigen, daß die drei Idiome durchaus verschieden sind.

Baumwolle, huasmue,
Zucker, sanipoto,
Cacao, turampi (wie bei den Chontaquiros),
Canneel, chitani,
Rocou, mase,
Genipahu, nane (bei den Antis ana),
Manioc, adsa,
Mais, seci (im Anti sinci, im Chontaquiro siji),
Tapir, auha,

Bär, huiso,
Schlange, runi,
Peccari-Schwein, yaüa maeüa,
Affe, rino,
Hund, huchete,
Geier, schiqui,
Hahn, ituri buene,
Henne, ituri,
Papagey, baüa,
Taube, nubul,
Fisch, huaca,
Spinne, vinacua,
Fliege, nabu,
Mücke, xio,
Ameise, isiqui,
Banane, paranta.

Die letztere heißt im Antis parianti, im Chontaquiro parisanta. Diese Pflanze und der Mais bedürfen des Anbaues; sie selber und ihre Benennungen sind wohl den drei Völkern von Außen her zugebracht worden.

---

# Ebbe und Flut.

Von Prof. A. Kayser in Paderborn.

## I.

Unter Ebbe und Flut verstehen wir das in ungefähr 25 Stunden zweimal wiederkehrende Fallen und Steigen des Meeres. Wegen der regelmäßigen Wiederkehr in bestimmten Zwischenräumen nennen wir diese Meeresschwankungen Gezeiten, ein Wort, das auch in dem angel- und niedersächsischen tide, tides, low tide, high tide wieder klingt. Hat sich das Meer in Folge dieser regelmäßigen Schwingung bis zu seinem tiefsten Niveaupunkte zurückgezogen, um nun den Schritt nach einigen Minuten der Ruhe — „todtes Wasser" sagt der Seemann — wieder umzulenken, so hebt die Flut an — flux de la mer nennt sie der Franzose. Sie dauert so lange, als das Wasser immer höher und höher steigt, bis es für das Mal den höchsten Punkt gewonnen hat und dann, eine kurze Weile die Höhe behauptend, wiederum zurücktritt. In diesem Momente beginnt die Ebbe, welche der Franzose darum als reflux de la mer bezeichnet.

Die Zeit, welche zwischen dem tiefsten und höchsten Wasserstande verfließt, ist nicht constant; sie beträgt durchschnittlich 6 Stunden 50 Minuten. Ebbe und Flut erfordern daher durchschnittlich 12⅔ Stunden; so kommt es, daß der Moment des höchsten und tiefsten Wasserstandes täglich ungefähr eine Stunde verrückt. Die Beschleunigung oder Verzögerung schließt sich dem scheinbaren Tageslaufe des Mondes um die Erde an, so daß während je zweier Durchgänge des Mondes durch den Meridian eines Ortes zweimal Hoch- und zweimal Tiefwasser eintritt.

Die Flut, welche die Sonne und den Mond im Meridian hat, heißt Zenithflut, die zu gleicher Zeit eintretende antipodarische Nadirflut. Es ist jedoch zu bemerken, daß in der That das Hochwasser nur an sehr wenigen Meeresstellen mit dem Durchgange der Sonne und des Mondes durch den Meridian eines Ortes genau zusammenfällt. Zur Zeit des Voll- und Neumonds geht Luna am raschesten auf ihrer Wanderung um die Erde, sie gebraucht nur 24 Stunden 37 Minuten, so viel Zeit verstreicht dann auch zwischen je drei Fluthöhen. Schläfriger schreitet sie beim ersten und letzten Viertel einher; dann gebraucht die Langsame 25 Stunden 27 Minuten, und eben so viel Zeit liegt auch zwischen drei Fluthöhen. Nicht weniger Abwechselung tritt in der Höhe zum Vorschein, zu welcher die Flut aufsteigt, oder der Tiefe, zu welcher die Ebbe hinabsinkt; auch dieser Wechsel schließt sich dem Mondlaufe an. Um die Zeit des Neu- und Vollmonds steigt die Flut höher als zur Zeit der beiden Mondviertel. Der Deutsche nennt jene bezeichnend Springflut, diese trefflich Nippflut. In der Nordsee treten die Vollmondspringfluten jedoch erst ungefähr zwei Tage nach dem Vollmonde ein. Die höchsten Springfluten zeigen sich zur Zeit der Aequinoctien, sowie bei Mond- und Sonnenfinsternissen. Ebenso steigt die Flut höher, wenn der Mond in der Erdnähe (Perigäum) sich befindet, als wenn er in der Erdferne (Apogäum) steht.

Das Phänomen der Gezeiten tritt mit besonderer Energie an den Küsten der offenen Meere auf. An den in das offene Meer hinaustretenden Küsten von Brest und Cap Lizard steigen die Springfluten auf 18 bis 19 Fuß; im Golf von Martaban (am Indischen Ocean) bis 23 Fuß; in der Chesapeake-Bay, unweit Annapolis (Maryland), bis 30 Fuß; bei St. Malo (Departement der Ille und Vilaine) 46 Fuß; in der Fundy-Bay (an der Nordostgrenze der Vereinigten Staaten) schwillt sie bis zu der enormen Höhe von 70 Fuß an.

Die an solchen Küsten mündenden Flüsse nehmen an den Schwankungen des Meeresniveaus Theil. In der Weser dringt die Flutwelle 9 Meilen, in der Themse 12 Meilen (bis oberhalb London), in der Elbe 20 Meilen (bis oberhalb Hamburg) vor; im Lorenzstrom ist sie noch in Quebek 100 Meilen, im Amazonenstrom noch 150 Meilen von der Mündung zu verspüren. Sie bedarf mehrer Tage, um diesen Weg in die Tiefe der amerikanischen Urwälder zurückzulegen; oft sind acht Fluten in entsprechenden Zwischenräumen im Flußbette dieses Riesenstromes unter Wegs.

Die hohe See dagegen zeigt eine geringe Hebung des Wasserspiegels. Im Großen Ocean z. B. erreicht sie bei den Sandwich-Inseln die geringe Höhe von 2½ Fuß, ja bei Tahiti von nur 11 Zoll. In den Meeren, welche durch Engen von dem Leben der Oceane mehr abgeschlossen sind, treten nur schwache Spuren von Ebbe und Flut auf, oder sie verschwinden ganz. Im Mittelmeere ist die Wirkung zumeist erst bei sorgfältigen Beobachtungen wahrnembar. Im Adriatischen Meere ist der Unterschied zwischen Hoch- und Tiefwasser zwar 3 bis 4 Fuß, aber bei Terracina nur 1,23 Fuß, bei Alexandria nur 1,08 Fuß, nach Trevelyans Studien zu Antium nur 1,18 Fuß. Darum herrschte lange der Glaube, das Mittelmeer bleibe von den Pulsen des Oceans unberührt. Das Schwarze Meer sowie die Ostsee sind dagegen in der That von diesem Schicksale betroffen,

indem selbst die aufmerksamsten Beobachtungen keine merklichen Flutspuren aufgezeigt haben.

Im Stillen und Indischen Oceane schreitet die Flut, dem Monde bei seiner scheinbaren täglichen Bewegung um die Erde folgend, von Osten nach Westen voran; im Atlantischen Ocean verfolgt sie eine nördliche Richtung; im Kanal La Manche bewegt sie sich umgekehrt von Westen nach Osten; im nördlichen Theile des Deutschen Meeres kommt sie sogar von Norden nach Süden heran.

Da der Gesichtskreis der klassischen Völker des Alterthums lange Zeit auf den Rand des Mittelmeerbeckens beschränkt war, so begreift sich, wie bei denselben diese auffallende Schwankung des Meeres so lange Zeit unbekannt bleiben konnte. Den seekundigen Phöniciern, welche den Indischen und Atlantischen Ocean befuhren, war das Phänomen natürlich längst nicht mehr verborgen. Der erste Hellene, welcher dasselbe beobachtete, war Kolaeus aus Samos, etwa 700 v. Chr. Als er nach Aegypten segeln wollte, wurde er durch Ostwinde nach der Insel Plataea und von dort durch die Meerenge in den Ocean nach Tartessus getrieben (Herodot 4, 152). 70 Jahre später (um 630 v. Chr.) unternahmen die Phocäer weite Seereisen und segelten mit fünfzigrudrigen Schiffen in den Atlantischen Ocean hinaus, wo ihnen das intensive Wogenspiel der Gezeiten Anlaß zu Staunen und Bewunderung gab (Herodot 1, 163). Herodot beobachtete die Flut am Busen des Rothen Meeres. Gleichwohl blieb diese Erscheinung dem klassischen Alterthum zumeist ein unbekanntes Schauspiel. So erklärt es sich, daß Alexander der Große sammt seinem Heere von Schrecken und Staunen ergriffen wurde, als die Schiffe an den Indusmündungen plötzlich im Schlamme versanken und dann ebenso unerwartet wieder von den Fluten gehoben wurden (Curtius de rebus gestis Alex. 9, 9). So erklärt es sich auch, daß selbst ein Cäsar an den Ufern Britanniens durch eine Vollmondsflut, deren gesteigerte Höhe er nicht ahnte, großen Schaden für seine Flotte erlitt (De bello Gallico 4, 29).

Der erste, welcher den Grund dieser Erscheinung dunkel vermuthete, war Pytheas aus Massilia (Marseille), ein kühner Seefahrer des 4. Jahrh. v. Chr., der von Gades (Cadiz) bis zur sagenhaften Ultima Thule fuhr. Nach Plinius will er oberhalb Britanniens ein Steigen der Flut bis zu 80 Ellen bemerkt haben (Hist. nat. 2, 97) — eine von den vielen Uebertreibungen, welche sich der alte Massilienser zu Schulden kommen ließ! Aber er hat das Richtige getroffen, wenn er dem Monde Einfluß auf Ebbe und Flut zuschrieb und sagte, daß die Flut bei wachsendem Monde steige und bei abnehmendem falle (Plutarch Placita phil. 3, 17). Aristoteles, sein Zeitgenosse, erkannte dieselbe Ursächlichkeit, wenn er behauptete, die Flut richte sich nach dem Monde (De mundo 4). Nach einer spätern Sage soll ihm jedoch das auffallende Hin- und Herwogen der Gewässer im Euripus, dem engen Kanale zwischen Euböa und Böotien, das in der Flutwirkung seine Erklärung findet, so viel Kopfzerbrechens verursacht haben, daß er sich aus Verzweiflung in die Wellen stürzte.

Sehr aufmerksam hat der ältere Plinius Ebbe und Flut beobachtet. Er kennt nicht blos das regelmäßige Steigen und Fallen des Meeres, das sich jeden Tag wiederholt, er weiß auch schon, daß das Wasser sich an den Ufern viel höher bäumt, als auf der hohen See und findet dieses ganz natürlich, da ja auch im menschlichen Körper die Extremitäten einen stärkern Pulsschlag fühlen (quoniam et in corpore extrema pulsum venarum, id est spiritus, magis sentiunt. Hist. nat. 2, 97).

Was Cäsar erst für theures Lehrgeld inne ward, spricht Plinius und auch dessen Zeitgenosse Tacitus (Annal. 1, 70) als eine allgemeine Thatsache aus: daß nämlich die Vollmonde höhere Flutwellen mit sich bringen. Den ursächlichen Zusammenhang der in Rede stehenden Meeresschwankungen mit der scheinbaren Tagesbewegung von Sonne und Mond hat er deutlich erfaßt. „Ueber das Wesen des Wassers ist schon viel gesagt; doch das Wunderbarste an demselben ist das Steigen und darauf eintretende Zurückweichen des Meeres. So sehr es auch wechselt, die Ursache davon ist in der Sonne und dem Monde zu suchen. Zwischen je zwei Mondaufgängen strömt es zweimal heran, tritt es zweimal zurück. Wenn der Mond sich über den Horizont erhebt, so schwellen die Wasser mehr und mehr an, während sie sich senken, wenn er sich von seinem Culminationspunkte zum Untergange neigt ..... als ob sie dem Gestirne, das in durstiger Gier die Meere an sich zieht, dienstbar wären (Hist. nat. 2, 97).“ Deutlicher noch hatte schon Posidonius aus Apamea, gewöhnlich der Rhodier genannt (nach Bake's Berechnung 135 v. Chr. geboren) den Einfluß des Mondes auf die Gezeiten durchschaut. Außer der täglichen Periodicität unterscheidet er noch eine monatliche und jährliche, indem er darauf hinweist, daß stärkere Fluten zweimal in jedem Monate, beim Neu- und Vollmond und bei den Solstitien in jedem Jahre wiederkehren. Aus Posidonius Schrift περὶ ὠκεανοῦ hat Strabo, der berühmte Geograph aus Amasea, seine Beschreibung und Auffassung über Ebbe und Flut geschöpft (Strabonis res geographicae 3. Buch gegen das Ende).*)

Aus dem Gesagten erhellt, daß die Alten den Mond und die Sonne als Ursache von Ebbe und Flut erkannten, ohne über die Art und Weise des Causalnexus irgend eine bestimmte Vorstellung zu haben. Das ganze Mittelalter blieb mehr als anderthalb tausend Jahre auf dieser Erkenntnißstufe des klassischen Alterthums festgebannt. Der Erste, welcher einen neuen Anlauf that, war der Italiener Galilaei. Er erklärte die tägliche und jährliche Bewegung der Erde für Ursache der Ebbe und Flut. Er glaubt, auf der Bahn um die Sonne sei die wahre Bewegung eines Theilchens an der Erdoberfläche bei Tage etwas langsamer, bei Nacht etwas schneller. Darum müsse das Wasser in den großen Meeren bei Nacht etwas hinter den Ufern zurückbleiben und sich an den westlichen Küsten erhöhen, bei Tage etwas voreilen und an den östlichen Küsten steigen (Vgl. Dialogus de syst. mundi. Ausgb. v. 1635. S. 424). Wallis schließt sich Galiläi's Theorie an, hebt aber als besonders wichtigen Umstand hervor, daß eigentlich nicht der Mittelpunkt der Erde, sondern der Schwerpunkt der Erde und des Mondes es sei, der einen regelmäßigen Kreis um die Sonne beschreibe. „Wenn man diesen Umstand berücksichtige, so müsse einleuchten, daß der Mittelpunkt der Erde bald innerhalb bald außerhalb der Bahn jenes gemeinschaftlichen Schwerpunktes sei, und aus diesem Wechsel resultire die wechselnde Bewegung des Wassers“. (Wallisii opera tom. 2, S. 737).

Cartesius, der Begründer einer neuen Aera in der Geschichte der Philosophie, erklärte Ebbe und Flut, wie die scheinbare Unregelmäßigkeit der Planetenbahnen, aus Wirbeln. Da nach seiner Meinung Mond sowohl als Erde mit einem Wirbel umgeben sind, so kommen dieselben da, wo sie zwischen Erde und Mond durchgehen sollten, ins Gedränge und bringen einen Druck hervor, welchem das

*) Die mehr poetische Erklärung der Alten, welche die Erde als ein lebendiges Wesen auffaßt und das Steigen und Fallen des Meeres ähnlich wie das Heben und Senken der Brust beim Athemholen deutet, haben wir übergangen.

Meer ausweichen müsse. „Indem so in der Mitte des Meeres das Wasser weggedrängt werde, müsse es gegen die Ufer steigen und hier die Flut bewirken“ (Princip philos. Thl. 4, Propos. 49). Diese kindlichen Erklärungsversuche der Art und Weise, wie der Mond Ebbe und Flut hervorbringe, bedürfen heut zu Tage keiner Widerlegung mehr. Aber sie sind denkwürdige Beispiele, wie viele Zeit, wie viele Mühe es kostet, die richtige Lösung eines Jahrtausende alten Problems zu finden.

Da entdeckte der große **Kepler** seine drei berühmten Gesetze und behauptete die gegenseitige Anziehungskraft — virtus tractoria — der Weltkörper, also auch der Erde und des Mondes. „Wenn sie keine seitliche Bewegung verfolgten“, sagt er, „so würden sie gegen einander fallen und sich endlich begegnen.“ Ebbe und Flut führt er als den deutlichen Beweis an, daß der Mond seine Anziehungskraft bis zur Erde erstrecke. (Vgl. Astronomia nova. Comment. de motu stellae Martis; praefatio.)

Was der große Astronom ahnungsvollen Herzens vorher verkündet: „die Entdeckung der wahren Gesetze der Schwere sind einer künftigen Generation vorbehalten, wann es dem allmächtigen Schöpfer der Natur gefallen wird, ihre Geheimnisse dem Menschen zu offenbaren“ — sollte früher in Erfüllung gehen, als er erwartet hatte. Kepler starb 1630, und schon 1642 erblickte Isaac **Newton** das Licht der Welt — der große Genius, welcher dem Gesetze der Schwere — der Gravitation — seine Herrschaft durch den ganzen Weltraum vindicirte, indem er nachwies, daß dieselbe Kraft, welche den fallenden Apfel zur Erde zieht, das schwingende Pendel bewegt, auch die Monde und Planeten durch ihre elliptischen Bahnen treibt, auch Ebbe und Flut hervorbringt. Wie viele Tausende hatten vor ihm den Apfel vom Baume fallen sehen! Seinem eminenten Genie blieb es vorbehalten, so riesige Resultate an dieses alltägliche Vorkommniß zu knüpfen! Ihm verdankt die Wissenschaft das Gesetz: „**Jeder Körper übt auf alle anderen eine Anziehung aus, welche in geradem Verhältnisse zu den Massen der verschiedenen Körper und in umgekehrtem Verhältnisse der Quadrate ihrer Entfernungen steht.**“

Mit Hülfe dieses Gesetzes wurde nicht blos die Bewegung der Erde, sondern auch die Gezeiten-Bewegung des Wassers erklärt und berechnet, und so die sichtbare Bestätigung des Naturgesetzes geliefert. Newton selbst hat die Anwendung desselben auf Ebbe und Flut, wenn auch nur in Kürze, versucht (Dialog. de syst. mundi. 1635. S. 412, 456). **Bernoulli, Mac Laurin, Euler** führten sie weiter aus, bis **Laplace** in seiner Mécanique céleste (Buch IV und XIII) sie vollständig zum Abschlusse brachte. Lassen wir die Berechnung als unerquicklich bei Seite, begnügen wir uns mit der Theorie.

Obwohl das Newton'sche Gravitationsgesetz im ganzen Bereiche des Weltraums gilt, so schrumpft die Anziehungskraft, welche die Sterne außer unserm Sonnensysteme, ja selbst die Planeten unsres Sonnensystems auf die Erde ausüben, eines Theils wegen der Entfernung, andern Theils wegen der geringen Masse so sehr zusammen, daß sie für Ebbe und Flut als Null betrachtet werden können; es kann nur der Mond wegen seiner Nähe — er hat nur 50,000 geogr. Meilen Entfernung — und die Sonne wegen ihrer Masse — sie übertrifft ja die ganze Planetenmasse unsres Systems 758 mal — in Anschlag kommen.

Abstrahiren wir nun von der jährlichen und täglichen Bewegung der Erde um die Sonne und denken wir uns die Erdkugel ganz von einer tiefen Wasserhülle umgeben. Gesetzt nun, der Erdball wäre ausschließlich der Anziehung der Sonne ausgesetzt, so würde jene auf diese zustürzen. Welche Gestalt müßte dann aber die Wasserhülle annehmen?

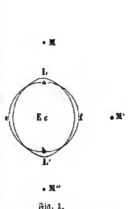


Fig. 1.

E sei die Erde, in S die Sonne. Es ist leicht einzusehen, daß das Wasser in a stärker angezogen wird, als der Mittelpunkt c, und wegen der Verschiebbarkeit der Theilchen vorauseilt. Ebenso muß aber auch das Wasser in b dem entgegengesetzten Punkte hinter c zurückbleiben, weil es eine weniger starke Anziehung von der Sonne erfährt als c. Es muß sich also die Wasserhülle in a und b gleichzeitig heben und ebenso gleichzeitig in e und f senken, d. h. die Wasserhülle nimmt die Gestalt des Sphäroids LL' an — oder was dasselbe ist: in a, wo die Sonne im Zenith steht, ist Flut — Zenith-Flut; aber gleichzeitig auch in b, wo die Sonne im Nadir weilt — Nadirflut; bei e und f dagegen ist Ebbe.*) Es kann nichts verschlagen, daß die Erde nicht wirklich der Sonne zufällt, sondern, von einer tangentialen Kraft seitwärts getrieben, durch eine elliptische Bahn fliegt; ist ihr Kreisen doch ein beständiges Fallen. Die Axendrehung der Erde bringt nun mit jedem Augenblicke einen andern Meridian in das Zenith, resp. in das Nadir; es muß daher die Doppelhebung genau dem täglichen Sonnenlaufe folgen. Es muß somit jeder Meridian innerhalb 24 Stunden zweimal Flut und demgemäß auch zweimal Ebbe haben. Wenn nun auch die Erde nicht ganz mit einer solchen Wasserhülle umgeben ist, so ist sie doch zum Theile darin gekleidet, und an diesen Theilen, wenigstens an den größeren, müssen dieselben Aeußerungen der Anziehungskraft zu Tage treten. Diese Folgerung wird durch die Newton'sche Vorstellung evident. Er denkt sich nämlich einen Erdball, der in der Gegend des Aequators von einem breiten, tiefen Wasserkanale umgeben ist; darin muß sich ganz dieselbe Hebung des Wassers für Zenith und Nadir, ganz dieselbe Senkung für die um einen Quadranten davon abstehenden Punkte der Wasserzone ergeben. Zieht sich dieser Wassergürtel nicht um den ganzen Erdball, sondern nur um die Hälfte, so bleibt für diese Hälfte der Einfluß derselbe; es ergeben sich nur Modificationen in der Wirkung, weil Hindernisse dieselbe nicht vollständiger hervortreten lassen.

Tritt nun der Mond noch mit seiner Anziehungskraft verstärkend hinzu, so ist die Folge eine Steigerung des

*) Setzt man die Größe der anziehenden Kraft, welche die Sonne S auf das Centrum der Erde c ausübt, als Einheit, so läßt sich nach dem Gravitationsgesetze ohne Mühe berechnen, wie groß die Anziehung ist, welche die Sonne auf den Punkt a und auf den Punkt b ausübt. Denn da der Erddurchmesser 1719, die mittlere Entfernung der Sonne von der Erde 20,682,329 Meilen beträgt, so verhält sich (vergl. Fig. 1)

$$K' : 1 = Sc^2 : Sa^2$$
$$K' : 1 = 20{,}682{,}329^2 : 20{,}681{,}469_{,5}{}^2$$
$$K' = 1_{,[illegible]3}$$
$$K'' : 1 = Sc^2 : Sb^2$$
$$K'' : 1 = 20{,}682{,}329^2 : 20{,}683{,}188_{,5}{}^2$$
$$K'' = 0_{,[illegible]17}$$

wobei K' die Anziehung auf den Punkt a, K'' die auf den Punkt b bezeichnet. Dieses heißt so viel als: der Punkt a wird um $0_{,[illegible]3}$ stärker angezogen, seine bewegliche Masse eilt beim Fall eben so viel voran, und b wird um $0_{,[illegible]3}$ weniger angezogen, bleibt also zurück, und das will bei der angenommenen Wasserhülle sagen: sie hebt sich dem entsprechend gleichzeitig an beiden Stellen.

Phänomens. Steht der Mond — M — zwischen Sonne und Erde — beim Neumonde — so ist diese Bedingung erfüllt, es muß also Zenith- und Nadirflut sich höher heben. Aber ganz dasselbe ist auch der Fall, wenn der Mond in M'', die Erde also zwischen Sonne und Mond steht wie beim Neumonde; auch dann muß die Flutwelle höher anschwellen; denn die Zenithflut des Mondes hebt die Nadirflut der Sonne, und die Nadirflut des Mondes die Zenithflut der Sonne.*) Steht aber der Mond nicht zwischen der Sonne und der Erde, auch die Erde nicht zwischen Sonne und Mond, letzterer vielmehr um 90° seitwärts in M' wie beim ersten und letzten Viertel, so heben sich die widerstrebenden Wirkungen gegenseitig ganz oder zum Theile auf; es entsteht ein Wettkampf um die Oberhand. Es ist leicht begreiflich, daß der so kleine aber nahe Mond über die so große aber entfernte Sonne — sie ist zwar mehr als 28 Millionen mal größer, aber nahe 400 mal weiter als der Mond — den Sieg davon trägt.**) Aber eben so klar ist, daß die Zenith- und Nadirfluten, welche der Mond bewirkt, durch die Ebben, welche von der Sonne herabgedrückt werden, und umgekehrt die Ebben, welche der Mond hervorbringt, durch die Zenith- und Nadirfluten, welche die Sonne nach sich zieht, gehoben werden. —

*) Setzt man die Größe der anziehenden Kraft, welche der Mond auf das Centrum der Erde ausübt, als Einheit, so läßt sich nach dem Gravitationsgesetze ebenfalls leicht berechnen, wie groß die Anziehung ist, welche der Mond auf den Punkt a, wie auf den Punkt b ausübt. Denn da der Erddurchmesser 1719, die mittlere Entfernung des Mondes von dem Erdmittelpunkte 51,803 Meilen beträgt, so verhält sich (vergl. Fig. 1)

$$K' : 1 = Mc^2 : Ma^2$$
$$= 51{,}803^2 : 50{,}943_{,5}^2$$
$$K' = 1_{,034};$$
$$\text{ferner } K'' : 1 = Mc^2 : Mb^2$$
$$= 51{,}803^2 : 52{,}662_{,5}^2$$
$$K'' = 0_{,9676}$$

wobei K' die Anziehung des Mondes auf den Punkt a, K'' die auf den Punkt b bezeichnet. Dieses heißt aber nichts Anderes, als der Punkt a eilt, wenn möglich, dem Punkte c um $0_{,034}$ voran, der Punkt b bleibt $0_{,0324}$ weiter hinter c zurück. Bei beweglichen Wassermassen besagt das soviel als: sie heben sich. Diese Zahlen ergeben auch, daß die Nadirfluten etwas niedriger sein müssen als die Zenithfluten.

**) Die Masse der Sonne ist 28,276,686 mal größer als die des Mondes; sie ist dagegen auch 20,682,329 Meilen bei ihrem mittlern Abstande von der Erde entfernt, also fast 400 Mondweiten. Daraus ergibt sich nach dem Gravitationsgesetze als Verhältniß der anziehenden Kräfte, welche Sonne und Mond auf die Erde ausüben:

$$\frac{28{,}276{,}686}{400^2} : \frac{1}{12} = 176 : 1$$

d. h. die Anziehungskraft der Sonne ist 176 mal größer als die des Mondes. Gleichwohl muß die Wasserhebung, welche durch die Anziehung des Mondes veranlaßt wird, größer sein, als die, welche durch die Sonne hervorgebracht wird. Denn, wie wir sehen, ist die Wasserhebung auf der von einer Wasserhülle umgeben gedachten Erde eine Folge des Unterschiedes zwischen der Anziehung, welche auf den Mittelpunkt der Erde ausgeübt wird, und der Anziehung, welche auf die der Sonne resp. dem Monde zu- und abgewandten Punkte ausgeübt wird. Dieser Unterschied ist aber bei dem Monde wegen seiner größern Nähe viel bedeutender: wie die frühere Rechnung ergab, ein Plus von $0_{,034}$ oder $3_{,4}$% für den Punkt a und ein Minus von $0_{,0324}$ oder $3_{,24}$% für den Punkt b.

Für die Anziehung der Sonne ergab sich nur ein Plus und Minus von 0,[illegible] für die Punkte a und b oder 0,[illegible] %. Obwohl nun die Anziehungskraft der Sonne 176 mal größer ist, so erreicht, wenn man beide Rechnungen auf die Anziehung des Mondes als dieselbe Einheit zurückführt, die Anziehung der Sonne nur den Procentsatz $1_{,46}$% als Plus resp. Minus für die Punkte a und b; denn 0,[illegible] × 176 = 1,... Daher beträgt die Hebung des Wassers in Folge der Anziehung der Sonne nur wenig mehr als ein Drittel der Hebung, welche durch die Anziehung des Mondes verursacht wird.

Die sich antipodisch gegenüberstehenden Flutwellen, so wie die ebenso contrastirenden Ebbenthäler, ferner die Springfluten beim Voll- und Neumonde, sowie die Nippfluten bei den Mondesvierteln finden in obiger Auseinandersetzung ihre volle Begründung. Ebenso erklärt sich daraus aber auch das tägliche Verspäten der Flut resp. Ebbe um fast eine Stunde. Während der Axendrehung der Erde, also innerhalb 24 Stunden, ist der Mond auf seiner 28 tägigen Bahn um die Erde den 28. Theil vorangerückt. Damit nun ein Meridian der Erde den Mond wiederum im Zenith habe, muß er sich noch weiter von Westen nach Osten drehen, und zwar um so weiter, je rascher der Mond indeß auf seiner Bahn vorangeeilt ist. Wäre die Geschwindigkeit des Mondes stets gleich, so würde sich die Dauer der Verspätung auf $^{24}/_{28}$ Stunden oder 51 Minuten belaufen. Dieses ist in der That auch die Durchschnittszeit des täglichen Verspätens der Flut.

Ganz dieselben Resultate ergeben sich, nur noch deutlicher und verständlicher, wenn man die Wasserhülle, die nach der gemachten Voraussetzung die Erde umgibt, unter dem Gesichtspunkte der Schwere betrachtet. Die Schwere eines Körpers ist nichts Anderes als die Attraction, welche die Erdmasse auf denselben ausübt und ihn so zum Erdmittelpunkte zieht. Wirkt dieser Anziehung eine andere Kraft entgegen, so muß der Körper nothwendig leichter werden. Eine solche entgegengesetzte Kraft haben wir, z. B. die Centrifugalkraft, welche auf den Polen = Null, unter dem Aequator im Maximum ist. Darum ist ein und derselbe Körper auf den Polen schwerer als unter dem Aequator; darum schwingt ein und dasselbe Pendel dort rascher als hier.

Eine solche Gegenkraft ist für unsre Erde aber auch die Anziehung des Mondes und der Sonne. Gesetzt, es stehe der Mond M (Fig. 2) im Zusammenschein (Conjunction), also zwischen Sonne S und Erde E. Die Schwere des Wassers der präsumirten Totalhülle muß — von geringen Differenzen abgesehen — überall gleich sein, wenn sie ausschließlich unter dem Einflusse der Erdattraction steht. In dem Punkte a jedoch, für den Sonne und Mond im Zenith stehen, wirkt die vereinte Anziehung beider der Anziehung der Erde direkt entgegen, hebt sie also zum Theile auf. In b wird das Wasser durch die Erde nach c gezogen, durch die Sonne nach S, durch den Mond nach M. Die Attractionen wirken aber einander nicht entgegen, sondern vereinigen sich in den Diagonalen des Kräfteparallelogramms zu einer verstärkten Anziehung und lenken die Richtung in vorliegendem Falle nur um ein Geringes von dem Erdmittelpunkte ab. Während also die Schwere des Wassers in a geringer ist als das Maß der Erdattraction, ist sie in b größer. Für jeden Punkt zwischen a und b ist die Schwere des Wassers um so geringer, je näher er a liegt. Nach dem hydrostatischen Gesetz muß also, um das Gleichgewicht herzustellen, das Wasser von b nach a stürzen. Ganz dasselbe gilt aus denselben Gründen für den Punkt d.

Fig. 2

In a entsteht somit ein Flutberg, während bei b und d ein Ebbethal sich bildet. Die Zenithflut ist erklärt.

Wie verhält es sich aber mit dem Wasser im Punkte f? Hier ist allerdings die Erdanziehung und die Anziehung der Sonne und des Mondes in derselben Richtung thätig, sie heben sich also nicht auf, sondern verstärken einander. Eine nähere Erwägung ergibt jedoch auch für diesen Punkt die Nothwendigkeit einer Wasserhebung für die angenommene Stellung des Mondes zwischen Erde und Sonne. Die Schwere des Wassers in f ist das Resultat der Anziehung der Erde, der Sonne und des Mondes. Ebenso ist auch in b und d die Wasserschwere das Ergebniß derselben attractiven Kräfte, mit dem bedeutsamen Unterschied jedoch, daß in b und d der angezogene Körper der Sonne und dem Monde beinahe um einen ganzen Erdhalbmesser = 859,3 deutsche Meilen näher ist. Diese Entfernungsdifferenz bewirkt einen um so größern Unterschied in der Kraftäußerung, da die Anziehungskraft in der Proportion der Distanzquadrate abnimmt. Hieraus ergibt sich mit unabweisbarer Consequenz, daß das Wasser bei f leichter sein muß als bei b und d. Bei g ist das Wasser leichter als bei b, aber schwerer als bei f. Je näher ein Punkt bei b liegt, desto schwerer, je näher bei f, desto leichter ist das Wasser. Die Gleichgewichtstendenz muß also auf der entgegengesetzten Hälfte der Erdkugel das Wasser von b und d nach f treiben, wo es die größte Höhe erreichen muß, weil es dort das geringste Gewicht hat; und zwar mit derselben Naturnothwendigkeit, mit der bei communicirenden Röhren in dem einen Arme die leichtere Flüssigkeit höher steht als die schwerere in dem andern. — Die Nadirflut erklärt sich also auch von dem Gesichtspunkte der Schwere aus mit größter Leichtigkeit.

Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß die Stellung des Mondes im Gegenschein — Opposition —, wenn die Erde in Mitten zwischen Sonne und Mond steht, keine Aenderung im Resultate hervorbringen kann. Steht nun aber der Mond im Geviertschein — wie bei den Mondvierteln — z. B. in M', so ist bei a und f das Wasser leichter in Folge der Anziehung der Sonne; in b und d dagegen schwerer. Hier ist es aber leichter in Folge der Anziehung des Mondes, und dort unter diesem Einflusse schwerer. Es kann somit weder in a und f die Attraction der Sonne, noch in d und b die des Mondes zur alleinigen Auswirkung kommen. Da die größere Nähe den Mond aber eine größere Wasseranschwellung verursachen läßt, weil der durch die Anziehung des Mondes hervorgebrachte Unterschied der Schwere größer ist, als der durch die entferntere Sonne bewirkte Gewichtsunterschied, so muß das Wasser in d und b leichter erscheinen als in a und f; aber der Gewichtsunterschied ist nicht so groß, als wenn der Mond in Conjunction oder Opposition steht. Darum ist die Flut nur eine Nippflut, die Ebbe eine Hochebbe.*)

*) Um nicht unnöthig wiederholen zu müssen, weisen wir auf die Berechnungen hin, die wir oben in den Anmerkungen anstellten. Dieselben gelten auch hier. Da die durch die Sonne veranlaßte Hebung des Wassers nur $^1/_3$ der durch die Anziehung des Mondes veranlaßten Wasseranschwellung beträgt, so ist bei vereintem Wirken beider Himmelskörper $^3/_3 + ^1/_3 = ^4/_3$, wenn die Sonne dem Monde entgegen arbeitet, $^3/_3 - ^1/_3 = ^2/_3$ das Resultat. Bei der Stellung des Mondes im Geviertschein beträgt also die Höhe der Flut nur etwa die Hälfte.

---

# J. W. Draper über die Zukunft Amerika's.*)

Der Nordamerikaner J. W. Draper ist ein Mann von historischem Wissen, auch hat er Geist und in der Forschung ist er so frei, daß man glauben könnte, er sei bei unseren deutschen Philosophen in die Schule gegangen. Von kirchlichem Puritanismus ist keine Spur in ihm, und um Vorurtheile kümmert er sich nicht. Seine Darstellung der vier oder fünf ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, in welchen das Heidenthum unterging und die Christen allmälig aus der Religion heraus in die Theologie gedrängt wurden, ist ganz vortrefflich.

In der Vorrede zum achten Bande des Globus habe ich darauf hingewiesen, daß Draper in seiner „Geschichte der geistigen Entwicklung Europa's" einen physiologischen Standpunkt einnimmt und zu einer Art von historischem Fatalismus gelangt, welchem ein Volk so wenig sich entziehen könne, wie ein Individuum. Das eine, wie das andere, sagt er, wird geboren und wächst bis zu einem gewissen Punkte; dann geht es abwärts mit ihnen und sie sterben ab; das sei der „unwandelbare und unabwendbare Verlauf der Dinge".

Drapers Arbeiten leiden übrigens an auffallenden Mängeln. Er generalisirt zu viel, und das ist ein großer Fehler. Sodann übersieht er oftmals die wirthschaftlichen Factoren, welche in der geschichtlichen Entwicklung der Völker von ganz entschiedener Bedeutung sind; und was das Schlimmste ist, er legt auf die Rasseneigenthümlichkeiten und die ethnologischen Elemente kein Gewicht, er weiß nicht, wie gerade durch diese die Eigenartigkeiten in der geschichtlichen Entwicklung bedingt werden, und daß man die Nationen und ihr Wesen nicht begreifen kann, sobald man diese Elemente nicht berücksichtigt. Ich glaube, es ist Thomas Carlyle gewesen, welcher den einfachen, durchaus wahren Satz ausgesprochen hat: race is of appalling importance.

Der Geschichte der geistigen Entwicklung Europa's hat Draper eben jetzt (September 1865) ein neues Buch folgen lassen, über welches wir in der „New York Weekly Tribune" vom 16. September ein scharfes Urtheil finden. Das Blatt läßt dem Fleiß und den Bemühungen des Verfassers alle Gerechtigkeit widerfahren, aber diese „Betrachtungen über die bürgerliche Politik Amerika's" seien ein in großer Eile geschriebenes Werk; die Abfassung sei theils verschwommen, theils fragmentarisch; von der Zukunftspolitik Amerika's sei weniger die Rede als von den Geschichten aus der europäischen Vergangenheit; auch fehle es nicht an Wiederholungen, und die rhetorische Manier, in welcher Draper sich mehr und mehr gefalle, mache um so mehr einen unangenehmen Eindruck, da Sprache und Ausdruck oftmals ungenau seien und das

*) **Thoughts on the future civil policy of America, by J. W. Draper.** Neuyork 1865 (September).

Springende in der Behandlung, die unkünstlerische Darstellung nicht geeignet wären, den Leser günstiger zu stimmen.

Wir unsererseits bemerken das hier nur beiläufig; weiter unten wollen wir auf den Inhalt des Buches eingehen, den wir in der Tribune analysirt finden; auch bringt sie wörtliche Auszüge. —

Wer über eine Zukunftspolitik der Vereinigten Staaten Amerika's schreiben will, übernimmt, meine ich, eine sehr schwierige Aufgabe. Jener Staatenbund befindet sich, nachdem er von seinen alten staatsrechtlichen Maximen und von seiner Verfassung abgefallen ist und nicht mehr auf freier Einigung Aller, sondern so wie er geworden ist, auf Waffengewalt steht, in einem chaotischen Gähren. Das Alte ist dahin und Neues noch nicht gegründet worden. Ueber die Art und Weise der Neugestaltung herrscht bitterer Zwiespalt; statt des gemeinsamen bürgerlichen Gefühls sind Parteihaß und gegenseitige Abneigung in alle Schichten der Bevölkerung und in alle Einzelstaaten gedrungen. Die Rassenfrage trat verhängnißvoll in den Vordergrund, und während ein Theil „kaukasisch-weiß" bleiben will und zwar um jeden Preis, bietet ein anderer Alles auf, das Land theilweise zu „afrikanisiren", d. h. dem Neger und dem Mulatten die absolute politische Gleichberechtigung zu erringen. Man geht noch weiter, indem man die Miscegenation, die Blutvermischung zwischen Schwarzen und Weißen, befördert. Die früheren Arbeitsverhältnisse sind nicht mehr vorhanden, seitdem man vier Millionen Sklaven für frei erklärt und damit ein farbiges Proletariat geschaffen hat. Schon jetzt weiß man nicht, was man mit demselben anfangen soll; die schwarze Verlegenheit wächst tagtäglich mehr aus dem Boden hervor und ist zu einer wahren Drachensaat geworden. Welche Früchte sie bringen wird, weiß Niemand; gute und gesunde auf keinen Fall. Man stellt die Ordnung der Natur nicht ungestraft auf den Kopf, und es erscheint mir als ein frevelhafter Wahn, wenn man annimmt und darauf hin in der allergefährlichsten Weise experimentirt, daß die Natur für das Yankeeland eine gesellschaftliche, politische und geschichtliche Ausnahme machen werde. Es liegen Beweise in Hülle und Fülle vor, daß sie es nicht thut: der Unterjochungskrieg gegen den Süden mit allen seinen grauenhaften Barbareien, die Durchlöcherung der Bundesverfassung, die Beeinträchtigung der wichtigsten Rechte der Einzelstaaten, das Säbelregiment, das Streben nach Centralisation, ein stehendes Heer, das Anwerben einiger hunderttausend Soldknechte aus aller Welt Enden, der ungeheuere Steuerdruck, die Güterconfiscationen, die Aufhebung der Habeascorpusakte, die Milliarden Staatsschulden, die Prohibitivzölle zur Begünstigung von Monopolisten, die Todtschlägereien zwischen Weißen und Schwarzen, die ungeheuere Corruption, welche alle Lebensverhältnisse durchdringt, ein freches und schamloses puritanisches und methodistisches Pfaffenthum, das die Kanzel in eine Jakobinertribune verwandelt hat, dessen Reden von Blut triefen, das offen auf einen Religionskrieg hindrängt und die Nothwendigkeit einer Staatskirche zu demonstriren sucht.

Ein ethnischer Zusammenhang fehlt in jenem Lande, das ohnehin die buntschäckigste Bevölkerung in sich aufgenommen hat: Yankees, Engländer, Schotten, Irländer zu vielen Millionen, Deutsche, Skandinavier, Slaven, Chinesen, Indianer, Neger; und diese alle wohnen nicht nebeneinander in großen Gruppen, wie z. B. in Rußland, sondern in wirrem Durcheinander. Diese Rassen und Völker haben ihre ethnischen Besonderheiten, die sich im gegenseitigen Contact geltend machen und auseinander prallen. Die „Union" ist jetzt schon eben so viel irisch-keltisch, wie angelsächsisch-germanisch. Von einem einheitlichen Volkscharakter kann keine Rede sein. Wer möchte nun zu bestimmen wagen, wie sich, im Angesicht so grundverschiedener Bestandtheile, gegenüber den Berge hoch aufgethürmten Schwierigkeiten und den ihrer Lösung harrenden Lebensfragen in Bezug auf Gesellschaft, Oekonomie und Staatswesen, die Politik der Zukunft gestalten könne? Draper, auf ethnologischem und wirthschaftlichem Gebiete nicht zu Hause, ist einer solchen Aufgabe nicht gewachsen. Ohnehin liegt es im Wesen der Dinge, daß hier Alles auf Vermuthungen hinausläuft. Und in der That weiß Draper nicht viel zu sagen, er kommt zumeist auf die schon früher von ihm entwickelten Ansichten zurück.

„Diesen gemäß hat der freie Wille der Einzelmenschen, in Bezug auf die „Erfüllung des menschlichen Schicksals" im Großen und Ganzen, nur sehr wenig zu bedeuten. Der Fortschritt der Völker und der Gesellschaft wird durch Gesetze bestimmt und gelenkt, die aber unerbittlich sind in der Art, wie sie wirken, und eben so majestätisch in ihren Ergebnissen wie jene des materiellen Weltalls. In dem großen Gange der Ereignisse und Begebenheiten ist kein Zufall denkbar, und deshalb ist der Philosoph im Stande vorauszusehen, wie und in welcher Weise die natürlichen Ursachen wirken müssen; er kann auch für die in weitester Ferne liegenden Zeiten der Menschheit das Horoskop stellen!

Das Leben der Nationen ist eben so beschränkt und begrenzt wie jenes der einzelnen Menschen; das allgemeine Gesetz der Sterblichkeit findet auf beide Anwendung. Aus dem weiten Oceane des menschlichen Lebens tauchen Reiche in geheimnißvoller Weise empor, aber sie sind ephemer, so hoch sie sich auch erheben und so glänzend sie auch erscheinen mögen. Sie verschwinden, aber die unergründliche Tiefe der Menschheit bleibt nach wie vor da. Die Völker haben jedoch den berechtigten und unvermeidlichen Wunsch, ihr Leben so viel als möglich zu verlängern und denkwürdige Thaten zu verrichten. Die vergleichweise Dauer ihres Bestehens hängt in jedem einzelnen Falle von der Unveränderlichkeit äußerer Bedingungen ab. Jede Abänderung in diesen Ergebnissen erscheint als das Produkt einer neuen Form. Unter den Ursachen, welche eine vitale Gewalt und Macht auf die Schicksale der Völker ausüben, steht der Einfluß des Klima's in vorderster Reihe." —

Draper vergißt, daß manche Völker, welche dicht neben einander unter denselben klimatischen Bedingungen leben, eine ganz verschiedene Entwicklung nehmen, wenn sie von verschiedenartiger Rasse und Abstammung sind. Er faßt nur die äußerlichen Dinge ins Auge; was tiefer liegt, bleibt von ihm unbeachtet. Ueber das Klima verbreitet er sich in rhetorischer Weise, sagt aber nur preciös, was jeder Schüler ohnehin weiß, z. B.: — „Die jährliche Bewegung der Erde um die Sonne bestimmt größtentheils die Functionen der organisirten Wesen. In unseren Breiten erwachen beim Herannahen des Frühlings Pflanzen und Bäume aus ihrem Schlafe, treiben Blätter und Blüthen, tragen späterhin Früchte und versinken nachher wieder in den Winterschlaf. Wilde Vögel und Thiere passen ihre Lebensweise dem Fortgange der Jahreszeiten an. Die Sonne bestimmt nicht blos die Zeit des Erwachens und des Schlafens, des Wachsthums und des Absterbens, sondern übt auch regelnden Einfluß auf die Bewegungen belebter Wesen über die ganze Erde. Die senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen erzeugen den üppigen Pflanzenwuchs unter den Tropen und schwächen die Energie des Menschen ab. In den Polargegenden fallen die Sonnenstrahlen schräg,

und deßhalb kann der Erdboden dort immer mit Schnee bedeckt bleiben; die Polargegenden sind deßhalb unfruchtbar und nur spärlich bewohnt. Die Passatwinde treiben nach diesen Regionen ungeheuere Massen von Oxygengas, welches aus den grünen Theilen der Pflanzen in der heißen Zone zur Atmosphäre emporsteigt. Das Meer ist denselben Einflüssen unterworfen, welche in der Luft wirksam sind. Der aus den mexicanischen Gewässern hervorkommende Golfstrom mit seiner durch Sonnenwärme erhöhten Temperatur gibt, wenn er Europa sich nähert, seine latente Hitze ab und mildert das Klima von England und Frankreich, Ländern, in welchen die Kälte und Unfruchtbarkeit der unter gleichen Breiten liegenden Regionen Amerika's durch gemäßigtere Temperatur ersetzt wird. Deßhalb (!!) haben dort die Entwicklung des Geistes, die Künste des Lebens, die Wissenschaft und Literatur ihre höchste Vollendung erreicht. Ohne den Golfstrom würden Newton und Milton nicht geschrieben haben."

Solche Gemeinplätze stellt Draper obendrein einseitig hin; einseitig und theilweise unrichtig ist auch, was er über den Einfluß des Klima's auf Süden und Norden sagt; z. B. „Das Klima ist im Süden mehr ausgeglichen als im Norden; im Süden ist das Leben und Treiben der Menschen gleichartiger, ihre Interessen sind mehr identisch, sie denken und handeln Eins wie das Andere. Im Norden ist größere Mannigfaltigkeit; die starken Gegensätze von Winter und Sommer dringen dem Menschen verschiedene Verrichtungen für die verschiedenen Jahreszeiten auf. Der Südländer kann Dinge auf morgen verschieben, welche der Nordländer heute abthun muß; folglich muß der letztere betriebsam, der erstere kann träg sein; er bedarf geringerer Voraussicht und weniger regelmäßiger Gewohnheiten. Die Kälte erlaubt, daß der nördliche Mensch theilweise die Arbeit einstelle, und dann hat er Gelegenheit zum Nachdenken; deßhalb handelt er nicht, ohne zuvor überlegt zu haben, er ist in seinen Bewegungen bedächtig. Der südliche Mensch denkt nur wenig an die Folgen dessen, was er thun will. Der eine ist bedächtig, der andere folgt seinen Wallungen. Wenn der Norden einmal entschlossen ist zu handeln, dann folgt er nur Vernunftgründen, und diese werden den Enthusiasmus des Südens überdauern. An physischem Muthe sind beide einander gleich, aber die Ausdauer des Nordens, seine Methode und seine Gewöhnung an Arbeit werden am Ende den Sieg behalten. Der Süden streitet für den Vortheil seiner Führer und Leiter, der Norden kämpft und erobert für den Vortheil Aller."

Wie man nur im Ernst solche Hohlheiten aussprechen kann! Draper scheint zu meinen, daß die Erde nur eine horizontale Ausdehnung habe und nicht auch vertikale Erhebungen, er vergißt, daß selbst in den Aequatorialgegenden Völker leben, die in einem hochnordischen Klima wohnen. Und wo beginnt sein „Süden" oder sein „Norden"? Franzosen, Holländer und Engländer, unserer Deutschen ganz zu geschweigen, sind die nächsten Nachbarn, und wie verschieden ist die geschichtliche Entwicklung dieser Völker! Die Franzosen leben im nördlichen gemäßigten Klima, und sie wären etwa nicht „impulsiv"? Doch weiter.

„Der Einfluß eines feuchten oder trockenen Klimas ist von großem Belang. Sobald die Bevölkerung eines Continents sich in Harmonie mit dessen physischen Verhältnissen gebracht hat, wird er unzählige Beispiele von Modificationen der ursprünglichen Varietäten aufweisen, der primitive Typus wird den ihn umgebenden Einflüssen nachgeben. Deßhalb zeigt der amerikanische Continent eine größere Summe physischer Verschiedenheiten als Europa, und er wird zuletzt eine viel größere Verschiedenheit unter seinen Bewohnern aufweisen. Die großen Unterschiede, welche man in den geistigen Anlagen der Bewohner in der alten Welt antrifft, werden in der neuen Welt noch viel mannigfaltiger sein."

Draper phantasirt dann über die Verschiedenheit der europäischen und asiatischen Menschen; Asien gilt ihm für die Wiege des Menschengeschlechts; dort sei in vorgeschichtlichen Zeiten eine erstaunenswerthe Thätigkeit unter den Menschen gewesen; dort habe man das Hausthier gezähmt und den Gebrauch des Feuers zuerst gehabt. Als ob die alten Amerikaner denselben erst von Asien hätten lernen müssen!!

Die verschiedene geistige Begabung und Anlage der Europäer und Asiaten führt Draper, dem anthropologische Studien fremd sind, auf die lange fortgesetzte und andauernde Einwirkung der Klimate zurück! Das ist eine ganz blöde, durch nichts gerechtfertigte Annahme, welche sich in ihrer ganzen Richtigkeit zeigt, sobald man die Isothermen vergleicht, die sich durch beide Erdtheile ziehen. Man sieht dann sofort, daß Völker ganz verschiedener Rassen unter denselben klimatischen Einwirkungen leben. Russen und Samojeden und Ostjaken, Lappen und Norweger, Kirgisen und Chinesen, Araber und Perser ꝛc. müßten dann dieselben Menschen und ganz gleichartig sein.

Nicht minder willkürlich und ins Blaue hinein generalisirend ist die Behauptung: „Die nicht zurückzuhaltende Tendenz Europa's ist auf die Philosophie gerichtet, jene Asiens auf die Religion. Europa faßt die Außenwelt ins Auge, erforscht die Begebenheiten der Natur und wendet seine Entdeckungen zu praktischem Gebrauch an. Asien blickt nach innen auf sich selbst; es kennt keine Fragen, sondern nur Affirmationen. Europa aber hat immer den Drang gehabt, Fragen aufzuwerfen, außer in der Periode, da es zeitweilig dem asiatischen System der römischen Kirche unterworfen war. Seit dem 14. Jahrhundert jedoch ist es durch ein Chaos von Zweifeln hindurch gegangen, in Folge der unzähligen Antworten, welche es auf seine Fragen erhielt."

„Die Anwendung dieser Principien" (!), so fährt Draper fort, „auf Amerika ist klar. Wenn der menschliche Körper den äußeren Einflüssen nicht widerstehen kann, welche auf diesem Continente sowohl die Hautfarbe wie den Bau des Gehirns verändern (was beides bekanntlich nicht der Fall ist!), dann wird sich unvermeidlich jede Mannigfaltigkeit im Charakter des Volkes zeigen. Gedanken und Handlungen der Menschen werden keine natürliche Einheit haben, und es wird demgemäß sehr schwierig sein, sie unter ein und derselben Regierung zu vereinigen. Die Schwierigkeit ist allerdings groß, aber nicht unüberwindlich, weil man sie durch Erziehung und Verkehr neutralisiren kann."

Doch wir brechen hier ab. Es gehört eine nicht geringe Dreistigkeit dazu, in unseren Tagen, da es doch eine Wissenschaft der Anthropologie gibt, mit einer solchen Art von „Philosophie der Geschichte" hervorzutreten. Vor einem halben Jahrhundert wäre es verzeihlich gewesen, mit so platten, halbwahren und unwahren Ansichten aufzutreten, jetzt verdient eine so arge Unwissenheit, die obendrein pompös und so apodiktisch auftritt, gar keine Entschuldigung. Und es ist kaum begreiflich, daß ein Arzt die Behauptung wagte, das Klima könne Hautfarbe und Hirn des Menschen umwandeln, und eben so unbegreiflich, daß ein Amerikaner nichts weiß von den Eigenartigkeiten der verschiedenen Rassen.

Der Entwicklungsgang der Menschheit wird durch fatalistische Spekulationen nicht im Mindesten erklärt.

Man kann von sehr verschiedenen Standpunkten über den wunderbaren Wechsel und über die tiefgreifenden Veränderungen im Leben der Völker Betrachtungen anstellen, und manche Denker haben behauptet, daß es doch, im Ganzen genommen, nur wenig Neues unter der Sonne gebe. Die einen rühmen unsere Fabriken und Dampfer als wunderbare Fortschritte unserer Zeit, und Andere sagen, daß schon der jüdische Hofagent Joseph im Palaste der Pharaonen Einen Kattunrock getragen habe, und daß wir Schraubenschiffe auf altägyptischen Malereien finden, die mindestens in Abrahams Zeit hinaufreichen. Man darf die Dinge nicht so beurtheilen, daß man eine moderne Schablone anlegt und die europäischen Meinungen und Ansichten der neuesten Zeit für allein berechtigt hält.

Wer den Verlauf des Völkerlebens durch die Jahrtausende unbefangen betrachtet, wird sich sagen müssen, daß die menschliche Natur, so wie sie von Anfang an in den verschiedenen großen Gruppen und deren Unterabtheilungen, also in Rassen- und Völkerfamilien, hervortritt, sich in allem Wesentlichen nahezu gleich geblieben ist, und daß die Summe der Erfahrungen, welche die Geschichte mit allen ihren Wechselfällen ihnen an die Hand gegeben hat, sehr wenig an ihnen zu ändern vermochte. Das gilt in gleichem Maße von Nationen auf den Stufen der Civilisation, wie von denen, welche stets in Barbarei befangen blieben. „Erziehung" ist ohne alle Frage ein trefflicher Factor, aber die Träger dieser Erziehung thäten wohl, den Einfluß derselben nicht zu überschätzen. Es gibt Verhältnisse, denen gegenüber sie nur sehr wenig oder gar nichts vermag, und die von der Natur gegebene Rassenanlage wird durch sie nicht verändert. Natura usque recurret!

A.

---

# Die Diamantengruben auf Borneo.

Von Hugo v. Strantz.

Die Diamanten, Gold und Platina enthaltenden Lagen gehören der Diluvialzeit an und sind Folge einer Wasserflut. Obgleich diese drei edelsten Mineralien in ihren secundären Erhöhungen zu einer gemeinschaftlichen Lage von Geröllen gehören, sind sie doch, jede für sich selbst, in verschiedene Klassen vertheilt, und zwar dergestalt, daß da, wo die Diamanten vorherrschen, Gold und Platina nur in geringer Masse angetroffen werden, hingegen dort, wo die beiden letztgenannten Metalle vorherrschend sind, nur einzelne Diamanten vorkommen.

Die genannten Schichten bestehen aus einem Conglomerat von Diorit, Syenit, Gabbro rc., vermischt mit verschiedenen Quarzarten, unter denen wieder der weiße Quarz vorherrschend ist. Feinen Quarz und Magneteisen enthält dieses Conglomerat gleichfalls. Die Dicke ist sehr verschieden, zwischen einigen Fuß und einer Klafter; eben so verschieden ist auch die Tiefe, in welcher man dieselbe antrifft; dieselbe beträgt oft nur einige Fuß unter der Oberfläche und manchmal bis zu 2 oder 3 Klafter. Die über dieser Conglomeratlage (Panatu batu) befindliche Erdschicht besteht aus einem, durch Eisen mehr oder minder gelb gefärbten Thon. Die Diamanten, Gold und Platina enthaltenden Conglomeratlagen ruhen auf einer festen, gelblichen oder grauen Lehmlage, und diese Metalle sind in sehr abwechselnder Menge in derselben überall verbreitet. Die Diamanten dagegen findet man für sich selbst auf einzelnen Plätzen.

In dem Gebiete von Bandjermasin sind die Diamantenlager längs der Sohle der Thäler der wasserscheidenden Landgürtel und längs dem Fuße des Gunong Bebaris in einem flach oder sanft ansteigenden Terrain verbreitet. Ferner findet man sie an den Flüssen Batu Api und Karang Intan und deren Nebenflüssen, auch in den Flächen, die an dem südwestlichen Ende des Gunong Bibaris und der östlichen Wasserscheide südlich von Martapura sich anschließen.

Hat man beim Graben die Ueberzeugung gewonnen, daß irgendwo Diamanten vorhanden sind, d. h. hat man in dem Gerölle einzelne kleine, abgerundete Quarzstücke von blaugrauer oder schwärzlicher Farbe (Batu Timahan) gefunden, so gräbt man weiter, denn dieser Stein wird nur gefunden, wo Diamanten sind. Dann gräbt man Schächte im Durchmesser von 3 bis 4 Fuß, sogenannte Lobang, welche 2 Klafter entfernt von einander angebracht werden. Die Tiefe derselben richtet sich nach dem Abstande der Diamanten enthaltenden Lage von der Erdoberfläche an genommen und auch nach ihrer Mächtigkeit. Sobald diese durchbohrt ist, und nachdem man ihre früher erwähnte Unterlage (Pendakau amber anom oder Tanah lihat) erreicht hat, ist der Schacht beendet. Wenn er tiefer als 2 Klafter liegt, wird er der Sicherheit halber sehr einfach mit Holz ausgekleidet. Die Seitengänge sind nicht länger als 1 bis 2 Klafter, da sie auf diesen Abstand den einen oder den andern der in großer Menge angelegten Schächte oder die von denselben ausgehenden Gallerien treffen, so daß die Tanah luang durch diese Gänge überall durchschnitten und unterhöhlt ist.

Diese Gänge haben eine nach dem andern Ausgange sanft abhängende Krone, um das Einstürzen zu vermeiden, von Abstand zu Abstand durch einen Rahmen unterstützt, auf dessen oberer Schwelle wieder dünne Baumstämme ruhen.

Bei Schächten von einer Tiefe von 2 Klaftern oder mehr werden, um das Heraufbringen der Erde zu erleichtern, von Klafter zu Klafter kleine Leitern, Tanga genannt, angebracht. Das Heraufbefördern des den Diamant enthaltenden Sandes und des Wassers geschieht vermittelst kleiner Körbe und Eimer, welche die Arbeiter einander zureichen. Auf jeder Leiter steht ein Mann, der von dem unter ihm stehenden den gefüllten Korb und den Wassereimer annimmt und ihm zu gleicher Zeit mit der linken Hand die von oben kommenden bereits geleerten überreicht. In einem Schacht von 3 Klafter Tiefe sind 4 Menschen in Folge dieser unzweckmäßigen Arbeit nöthig. Bei jedem Schacht werden gewöhnlich 6 bis 8 Mann angestellt, die an einem Tage eine Klafter tief kommen. Das eindringende

Wasser macht die Arbeit sehr beschwerlich, denn in kurzer Zeit füllt es oft den ganzen Schacht bis oben.

Während der Nacht wird nicht gearbeitet, und man muß an jedem Morgen aufs Neue mit der Arbeit beginnen. Nach dem Ausschöpfen bleibt der Grund während des ganzen Tages so trocken, daß man die Arbeit fortsetzen kann, ohne durch das Wasser bei derselben belästigt zu werden.

Da, wo die Diamanten enthaltende Lage nur einige Fuß tief ist, sind Schächte überflüssig; man entfernt allein die Erdlage. Der gewonnene Diamantensand (Lambakan) wird von den Steinen gesäubert, in Haufen neben die Eingänge der Schächte geschüttet, durch ein Dach von Blättern vor dem Regen geschützt, und erst wenn man eine genügende Menge bei einander hat, geht man zur Wäsche über.

Diese geschieht in einem durch den Minendistrikt laufenden Bach, oder in einem durch denselben geleiteten Kanal. Dabei werden folgende Werkzeuge gebraucht: Das Schöpfsieb (Ankatan), das Waschsieb (Lege oder Ajakh) und Waschnäpfe (Lingganan). Das Schöpfsieb nimmt den Diamantensand auf, welchen man nun nach der Reinigungsstelle bringt. Diese Körbe sind ungefähr 1½ Fuß lang und ¾ Fuß breit und halb ellipsoidisch, haben einen starken Rand, und die nach unten zusammenlaufenden und die gebogene Oberfläche bildenden Bambusquerhölzer sind so nahe bei einander angebracht, als für den Zweck nöthig ist. Die Lege ist ein 4 Fuß langer und 1½ Fuß breiter halbcilinderförmiger Korb. Er wird in das strömende Wasser gesetzt, und durch den Angkatan wird der Diamantensand hinein gethan. Durch Umrühren mit den Händen wird dieser von dem ihm noch anhängenden Schlamm geschieden und letzterer durch das strömende Wasser mitgeführt. Die auf solche Weise vorläufig gereinigte Erde wird mit dem Ajakh, einem Korbe, der eben so wie der Angkatan eingerichtet, jedoch mit größeren Zwischenräumen versehen ist, nach und nach herausgenommen und einer zweiten Wäsche unterworfen. Nachdem man eine zweite, jedoch leere Lege darunter gesetzt hat, wird in dem Ajakh die Diamanten enthaltende Erde weiter verarbeitet. Die Oeffnungen in derselben sind so groß, daß sie alle kleinen Steinchen bis zur Größe einer Erbse und daher auch noch Diamanten von 4 bis 5 Karat durchlassen. Dann wird der Ajakh unter dem Wasserspiegel hin und her geschüttelt, während man mit der linken Hand die in demselben enthaltene Erde gut umrührt. Dadurch werden außer der vollkommenen Reinigung von dem Schlamme auch die größeren Stücke des feinen Sandes abgesondert, welche durch den Sieb in die untergestellte Lege fallen.

Was in dem Ajakh zurückbleibt, wird sorgfältig untersucht. In eine specielle Beschreibung, welche nur ermüden könnte, soll hier nicht weiter eingegangen werden. Die Arbeiter werden von Aufsehern überwacht, und diese stehen ihrerseits unter Controle. Einer derselben nimmt die großen Diamanten in Empfang, während ein Anderer für das Waschen in dem Linggauan Sorge trägt und die dort gewonnenen Diamanten einsammelt. Gewöhnlich findet man hier nur noch kleine oder sogenannte Taubdiamanten, oder solche, von denen mehre einen Karat ausmachen; Diamanten von größerem Karatgehalt gehören zu den Seltenheiten, und es vergehen oft Jahre, ehe man einen von außergewöhnlicher Größe findet.

Die Anzahl der Arbeiter in den Minendistrikten ist sehr verschieden und hängt natürlich von der Ausdehnung derselben ab. Es gibt Minen, in denen 250 Arbeiter beschäftigt werden; auch andere, in denen 800 bis 1000 und noch mehr arbeiten können. Jedem Eingebornen ist erlaubt, sich in einem Minendistrikte Diamanten zu waschen. Er bekommt von dem Besitzer weder Lohn noch Speisung, dagegen erhält er das Gold und alle von ihm gewaschenen Diamanten, die nicht schwerer als 2 Karat sind. Die schwereren muß er gegen 20 Gulden per Karat an den Besitzer abliefern; auch müssen die kleineren, wenn es der Besitzer verlangt, ihm gegen 18 Gulden per Karat eingehändigt werden. Trotz meiner Bemühungen ist es mir nicht gelungen, zu erfahren, wie viel die jährliche Einnahme einer Mine betrug, denn die Besitzer bewahren über diesen Punkt tiefes Stillschweigen. Doch ein Aufseher in dem Distrikt Kusan versicherte mich, daß Minen mit 200 Arbeitern durchschnittlich im Jahre 40,000 Gulden Einkünfte bringen. Die Minen des Thronfolgers von Bandjermasin am Gunong Lawakh, in denen durchschnittlich 1200 Arbeiter beschäftigt sind, würden dann diesem Fürsten jährlich 240,000 Gulden einbringen, welche Summe sich oft noch höher stellt, wenn sehr große Diamanten gefunden werden. Es ist vorgekommen, daß man früher einen Diamant von 74 und vor einigen Jahren von 106 Karat gefunden hat. Das Ansehen der rohen Diamanten, namentlich der größeren, ist sehr gewöhnlich, und dieselben gleichen durchscheinendem Quarz mit einer matten und gestreiften Oberfläche, während die kleineren glänzen und den geschliffenen ähnlich sehen. Alle jedoch, große wie kleine, werden stets in Krystallform angetroffen. Außer den ganz farbenlosen und wasserhellen findet man auch gelbliche, grünliche und braune Diamanten, die jedoch den wasserhellen an Werth nachstehen.

So wie der Batu Timahan den Eingebornen die Diamantenlage anzeigt, so zeigt die sogenannte Diamantenseele an, daß man keine mehr findet.

Diese Diamantenseele ist ein schwarzbrauner, durchscheinender, den gewöhnlichen Diamant an Härte übertreffender und daher nicht zu schleifender Diamant, mehr oder weniger von runder Form und matter Oberfläche. Man trifft ihn in der Größe von Schrot bis zur Größe einer Erbse an, und er wird als Talisman gegen Unglück und Krankheiten in einem Ringe getragen.

In welcher Beziehung übrigens diese Diamantenseelen zu der Anwesenheit der Diamanten stehen, ist schwer zu begreifen. Der Grund liegt vielleicht im Aberglauben, oder es läuft Betrug mit unter. Der Anblick einer ausgebeuteten Diamantenmine ist ein Bild wilder Verwüstung. Der Preis der Diamanten in Bandjermasin ist sehr verschieden und soll nach der Aussage glaubwürdiger Personen aus Batavia höher sein als auf Java. Den gegenwärtigen Preis findet man durch das Quadrat der Karate mit 30 Gulden, für ungeschliffene mit 20 Gulden multiplicirt. Die Kunst des Diamantenschleifens, in Europa erst seit 1456 bekannt, muß auf Bandjermasin bereits durch den Sultan Sapoh, der Diamantenschleifer von Java kommen ließ, eingeführt sein, während durch chinesische Händler die Fürsten zuerst mit dem hohen Werth der Steine bekannt gemacht worden sind.

Einer Sage zufolge sind die Diamanten die versteinerten Thränen einer unglücklich liebenden und betrogenen Fürstin, Batu Intan genannt, welche dieselben in der Wildniß vergossen hat.

Aus dieser Beschreibung der Diamantenminen wird man hinlänglich ersehen haben, daß die Bearbeitung derselben noch auf einer tiefen Stufe der Ausbildung steht.

# Das Almthal und der Almsee.

Reisebild aus Oberösterreich von Dr. **Friedrich Brinkmann.**

## I.

O rühmet immerhin mir eure lauten Feste —
Rühmt mir den Ambraduft der hohen Teppichzimmer,
Den Silberschmuck, der Glanz der würz'gen Tafel leiht,
Den Wein, der wie Rubin erglüht im Kerzenschimmer,
Der Mädchen süß Geschwätz — ihr lockt, ihr lockt mich nimmer;
Ich wähle dich, o Einsamkeit.

Geibel.

In der Hauptkette der Alpen Oberösterreichs, die sich bei dem östlich vom Großglockner gelegenen Wachteck von der Centralkette der Norischen Alpen abzweigt und sich in einer Ausdehnung von etwa 15 geographischen Meilen gegen Nordosten erstreckt, treten besonders zwei große Gebirgsstöcke hervor, wovon sich der eine am westlichen Ende, um den Dachstein oder Therstein, der andere ungefähr in der Mitte der Kette um den großen Priel zusammengruppirt. Wie der Dachstein der Glanzpunkt der Gebirge des Salzkammergutes ist, so der große Priel mit den an ihn sich anschließenden Bergen (das Gebirgspanorama des sogenannten „Hinteren Stoder") das Erhabenste, was im östlichen Theile des Traunkreises an Naturgenüssen sich bietet.

Zwischen diesen beiden Gruppen liegt ein Gebirgsplateau, das wegen seiner wilden Natur und des Mangels an Vegetation den Namen des Todten Gebirges erhalten hat, die ausgedehnteste Hochgebirgswildniß, die es in den Norischen Alpen gibt. Seinem größten Theile nach gehört es zu Steyermark und nur mit seinem nördlichen Abhange zu Oberösterreich. So wüst und abschreckend es selbst ist, so ist es doch von einer Fülle reizender Seelandschaften rings im Kranze umgeben: auf steyermärkischer Seite von dem See von Altaussee, dem Grundelsee, dem Töplitzer See und dem Kammersee; auf oberösterreichischer von dem Offensee, dem Almsee und den Seen der Hetzau. Von den letzteren sind der Offensee und die Hetzauer Seen tief in den Bergen versteckt und nur auf Fußpfaden zugänglich. Der Almsee hingegen, hart an den schroffen Abhängen des Todten Gebirges gelegen, hat sich durch den ihm entströmenden, gerade gegen Norden gerichteten Almbach einen Zugang zur oberösterreichischen Ebene gebahnt und steht mit derselben durch eine gute fahrbare Straße in Verbindung. Diese ist daher auch der Weg, den man gemeiniglich einschlägt, um die anderen zu beiden Seiten liegenden Seen, den Offensee und die noch kleineren Seen der Hetzau, zu besuchen. Da zudem das Almthal das zunächst auf das Salzkammergut und das Traunthal gegen Osten folgende Nebenthal der Traun ist, so war es natürlicherweise mein nächstes Ziel, als ich gegen Mitte August des vorigen Jahres Gmunden am Traunsee verließ, um den östlichen Theil Oberösterreichs (den Traunkreis mit Ausschluß des Salzkammergutes) zu besuchen.

Da, wo dies Thal zum ersten Male dem von der Ebene stromaufwärts ziehenden Wanderer eine entschiedene Gebirgslandschaft darbietet, liegt das Dörfchen Scharnstein. Von Gmunden aus ist es zu Fuße etwa in drei Stunden zu erreichen. Der Weg geht viel bergauf und bergab und ist dazu in einem ziemlich schlechten Zustande, weßhalb man zu Wagen kaum schneller fortkommt, und die gmundener Lohnkutscher auch bei hohem Lohne nur sehr ungern sich dazu entschließen, Fahrten nach Scharnstein und dem Almsee zu unternehmen. Postverbindung existirt aber hier wie auf so vielen anderen ungleich wichtigeren Straßen Oberösterreichs gar nicht.

Scharnstein, am linken Ufer des Almbaches in einiger Höhe über denselben gelegen, hat seinen Namen von der alten Burg und Feste Scharnstein erhalten, deren ansehnliche Ruinen schräg gegenüber an der rechten Thalwand sich erheben. Diese hat hier schon eine Höhe von etwa 4 bis 5000 Fuß über dem Meere. Sie ist durch einen Bach, den Dießenbach, durchbrochen. Das scheinbar so unbedeutende Wässerchen hat sich tief in das Gestein eingegraben, die Felsen thürmen sich sehr schroff in meist senkrechten Wänden rings gegen das Seitenthälchen auf und sind nur von dem Almthal aus zugänglich, wo sie eine sanftere und grün bewachsene Abdachung zeigen. Auf den schroffsten dieser Felsenklippen, die gerade da, wo die Schlucht gegen das Almthal sich öffnet, schwarz, unheimlich und unnahbar emperdräuen, mehre hundert Fuß über der Thalsohle (etwa 1700 Fuß über dem Meere) ist nun die Burg Scharnstein entstanden, durch viele Jahrhunderte der Sitz mehrer der mächtigsten Herrengeschlechter Oberösterreichs. Sie war immer, so lange sie als solche bestand, der Hauptort des ganzen Thales, die Residenz seiner Herrscher oder deren Vertreter; das Thal theilte alle Schicksale der Burg, und darum ist die Geschichte der Burg die Geschichte des Thales.

Wir können diese weiter in die Vergangenheit hinauf verfolgen, als es gemeiniglich bei der Ortsgeschichte möglich ist, bis ins 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Das Almthal wurde nämlich vom Herzog Thassilo II. von Bayern dem Stifte Kremsmünster gleich bei dessen Gründung (im Jahre 777) geschenkt, und Karl der Große fügte den Almsee hinzu (im Jahre 802). Rasch wuchsen im Laufe des 9. Jahrhunderts die Besitzungen des Klosters an, besonders durch die großen Schenkungen König Arnulfs (im Jahre 893), so daß sie ums Jahr 900 von den Alpen bis zur Donau in einer Ausdehnung von 12 Stunden sich erstreckten. Im folgenden Jahrhunderte wurde aber das Stift noch viel schneller, als es emporgeblüht war, an den Rand des völligen Untergangs gebracht, und zwar durch die Einfälle der „Hunnen", denen diese der damaligen Ostgrenze des Reiches so nahe gelegenen Länder besonders ausgesetzt waren. Nach der Vertreibung dieser Ungarn (im Jahre 955) wurde es zwar von Heinrich dem Heiligen im Jahre 1007 wieder hergestellt, aber mit viel geringeren Besitzungen, als es früher beherrscht hatte.

Insbesondere kamen der Almsee und das Almthal in die Hände verschiedener anderer Herren. Unter ihnen waren die mächtigsten die Herren von Pollheim. Sie standen im Vasallenverhältnisse zu den Markgrafen von Steyer und bildeten unter deren Lehnsschutze um die von ihnen gegründete Burg Scharnstein eine Herrschaft mit weit ausgedehntem Gebiete, die von der Burg den Namen

erhielt. Ein Allram von Scharnstein kommt ums Jahr 1232 in einer Urkunde vor, ein Philipp von Scharnstein wurde von Rudolph von Habsburg 1278 zum Ritter geschlagen.

Bei diesem Geschlechte blieb Burg und Herrschaft bis zum Jahre 1335. Dann ging sie in raschem Wechsel auf andere Häuser über, bis sie im Zeitalter der Reformation wieder lange Zeit einem und demselben Geschlechte angehörte, den Freiherren von Jörger. Es ist bekannt, mit welcher Schnelligkeit die Reformation sich in Oberösterreich verbreitete, und wie gegen das Ende des 16. Jahrhunderts das ganze Land mit Ausnahme des Prälatenstandes ihr anhing. Hervorgehoben zu werden verdient es aber, daß die beiden großen Geschlechter, welche die Burg Scharnstein die längste Zeit besaßen, sowohl die Pollheim als die Jörger, in den gewaltigen Kämpfen, die das Land seiner Religion wegen gegen seine Herrscher und Bedrücker, insbesondere gegen Kaiser Ferdinand II. zu bestehen hatte, als Führer der Protestanten sich auszeichneten. Ein Siegmund von Pollheim war es, den die Stände von Oberösterreich 1619 zum Landeshauptmann und interimistischen Regenten des Landes bestellten, bis Ferdinand die Rechte der Stände bestätigt und die Huldigung persönlich entgegengenommen haben würde, mit welchem Schritte der Widerstand des protestantischen Landes gegen die Bekehrungspläne des bigotten Ferdinand beginnt. Ein Weckhart von Pollheim erscheint unter den Abgeordneten, welche in Brüssel den eigentlichen Herrn des Landes, den Erzherzog Albrecht, Regenten der Niederlande, bewegen sollten, sein Recht nicht an jenen Ferdinand, der bis dahin nur sein Bevollmächtigter gewesen, abzutreten. Ein Hanns von Jörger war es, den die Stände nach Böhmen schickten, um sich mit dem Haupte der sich erhebenden Böhmen, dem Grafen von Thurn, in Verbindung zu setzen, der damals auf dem Wege nach Oesterreich war, bald darauf vor Wien stand und ohne ein besonderes Unglück den Kaiser in seine Gewalt bekommen hätte. Als dann der Krieg offen ausgebrochen war, stand ein Karl von Jörger an der Spitze der Truppen der Stände um Windischgarsten. Nach dem unglücklichen Ausgange der Sache (1621) wurde er gefangen genommen und in Passau eingesperrt, wo er bald darauf (1623) im Kerker seinen Tod fand. Ein ähnliches Schicksal erfuhr sein Vetter, Helmhart von Jörger, der seit 1583 Scharnstein besessen hatte. Er wurde als Hochverräther zum Tode verurtheilt, das Urtheil aber nicht vollzogen.

Seitdem verschwinden beide Häuser aus der Geschichte Oesterreichs. Wahrscheinlich sind sie in Folge des Dekretes von 1627, wonach den Protestanten keine andere Wahl gelassen wurde als auszuwandern oder katholisch zu werden, wie so viele ihrer Landsleute aus allen Ständen, ausgewandert.

Diese Katastrophe, die mit der Niedertretung des Protestantismus über Oberösterreich hereinbrach und in ihren unheilvollen, den Wohlstand des ganzen Landes in unheilbarer Weise zerrüttenden Folgen nur mit dem Schicksale Böhmens nach der Schlacht auf dem Weißen Berge zu vergleichen ist, benutzte nun aber das Stift Kremsmünster, nach dem naiven Geständnisse seines Geschichtschreibers U. Hartenschneider, recht glücklich, um seinen sehr heruntergekommenen Besitzstand wieder zu vergrößern, indem es „die feilgebotenen Herrschaften der des Landes verwiesenen Rebellen ankaufte", und so wußte es auch im Jahre 1625 die Herrschaft Scharnstein bis zum Almsee vom Fiscus käuflich an sich zu bringen. Es blieb in diesem Besitze bis zum Jahre 1848. Nach den Veränderungen, die dies Jahr in ganz Oesterreich herbeigeführt hat, sind ihm jetzt nur noch einzelne Gerechtsame und großer Waldbesitz geblieben.

Zu bemerken ist noch, daß der Almsee selbst nicht alle Schicksale des Almthales theilte, sondern eine gesichertere Besitzung Kremsmünsters war und diesem bis zur Stunde gehört. Der Arm der Herren von Pollheim reichte zwar auch bis hieher; lange hatten sie mit dem Stifte Streitigkeiten wegen des Saiblingsfanges auf dem See, und wenngleich 1285 ein Vergleich zu Stande kam, so fand doch noch Kaiser Maximilian I. es für nöthig (1505), den Besitzern von Scharnstein einzuschärfen, daß das Stift Kremsmünster in seinem Fischfang auf dem Almsee nicht beeinträchtigt werden solle.

Die Ruinen der Burg Scharnstein sind von höchst eigenthümlicher Beschaffenheit. Schauerlich nehmen sie sich von dem Seitenthale des Dießenbachs aus, wie sie mit den schroffen, nackten Felsen, auf denen sie stehen, aus dem düstern Walde hervorragen, als schrien sie in ihrer entsetzlich zerfetzten Gestalt um Rache für all die Greuel, die mit der Geschichte des Untergangs ihrer alten Herren verflochten sind. Wenn wir zu ihnen hinaufgestiegen, müssen wir staunen, wie diese Mauerfetzen von etwa 20 bis 30 Fuß Höhe und nur 3 bis 4 Fuß Breite und Dicke, dazu aus kleinen Steinchen bestehend, sich halten können und nicht schon längst vom Winde weggefegt worden sind. Der Umfang der alten Burg ist noch durch sie angedeutet, aber auch nichts weiter. In der Mitte liegt ein großer Schutthaufen. Stehen wir auf diesem, so werden wir von einem seltsam gemischten, halb freudigen, halb wehmüthigen Gefühle ergriffen. Wir schauen durch die weit gähnenden Mauerlücken wie durch eben so viele Rahmen nach allen Seiten in die lebenvolle grüne Landschaft hinein, in das breite Thal des Almbaches, mit zahlreichen, rings zerstreuten menschlichen Ansiedlungen, und in die dunkelgrünen, eng aneinander gerückten Berge des Nebenthales. Unten in der Tiefe fließt der durch die starken Regengüsse hoch bis zum Rande der Ufer angeschwollene und gelbgefärbte Strom, pfeilschnell dahinschießend, und sein wüthendes Toben erfüllt das ganze Thal, als grolle auch er untröstlich über die entschwundene alte Herrlichkeit.

Einen freundlicheren Eindruck macht die Gegend, wenn wir von den Ruinen, dieser Brutstätte trauriger Gedanken, wieder ins Thal hinabsteigen und über den Fluß in das Dorf zurückkehren. Man wird in dem ganzen östlichen Oberösterreich kein Dorf finden, welches ein so vortreffliches Wirthshaus besäße als Scharnstein, ganz besonders nicht diese freundlichen, behaglichen, mit städtischem Comfort ausgestatteten Zimmer, die zugleich die herrlichste Aussicht in die Gegend gewähren. Durch alle Fenster blicken die grünen, tannenbewachsenen Berge des Thales in das Zimmer, zur Rechten schräg gegenüber liegen die Ruinen der Burg, jedoch in solcher Entfernung, daß sie in der ganzen Landschaft wenig hervortreten, hier und da durchbricht ein nackter Fels den Waldwuchs auf dem gegenüberliegenden Bergabhange, die grünen Wiesen ziehen sich vom Flusse in zahlreichen Streifen gegen die Höhe in den Wald hinein, und in sie sind recht malerisch die weißschimmernden Häuser zerstreut. Unten längs dem Flusse liegen die stattlichen, massiven Gebäude mehrer Sensengewerke, die Thalsohle aber bedeckt ein reicher Wuchs von Laubholzbäumen, und selbst das Rauschen des Wassers, das uns oben auf der Burg wie ein grollendes Toben vorkam, ertönt hier viel sanfter, nur als einschläfernde Musik.

Da man nun zudem eine gute österreichische Küche und

sehr freundliche und zuvorkommende Wirthe (eine große Seltenheit in Oberösterreich) hier antrifft, so eignet sich Scharnstein vortrefflich zum Landaufenthalte für einen Jeden, der ernstlich und ohne Selbsttäuschung (die indessen in diesem Punkte sehr häufig ist) nach einem durchaus ruhigen Orte und einer schönen, in ursprünglicher Natürlichkeit noch dastehenden Alpenlandschaft verlangt. Die hauptsächlichsten hier ansässigen Vertreter der Bildung, als der Arzt des Dorfes, der Oberförster des Stiftes, der Bürgermeister, einige Besitzer der unten an der Alm gelegenen Sensengewerke, der Schullehrer und die Geistlichen des eine Viertelstunde entfernten Dorfes Viechtwang, zu dessen Gemeinde auch Scharnstein gehört, kommen in der Regel des Abends in dem Herrenstübchen zusammen und sehen in dem anspruchslosen Fremden einen willkommenen Zuwachs ihrer Gesellschaft.

Eine ehrenvolle Erwähnung verdient hier endlich noch ein Umstand, der besonders dem von Altbayern hieher kommenden Fremden auffallen wird, nämlich, daß in dem Wirthshause dieses so abgelegenen Gebirgsdörfchens Oberösterreichs eine große politische Zeitung, die Wiener Morgenpost, das Familienjournal und die Gartenlaube gehalten werden. Damit haben wir aber einen sehr charakteristischen Zug von Land und Leuten Oberösterreichs berührt, vielleicht denjenigen, der uns am meisten für dieses einnimmt und es am vortheilhaftesten vor anderen Alpenländern, insbesondere vor Altbayern auszeichnet: das ist der Drang nach Licht. Selten trifft man ein ansehnliches Dorfwirthshaus, wo nicht die eine oder andere der großen österreichischen Zeitungen gehalten wird, in der Regel sind es sogar zwei, die Wiener Presse und die Morgenpost, und wo diese beiden sich finden, stellt sich als dritte im Bunde gewöhnlich die Gartenlaube ein. Diese größere geistige Regsamkeit des Oberösterreichers erinnert uns mehr als alles Andere daran, daß trotz der innigen Verwandtschaft mit dem Altbayern doch seinem Blute in einem beträchtlichen Verhältnisse noch andere als bojuwarische Bestandtheile beigemischt sind, und daß unter ihnen besonders das lebendige fränkische Element es war, welches bei der Colonisation des den Slaven entrissenen Landes mit dem bayerischen sich vereinte, um die Grundlage der deutschen Kultur zu legen. —

Setzen wir jetzt unsern Weg zum **Almsee** weiter fort. Leider hatte ich, nachdem ich das eine Meile entfernte Dorf Grünau erreicht hatte, die ganze weitere Strecke bis zum See, 2½ Stunden, in fortwährendem Regen zurückzulegen. Nach einer Stunde erreichte er eine solche Heftigkeit, daß ich sehnlich nach einem Hause verlangte, wo ich wenigstens den ärgsten Guß vorübergehen lassen könnte. Die Häuser werden aber von Grünau an sehr selten, und so war ich denn sehr froh, als ich ein einzeln stehendes Gebäude erblickte, das nahe vor dem großen Walde lag, wodurch die letzte Strecke des Weges mehr als eine Stunde lang bis zum See sich zieht. Seltsam sah es im Innern aus. Es bestand nur aus einem Vorhause, das zugleich als Küche benutzt wurde, und einem großen Schlafsaale, an dessen Wänden rings eine Menge von Betten, etwa ein Dutzend, standen, mit Matratzen und Kopfrollen. Außerdem befand sich nur noch ein langer Tisch in der Mitte. Zwei Frauen waren darin mit häuslichen Arbeiten beschäftigt. Sie unterrichteten mich, daß dies Haus eine sogenannte Pionirkaserne sei, die Wohnung derjenigen Soldaten, die in den ringsum gelegenen Staatswaldungen die Bäume zu fällen hätten, und luden mich freundlich ein, so lange zu bleiben, bis der Regen nachgelassen habe. Da ich aber wohl mit Grund befürchtete, es möchte in diesem Schlafsaale so vieler Menschen ein gewisses kleines, zur Qual der ruhebedürftigen Menschheit geschaffenes Wesen in nicht unbeträchtlichen Schaaren sich aufhalten und auch bei Tage seine Springerkünste üben, so dankte ich bestens und zog es vor, im strömenden Regen weiter zu marschiren.

Nach einer Stunde kam ich nach der **Habernau**, einem grünen Thalkessel mit einigen Bauernhäusern, wovon eines zugleich ein Wirthshaus ist. Da die Entfernung bis zum Seehause noch eine Stunde beträgt, so trat ich hier ein und ruhte mich etwas aus. Als die Wirthin mich in der kleinen Gaststube allein gelassen hatte, um mir den gewünschten Mokkatrank zu bereiten, sah ich mich etwas um und bemerkte in meiner Nähe auf einem Brette an der Wand mehre Bücher, von denen einige durch ihre Dickleibigkeit meine Neugierde besonders reizten. Ich konnte nicht umhin, sie mir herunter zu langen und etwas durchzusehen. Es waren Alles geistliche Erbauungsbücher, Hauspostillen. Die dickste, etwa 1400 Seiten lang, nannte sich: Eberhardt Caspari christliches Handbuch von Christi Leben, Leiden und Glorie, 1782 gdr. Von einem anderen dieser Bücher, dessen Verfasser ein gewisser Goffine war (1861 gdr.), versicherte mir später die Wirthin, daß die Dienstboten Sonntags recht gerne darin läsen, wenn sie wegen der weiten Entfernung nicht in die Kirche gehen könnten. Auf dem Tische lag noch eine Sammlung aus den Evangelien für Kinder. Diese fünf bis sechs Bücher sind als Bestand einer Hausbibliothek in einer so abgelegenen Einöde Oesterreichs, wie die Habernau ist, durchaus nicht unerheblich. Nur schade, daß sie alle von demselben Gegenstande handeln, und dazu von einem solchen, wo ein gutes Beispiel mehr wirkt, als alle Worte. Die Leute bleiben aber doch wenigstens in der Gewohnheit zu lesen, das sie bei Mangel an Gelegenheit nur zu leicht verlernen.

Ein erfreulicheres Zeugniß für den oben hervorgehobenen **Bildungstrieb** der Oberösterreicher enthielten einige Thatsachen, die mir die Wirthin, eine freundliche, gesprächige Frau, unter anderen mittheilte, während ich ihren guten Kaffee mir schmecken ließ. Sie beklagte es sehr, daß sie so weit zur Kirche zu gehen habe, da das ganze Almthal von Scharnstein bis oben zum Seehause des Almsees zur Pfarre von Grünau gehöre (diese ist eine der größten Oberösterreichs, hat 24 Stunden im Umfange und zählt an 70 Berge, darunter den großen Priel). Noch empfindlicher sei aber diese große Entfernung des Pfarrortes für die Erziehung der Kinder. Da nun ihr Töchterchen, ein Kind von etwa 10 Jahren, den weiten Weg nach der Schule in Grünau hin und zurück nicht jeden Tag machen könne, so habe sie ihm lange Zeit einen Hauslehrer gehalten. Das sei aber endlich zu theuer geworden, und so habe sie sich genöthigt gesehen, das Mädchen in Grünau bei Bekannten in die Kost zu geben, so daß es die ganze Woche abwesend sei und nur Sonnabend und Sonntag zu Hause zubringe. So etwas thut eine einfache, nicht einmal besonders wohlhabende Bäuerin, dazu eine Wittwe, in den Bergen Oberösterreichs für die Erziehung ihrer Kinder. Ich möchte wohl wissen, ob sich in dem ganzen Gebiete des bayerischen Gebirges auch nur ein einziges Gegenstück dazu auffinden ließe. Die eigene Erfahrung und die Schilderung, die uns Steub („Hochland". S. 16 ff.) von bayerischen Bauern gibt, machen uns sehr geneigt, jene Frage zu verneinen.

Ein anderer, weniger ansprechender, aber nirgendwo im ganzen Lande fehlender Charakterzug Oberösterreichs trat mir an demselben Orte entgegen. Es war da in der „Gaststube" ein Cretin (gemeiniglich „**Torkel**", hier

„Strumm“ genannt), von dem Aeußeren, wie man diese unglücklichen Wesen in der Regel findet: von der Größe eines Kindes, gelber Gesichtsfarbe, blöden Augen, der Mund verzerrt durch ein immerwährendes grinsendes Lächeln, die Sprache ein Gemenge roher, fast thierischer Laute, durch die er sich indessen den Leuten, die ihn kannten, verständlich machte. Uebrigens betrug er sich ruhig im Zimmer. Man sagte mir, er habe die Wartung des Viehs der Wirthin und rühmte ihn als einen zuverlässigen, vortrefflichen Hirten. Es war mir interessant zu bemerken, wie selbst auf diesen äußersten Grenzen der Menschheit Spuren individuellen Gepräges zu erkennen waren. Der größte Schatz dieses armen Burschen, den er stets mit sich herumtrug und nur seinen genauen Bekannten als Zeichen besonderen Vertrauens sehen ließ, war eine kleine Sonnenuhr. Sie war ihm besonders nützlich, wenn er draußen in Wald und Feld das Vieh hütete, da sie dann mit untrüglicher Sicherheit ihm anzeigte, wenn es Zeit war nach Hause zu treiben, und so viel Verstand hatte er noch, daß er dies erkennen konnte. Wer weiß, ob er nicht an diesem Kleinode mit derselben Verehrung hing, wie der Kaffer an dem hölzernen Gotte, den er stets bei sich im Gürtel trägt. Die Zahl solcher Torkel ist in Oberösterreich bedeutend geringer als in dem benachbarten, tiefer in den Bergen versteckten und ärmeren Steyermark. Dazu gibt es in diesem Lande außer dem ganz ausgebildeten Cretinismus noch eine Menge von Individuen, die gleichsam in dem Uebergangsstadium zwischen völliger Vernunft und völligem Blödsinn sich befinden, Halb- und Viertel-Cretins möchte ich sie nennen, Menschen, in deren Auge gleichsam nur noch ein letztes Residuum von Vernunft wie ein verglühendes Flämmchen aufflackert. —

Als ich von der Haberuau wieder aufbrach, regnete es nur noch sehr sanft, und bald hörte es ganz auf, wie das ja so häufig an Abenden von Regentagen stattfindet. So wurde mir denn doch einigermaßen der eigenthümliche Genuß zu Theil, welchen wir empfinden, wenn am Ende einer Wanderung zu einer interessanten Landschaft sie allmälig in immer bestimmterer Gestalt vor unseren Augen auftaucht und sich entwickelt. Der erste Eindruck derselben, den wir auf diese Weise gewinnen, ist immer am dauerndsten, weil alle unsere Seelenkräfte auf diesen Moment gespannt waren und nun unwiderstehlich Besitz ergreifen von dem lange ersehnten Gegenstande. Zunächst führt der Weg noch einige Zeit durch gerade so dichten Wald wie vorher. Plötzlich aber lichtet er sich, das eigenthümliche Zittern des Wassers wird durch die Stämme sichtbar, die uns von jenem trennende Wand der Bäume wird immer dünner und durchsichtiger, und endlich liegt der See selbst vor uns.

Der erste Eindruck des Almsees ist Ueberraschung, daß er so klein ist. Einer der kleinsten Seen des bayrischen Gebirges ist der Schliersee. Aber der Almsee ist nicht halb so groß, er bedeckt nur eine Fläche von etwa 130 Morgen. Man möchte ihn lieber einen großen Weiher oder Teich, als einen See nennen. Unser Auge kann daher auch nicht lange auf ihm verweilen. Es wird sofort magisch angezogen von den großen Formen des sogenannten Todten Gebirges, die sich uns grade gegenüber am südlichen Ufer des Sees in düsterer, fast dämonischer Weise erheben. Schroff thürmen sich diese nackten Felsenmassen in die Höhe, die Abhänge sind voll von Schründen und Rissen und laufen in mannigfaltig gestaltete Felsenzacken aus. Die Höhen lagen schon voll von Schnee, und dieser hatte sich selbst bis tief an den Abhängen gegen das Thal herabgezogen. Denn, obwohl es kaum Mitte August war, so hatten die gewaltigen Regengüsse, die in den letzten Tagen erfolgt waren, doch eine solche Abkühlung der Luft herbeigeführt, daß in jenen Höhen die Feuchtigkeit zu Schnee krystallisirt sich niedergeschlagen hatte. Wie ich schon in Grünau hörte, waren durch diesen unerhört frühen Schneefall die so zahlreichen Sennwirthschaften, welche auf dem Hochplateau des Todten Gebirges sich befinden (Kohl gibt ihre Zahl auf 272 an), besonders hart getroffen und die Sennerinnen, welche dort oben zu Hunderten den Sommer über wohnen, genöthigt worden, in aller Eile mit ihren Heerden in die Thäler zurückzukehren.

Weniger Grund hatte der Tourist, den damals gerade sein Weg herführte, über dieses Ereigniß ungehalten zu sein. Denn es läßt sich nicht verkennen, daß durch den frisch gefallenen Schnee, der die Häupter aller Berge, so weit man sehen konnte, bedeckte und ihre felsigen Abhänge in überaus zarten, weißen Schattirungen, durch ganze Schneeflächen, Schneelinien und Schneetüpfelchen zeichnete und die ganze Plastik ihrer Formen hervortreten ließ, denselben ein neuer Reiz gegeben und das Imposante der ganzen Landschaft erhöht wurde. Freilich wurde dadurch auch das Frostig-Kalte, welches dieser Gegend eigen ist, erhöht und bis zum Abstoßenden gesteigert. Es schauerte Einen, wenn man in diese Landschaft blickte, die aus nichts als unnahbaren Felsenklippen und schwarzem Tannenholz besteht. Und der Anblick des Sees konnte diesen Eindruck nicht mildern. Dem armen, kleinen Burschen schien es in der Nachbarschaft dieser weißbärtigen Bergriesen selbst gar nicht wohl zu Muthe zu sein. Er schien selbst zu frieren und eine Gänsehaut ihn zu überlaufen, wenn der kalte Wind über ihn hinbrauste. Die Stille aber, die hier rings herrschte, hatte geradezu etwas Unheimliches und Gespensterhaftes. Wenn die idyllische Ruhe an einem Schliersee wie Balsam auf die Seele träufelt und ein unwiderstehliches Verlangen weckt, dort Hütten zu bauen, so stößt uns hier die Stille ab, wir denken gar nicht daran zu bleiben und können uns kaum dazu entschließen, eine Nacht hier zuzubringen.

An diesem ungünstigen Eindrucke, den die Gegend unter allen Umständen in einem gewissen Grade hinterlassen muß, ist aber außer der Rauhheit derselben und der außerordentlich einsamen Lage auch das Mißverhältniß schuld, in welchem das Gebirge zum See steht. Es mangelt der Landschaft durchaus alle ideale Schönheit, die nur bei Harmonie der einzelnen Theile zu finden ist. Andere Seelandschaften der Alpen, wie die des Traunsees, des Hallstadtersees, gewinnen gerade dadurch ihre eigenthümliche Schönheit, daß See und Gebirge zu einem einheitlichen Ganzen verwachsen, der Eindruck der Gebirge durch den See, der Eindruck des Sees durch die Gebirge modificirt wird. Das ist hier nicht der Fall. Die Gebirge treten durch ihre großen, majestätischen Formen so hervor, daß der kleine See ganz dagegen verschwindet. Es ist keine Alpenseelandschaft, sondern eine reine Gebirgslandschaft.

# Ein Ausflug in die Schneegebirge von Granada.

Die Hochgebirge der Alpen und Pyrenäen werden alljährlich durch tausende von Wanderern besucht, dagegen sind jene in Südspanien eine verhältnißmäßig kaum angebrochene Region. Dorthin haben sich bis jetzt nur vereinzelte Touristen begeben; künftighin wird das anders sein, weil Spanien nun schon die Hauptstränge eines großen Schienennetzes hat und die wichtigsten Städte ohne alle Unbequemlichkeit zu erreichen sind.

Die landschaftlichen Reize des südlichen Spaniens sind von eigenthümlicher Art; auch der Gebirgscharakter ist ein anderer als in den übrigen europäischen Hochgebirgen, und das Leben und Treiben der umwohnenden Menschen sehr verschieden von jenem der Basken und Franzosen, der deutschen und schweizerischen Alpenbewohner oder der Slawen in den Karpathen. In Südspanien liegt in der Luft etwas Afrikanisches.

Eine Wanderung in die Sierra Nevada de Granada wird gewöhnlich von der Stadt aus unternommen, in welcher die Alhambra steht. Gustav Doré und d'Avillier, welche unseren Lesern längst wohl bekannt sind, beschlossen, den Picacho de Veleta zu ersteigen; sie bezeichnen diesen Berg als den Montblanc Andalusiens. Das Unternehmen ging nicht so glatt ab wie etwa ein ähnliches in Savoyen oder in der Schweiz; eine Körperschaft von Führern ist nicht vorhanden, weil nur wenige Gebirgswanderer kommen, und die Besteigung nur in den Monaten Juli und August unternommen werden kann. In der übrigen Jahreszeit ist die Kälte zu schneidend und die Wege sind über eine gewisse Höhe hinaus nicht praktikabel.

Als Führer dienen die Neveros, jene fleißigen, arbeitsamen, an das Bergsteigen gewöhnten Menschen, welche fast tagtäglich Schnee aus dem Hochgebirge holen, und mit dieser, in einem so heißen Lande unentbehrlichen Waare die großen Städte versorgen. Sie kennen jede Schlucht und jeden Pfad, und man kann sich ihnen sicher anvertrauen.



Der Nevero Ramirez in der Sierra Nevada. (Zeichnung von G. Doré, nach einer Photographie.)

Mit einem dieser Neveros schlossen die beiden Wanderer einen Vertrag. Der 60jährige Ramirez war sehr rüstig und galt für einen Zigeuner; doch trägt sein Gesicht, welches wir mittheilen und das Doré nach einer Photographie gezeichnet hat, nicht die Züge eines echten Gitano. Der ganze Mann gewährte in seiner Art einen sehr malerischen Anblick. Seine Hautfarbe spielte in helle Broncefarbe hinüber; über ein rothes, um den Kopf geschlungenes Tuch hatte er eine andalusische Mütze gestülpt; seine Jacke war mit Seidenzeug aufgeschlagen und hatte einen reichen Besatz von Metallknöpfen. Als Gürtel trug er eine Canana od. Art Patrontasche; die kurzen Lederhosen waren an den Knien vermittelst bequasteter Cordeln zusammen gebunden, und als Fußbekleidung hatte er die bekannten und vielfach beschriebenen Alpargatas.

Ramirez war der richtige Mann und gern bereit, die Wanderer nicht nur auf den Picacho de Veleta zu führen, sondern, wenn es sein müsse, auch auf den Mulahacen, der noch höher ist. Er sorgte für gute Maulthiere, Machos, welche sich für Gebirgsreisen besser eignen als Pferde. Er gab an, was für den Repuesto nöthig sei, d. h. für die erforderlichen Reisevorräthe, die auf Esel gepackt wurden. Sie bestanden in rothem Wein von Baza, der auf Schläuche (botas) aus valencianischem Leder gefüllt wurde; aus einem in Zucker gekochten Schinken (jamon en dulce), aus anderen Fleischwaaren, gebratenen Hühnern, Chokolade, Brot

und Obst. Gegen Hunger und Durst war man also geschützt.

An einem heiteren Augustmorgen fand Ramirez sich in aller Frühe vor dem Gasthof ein; nach einer Viertelstunde waren alle Vorkehrungen beendet, und die kleine Karawane setzte sich in Bewegung. Nachdem sie die Puerta de los Molinos verlassen, lag Granada hinter ihnen, und sie ritten nun in der Vega, der schönen andalusischen Ebene, am Xenil entlang, durch das liebliche Thal von Guéjar. Der Fluß bildet reizende Kaskaden und strömt zwischen immergrünen Ufern. Granada mit seinen Hügeln war mit einem leichten Nebelschleier überzogen. Der Weg führte weiter durch das Thal von Monachil zum alten Kloster San Geronimo, das jetzt fast ganz in Trümmern liegt, und wo nun die Hirten mit ihrem Vieh ein Unterkommen finden. Von dort an wird der Pfad steiler; man konnte die tiefen Schluchten (barrancas) deutlich erkennen, der Pflanzenwuchs nahm einen andern Charakter an, der Oelbaum verschwand, und die Region der Kastanie begann.

Die Neveros erzählten allerlei von dem Barranco de Guarnon; dort sei ein ungeheurer Schatz von den Mauren vergraben worden, nachdem sie die Stadt Granada verlassen. Im vorigen Jahrhundert war man so fest überzeugt, an der Sache sei etwas Wahres, daß 1797 die Regierung eine Commission ernannte, um Nachforschungen anzustellen. Das ist denn auch geschehen, allein der Auditor der Kanzlei von Granada, der Notar und der Ingenieur, welche sich keine Mühe haben verdrießen lassen, fanden nichts. Aber das Volk glaubt auch jetzt noch an den Schatz.

Auf dem Pfade der Schneesammler, camino de los Neveros, wurde die Luft immer dünner, aber die Sonne braunte doch stark genug, selbst oben auf der Rambla del Dornajo, wo Hauptrast gehalten werden sollte. Die Quelle dort hat vortreffliches, spiegelhelles Wasser. Man speiste vortrefflich, hielt Mittagsruhe und beeilte sich nachher bis zum Panderon zu gelangen, weil dort das Nachtlager gehalten werden sollte. Der Pfad wurde immer steiler und beschwerlicher, aber die Gegend war so prächtig, daß die Mühseligkeiten vergessen wurden. Dann und wann kreisete ein Adler oder Geier hoch in den Lüften und hob sich mit seinem braunen Gefieder scharf ab von dem glänzenden Schnee des Hochgebirges. Allmälig neigte sich die Sonne dem Horizonte zu und färbte mit warmen Tönen die weite Landschaft, welche sich unter den Wandrern ausdehnte. Oben auf der Fläche des Panderon hat man ein erhabenes Schauspiel. Die Sonne ging hinter den Serranias von Ronda unter.

Dann wurde die Luft scharf und kalt; in der von den Hirten und Neveros dort oben errichteten Hütte wurde ein Feuer angemacht und das Nachtmahl bereitet. Gemächlich ist das Obdach nicht; als die Reisenden sich in ihre dicken Wollmäntel gehüllt hatten, konnten sie durch die Oeffnungen im Dache die Sterne funkeln sehen.

Am andern Morgen waren Alle schon lange vor Tagesanbruch in Bewegung, um wenn möglich auf dem Picacho de Veleta das Schauspiel eines Sonnenaufgangs zu haben. In den Spalten des Gebirges lag Schnee, der nun immer häufiger wurde. Man befand sich in der Region der Ventisqueros, der mächtigen Anhäufungen von Schnee, welche auch im heißesten Sommer nicht hinwegschmelzen. Von dort holen die Neveros ihre Waare. Außer den Ventisqueros von Panderon gibt es in der Sierra noch andere, z. B. jene des Corral de Veleta, des Cerro del Caballo und der Roeas de Bacarés. Sie gehören alle der Stadtgemeinde von Granada, welche von den Neveros eine Abgabe erhebt.

Die Reisenden gelangten auf den höchsten zugänglichen Punkt des Picacho de Veleta, als der Tag längst angebrochen war. Die Sonnenscheibe stand aber noch hinter dem gewaltigen Schneegipfel des Cumbre de Mulahacen, bald aber stieg sie über denselben empor und warf ihr Licht auf die Landschaft.

Und welch eine Landschaft! Schwerlich bietet ganz Europa irgendwo einen Blick dar, welcher sich mit jenem messen könnte, den man von der Sierra de Nevada herab hat. Im Norden liegen die Sierras von Baza und Segura, nach Westen hin jene von Tejeda und Ronda, weiterhin die Gebirge von Estremadura unweit der portugiesischen Grenze. Dann ragt die Sierra Morena mit ihren dunklen, ausgezackten Höhen empor, weiter die Kette von Gador und ein Theil der Alpujarras. Und auf der andern Seite des Mittelländischen Meeres nach Süden hin konnte man durch den dünnen Nebel die schwarzen Gebirge der afrikanischen Küste deutlich erkennen. Die Neveros behaupten, bei ruhigem Wetter und südlicher Luftströmung vernehme man auch das Brausen des Meeres.

Der Picacho de Veleta führt seinen Namen nach einem Wartthurme (veleta), welcher einst auf dem Gipfel stand, und dessen Ruinen noch jetzt vorhanden sind. Man gab von dort aus während der Nacht Feuerzeichen, die auf mehren Berghöhen wiederholt wurden, bis nach Granada. Der Mulahacen ist der höchste Gipfel in der Sierra de Nevada, nach spanischen Geographen hat er 3652, der Picacho de Veleta 3560 Meter Meereshöhe; aber der Umblick von diesem letztern ist prächtiger und der Horizont viel ausgedehnter, weil der Picacho einen großen Theil der nordafrikanischen Küste verhüllt. Deßhalb verzichteten die Wanderer darauf, auch die Besteigung des Mulahacen zu unternehmen; sie hätte ohnehin 4 bis 5 Tage Zeit erfordert.

Das Hinabsteigen auf den steilen Pfaden an jähen Abgründen entlang war beschwerlich und gefährlich, aber die Maulthiere gingen sichern Schrittes. Die Neveros bezeichneten die verschiedenen Pässe (puertos) und Engpässe (desfiladeros) mit ihren Namen, und einige derselben sind recht bezeichnend, z. B. der Montayre, Luftberg, der Wolfspaß, die Grotte des Gehängten &c.

Alles in Allem genommen ist eine Besteigung des Picacho de Veleta recht dankbar und kann empfohlen werden.

---

# Das Gebiet der romanischen Sprachen.

Von **Rudolf Rost.**

Die Bewohner Europa's gehören mit nur geringen Ausnahmen entweder der germanischen, oder der slavischen, oder der romanischen Völkerfamilie an,*) von denen die erstere in der Mitte und im Norden, die andere im Osten und die letztere im Süden und Südwesten numerisch wie politisch vorwaltet.

Den geringsten Theil an Flächeninhalt, nur etwa den sechsten, haben die Romanen inne, während die Bevölkerung der von ihnen bewohnten Länder den vierten Theil der Gesammtbevölkerung Europa's ausmacht. Die Sprachen der romanischen Völker wurzeln mit ihrem grammatischen Theile bekanntlich im Lateinischen, der Sprache der Welteroberer. Diese kurze, kräftige Sprache, welche in ihrem Wesen mehr arisch ist, als selbst das Griechische, aber weniger reich als dieses an Endungen, und weniger geschmeidig in ihren Verbindungen, hat mehre Umgestaltungen erlitten, bis sie im Anfang der christlichen Zeitrechnung festgestellt wurde. Rauh und plump in den Gesängen der Salier, kurz und kriegerisch in den Gedichten des Ennius, hat sie erst zur Zeit des Cicero und Livius, des Virgil und Horaz die edlen Formen, die Bedeutungsfülle und die männliche Schönheit angenommen, welche sie auszeichnen und einer großen Nation wahrhaft würdig machen. Während nun die von der Masse des Volkes selbst niemals gesprochene lateinische Sprache im Ganzen nach ihrem Abschluß zwar unverändert blieb, veränderte sich jedoch die wirklich lebendige, vom Volke gesprochene lateinische Sprache, die man seit der Bildung der correcten Schriftsprache nicht mehr zum schriftlichen Ausdrucke verwandte, natürlich fortwährend, wie das in jeder Sprache zu geschehen pflegt. Es trat in den verschiedenen Theilen des weiten Gebietes, welches die lateinische Sprache im Laufe der Jahrhunderte sich errungen hatte, eine ungleichmäßige Veränderung der Sprachen ein. Als diese in dem Maße verändert erschien, daß das Latein ihnen gegenüber nicht mehr als die Schriftsprache, sondern als eine wesentlich andere, fremd gewordene Sprache angesehen werden konnte, begann man die neuen Sprachen auch in der Schrift zu gebrauchen.

Ehe wir zum eigentlichen Gegenstand unserer Darstellung übergehen, hören wir noch, was Wilhelm v. Humboldt in der Einleitung zu seinem Meisterwerke über die Kawisprache auf der Insel Java über jene Sprachen sagt: „Dem festen, ja man könnte wohl sagen, unaustilgbaren Haften des echten Organismus an den Sprachen, welchen er eigenthümlich geworden ist, verdanken auch die lateinischen Töchtersprachen ihren reinen, grammatischen Bau. Es scheint mir ein hauptsächliches Erforderniß zur richtigen Beurtheilung der merkwürdigen Erscheinung ihrer Entstehung, darauf Gewicht zu legen, daß auf den Wiederaufbau der zertrümmerten römischen Sprache, wenn man allein das grammatisch Formale desselben ins Auge faßt, kein fremder Stoff irgend wesentlich eingewirkt hat. Die Ursprachen der Länder, in welchen die neuen Mundarten aufblühten, scheinen durchaus keinen Antheil daran gehabt zu haben. Vom Baskischen ist dies gewiß; es gilt aber höchst wahrscheinlich eben so von den ursprünglich in Gallien herrschenden Sprachen. Die fremden einwandernden Völkerschaften, größtentheils von germanischem oder den Germanen verwandtem Stamme, haben der Umbildung des Römischen eine große Anzahl von Wörtern zugeführt; allein in dem grammatischen Theile lassen sich schwerlich irgend bedeutende Spuren ihrer Mundarten auffinden. Die Völker lassen sich nicht leicht die Form umgestalten, in welche sie den Gedanken zu gießen gewohnt sind. Der Grund, aus welchem die Grammatik der neuen Sprachen hervorging, war daher wesentlich und hauptsächlich der der zertrümmerten selbst.“

Das Gebiet der romanischen Sprachen erstreckt sich in Europa vom Atlantischen bis zum Schwarzen Meer und vom Mittelmeer bis nahe an den Rhein und die Donau und zum Theil noch über diese hinaus; es gehören zu ihr die italienische, spanische, portugiesische, provençalische, französische, walachische oder dakoromanische und churwälsche oder rhätoromanische Sprache.

1) Die musikalisch und poetisch beweglichste und anschaulichste aller romanischen Sprachen ist die italienische. Ihr Gebiet erstreckt sich über Italien hinaus in die Schweiz, wo ihr ganz Tessin, ein kleiner südöstlicher Theil des Cantons Uri und die südliche Hälfte von Graubündten zufällt, nach Tyrol, wo die Sprachgrenze bei der Ortlesspitze anhebend bis zur Einmündung des Nons in die Etsch geht und von hier, die Etsch überschreitend, sich nordöstlich wendet, indem Botzen, Klausen, Brixen, Brunecken deutsche, Layen und Pflauenzaber italienische Grenzorte sind. Dann folgt die Sprachgrenze, in östlicher Richtung, südlich von den Quellen der Drau und des Gail, der Wasserscheide der Karnischen Alpen bis nach dem Städtchen Pontafel an der Fella, wo das Italienische mit dem Slavischen zusammenstößt. Von hier aus bildet die Sprachgrenze zugleich die staatliche zwischen Deutschland und Italien, doch so, daß der italienischen Sprache von Illyrien noch Gradisca, Aquileja, Monfalcone und Capo d'Istria zufällt. In Italien selbst finden sich zwei deutsche Sprachinseln, die sogenannten dreizehn Gemeinden nördlich von Verona unweit der Etsch und die sogenannten sieben Gemeinden nördlich von Vicenza an der Brenta. (In Unteritalien finden sich Niederlassungen von Albanesen oder Arnauten, und zwar in Apulien in den Landschaften von Bari und Otranto, und in Calabrien in den Gebirgen zwischen Cetrare und Celso bis in die Gegend von Catanzaro und in der Gegend zwischen Reggio und dem Cap Spartivento. Auch auf der Insel Sicilien gibt es in der Nähe von Palermo Arnauten in vier Ortschaften. Die Gesammtzahl der in Italien lebenden Albanesen mag sich ungefähr auf 100,000 belaufen.) Im nordwestlichen Theile der Insel Sardinien, in der Stadt Alghero mit Umgegend, herrscht die provençalische Sprache, und auf den Inseln Malta, Gozzo und Comino eine arabische, die sogenannte maltesische Mundart, welche der marokkanischen am nächsten kommt.

Die italienischen Mundarten zerfallen in drei Haupt-

*) Auf die arischen Verhältnisse, auf die Wanderungen und Sprachverwandschaften wird hier nicht eingegangen.

gruppen, in die oberitalienischen, mittelitalienischen und unteritalienischen. Unter den oberitalienischen Mundarten treten am bedeutendsten hervor die piemontesische, mailändische, lombardische, friaulsche, venezianische, bolognesische und genuesische. Von den mittelitalienischen Mundarten, aus denen (vor allen der toscanischen) die italienische Schriftsprache hervorgegangen ist, sind am bemerkenswerthesten die von Lucca, die toscanische, römische, korsikanische und sardische im nördlichen Theil der Insel Sardinien. Die wichtigsten unteritalienischen Mundarten sind die neapolitanische, calabrische, sicilische und sardische im südlichen Theile der Insel Sardinien.

Das Italienische, in Toscana, der uralten Wiege italischer Civilisation, ausgezeichnet gepflegt, erlangte bald den mannigfachen Wohllaut und die glückliche Biegsamkeit, welche es bei Dante ernst, bei Ariost und Tasso lebhaft und glänzend, im geschichtlichen Vortrage würdevoll und für die Accorde der Musik empfänglich gemacht haben. Diese Sprache glänzt vorzüglich in der lebhaften Schilderung der Leidenschaften; sie hat zuerst mit in Europa die Bahn der neuern Literatur betreten.

2) Die spanische Sprache zeichnet sich als die feierlichste und grandioseste aus, denn sie besitzt innere Schönheit und Würde, gepaart mit Kraft und Anmuth. Durch äußere Ausdehnung und bedeutende schriftstellerische Ausbildung (man denke nur an Calderon und Cervantes) steht sie hoch über dem Portugiesischen. Sie ist Volkssprache in Spanien mit Ausschluß Cataloniens, des Königreichs Valencia und der Balearischen und Pithyusischen Inseln, welche dem provençalischen Sprachgebiete zufallen, und Galiciens, wo die portugiesische Sprache vorherrscht.

Wie in Italien Toscana, so hat in Spanien Castilien vorzugsweise die Schriftsprache gebildet. Im Ganzen ist das Spanische mundartlich wenig gespalten, am geringsten in den Provinzen Alt- und Neucastilien, sowie auch in Asturien. Die Mundart der Provinz Leon bildet den Uebergang zum Galicischen. In Leon ist übrigens eine Sprachinsel bemerkenswerth, nämlich die Stadt Astorga mit einem einige Meilen großen Gebiete. Hier wohnen die wahrscheinlich von den Gothen abstammenden Maragatos, die noch immer in körperlicher und geistiger Eigenthümlichkeit ganz das germanische Gepräge an sich tragen. Ihre Sprache unterscheidet sich von der der umliegenden Gegend durch schwerfällige Aussprache und den Mangel an den den Spaniern so eigenthümlichen, anmuthigen und sinnreichen Wendungen. Wie im Norden die leonische, so zeigt im Süden die andalusische Mundart, zu welcher auch Granada und Murcia gehören, eine größere Abweichung vom Castilischen oder Spanischen, die noch bedeutender wird durch eine gedehntere Aussprache und eine etwas stärkere Mischung mit arabischen Wörtern. Zum Theil gehört noch die aragonische Mundart hierher im westlichen und südlichen Theile Aragoniens, während im Norden und Osten das Provençalische vorherrscht. In den baskischen Provinzen, wo die euskarische und baskische Sprache Landessprache ist, wird das Spanische doch fast überall verstanden.

Ein bedeutendes Gebiet hat sich die spanische Sprache außerhalb Europa's errungen. Herrschend ist sie auf den Canarischen Inseln, auf Cuba, Portorico und im östlichen Theile Haiti's; weit verbreitet ist sie in allen den Theilen Amerika's, die ehemals der spanischen Herrschaft unterworfen waren; in Mexico, Guatemala, Columbia, Peru, Bolivia, La Plata und Chile, obgleich überall einheimische amerikanische Sprachen auch noch fortbestehen. Am wenigsten umfangreich ist ihr Gebiet auf den Philippinen, Marianen und Carolinen, sowie auch in den den Spaniern gehörenden, auf der Nordküste von Afrika gelegenen Städten, in denen fast mehr Arabisch als Spanisch gesprochen wird.

3) Die portugiesische Sprache, nahe verwandt zwar mit der spanischen, ist doch weniger wohlklingend und kräftig als diese, von der sie sich auch noch dadurch unterscheidet, daß sie Zischlaute statt der Gaumenlaute gebraucht. Sie neigt sich auch sehr zur Zusammenziehung der Wörter; dennoch ist sie nicht ohne Zierlichkeit, und das Beispiel des Camoëns beweist, daß sie auch der Ausdruck hoher Begeisterung werden kann.

Die sprachlichen Grenzen fallen so ziemlich mit den staatlichen zusammen und dehnen sich nur im Norden weiter aus, indem die Mundart der spanischen Provinz Galicien, wie schon erwähnt, dem portugiesischen Sprachgebiete zugerechnet wird. Bei der durchaus gebirgigen Beschaffenheit Galiciens ist es nicht zu verwundern, daß daselbst fast von Ort zu Ort größere Abweichungen wahrnehmbar sind, als in anderen mehr ebenen Landschaften. In den Provinzen Estremadura und Alemtejo, also im eigentlichen Innern von Portugal, scheinen die mundartlichen Abweichungen sehr unbedeutend zu sein, während dagegen im Süden, in der Provinz Algarve, eine eigenthümliche Mundart auftritt.

Dieses Sprachgebiet ist in Europa auf einen nur sehr kleinen Raum beschränkt, dagegen hat es durch Eroberung anderwärts sich weiter ausgebreitet. Das Portugiesische ist Volkssprache geworden in Brasilien, auf den Azorischen Inseln und auf Madeira, auch ist es herrschend auf den Caboverdischen Inseln, in Angola und in Mosambique. In Ostindien ist es heimisch in den portugiesischen Besitzungen Goa und Diu, und an der Westküste Vorderindiens ist ein mit den einheimischen Sprachen stark gemischtes Portugiesisch als Handelssprache üblich. Auch in der chinesischen, den Portugiesen unterworfenen Stadt Macao spricht man Portugiesisch.

4) Die provençalische Sprache, in welcher die Troubadours ihre Lieder sangen, war einst die gemeinsame Verkehrs- und Dichtersprache von ganz Südeuropa, ist zur Zeit aber nur noch Volkssprache des südlichen Frankreichs, der spanischen Provinzen Catalonien, Valencia und eines Theiles von Aragonien, der Balearischen und Pithyusischen Inseln und eines kleinen Gebietes der Insel Sardinien. Die Grenzscheide gegen das Nordfranzösische zieht sich durch Dauphiné, Lyonnais, Auvergne, Limousin, Perigord und Saintonge; was südlich von derselben liegt, gehört dem provençalischen Sprachgebiete an. Innerhalb der Grenzen dieses Gebietes befindet sich eine nordfranzösische Sprachinsel in der sogenannten Gavacherie, einem Landstriche zwischen Dordogne und Gironde im Girondedepartement, und eine italienische Sprachinsel in der Provence, aus drei Dörfern in der Nähe der Städte Grasse und Antibes bestehend. Im Departement der Niederpyrenäen wohnen gegen 160,000 Basken. — Das Provençalische bildet zwischen den Sprachen der pyrenäischen und der apenninischen Halbinsel und dem Idiom des nördlichen Frankreichs eine natürliche sprachliche, wie geographische Vermittlung, insofern in ihm gleichsam jede der übrigen romanischen Sprachen durch besondere Eigenthümlichkeiten sich mit vertreten sieht. Daher bemerken wir auch in dem ganzen Bau der provençalischen Sprache ein stetes Schwanken, ein sich Anschließen bald an die eine, bald an die andere Schwestersprache.

Das Gesammtgebiet der provençalischen Sprache zer-

fällt in zwei Gruppen: die südfranzösischen (langue d'oc) und die catalonischen Mundarten.

Betrachten wir das südfranzösische Sprachgebiet näher, so hat man zuerst die gascognesischen Mundarten davon abzuscheiden, die von den anderen etwa durch die Garonne von ihrem Ursprunge bis zu ihrer Mündung getrennt werden, so daß Toulouse gerade auf der Grenze liegt. Die gascognesischen Mundarten zeichnen sich besonders durch catalonischen Einfluß, durch Uebergang eines anlautenden f in h und durch den häufigen Gebrauch von b statt v und von ty, tg, tch statt g aus. Unter den übrigen südfranzösischen Mundarten sind noch von Bedeutung die auvergnische, limousinische und einige Schweizermundarten.

Die catalonischen Mundarten schließen sich eng an die südfranzösischen an, zumal da die französische Provinz Roussillon sprachlich noch ganz zu Catalonien gehört. Wo sie sonst noch gesprochen werden, ist schon mehrmals erwähnt worden.

5) Die französische Sprache, die leichteste und zierlichste unter den romanischen Schwestern, im höchsten Grade gesellig, gleichsam das allgemeine Organ der Gedankenmittheilung, der Dollmetscher modernen äußeren Schliffs, herrscht als Volkssprache in Frankreich, nördlich der vorhin von uns angegebenen Linie, aber nicht in den niederen Gegenden der Bretagne, wo über eine Million Menschen dem keltischen Sprachstamm angehören, im französischen Flandern (wo zumeist das Flamische Volkssprache ist), dem nordöstlichen Theile von Lothringen und fast dem ganzen Elsaß. In Belgien ist das Französische vielfach Umgangssprache in den Städten, die Volkssprache aber ist in den romanischen, nicht niederdeutschen, Theilen dieses Landes Wallonisch. Vom deutschen Bunde ist dem französischen Sprachgebiete zuzutheilen Malmedy mit Umgegend (höchstens 60,000 Menschen) und von der Schweiz die Cantone Neuenburg, Waadtland und Genf ganz, Bern, Freiburg und Wallis theilweise (mit etwa 360,000 Menschen). Im heutigen Königreich Italien (Savoyen, welches sprachlich ganz französisch ist, gehört jetzt auch politisch zu Frankreich) beherrscht die französische Sprache das Herzogthum Aosta und die Thäler der sogenannten Waldenser.

Außerhalb Europa's wird das Französische als Volkssprache von etwa anderthalb Millionen Menschen gesprochen, nämlich in Untercanada und einigen Theilen von Obercanada, der westlichen Hälfte von Haiti, in Guadeloupe, Marie Galante, Désirade, Les Saintes, Martinique und Réunion. Amtliche Sprache ist das Französische ferner in dem französischen Antheil von Guyana, in den afrikanischen Besitzungen am Senegal, in Algier und in den wenigen ostindischen Besitzungen, namentlich in Pondichery. Auf der jetzt den Engländern gehörenden früher französischen Insel Mauritius ist das Französische zwar Volkssprache, als amtliche Sprache gilt aber jetzt das Englische.

Unter den französischen Mundarten treten besonders die picardische, wallonische, lothringische und burgundische hervor.

6) Weit entfernt von dem Gesammtgebiet der Romanen leben, durch Slaven, Deutsche und Magyaren von ihren Stammverwandten getrennt, an der untern Donau und ihren linken Nebenflüssen, in Siebenbürgen, Thrakien und Makedonien mehre Millionen Menschen, welche eine romanische Sprache reden, die mit slavischen und alt-dakischen Elementen gemischte walachische, rumänische und dakoromanische. Sie zerfällt in einen nördlichen und einen südlichen Hauptzweig.

Wie ein großes Eiland liegt ein walachisches Sprachganzes im Norden der untern Donau, die nordwalachische oder dakoromanische Mundart, umgeben süd- und nordwärts von Slaven, ostwärts von Slaven und dem Schwarzen Meer, westwärts von Slaven und Magyaren. Nach Osten hin ist es größer als das Dakien des Ptolemäos, indem es noch den größten Theil von Bessarabien bis zum Dnjestr umfaßt, wogegen es im Westen einen breiten Streifen des fruchtbaren Tieflandes, das sich am linken Ufer der Theiß herabzieht, an die Magyaren, und eben so das Land um den untern Lauf der Theiß und an der Donau bis Golombatsch, also das westliche Banat, an die Slaven hat abtreten müssen. Außerdem sind noch im Innern dieses Kreises, nämlich in Siebenbürgen, bedeutende Strecken theils von Magyaren, theils von Deutschen besetzt. Die nordwalachische Mundart spaltet sich wieder in zwei Untermundarten, in die eigentlich walachische und in die moldauische.

Viel geringer an Umfang und viel mehr zerstreut sind die Wohnsitze der südlich von der Donau lebenden Walachen, welche gewöhnlich Makedowalachen oder Kutzowalachen genannt werden. Sie zerfallen in drei Stämme, von denen der nördlichste seine Wohnsitze in dem Gebirge, welches Makedonien von Albanien trennt, und in den Abhängen desselben, besonders auf der makedonischen Seite hat. Der zweite und zahlreichste Stamm der Südwalachen wohnt in dem Thessalien und Albanien scheidenden Pindusgebirge. Der letzte Stamm der Südwalachen, welche Vovier oder Vomier genannt werden, hat seine Wohnsitze an den Quellen des Euenos oder Fidaris und am Kephisses in der Nähe von Zeitun.

Der Laut ist im Walachischen willkürlich und regellos entstellt und getrübt, die Flexion weist viele Elemente auf, welche diese Sprache von dem romanischen Typus auffallend unterscheiden. Desto merkwürdiger ist es, daß unter dem beträchtlichen Verfalle des ursprünglichen Lautsystems und unter der fast beispiellosen Mischung, welche das Walachische erfahren, seine Conjugation nicht viel mehr gelitten hat, als die der übrigen romanischen Zungen.

Noch eine romanische Sprache, welche räumlich dem Oberitalienischen, geistig aber dem Provençalischen näher steht, ist die von nur etwa 50,000 Menschen in der größern Hälfte des Cantons Graubündten gesprochene rhätoromanische und churwälsche (kauderwälsche) Sprache. Sie zerfällt in zwei Hauptmundarten, in die umfangreichere, mehr deutschem Einfluß ausgesetzte Rumänische am Rhein, also die westliche, und in die dem Italienischen sich etwas mehr nähernde Ladinische am Inn; die östliche Grenze zwischen beiden bildet die Wasserscheide zwischen dem Inn und den Zuflüssen des Rheins. Jede dieser beiden Hauptmundarten hat viele Untermundarten. In der rumänischen sind zu merken die Mundart der Ebenen und die Oberwälder, und in der ladinischen die oberengadinische und die unterengadinische.

Man sieht, das Gebiet der auf beiden Hemisphären von beinahe hundert Millionen Menschen gesprochenen romanischen Sprachen ist ungemein ausgedehnt. Verdanken sie diesen äußern Umfang zum Theil auch der Eroberung durch Waffengewalt, namentlich in Amerika und anderen außereuropäischen Ländern, so sind doch ihre geistigen Eroberungen bei weitem größer, und in der That möchten nicht leicht andere Sprachen der italienischen an Tonesfülle und Zartheit, der spanischen an Erhabenheit und würdevoller Anmuth, der französischen an Gewandtheit (auch an Armuth) und Klarheit gleichkommen. Die portugiesische und spanische Sprache, von denen bekanntlich die erstere in

einem Theile Ostindiens Handelssprache ist, und die doch beide höchst ausgedehnte Gebiete außerhalb Europa's beherrschen, haben in Europa selbst eine große geistige Herrschaft nicht erlangt. Zu einer wahren Weltsprache dagegen hat sich die französische erhoben. Diese Herrschaft verdankt sie zumeist ihren besonderen Eigenschaften. Wenn das geistige Gebiet des Französischen außerordentlich groß erscheint, so ist das des Italienischen kaum geringer, obwohl dieses die einzige romanische Hauptsprache ist, welche feste Niederlassungen außerhalb Europa's nicht gewonnen hat. Namentlich in gewissen Kreisen hat sich auch die italienische Sprache zu einer Art von Weltsprache erhoben, vor allen auf den Gebieten des Handels in den Gestaderegionen des Mittelmeeres und der Künste, insbesondere der Tonkunst. Ferner hat das Italienische in Folge des bedeutenden Handelsverkehrs zwischen Italien und den östlich gelegenen Ländern Einfluß geübt auf das Albanesische und das Neugriechische. Und mit Hinzunahme des Spanischen ist das Italienische die Grundlage einer besondern Sprache geworden, welche sich im Verkehr der Romanen mit den Orientalen gebildet hat, der sogenannten Frankensprache (lingua franca). — Die walachische und churwälsche Sprache sind einer so umfassenden wissenschaftlichen Behandlung wie die anderen nicht theilhaft geworden. Das Dakoromanische hat am meisten Flexionen der Muttersprache beibehalten und nähert sich außerdem in der Behandlung derselben der italienischen.

Die romanischen Nationen haben seit ihrem ersten Auftreten in der Geschichte in allen Thätigkeiten des Geistes und des Charakters neue Bahnen verfolgt. Die sich hieraus herorbildende neue Gestaltung führte zugleich eine Verbindung religiösen, kriegerischen und dichterischen Sinnes mit sich, welche auf die Sprache den glücklichsten und entschiedensten Einfluß ausübte.

# Aus allen Erdtheilen.

### Zwei Ruinenstädte entdeckt.

An das Vorhandensein der einen kann man glauben, an dem Dasein der zweiten wird man bis auf Weiteres zweifeln dürfen. Die eine Ruinenstadt liegt in Mexico, die andere soll in Südafrika liegen.

In den „Nouvelles annales des voyages" finden wir Folgendes, das einer nicht näher bezeichneten mexicanischen Zeitung entlehnt ist.

„Man schreibt aus Tulancingo: Hier spricht man viel von einer Entdeckung, welche durch Zufall gemacht wurde, und zwar in der Nähe von Zico bei Huanchinango. Die Meinungen gehen auseinander; ich will versuchen, das Wahrscheinlichste zu ermitteln.

Beamte von Huanchinango gingen kürzlich (ein Datum ist nicht angegeben) mit mehren Bewohnern des Ortes hinaus, um einen Mann, der ein Landgut gekauft hatte, gerichtlich in dasselbe einzuweisen. Das Gespräch kam auf eine Stelle in einer betreffenden Urkunde über das Landgut, die sehr alt ist, und in der als Grenze der Ländereien nach Norden und Osten die Stadt H. bezeichnet steht. Nach jener Richtung ist dichter Wald, welchen keiner der Anwesenden jemals betreten hatte. Man beschloß dorthin zu gehen. Nachdem man mit vieler Mühe sich einen Weg durch das Gestrüpp gebahnt hatte, fand man Spuren von einer Straße; weiterhin entdeckte man zwei Häuser, deren Dach die Gestalt eines dreieckigen Gewölbes hatte. In einem dieser Häuser fand man einen ungemein großen Hofraum und in diesem eine Menge von steinernen Götzenbildern; von diesen sind einige nach Huanchinango gebracht worden. Die Leute untersuchten dann weiter und fanden die Thüren zumeist mit einer cementirten Steinmasse vermauert. Sie wollen in Trümmer zerfallene Steinsäulen gesehen haben, sodann Stufen, welche zu einer Erhöhung hinauf führen. Als ein Soldat mit dem Gewehrkolben auf einen Stein stampfte, vernahm er von unten herauf einen Wiederhall. Nun sind viele Leute an die Arbeit gegangen; der Präfekt von Huanchinango hat dem Kaiser einen langen Bericht über diese Entdeckung geschickt und will bei erster Gelegenheit auch die Götzenbilder nach der Hauptstadt senden. Man hat die Indianer gefragt, weshalb sie niemals ein Wort über diese Ruinen gesagt haben; sie entgegnen, das hätten sie nicht gedurft, und in den Wald seien sie nicht hineingegangen, weil jeder, welcher ihn betrete, verzaubert werde." —

Diese ganze Erzählung hat an und für sich gar nichts Unwahrscheinliches. Fand doch J. Lloyd Stephens vor etwa 20 Jahren in Yucatan binnen 10 Monaten nicht weniger als 44, bis dahin unbekannte Ruinenstädte. Altmexico und Centralamerika waren Kulturgegenden; wie aber eine Ruinenstadt in das allzeit barbarische Südostafrika kommen soll, das begreifen wir nicht. Bis auf Weiteres wird uns erlaubt sein, hier einen Humbug anzunehmen; wir wollen aber die Sache selbst mittheilen.

Die „Cape and Natal News", ein in Capstadt erscheinendes Blatt, schreibt Folgendes: — „Wir erfahren, daß der Geistliche J. L. Dohne bei Urban (der Stadt im Natallande) von einem deutschen Missionär Kunde über die Entdeckung von mehren Ruinenstädten erhalten hat, und entlehnen dem „Boten der Ostprovinzen" das Nachstehende:

Vor einiger Zeit unternahmen mehre Reisende, von denen einige der Missionsstation Berlin angehören (keine Namen und kein Datum!) eine Wanderung, um das Land zwischen dem Sambesi und dem Limpopo zu erforschen, insbesondere den Bezirk Leydenburg, welcher zum freien Gebiete des Basutostammes der Basedis gehört. Häuptling der letzteren ist Sekukune, und bei diesem ist 1861 eine Missionsstation gegründet worden. Wir hatten, so erzählen die Reisenden, unsere Wanderung mit 10 zuverlässigen und bewaffneten Basedis unternommen, und außer ihnen begleiteten uns 5 andere Männer, die unser Gepäck trugen. Wir gingen vom Limpopo aus in nordöstlicher Richtung, und zwei Knoapuenzen (?) dienten uns als Führer zu den Ruinen von Bunjavi.

Von diesen hatten wir schon vor längerer Zeit reden hören und zwar von Leuten, welche dieselben gesehen hatten; sie wollten uns aber nur dorthin führen, wenn ihr Häuptling Serabane es erlaube; dieser steht in gutem Einvernehmen mit den Eingebornen, in deren Gebiete die Ruinen liegen. Serabane wollte sich anfangs auf Nichts einlassen und sagte, es würde ihm und uns das Leben kosten, wenn wir dorthin gingen; am Ende erlaubte er aber doch, daß wir mit einigen seiner Leute dorthin gingen.

Einer von unseren Führern war in der Nachbarschaft der Ruinen geboren und erzogen worden und befand sich erst seit einiger Zeit bei Serabane. Unterwegs erfuhren wir von ihm Allerlei über seine Kameraden; sie waren in steter Furcht bei dem bloßen Gedanken, daß sie weiter mit uns gehen müßten; am Ende verstanden sie sich aber doch dazu, uns bis in die Nähe der Ruinen zu führen; weiter aber wollten sie um keinen Preis uns begleiten, und wir mußten uns dann selbst unsern Weg suchen.

Das Benehmen Serabane's und seiner Leute erklärt sich daraus, daß Bunjavi als ein geheiligter Ort angesehen wird; es ist bei Todesstrafe verboten, einen weißen Mann dorthin zu führen, Thiere zu erlegen, einen Strauch oder einen Baum zu beschädigen.

„Was die Ruinen anbetrifft, so ist es gewiß, daß zwei Stellen vorhanden sind, an welchen ägyptische Trümmer noch aufrecht stehen." (So steht es wörtlich da; man bemerke, daß keiner der Reisenden genannt wird, und daß jede ins Einzelne

eingehende Beschreibung auch in dem fehlt, was nun weiter folgt.) „Die kleinere Oertlichkeit liegt südlich vom Limpopo, und die Stelle heißt Pempe. Man findet dort hydraulische Werke; das Wasser springt aus einem aus dem Felsen gehauenen Thierkopfe hervor. Es gibt verschiedene Legenden über diesen heiligen Ort. Diese Stadt muß mehre Wegstunden Umfang gehabt haben. Man sieht dort eine große Menge (sic!) von Pyramiden, Sphinxen, Resten großer Gebäude und mehren mit Hieroglyphen bedeckten Marmortafeln, die gewiß für die Geschichte Afrika's von großer Bedeutung sein werden. Dort ist auch ein unterirdischer Gang von einer halben engl. Meile Länge, der ähnliche Hieroglyphenplatten und an jeder Seite mehre Säle hat. Wir konnten nicht ermitteln, wozu derselbe gedient hat; wahrscheinlich ist er eine Nekropole."

„Es war unser Wunsch, diese Ruinen gründlich zu erforschen, es war uns aber für den Augenblick nicht möglich weiter zu gehen, weil die Eingebornen, welche wir hätten passiren müssen, krank an Fiebern und Blattern lagen; deshalb wollten unsere Führer nicht dorthin. Wir sind also nach einer Abwesenheit von sechs Wochen wieder bei der Mission eingetroffen. Die Eingebornen, welche in der Nähe der Ruinen wohnen, heißen Kuari-Kuari. Die Gegend ist sehr ungesund, das Fieber herrscht fast immer, und Hornvieh kann dort der Tsetsefliege halber nicht leben. Jagdwild ist häufig. Dort ist auch ein großer Marmorberg."

---

## Die russische Provinz Turkestan in Centralasien.

Aus Indien meldete in der Mitte des Septembers ein Telegramm, daß Samarkand im Chanate Buchara von russischen Truppen besetzt worden sei; aber den Nachrichten, welche über centralasiatische Angelegenheiten aus englisch-indischen Quellen stammen, ist niemals zu trauen, und nicht selten verrathen sie eine völlige Unkenntniß der Geographie. Mit Bestimmtheit wissen wir aber, daß der nördliche Theil des Chanates Chokand mit der wichtigen Handelsstadt Taschkend sich im Besitze des Czars befindet.

Das Vordringen Rußlands in Innerasien leistet der Civilisation große Dienste. Einst war der weite Raum vom Irtysch im Norden bis zum Jaxartes im Süden, vom Ural im Westen bis zum Tarbagataïgebirg im Osten ein Schauplatz für Raubzüge, Fehden und Mordthaten; heute herrscht dort überall Ordnung und Frieden. In den vier neugebildeten Provinzen Semipalatinsk, Kirgisien, Orenburg und Turkestan nimmt die ansässige Bevölkerung zu, man hat regelmäßige Postverbindung in den Steppen, und der Handel gewinnt, weil Personen und Eigenthum nicht mehr den Räubernomaden preisgegeben sind, großen Aufschwung. Ja, man träumt schon von einer Eisenbahn, durch welche die Wolga mit dem Jaxartes in Verbindung gebracht werden soll. Doch das bleibt bis auf Weiteres nur eine Phantasie, während die Anlage von Telegraphen in der Steppe zu den wirklichen Dingen gehört.

Die neugebildete Provinz Turkestan grenzt im Osten an die Kleine Bucharei (Kaschgar), im Süden an die Chanate Chokand, Buchara und Chiwa, im Westen an den Aralsee und die Kirgisensteppe (der kleinen Horde), im Norden an den Balchaschsee und den Fluß Tschuia, respective an das Gouvernement Orenburg und die Steppe der sibirischen Kirgisen. Sie liegt zwischen 78 und 97° O. und 41 bis 45° N., und ist im Norden, Osten und Süden gebirgig; dort erheben sich der Alatau und der Karatau mit ihren Verzweigungen; der Westen ist flaches Steppen- oder Wüstenland. Die Gebirgsgegenden haben sehr fruchtbaren Boden und sind vortrefflich bewässert. Hauptstrom ist der Jaxartes, der von der Hochebene von Pamir herabkommt; er fließt Anfangs in der Richtung nach Südwesten und nimmt an der rechten Seite die Flüsse Dschungal, Sarapka, Tschirschick, Subrossa und Arde auf; auch auf seiner linken Seite strömen viele Gewässer ihm zu. (Wir haben den Jaxartes und dessen Erforschung durch Admiral Butakoff ausführlich behandelt, Globus VIII, S. 113). Nachdem sein Lauf eine nordwestliche Biegung gemacht, theilt er sich unter 45° N.; der nördliche Arm behält den Namen Syr, der südliche heißt Kuwan, und dieser spaltet sich seinerseits wieder in den Kuwan und Jany. Diese drei Arme verlängern sich nach dem Aralsee hin und bilden ein Delta von etwa 10 deutschen Meilen Breite. Im Ganzen hat der Lauf des Jaxartes eine Länge von mehr als 400 deutschen Meilen, und etwa 200 davon sind schiffbar. Die ersten russischen Fahrzeuge schwammen 1845 auf ihm; seitdem baute General Obrutschef Burgen am rechten Ufer, und heute wird der Strom regelmäßig von Dampfern befahren.

Das Klima der Provinz Turkestan ist im östlichen und mittlern Theile gut, versteht sich nach innerasiatischem Maßstabe. Der Frühling beginnt im Februar, und der Pflanzenwuchs ist rasch; Getreide wird im Juni geerntet, Gemüse bis in den September. Im Gebirge ist die Sommerhitze leidlich gemäßigt; die Winterkälte steigt bis zu 10° R., das Vieh bleibt während des ganzen Jahres im Freien. Der westliche Theil ist heißer und trockener, und hier steigt der Thermometer im Hochsommer bis auf 40° R.; der Winter ist streng, Schneestürme sind häufig, aber schon im März bedeckt sich die Steppe mit Blumen und duftigen Gräsern; doch die Julisonne versengt Alles, heiße Winde, welche dem afrikanischen Sirocco gleichen, fegen über die Ebene hin, welche bis zum Herbst eine Wüste bildet. Hier ist Ackerbau nur möglich, wenn die Felder sorgfältig bewässert werden. Das Vieh wird von einer Stelle zur andern getrieben. Am Jaxartes, an der Tschuia und auch sonst an den Gewässern sind die Mücken eine wahre Plage.

Der östliche, gebirgige Theil ist metallreich. In der Quellgegend des Jaxartes, überhaupt am obern Laufe und dessen Nebenflüssen wird Gold gewaschen; Silber und Blei kommen in den Gebirgen Kaschgar-Dawan, Balar-Taga, Bolordaï, im Alatau und Karatau vor; auch Kupfer ist nicht selten, vortreffliches Eisenerz sehr häufig; auch an Schwefel, Salpeter und Salz ist kein Mangel. Steinkohlen sind an den Abhängen des Kaschgar-Dawan und Karatau gefunden worden; Cornalin, Jaspis und Türkise sind in Menge vorhanden. Am obern Laufe des Jaxartes wächst Bauholz; bei den Städten und Dörfern findet man überall ausgedehnte Anpflanzungen von Obstbäumen und von Südfrüchten; drei Arten von Obst: Bigue, Naschbat und Rik sind in Europa unbekannt; ihre Früchte schmelzen im Munde und sind so zart, daß man sie nicht transportiren kann. Der Maulbeerbaum wird überall gepflegt, und die Seidenzucht bildet den wichtigsten Gewerbszweig. Alle Getreidearten, Krapp, Flachs und Hanf gedeihen vortrefflich, nicht minder Pferde, Hornvieh, Esel, Kameele und alles Hausgeflügel nebst Trappen und Fasanen.

Die Bevölkerung ist bunt genug. Man findet Reste von den Mongolen, welche einst mit Dschingischan ins Land kamen, Dsungaren, Buriäten, Kirgisen, eingeborne Turkmen, Karakalpaken, Perser, Chiwenzen, Afghanen, Bucharen aus Kaschgar, Hindus, und die Juden fehlen auch hier nicht. Wichtige Städte sind: Turkestan, Tschemkent und Taschkend; die Burgen oder Festungen: Susan, Tschelak, Kurgan, Soly-Kurgan, Pischnek, Tokmak, Fort Perowsky, und dazu kommen noch einige andere. Taschkend soll mehr als 100,000, Turkestan etwa 30,000 Einwohner zählen. Der Mohammedanismus ist herrschende Religion, die Sprache der Dschiggelaï- und osttürkische Dialekt des Türkischen; die ansässige Bevölkerung redet aber auch ein verderbtes Persisch. Die Gesammtzahl wird 400,000 Seelen nicht übersteigen. Tschemkent ist Sitz der Verwaltungsbehörden. Die Post nach Rußland geht durch die Kirgisensteppe und über Fort Perowsky und ist durchaus regelmäßig. Ueber die orenburgische Zolllinie sind bisher jährlich für etwa 10 Mill. Rubel Waaren nach Innerasien gegangen.

---

## Neger und Weiße in Nordcarolina.

In Folge der Emancipation der Schwarzen treten, wie vorauszusehen war, täglich neue Uebelstände und Verlegenheiten hervor. Die alten Verhältnisse sind gelöst und Alles befindet sich in einer höchst peinlichen Schwebe. Der nachstehende Brief eines Deutschen aus Warrington in Nordcarolina vom 4. Sept., welchen das deutsche „Newyorker Journal" mittheilt, gewährt einen Einblick in die Verhältnisse.

„Wir thun Alles, was in unseren Kräften steht, ein neues Arbeitssystem herzustellen aus den Trümmern des alten, das zu erfolgreich war, um nicht den Neid der Puritaner zu erregen — dieser gierigsten, arrogantesten und intolerantesten Menschenklasse. Wir anerkennen die Thatsache, daß die Negerdienstbarkeit aufgehört hat, gesetzlich zu existiren. Die Verfassungsmäßigkeit oder Gerechtigkeit der Maßregeln, welche zu ihrer Aufhebung führten, ist nicht länger ein Gegenstand der Erörterung, gleich wie der Bergbewohner, dessen Haus von einer Lawine verschüttet wird, von seinem wirklichen und handgreiflichen Verluste zu sehr in Anspruch genommen wird, als daß er Zeit und Lust hätte, über meteorologische Phänomene oder über die Gletscher-Theorie nachzudenken. Ist er ein Mann, so wird er nicht die Hände in den Schooß legen und seinen Verlust beklagen, sondern er wird sich daran machen, ein neues Haus zu bauen. Wir unsererseits sind weder entmuthigt, noch hat das Unglück unsern Glauben an das große Fundamental-Prinzip erschüttert, worauf wir — viel-

*leicht unvorsichtiger, aber gewiß nicht unlogischerweise — unsere Ansprüche auf eine eigene abgesonderte Regierung gründeten. . . .*

Manche Neger sind geneigt zu arbeiten, während andere der Ansicht zu sein scheinen, daß das große Jubeljahr gekommen sei, und daß die Macht, die sie frei gemacht habe, ihnen auch das Eigenthum ihrer früheren Herren zur Beute geben werde. Dieser Wahn ist so verbreitet unter ihnen, daß zu befürchten steht, der unruhige, leicht erregbare, aber indolente Neger werde zur Gewalt greifen, um sich das selbst zu verschaffen, was ihm die Regierung nicht geben kann. Es wurde ihnen so oft von Bundessoldaten vorgeschwatzt, daß unser Land, unser Vieh 2c. unter sie vertheilt werden solle, daß in zwei oder drei Fällen mehre hundert Neger frohlockend nach Warrington kamen in der Erwartung eines Dekrets, das all unser Eigenthum zu ihren Gunsten confiscirt habe.

Es ist grausam, diese leichtgläubigen Leute auf diese Art zu hintergehen. Gewisse verrückte Leute im Norden suchen den unwissenden Neger aufzuhetzen, indem sie sagen, wir freuen uns über sein Unglück. Mit einer Frechheit und einer heillosen Unverschämtheit, die man nur unter diesen Philanthropen findet, stellen sie sich empört darüber an, daß der Neger unter den naturgemäßen Consequenzen des unpolitischsten Aktes zu leiden hat, den die Geschichte kennt. Als ob wir selbst besser daran wären!

Unsere Felder sind verwüstet worden, unsere Ernten zerstört, unsere Pferde, unser Rindvieh, Schafe, Schweine und Geflügel wurden weggetrieben, unsere Mühlen verbrannt, unsere Ackergeräthschaften vernichtet; unser Porzellan, Silberzeug und Gemälde, unsere Juwelen, Uhren und Pianos zieren heutzutage die Person, die Tische oder die Besuchzimmer der „gebildetsten, feinsten und christlichsten“ Gesellschaft der Welt. Diese unverschämten, näselnden Heuchler möchten den Unwillen der Welt gegen uns wachrufen, weil wir die geringen Vorräthe, die wir aus den Klauen der Marodeure, Brandstifter und Commissäre gerettet haben, nicht dazu hergeben wollen, um eine Noth zu lindern, die nothwendige Folge einer Maßregel ist, für die sie Himmel, Erde und Hölle in Bewegung gesetzt haben.

Wir freuen uns nicht über die gegenwärtige schlimme Lage des Negers, und noch weniger werden wir die Last, die bereits auf seinen Schultern liegt, auch nur um eine Unze vermehren. Wir werden ihn gerade so behandeln, wie Greeley oder Beecher seinen Diener. Ist er zu alt zum Arbeiten, so werden wir ihn entlassen; ist er krank, so muß er den Doktor selbst bezahlen, und vergebens wird er den Besuch und die Pflege einer gütigen „Herrin“ erwarten. Die reichlichen Geschenke an Kleidung, Geld und Lebensmitteln, die den Neger einst zum zufriedensten Arbeiter der Welt machten, werden ebenfalls ausbleiben.

Mit den weißen Arbeitern, die bald in unser Land strömen werden, kann der Neger nicht concurriren; diese sind ihm an Ausdauer, Kraft, Geschicklichkeit und Energie überlegen. Wie Californien das Stimmrecht dem nüchternen, sparsamen und ordentlichen Chinesen verweigert, so und mit noch mehr Recht verweigern wir es dem Neger. Er mag unter uns bleiben, wenn er Lust hat; seine Contrakte sollen gehalten werden, sowohl was Rechte, als was Verbindlichkeiten betrifft; seine Freiheit soll gewahrt, sein Eigenthum geschützt werden. Aber mögen die Freunde des Negers zwei Thatsachen nicht vergessen: 1) daß er jetzt zum ersten Mal mit einer andern, intelligenteren und zahlreicheren Rasse zu concurriren hat; 2) daß dieser Continent der kaukasischen Rasse gehört, und daß weder der Malaie, noch der Mongole, noch der Afrikaner Theil daran haben kann. Wer da glaubt, der Neger werde mit der Zeit als ein Färbemittel in der weißen Rasse aufgehen, ist im Irrthum. Die unfläthige, widerliche Lehre von der Miscegenation — wornach „die Bronze-Figur auf dem Kapitole der Typus des künftigen Amerikaners“ sein soll — wird keinen Eingang bei uns finden, und jeder anständige Mann und Frau im Lande wendet sich mit Ekel davon ab.

Dies sind die Ansichten und Ueberzeugungen eines Mannes, der dem Neger alles Gute wünscht, soweit der Amerikaner nicht dadurch benachtheiligt wird. Als Sklave wäre der Neger für immer gediehen, das Opfermesser hätte ihn nicht erreicht, so lange er nicht mit den Blumen der Freiheit bekränzt war. Der Indianer ist nach blutigem Kampfe und nach mancher scheußlichen Scene von Wald, See und Fluß vertrieben worden, und die Rasse, die einst in den weiten Wäldern vom Penobscot bis zum fernen Westen unumschränkt herrschte, ist nahe daran auszusterben; der tapfere Widerstand, den sie von Zeit zu Zeit ihren unermüdlichen Verfolgern leisten, beschleunigt nur ihr unvermeidliches Schicksal. Ist der Neger edler als der Indianer, oder ist sein feiges, serviles Blut eher ein Element der Macht und des Fortschrittes, als das von Philip, Logan und Tekumseh? . . . .

Die Bewohner von Warrenton sind so glücklich, einen energischen Geschäftsmann mit klarem Kopfe zum Profoßmarschall zu haben. Nur ein solcher konnte mit den zahllosen, mehr oder weniger nichtssagenden Beschwerden der Neger fertig werden, welche der Ansicht zu sein schienen, als wäre er bloß hierher geschickt, um ihren Willen zu thun. Eine Ordre wurde erlassen, wornach jeder Neger, der ohne Beschäftigung getroffen würde, zur Arbeit an der Straße verwendet werden solle. Nach einer unter Aufsicht eines Corporals vollbrachten Tagesarbeit legte ein Neger seinen Spaten hin mit einem tiefen Seufzer und unter den Worten: „Bei Gott, nie in meinem Leben hab' ich noch solch ein Tagwerk gethan!“ „Fauler Schurke“, sagte der Corporal verächtlich, „Du hast ja nicht mehr als fünf Stunden gearbeitet.“

Die Moral dieser Geschichte ist, daß nicht nur des Negers Gewohnheiten (die sich vielleicht ändern ließen), sondern auch sein Temperament (welches immer dasselbe bleiben wird) von der Art sind, daß er mit dem thätigen und kräftigen Weißen nie concurriren kann.“

---

**Ein neues Projekt für den europäisch-amerikanischen Telegraphen.** Alberto *Palestrini* will ein Tau legen, aber die allzu weiten unterseeischen Strecken vermeiden. Vom Ausgangspunkte Paris, — so ist der Plan, — geht der Draht zu Lande bis Lissabon und bis zum Kap St. Vincent. Von diesem unter See bis zu den Canarischen Inseln der marokkanischen Küste entlang; Stationen zu St. Louis am Senegal und auf der Insel Gorée. Vom Grünen Vorgebirge, welches nun eine französische Besitzung ist, soll der Draht durch das Atlantische Meer bis zum Kap San Roque in Brasilien gelegt werden, und diese unterseeische Strecke ist nur etwa halb so weit als jene für das nordatlantische Kabel der Engländer. Vom Kap S. Roque soll der Draht nach Norden durch Brasilien bis ins französische Guyana nach Cayenne geführt werden, und von dort weiter an der amerikanischen Küste hin zu Lande, oder auch vielleicht über die Antillen bis Neuorleans.

Man sieht, der Umweg ist weit und die Schwierigkeiten werden nicht gering sein, obwohl der französische Bericht, welchem wir die obigen Notizen entlehnen, von einer „sehr leichten“ Ausführung spricht. Um den Telegraphen an der marokkanischen Küste sicher zu stellen, müsse man Wachtposten unterhalten. Die Compagnie, welche das große Werk zu unternehmen gedenkt, will ein Privilegium auf 100 Jahre haben, und die französische Regierung soll bis Ablauf derselben keine andere Konzession für einen transatlantischen Telegraphen ertheilen. Kapital 80 Mill., Unterstützung von Seiten der Regierung 4 Mill. Frs. In fünf Jahren soll die ganze Strecke im Betrieb sein.

---

**Die Bermudas-Inseln** vor der Küste der Vereinigten Staaten von Nordamerika gehören bekanntlich den Engländern. Sie haben ein sehr gesundes, den Europäern zusagendes Klima, gewähren namentlich in den Wintermonaten einen sehr angenehmen Aufenthalt und haben manche anmuthige Landschaften. Die dort wachsende Ceder gibt gutes Schiffsbauholz; auch gedeihen alle Obstarten und Südfrüchte. Der Archipelagus besteht aus nicht weniger als 360 Eilanden, und fast alle sind bewohnt. Hamilton gegenüber liegt eine kleine Insel, auf welcher wegen der ungeheuern Menge von Ratten kein Mensch leben kann. An Wasser ist kein Mangel. Im Jahr 1863 belief sich die Volksmenge auf etwa 15,000 Köpfe. Haupterzeugnisse sind Zwiebeln, Kartoffeln und Taback; für die beiden ersten Artikel ist in Newyork ein Hauptabsatzmarkt. Im Haupthafen *Hamilton* liefen 1862 etwa 200 Schiffe von ungefähr 40,000 Tonnen ein. Die zwischen St. Thomas in Westindien und Halifax in Neuschottland fahrenden Dampfer legen in jedem Monate zweimal bei den Bermudas an. Auf der Insel *Ireland* befindet sich ein großes Marinearsenal mit geräumigen Docks, und dort wohnt der Admiral der westindischen Kriegsflotte, welche hier ihren Sammelplatz findet, während der Winterzeit.

---

**Wie hoch ein Yankee die Deutschen taxirt.** Im neuengländischen Staate Connecticut sollte am ersten Montag im Oktober 1865 darüber abgestimmt werden, ob das Wort „*Weiße*“ aus der Staatsverfassung gestrichen und Alles, was farbig ist, Vollbürger, stimmberechtigt und wahlfähig werden solle.

Das Hauptabolitionistenblatt, die „Tribüne“, ermahnte die Leute von Connecticut, sich auf die Höhe des Zeitbewußtseins zu erheben, und Horace Greeley, der bekannte ultraschwarzradikale Demagog, ließ sich in folgender Weise aus:

„Von der Bevölkerung Connecticuts gehören 16 Köpfe zur indianischen und 8627 zur afrikanischen Rasse. Der Indianer ist beinahe ganz verschwunden, aber die farbige Bevölkerung bildet eine über den ganzen Staat verbreitete, große und gedeihliche Gemeinschaft. Unter ihr befinden sich 2281, die das Alter zum Stimmen haben und nach Allem, was wir über sie wissen, im Besitze des erforderlichen Verständnisses mindestens eben so sicher sind als die 8525 Deutschen, 549 Franzosen und ein guter Theil der 55,445 Irländer, die auf Grund ihrer Hautfarbe hier ein Stimmrecht haben, welches einer Klasse, die durch und durch amerikanisch und nur von etwas dunklerer Schattirung ist, vorenthalten wird.

Dazu bemerkt das deutsche „Newyorker Journal“: „Die Deutschen Connecticuts werden also ohne Ausnahme noch ein wenig unter den Neger gestellt, während nur einem Theile der Irländer dieselbe schmeichelhafte Position angewiesen wird und man schließen muß, daß der andere Theil als ebenbürtig mit den weißen und schwarzen „Amerikanern“ betrachtet wird. Daß gerade die Tribunepolitiker mit solcher Verachtung von dem deutschen Elemente sprechen, unter welchem sie so viele Mitkämpfer für die Standrechtsloyalität und Rassenverschmelzung gefunden, schmeckt stark nach Undankbarkeit, ist aber sehr erklärlich. Sie beurtheilen eine ganze Nationalität nach den traurigen Erfahrungen, die sie an ihren deutschafrikanischen Bundesgenossen machen. Alles Schweifwedeln vor dem negerradikalen Despotismus hat den Leuten der „deutschen Intelligenzpartei“ nichts genützt. Man hat ihnen, gleichsam als Almosen, einige Aemter hingeworfen, glaubt aber dadurch sich mit ihnen abgefunden und ein um so größeres Recht gewonnen zu haben, sie mit Verachtung und Fußtritten zu regaliren. Selbst vor dem verhaßten, weil demokratischen Irländer zeigt man mehr Respekt.“

---

**Aus Brasilien.** In der Provinz Rio grande gewinnt der Anbau der Weinrebe an Ausdehnung. Die Trauben liefern ein gutes Getränk, das mit starkem Bordeaux Aehnlichkeit hat. Das Dutzend Flaschen wird in Rio de Janeiro mit 6 bis 10 Milreis bezahlt. —

Von Cachoeira in der Provinz Bahia sind viele Männer nach einer Oertlichkeit gegangen, die Barro branco heißt. Dort findet man viele Diamanten; einer derselben, welcher in Bahia ausgestellt ist, wiegt eine Achtel Unze.

---

**Handel von Venezuela.** Die beiden Haupthäfen dieser Republik sind La Guayra und Puerto Cabello. Es ist erfreulich, zu bemerken, daß Deutschland in Bezug auf den Handels- und Schifffahrtsverkehr mit Venezuela allen anderen Völkern vorausgeht.

In dem Handelsjahre vom 30. Juni 1861 bis 1. Juli 1865 betrugen die Ausfuhren von Puerto Cabello:

| | | |
|---|---|---|
| Kaffee . . . | 15,091,520 | Pfund |
| Kakao . . . | 927,690 | „ |
| Baumwolle . | 3,708,587 | „ |
| Indigo . . . | 45,843 | „ |

Von Kaffee gingen zwei Drittel der gesammten Ausfuhr, nämlich 9,176,368 Pfund; nach Hamburg von Cacao 111,181, nach Bremen 12,650 Pfund; Baumwolle nach Hamburg 783,993, Bremen 113,896, Altona 12,231, Triest 25,124 Pfund.

Von den 183 Schiffen, welche von transatlantischen Häfen einliefen, waren 29 deutsche, 27 englische, 19 französische; und 44 liefen aus nach den 4 deutschen Häfen Hamburg, Altona, Bremen und Triest; nach England nur 12, nach Frankreich 21; nach Spanien 12 und nach Italien 4.

---

**Große Hitze in Ostindien.** Der „Homeward Mail“ berichtet aus Multan vom 8. Juli, daß die Hitze dort stärker sei, als sie jemals gewesen. Wir leben, so sagt ein Berichterstatter, in Sonne und Staub, in Staub und Sonne; Jedermann fühlt sich niedergedrückt, und von irgend einer geistigen Thätigkeit oder Anstrengung kann keine Rede sein. Der Regen, welcher um diese Jahreszeit sehr reichlich (bis zu zwei Zoll an jedem Tage) zu fallen pflegt, ist bis jetzt ausgeblieben. Cholera haben wir noch nicht gehabt, wohl aber erliegen sehr viele Menschen dem Sonnenstiche. Bei Scheich Bodin, einer Gesundheitsstation unweit Dera Ismael Chan, ist viel Regen gefallen, am 6. ds. Ms. fielen auch bei Lahore einige Tropfen, aber hier habe ich in meinem schattigen Zimmer 99° F. Hitze. Dieses Multan ist nicht blos für uns Europäer, sondern auch für die Eingebornen ein wahrer Glutofen.

Gewiß ist, daß die Witterungsverhältnisse im Jahre 1865 sich in sehr abnormer Weise gestaltet haben. In Australien hat ein Astronom verkündet, daß noch im laufenden Jahr ein Komet erscheinen werde, welcher möglicherweise mit der Erde in einen Konflikt gerathen könne. „Das Nahen des Kometen verkündet sich, seiner Angabe nach, bereits in den ungewöhnlichen Witterungserscheinungen, mit denen das Jahr begonnen, auch bringt er damit das Aufsteigen der Naphta- (Petroleum) Masse aus dem Innern der Erde in Verbindung. Bezüglich dieses Kometen werden wir, wie unser Astronom sagt, demnach einer bedenklichen Zeit entgegengehen. Denn es würde uns Erdbewohnern ein Schauspiel geboten, welches — wenn es glücklich abläuft — so lange die Erde existirt, noch nicht dagewesen. Sobald nämlich der Komet sich in der entsprechenden Erdnähe befindet, wird während dreier Tage und dreier Nächte die Atmosphäre der Erde in dem wunderbaren, funkensprühenden Licht des Kometen, das an Helle das Sonnenlicht übertreffen wird, gebadet sein.“ Dieses großartige Schauspiel müssen wir nun abwarten.

---

r. **Surrogat der Gatta pertscha.** Viele Bäume in Guyana liefern Milchsäfte, unter welchen sich der Balatas (Achras) auszeichnet, der zugleich ein ausgezeichnetes Bauholz gibt. Seit einigen Jahren läßt das französische Gouvernement den Saft durch Sträflinge sammeln, die täglich eine bestimmte Menge abliefern müssen. Dieser Milchsaft könnte nach Kappler in Surinam die schwieriger zu erhaltende Gatta pertscha ersetzen, da der Balatas sich häufig findet, doch läßt der noch hohe Preis und außerdem das Mißtrauen des Publikums gegen Neues fürchten, daß man bei den ersten Versuchen stehen bleiben wird.

---

F. v. H. **Pernhardts Großglockner-Panorama.** Wir haben in diesem Blatte schon öfters Anlaß genommen auf die Thätigkeit und das Gedeihen des österreichischen Alpenvereines hinzuweisen, welcher es sich zur Aufgabe gestellt hat, nicht nur die wissenschaftliche Kunde der österreichischen Alpen zu erweitern und in materieller Beziehung eine praktische Richtung durch Regelung des Führerwesens, Anlegung von Wegen ꝛc. zu verfolgen, sondern auch in weiteren Kreisen Liebe zu den schönen Scenerien der österreichischen Alpenländer zu erwecken. In dieser letztern Absicht besonders und, von der richtigen Ansicht ausgehend, daß eine gelungene bildliche Veranschaulichung am meisten zur Erweckung der Sehnsucht und der Liebe zu diesen Naturscenen beitrage, hat der Verein in Wien die Ausstellung des Großglockner-Panorama's des Hrn. Pernhardt aus Klagenfurt veranstaltet, welches zu den gelungensten Leistungen dieser Art gerechnet werden muß. Der Standpunkt des Beschauers stellt die Glocknerspitze selbst vor, und das kolossale Bild im Halbkreise zeigt die Aussicht von derselben nach allen vier Weltgegenden. Im Centrum der österreichischen Hochalpen gelegen, erstreckt sich die Rundschau von der Glocknerspitze fast über die ganze österreichische Alpenwelt. Es ist nicht zu leugnen, daß wohl auf keinen geeignetern Punkt die Wahl des Vereins fallen konnte, um seinen Zweck zu erreichen, zugleich aber darf man auch behaupten, daß Herr Pernhardt durch Anfertigung dieses riesigen auf Leinwand mit Oel gemalten Panorama's, ganz abgesehen von dessen künstlerischer Schönheit und Vollendung, der Geographie der Alpen einen wesentlichen Dienst geleistet hat und die Betrachtung dieses Riesenbildes ihr Studium in hohem Maße erleichtert.

---

**Volksmenge der zehn größten Städte in Großbritannien.** Dieselbe stellt sich nach der Zählung, welche in der Mitte des Jahres 1865 vorgenommen wurde, in folgender Weise heraus:

| | | |
|---|---|---|
| London . . . | 3,015,494 | Seelen |
| Liverpool . . | 476,368 | „ |
| Manchester . . | 354,930 | „ |
| Salford . . . | 110,833 | „ |
| Birmingham . | 327,842 | „ |
| Leeds . . . . | 224,025 | „ |
| Bristol . . . | 161,809 | „ |
| Edinburgh . . | 174,180 | „ |
| Glasgow . . | 423,123 | „ |
| Dublin . . . | 317,666 | „ |

Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

## Ethnographische Schilderungen aus dem Gebiete des Amazonenstroms.

### IV.

Die Uferlandschaft am Ucayale; Pflanzenwuchs und Thierleben. — Der Piraroconfisch. — Erdschlüpfe. — Die Peccaris im Walde. — Die Sipibos-Indianer. — Die Sierra de Cuntamana. — Schetibos-Indianer. — Der Fluß Sarayacu. — Begegnung mit getauften Indianern. — Nachtlager im Walde. — Empfang in der Mission. — Der Franziskanermönch Plaza. — Gastliche Aufnahme in Sarayacu.

Wir haben früher hervorgehoben, daß der Ucayale, nachdem er den Pachitea in sich aufgenommen, in seinem majestätischen Laufe langsamer strömt. Er hat aber nicht



Die Mission Belen. (Nach einer Zeichnung von Marcoy.)

über 18 Fuß Tiefe und zieht sich nach der Einmündung des Rio Capucinia wie eine gigantische Schlange in weiten Windungen durch das Land. Die Ufer sind nun dicht bewaldet und die vielen Inseln mit Ficus, Bombax und Capirunasbäumen bestanden. Marcoy schildert die Landschaft, namentlich während der Morgenstunden, als wahrhaft entzückend. Gleich nach Tagesanbruch verschwand der Nebel, legte sich in langen Streifen über die Gipfel der Bäume und wurde dann von einem leichten Winde hinweggetrieben. Nun begann es im Walde sich zu regen, die Vögel begrüßten rufend und schmetternd die Sonne. Der Strom rollte seine gelbe Flut majestätisch dahin, und jede Welle schimmerte im Glanze des Lichtes. Große Kaimans

krochen am Strande hin; Lamantins kamen aus dem Röhricht, steckten den Kopf aus dem Wasser, schlürften die frische Luft ein und rissen Zweige von Sarasara (Pseudo maïs) ab; dann tauchten sie wieder unter. In stillen Buchten, welche gegen Wind und Wellenschlag geschützt sind, tummelten sich zinkfarbige Delphine gewöhnlich je zu Vieren in einer Reihe. Auf einem umgefallenen Baumstamme lag der Jaguar und lauerte auf Fische; der Fischotter schwamm bebend und suchte Beute; am Ufer standen graue oder weiße Reiher, Flamingos und Jabirus. Auch bemerkte man den herrlichen „Rosenpfau" (Ardea helias); er hat einen Gang wie ein Huhn, sehr kleinen Kopf, dünnen Hals, lange Beine und ein prächtiges Gefieder. Die Curucurus sind goldgrün und carminroth, die Cotingas haben ein wechselndes Gefieder, das anmuthig schillert; die Papageyen lärmten, und der Taucherkönig streifte über das Wasser hin, um einen jungen Païsi zu erhaschen.

Dieser Pira rocou, Vastus gigas oder Maïus osteoglossum ist ein merkwürdiger Fisch von der Größe eines Störs und mit prächtigen, viereckigen Schuppen bedeckt; diese sind hellcarminroth und haben einen kobaltblauen Rand. In den Nebenflüssen und Seen des obern Amazonenstroms ist er sehr häufig; sein Fleisch wird eingesalzen, hat dann Aehnlichkeit mit jenem des Stockfisches und wird bis Pará hinab versandt. Die Conibos nennen ihn Huamuc und verschmähen ihn, in den Gewässern der Chontaquiros und Antis kommt er nicht vor. Dagegen bildet er ein Hauptnahrungsmittel der Cocamas. Das Weibchen wird von der jungen Brut begleitet und gleicht dann einem von kleinen Schaluppen umgebenen Dreimaster. Die Jungen sind mehr als fußlang und haben noch keine Schuppen. —

Nicht selten war Marcoy Zeuge von Erdschlipfen, bei denen weite Uferstrecken plötzlich ins Wasser hinabstürzten. Der Boden besteht aus Sand und allerlei Abfällen von Pflanzen; er wird allmälig vom Wasser unterhöhlt und nicht selten gibt er auf meilenweiten Strecken nach; dann zieht er Waldbäume, Schlingpflanzen und Gesträuch mit sich in den nassen Abgrund. Man kann das dumpfe Getöse, welches einer entfernten Kanonade gleicht, stundenweit hören.

Zwischen den Flüssen Tallarie und Ruapuya, die am rechten Ufer des Ucayale münden, bestand Marcoy ein Abenteuer von ganz eigenthümlicher Art. Es war etwa 3 Uhr Nachmittags, und der von drei Conibos geruderte Kahn fuhr des Baumschattens wegen dicht am Ufer hin. Plötzlich, sagt der Reisende, vernahmen wir ein Geräusch wie von hundert Hacken, mit welchen der Boden umgewühlt wird; es kam aus dem Innern des Waldes, die Ruderer horchten aufmerksam und winkten mir, still zu sein. Gleich nachher legten sie den Kahn ans Land, warfen ihren Sack ab, griffen nach Bogen und Pfeil und liefen splitternackt in den Wald hinein.

Ich blieb allein bei dem Kahne. Was aber sollte das Alles bedeuten? Des längern Wartens müde und entsetzlich von Mücken geplagt, ging auch ich ins Gebüsch, setzte mich auf einen umgefallenen Baum und fing an zu zeichnen. Gleich nachher erzitterte die Erde unter meinen Füßen, es war, als ob ein Vulkan tobe. Ich sprang auf; es schien, als ob eine Reiterschwadron ansprenge. Noch sah ich nichts im Dickicht, aber gleich nachher brauste, kaum zwanzig Schritt von mir entfernt, eine ganze Armee von Peccari-Schweinen heran und in der Richtung auf mich zu. Sogleich kletterte ich an einer Schlingpflanze hinauf; die Noth machte mich zum kühnen Turner. Das furchtbare Rudel ras'te neben mir hin wie eine wilde Windsbraut und erfüllte die Luft mit einem sehr unangenehmen Geruche. Die alten Eber bildeten den Vortrab und einige derselben bluteten; hinterher kamen die Bachen und die Frischlinge mit ihren gekrümmten Schwänzen. In einer nicht so bedenklichen Lage hätte ich über das merkwürdige Schauspiel lachen müssen. Zuletzt kamen meine drei Conibos. Sie heulten, liefen hinter den Frischlingen her, und es gelang ihnen, zwei derselben festzuhalten.

Das Ganze hatte ungefähr fünf Minuten gedauert, und nun wurde mir das Räthsel gelöst. Das dumpfe Getöse rührte von den Peccaris her, die in Masse um einen Baum versammelt waren, um dessen Wurzeln bloß zu legen und zu verzehren; Rüssel und Hauzähne dienten ihnen als Hacken. Sie wurden bei ihrer Arbeit von den Conibos überrascht, welche mitten in das Rudel hinein Pfeile schossen und mehre Eber verwundeten. Am Abend lieferten uns die beiden Peccaris ein leckeres Mahl.

Nun war Marcoy im Gebiete der Sipibos, welche Tabak in Gestalt einer Art von Cigarren rauchen. Sie wohnen an beiden Ufern des Ucayale, und die Region der Indianer, deren Name mit ris endigt, lag nun hinter den Reisenden. Dieselbe reicht von den Thälern des Apolobamba bis zum Rio Tarvita über eine Strecke von etwa 7 Breitengraden.*)

Marcoy hebt hervor, daß er während einer Fahrt von ein paar Meilen 14 Hütten der Sipibos gesehen habe; diese Indianer benahmen sich friedlich und gastfrei und tischten kleine Schildkröten auf, die eben aus dem Ei gekrochen waren. Diese Thiere werden zu tausenden gesammelt, in Dampf gekocht und etwa so verspeist wie an den Küsten der Nordsee die Garnelen; sie haben einen ganz vortrefflichen Geschmack, und der Reisende erklärt sie für ein ausgezeichnetes Gericht.

Weiter nach Norden hin wurde der Pflanzenwuchs immer üppiger, die Bewaldung dichter, die vielen Inseln im Flusse waren manchmal bis zu einer Meile lang und bildeten eine förmliche Eilandsflur. Der Strom selbst wurde seichter und hatte oft nur 9 Fuß Tiefe, manchmal aber auch 12.

Eine Merkwürdigkeit in dieser Gegend ist die in ostsüdöstlicher Richtung liegende Sierra de Cuntamana, ein Trachytgebirge, das inmitten einer Ebene emporsteigt, wo auf einem Durchmesser von 300 Wegstunden auch nicht ein Kieselstein zu finden ist. Von ihr laufen vier kleinere Ketten aus, gleich den Speichen eines Rades; die Abhänge sind bewaldet, die Gipfel aber ganz kahl. Die Indianer sammeln in den Wäldern Sassaparille, Styrax, Cacao, Vanille, Copahu, Harz, Gummi, Honig und Wachs, Färbepflanzen und Arzneikräuter. An einer dieser Nebenketten, welche Chanayamana heißt, wohnen die Sensis, auch ein Trümmerstück des alten Panovolkes; sie gelten für die umgänglichsten und ehrlichsten Indianer, sind aber schon bis auf etwa 100 Köpfe zusammen geschmolzen.

Marcoy sehnte sich nach Sarayacu, wo er einige Zeit

*) Der Tarvita ist ein Nebenfluß des Ucayale. Jene Stämme sind die Curicuris, welche an den Grenzen der peruanischen Provinz Carabaya beginnen, die Siriniris in den Thälern von Marcapata, Ayrata und Asaroma; die Tuyuneris und Huatchipayris in den Thälern des Madre de Dios, die Pucapacuris am Maracho und die Impetiniris. Sie alle sind mit einander befreundet, gehen unbekleidet, reden dieselbe Sprache und haben gleiche Sitten und Gebräuche. Die mit gesperrten Buchstaben gesetzten Stämme fehlen in der sehr fleißigen Aufzählung der südamerikanischen Indianer, welche Clements R. Markham gegeben hat. Tribes in the Valley of the Amazon, including those on the banks of the main stream and of all its tributaries; — in den Transactions of the ethnological Society of London III. S. 140—196. A.

ausruhen wollte. Die Mission war jetzt nur noch drei Tagereisen, etwa 20 Leguas, entfernt. Am Abend fanden sich auf dem Lagerplatze zwei Indianer ein, Angehörige der Mission und „gute Christen"; sie suchten in den Wäldern Honig und Wachs. Der Mann war einäugig, hieß Timotheus und hatte früher einmal eine Reise nach Lima gemacht; die Frau Maria war von christlichen Eltern geboren. Timotheus zechte ohne alles Bedenken tapfer mit den heidnischen Indianern und schnupfte Taback auf europäische Art. Die Frau dagegen schimpfte auf die „Heidenhunde". Also auch in den Urwäldern Amerika's dieser ekelhafte Dünkel, diese widerwärtige Intoleranz! Jenes Indianerweib war vom Stamme der Combaza und unterschied sich in Nichts von den ungetauften Indianerinnen, außer durch albernen Hochmuth auf ihr Christenthum. Doch nein, sie hatte noch ein Abzeichen; sie trug nämlich das Haar nicht lang herabhängend, sondern in einen Knoten gewickelt und hatte einen Hornkamm. Im Uebrigen war der Körper unbekleidet, bis auf die Pampanilla, d. h. einen Schurz von einer Elle Breite.

Der Kahn gelangte an die Mündung des Pisqui, welcher aus einem abgezweigten Gebirgsarme der Cordilleren herabkommt und hier etwa 100 Schritte breit ist. An seinen Ufern liegen etwa ein Dutzend Hütten der Sipibos; diese Indianer stehen in Handelsverkehr mit Sarayacu, wohin sie Wachs, Honig, Schildkröten, Lamantinthran rc. bringen. Einige haben in der Mission gelernt, wie man Rum aus Zucker bereitet, und trinken nun stark.

Am Cosiabatay beginnt das Gebiet der mit den Sipibos stammverwandten und befreundeten Schetibos. In demselben liegen die drei Missionen Sarayacu, Belen und Tierra blanca gleichsam auf neutralem Boden, der unter dem Einflusse der Geistlichen steht. Dort findet man zerstreut und durch meilenweite Räume von einander getrennt einige Hütten der Schetibos, Conibos, Chontaquiros und Cocamas, im Ganzen allerhöchstens anderthalb Dutzend. Auch hier ist das Land so spärlich und dünn bewohnt, daß die wenigen Menschen sich in demselben völlig verlieren. Das Volk der Sipibos zählt nur 800 bis 900 Köpfe; jenes der Schetibos ist noch schwächer; rechnet man die Conibos hinzu, dann ergeben sich für alle drei kaum 3000 Seelen!

Nach der Einmündung des Cosiabatay wird der Ucayale außerordentlich breit; hinter dem Ufer, das mit prächtigen Wasserpflanzen bestanden ist, erheben sich die Waldbäume, unter denen viele Palmen schlank in die Luft emporragen. Marcoy war nun 43 Tage lang auf der Reise, und Sarayacu erschien ihm wie ein wahrer Rettungshafen.

Die Mission liegt unweit dem kleinen gleichnamigen Fluß, der aus dem Innern kommt und nur etwa 12 Schritte breit ist, gelbes, schlammiges Wasser führt und dicht bewachsene Ufer hat. Ein Paradies für den Caiman! Die Panos nannten ihn Sarah ghene, d. h. Fluß der Biene; die peruanischen Mestizen verwandelten den Namen in den Quechua-Ausdruck Sara yacu, d. h. Maisfluß. Die Missionsgebäude stehen zwei Wegstunden weit im Innern. Die Reisenden konnten, weil der Abend hereingebrochen war, nicht mehr dorthin gelangen und schlugen deshalb ihr Nachtlager am Rande des Waldes auf. Am andern Morgen aber, gleich nach Sonnenaufgang, setzte sich Marcoy, begleitet vom Hauptmann und vom Fähnrich der peruanischen Escorte, in Bewegung und eilte der übrigen Reisegesellschaft voraus. Am Abend hatte er Glockengeläut aus der Ferne gehört, das erste seit manchen Wochen, und tief war der Eindruck, welchen dieses Zeichen europäischer Civilisation dort im tiefen Urwalde Südamerika's auf ihn machte. Bald nachher vernahm man lautes Reden und Schreien, und nach wenigen Minuten kam ein großer Nachen in Sicht, in welchem Indianer mit Fackeln saßen. Die Ruderer trugen weiße Beinkleider und stiegen ans Land, mit ihnen ein Mann von ziemlich weißer Hautfarbe. Die braunen Leute waren Christen von der Mission, welche der Pater Plaza den Reisenden entgegengeschickt hatte. Sie brachten Fleischbrühe, Branntwein und frische Eier. Aber wer war der weiße Mann? Ein Yankee, der in Lima sich auf verunglückte Handelsspekulationen eingelassen hatte und bis nach Sarayacu verschlagen worden war. Dort hatten die Patres den Calvinisten freundlich aufgenommen, und er war nun ihr Gast und Tischgenosse; dafür stellte er ihnen seine Fertigkeit in allerlei Handwerkerarbeiten zur Verfügung.

Der Morgen war thauig und frisch. Durch den Wald führte ein enger Fußpfad, und zu beiden Seiten desselben wucherten herrliche Orchideen in üppigster Fülle. Plötzlich kam Marcoy an eine Lichtung, in welcher eine Anzahl mächtiger Bäume Schatten auf den grünen Rasen warfen. Auf einem weiten Raum und theilweis im Walde standen vielleicht 10 bis 14 Hütten, die mit Palmblättern gedeckt waren. Auf einer derselben ragte ein Kreuz hervor; unter einem von vier Pfählen getragenen Dachstuhle hing die Glocke.

Hier war die Mission Belen (Bethlehem), welche eine Art von Vorposten oder Außenwerk für die Hauptmission Sarayacu bildet. Keine einzige Hütte wurde geöffnet, kein menschliches Wesen, an das man eine Frage hätte richten können, ließ sich sehen, doch bildete der Fußpfad im Walde einen Ariadnefaden, der aus dem Labyrinthe führte. Bald wurde der Weg breiter, die Bäume traten zurück, und man wanderte nun wieder im Lichte der heißen Sonne. Dann kamen auch Neubekehrte zum Vorschein und grüßten mit lautem Zurufe; voran schritt der Yankee. Diese Leute schickte der Pater nach der Stelle, wo Nachtlager gehalten worden war; sie sollten das Gepäck holen. Inzwischen war eine Anzahl anderer Indianer fast gleichzeitig aus dem Dorfe gekommen, um die ankommenden Fremden zu ergötzen. Diese Leute waren Musikanten und Sänger und fuhren in einem Kahne. Sie bliesen auf einer Art von Flöte und einem Flageolet, aber Trommeln spielten die Hauptrollen.

Marcoy ging weiter und gelangte vor die Mission. Bei Errichtung der Gebäude ward auf Ebenmaß oder Schönheit keine Rücksicht genommen; das erklärt sich auch leicht, wenn man bedenkt, in welchen Umgebungen Sarayacu liegt, und wie geringe Mittel den Missionen zur Verfügung standen. Die würdigen Männer haben gewiß das Mögliche geleistet. Auf dem großen Platze stehen zwei viereckige Lehmgebäude, theils mit Kalk geweißt, theils mit Ockergelb angestrichen; sie haben einige vergitterte Fensteröffnungen. Mitten auf dem Platze erhebt sich ein rothbemaltes Kreuz.

Bislang hatte der Reisende noch keine lebendigen Wesen auf dem Missionsplatze erblickt, außer großen Huananasenten, welche majestätisch eine hinter der andern einherwackelten. Dann aber kam ein Schwarm von Frauen und Kindern aus den verschiedenen Hütten, schrien laut auf und liefen neben und hinter den Fremden her. Die einen riefen Willkommen in der Sprache des Cervantes, die anderen in jener Manco Capacs. Unter solcher Begleitung langten die beiden Peruaner und Marcoy vor einem Hause an, das nicht weniger als fünf Fenster hatte. Auf der Schwelle stand ein wohlbeleibter, ehrwürdiger




Indianer vom Stamme der Impetiniris. (Nach einer Zeichnung von Marcoy.)



Erdfallufer am Ucayale. (Nach einer Zeichnung von Marcoy.)

Greis, mit blühendem Antlitz und weißem Haar, das einen Silberkranz um seine Mönchsglatze bildete.

Er öffnete die Arme und sprach: „Ihr lieben, armen Kinder, ich habe schon gehört, daß ihr Vieles habt ausstehen müssen. Nun, seid getrost, bei mir solls euch schon besser gehen.“



Ufergewächse am Ucayale. (Nach einer Zeichnung von Marcoy.)

Dieser Greis war der Pater Manuel Jose de Plaza, apostolischer Profekt der Missionen am Ucayale und Prior des Klosters Sarayacu.

Weiber und Kinder drängten sich nun näher an die Fremden heran und sperrten Mund und Nasen auf; ja sie betasteten auch die Kleider der weißen Männer; Pater Plaza aber verwies sie sofort mit einem: Hinaus mit Euch! in die gebührenden Schranken.

Das Empfangszimmer war ein großer Saal mit vier Oeffnungen in der Mauer also luftig genug. Jetzt fanden sich die dienstbaren Geister der Mission ein, um die Gäste willkommen zu heißen. Da trat der Hausmeister, der Mayordomo, vor; dann kam die Köchin und ihr Mann, welchem das Holzhacken oblag, die Wäscherin, der Zimmermann nebst seiner Frau, welche sich als Näherin nützlich macht, — lauter brave Leute, welche wohl denken

mochten, die Fremden seien vom Mond herabgefallen. Abgerissen genug sahen diese weißen Menschen nach einer so langen Reise allerdings aus.

Aber der gute Pater Plaza ließ es an Nichts fehlen. Nach einer halben Stunde, die rasch verplaudert war, wurden die Gäste in sehr reinliche Zellen geführt. In der, welche man unserm Reisenden anwies, stand ein langer, allerdings höchst einfacher Tisch, welchen der Meister Zimmermann aus Mahagonyholz verfertigt hatte. An der einen Wand lief eine bankartige Erhöhung hin, auf welcher man gemächlich sich ausstrecken und schlafen konnte. Der Mayordomo, ein dienstbeflissener, freundlicher und noch nicht sehr bejahrter Mann, brachte ein allerdings etwas schartiges Barbiermesser, eine Scheere, schwarze Seife, einen Krug mit Wasser und ein irdenes Becken. Marcoy sagt von sich, er habe so verwildert ausgesehen, wie ein Räuber oder Zigeuner; jetzt konnte er seine Kleider wechseln und wieder „menschlich" aussehen.

Nach Verlauf einiger Stunden kam auch die übrige Reisegesellschaft, nämlich der schon in unseren früheren Berichten erwähnte französische Graf mit seinen Gefolgen in Sarayacu an. Pater Plaza hatte nichts verabsäumt, um einen nach Umständen und Verhältnissen würdigen Empfang zu veranstalten. Er schritt neben dem Grafen her und hielt über dessen Haupt einen großen Regenschirm von rothem Baumwollenzeug, eine Art von schattenspendendem Baldachin. Auch wurde ein Böller abgefeuert.

Zur Mittagszeit ließ der Pater die Glocke läuten; das Essen war aufgetragen; es bestand aus gekochten Schildkröten, gedämpftem Reis, gebratenen Hühnern und in Asche gerösteten Mandiocawurzeln. Das Geschirr bestand aus Näpfen und Schüsseln von Thon, Zinn und Holzlöffeln und sehr wenigen Gabeln. Von Tischtüchern war natürlich keine Rede, und man sah, daß es hier mit dem Mönchsgelübde der Armuth ernsthaft gemeint war. Der Durst wurde mit Wasser aus dem Flusse gestillt. Nachdem der Pater ein kurzes Gebet gesprochen hatte, langten Alle zu; er selber füllte seine Schüssel, rührte die verschiedenen Speisen durcheinander und führte die Gerichte bald mit einem Löffel, zumeist aber mit seinen fünf Fingern zum Munde. Zum Schlusse des Mahles brachte der Mayordomo Syrup, und bevor die Gäste sich erhoben, traten Sänger und Tänzer ein, um den Fremden Proben von ihrer Kunst zu geben.

So war denn Marcoy in Sarayacu wohl untergebracht. Die Mission ist eine merkwürdige Art von Oase in der größten südamerikanischen Waldöde, ein Kern für den Ansatz einer Art von Halbcivilisation. Wir werden das merkwürdige und eigenartige Leben und Treiben in derselben später schildern.

---

# Die Wichtigkeit des Rassenelementes in der Geschichte.

Gegen Heinrich Thomas Buckle's Geschichte der Civilisation.

Vor einigen Monaten äußerte ich, in der Vorrede zum achten Bande des Globus, es sei die Zeit gekommen, da man in der geschichtlichen Forschung und Darstellung das Rassenelement viel mehr würdigen und berücksichtigen müsse, als bisher geschehen sei; die Völkerpsychologie sei bis jetzt bei weitem nicht nach Gebühr ins Auge gefaßt worden. Ich hob hervor, daß Buckle in seiner Geschichte der Civilisation die fundamentalen Anlagen und Unterschiede außer Acht lasse; er meine, daß die Völker sich nur deshalb in verschiedener Weise entwickeln, weil sie unter verschiedenen Umständen und Verhältnissen leben. Buckle habe eine mechanische und lediglich pragmatistische Auffassung. Zugleich wurde Drapers Geschichte der geistigen Entwicklung in Europa erwähnt; ich betonte, daß dieser Amerikaner Fatalist sei und auch nicht verstehe ethnologisch zu individualisiren.

Auf Drapers Buch, von welchem jüngst auch eine deutsche Uebersetzung (Leipzig bei Otto Wigand) erschienen ist, will ich demnächst specieller eingehen; auch von Buckle's Werk ist die Uebersetzung des Herrn Arnold Ruge in einer zweiten Auflage erschienen.

Nun trifft es sich, daß die londoner Anthropological Review (Nr. 11, Oktober 1865) jene beiden Arbeiten ausführlich erörtert und genau mit dem Urtheil übereinstimmt, welches im Globus ausgesprochen worden ist. Da es sich um einen Gegenstand handelt, der von hervorragender Bedeutung ist, so will ich hier das Wesentliche aus jenem Essay mittheilen, dessen Verfasser wahrscheinlich kein geringerer Mann ist als James Hunt, der ausgezeichnete Präsident der Anthropologischen Gesellschaft in London. Buckle's Werk ist eine in mancher Hinsicht sehr tüchtige Arbeit, aber doch viel zu sehr überschätzt worden; sie hat manche fundamentale Mängel, der schwerste Fehler aber bleibt, daß Buckle ohne all und jedes Verständniß für die Bedeutung des Rassenelementes in der Geschichte ist.

Wir können seine ganze Art der Auffassung als eine einseitig-kaukasische bezeichnen. Von den geistigen Evolutionen und Eigenartigkeiten der anderen großen Urstämme hat er nicht einmal eine Ahnung; für die in hohem Grade merkwürdige (sagen wir mongolische oder, wenn man will, turanische) Civilisation China's und Japans, oder für die nicht minder selbstständigen und eigenartigen Kulturen von Mexico und Peru fehlt ihm das Verständniß; er weiß darüber weiter nichts beizubringen, als daß sie sich von der wirksamer und umfassender entwickelten Civilisation Griechenlands, Roms und des neuern Europa nur in Bezug auf Grad und Stufe unterscheiden. Er ahnt nicht einmal, daß sie von derselben fundamental und in Bezug auf die Art verschieden sind, auf ganz anderer ethnischer Grundlage ruhen, aus ganz anderen Elementen hervorwuchsen und im Fortgang ihres innern Wachsthums nicht nur nicht das Streben zeigen, sich den kaukasischen Kulturformen zu nähern, sondern immer mehr von diesen abzuweichen und sich zu entfernen. Er weiß eigentlich nur, was in seinen Büchern stand; er ist, wie gesagt, viel mehr dogmatisch als wissenschaftlich; er hält an Ueberlieferung

und Autorität fest, und um die Fortschritte der Anthropologie und Ethnologie hat er sich gar nicht bekümmert. —

Die Anthropologie aber faßt nicht bloß den leiblichen Menschen ins Auge, sondern auch seine geistigen Eigenschaften; die kennzeichnenden Merkmale seiner intellectuellen Beschaffenheit; nicht bloß Schädel, Hautfarbe und Gesichtszüge, sondern auch Ideen, moralische Anlagen, Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche, seine Religion, Philosophie, Literatur und Kunst. Sie betrachtet ihn in seiner Gegenwart wie in seiner Vergangenheit, und die Wissenschaft vom Menschen hat in unseren Tagen einen in großartiger Weise erweiterten Horizont gewonnen, und mit der bisher üblichen Weise die Geschichte zu behandeln reicht man nicht mehr aus.

Buckle seinerseits repräsentirt in der Geschichtschreibung ohne Zweifel einen Fortschritt; die Art und Weise seiner Behandlung ist, *in ihrer Art*, vortrefflich; er war von dem Bewußtsein durchdrungen, daß in der Geschichtschreibung eine neue Bahn eingeschlagen werden müsse. Sein weitschichtig angelegtes Werk ist ein Bruchstück geblieben, und trotz allen Fleißes würde er es nicht haben vollenden können, wenn er auch Methusalems Alter erreicht hätte. Er verfügte über ein ausgedehntes Wissen, wenn auch nicht über tiefe Gelehrsamkeit, und sein Blick war begrenzt. Von einer Wissenschaft der Anthropologie wußte er, wie schon bemerkt, gar nichts, und es war ein großer Uebelstand, daß er dem Volkswirthe *John Stuart Mill* den völlig unwahren Satz nachschrieb: „Es ist irrig, daß man die Verschiedenheit im Betragen und Charakter der Völker inwohnenden natürlichen Unterschieden zuschreibt.“ *)

Hier führt ein Blinder den andern auf den Holzweg und in ein Labyrinth von handgreiflichen Irrthümern. Buckle folgt einem schlechten Führer; gleich diesem *verwechselt er äußere Einflüsse mit inhärenter Anlage* und Begabung, und die Macht der Umstände, welche von *Außen her einwirken*, mit der Annahmefähigkeit und mit der Begabung der Rasse, auf welche jene Einflüsse wirken. So kommt er zu der, allen Thatsachen und Erfahrungen, aller Geschichte hohnsprechenden Annahme einer organischen und intellectuellen Gleichheit, wo nicht gar Einerleiheit, der verschiedenen großen Menschenrassen, und *dieser verhängnißvolle Irrthum bildet eine Hauptgrundlage seiner Arbeit!*

---

*) *Buckle* erörtert im zweiten Kapitel den „Einfluß der Naturgesetze auf die Einrichtung der Gesellschaft und den Charakter der Individuen“, und gleich der Anfang zeigt, wie dürftig seine Auffassung ist. Ich will die Stelle aus der Uebersetzung Ruge's (erste Aufl., 1860, S. 35 f.) hersetzen: —

„Wenn wir nach den mächtigsten Einflüssen der Natur auf das Menschengeschlecht fragen, werden wir *vier* Arten finden: *Klima, Nahrung, Boden* und — die *Naturerscheinung im Ganzen*(!!). Unter letzterer verstehe ich die Erscheinungen, welche vornehmlich durch das Auge, aber auch durch andere Sinne die Ideenverbindung geleitet und *so* in verschiedenen Ländern verschiedene Gedankenkreise erzeugt haben. Einer dieser vier Arten lassen sich *alle* äußeren Erscheinungen, durch welche der Mensch dauernd beeinflußt wurde, beizählen. Die letzte Art, die Naturerscheinung im Ganzen, wirkt vorzüglich auf die Phantasie und gibt die unzähligen Formen des Aberglaubens an die Hand, welche das große Hinderniß für den Fortschritt der Erkenntniß bilden. Und da in der Kindheit eines Volkes die Macht dieser abergläubischen Vorstellung souverain ist, so hat *die verschiedene Naturbeschaffenheit auch verschiedene Nationalcharaktere erzeugt* (!!!) und der Nationalreligion eine Färbung gegeben, welche unter gewissen Verhältnissen unterlöschlich (sic!) ist. Die anderen drei Einflüsse: Klima, Nahrung und Boden, haben, so viel wir sehen, keine so unmittelbare Wirkung dieser Art gehabt; aber sie haben, wie ich sogleich zeigen werde, den bedeutendsten Eindruck auf die Einrichtung der Gesellschaft gemacht, und aus ihnen sind manche der umfassenden und hervorstechenden Unterschiede der Völker entsprungen, die man oft dem Rassenunterschiede, wornach (sic!) man die Menschheit eintheilt, zugeschrieben hat. Während aber diese *ursprünglichen Rassenunterschiede nichts als Hypothesen sind*, lassen sich die Verschiedenheiten als Wirkungen des verschiedenen Klimas, der Nahrung und des Bodens befriedigend erklären, und mittelst dieser Einsicht werden sich manche Schwierigkeiten, welche das Studium der Geschichte bisher verdunkelt, aufklären.“

Sehr flach und sehr dreist! Buckle setzt dann noch folgende Anmerkung unter den Text: — „Ich unterschreibe mit Vergnügen die Bemerkung eines der größten Denker unserer Zeit, der über die Annahme der *Rassenunterschiede* sagt: — Von allen Annahmen *gemeiner Ausflüchte*, womit man sich der Betrachtung entzieht, welche Wirkung sociale und sittliche Einflüsse auf den Geist des Menschen haben, ist die *gemeinste* die, daß man die Verschiedenheiten im Betragen und Charakter *natürlichen Unterschieden* zuschreibt.“ Mills Principles of political economy. I, 390.

Auch sehr platt und dreist. Man kann ein „großer Denker“ sein und doch anmaßend über Dinge absprechen, von denen man noch nicht das Abc versteht; das ist, außer Buckle, auch dem Logiker Mill begegnet.

Ich lese soeben (25. Okt.), daß auch in Nordamerika die Plattheiten *Stuart Mills* die ihnen gebührende Würdigung finden. Die destruktiven Pfaffen und Fanatiker der Abolitionspartei hatten sich an ihn gewandt, um sein Gutachten über das Stimmrecht der Neger einzuholen. Der radikale „Logiker“, der sich um reale und anthropologische Verhältnisse nicht bekümmert, sondern seine fertigen Formeln hat, sprach sich natürlich für *allgemeines Stimmrecht in Amerika* aus.

Das deutsche „*Neuyorker Journal*“ (vom 7. Okt.), ein streng demokratisches Blatt, äußert sich nun in folgender Weise:

„Herr Mill ignorirt vollständig die Thatsache, daß in Amerika die *Bevölkerungsbestandtheile* von anderer Art sind, als in England. Während dort gleichartige Volksstämme einer und derselben *Rasse* angehören, den Staat bilden und nur künstliche Rang- und Vermögensverhältnisse in der Gesellschaft existiren, sind hier die *verschiedensten Rassen* zusammengeworfen, denen die *Natur selbst*, trotz aller Versuche zur Nachbesserung, ihre *unterscheidenden Merkmale* aufgeprägt hat. Außer den kaukasischen Stämmen haben wir Indianer, Neger und Chinesen, die durch keinen möglichen Reformationsprozeß in Angelsachsen, Deutsche, Kelten &c. sich verwandeln lassen. — Herr Mill sagt nicht, wo er bei seinem „*allgemeinen Stimmrecht*“ die *Grenze* zieht, und ob er überhaupt eine Grenze kennt. Das ist ja eben das Schöne an solchen viel oder nichts sagenden Phrasen, daß ihre Unbestimmtheit und verschwommene Allgemeinheit das Aufdecken ihrer absurden Anwendung erschwert. Aber man hat nie gehört, daß er als Reformator in England das Stimmrecht der Frauen, der Minderjährigen, der nicht naturalisirten Einwanderer &c. befürwortet hätte. Da er kein Idiot ist, so läßt sich annehmen, daß er nicht entfernt daran denkt, die consequente Durchführung seines Prinzips auf alle diese Kategorien ausdehnen zu wollen. Er wird also zugeben müssen, daß *eine Grenze* nothwendig ist und daß kein Unrecht oder Mangel an Liberalismus darin liegt, wenn das „allgemeine Stimmrecht irgendwo aufhört, allgemein zu sein“.

Nun weiß man aber hier, daß durchschnittlich unter 1000 weißen Frauen im Süden mehr Intelligenz zu finden ist, als unter 1000 Plantagennegern; dito werden unter 1000 weißen Minorennen von 15 bis 21 Jahren, dito unter den 1000 weißen Eingewanderten, die noch keine volle fünf Jahre im Lande sind, mehr zum Bürgerthum befähigt sein, als unter 1000 Negern, Chinesen und Indianern. — Mill will in seinem eigenen Lande höchstens alle mündigen weißen Männer stimmberechtigt machen, verlangt aber von uns in Amerika, daß wir noch darüber hinausgehen und weniger befähigte, von Natur verschiedene Wesen zur Theilnahme an der Regierung zulassen sollen. Dieser abstrakten und absurden Forderung zu Liebe sollen wir unser ganzes bewährtes Regierungssystem aufgeben!“

Das „Neuyorker Journal“ schließt seinen ausführlichen Artikel in folgender Weise: — „Die literarische Verstärkung, nach welcher unsre negerradikalen Heuchler sich jenseit des Oceans umsahen und mit welcher sie hier Propaganda zu machen vermeinen, löst sich vor der Kritik in ein mit höchst trivialen Scheinargumenten verziertes Erzeugniß britischer Arroganz und Selbstsucht auf.“

Buckle scheert die „Menschheit“ über einen Kamm; die folgenden Mittheilungen werden zeigen, welche wichtigen Momente ihm entgangen sind.

Aeußere Umstände und Verhältnisse, also Boden, Klima, Nahrung und Naturerscheinungen sind allerdings Bedingungen der Existenz, aber der Rassentypus ist das Element, auf welches sie einzuwirken haben, und wer denselben nicht eben so wohl versteht, begreift und in Anschlag bringt, wie jene vier Elemente, wird sehr ungenügend und oberflächlich urtheilen. Aber in dieser Beziehung war Buckle so „kindisch unwissend“, daß er Alles auf Rechnung äußerer Umstände und nichts auf jene des Typus schreibt. So konnte es denn auch nicht fehlen, daß er sich selber oftmals widerspricht und sein eigenes Raisonnement über den Haufen wirft. Die Verschiedenheiten des religiösen Glaubens leitet er von den verschiedenen Naturerscheinungen her, als welche in tropischen Gegenden, wo die Natur überwältigend mächtig einwirke, das Gefühl der Furcht erzeugen, in den gemäßigten Himmelsstrichen dagegen Liebe und Bewunderung hervorrufen, denn in der letztern seien sie in ihrem Wesen gemäßigter! — Auch dieses, — wie flach und platt und unwahr!

Er vergleicht die Mythologie von Indien und Griechenland als Gegensätze! Aber er hat auch nicht entfernt eine Ahnung von den Forschungen, welche auf dem Gebiete der arischen Völker angestellt worden sind; er weiß gar nicht, daß die Mythologien der Inder und Griechen so viel Identisches aufweisen und beide aus einem vergleichweise nördlichen und gemäßigten Klima herrühren! Er weiß ferner nicht das Allergeringste von dem Gegensatze des Pantheismus der arischen und des Monotheismus der semitischen Völkerstämme; nichts von dem Gegensatze dieser beiden Glaubensformen zu jenen des asiatisch-mongolischen Schamanismus und des Fetischismus der Neger. „Er schwatzt wie ein unwissender Schulknabe.“

Seine Anschauung von der Civilisation im Allgemeinen ist in hohem Grade dürftig. Er kennt eben nur äußere Umstände und Einwirkungen und verfällt in „offenbare Albernheiten“. So schreibt er z. B.: „Die Civilisation Aegyptens ist, gleich jener Indiens, durch die Fruchtbarkeit des Bodens verursacht worden.“ Er behauptet weiter, dreistweg, als ob sich die Sache von selbst verstände: „Die Civilisation hatte ihren Ursprung und ihre Anfänge ohne allen Zweifel innerhalb der Tropen oder in deren Nähe.“

Nun aber weiß man doch mit absoluter Gewißheit, daß die arische Kultur Indiens aus dem Nordwesten her ins Land kam. Die Civilisation Aegyptens ist eine importirte. Von den archäologischen Forschungen über die kyklopischen Mauern in Griechenland und deren sehr hohes Alter weiß Buckle auch nichts. Die ägyptische Civilisation erklärt er für eine „afrikanische“! Wahrscheinlich weil das Land geographisch zu Afrika gehört. Sie rage über andere afrikanische empor, weil das Land so fruchtbar sei! Als ob viele andere Gegenden, z. B. die Region des Niger, nicht eben so fruchtbar wären! Und doch sind diese letzteren allzeit barbarisch gewesen und geblieben. Nach Buckle's widersinniger Behauptung hätten sie doch gleichfalls eine hohe Civilisation hervorbringen müssen. Eben so hätten in den fruchtbarsten Gegenden der Welt, am Amazonenstrom und am Orinoco, Civilisationen höchster Art entstehen müssen, und wir finden dort lediglich Indianerstämme auf einer äußerst niedrigen Stufe. Wenn nicht ein höher begabtes Volk als die Neger sind, das fruchtbare Nilland zu benutzen verstanden hätte, dann wäre dasselbe ohne Zweifel noch in eben so barbarischen Verhältnissen wie das Nigerdelta. Nicht durch seinen Boden ist Aegypten geworden, was es einst gewesen, sondern durch seine Menschen. Und wenn der fruchtbare Boden es allein thäte, weshalb hat denn heute Aegypten keine so hohe Kultur mehr, wie in den Zeiten der Pharaonen und Ptolemäer? Wenn Neger und Negroiden auch viele tausend Jahre am Nil gewohnt hätten, sie würden doch nicht die Tempel von Karnak, Dendera und Edfu gebaut haben; und eben so wenig Städte wie Theben und Memphis. „Es ist Zeit, daß die überkommenen Irrthümer, in welchen eine gelehrte oder halbgelehrte Barbarei sich gefällt, ein Ende nehmen, und daß die Thatsachen zu ihrem Rechte kommen.“

Buckle steckt tief in Unkunde und in Vorurtheilen. Er wollte ein hervorragender Historiker werden und verfiel doch dem Mißgeschick, daß er einen der wichtigsten Zweige der Wissenschaft, und gerade jenen, der ihm als unentbehrlich hätte erscheinen müssen, gar nicht kannte. Er hatte eine höchst dürftige und einseitige Vorstellung vom Menschen. An einem gewissen Scharfsinn fehlte es ihm nicht, und manchmal hat er geistreiche Inspirationen. Aber es kommt ihm nie in den Sinn, sich die so nahe liegende Frage aufzuwerfen: weshalb hat die hohe ägyptische Civilisation gar keinen Einfluß auf die Neger gehabt, während doch die indische Kultur, vermittelst des Buddhismus, von so ungeheurer Bedeutung für die mongolischen Völker geworden ist? Er begnügt sich mit der Thatsache, daß Nigritien seinen Fetischismus bis auf unsere Tage herab behalten hat, während doch fast die ganze mongolische Welt ihren ursprünglichen Schamanismus gegen einen, von Menschen arischen Stammes ihr zugebrachten Glauben vertauschte. Es dämmert nicht einmal das Bewußtsein in ihm auf, daß der Mongole von Natur ein höheres Fassungsvermögen und eine größere Aneignungsfähigkeit besitzt, als der Neger. „Die Vorurtheile, an welchen er thörigerweise fest hält, machen ihn unzugänglich gerade für den Kreis von Wissen, welches ihm den Schlüssel zu jenen, und noch zu vielen anderen geschichtlichen Erörterungen hätte geben können.“

Wer eine Geschichte der Civilisation schreiben will, hat vor allen Dingen auch zu entwickeln und nachzuweisen, wie es kommt, daß schon in den ältesten Zeiten die Völker und Reiche der sogenannten kaukasischen Rasse, in Bezug auf Religion, Philosophie, Literatur, Kunst und gesellschaftliche Verhältnisse, also auch im Staatswesen, einen wesentlichen Gegensatz zu jenen der sogenannten mongolischen Rasse bilden; sodann, daß die ersteren auf einer höhern Entwicklungsstufe stehen und gestanden haben, und daß sie offenbar andern Schlages, anderer Abstammung sind, daß überhaupt beide verschiedene große, selbstständige und eigenartige Gruppen bilden.

Wie kommt es, daß man in China und Japan den Buddhismus, der aus Indien gebracht wurde, annahm, und daß diese beiden Länder ihrerseits niemals einen rückwirkenden Einfluß auf Indien ausgeübt haben? Weshalb haben sie während der langen Dauer ihrer, man kann sagen stagnirenden, Civilisation keine poetische Mythologie geschaffen wie die Arier, oder einen erhabenen Monotheismus wie die Semiten? Weshalb haben sie nicht so feine und tiefe Gedanken, eine so reiche Fülle und Mannigfaltigkeit von Vorstellungen, wie die alten Hindu schon vor Jahrtausenden? Weshalb mangelt ihrer Literatur die Anmuth und die Zierlichkeit, der Glanz und die Kraft, durch welche sich jene der arischen Völker vom Ganges bis Skandinavien kennzeichnen? Warum haben die Chinesen wohl Pagoden aber

kein Parthenon, keinen Peters- oder Kölner Dom? Wie kommt es, daß dem fernen Osten alles Ritterthum, das Chevalereske und die Galanterie gegen die Frauen (das Wort im besten Sinne genommen) unbekannt geblieben sind?

Der Anthropolog antwortet: Weil die Natur es dem mongolischen Typus versagt hat, solcherlei aus sich heraus zu erzeugen; er kann sie nur, und dann allemal wesentlich durch die ihm innewohnende Eigenart modificirt, von Außen her annehmen, indem er fremde Einflüsse empfängt. Er hat eine ihm inne- und anhaftende Besonderheit der Rasse und steht, in dieser Beziehung und nach unserm Maßstabe, nicht so hoch wie die Kaukasier. Als aber in den großen geschichtlichen Bewegungen und Wellenschlägen die Zeit gekommen war, in welcher die nervösen und intellectuellen Völker ihre Suprematie nicht mehr behaupten konnten und physisch an einer Art von Erschöpfung litten, als der große Mongolensturm von den Gestaden des Stillen Meeres bis nach Schlesien über zwei Erdtheile hinfegte, brachten die Eroberer doch keine neuen Ideen mit, keinen neuen Glauben, keine Philosophie, keine Kunst, keine dauernden Staatseinrichtungen. Sie kamen und verschwanden als Halbbarbaren; sie waren tapfere Krieger und gläubige Schüler, nicht mehr. Was soll man nun zu einer Geschichte der Civilisation sagen, die so gewichtige Thatsachen ignorirt und nichts mit denselben anzufangen weiß?

Noch mehr. Buckle nimmt in seiner Geschichte, da, wo er auf die europäische Civilisation kommt, gar keine Rücksicht auf die ethnischen Resultate, welche sich in Folge der successiven Eroberungen und der Ansiedlungen der verschiedenen Völker in den Zeiten des klassischen Alterthums und späterhin der germanischen Völker, sodann auch in Folge der Blutvermischungen mit den Kelten herausstellten. Buckle versäumt auch, den Ursprung und den Einfluß des Christenthums und des Mohammedanismus kritisch zu erforschen; er denkt nicht daran, den Nachweis zu führen, daß jenes ein semitischer Glaube ist, welcher der europäischen Menschheit vermittelst einer beträchtlichen Zuthat und Beimischung arischer Elemente angepaßt wurde; eben dadurch aber ist er ungeeignet geworden, auf die semitische Welt einzuwirken, und diese hat sich ihrerseits dem Islam zugewandt.

Wer heute noch eine Geschichte der Religionen schreiben will, ohne auf das Rassenelement Rücksicht zu nehmen, wird nur eine sehr dürftige Arbeit liefern können. Die Geschichte liefert Beweise dafür, daß die Religion eines Volkes, wie seine Literatur und Kunst, der geistigen Anlage und Befähigung desselben angepaßt sein muß; wenn sie von innen heraus wächst und entwickelt wird, findet auch diese nothwendige Uebereinstimmung statt, kraft des Ursprunges selbst; und kommt sie von Außen, dann muß sie, gemäß der Rassenanlage und Kulturfähigkeit der Bekehrten, gewisse Abänderungen erleiden; sie wird modificirt.

Wer zum Beispiel die große Reformation des 16. Jahrhunderts, eine ganz ungeheuere, in alle Lebensverhältnisse tief einschneidende Bewegung schildern will und dabei nicht das Rassenelement in sorgfältige Erwägung zieht, versteht und begreift rein nichts vom Wesen derselben. Ihr wesentlicher Charakter liegt darin, daß sie als eine Auflehnung und Rückwirkung des germanischen Wesens gegen das Romanenthum erscheint. Das Denken machte sein Recht geltend gegenüber den Gefühlen, die Vernunft wollte nicht länger dem Autoritätsglauben unterworfen sein. In ihren extremen Ausläufern, z. B. bei den schottischen Presbyterianern, nahm sie dem Kultus jede ästhetische Zugabe und duldete nicht einmal Orgeln in der Kirche; Gebet und Gesänge waren nur untergeordnetes Beiwerk; die Predigt wurde zur Hauptsache und sie wandte sich mehr an den Verstand als an das Gefühl. Die Reformation erstand, in ihrer neuen Art und Weise, gleichzeitig mit dem Hervortreten des neuen Geistes, mit der Naturwissenschaft, und im Fortgange der Zeit erhoben sich die germanischen Völker in Gewerben, Handel und Staatswesen über alle anderen Nationen.

Wer über diese Bewegungen und Regungen lange Kapitel schreibt, ohne das Rassenelement in Erwägung zu ziehen, treibt lediglich gelehrte Kindereien und schickt Phrasen ins Blaue hinein.

Wenn etwa Jemand behaupten wollte, daß das Rassenelement mit der Reformation gar nichts zu thun, und der Protestantismus lediglich und allein „äußeren Einwirkungen und Antrieben" sein Entstehen zu verdanken habe, nicht aber inhaftenden Neigungen, Bewegungen und Strebungen der Völker, bei denen er sich bewurzelt hat, der sagt etwa eben so viel, als wenn er behaupten wollte, die Sonne habe bis zur Mittagszeit ihren Lauf nicht in die Höhe genommen. Buckle übersieht, daß der Protestantismus vorzugsweise das Gebiet der germanischen Völker erobert und sich in diesem bewurzelt hat, daß die romanischen Völker katholisch geblieben sind, während die überwiegende Mehrzahl der Slawen sich zur morgenländischen Kirche bekennt.

Buckle schildert den Gegensatz der geistigen Entwicklung Englands und Frankreichs und betont, daß in dem letztern die Hofgunst eine so wichtige Rolle spiele. Er denkt aber nicht daran, wie viel Altgallisches, Keltisches noch heute in den Franzosen steckt (tendency to clanship and chieftainship). Kraft dieses Zuges verschwindet die Individualität des einzelnen Bürgers in der Gesammtgröße der Nation, der Einzelne geht im Ganzen auf, und die Nation wird durch ihren Herrscher repräsentirt. Als Ludwig XIV. das vermessene Wort aussprach: „Ich bin der Staat!" sagte er als Franzose eine große Wahrheit. Im Munde eines englischen Königs wäre dieser Ausspruch baarer Unsinn gewesen. Die beiden Napoleone sind möglich als Oberhäupter des keltischen Galliens, im sächsischen England wären sie geradezu undenkbar. Charakter und Ausgang, einerseits der französischen Fronde, andererseits der englischen Republik, erklären sich gleichfalls aus dem Rassenunterschiede. Wer solche historische Auftritte lediglich aus äußeren Naturerscheinungen und Umständen erklären will, bleibt kläglich auf der Oberfläche der Dinge und kommt nothwendig zu ganz irrigen Schlüssen.

Die vielen Irrthümer und falschen Schlüsse Buckle's liegen eben in seinem Princip, in seiner Unkunde der anthropologischen Verhältnisse und ziehen sich durch sein ganzes Werk. Er begriff nicht einmal den Grund und die Ursachen, weshalb die große Revolution in Frankreich eine ganz andere Explosion verursachte, als in Deutschland oder England möglich gewesen wäre. In Bezug auf Spanien kommt es ihm gar nicht in den Sinn, das in jenem Lande dem Nationalcharakter zu Grunde liegende iberische Element zu würdigen. Er begriff nicht, daß die Vermischung desselben mit dem keltischen Blute ein ganz anderes Resultat ergeben mußte, als jene zwischen dem keltischen und germanischen Blut in Gallien. Das Wilde, Finstere und Bigote im spanischen Charakter entgeht ihm allerdings nicht, er weiß aber nicht, daß das maurische Element in dieser Beziehung tief eingewirkt hat. Ein deutscher Geograph hat das Land Spanien als ein „gemildertes Afrika" bezeichnet; es ist aber auch in ethnischer Beziehung theilweis ein Stück von jenem Erdtheile. —

Noch einmal: Buckle zeigt die Einseitigkeit seines Auf-

fassungsvermögens gleich von vorn herein darin, daß er Stuart Mills abgeschmackte Aeußerung über das Rassenelement ohne Weiteres annimmt und als ein richtiges Princip betrachtet. Aber auch seinen Lieblingsgegenstand, „die äußeren Naturerscheinungen“ behandelt er dürftig. Er unterschätzt z. B. die Wichtigkeit der geographischen Lage in Bezug auf die großen Völkerbewegungen. Er würdigt nicht einmal eingehend und umfassend die Thatsache, daß Europa den Westen der alten Welt einnimmt und gegenwärtig auf der Höhe einer Entwicklung steht, die sich im Verlaufe der Zeit aus Persien und vom Euphrat bis zum Rhein und zur Themse fortbewegt hat.

Mit warmen Farben schildert Buckle die Bigoterie der Spanier und der Schotten, denkt aber dabei nicht an den Einfluß, welchen die geographische Lage beider Völker ausüben mußte. Sie wohnen im äußersten Westen; die einen wurden specielle Vertreter des geistlichen und kirchlichen Despotismus und der ästhetischen Superstition der romanischen Nationen; die anderen wurden, in nicht minder hohem Grad und aus correlativen Umständen zu einer Verkörperung der harten, herben und dürren Lehre und Logik und warfen alle Kunst, alles Schöne aus ihren Kirchen heraus. Buckle weiß auch nicht, daß der Keltiberer der fibröseste, der Caledonier der knochigste Mensch seines Typus ist. —

Der englische Beurtheiler äußert, indem er manche Mängel und Fehler Buckle's entschuldigt: „Es ist überhaupt noch nicht an der Zeit, Geschichte zu schreiben. Wir haben nur erst eine entfernte Vorstellung von dem, was ein so großartiges Unternehmen in sich schließen muß, und uns fehlen noch viele wichtige Data. Wir können noch nicht mit Bestimmtheit sagen, wie hoch das Alter der Menschheit hinaufreicht, auch nicht genau die Anzahl der Menschenarten bestimmen; wir wissen nicht, wo und durch welche Menschenvarietäten die Civilisationen ihren Anfang nahmen. Eben so wenig können wir mit Bestimmtheit sagen, ob die gegenwärtige Civilisation Europa's ein Cyclus ist oder ein Epicyclus, also ein Nebenkreis, dessen Mittelpunkt in der Peripherie eines andern Kreises sich bewegt, und ob die uralte Civilisation Asiens eine dort entstandene urwüchsige oder von Außen her hingebrachte, gleichsam eine koloniale war. In Religion und Philosophie ist auch in Bezug auf die Erforschung der arischen wie der semitischen Gedankenund Vorstellungswelt Vieles zu thun übrig. Erst in unseren Tagen ist ermittelt worden, daß die Wurzeln der griechischen Mythologie in der Sanskritliteratur liegen.“—

Die alte Methode einer pragmatischen Geschichtschreibung reicht nicht mehr aus; die Wissenschaft und die geistige Entwicklung sind darüber schon jetzt weit hinweg; wir verlangen heute eine großartigere Auffassung, einen weitern Blick; das hat schon vor längerer Zeit Schlegel betont.

A.

---

# Die Dampfschifffahrt im Stillen Weltmeere.

Im Atlantischen Ocean und dessen Theilen ist seit Jahren eine Verbindung zwischen den verschiedenen Ländern und Häfen hergestellt; Dampferlinien reichen in wechselseitigem Anschluß von Trapezunt bis zum La Plata, vom Nigerdelta bis nach St. Petersburg. Im Indischen Ocean fahren Dampfer von Suez bis Mauritius und Australien; aber das Stille Weltmeer, die große Südsee hatte bislang Dampferlinien nur an den Küsten; regelmäßige Fahrten von Westen nach Osten und umgekehrt, also zwischen Westamerika und Ostasien, fehlten. Von Punta Galle (oder Point de Galle, wie die Engländer schreiben) auf Ceylon reichten die Fahrten der Peninsular and Oriental Company bis China und Japan, und an sie schließen sich die Intercolonial-Linien nach Australien und Neuseeland an. Auf der amerikanischen Seite fahren Dampfer von Panama nach Norden hin bis San Francisco, gegen Süden bis Valparaiso in Chile. Die Regierung dieser Republik ist jetzt am Werk, eine Fortsetzung der Dampferfahrten nach Süden, durch die Magellansstraße bis zur Mündung des La Plata zu ermöglichen.

Wir haben schon vor einem Jahr im Globus darauf hingewiesen, daß die Herstellung einer Linie von Panama nach Neuseeland, quer durch die Südsee, in naher Aussicht stehe; jetzt erfahren wir, daß dieselbe gesichert ist. Aber auch eine zweite Linie steht in Aussicht. Die Yankees wollen den nördlichen Stillen Ocean zwischen San Francisco und Hongkong in China befahren; Honolulu auf den Sandwichs-Inseln soll Zwischenstation und von dort aus Kanagawa in Japan berührt werden. Die erforderlichen Gelder sind im Februar 1865 vom Congresse zu Washington bewilligt worden, und die Pacific Mail Company hat mit dem amerikanischen Generalpostmeister einen auf die Uebernahme dieser Linie bezüglichen Vertrag abgeschlossen. Die Gesellschaft erhält 500,000 Dollars; sie baut 4 große Raddampfer von 3500 bis 4000 Tonnen Gehalt und macht im Jahre 12 Reisen, durchsteuert also den nördlichen Stillen Ocean 24 mal. Die Schiffe müssen im Durchschnitte täglich 200 Seemeilen zurücklegen, die Fahrten sollen am 1. Januar 1867 beginnen. Die Entfernung zwischen San Francisco und Hongkong beträgt 7050 Seemiles, bis Kanagawa nur 5475 Miles.

Diese Linie ist an und für sich schon wichtig genug, weil sie auf dem kürzesten Wege zwei Continente und verschiedene Handelsvölker in sichere und regelmäßige Verbindung bringt; ihre Bedeutung wird sich aber unendlich steigern, wenn die große nordamerikanische Weltbahn zwischen Newyork und San Francisco, welche schon jetzt nach Westen hin bis in den Staat Kansas hinein reicht, vollendet worden ist. Jedenfalls ist auch ohne das diese Dampferlinie eine Concurrentin der Ueberlandroute von Europa nach China. Hongkong wird etwa der neutrale Punkt sein, bis wohin sich die Zeitdauer der Fahrten einerseits von England, andererseits von Nordamerika's Westküste gleichstellt; aber in Kanagawa, also nach Japan, und auch nach dem nördlichen China hat das letztere den Vorsprung. Für Reisende und Briefe wird sich diese Linie ohnehin schon empfehlen, weil dieselben fortan den Umweg über Europa ersparen können.

Für die südpacifische Linie zwischen Panama

und **Wellington** in **Neuseeland** werden gegenwärtig (Oktober 1865) die Schiffe gebaut, und einige derselben sind der Vollendung nahe. Die australischen Colonien sind, wie wir im Globus mehrfach nachgewiesen haben, mit Recht äußerst mißvergnügt über die Art und Weise, wie die Peninsular 2c. Compagnie ihren Dienst betrieb; manchmal fielen Fahrten aus oder die Schiffe verspäteten sich, auch sind einige derselben verloren gegangen. Die Australier wollen alle vierzehn Tage eine Verbindung mit Indien und Europa haben; bis jetzt fährt monatlich einmal von **Punta Galle** und dorthin zurück ein Dampfer; dazu soll nun alle vier Wochen einer **von und nach Panama** laufen.

Im Frühjahr 1865 schlossen Neusüdwales und Neuseeland einen Vertrag mit der Panama, New Zealand and Australian Mail Company, welche bisher den Dienst zwischen jenen beiden Colonien besorgt hat; sie wird vier Dampfer in die Fahrt zwischen Panama und Wellington bringen, erhält dafür jährlich 110,000 Pf. St. und muß im Durchschnitt 10 Knoten stündlich zurücklegen. Ein Schiff, die Ruaheine, ist schon fertig; es hat doppelte Schrauben, 1640 Tonnen Gehalt, ist wie ein Segelschiff betakelt und kann demnach die regelmäßig wehenden Passate benutzen, also Kohlen sparen. Die Entfernung zwischen den beiden Endpunkten beträgt 7200 Seemiles, und diese Strecke soll in etwa 25 Tagen zurückgelegt werden. **Man wird also künftig von Southampton** (mit den westindischen Dampfern bis **Aspinwall**, dann über die Isthmusbahn bis Panama) nach **Wellington in Neuseeland in 40 bis 41 Tagen gelangen**. Das ist gegen jetzt ein Zeitgewinn von etwa 14 Tagen.

Die australischen Colonien sind aber auch nach einer andern Richtung hin thätig. Queensland, Neusüdwales und Victoria beabsichtigen, eine eigene Linie von Dampfern nach Punta Galle (wo bekanntlich der Knotenpunkt für die östlichen Dampferlinien liegt) ins Leben zu rufen, und zwar auf dem **nördlichen** Wege. Die Schiffe sollen dann nicht mehr, wie bisher jene der Peninsular Company, die Südwestspitze Australiens, also den König Georgs-Sund, anlaufen, sondern die Nordspitze, Kap York am Eingange der Torresstraße. Die Holländer haben schon jetzt eine Dampferlinie, die von **Singapore** nach Osten hin bis **Timor** reicht, und diese soll selbstständig bis Punta Galle fortgeführt werden.

So gestalten sich allmälig die Verhältnisse der Dampferfahrten in der gewaltigen Südsee ähnlich, wie seither im Atlantischen Ocean. Hier beschränkte man sich auch erst längere Zeit auf die Küsten und die Verbindung zwischen benachbarten Ländern. Dann aber, als einmal der Ocean in seiner ganzen Breite durchmessen worden war, folgte eine transatlantische Linie der andern. Direkte Verbindungen zwischen Australien und China, mit San Francisco und Valparaiso sind ganz gewiß nur noch eine Frage der Zeit. Der Bau einer Bahn vom La Plata über die Andes in Chile ist zwar projektirt, liegt aber gewiß in der Ferne, aber man ist schon ans Werk gegangen, fahrbare Straßen über das südamerikanische Hochgebirge in Angriff zu nehmen, um dadurch den Verkehr zwischen den Gestaden des Atlantischen Oceans und der Südsee zu beschleunigen.

Die Glieder der Kette, welche dazu bestimmt ist, den Verkehr zwischen allen Erdtheilen und rings um den Erdball zu erleichtern, werden immer zahlreicher, und bald wird diese ungeheuere Kette vollendet sein.

A.

---

# Ebbe und Flut.

Von Prof. **A. Kayser** in Paderborn.

## II.

Zur Erklärung der Gezeiten sind wir von der Annahme ausgegangen, daß die Erdkugel ganz von einer Wasserhülle umgeben sei. Diese Voraussetzung trifft aber in der Wirklichkeit nicht zu, da die Continente als Inseln aus dem Weltmeere hervorragen und den Ocean in verschiedene große Becken abtheilen, welche durch breitere oder schmälere Wasserstraßen unter einander in Verbindung stehen. Es ist selbstverständlich, daß die großen Erdindividuen dem Gange und Laufe der Flutwelle hemmend und störend entgegentreten und so Unregelmäßigkeiten in Ebbe und Flut bringen, deren Erklärung nicht geringe Schwierigkeiten mit sich führte. Der Reverend Sir William Whewell hat die unzähligen Beobachtungen der englischen Marine und Colonien in genialer Weise zu einem durchsichtigen Resultate zu vereinigen und selbst für das Auge sichtbar darzustellen gewußt.

Wie Humboldt die Punkte der Erde, welchen eine gleiche mittlere Jahrestemperatur eigen ist, durch die sogenannten Isothermen verband, so hat Whewell 1835 die Punkte der Erde, welche an einem bestimmten Tage zu gleicher Zeit Hochwasser haben, durch Linien verbunden, die er cotidal lines — Isorachien — nennt. (Vergl. Berghaus Physikalischen Atlas 1. Bd., 2. Abth.: Hydrographie Nr. 1 und 2. Siehe auch die angefügte Karte.) Der günstigste Punkt für die volle Ausbildung der Flutwelle ist offenbar dort, wo nach Ost und West um 90° offenes Meer sich ausdehnt. Dort kann die Flutwelle sich zu ihrer ganzen Höhe erheben, während an den um 90 Grade des Parallelkreises entfernten Punkten die vollständigen Wellenthäler sich aushöhlen. Einen solchen Meeresstrich findet Whewell in der Gegend von Vandiemensland südlich von Australien. Dort breiten im Osten der Stille, im Westen der Indische Ocean ihre weiten Wasserflächen aus und reichen sich durch die Enge, welche Feuerland von dem Südpolarlande (Wilkes Land) scheidet, die Hand.

Ist nun in dem Meridiane von Vandiemensland Mittags um 12 Uhr Neumond, so schwillt dort der Ocean durch die vereinigte Attraction der Sonne und des Mondes zu einer immensen Flutwelle, während um 90 Grade

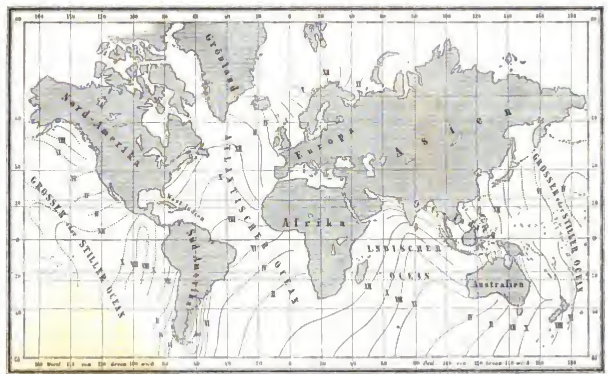
ost- und westwärts Ebbe herrscht. Wegen der Axendrehung der Erde von Westen nach Osten tritt jeden Augenblick ein westlicherer Punkt in das Zenith; es schreitet also die Welle der Zenithflut nach Westen vor, und zwar mit einer so rapiden Schnelligkeit, daß die Flutwelle um Mitternacht schon die Südspitze Vorderindiens, um 1 Uhr Nachts das Cap der guten Hoffnung, 8 Uhr Morgens das Feuerland erreicht. Man schätzt ihre Schnelligkeit auf der Höhe des Indischen Oceans zu 1000 englischen oder 200 deutschen Meilen in der Stunde. Die Geschwindigkeit nimmt jedoch mit der Tiefe ab. Whewell hat berechnet, daß bei einer Tiefe von 4000 Faden (à 6 Fuß) 500, bei einer Tiefe von 1000 Faden 250, bei einer Tiefe von 100 Faden 80, bei einer Tiefe von 10 Faden nur noch 25, bei einer Tiefe endlich von einem Faden nur 8 englische Meilen in der Stunde zurückgelegt werden. (5 engl. Meilen = 1 deutsche.)

Doch gehen wir zu dem Verhalten der Flutwelle im Atlantischen Ocean und besonders in der Nordsee über; weil näher, interessirt es uns zumeist.

Die Mutterwelle, welche bei Vandiemensland unter dem 40° südl. Br. entsteht, hat eine Neigung nach dem Aequator, das ist nach Norden; die anziehenden Kräfte, Sonne und Mond, stehen ja in der Nähe des Aequators.

Ferner stellt sich der von Osten nach Westen fortschreitenden Flutwelle eine gewaltige Barriere in dem mächtigen Continente Südamerika's entgegen, während sich nach Norden das Meerthal des Atlantischen Oceans öffnet. Beide Ursachen lenken die von Osten heranströmende Flutwelle von ihrer ursprünglichen Bahn ab und geben ihr im Atlantischen Ocean eine nördliche Richtung. Nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil derselben bricht zwischen dem Feuer- und Wilkes-Lande in den Stillen Ocean durch.

Diese Erwägung gibt uns den Schlüssel für die Lösung




Whewell's Isorachien-Karte.

Dieses Verhältniß der Tiefe des Meeres zur Geschwindigkeit der Flutwelle erklärt uns, weshalb letztere in der Nähe der Continente und in engeren Wasserstraßen langsamer voranläuft, als auf der hohen See, oder was dasselbe ist, daß die Isorachien auf dem hohen Meere sich um ein Bedeutendes nach vorn ausbauchen. Je langsamer aber die Flutwelle voraneilt, desto enger ist der Raum, welcher den Flutberg dieser von dem Flutberge der nächsten Stunde trennt; daher treten die Isorachien unfern der Continente näher zusammengedrängt auf.

Das Hinderniß, welches die geringere Tiefe der Fortbewegung der Flutwelle entgegensetzt, hat aber nicht bloß zur Folge, daß die Rauminterwalle abgekürzt werden, es hat auch die andere Folge, daß die Höhe der Flutwelle bedeutend gesteigert wird. In demselben Maße, worin die Basis der Flutwelle abnimmt, muß die Wellenhöhe wachsen. Da sehen wir den Grund, weshalb an den Ufern der Unterschied zwischen dem Flut- und Ebbeniveau so bedeutend, auf hoher und tiefer See dagegen so gering ist.

des Räthsels in die Hand, daß im Atlantischen Ocean die Flut nicht von Osten nach Westen, sondern von Süden nach Norden strömt, oder was dasselbe ist, daß die Punkte an der Westküste Afrika's auf gleichen Isorachien mit den Punkten der Ostküste Amerika's liegen.

Die Urwelle, welche um 1 Uhr Mittags von Vandiemensland ausging und um 1 Uhr Nachts das Cap der guten Hoffnung (Südspitze von Afrika) erreichte, ist um 6 Uhr des andern Morgens auf ihrem nördlichen Laufe am Cap Palmas (Westküste von Afrika) und bei Bahia (Ostküste von Südamerika), um 11 Uhr am Cap Blanco und Hayti, um 12 Uhr bei den Canarischen Inseln auf der einen und bei Neufundland auf der andern Seite des Atlantischen Beckenrandes angelangt. Es liegt also das Cap Palmas mit Bahia, das Cap Blanco mit Hayti, die Canarischen Inseln mit Neufundland auf derselben Isorachie.

Weil das Caraibische Meer durch die westindischen Inseln der Kleinen und Großen Antillen verbarrikadirt,

der Hals des Mittelmeeres durch die Säulen des Herkules zu fest verschnürt ist, so kann die Flutwelle um so weniger hereindringen, da sie von Süden nach Norden an den Eingängen vorüber rollt. Der Busen von Mexico so gut als das Mittelmeer sind dieserhalb rücksichtlich der Ebbe und Flut auf sich allein angewiesen.

Verfolgen wir jetzt die Flutwelle auf ihrem fernern Laufe im nördlichen Theil des Atlantischen Oceans. Durch den festen Körper Nordamerika's, sowie durch die große Insel Grönland wird derselben eine mehr östliche Richtung angewiesen. Diese Richtung wird noch verstärkt durch die südliche Neigung des Wellenkammes, welche Sonne und Mond, die in der Nähe des Himmels-Aequators stehen, bewirken müssen, sobald die Mutterwelle den Erd-Aequator passirt hat.

Wir verließen die Flutwelle bei den Canarischen Inseln und Neufundland, wohin sie nach Verlauf von 24 Stunden vorgedrungen war. Sie langt Nachmittags 4 Uhr des zweiten Tages bei Brest (Nordwestspitze Frankreichs), Landsend und Cap Clear (Südwestspitzen Englands und Irlands) an. Hier spaltet sich der Flutstrom in drei Arme. Der westliche und Hauptstrom fließt seine östliche Richtung verfolgend zwischen Island und Irland durch nach dem nördlichen Eismeere. Der mittlere ergießt sich durch den Georgskanal (zwischen Irland und England); der östliche endlich wälzt seine Wogen durch den Pas de Calais und bewirkt die Flut an der Südküste Englands und an der Nordküste Frankreichs, Belgiens, Hollands, Deutschlands und schlägt zuletzt gegen die Westküste Dänemarks und Holsteins, wo sie sich todt läuft. Die Flutwelle, welche 5 Uhr Nachmittags die Küste bei Brest inundirte, erreicht erst um 11 Uhr Abends Calais und Dover, um Mitternacht Ostende und die Themse, um 1 Uhr Mittags des dritten Tages erst die Mündung der Elbe. Sie, die in 29 Stunden von Vandiemensland nach Brest geeilt, braucht volle 21 Stunden, um von Brest bis nach Helgoland vorzurücken. So sehr wird durch die geringere Tiefe der Nordsee die Geschwindigkeit der Flutwelle geschwächt!

Ein zwiefaches Dunkel in den Flutschwankungen der Nordsee wird durch diesen Umstand erhellt: erstens die Fortbewegung der nordseeischen Flut von Westen nach Osten, da sie doch nach dem Sonnen- und Mondlaufe gerade umgekehrt von Osten nach Westen voranschreiten sollte; zweitens die Verspätung der Springfluten in der Nordsee. Nach der Theorie sollten dieselben mit dem Neu- und Vollmonde gleichzeitig sein, finden sich aber in der That in Brest erst 28 Stunden, in Ostende 36 Stunden, in Helgoland erst zwei Tage nach dem Neu- und Vollmonde ein. So viel Zeit gebraucht die Mutterwelle, um von Vandiemensland bis Helgoland zu gleiten!

Der Stromzweig, welcher seinen Weg durch den Georgskanal nimmt, vereinigt sich an der Westküste Schottlands wieder mit dem Hauptstrome, der nunmehr in fast ganz östlicher Richtung weiter fließt und die Westküste Norwegens bespült. Da sich aber zwischen Norwegen und Schottland das weite Becken der Nordsee öffnet, so muß sich hier dieselbe Erscheinung, wenn auch in kleinerm Maßstabe und in ganz entgegengesetzter Richtung wiederholen, welche wir auf der südlichen Halbkugel beim Eingange in den Atlantischen Ocean beobachteten. Ein Theil des Flutstroms muß sich von Norden her in das Deutsche Meer ergießen und seiner Welle einen Kamm geben, auf dem die Wellenlinie des Hauptstroms senkrecht steht. Die Nordsee steht somit unter dem Einflusse einer doppelten Flutwelle; die eine dringt durch den Kanal vor und beherrscht in ihrem östlichen Fortschreiten den südlichen, die andere läuft um Schottland herum und beherrscht in südlicher Direktion den nördlichen Theil des Nordseebeckens. Wie an dem Südrande die Flut von Westen, so muß sie in der nördlichen Hälfte von Norden heranstürzen. Die Welle, welche durch die nördliche Mündung in die Nordsee fällt, trifft in der südlichen Hälfte des Beckens mit dem durch den Kanal fließenden Strom zusammen. An der Ostküste Englands begegnen sich beide Wellen, und nun treten die bekannten Interferenzerscheinungen der combinirten Wellenbewegungen ein. Trifft die Flutwelle der nördlichen mit dem Ebbethale der südlichen Oscillation zusammen, so heben sich beide gegenstrebenden Wirkungen auf — das Meer ist an einer solchen Stelle ohne Schwankung — todt. Trifft dagegen die Flutwelle des nördlichen mit der Flutwelle des südlichen Stromes zusammen, so zeigt sich an einer solchen Meeresstelle gesteigertes Hochwasser. Dieses ist z. B. der Fall an der Mündung der Themse. Die Welle der Zenithflut von Vandiemensland erreicht auf dem Wege um Schottland herum die Themsemündung fast 12 Stunden später, als auf dem Wege durch den Kanal. In diesen 12 Stunden ist aber die Welle der Nadirflut nachgerückt, so daß hier nun zwei Flutwellen zusammentreffen und eine Anschwellung des Hochwassers bewirken. Diesem Umstande hat es die Themse zu danken, daß die Flut so hoch in ihrem Bette steigt; diesem Umstande hat London es zu danken, daß die großen Kauffahrteifahrer zur Flutzeit bis Londonbridge fahren und in die dortigen Riesenbassins (Catharine-, East-Indian-, West-Indiandocks) einlaufen können.

An der Südostseite des Deutschen Meeres wird der Strom der Flutwelle, die sich durch den Kanal ergießt, in östlicher Richtung fortgerissen. Durch die starke Flutwelle aus Norden wird er in die Direktion nach Südsüdost gedrängt. Darum strömt die Flut z. B. bei Helgoland von Nordwest heran. Aus demselben Grunde ist die Einfahrt in die Elbe so leicht mit herannahender Flut. Bei völliger Windstille läuft z. B. von Helgoland eine Schaluppe in zwei Flutzeiten sicher nach Curhafen, wenn durch das Steuer nur die Richtung gewahrt ist.

Es erübrigt noch, die Anfangs erwähnten regelmäßigen Fluten von ganz enormer Höhe zu erklären, wodurch einzelne Küstenpunkte ausgezeichnet sind. Diese enormen Fluthöhen sind lediglich eine Folge der Configuration der Küsten. Wie der Hauptwellenschlag der südoceanischen Mutterwelle einen Arm in den Atlantischen Ocean abstößt, so muß dieser Strom seine Seitenverzweigungen in jede Bai und Bucht an den Gestaden abstoßen. Erstreckt sich nun eine solche Bucht tief ins Land hinein, und zwar so, daß sie dem Meere eine breitere Mündung zukehrt, sich aber landeinwärts trichterförmig verengt, so ist nur noch erforderlich, daß die Ufer zu einer hinlänglichen Höhe ansteigen, um eine bedeutende Fluthöhe unvermeidlich zu machen. Die Wassermasse, welche in die breitere Oeffnung hineingepreßt wird, muß sich, je weiter sie in der verjüngten Einbucht vorandringt, heben, und um so mehr heben, als die Bucht sich verschmälert. Am günstigsten sind diese Bedingungen in der Bucht bei St. Malo (Nordküste Frankreichs) und in der Fundybai (Ostküste von Nordamerika). Darum dort eine Fluthebung von 46, hier die höchste, welche die Hydrographie kennt, zu 70 Fuß.

Diese interessante Theorie, welche Whewell aus Cambridge aus mehr denn 40,000 in Europa, Asien, Afrika und Amerika gemachten Beobachtungen zuerst combinirte, Lubbock und Germar weiter verfolgten und ausbildeten, ist geeignet, die verwickelten Erscheinungen der Ebbe und Flut zu begründen und zu erklären, so daß nunmehr das Problem der Gezeiten als ein völlig gelöstes angesehen werden

darf, sofern dieses Phänomen von dem gewöhnlichen und regelmäßigen Ageus abhängt.

Außer der Anziehung der Himmelskörper können auch noch andere Einflüsse hemmend oder fördernd auf die Schwankungen des Meeres einwirken.

Zunächst übt der Luftdruck einen nicht ganz unbedeutenden Einfluß auf die Höhe der Flutwelle aus. Je höher die Luftsäule und je größer somit der Luftdruck über einer Meeresstelle zu einer Zeit ist, desto geringer muß bei sonst gleichen Umständen die Fluthöhe, desto gesenkter die Ebbentiefe sein, und umgekehrt. Walker hat an der Küste von Cornwall und Devonshire die Beobachtung gemacht, daß das Meeresniveau um 16 Zoll höher steigt, wenn das Barometer um einen Zoll fällt, dagegen um 16 Zoll niedriger bleibt, wenn die Quecksilbersäule um einen Zoll gestiegen ist. Viel belangreicher ist aber der Einfluß des Windes auf die Flut. Weht der Luftstrom der Flutwelle entgegen, so kann sie begreiflicher Weise nicht in solcher Höhe ans Ufer schlagen. Kommt dagegen die Flut vom Winde getrieben herangestürzt, so muß sie den Strand weiter und höher inundiren. Wird gar das Hochwasser einer Springflut von anhaltenden Orkanen, die stets mit sehr niedrigem Barometerstande gepaart sind, dem Ufer zugejagt, so entstehen die verheerenden Sturmfluten, deren Schrecken in den Annalen der Küstenbewohner verzeichnet stehen. „Wenn alle begünstigenden Umstände", sagt Hartwig (Leben des Meeres, Frankfurt 1857, S. 46), „zusammentreffen, was zum Glück nur selten geschieht, so entstehen jene furchtbaren Sturmfluten, welche für die flachen niederländischen und friesischen Küsten eben so gefährlich werden können, wie ein Ausbruch des Aetna den sicilianischen Gefilden. Denn auch hier ist eine entsetzliche Naturkraft entfesselt, welche die menschliche Ohnmacht verspottet. Alsdann bietet das empörte Meer einen wunderbar majestätischen Anblick. Die ganze Oberfläche gährt und siedet. Riesengroße Wellen thürmen sich wie gewaltige Titanen empor und schleudern ihre ganze furchtbare Kraft gegen die Dünen und Deiche, als ob sie, von wilder Eroberungslust beseelt, das dahinter liegende Tiefland, welches einst zum neptunischen Reiche gehörte, wieder verschlingen wollten. Stundenweit hört der erschrockene Batave das Tosen der Brandung; und wohl mag er zittern, wenn die wüthende Sturmflut gegen die Wälle donnert, die ihn gegen den gewaltigen Ocean schützen; denn die Annalen seines Vaterlandes sind voll trauriger Beispiele ihres Zornes und erzählen ihm, daß an Stellen, wo jetzt die Meeresfläche unabsehbar sich vor seinen Blicken ausdehnt, Kornfelder einst wogten, oder zahlreiche Heerden auf üppiger Grasflur weideten. So überschwemmte am 1. November 1170 ein Durchbruch der Sturmflut alles Land zwischen dem Texel, Medenblyk und Stavoren, bildete die Insel Wieringen und erweiterte die Oeffnungen, welche die Zuiderzee mit dem Ocean verbinden. Durch die Ueberschwemmungen von 1232 und 1242 fanden mehr als 100,000 Menschen ihren Tod, und die Sturmflut von 1287 begrub in Friesland allein mehr als 80,000 Opfer unter den Wellen. Der Durchbruch von 1585 erweiterte bedeutend die Kanäle zwischen dem Vlie und Texel, so daß nun große Schiffe bis nach Amsterdam und Enkhuyzen fahren konnten, was früher nicht möglich gewesen war."

Helgoland erfuhr die Gewalt der Sturmfluten in der Neujahrsnacht 1720. Von 2 Uhr des Nachmittags am 31. Dezember blies ein rechter Hauptsturm die Wellen des Hochwassers mit solcher Wucht heran, daß der Verbindungswall zwischen der Düne und dem Unterlande durchrissen und fortgespült wurde, obwohl derselbe an einzelnen Stellen eine Breite von 40 Faden (à 6 Fuß) hatte. Wo vorhin ein passabeler Weg den Fußgänger zu der Düne führte, ist von der Sturmflut ein Kanal gehöhlt, der die Breite einer halben Stunde und eine Tiefe erreicht, die ihn für große Schiffe fahrbar macht.

Dem Gedächtnisse älterer Uferanwohner der Nordsee sind noch die Schrecken der Sturmflut vom 19. Dezember 1792 und 3. März 1793 in schaueriger Erinnerung; das Wasser erhob sich 19 Fuß über das gewöhnliche Niveau der Fluthöhe.

Der seltene Fall, daß ein ungewöhnlicher Sturm mit der allerungünstigsten Stellung des Mondes zusammentraf, war in den Blättern der Geschichte so wenig als in den Falten des Gedächtnisses mit Bestimmtheit aufgezeigt. Das Ende des ersten Viertels in unserm Jahrhundert sollte das traurige Beispiel liefern.

Am 2. und 3. Februar 1825 fiel nämlich Vollmond und Erdnähe des Mondes zusammen; überdies war Luna dem Durchgange durch den Aequator nahe. Diese vereinigten Umstände reichten für sich schon aus, die Springflut zu ihrem höchsten Gipfel aufzuthürmen. Da trat mit einem Male ein heftiger Gewittersturm hinzu und trieb die Fluten über große Uferstrecken der Nordsee. Tausende wurden in den Wogen begraben, Aecker und Häuser und Vieh vom wüthenden Meere verschlungen, so daß derselbe Nothschrei von den Dünen Flanderns bis zu der Küste Holsteins wiederhallte und selbst dem Binnenländer die Verheerung der Sturmfluten begreiflich machte.

Im vorigen Sommer berichteten die Zeitungen aus Lincolnshire (Ostküste von England): „Ein großer Theil der Grafschaft, 700,000 Acker Landes, liegt unter dem Spiegel des Meeres und wird durch Dämme nach Art der holländischen vor den Ueberflutungen der See geschützt. Einer dieser Dämme wurde durchbrochen, und durch eine 40 Yards weite Oeffnung stürzt die Flutwelle über das niedriger gelegene, reich angebaute und dicht bevölkerte Land, welches unter dem Namen The Lincoln fen bekannt ist. Die schöne Ernte ist verloren. Die Pachtungen stehen unter Wasser; der Schaden läßt sich kaum berechnen." Es war die schreckliche Wirkung einer verheerenden Spring- und Sturmflut!

Im verflossenen Winter wurde ebenfalls von außerordentlichen Sturmfluten berichtet. In der Nacht vom 26. zum 27. Dezember stieg das Wasser auf Norderney bei der Flut 10 bis 11 Fuß über die gewöhnliche Höhe. An der otterndorfer Schleuse im Lande Hadeln trieb der aus Nordwest wüthende Sturm am 26. Abends die Flut um 7 Fuß 5 Zoll, und am folgenden Tage um 8 Fuß 10 Zoll über den gewöhnlichen Flutstand.

An den niederländischen Küsten scheinen die Fluten noch höher gestiegen zu sein. Aus dem Haag schrieb man darüber: „Es vereinigt sich Alles, die Flut zu ungewöhnlicher Höhe hinaufzutreiben. Springfluten entstehen bekanntlich bei Voll- und Neumond, wenn die Anziehungskraft der Sonne und die des Mondes sich vereinigen. Sie sind aber dann am höchsten, wenn der Mond in seinem Perigäum, d. h. der Erde am nächsten steht. Dies ist jetzt der Fall. Außerdem steht die Erde in ihrem Perihelium, d. h. der Sonne am nächsten. Rechnet man dazu den heftigen Nordwestwind, der die Flut gerade auf die holländische Küste anjagt, so hat man die Momente einer gewaltigen Wirkung beisammen, wie man sie seit 37 Jahren nicht mehr gekannt hat."

# Bemerkungen über das Hochthal von Kaschmir.

Manche von den Phantasien, die sich mit Träumereien über eine „Wiege der Menschheit“ abgaben, haben ein solches Unding in Asien und namentlich in Kaschmir gesucht. Dort sei das eigentliche „Paradies“ (d. h. ein orientalischer Lustgarten) gewesen, von diesem Punkte sei die „Menschheit“ ausgegangen. Mit saftigen Farben wurde dann ausgemalt, wie mild und entzückend das Klima sei und wie die herrlichsten Früchte den „ersten Menschen“ gleichsam in den Mund gewachsen seien.

Nun ist aber die Geographie eine unbarmherzige Wissenschaft, weil sehr positiv. Unser Landsmann, Hr. v. Hügel in Wien, hat ein lehrreiches Buch über Kaschmir aus eigener Anschauung geschrieben; hinterher sind die Gebrüder Schlagintweit gekommen und haben auch manche interessante Thatsachen mitgetheilt, und während der letzterflossenen Jahre nahmen die Engländer trigonometrische Vermessungen vor und trugen nicht weniger als 4606 Ortschaften in die Karten ein. In der Pandschabkette, welche sich zwischen dem Hochthal und den südlichen Ebenen erhebt, arbeitete Kapitän Montgomerie auf Berghöhen, die 13,000 bis 15,000 Fuß über der Meeresfläche liegen, und an der Nordseite in einer Höhe von 16,000 Fuß. Wir wissen nun, daß das vermeintliche „Paradies“ aus einem Hochthale besteht, welches auf allen Seiten von Schneebergen umgeben ist und etwa 5000 F. über der Meeresfläche liegt. Reich an malerischen Landschaften ist es allerdings, und seine Rosen sind berühmt wie seine Deodara-Cedern, deren Holz viele Jahrhunderte überdauert. Aber schon in den Herbstmonaten ist das Land bitter kalt, dicker, frostiger Nebel lagert sich über das Thal, nachher fällt Schnee, der vier Monate lang liegen bleibt und im April den Hagelwettern und dem Regen Platz macht. Das ist eine kalte „Wiege des Menschengeschlechts“, in welcher ein Feigenblatt als Bekleidung für die „ersten Menschen“ wohl nicht ausgereicht hätte. Die Phantasie hält gegenüber der Geographie nicht Stich.

Aber die Landschaft ist allerdings prachtvoll, großartig und schön, das Hochthal reich an Seen und fließenden Gewässern und an üppigen Wäldern; verhältnißmäßig kann man das Klima als mild bezeichnen. Die Hauptstadt Srinaggar wird als ein östliches Venedig geschildert, weil sie nach allen Richtungen hin von Kanälen durchschnitten ist und die Häuser, wie in der adriatischen Lagunenstadt, aus dem Wasser emporsteigen. Auf dem in der Nähe liegenden See, in welchem sich die Schneeberge abspiegeln, fluten schwimmende Inseln auf und ab, und an ihren Ufern dehnen sich reizende Gärten hin, in welchen die vom Gebirge herabfallenden Gewässer lustige Cascaden bilden.

Der ebene Theil des Hochthals ist etwas über 20 deutsche Meilen lang und mehr als 4 Meilen breit; er wird vom Jhilam durchströmt, dessen Quellgewässer im südlichen Theile des Thales liegen. Von Islamabad ab durchzieht er nach Norden hin in schlängelnden Windungen das Thal, bildet mehre reizende Seen und strömt durch den Barramalla-Paß ab. Die große Kette des Himalaya wird hier von einer 7000 Fuß tiefen Schlucht durchsetzt; die Sohle derselben ist sehr schmal und wird ganz vom Fluß eingenommen; bei Ari ist dieselbe nur 70 Fuß breit, und dort steigen die Felsen fast senkrecht auf. Durch diese natürliche Abzugsschleuse oder Rinne wälzt der Jhilam mit reißender Schnelligkeit sein Wasser.

Im Thal von Kaschmir sind manche Dynastien einander gefolgt, die hoch in die Zeiten hinaufreichen. Als ein großer Theil Europa's noch halbbarbarisch war, blühten dort schon Kunst und Wissenschaft; unter den Hindukönigen war der Buddhismus Landesreligion, bis im zehnten Jahrhundert durch König Ramagupta die Klöster zerstört, die Götterbilder verbrannt wurden und die Satzungen des Brahmanismus zur Geltung kamen.

Es ist eine alte Wahrheit, daß die verschiedenen Religionen einander „auffressen“. Die Brahmanen vertilgten den Buddhismus und unterlagen ihrerseits dem Islam. Von 1341 bis 1586 herrschten unabhängige mohammedanische Könige, welche zuletzt vom Großmogul Akbar beseitigt wurden. Die Großmogule betrachteten Kaschmir als ihr Paradies, in welchem sie gern und oftmals monatelang verweilten. Akbar baute Paläste, legte Gärten an und pflanzte Pappeln und Platanen, die noch heute stehen; sein Sohn Dschehandschir und dessen Gemahlin Nurmahal schwärmten für das schöne Thal und verweilten gern in den Gärten von Schelimar.

Auch die Herrschaft der Großmogule ging zu Ende; 1753 eroberten die Afghanen Kaschmir, und 1819 fiel es den Sikhs anheim. In diesem Jahre wurde das Thal von Erdbeben heimgesucht, durch welche 1200 Menschen ihr Leben verloren; bald nachher raffte eine Seuche mehr als 100,000 hinweg, dann kam Hungersnoth, und statt der 800,000 Köpfe, welche 1819 im Hochthale wohnten, zählte man 1833 nur noch 200,000!

Die Kaschmirier gehören in Bezug auf Körperbildung zu den schönsten Stämmen der Hindus, sie sind jedoch verweichlicht und knechtisch gesinnt. Ein großer Theil bekennt sich zum sunnitischen Mohammedanismus, aber die Frauen bedecken nur den Kopf, nicht das Gesicht mit dem Schleier, welchen die Mädchen gar nicht tragen. Diese setzen eine kleine, runde Mütze auf, unter welcher das Haar in einer Menge kleiner Flechten hervorhängt, welche hinten zusammengebunden werden. Eine helle Hautfarbe, die sich mit unserer europäischen messen kann, ist gar nicht selten und die Schönheit der Frauen sprichwörtlich. Aber die Volksmasse hat doch einen groben Gesichtsausdruck. Die Kaschmirier sind zungenfertige Schwätzer, leicht erregbar, streitsüchtig, und in Zorneswallungen schimpfen sie entsetzlich. Das gemeine Volk ist sehr unsauber und hat viel Ungeziefer an sich; wehe dem unglücklichen Reisenden, der sich auf ein Tuch setzt, das sie ihm hinbreiten! Man darf in keinerlei Berührung mit diesen Leuten kommen.

Der englische Missionär Robert Clarke (Church Missionary Intelligencer, Oktober 1865, S. 296) ruft aus: „Wie tief ist Kaschmir, das irdische Paradies, gesunken im Vergleich zu jenen Tagen, da Dschehandschir und Nurmahal dreizehn Sommer dort verweilten und dieses kleine Reich so hoch hielten, daß der Kaiser erklärte, er wolle lieber jede andere Provinz verlieren als Kaschmir. Dann ging vor nun 200 Jahren der Großmogul Aureng seb von seiner Hauptstadt Delhi nach Kaschmir mit 25,000 Reitern, mit 70 großen Kanonen, deren jede von 20 Joch Ochsen gezogen wurde, mit 50 kleineren Kanonen, vielen Elephanten

und Rossen, mit Jagdfalken, Hunden, gezähmten Leoparden und Löwen, mit Rhinoceronten, Büffeln und Antilopen. Zwei Monate lang dauerte die Reise von Delhi bis Lahore, denn das gesammte Gefolge bestand aus 400,000 Menschen. Von diesen durfte aber nur je der vierte Mann dem Großmogul nach Kaschmir folgen, damit im Hochthale keine Hungersnoth ausbreche. Damals war großer Glanz in den Prachtpalästen von Srinaggar, doch nun liegen dieselben in Trümmern, die Straßen sind mit Schmutz gefüllt, das Land ist arm, der See versumpft. Aber manche Europäer, vorab Engländer, verweilen in Kaschmir, welches für diese Leute ein Capua geworden ist. Seitdem die Sikhs den Briten unterworfen sind und das Reich Randschit Singhs ein Ende nahm, gab die indische Regierung das Land Kaschmir nebst Ladakh an den Maharadscha Gholab Singh, einen Sikh; dessen Nachfolger Rambir Singh herrscht jetzt über das Land.

Er verdankt seinen Thron den Engländern, aber die Missionäre klagen, daß sie in Kaschmir sehr schnöde behandelt werden. Clark war 1863 dort und predigte; aber die Leute, welche ihm zugehört hatten, wurden von den Soldaten des Königs angespieen und geprügelt. Man stellte Wachen vor seine Wohnung und that ihm kund, daß er Schläge bekommen solle, wenn er in einem gewissen Stadttheile predige; endlich trieb man ihn aus. Er kam aber im Frühling 1864, nachdem er zuvor ein Haus in Srinaggar gemiethet hatte. Die Kaschmirier wollten den „Padre Sahib" (geistlichen Herrn) nicht über die Brücke lassen und er hatte überhaupt allerlei Ungemach zu erdulden. Ein französischer Shawlhändler, Namens Gosselin, stand ihm freundlich bei, er konnte aber dem Widerwillen des Volkes gegen den Missionär nicht steuern. In das Haus dieses letztern wurden Steine geworfen, und die Behörden wollten das Predigen nicht dulden. Ein Mann, der sich zur Taufe verstanden hatte, wurde mit einem Klotze belastet. Im Laufe des Jahres 1865 sind zwei Missionäre in Kaschmir thätig; einer derselben ist Arzt. In Srinaggar wurde ihnen, auf Befehl des Königs Rambir Singh, Mehl zum Brotbacken verweigert; sie gingen deshalb aufs Land in die Dörfer. Dort schloß sich ihnen ein mohammedanischer Buchbinder an, wurde aber dafür von den Behörden öffentlich ausgepeitscht, in Ketten gelegt und dann auf drei Monate ins Gefängniß gesperrt. Man sieht, es sind immer die alten Geschichten.

---

# Das Almthal und der Almsee.

Reisebild aus Oberösterreich von Dr. Friedrich Brinkmann.

## II.

Von dem Punkte an, wo man zuerst des Sees ansichtig wird, hat man bis zum Seehause noch ungefähr eine halbe Stunde zu gehen. Ich muß gestehen, daß mir gerade auf dieser Strecke die Berge in ihrer theilweisen Verhüllung von Wolken, aus welchen die Spitzen und Kämme hier und da hervorbrachen, und die weißen Abhänge hier und da so duftig hervorschimmerten, als wären sie mit einem durchsichtigen Schleier verhangen, am schönsten erschienen, schöner als am folgenden Tage, wo ich sie alle unverhüllt in den glänzenden Strahlen der Mittagssonne vor mir liegen sah. Diese Nebel und Wolken paßten vortrefflich zu dem düstern Charakter der ganzen Landschaft und zu der abendlichen Stimmung und Beleuchtung, worin sie mir entgegentrat.

Nachdem man einige Zeit am Ufer des Sees fortgegangen ist, erscheint das Seehaus, und es wird nun bald für den müden, in der dunkelnden Landschaft dahin schreitenden Wanderer der interessanteste Theil des Bildes. Es steht am südlichen Ende des Sees, zwischen diesem und den Abhängen des Todten Gebirges. Von weißem Anstriche, mit grünen Fensterläden hebt es sich gar nicht übel ab von der grünen Matte, die davor sich erstreckt, und dem dunklen Tannenforste, der dahinter den Fuß des Todten Gebirges umsäumt, und es könnte uns wohl freundlich und selbst einladend erscheinen, wenn es nur nicht gar so kahl, ohne alle Umgebung von Bäumen, schutzlos Wind und Wetter preisgegeben daläge und so frostig uns anstarrte. Es ist ein ziemlich großes, zweistöckiges, massives Gebäude und bildet mit seinen Scheunen und Stallungen ein Geviert, das seine Hauptseite, die eigentliche Wohnung, dem See zuwendet. Die Form ist die einfachste, die man sich denken kann. Nicht die geringste Verzierung, kein Thurm, keine Zinnen, keine Erker oder Altane erinnern uns daran, daß es das Jagd- und Lustschloß eines Klosters ist, das einst alles Land zwischen dem Almsee und der Donau als Stiftsgebiet beherrschte und noch immer zu den reichsten von ganz Oesterreich gehört. Nichts als nackte, weiße Wände sieht man, ein großes plumpes Viereck, und nur die fast quadratischen Fenster von städtischer Breite und Höhe künden uns schon von fern an, daß wir keinen gewöhnlichen Bauernhof vor uns haben.

Im Innern des Seehauses werden wir dagegen um so häufiger und entschiedener auf seine Bestimmung hingewiesen. Alle Gänge sind aufs reichste mit Hirsch- und Rehgeweihen verziert, und manche herrliche Exemplare finden sich darunter. An allen Wänden der Zimmer im obern Stockwerke, die von den Stiftsherren zur Zeit ihres Besuches bewohnt und auch den etwa hier übernachtenden Fremden angewiesen werden, hangen lebensgroße Bilder von Aebten Kremsmünsters aus früheren Jahrhunderten und von anderen adeligen Herren, die mit ihnen zur Jagd hierher zu kommen pflegten. Unter ihnen zogen besonders mehre Aebte meine Aufmerksamkeit auf sich durch den Widerspruch zwischen dem geistlichen Kleide und dem harten, herrischen Ausdrucke des Kopfes, der gut zu einem Soldaten, am besten zu einer Wouvermann'schen Reitergestalt aus dem dreißigjährigen Kriege gepaßt hätte. So befand sich zwischen den Bildern, womit mein Schlafzimmer ausgestattet war, ein Abt mit solch einem unheimlichen Blicke, daß ich ihn herzlich gern von der Wand heruntergenommen

und für die Nacht vor die Thüre gestellt hätte. Diese Porträts illustriren sehr gut Manches aus der Geschichte Oberösterreichs, insbesondere die traurige Zeit, in welcher der Protestantismus durch Kaiser Ferdinand II. ausgerottet wurde, da unter den Kommissären, die von diesem zur Bekehrung des Landes ernannt wurden, häufig Aebte sich befanden.

Die Einrichtung der Zimmer ist alterthümlich im Geschmacke des Zopfes, schwerfällig und nicht selten plump. Am meisten Freude hat man noch an dem soliden, dunkelbraunen, glänzenden Täfelwerk, das an den Thüren, deren Einfassungen und an alten kostbaren Schränken erscheint, alles in derselben Art gearbeitet, wie wir es in größter Vollendung und Schönheit in den Kaiserzimmern des Klosters Florian erhalten sehen. An allen Thüren sind noch die großen unbehülflichen Schlösser, die wir kaum mehr zu handhaben verstehen. Ein plumper, großer Tisch und eine Menge Betten, drei bis vier in jedem Zimmer, machen mit einigen Stühlen die ganze Ausstattung aus. Es sind dies die unbehaglichsten Zimmer, die mir je vorgekommen. Man glaubt, die kalte Luft der Klostermauern und Klosterzellen bis hierher zu empfinden. Man fühlt, daß hier niemals ein weibliches Wesen als Hausfrau gewaltet hat, und daß die, welche hier in der Regel wohnen, die Wärme des Familienlebens nicht kennen. In solchen Zimmern kann es nur ein Mönch wochen- und monatelang aushalten, trotz des herrschaftlichen Gepräges, das sie tragen. Es bewährt sich also auch hier wieder der Satz, daß das Haus ein Spiegelbild seiner Eigenthümer und Bewohner ist.

So sah es in den für die Stiftsherren bestimmten Räumen des Hauses aus. Einen ganz andern, aber nicht weniger originellen Anblick bot das im untern Geschosse liegende Wohnzimmer des Försters, der zugleich die Wirthschaft ausübt, und seiner Familie dar. Da dasselbe zugleich das Gastzimmer ist, falls nur wenig Fremde da sind, so wurde ich dort hinein gewiesen, um mein Abendbrod zu verzehren. Als ich eintrat, empfing mich ein gewaltiger Dunst. Man hatte der empfindlichen Kälte wegen schon eingeheizt, und rings um den in einer Ecke stehenden, riesigen, grün angestrichenen Kachelofen waren eine Menge feuchter Kleidungsstücke aufgehängt, um zu trocknen. Röcke, Beinkleider, Strümpfe, Handtücher, ein halbes Dutzend steyrischer Hüte mit breitem grünem Bande, die dem Förster und seinen Jagdgehülfen gehörten, und sogar ein Paar große, bis über die Schenkel reichende Wasserstiefeln baumelten hoch oben an einem der zahlreichen Stangen des ausgedehnten Trockengerüstes, womit der Ofen von allen Seiten umgeben war. Noch höher, an dem mächtigen Querbalken der von Rauch geschwärzten Decke hingen aufgespannt und mit der Spitze nach unten gekehrt ein rother und ein grüner Regenschirm von Baumwolle. Unten lief rings um den Ofen eine Bank, und, wie dies in der Regel der Platz der Alten und Kranken ist, so lag hier auf dem hintersten Theile derselben in Kissen gehüllt ein krankes Kind, das bei meinem Eintritte neugierig den Kopf emporreckte.

Die andere Hälfte der Wand, an welcher der Ofen stand, gleich links vom Eingang, war die Rüstkammer des Försters. Es waren hier allerlei Mordgewehre aufgehängt, mehre einfache und doppelläufige Büchsen, Stutzen, Pistolen von verschiedenen Längen, ein Hirschfänger und ein Jagdmesser, und unter ihnen paradirte als Siegestrophäe das sauber getrocknete Fell eines weißen Hasen, eine Gattung, die in den österreichischen Alpen nicht selten vorkommen soll.

Neben der Thüre, in der sich ein kleines Guckloch befand, tickte eine schwarzwälder Uhr, auf der andern Seite hing ein Crucifix und ein Gefäß mit Weihwasser. An der dem Eingange entgegengesetzten Wand waren mehre Bretter angebracht, auf denen allerlei zur Haushaltung gehörige Gegenstände lagen, unter anderen auch drei dicke, weiße, abgestumpfte Cylinder, die aber nicht, wie der Fremde glauben wird, aus Zucker bestanden, sondern aus Salz, das überall in Oberösterreich in dieser Form verkauft und aufbewahrt wird. Unter dem untersten Brette hing ein Rosenkranz und ein Kalender, „der Linzer Bothe".

Das Zimmer hatte zwei Fenster, die, wie man es in allen Dörfern und Marktflecken Oberösterreichs antrifft, mit starken, rautenförmig in einander verschlungenen Eisengittern gegen außen geschützt waren, und an dieser Wand stand der Tisch in einer Ecke. Auf demselben war gerade das Abendessen für den Förster und seine Familie aufgetragen, als ich nach Umwechslung meines Fußzeuges wieder eintrat, um zu Abend zu essen. Der ganze Haushalt, Herr und Frau, Jägerburschen, Knechte und Mägde, war im Zimmer versammelt, um sich zu Tische zu setzen. Ohne im geringsten Notiz von mir zu nehmen, stellten sie sich in einen Halbkreis, sprachen in jenen schauerlichen Tönen, an die ich mich noch immer nicht gewöhnen kann, die erforderliche Zahl von Ave Maria und setzten sich dann zum Essen nieder. Daß bei der Gelegenheit nicht ein einziger Stuhl für mich übrig blieb, kümmerte weder Wirth noch Wirthin. Ich mußte auf meinen müden Beinen so lange stehen, bis jene Gesellschaft abgetafelt hatte. Dann durfte auch ich mich setzen und erhielt auch nach einiger Zeit etwas zu essen. Aber die Wirthin, die es mir brachte, machte immer eine so krause Stirn und ein so ärgerliches, verdrießliches Gesicht, daß man deutlich erkennen konnte, wie die guten Leute die ganze Wirthschaft nur als eine Last ansehen, von der sie sich gern befreien möchten.

Nach Tische versuchte ich mit dem Wirthe eine Unterhaltung anzuknüpfen. Aber alle Mühe, die ich aufwandte, um ihn gesprächig zu machen, war vergebens, obgleich doch sonst Jäger und Förster am leichtesten zum Sprechen und Erzählen zu bringen sind. Er zog sich auf seine Bank hinter dem Ofen zurück und unterhielt sich mit seinen Dienstboten. Statt mich daher noch länger in dieser widerwärtigen Umgebung zu ärgern und zu langweilen, verließ ich die dumpfe, ungastliche Gaststube und suchte die Gesellschaft der grimmig blickenden Aebte in meiner Schlafstube auf, die mir am Ende denn doch noch lieber waren als jene protzigen Bauern.

Freilich, als ich nun mit Muße die Gesichter dieser werthen Herren, mit denen ich für die Nacht das Zimmer theilen sollte, musterte, hätte ich wohl mit Kent in König Lear sprechen können:

> I have seen better faces in my time,
> Than stands on any shoulder that I see
> Before me at this instant.
> Ich sah mitunter bessere Gesichter
> Als hier auf irgend einer Schulter jetzt
> Vor meinen Augen stehn.

Und wer stand mir dafür gut, daß nicht der eine oder andere derselben, der sich während seines Erdenwallens durch seinen Eifer für die Ausrottung des Protestantismus in Oberösterreich ausgezeichnet hatte, einen Ketzer in mir riechen und aus seinem Rahmen herausgeschritten kommen würde, um mich zu bekehren, vielleicht mit Anwendung derselben unfehlbaren und unwiderleglichen Argumente, mit denen man im 17. Jahrhunderte zu bekehren pflegte. So viel kann ich wenigstens versichern, daß mir allein in

dieser Gesellschaft durchaus nicht behaglich zu Muthe war, und zuweilen ein Grauen mich anflog, besonders wenn mein Blick den einen schwarzen Burschen mit den unheimlichen Augen streifte, was ich daher immer zu vermeiden suchte.

Andererseits konnte ich jedoch nicht umhin, dem einheitlichen, consequenten Charakter, den durch Alles dieses der Almsee erhält, meine Achtung zu bezeugen. Die rauhen, wilden Berge, der in den Sommer hineingeschneite Winter, das Seehaus selbst, seine jetzigen Bewohner und die Geister seiner früheren Eigenthümer: Alles steht in schönster Harmonie mit einander, Alles ist im höchsten Grade ausgezeichnet durch die abstoßende Kälte und Unfreundlichkeit, durch eine Düsterheit (dulness), die nur zu oft den Beigeschmack des Dämonischen erhält. Im Gefühle dieser Situation mag ein Fremdling, der sich im Seehause zu Bette legt, wohl den Seufzer ausstoßen:

> Von der menschlichen Hülfe so weit,
> Unter Larven die einzige fühlende Brust,
> Allein in der gräßlichen Einsamkeit. —

Als ich am andern Morgen aufwachte, goß der Regen noch in Strömen hernieder, und ich befürchtete schon, ich werde noch einen ganzen Tag und eine zweite Nacht im Seehause zubringen müssen, eine Aufgabe, vor der auch das geduldigste der Menschenkinder zurückgebebt wäre. Gegen Mittag wurde jedoch der Regen gelinder, die Luft heller, gegen Norden über der Ebene zeigte sich ein Stückchen blauen Himmels, es vergrößerte sich mit überraschender Schnelligkeit, bald riß auch die Wolkendecke über den Bergen im Süden entzwei, und die ganze Landschaft des Almsees lag rein und klar vor meinen Augen.

In der so ganz andern Stimmung, welche Sonnenglanz und Himmelsbläue über die Gegend ergoß, mußte ich mir gestehen, daß diesen Bergen, als sie sich aus der Hülle der Wolken in wunderbarer Reinheit herausgeschält hatten und nun in ihrem blendend weißen Gewande von frisch gefallenem Schnee da standen, umflossen von tiefer Himmelsbläue, während hier und da noch ein Flöckchen zarten Nebels um die Spitzen spielte, etwas Majestätisches innewohnte und sie als ein recht sprechendes Sinnbild „kalter Erhabenheit" (cold sublimity) erschienen, wie Byron die Alpen so treffend nennt. Indessen konnte ich andererseits nicht verkennen, daß in dieser völligen Enthüllung der Mangel der Landschaft an eigentlich malerischer Schönheit, an Harmonie der Formen und Abrundung zu einem Bilde zu sehr hervortritt. Die Berge des Almsees thun ihre größte Wirkung, wenn sie halb verhüllt gesehen werden, hier und da eine Spitze, dort ein Abhang hervortritt und die Phantasie gereizt wird, das Verhüllte sich schön auszumalen. Dann haben sie auch am meisten Charakter und Physiognomie, während, wenn sie im hellen Glanze des Mittags da liegen, man leicht auf den Gedanken kommt, daß solche Landschaften von gleicher und größerer Schönheit sich zu Dutzenden in den Alpen finden. —

Ganz anders wieder ist der Eindruck, den die Gegend in einer warmen „prächtigen Sommernacht" macht, wenn die Dunkelheit in ihren verschiedenen Graden und das Mondeslicht ihre Zauberkünste üben und so gewaltig auf die Phantasie wirken. Adalbert Stifter hat uns in seinen „Studien" (1. Band: „Feldblumen") eine meisterhafte Beschreibung von einer mondbeleuchteten Sommernacht am Almsee gegeben. Er schildert uns, wie „die Gebirge in der phantastischen Dunkelheit in immer stillere und größere Massen schmelzen, wie der See stets starrer und schwärzer wird, und nur hier und da mit einem schwachen, ungewissen Lichtchen aufzuckt, wie Berg und Thal und See immer tiefer in die schlummerige Luft zurücksinken und dann auf einmal die Mondesaurora erscheint."

„Ein lichter Schein", heißt es weiter, „stand unten am Rollberge und klomm längs der steilen Kante des Felsen, der ordentlich schwarz gegen diesen Schimmer stand, bis der Mond endlich auf dem Gipfel des Steines wie ein großes Freudenfeuer emporschlug zum Himmel, an dem schon alle Sterne harrten. Er trennte sich sodann und schwamm wie eine losgebundene, blitzende, weiß glühende Silberkugel in den dunklen Aether empor — und Alles war hier unten wieder hell und klar — die Berge standen wieder alle da und troffen von dem weißen niederrinnenden Lichte, das Wasser trennte sich und wimmelte von Silberblicken, ein Lichtregen ging in dem ganzen Bergkessel nieder, und jedes feuchte Steinchen und jedes thauige Gräschen hatte seinen Funken."

Freilich muß nun am andern Tage der Maler, dem diese Schilderung in den Mund gelegt wird, sich darüber wundern, daß der See so klein ist, und er bemerkt mit Recht: „Das zauberische Nachtlicht hatte mir Alles in seinen Schleiern auseinander gerückt und vergrößert." Es muß eben, wie wir oben sagten, am Almsee immer die Phantasie thätig sein, um die Mängel der Landschaft zu ergänzen, und dazu entweder durch Wolken und Nebel oder durch Nachtdunkel und Mondschein gereizt werden. Die mondbeleuchtete Nacht mag allerdings der Gegend am günstigsten sein, in ihr mag der düstere, schwermüthige Charakter derselben idealisirt werden und etwas Mystisches erhalten und so dieses Beiwort, welches die Oesterreicher dem Almsee zuweilen geben, sich erklären.

Ob bei dem Ausdrucke „der mystische Almsee" vielleicht auch eine Erinnerung an die mehr als tausendjährige Geschichte des Sees und an Karl den Großen, der den See an Kremsmünster schenkte, hineinspielt, weiß ich nicht. Jedenfalls werden wir an Karl den Großen durch eine Eigenschaft des Sees, die mit der Mystik sehr wenig zu thun hat, bestimmter als durch alles Andere erinnert, durch diejenige, welche Karl wohl besonders im Auge hatte, als er den Almsee dem Kloster gab, und deretwegen dieser zu allen Zeiten ein besonders angenehmes Besitzthum für die Stiftsherren war. Der See ist nämlich — und damit kommen wir im Sprunge gleich aus der Poesie in die derbste Prosa hinein — sehr reich an einer gewissen, besonders schmackhaften Art von Forellen, die dem frommen Karl vortrefflich dazu geeignet zu sein schienen, den Stiftsherren das Fasten weniger beschwerlich zu machen. Dieser in ihn gesetzten Erwartung hat denn nun auch der See mit gewiß seltener Treue über 1000 Jahre entsprochen und er versorgt noch zur Stunde die Klosterküche mit köstlicher Fastenspeise. Alle Forellen, die gefangen werden, müssen den Weg nach Kremsmünster wandern, den schon so viele Millionen ihrer Brüder, Vettern, Ahnen und Urahnen gemacht haben. Nur selten kann der Fremde einige im Seehause erhalten, und immer nur zu sehr hohen Preisen. Es ist dies um so empfindlicher, als die Verpflegung des Fremden hier eine sehr dürftige ist, Fleischspeisen gar nicht zu haben sind, falls nicht gerade Wildpret im Hause ist. —

Ehe wir vom Almsee Abschied nehmen, wollen wir noch ein Wort über seine weitere Umgebung und seine Verbindung mit anderen Alpenthälern sagen. In einem weniger regnerischen Sommer als der letzte war, kann man vom Almsee aus in den verschiedensten Rich-

tungen in die Berge Oberösterreichs eindringen und genußreiche Wanderungen unternehmen. Nächst dem Wege nach Scharnstein, der einzigen Fahrstraße, wodurch der See mit der Kultur in Verbindung steht, wird kein Weg von oder zu dem Almsee häufiger gemacht, als der über das Todte Gebirge nach Aussee in Steyermark führende Fußsteig. Es ist das ein starker Tagemarsch von 10 bis 12 Stunden, aber nur mit Führer zu unternehmen und nur wenn das Gebirge noch frei von Schnee ist. Dieses war nach dem starken Schneefalle seit Mitte Augusts nicht mehr zu passiren, und ich mußte es daher aufgeben, auf diesem Wege nach Steyermark zu kommen. Noch schöner sollen die beiden Wege sein, welche von hier so recht mitten in die Gebirgswelt Oberösterreichs hineinführen. Der eine geht gegen Osten zum Offensee und weiter ins Traunthal, wo er zwischen Ebensee und Ischl einmündet, der andere gegen Westen über den sogenannten Ring nach der Hetzau, und längs den Seen desselben Namens weiter bis ins Steyerthal, das er zwischen Klaus und Dirnbach berührt. Namentlich wurde mir von vielen Seiten der Ring als ein vortrefflicher Punkt gerühmt, um das Gebirgspanorama des Großen Priels von der dem hintern Stoder entgegengesetzten Seite zu überblicken.

Man denke aber nicht, daß der Förster am Almsee sich gemüßigt gefunden hätte, mir diese Aufschlüsse über die Umgegend zu geben. Ich habe das erst später erfahren, würde übrigens auch damals keinen Gebrauch davon haben machen können, da alle diese Wege damals nicht zu passiren waren. So trat ich denn bald nach Mittag meinen Rückweg nach Scharnstein an.

Bei dem heitern Wetter, welches mich jetzt begünstigte, erschien mir die Gegend, die mir am vorigen Tage Regen und Wolken verdeckt hatten, völlig neu. Auf dem ganzen Wege bietet sich dem Wanderer eine solche Fülle von schönen, echt malerischen Bildern, daß ich nicht anstehe, das Almthal in dieser Beziehung hoch über den Almsee selbst zu stellen. Gleich Habernau, wohin wir nach einer Stunde kommen, hat eine köstliche Lage. „Der Platz ist wunderbar lieblich", sagt Stifter (a. angeführt. O.), „eine heiter grüne Wiese in sanften Wellenbildungen, rechts ein dunkler Wald — vor uns die wunderlichen Felsen des Almseegebirges, und links tief zurück der hohe und kleine Priel, die lichten Häupter in finsterer Bläue badend — kein Lüftchen — blendender Sonnenschein." Der Ort liegt aber schon in einer eigenen, von dem Bergkessel des Almsees durch eine Einengung getrennten Abtheilung des Thales, und diese erstreckt sich etwa bis eine halbe Stunde nordwärts. Hier treten die Thalwände wieder näher zusammen, und es beginnt ein ähnlicher Gebirgskessel. So besteht das ganze Almthal von seinem Anfange am Todten Gebirge bis Scharnstein aus einer Reihe von sechs aufeinander folgengenden Gebirgskesseln. Der erste ist der des Almsees, der zweite die Habernau, im Mittelpunkte des sechsten liegt Grünau. Die drei übrigen sind durch Dörfer nicht zu bezeichnen, treten aber sehr bestimmt hervor, selbst wenn man seine Aufmerksamkeit nur auf die Straße richtet, da jedesmal da, wo zwei Thalkessel zusammenstoßen, die trennende Wand an dem Steigen und Fallen der Straße bemerkbar ist, im Uebrigen diese immer eben dahin läuft. In früheren Bildungsperioden der Erde sind diese Kessel wahrscheinlich eben so viele Seen gewesen, bis der Almbach sich durchbrach und so ein Abfluß gegen Norden entstand.

Die durch diese Thalgestaltung bedingte Form der Bergwände bietet dem Wanderer fortwährend eine wahre Augenweide, sobald er aus dem Walde herausgetreten ist, durch welchen sich der Weg vor und hinter Habernau auf eine weite Strecke hinzieht. Die einzelnen Gebirgskessel gruppiren sich aus einzelnen, selbstständig hervortretenden Bergen zusammen. Diese sind runde, gewölbte Gestalten, mit sehr stumpfem Winkel als Spitze oder auch oben ganz abgerundet. Sie sind von mäßiger, aber immerhin imposanter Höhe, fallen gegen das Thal steil ab, streichen aber in sehr langgestreckten Linien in der Richtung nieder, wie das Thal läuft, und sind vom Fuße bis zum äußersten Scheitel dick belaubt. Wendet man sich nun gegen Süden nach dem Almsee, so sieht man über diesem lieblichen Vordergrunde die verschiedenen Bergkessel ihre Wände malerisch in einander verschlingen und darüber hinten in breiter, majestätischer Gestalt das schneebedeckte Todte Gebirge aufragen.

Diese außerordentlich wechselnden Blicke sind es, was bei heitererem Wetter, als mir am vorigen Tage zu Theil geworden war, der Wanderung thalaufwärts ihren besondern Reiz verleiht. Die Wanderung thalabwärts gewinnt, wie überall, ihr Interesse besonders dadurch, daß man bemerkt, wie beim Herabsteigen vom rauhen Gebirge zur Ebene das dort halb eingefrorene Leben allmälig immer wärmer und voller pulsirt, ein Schauspiel, das, so oft es sich auch auf Gebirgswanderungen wiederholen mag, doch jedesmal in eigenthümlicher Weise sich gestaltet und jedesmal einen besondern Reiz für den empfänglichen Wanderer hat. In diesem Thale sind es besonders die menschlichen Ansiedlungen, in denen sich jener Zug ausspricht. Gleich nachdem man aus dem Walde von Habernau herausgetreten, sieht man das erste Haus vor sich liegen. Es ist die uns schon bekannte Pionir-Kaserne. Nach einer Weile taucht aus dem Grün der Bäume das erste weiß angestrichene Haus mit grünen Fensterläden hervor, und in diesem heitern Gewande erscheinen nun die meisten Wohnungen, alle einzeln gelegen, bald auf der Thalsohle, bald auf dem reizenden, in herrliches Grün gekleideten Hügellande, das sich in der Regel zwischen den Bergen und der Thalebene gebildet hat. Sie machen alle in ihrem höchst saubern Aussehen den Eindruck von Wohlhabenheit und sind mit wenigen Ausnahmen Holzschneidemühlen, worauf die großen dabei liegenden Haufen von geflößtem Holze, meistens dicke, 6 bis 12 Fuß lange Stämme, hinweisen. Die Sensenschmiedehämmer finden sich erst in Scharnstein, dort aber gleich in großer Anzahl. Das Holz und die Sensen sind die beiden Gegenstände, wodurch die Bewohner des Thales ihren Lebensunterhalt erwerben. Die Viehzucht ist unbedeutend, und Ackerbau fehlt oberhalb Grünau fast ganz. Daher findet man in den größeren Wirthshäusern des Thales regelmäßig über einem Tische ein Floß hangen und über einem andern eine Sense.

Der Fluß aber, der all dies Leben nährt, der das aus den Bergen gehauene Holz herabträgt, die Schneidemühlen und Sensenschmiedehämmer treibt, kommt, je mehr man herabsteigt, auch immer mehr zum Vorschein, da die Straße häufig von einem Ufer auf das andere hinübergeht, und belebt die ganze Landschaft. In demselben Maße endlich, wie die menschlichen Ansiedlungen zahlreicher werden, wird auch das Wiesenland der Thalsohle ausgedehnter, und die Laubholzbäume treten häufiger und in dichteren Massen unter dem Nadelholze hervor und ziehen sich zwischen diesem hoch zu den Bergen hinan. Selbst Apfel- und Kirschbäume finden sich in Menge vom vierten Thalabschnitte an.

Das Behagen, womit ich diese untere Thalhälfte durchwanderte, wurde noch dadurch erhöht, daß es gerade

Samstag Abend war. Die Sabbathruhe hatte sich schon über die Gegend gelagert. Es begegneten mir viele Holzschneider mit der Säge und dem Brodsacke auf dem Rücken, welche die Woche über in den Bergen gearbeitet hatten und den Sonntag bei den Ihrigen zuzubringen gedachten. Die Schneidemühlen standen schon alle still. Der blaue, sich kräuselnde Rauch stieg so traulich aus den weit zerstreuten Wohnungen auf, und die grünen Berge schauten in feierlichem Ernste auf das friedliche, in den goldenen Strahlen der Abendsonne daliegende Thal hernieder. Nur der grauliche, pfeilschnell unter den Brücken dahinschießende Strom wußte nichts von Ruhe.

So kam ich denn mit Einbruch der Dunkelheit nach Grünau, übernachtete hier und gelangte am folgenden Tage wieder nach Scharnstein. Grünau ist der Hauptort des Thales, um den das ganze Leben der Kultur sich am höchsten entwickelt findet. Es führt seinen Namen mit Recht, es ist wirklich ein durch und durch grünes Thal, eine in das mannigfaltigste Grün gekleidete Au. Besonders tritt eben so wohl im Thale als an den Abhängen der Berge der prächtige Baumwuchs bei einem allgemeinen Ueberblicke hervor. Unmittelbar neben dem Flusse liegt aber auch manches herrliche Stück Wiesenland, und die freundlichen Häuser stechen überall aus dem Buschwerke heraus. Letztere stehen bald einzeln, bald in kleinen Gruppen von vier bis sechs zusammen, zuweilen folgen sie vom Thale zu den Bergen ansteigend terrassenförmig übereinander. Auch die Häuser des Dorfes selbst hangen, ebenso wie die von Scharnstein, nur sehr lose zusammen. Ein jedes ist umgeben von Wiesenland, Garten oder Baumhof. Bald sind sie ganz massiv aus Steinen gebaut (und das ist als die Regel anzusehen), bald ist es nur der untere Theil, und alle sind gedeckt mit Holzschindeln. Die größeren haben Dachluken mit metallenen Spitzen, zuweilen findet sich auch bei besonders stattlichen an einer Ecke ein kuppelförmig auslaufender Thurm, wie es häufiger in den Marktflecken und Städten Oberösterreichs vorkommt.

Besonders bemerkenswerth erschien mir aber im Häuserbau dieses Thales, wie all der anderen Thäler Oberösterreichs, die ich später gesehen habe, des Kremsthales, des Steyer- und Ennsthales, daß das so malerische, durch sein weit ausladendes, steinbeschwertes Dach und seine Gallerien (Lauben) ausgezeichnete, meist aus Holz gebaute Alpenhaus (das sogenannte Schweizerhaus) nirgendwo in diesen Thälern sich findet, obgleich es in dem unmittelbar angrenzenden Salzkammergute und dem Innviertel von den Alpen bis an die Donau die fast ausnahmslose Regel auf dem Lande bildet, und von da an gegen Westen durch die ganze Alpenkette, die bayrischen, Salzburger-, Tyroler-, Schweizeralpen und den Schwarzwald sich erstreckt. Hiernach würde die Linie der Traun die östliche Grenze des Schweizerhausstyls als ländlichen Baustyls sein. In dem ganzen östlichen Oberösterreich ist das gewöhnlich städtische Haus, mit hohem, vierseitigem, in einen ziemlich scharfwinkligen First auslaufendem Dache, auch das Haus des Bauern. Den Grund dieses auffallenden Unterschiedes des östlichen vom westlichen Oberösterreich vermag ich mit Bestimmtheit nicht anzugeben, vermuthe aber, daß ihm eine Verschiedenheit in dem natürlichen Reichthum der einzelnen Länder an Holz oder Steinen, und somit eine Verschiedenheit in den Preisen dieser Baumaterialien zu Grunde liegt, da das Schweizerhaus da besonders angezeigt ist, wo Holz billig und Steine theuer sind. Die Leute hier zu Lande, die ich darüber frug, sprachen nur mit der größten Verachtung von jenem hölzernen Alpenhause und meinten, ihre Art mit Steinen zu bauen sei unvergleichlich besser. Und für ihr Land mögen sie Recht haben. Denn das Holz ist hier zwar in Menge vorhanden und sehr billig, aber an Steinen fehlt es auch nicht, und so sind diese wegen der größern Solidität immerhin das zweckmäßigere Baumaterial. —

---

# Der Krieg zwischen den holländischen Bauern der Oranjefluß-Republik und den eingebornen Basutos.

Im südöstlichen Afrika, nördlich vom Garip oder Oranjestrome, nimmt ein Prozeß, der schon vor Jahren begonnen hat, seinen blutigen Fortgang, und das Ende ist vorauszusehen. Ueberall, wo aktive weiße Menschen mit dunkelfarbigen Leuten ein und dasselbe Land bewohnen, oder wo beide Rassen dicht aneinander grenzen, wird die dunkle Farbe unterliegen. Die eingebornen Krieger mögen noch so tapfer sein, sie mögen Recht oder Unrecht haben, — gleichviel, wir können diesen Prozeß überall verfolgen, in Asien, in Afrika, im hinterindischen Archipelagus, auf Neuseeland und in Amerika. Der kaukasische Mensch behält auf die Dauer allemal den Sieg.

Oestlich von den Hottentoten lebt, über ein weites Gebiet verbreitet, ein Völkerschlag, welchen man mit dem Namen der Kaffern bezeichnet. Die verschiedenen Stämme haben unter sich keinen engern Zusammenhang; sie stehen unter erblichen Häuptlingen und sind zumeist streitbare Menschen. Die Bitschuanas auf dem innern Hochlande bilden eine dieser Kafferngruppen, und als einen Zweig derselben betrachtet man die Basutos, deren Land von der Capcolonie, Britisch Kafraria und der Oranjefluß-Republik umschlossen ist.

Die Engländer haben lange Jahre mit den Kaffern blutige Kriege geführt und denselben einen nicht geringen Theil ihres Landes abgenommen. Die Kaffern treiben vorzugsweise Viehzucht, und die Fehden mit den weißen Ansiedlern hatten zumeist ihren Ursprung darin, daß die Kaffern Raubzüge unternahmen und Heerden forttrieben. Die Holländer, welchen früher die Capcolonie gehörte, übten allemal prompte Justiz in ihrer Weise; sie züchtigten die Räuber und schossen die Rädelsführer todt. Als die englische Regierung dagegen Einspruch that und die holländischen Colonisten sich auch in anderer Beziehung beeinträchtigt glaubten, sich überhaupt gekränkt und beengt fühlten, zogen sie zu tausenden mit Weibern, Kindern, Heerden und anderer fahrender Habe nach Norden und bildeten dort zwei Freistaaten: die Transvaal-Republik, welche im Norden vom Limpopo begrenzt wird, und südlich

von dieser den Oranje River-Freistaat, welcher im Süden vom Oranjeflusse begrenzt wird.

Das Land der Basutos ist im Norden und Westen von dieser Republik der Boers (sprich Buhrs, d. h. Bauern) umschlossen, und die letzteren haben von jeher Ansprüche auf dieses schöne, gesunde und wasserreiche Gebiet, das „Lessuto", gemacht. Grenzstreitigkeiten blieben nicht aus, Bauern und Basutos sind von jeher erbitterte Feinde. Die Regierung der Capcolonie suchte zu vermitteln; der eine Theil machte eine lange Reihe von Beschwerden geltend und der andere gleichfalls, doch wurde zugestanden, daß die Bauern durch Basutoräuber vielfach geschädigt worden seien und Anspruch auf Genugthuung hätten. Zu einer solchen waren die „Wilden" nicht geneigt; der Krieg begann und wird mit großer Erbitterung geführt. Es verschlägt dabei wenig, wer im Rechte ist; beide Theile werden wohl manche Gewaltthätigkeiten auf dem Kerbholze haben. Wir wiederholen, was wir oben sagten: wo Leute von zweierlei Hautfarbe zusammenstoßen und verschiedene Interessen haben, dort werden Feindseligkeiten nicht ausbleiben, und der Sieg bleibt der aktiven Rasse.

Seit länger als einem Vierteljahrhundert entwickeln die protestantischen Missionäre im Lande der Kaffern eine große Thätigkeit, und sie haben mit einer leicht erklärlichen Vorliebe Partei für die dunkelfarbigen Leute genommen, sie sind auch nicht gut auf die Boers zu sprechen; wir wissen das aus den Berichten Livingstone's und Moffats. Im Lande der Basutos hat die pariser „Gesellschaft für evangelische Missionen" eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Stationen gegründet und sich eifrig bemüht, das Ansehen der Zauberer, Doctoren und Regenmacher zu untergraben. Sie zählen in ihren 18 Stationen 1676 Communicanten, 52 Leute „unter Disciplin"; zur Taufe Vorbereitete 535; die Schulen werden besucht von 726, und der Gottesdienst wird in ruhigen Zeiten besucht von 2860 bis 3960 Individuen.

Die gegenwärtige Lage der Dinge ergibt sich aus einigen Berichten, welche wir im Septemberhefte des pariser Journals des Missions evangeliques finden; wir wollen das Wesentliche aus denselben mittheilen. Die verschiedenen Stationen sind: Morija, mit den Nebenstationen Kolo, Molomo, Tsito und Mofoka; Thaba Bossiu (im Thale des Caledon und Wohnort des Häuptlings Moschesch); Beerseba; Mekuatling; Bethesda, mit der Nebenstation Thabaneng; Berée; Hebron; Hermon; Carmel, gegründet 1863; Mabulele (1863); Leribeh; Thabana-Morena mit der Nebenstation Siloeh.

„Die Stationen sind von den Bauern überrumpelt und geplündert worden; die Ernten zerstört, die Leute ins Gebirge geflüchtet, alle unsere armen Christen, auch die Katechisten und Schulmeister von ihren Hirten getrennt, dem Hungertode preisgegeben und auch die Missionäre ohne Verbindung untereinander. Die Bassutos hatten sich, im Juli 1865, in die unzugänglichsten Gebirge zurückgezogen und dort ihre Familien und Heerden in Sicherheit gebracht. Die Boers, welche früher eine Niederlage erlitten, waren darüber im höchsten Grade erbittert, besonders weil die Basutos dann eine schreckliche Razzia (Raubzug) unternommen hatten. Sie zogen ihre gesammten Streitkräfte zusammen, hatten viele Kanonen, drangen von drei verschiedenen Seiten her ins Lessuto ein, zerstörten auf ihrem Wege Alles, und dann vereinigten sich die drei Abtheilungen vor Thaba Bossiu, dem Hauptorte der Basutos. Die letzteren mußten denselben verlassen und zogen sich in das hohe Maluti-Gebirge (die „blauen Berge" zwischen dem Caledon und dem Oranje) zurück."

Der Herausgeber des ebengenannten Missionsblattes, welcher in obiger Weise die Sachlage schildert, betont, daß er sich auf Recriminationen über die Veranlassung des Krieges nicht einlassen wolle. „Wir beugen lieber das Haupt und bitten Gott um Gnade und Vergebung für das Volk, dessen religiöse und gesellschaftliche Erziehung er uns anvertraut hat. Wir thun das für die Häuptlinge, die ein schweres Unrecht begingen, als sie die Raubzüge gestatteten und sich demoralisiren ließen durch eine Lage, deren Gefahren nur durch eine strenge Gerechtigkeit beschworen werden konnten. Wir thun es für die Basutos, welche als Volk das noch viel größere Unrecht begangen haben, daß sie Gott nicht früh genug erkannten." Dann folgen Bemerken über die „Namenchristen", nämlich die Bauern, als welche ländergierig seien und eine Provinz nach der andern sich anzueignen bestrebt seien. Uebrigens habe Brand, der Präsident des Freistaates, angeordnet, daß den Missionären nichts zu Leide gethan werde, auch sollen ihre Missionsgebäude und ihr persönliches Eigenthum unangetastet bleiben.

Der bekannte Missionär, Dr. Casalis, welcher ein lehrreiches Werk über die Kaffern geschrieben hat, meldet aus Beerseba unterm 2. August 1865, daß Mekuatling, Mabulele, Hebron und Bethesda von den Boers verbrannt worden seien, Hermon dagegen sei noch unangetastet. Casalis begab sich durch eine völlig verwüstete Gegend nach Morija, das einem großen Grabe glich; „selbst der hinkende Schulmeister Philemon Rapetloane hatte dasselbe verlassen! Niemand könne absehen, welchen Verlauf die Dinge nehmen würden. Die Basutos haben auf ihren Zügen, nachdem sie angegriffen worden waren, tausende von Ochsen und Kühen geraubt und alle Boers, welche ihnen in den Weg kamen, ohne Gnade und Barmherzigkeit massacrirt, Frauen und Kinder jedoch verschont. Unser Missionswerk scheint zu Grunde gerichtet, und wenn eine neue Grenzlinie gezogen wird, werden wohl manche unserer Stationen von Lessuto abgetrennt werden. Es ist möglich, daß die humanen Absichten des Präsidenten Brand nicht von allen Boers getheilt werden, und daß Manche es auf die Missionäre abgesehen haben."

In einem andern Berichte wird geklagt, daß Lessuto von Seuchen, Dürre, Krieg, Hungersnoth, Diebstahl, Aberglauben und Widersetzlichkeit der Häuptlinge heimgesucht worden sei. Auch die Heuschrecken haben Verwüstungen angerichtet. Nachdem die Boers ihren Kriegszug angetreten hatten, flüchteten manche Basutos so eilig in die Berge, daß sie nicht einmal etwas Korn mitnahmen.

Der Häuptling Moschesch, welcher schon seit 1830 eine hervorragende Rolle spielt, hatte in Thaba Bossiu sich gegen das Christenthum sehr feindselig benommen; zwar benahm er sich äußerlich gegen die Missionäre recht artig, „aber sein Uebelwollen trat oftmals empfindlich genug zu Tage". Wir unsererseits meinen, daß er als Oberhaupt und nach afrikanischen Begriffen schwerlich im Unrechte gewesen ist. Die Missionäre erzählen: „Moschesch that den Christen der Station kund, daß sie auf den Berg gehen und dort Hütten errichten sollten, in welchen die neubeschnittenen Jünglinge sich aufhalten würden. Die Christen thaten, als ob sie diesen Befehl gar nicht erhalten hätten, ja einige riefen: Wir wollen lieber sterben, als daß wir diesem Gebote gehorchen."

Hier ist wieder ein Beweis, in welche Conflicte die Missionäre und ihre Bekehrten gerathen. Jene kommen und treten gegen alle überkommenen Vorstellungen des Volkes und auch gegen die altüblichen Gesetze und Bräuche feindlich auf. Wenn nun die Neuchristen den Missionären gehorchen

und die Autorität der Häuptlinge nicht ferner achten, dann sehen diese darin, was wir Europäer als Auflehnung oder eine Art von Hochverrath bezeichnen würden. So wird das „Uebelwollen" der Häuptlinge erklärlich; in Europa würde ein Potentat viel kürzern Prozeß machen. — Auch unter dem Volke zeigt sich vielfach Widerstand gegen die neue Lehre, und der Jahresbericht über Lessuto klagt über „Wiederabfall und manche Skandale". Auf den 12 Hauptstationen mußten etwa 50 Leute von der Theilnahme am Abendmahl ausgeschlossen werden. Kinder von Christen nahmen Theil an den Einweihungen, d. h. an den Festlichkeiten nach der Beschneidung, die bei den Kaffern eine bürgerliche Einrichtung ist; der Jüngling, an welchem sie vollzogen worden ist, gilt fortan für mannbar und für einen Krieger. Der Häuptling Monaheng hatte eine Christin und deren Tochter prügeln lassen; viele Christen halten noch an dem landesüblichen Zauberglauben fest. Als zwei Christenkinder starben, gerieth das ganze Dorf in Bewegung; man meinte, die Mission sei behext.

Indessen nahmen die Schulen einen gedeihlichen Fortgang, und der Missionär Mabille läßt ein Blatt, den Leselinyana, in der Landessprache erscheinen. A.

---

# Reisebild aus der Walachei.

Von **Wilhelm Hausmann** in Kronstadt.

## I.

Ja, angenehm, recht angenehm ist es, wo man fragen kann: Sollen wir unsere Reisetour auf dem Schienenwege machen und, im Fluge dahinsausend, Städte, Dörfer, Villen und Burgen mit ihrer lachenden Umgebung von wechselndem Saaten- und Waldesgrün an uns vorüberziehen lassen? Oder lieber die langsamere, aber noch bequemere Wasserstraße wählen, wo wir, behaglich auf den Lederpolstern der Cajüte des prachtvoll dekorirten Dampfers ausgestreckt, irgend eine leichte Reiselektüre durchblättern, deren interessanter Stoff uns bald in friedlichen Schlummer versinken macht, aus dem wir auf die angenehmste Weise durch das Läuten der Tischglocke geweckt werden, die uns zur delikat besetzten Tafel ruft.

Ach wie ganz anders das Reisen in den östlichen Ländern Europa's! Namentlich eine Tour über den hohen Gebirgswall der Siebenbürger Alpen, durch die wilden, fast menschenleeren Gebirge der Walachei, möchte selbst manchem Abenteuer suchenden Sohne Albions etwas zu stark sein. Da gibt es noch Mühen, Gefahren und Entbehrungen zu bestehen, die vorkommenden Falls selbst in Afrika oder Centralamerika nicht viel größer sein können.

Den allerdings großartigen Naturcharakter jener Gegenden können wir hier nicht eingehender besprechen, sondern müssen uns mehr mit Andeutungen und Umrissen begnügen, die aber doch hinlänglich sein werden, dem Leser einen genügenden Anhaltspunkt für die Beurtheilung zu geben. —

Die Natur selbst hat Siebenbürgen von dem südlichen Nachbarlande durch eine langfortlaufende Kette gewaltiger Bergriesen getrennt. Die Politik beider Nachbarländer war seit Jahrhunderten dem Baue einer bleibenden Kunststraße nicht günstig. Nur der Handel, dieser ruhelose und oft waghalsige Motor des Völkerverkehrs, kümmerte sich weder um natürliche, noch politische Hindernisse und bahnte sich, wie kümmerlich immer, doch einen Weg auch durch diese steilen, einsamen, weitgedehnten Gebirgsreviere. In neuester Zeit boten nun auch die Regierungen die Hand und die Mittel, eine bessere und gefahrlosere Straße zu bauen, die nun auch für eine kurze Zeit, mit ungeheuerm Kostenaufwande hergestellt, zur Freude der Reisenden bestand. Namentlich dem mehr verweichlichten Theile derselben, z. B. walachischen Bojarenfamilien, erleichterte die neue Straße den Besuch der von ihnen so sehr geliebten siebenbürgischen Bäder, wo sie den Sommer in angenehmem Müssiggang verbringen konnten und dabei die frische Bergluft der Hochebenen genießen mochten.

So lange die Straße unversehrt war, ging auch ein sogenannter Eilwagen, — der diese schmeichelhafte Benennung aber nicht immer rechtfertigte — regelmäßig von Kronstadt nach Bukarest ab, in welchem wohl oder übel 8 bis 10 Fahrgäste Platz haben mußten.

Romantische Gemüther, denen mehr der Genuß galt, welchen ihnen das längere Anschauen der erhabenen Gebirgsnatur gewähren mochte, vertrauten sich lieber einem der schwerfälligen, riesigen Frachtwagen an, welche in Kisten verpackt zahllose Flaschen des berühmten Borzéker oder Elöpatoker Sauerwassers den immer durstigen Bukarestern zuführen. Auch wir gehörten zu den romantischen Gemüthern, da wir ohnedies den Naturcharakter dieses noch gar wenig wissenschaftlich durchforschten Landes studiren wollten.

Wir hatten unsere Zeit schlecht gewählt. Gerade im Juni und Juli 1864, wo die entsetzlichsten Wolkenbrüche in diesen wilden Gebirgsgegenden ungeheuere Zerstörungen anrichteten und das Reisen hier nun doppelt gefährlich und beschwerlich machten. Wir brauchten nicht selbst die Schiffe zu verbrennen, dafür sank ohne unser Zuthun hinter uns der Weg in Trümmer. Gewölbte Steinbrücken prasselten wie Kartenhäuser zusammen, und im vollen Sinne des Wortes stürzten Berge ein, durch die Last der vom Wasser durchweichten Erdschichten aus ihrer Lage gedrückt.

Die Abfahrt von Kronstadt ging noch sehr leidlich von Statten. Die langweilige Paß- und Gepäckvisitation auf der walachischen Mauth — Vama predealu, welche gerade auf der Wasserscheide des Témesch und Praovaflusses liegt, genossen wir noch bei heiterem Wetter. Der 8000 Fuß hohe Bocecs, dessen östliche Abhänge mit ihren grandiosen Felsmassen man hier sehr deutlich sieht, blickte freilich schon bedenklich finster und drohend auf uns herab. Aber ohne Anstand ließ er uns bis mitten in die tiefen Waldthäler seiner östlichen Ausläufer gelangen. Da aber brach die

langverhaltene Wuth der Elemente los. Unaufhörlich rollte der Donner, fuhren grell leuchtende Blitze zur Erde, brachen laut knackend mächtige Aeste von den alten Buchen, polterten große Steintrümmer die steilen Abhänge herunter. Die Wolkenschläuche zerrissen, und unheimlich brauste und rauschte das Wasser von allen Seiten. Trotz der Nachmittagstunde war völlige Dämmerung eingetreten. — Vor der Abfahrt versicherte unser Rosselenker, daß die den Wagen überspannende Rohrdecke vollkommen wasserdicht sei; aber lieber Himmel! in einigen Minuten sickerte und tropfte es durch die Decke, und bald waren die Romantik suchenden Passagiere vollkommen durchweicht. Die Lufttemperatur war wenig mehr als 6 bis 7 ° R., das Zähneklappern in diesem Zustande also sehr verzeihlich. Die Pferde, entsetzt durch die oft dicht neben ihnen niederfahrenden Blitze, machten kehrt und schienen Lust zu haben im Wagen selbst Schutz zu suchen. Zahllose Peitschenhiebe trieben sie wieder an; denn was sollte aus uns werden, müßten wir in diesem Zustande verharren? Namentlich hier, wo der Weg dicht und ohne Geländer oft 300 Fuß hoch über den wüthend dahinbrausenden Wirbeln und Wogen der Praova ging.

Wir hatten schon gehört, daß in den walachischen Gebirgswirthshäusern kein Luxus herrsche; wir waren gefaßt darauf, in Bezug auf Bequemlichkeit und Comfort uns sehr bescheiden zu müssen. Was wir aber hier erlebten und erfuhren, war denn doch mehr als wir wünschten oder erwarteten.

Der weibliche Theil der kleinen Reisegesellschaft, sowie die Kinder von 1 bis 5 Jahren, welche einer der Damen gehörten, litten natürlich am meisten. Ich selbst, obgleich ein abgehärteter Jäger und Bergsteiger, fühlte mich hier sehr unbehaglich, vertröstete aber doch alle die Jammernden und Klagenden auf das nahe Wirthshaus, wo wir ja von allen Strapazen uns erholen konnten und namentlich diesem unaufhörlichen Wassertriefen entkommen würden.

Endlich hielten unsere dampfenden, erhitzten Rosse — nachdem der Wagen kurz vorher theils über angenehm weiche knietiefe Düngerlagen, theils über kopfgroße runde Steinknollen gezogen wurde, — auf einem geräumigen Hofe still. Mit der Vorderseite stand das Wirthshaus an der Landstraße. Es war ein großes, ziemlich weitläufig scheinendes Blockgebäude, welches prahlerische Ankündigungen, wie z. B. Hôtel, Gasthaus &c. zu verschmähen schien. Man hatte ganz einfach als Zeichen seines Berufes einen Stecken durch's Dach gestoßen, woran vorn an einen Bindfaden gebunden ein zerbrochenes Schnapsglas im Winde baumelte.

Der Regen hatte nachgelassen und rieselte nur fein und staubartig hernieder. Endlich stand Alles mitten im Hofe neben dem Wagen und sah sich zögernd um, indem man sich in der schmeichelhaften Erwartung gefiel, zu glauben, daß vielleicht ein Kellner, Hausknecht, oder der Wirth selbst erscheinen dürfte, um die durchnäßten Gäste ins Haus zu führen. Nach langem Warten trat eine stämmige Romänin, im langen Hemde von Hausleinwand, das auf allen Näthen zierlich mit rother Baumwolle gestickt war, mit einer roth, blau und schwarz gestreiften Kedriese bekleidet, in die Hausthüre. Um den stattlichen Bauch schlang sich eine rothwollene Binde, die nervigen braunen Hände waren mit einigen zinnernen dicken Ringen geziert. Ein großer Lederbeutel, der mit langen Riemen am Gürtel befestigt war, legitimirte sie als Wirthin.

Nach langem Betrachten, während unsere Damen den Boden prüfend untersuchten, wo die denselben überflutende braune Brühe wohl am wenigsten tief sein möchte, sagte die Wirthin im reinsten Romänisch: „Nun, auf was wartens denn? Wollens hereinkommen oder nicht? sonst meinetwegen bleibens draußen." Dieser Empfang schien uns allerdings nicht sehr einladend, bewirkte aber so viel, daß Alle entschlossen durch die Pfützen gingen, um nur ins Trockene zu gelangen. Ich, als Zugsführer und Wegweiser, war natürlich der erste, indem ich zugleich das Terrain recognosciren wollte; dies war leicht geschehen. Das Haus war vermittelst eines Durchgangs in zwei Theile getrennt; rechts ein ziemlich großes, hohes Zimmer, alles dunkelbraun beräuchert; links ein kleineres Zimmer, worin sich zugleich der Schenktisch befand. Dieses ließ seine sonstige Bestimmung leicht erkennen, da rundum hölzerne Pritschen standen, es stellte nämlich das Schlafzimmer vor. Hinter diesem noch ein kleineres Zimmer, welches speciell Stube der Wirthsleute war, aber auch alle möglichen Utensilien beherbergte. Trockene Schaffelle auf Stangen gehängt, Säcke mit ungewaschener Wolle gefüllt, alte Stricke, rostige Aexte &c.

Als meine Reisegesellschaft eintrat, sahen wir uns allerdings mit sehr verlegenen Mienen an. Wohin nun mit den nassen Kleidern, worauf sich setzen oder legen? In dem Zimmer rechts hatten sich 6 bis 8 Gebirgswalachen, in ihre rauhen, zottigen Bundas gehüllt, ebenfalls ganz naß, es bequem gemacht. Ein langer Brettertisch und zwei rohe Bänke davor bildeten das Meublement. In der Ecke stand ein riesiger Lehmofen, in dem das Feuer auf der Erde brannte; über demselben war ein großer Kessel aufgehängt, in der Palukos brodelte. Die Gäste hatten die hier üblichen wollenen Zwerchsäcke neben sich, in welchen sich Jeder auch die hier so beliebten Zwiebeln mit dem grünen Kraute daran mitgebracht hatte. Diese langten sie einzeln heraus, schnitten sie auf dem Tische zierlich in kleine Theile, bestreuten das duftende Gericht reichlich mit Salz, worauf sie mit den gesunden weißen Zähnen die Mischung kräftig zerkauten, mit der andern Hand in ein Tüchelchen langend, welches alten, vielleicht vorgestern gekochten Palukos enthielt. Die nöthige Anfeuchtung gaben zahlreiche Gläser eines stark schimmlich schmeckenden dünnen Weines.

Neugier war nicht der Fehler dieser Gebirgssöhne. Auch nicht Einer unterbrach sein lautes Gespräch, oder rückte nur ein wenig zusammen, als wir Alle eintraten. Trotz des qualmenden Zwiebeldampfes rieth ich doch hierher zu kommen, des Feuers wegen. Während sich Alle schüchtern um den Ofen versammelten, um Hals- und Umschlagetücher zu trocknen und die erstarrten Händchen zu erwärmen, sollte ich fouragiren gehen. Drüben im Schenkzimmer stellte ich zunächst an die Wirthin die unverfängliche Frage: „Liebe Frau, was können Sie uns zu essen geben?" „Gar nichts!" versetzte sie lakonisch. Ich glaubte nicht richtig verstanden zu haben und wiederholte in bescheidenstem Tone meine Frage, worauf sie sich mit wünschenswerther Deutlichkeit erklärte: „Ja glauben Sie denn, daß ich da wäre, um für die Reisenden Brod, Fleisch, Milch &c. parat zu halten?" — Auf meine schüchterne Bemerkung, daß dergleichen ja auch anderorts nicht ganz ungebräuchlich wäre, entgegnete sie: „Warum nicht gar! jeder Gast verzehrt, was er mitbringt, ich gebe nur den Wein oder Schnaps dazu." Mit dieser trostlosen Nachricht erschien ich bei meiner Begleitung. Wir hatten allerdings etwas Brod, Schinken und Liquör mitgenommen; da wir aber gehofft, bald Kimpina zu erreichen, nur sehr wenig; besonders da ich früher einmal auf der Mauth mit Schmerz gesehen, wie mein leichter Liquör, den ich aber zufällig in eine sehr schwere Flasche

gefüllt, gewogen wurde, und ich einen Zoll bezahlen mußte, als hätte ich ein Faß eingeführt.

Der Fuhrmann erklärte, vielleicht 3 bis 5 Tage hier liegen bleiben zu müssen, da vor und hinter uns die Brücken eingestürzt seien, und bei diesem unerhörten Wasserstand kein Wagen durch die Praova könne. Um auf alle Fälle meine Schutzbefohlenen vor dem Hungertode zu sichern, trat ich nochmals die Wirthin mit dem Ansuchen an, mir gegen hohe Bezahlung mehre Maß ihres groben Maismehles zu überlassen. „Ja Mehl kann ich nicht verkaufen, denn ich weiß selbst nicht, wie lange der Weg gesperrt bleibt, und dann habe ich am Ende selbst nichts zu essen." Indeß entschloß sie sich doch vorläufig mit einer angemessenen Dosis auszuhelfen. Eine Nachbarin, die weit oben am Berge wohnte, brachte von ihrer magern Kuh ungefähr eine halbe Maß Milch, die sie sehr splendid bezahlt bekam. Mein Fuhrmann steckte geheimnißvoll winkend den Kopf durch die Thüre und sagte: „Herr! Herr! kommens heraus, ich hab Fleisch gekauft von einem Bergwalachen, er sagt, es sei Lammfleisch." Freudig eilte ich hinaus, besah aber mit bedenklichen Blicken das belobte Fleisch. Der Fuß war abgeschnitten; das Ganze zeigte sich als trocknes, sehniges Muskelgefüge, welches allerdings dem Hinterschenkel eines größern Vierfüßers angehört haben mußte, ob es aber von einem Schafe oder Hunde abstammte, war mir nicht möglich mit Sicherheit zu bestimmen. Indeß Noth kennt kein Gebot, und ich hütete mich wohl, meine Zweifel laut werden zu lassen.

Mittlerweile hatte sich die Zahl der Gäste vermehrt. Wettergebräunte Männer, in Hemden von gröbster Hausleinwand gekleidet, traten herein. Die Haare an den Schläfen mit dem Rasirmesser bis weit zurück abgeschoren, nur hinten lang und schlicht herunterhängend. Die weit offenen Hemdärmel ließen die braunen, muskulösen Arme bis hoch hinauf sehen. Das dünne Schnürchen, welches am Halse das Hemd zusammenhalten soll, ist immer abgerissen, so daß die breite Brust sich stets bloß zeigt. Der Hals war bei mehren mit einem mehr oder weniger stattlichen Kropfe geziert. Als Ueberkleid trugen sie einen engen braunen oder schwarzen Mantel, auf dem Kopfe trotz des Hochsommers schwere schwarze Schaffellmützen, an den Füßen die landesüblichen Opintschen. Sich keck und vergnügt umblickend warfen sie den buntkarrirten Quersack mitten im Zimmer nieder, eben so die langen Bergstöcke, setzten sich sans gêne auf die Bank, stützten beide Ellbogen auf den Tisch, während das Gesicht bequem in den Händen ruhte, und schauten sich dann in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, die fremde Gesellschaft mit jovialer Miene an. Nach einigen Augenblicken erschien ein kleines barfüßiges Mädchen und reichte jedem Ankömmling ein überlaufend volles Glas Schnaps hin, ohne ein Wort zu sagen, oder die trübselige, indolente Miene im geringsten zu ändern. Die Gäste nahmen übrigens davon keine Notiz, leerten mit einem Zuge ihr Glas, welches eben so stumm wieder gefüllt wurde, griffen dann nach ihren Säcken und fingen munter an zu schmausen.

---

# Anzeichen des Rassenkampfes in Nordamerika.

Saturn frißt seine eigenen Kinder! Diese alte Wahrheit findet auch jetzt in der durch Gewalt und Blut oberflächlich wieder zusammengeschweißten „Union" ihre Bestätigung.

Schon jetzt fangen manche Abolitionisten an, vor den Folgen ihrer heillosen Thaten zu erschrecken. Nachdem sie den entsetzlichen Bürgerkrieg veranlaßt und nach vierjährigem Kampfe den Sieg errungen hatten, erklärten sie vier Millionen Neger für frei. Sie thaten es, als ächte „Exterminatoren" der Weißen wie der Schwarzen, indem sie nicht etwa eine Uebergangszeit aus der gezwungenen Dienstbarkeit in die Freiheit feststellten, indem sie nicht etwa für die Freigelassenen in wirthschaftlicher Beziehung sorgten, sondern sie machten den Schwarzen einfach „frei" und schufen ein Proletariat, wie die Welt es nie zuvor gesehen.

Wir haben es oftmals betont: für die westliche Erdhalbe ist diese Negerfrage die inhaltschwerste des Jahrhunderts. Wenn wir unsere amerikanischen Zeitungen durchgehen (und wir halten nicht weniger als 6 große Wochenblätter der verschiedenen Parteien, damit wir über Thatsachen und Stimmungen uns allseitig unterrichten können und mit allen Strömungen und Wechselfällen auf dem Laufenden bleiben), dann finden wir sie jedesmal überwiegend mit Negerangelegenheiten gefüllt; alles Andere tritt dagegen in den Hintergrund. Jetzt schon weiß man, welch ein schauderhaftes Verhängniß heraufbeschworen worden ist, und doch ist man erst in den Anfängen. Die Verlegenheit ist groß, und das wird bereits von allen Seiten gefühlt. Nur ein Theil der Abolitionisten, jener nämlich, der sich von den absoluten Gleichheitsmachern der „N.-Y. Tribune" und den puritanischen oder methodistischen „Blutpfaffen" noch am Gängelbande leiten läßt, taumelt in wahnsinniger Verblendung immer weiter in den Abgrund hinein. Ruat coelum!

Die weißen Nigritier haben dem Präsidenten Johnson nun den Krieg erklärt, weil „der Herr von ihm gewichen" sei, d. h. er will die confiscirten Ländereien nicht den Negern geben, sondern hat diesen erklärt, daß Arbeit für sie eine Pflicht sei. Er hat die Gouverneure in den einzelnen Staaten angewiesen, die Gesetze gegen die Vagabunden auch auf die Neger anzuwenden, und eine Menge von Landgütern, welche das Bureau für Freigelassene sich widerrechtlich angeeignet hatte, den wahren Besitzern herauszugeben. Er begnadigt tausende von „Rebellen" und will gegen die Südländer nicht mit Galgen und Standrechtskugeln vorgehen.

Das sind schwere Verbrechen. Ein radikales Yankee-Blatt, die „Boston Commonwealth", das Organ des Erzfanatikers Sumner, äußert: „Es wird noch so viel ritterlicher Sinn im amerikanischen Volke vorhanden sein, daß dem Präsidenten und seinem Cabinete der Krieg auf Leben und Tod erklärt und ihnen die Beute aus den Zähnen gerissen wird. Schande über sie Alle miteinander! Schande über Johnson,

der die, welche ihn zum Präsidenten machten, und eben so die Neger schnöde verrathen hat, welchen er sich selbst als ein Moses ankündigte. Schande über Seward, Schande über Stanton, Schande auch über die ganze Clique, die nicht so viel Ehrgefühl hat, um dem Präsidenten zu opponiren und, falls das nicht hilft, abzutreten und ihn anzuklagen. Schande ferner über den ganzen Norden, der dieses Unrecht nicht nur nicht geschehen läßt, sondern auch zaudert, die infamen Werkzeuge desselben anzuklagen."

Man sieht: Saturn frißt seine eigenen Kinder; der Hexensabbath feiert seine häßlichen Orgien. Dieser wilde, heftige, ingrimmige Ton kennzeichnet überhaupt die Erbitterung dieser Vernichtungsradikalen. Von den Kanzeln herab werden bluttriefende Reden gehalten und die „gebildeten Damen Neu-Englands" klatschen dazu in die Hände und schwenken ihre Taschentücher.

Folgendes ist charakteristisch. Das „Church Journal", welches Organ der anglikanischen Hochkirche ist, hatte „die puritanischen Sektirer, welche so unversöhnlich und rachsüchtig gegen ihre südlichen Brüder sind und denselben die Wiederaufnahme in die Kirche verweigern", als „Bluthunde Zions" bezeichnet.

Dagegen verwahrt sich „ein Freund der Bluthunde", als welchen durch einen Vergleich mit jenen Menschen, falls man die rachsüchtigen Sectirer noch so bezeichnen dürfe, ein großes Unrecht geschehe. Der Bluthund unterscheide sich von ihnen, zu seinem großen Vortheil, in manchen wesentlichen Punkten.

„1) Er ist nicht blutdürstig und hat keine besondere Freude am Blutvergießen.

2) Er ist nicht feig oder hinterlistig, sondern kühn und brav; er schickt nicht Andere, um seine Händel auszumachen, sondern er thut dies selbst offen und ohne Furcht.

3) Er trachtet seinen Mitgeschöpfen nicht nach dem Leben. Wir sind dem Bluthunde diese Ehrenerklärung schuldig, um einem geringen, aber anständigen Thiere Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen."

Wir könnten ganze Hefte des Globus mit den pikantesten Berichten über die Negerfrage und Negerplage füllen. Der fanatische Flügel der ultraradikalen Abolitionisten hat den Schwarzen die tollsten Dinge in den Kopf gesetzt, ihnen z. B. die liegende Habe der „Rebellen" versprochen und weiße Frauen obendrein; man hat ihnen gesagt, daß sie, die Farbigen, viel besser seien, als die Weißen, deren Blut durch schwarze Zuthat veredelt werden müsse, und was des Unsinns mehr ist. Kein Wunder, daß es nun auch im Kopfe der Neger irr und wirr aussieht.

Eine politische Hauptfrage, die zugleich eine Rassenfrage ist, beschäftigt jetzt das ganze Land, jene, ob man den Negern auch das Stimmrecht und überhaupt die volle politische Gleichberechtigung ertheilen solle. Die Abolitionsradikalen bieten Alles auf, um das Stimmrecht für die Schwarzen durchzusetzen, hauptsächlich um mit Hülfe von einer Million Negerstimmen Gewalt und Aemter für sich zu behaupten. Sie trachten dahin, die Reconstruction der Südstaaten zu verzögern, damit keine Mitglieder derselben in dem nächsten Congresse sitzen, und der radikale Rumpfcongreß, der ohnehin schon so viele Löcher in die Bundesverfassung geschossen hat, ohne Weiteres das Stimmrecht der Neger dekretire. Verfassungsgemäß hat aber darüber jeder Einzelstaat selbstständig zu entscheiden und in den ersten Tagen des Oktober hat der neuengländische Staat Connecticut, seit 10 Jahren zum dritten Male, durch allgemeine Volksabstimmung und mit großer Mehrheit den Negern das Stimmrecht verweigert. Ein Gleiches hat Wisconsin gethan. Im Westen und Süden wird man es ihnen eben so wenig geben, weil man den Staat nicht „afrikanisiren" will.

Nun kommen seit dem Monat Mai, nicht aus zehn, zwanzig oder fünfzig Gegenden, sondern aus hunderten dieselben Klagen über das Gebahren der Neger, und mehr und mehr auch aus dem Lager der Abolitionisten selbst; viele unter diesen sind ehrliche aber beschränkte Leute, welche an die radikale Floskel glaubten, die jetzt aber, in Folge des Augenscheins und der eigenen Erfahrung sich enttäuscht sehen und „der Wahrheit geben wollen, was ihr gebührt".

Wir nehmen die newyorker Blätter vom 15. Oktober zur Hand und wählen aus der langen Reihenfolge von Negerartikeln, die sich auf die Vorgänge einer einzigen Woche beziehen, Folgendes aus:

Aus Neuorleans schreibt man, daß 80,000 Schwarze beiderlei Geschlechts sich dort zusammengedrängt haben, daß aber große Noth an Hausdienerschaft sei, weil jene nicht arbeiten wollen; sie seien ja freie Leute. Diese Klage zieht sich wie ein rother Faden durch alle Verhältnisse. „Da stehen sie an den Straßenecken und verschlingen enorme Quantitäten von Gingerbrot und kaltem Geflügel, oder sie gehen in einen Trödelladen und kleiden sich in himmelblauen Rock und gelbe Hosen. Bei dem unsinnig hohen Tagelohn genügt wenig Arbeit, um ihnen Geld zu verschaffen. Die Mädchen verschleudern ihr Geld in Kleidungsstücken, die so buntfarbig sind wie Josephs Rock, und behängen sich mit Tomback."

General Slocum, der lange Zeit im Südwesten die Unionstruppen befehligt hat, sagte in der ersten Oktoberwoche zu Syracuse in einer Rede: „Viele Neger weigern sich hartnäckig, etwas Anderes zu thun, als zu essen, zu faullenzen und zu schlafen." Die „Tribune" hört zwar nicht, daß die Neger arbeiten, wohl aber, „daß sie zu den Schulen strömen, Kinder, die kaum gehen können, Mütter mit ihren Säuglingen an der Brust, Arbeiter (?), deren Tagewerk vorüber ist, betagte Patriarchen und weißköpfige Großmütter, — Alle sitzen über ihren ABCbüchern. Ihre Lernbegierde soll beinahe krankhaft sein; man kann ihr weder Einhalt thun, noch sie controliren; sie ist wie ein Fieberparoxysmus."

Das ist eine Sensationsnotiz. Anders lauten die Berichte aus Florida. „Unter den Negersoldaten fehlt jede Zucht. Sie erlauben sich gegen weiße Männer und Frauen die gröbsten Beleidigungen. In Tallahassee kann kein weißer Mensch ausgehen, ohne von Negern insultirt zu werden. Eben so ist es in anderen Theilen des Staates."

In Georgien haben die Neger geheime Gesellschaften gebildet. Zu Paducah in Kentucky fand am 1. Oktober ein Gefecht zwischen einem Negerregiment einerseits und zwei weißen Regimentern aus Illinois und Minnesota andrerseits statt; 7 Schwarze blieben todt, viele wurden verwundet. Die Neger hatten sich gerühmt, daß sie im Kriege tapferer gewesen seien, als die Weißen.

Nashville, in Tennessee, 3. Oktober. Am letzten Sonntag drang eine Bande Negersoldaten mit Gewalt in das Haus der Wittwe des Generals Donalson und vertrieb die Familie.

In Kentucky haben die Negertruppen so viel Unfug angerichtet, daß der Präsident befohlen hat, sie aus dem Staate zu entfernen.

Washington, 11. Oktober. Kenneth Rayner, ein „Negerfreund", schreibt aus Nord Carolina, daß er für eine Trennung der schwarzen und weißen Rasse und eine besondere Colonisation der erstern sei.

„Die Arbeit der freien Neger ist nicht genügend; im laufenden Jahre werden kaum einige 100 Ballen Baumwolle erzeugt werden."

Richmond, Virginien, 9. Oktober. Wieder Negerunruhen wegen eines Zankes zwischen einem weißen Knaben und einer Negerin. Die Neger wurden in die Flucht geschlagen.

Nashville. Zwei gerichtlich des Mordes überführte Neger sind von schwarzen Soldaten aus den Händen des Sheriffs befreit worden. Zu Memphis in Tennessee fast täglich Negerkrawalle, auch der Schwarzen untereinander. „Raufereien zwischen weißen Soldaten und Negern kommen sehr häufig vor, dann und wann werden von den ersteren die Hütten der Schwarzen verbrannt."

So tritt der Rassenantagonismus immer stärker hervor, und den realen Bedingungen gegenüber wird die hohle Phrase der Abolitionisten ganz und gar bankbrüchig.

Auf das Nachfolgende legen wir entschiedene Wichtigkeit. Tennessee, ein westlicher Staat, ist während des Krieges ungemein schwer heimgesucht worden. Ein großer Theil der Bevölkerung war für den Süden günstig gesinnt, und viele tausend Tennesseer dienten in den Heeren der Conföderirten. Lincoln bot Alles auf, um diesen wichtigen Staat zu behaupten und ernannte den vormaligen Schneidermeister und nachherigen Bundessenator Johnson zum Militärgouverneur. Als solcher erließ derselbe sehr strenge Verordnungen gegen die „Rebellen"; er trat die Verfassung mit Füßen; er verbot Jedem, welcher der „illoyalen Gesinnung" verdächtig sei, bei den Wahlen abzustimmen; er stellte Soldaten an die Stimmbuden, ließ mit der echten Brutalität eines Satrapen „verdächtige" Leute durch seine Freiheitskämpfer fortjagen und erzwang auf solche Weise eine Legislatur, wie er sie gebrauchen konnte. (Seine Proclamationen liegen vor uns; es ist aber für die Sache, welche erläutert werden soll, nicht nothwendig, sie jetzt mitzutheilen.) So wurde er würdig, von der Partei der „Republikaner" zum Vicepräsidenten ernannt zu werden.

Tennessee hatte nun durch Johnson eine durchaus „loyale Regierung", und die loyalen Stelleninhaber verfuhren, Privatvortheile nicht verschmähend, mit Erbitterung gegen alle Rebellen und Verdächtigen. Zum Gouverneur war mit Hülfe von Johnsons und Lincolns Bayonnetten ein Liebling des letztern, der Pastor Brownlow, gewählt worden, der bis heute als ein Parteihaupt des ultraradikalen Flügels unbarmherzig wüthet. In Tennessee sind, von dem entsetzlich zerrütteten Missouri abgesehen, die meisten politischen Morde an der Tagesordnung. Ein demokratisches Blatt schreibt, und der Ton ist bezeichnend für beide Theile: „Der tollwüthige Pfaffe Brownlow, diese Bestie, für welche Hängen zu gut wäre, scheint es als religiös-politische Aufgabe zu betrachten, mit allen erdenklichen Mitteln Pöbelgewalt, Anarchie und Blutvergießen im Staate Tennessee zu befördern. Er verspricht in seinem Organ, dem „Knoxville Whig" zum Voraus Ablaß und Begnadigung aller Mordbuben, welche sich an „illoyalen Personen" vergreifen. Todtschläge beschönigt er als „gerechte Vergeltung". Als jüngst ein ehemaliger conföderirter Offizier, Namens Cox, in den Straßen von Knoxville niedergestoßen wurde, gab Brownlow in seinem Blatte folgenden Commentar: „Während wir die Nothwendigkeit solcher Vorfälle beklagen, so wird doch die Gesellschaft weniger darunter leiden, wenn solche Charaktere, wie Cox, aus der Welt spedirt werden." Zeitungen, welche gegen Brownlows Schreckensherrschaft zu protestiren wagen, werden ohne Weiteres unterdrückt; so wurden jüngst die Redakteure des „Clarksville Chronicle" eingekerkert. Brownlow duldet keinen Widerspruch; er ist der Glaubensverwandte der puritanischen Neuengland-Sippe."

Dieser Pastor Brownlow war bis in den Oktobermonat ein Hauptabolitionist; er gehörte dem allerradikalsten Flügel der Vernichter an, und nun?

Es ist ihm begegnet, daß seine Schooskinder, die Neger, ihn, den weißen Gouverneur und Geistlichen, aus reinem Uebermuth mißhandelt und in die Gosse geschmissen haben. Flugs hat sich dann seine Vorliebe, seine „christliche Sympathie" für den unausweichlichen Neger verloren.

Nun, nachdem die Schwarzen an den weißen Gewalthaber ihre Hände gelegt, hat Brownlow eine Erzählung veröffentlicht, die wir mittheilen, nicht jenes abolitionistischen Satrapen wegen, sondern weil sie in einen tiefen Einblick in das ganze zerfahrene Wesen und die Stellung der beiden Rassen gewährt.

„Die hiesigen Negersoldaten haben keine Achtung vor ihrer Uniform und wissen ihre Würde und ihre Bedeutung nicht zu schätzen. Kürzlich begegneten mir zwei derselben in voller Uniform auf einem engen Seitenwege und stießen mich in die Gosse, so daß ich auf die Knie und Hände fiel. Ich hatte ihnen aus dem Wege gehen wollen und sie sahen dies wohl; aber da ich aus Schwäche an einem Stocke gehen muß, so ging es wahrscheinlich für ihre Ideen von Fortschritt zu langsam. Ich beklagte mich weiter nicht, aber ich dachte bei mir selbst, daß diese farbigen Raufbolde nicht gelernt haben, „die Uniform der Armee zu respektiren" und ging meiner Wege, nicht fröhlich, sondern in meinem linken Knie wohl fühlend, daß ich bei dieser Begegnung den Kürzern gezogen hatte.

Soldaten und Offiziere, welche die Bundesuniform tragen, sollten alle Gentlemen sein, gleichviel von welcher Farbe sie sind; aber die einzigen zwei farbigen Soldaten, denen ich je begegnet bin, waren offenbar nicht von dieser Sorte. Ich verlange nicht, sie noch einmal auf die Probe zu stellen; ich könnte auf Andere stoßen, die weniger fein sind und die mich vielleicht mit dem Bayonett durchstoßen würden. Da mir verweigert ist, zu thun, was ich als weißer Mann in einem solchen Falle gern thun möchte, so verlange ich blos das Recht eines Negers, aus dem Wege gehen zu dürfen." —

Kein Wunder, daß ihm jetzt die Rassenfrage in einem ganz neuen Lichte erscheint, und daß ihm plötzlich die Augen über das Betragen der loyalen Neger in seiner Umgebung aufgegangen sind, trotzdem daß er früher nichts dagegen einzuwenden hatte. Wenn folgende Schilderung im „Knoxville Whig" nur halb wahr ist, wäre ein Rassenkampf in Tennessee unvermeidlich.

„Tausende von freien Farbigen, so sagt Brownlow weiter, sammeln sich in den größeren Städten Tennessees und in deren Umgebung, und tausende kommen von anderen Staaten dorthin, von welchen kaum der dritte Theil Beschäftigung finden kann. In der That wünscht auch kaum ein Drittheit derselben zu arbeiten. Sie haben die irrthümliche Idee, daß die Bundesregierung verpflichtet sei, alle ihre Bedürfnisse zu befriedigen und ihnen sogar Wohnungen zu verschaffen, und sollten auch deren weiße Bewohner an die Luft gesetzt werden müssen. In jedem Theile des Staates herrscht große Nachfrage nach Arbeitern, aber die Farbigen verachten, mit wenigen Ausnahmen, alle Arbeit. Sie fiedeln und tanzen bei Nacht, und den Tag über lungern sie um die Läden und an den Straßenecken herum.

Es ist bekannt, daß einige ihrer unvorsichtigen Lehrer aus dem Norden, die den Charakter des Negers nicht kennen, ihnen den Rath gegeben haben, sich nicht als Arbeiter bei weißen Leuten zu verdingen! Da sie keine andere Idee in ihren Köpfen haben, als Abolition, so rathen sie dem einfältigen und leichtgläubigen Neger, lieber eine prekäre Existenz in den Städten zu führen, um unterrichtet zu werden, als sich auf dem Lande guten Lohn und ein anständiges Unterkommen zu verdienen. Wenn nicht vorher ein gründlicher Wechsel eintritt, so wird im nächsten Winter großer Mangel und Sterb-

lichkeit unter den Negern herrschen. Die Stimmung zwischen den Weißen und Schwarzen ist schon jetzt nicht die beste und wird täglich schlimmer. Viele Neger insultiren weiße Frauenzimmer, die ihnen nie etwas zu Leide gethan und nie einen „Sklaven" besessen haben.

Häufig stoßen sie weiße Damen über die Trottoirs hinunter und traktiren weiße Männer, die an ihnen vorbeigehen, mit Schimpfreden, wie um zu zeigen, daß sie die Herren seien. Andere stoßen auf den Straßen Flüche und Drohungen aus, z. B. „sie wollen in dieser verdammten Stadt aufräumen", oder „wenn man sie nicht zur „Ballot-Box" (d. h. zu den Stimmkästen) zulasse, so werden sie zur „Cartridge-Box" (Patrontasche) greifen" u. s. w. Und dabei schwören sie, daß sie von der Bundesregierung unterstützt würden.

Als ein Mann, dem es um das Wohl der farbigen Bevölkerung ernstlich zu thun ist, erlaube ich mir, derselben zu bemerken, daß sie die Legislatur von Tennessee nicht dazu bringen können, ihnen das Stimmrecht einzuräumen, und die Bundesregierung hat kein Recht, die Stimmrechtsfrage in Tennessee zu regeln. Die große Unionpartei aber ist zu vernünftig, als daß sie versuchen sollte, diese Frage auf dem Wege der Congreßgesetzgebung zu controlliren.

General Tillson zu Memphis hat erklärt, daß er die Entfernung der freien Farbigen aus der Stadt und Umgegend nöthigenfalls mit Gewalt durchsetzen werde. Er sendet Patrouillen durch die Stadt, um zu erfahren, welche derselben Beschäftigung haben und welche nicht, und läßt die letzteren in Kenntniß setzen, daß sie fortan keine Unterstützung mehr von der Regierung zu erwarten haben. Denjenigen, die Contrakte eingegangen haben, hat er zu wissen gethan, daß sie nicht ohne Weiteres weglaufen dürfen, sondern ihre Contrakte halten müssen, und daß er sie mit Gewalt dazu anhalten werde.

Ich rechne General Tillson zu den besten Commandanten, die wir je in Knorville hatten, und es freut mich zu hören, daß er auch in Memphis seinen alten gesunden Menschenverstand und Rechtssinn an den Tag legt. Eine derartige Strenge gegen die farbige Bevölkerung thäte auch hier Noth.

Präsident Johnson wird in Bälde alle Truppen aus Ost-Tennessee entfernen und die farbige Bevölkerung wird, wie die weiße auch, für sich selbst zu sorgen haben. Ein Theil derselben wird, ich bin es überzeugt, fleißige und ruhige Bürger abgeben, die für sich und ihre Familien sorgen. Die große Mehrheit derselben aber wird Unordnungen aller Art anfangen, und Manche derselben werden das Zuchthaus bevölkern helfen. Durch ihre Drohungen und Gewaltthätigkeiten werden sie nichts Gutes ausrichten, und wer es wirklich gut mit ihnen meint, muß ihnen davon abrathen. Farbige Soldaten in Bundesuniformen, mit Gewehren in ihrer Hand, dürfen nicht glauben, daß die Bürger von Ost-Tennessee sich von ihnen einschüchtern oder ihre Familien von ihnen beschimpfen lassen.

Ich kenne die dortige Bevölkerung und ich weiß, daß sie sich nicht von Negersoldaten controlliren lassen. Die Truppen von Ost-Tennessee, welche drei schreckliche Jahre hindurch gekämpft haben, um die Neger frei zu machen, und die jetzt in ihre alte und geliebte Heimat zurückkehren, sind nicht die Männer, die sich von farbigen Soldaten, die erst in der elften Stunde ins Gefecht kamen, etwas bieten lassen. Mögen sich die Commandanten und Vorgesetzten der farbigen Truppen dies ein für allemal merken.

Es gibt Unionleute hier, welche das Recht der Regierung nicht anerkennen, jetzt, nachdem ihre Sklaven emancipirt sind, auch noch ihre Ländereien und ihr Vermögen zu confisciren, als Strafe dafür, daß sie früher Sklaven gehalten haben. Es gibt Unionleute hier, welche der Ansicht sind, daß ein Kapitän oder Lieutenant farbiger Truppen nicht das Recht habe, auf die Anzeige eines Negers von schlechtem Rufe hin respektable und loyale weiße Bürger durch Neger verhaften und von einem County ins andere schleppen zu lassen, um sie dort zu prozessiren, während doch ihre Verurtheilung schon im Voraus beschlossene Sache ist. Es gibt tausende aufrichtiger Unionmänner und verabschiedeter Bundessoldaten in Ost-Tennessee, welche lieber auf der Stelle in einem neuen Kriege umkommen wollen, als daß sie solche Beleidigung, Unterdrückung und Beschimpfung sich gefallen lassen!...

Die loyalen Bürger von Ost-Tennessee gönnen der farbigen Bevölkerung ihre Freiheit und das Recht, ihre Kinder zu erziehen; aber sie sind nicht geneigt, ihnen alle ihre Kirchen und Schulhäuser einzuräumen, so daß es den unschuldigen Kindern von Unionsleuten, die nie einen Sklaven besessen haben, daran fehlt. So wollen es nämlich ein Paar unverschämte Lehrer aus dem Norden, die dort keine Beschäftigung finden und hierher gekommen sind, um den Neger zu verherrlichen. Es gibt aber Unionleute genug hier, die trotz dem Resultate des Krieges der Ansicht sind, daß ein weißes Kind so gut ist als ein schwarzes.

Seit ich Vorstehendes geschrieben habe, höre ich, daß auf einem Negerballe im hiesigen Universitätsgebäude drei Farbige in einer Nacht getödtet wurden. Sie sollen von Weißen, die als Weiber verkleidet waren, erschossen worden sein. Natürlich bin ich weit entfernt, eine solche That zu billigen, und ich erwähne derselben nur, um zu zeigen, welche Feindschaft bereits zwischen den Rassen Platz greift. Diese Bälle sind zu häufig und taugen nichts. Weiße Offiziere und Soldaten wohnen denselben bei und tanzen mit farbigen Frauenzimmern. Ein Ohiosoldat von guter Erziehung verschaffte sich eine Heiratserlaubniß, ohne von der Farbe seiner Zukünftigen etwas zu sagen, und heiratete in der That eine junge Person, die früher eine Sklavin in dieser Stadt gewesen war. Wenn diese Verbindung seinem Geschmacke zusagt, so habe ich nichts dagegen einzuwenden. Dagegen bedauere ich, sagen zu müssen, daß die Moral der farbigen Bevölkerung seit ihrer Emancipation sich verschlechtert hat, und bei der Hast, mit der wir ihre Aufklärung betreiben, wird bald die Hälfte derselben in Folge des ewigen Lehrens, Predigens, Betens, Singens und Tanzens ruinirt sein."

Man vergesse nicht, daß es ein „loyaler" Mann, ein Abolitionist von reinstem Wasser und ein Hauptführer der Partei ist, welcher sich so unumwunden äußert; ein Gouverneur der seinen Staat kennt, und ein Rebellenvernichter, der als solcher immer in der vordersten Linie gestanden hat. Brownlow befand sich bisher ganz und gar auf der Platform der alleräußersten Radikalen und Negromanen, und nun solche Enthüllungen! Der alte Horace Greeley, dieser alte Unheilstifter, ist, in seiner Tribune, außer sich über solche Geständnisse und Enthüllungen und kanzelt den Verräther an der heiligen Sache des Negerthums ab.

Saturn frißt auch im Yankeelande seine eigenen Kinder. A.

# Aus allen Erdtheilen.

## Sind noch einige Gefährten Sir John Franklins am Leben?

Der bekannte Polarreisende, Kapitän **Hall** aus Cincinnati, welcher jetzt zum deitten Mal eine Wanderung im arktischen Labyrinth unternommen hat, um über die Feage ins Klare zu kommen, spricht sich **bejahend** aus. Der kühne und ausdauernde Mann war bekanntlich in Begleitung einiger Eskimos nach den Vereinigten Staaten zurückgelehet und hat sie dann wieder in ihee eisige Heimat zurückgebracht. Er ist mit der Lebensweise und mit der Sprache dee **Innuit**, d. h. der Eskimos genau vertraut, und sie betrachten ihn als einen der Ihrigen. Eben jetzt, Mitte Oktobers, macht ein Schreiben von ihm den Rundlauf durch die europäischen Zeitungen, das auch wir mittheilen müssen. Ob Halls Hoffnungen sich erfüllen, kann Niemand sagen. Daß von Franklins Gefährten noch einige am Leben sein **können**, jetzt etwa 20 Jahre nach dem Beginn der Expedition, welche im Mai 1845 die Themse verließ, ist **nicht unmöglich**, aber kaum wahrscheinlich. Gewiß wird Hall nichts verabsäumen, um über die Sache ins Klare zu kommen. In seinem Schreiben sagt er: —

„Ich habe erfahren, daß noch drei von Franklins Gefährten am Leben sind; einer von ihnen ist **Crozier** (welcher auf dem Schiffe „Terror“ commandirte, wäheend Franklin den Befehl auf dem „Erebus“ hatte). Die Einzelnheiten darüber sind vom höchsten Interesse, doch möge das Nachstehende für jetzt und bis ich heimkomme, genügen.

Crozier und drei seiner Leute wurden von einem Vetter des Uela (Albert), Schoo schi ark pani (John) und Ae too a (Frank) aufgefunden, während diese drei Eskimos über das Eis von einem Iglulik (Dorfstation) zum andern gingen; der Vetter hatte seine Familie bei sich und wollte Seehunde fangen bei Neitschille (Boothia Felixhalbinsel); Crozier bestand nur noch aus Haut und Knochen und war dem Hungertode nahe, seine Begleiter dagegen waren fett. Der Vetter erfuhr bald, daß diese wohlbeleibten Leute sich von Menschenfleisch, vom Fleische ihrer Gefährten, genährt hatten; diese letzteren Alle hatten die beiden im Eise festgefrornen Schiffe verlassen, und Crozier war der einzige Mann, welcher kein Menschenfleisch essen wollte; deshalb war er dem Hungertode nahe.

Der Vetter nahm sofort ihn und die drei Anderen in seine Obhut; er fing einen Seehund und gab Crozier davon am ersten Tage nur ein ganz kleines Bischen rohen Fleisches, den drei fetten Leuten gab er aber nichts ab, denn die konnten sich recht gut so lange behelfen, bis Ceoziers Leben außer Gefahr war. Diesem gab der Vetter am nächsten Tage ein etwas größeres Stück Seehundsfleisch, und durch des Vetters Sorgfalt wurde ihm das Leben gerettet. Crozier begriff seine Lage sehr wohl und stimmte mit dem Vetter darin überein, daß er am ersten Tage nur ein ganz kleines Stück Fleisch genießen dürfe. Croziers Gesicht gewährte einen schreckenerregenden Anblick, die Augen waren tief eingefallen, das Gesicht war bleich und wie ein Gerippe; der Vetter mochte ihn während der ersten Tage gar nicht ansehen, es wurde ihm so unwohl dabei.

Dieser edle Vetter, welchem die ganze civilisirte Welt für sein menschenfreundliches Benehmen Dank wissen wird, sorgte dann für Crozier und dessen drei Leute. Aber bald nachdem der Vetter sie gefunden hatte, starb ein Mann, aber nicht wegen Hungers, sondern an einer Krankheit.

Im Frühjahr begleiteten Crozier und die beiden anderen Männer den Vetter auf der Halbinsel Boothia Felix nach Neitschille, wo sich viele Innuits (Eskimos) befanden. Crozier und die Leute hatten Gewehre und viel Schießbedarf und manche hübsche Sachen, und sie schossen mit ihren Gewehren viele Enten rc.; sie lebten in Neitschille bei den Innuits, und Crozier wurde fett und gesund.

Crozier erzählte dem Vetter, daß er einst vor manchen Jahren zu Innsil le (an der Repulsebay) gewesen sei und an der Winterinsel und zu Iglulik; an den beiden letztgenannten Oertlichkeiten habe er viele Innuits getroffen und habe mit denselben Verkehr gepflogen. Der Vetter hatte von seinen Landsleuten an der Repulsebay einige Jahre früher von Parry, Lyon und Crozier etwas gehört, und als Ceozier ihm seinen Namen nannte, erinnerte er sich desselben. Der Vetter sah Crozier und die drei Männer ein Jahr früher, als er ihnen jetzt begegnete, dort wo die beiden Schiffe im Eise lagen. Crozier und die beiden Männer lebten einige Zeit bei den Innuits von Neitschille; die Innuits mochten ihn sehr gern und behandelten ihn sehr gütig.

Nach einiger Zeit ging Crozier mit seinen **zwei** Leuten und einem Innuit, der ein Kayak (d. h. ein Boot) mit sich nahm, — wie E bier bing, ein Eskimo, meint, ein Boot von Gummi, denn den Rippen entlang sei etwas gewesen, das man mit Luft haben füllen können, — von Neitschille fort nach Süden hin, um in das Koblunasland zu gelangen. Als **U e la** (Albert) und seine Brüder im Jahre 1854 diesen Vetter, der sich so gütig gegen Crozier und dessen Leute benommen, an der Pellybay sahen, die nicht weit von Neitschille entfernt ist, hatte der Vetter nicht gehört, ob Crozier, dessen zwei Leute und jener Neitschille-Innuit jemals zurückgekommen seien oder nicht. Die Innuits glauben nicht, daß sie todt seien; nein, das glauben sie nicht. Crozier bot dem Vetter, weil dieser ihm das Leben gerettet habe, sein Gewehr an, aber der Vetter wollte dasselbe nicht annehmen, weil er meinte, es könne ihn tödten; es machte ein so starkes Geräusch und tödtete fast mit gar Nichts. Crozier gab dem Vetter ein langes, merkwürdiges Messer (einen Säbel) und noch andere hübsche Dinge. (Doch ich breche hier ab; die Hunde sind angeschirrt, die Schlitten beladen, und ich habe versprochen, in einer halben Stunde fertig zu sein.) Crozier erzählte dem Vetter von einem Gefechte mit Indianern, nicht mit Innuits. Dasselbe muß an der Mündung des Großen Fischflusses (Backflusses) stattgefunden haben.“

Man sieht, Kapitän Hall schreibt gleichsam im Eskimostyl; man kann aber den Bericht nicht ohne Bewegung lesen. Freilich hat der Vetter seit **elf Jahren** (1854) nichts mehr von Crozier gehört! —

Wir wollen zum Schlusse bemerken, daß sein Brief datirt ist: Winterquartier in Igloo, Freitag 10. December 1864, Noo Wook, West and Rowes Welcome. Breite 64° 46′ N., Länge 87° 20′ W. — Rowes Welcome ist der Meereskanal, welcher, von der Hudsonsbay nach Norden hinlaufend, im Osten die Southampton-Insel hat, nach Norden hin die Frozen Street, welche in den Fox Channel führt; auf der Westseite schneidet der sogenannten Wager River tief ins Land.

---

## Zustände in Paraguay.

Ein Herr Franz **Salomonombry**, wahrscheinlich ein Magyar, der sich mehre Jahee in diesem Staat aufgehalten hat, entwarf im Juli 1865 eine Schilderung der Verhältnisse, welche gerade jetzt nicht ohne Interesse ist. Wir entlehnen dieselbe der „Deutschen Zeitung“, welche zu Porto Alegre erscheint.

„Mit den despotischen Gesetzen will ich beginnen, denn während meiner sechsjährigen Residenz in genannter Republik glaube ich genug der Kenntniß und Erfahrung gesammelt zu haben, um den Lesern eine genaue Anschauung verschaffen zu können.

Als der Vater dieses Präsidenten, S. Lopez, nach dem Tode des Diktators Dr. Francia Präsident wurde, war es sein erster Schritt, die despotischen Gesetze seines Vorgängers zu schärfen und noch viel elendere zu erfinden. Aber damit noch nicht zufrieden, gab er im Jahre 1852 ein Gesetz, wonach ein jeder Einwohner der Republik, ob Aus- oder Inländer, verpflichtet sei, von seinem 17. bis zum 60. Jahre zum Linienmilitär zu gehöeen, und sollen dieselben verpflichtet sein bei Verlust ihres Vermögens, ihrer bürgerlichen Rechte und einer 12jährigen Gefängnißstrafe, je nach Distanz ihres Wohnorts von der Hauptstadt sich, sobald sie zum Dienst einberufen, binnen zehn Tagen zu stellen.

Welch ein humanes Gesetz in einer Republik! Welcher Kontrast mit den Gesetzen dieses Kaiserstaates, wo jeder Fremde und Eingeborne vor dem Gesetze gleich stehen, und wo es auch in den bedrängtesten Zeiten der Regierung nie einfällt, ein solches Gesetz zu Tage zu fördern. Trotzdem gibt es viele Deutsche in der Republik, die in diesem Moment wie förmliche Sklaven ihr Haus und Geschäft verlassen mußten, um Kriegsdienste zu thun. Wer würde ein solches Land nicht gern verlassen, wenn er nur

könnte, wo die sogenannte Freiheit weiter nichts als Sklaverei ist.

Im Jahre 1857 kam ein Gesetz ans Licht, wo derjenige Eingeborne, der mehr als 40 Pfund Matte oder 500 Cigarren an einen Ausländer ohne eine Spezialerlaubniß vom Präsidenten zu besitzen, verkauft, außer seines Vermögens verlustig, noch mit 4 Monat Gefängniß und 50 Stockschlägen zu bestrafen sei, ohne Ansehen der Person.

Im Jahre 1858 trat ein Gesetz in Kraft, das dem in der Republik wohnenden Ausländer verbot, Grundbesitzer zu sein, und bestimmte, daß Jeder, um sich mit einer Eingebornen verheiraten zu dürfen, einen Eid abgelegt haben mußte, nie mehr die Republik verlassen zu wollen. — Ich könnte noch viele dergleichen Gesetze anführen, glaube aber, daß obengenannte hinreichend sind, den Despotismus der paraguayschen Regierung zu schildern. —

Die Armee besteht aus ungefähr 54 bis 60,000 Köpfen, aber nicht so viel kampffähigen Männern, denn man sieht in der Armee nicht selten Lahme bei der Cavallerie, sowie Einäugige und Bucklige bei der Infanterie und Artillerie; die Offiziere werden nicht nach Kenntnissen oder Verdienst, sondern nach ihren Vermögensumständen gewählt. Der Höchstkommandirende ist Präsident Lopez, der sich selbst die Würde eines General-Feldmarschalls zu geben gewußt hat. Die einzigen Offiziere von Bedeutung sind der Ingenieuroberst Duteil (Franzose) und die preußischen Oberstlieutenants v. Treskow, v. Zitzewitz, v. Falkenstein und v. Steuben, sämmtlich Kommandeure der verschiedenen Batterien der Festung Humayta', wo besonders letzterer als Kommandant des Laboratoriums fungirt. Außerdem kommandirt ein Engländer, Oberstlieutenant Smith, das 3. Cavallerieregiment. Die Verpflegung und der Sold der Armee ist folgende: Die Soldaten erhalten, wenn sie in Garnison sind, täglich je 4 Mann 1 Pfund Fleisch, 3 Pfund Maisbrod, 1/4 Pfund Mattee, und jeden Monat, d. h. wenn bezahlt wird, 1 Mil 400 Reis oder 1 Thlr. preuß. Jeder Soldat empfängt außerdem an Bekleidung für 22 Monate ein Paar Schuhe, die nur bei Paraden getragen werden dürfen, eine rothe Wolldecke, die er als Poncho benutzt und die ein Jahr verhalten muß, und endlich zwei baumwollene Hemden und Hosen und einen Tschako, der einer Waschtiene ähnelt. Die Offiziere (Inländer) haben das Recht, vom Präsidenten Geld zu erbitten, werden aber häufig, ohne daß ihre Bitte berücksichtigt wird, entlassen. Nach dem Gesetz soll der Soldat im Felde doppelte Verpflegung und Löhnung haben.

Die Artillerie ist, wie ich schon oben bemerkte, meistens nur von fremden Chefs und Subalternoffizieren kommandirt, und da es nicht zu den kleinsten Fehlern des Diktators gehört, sehr viel Mißtrauen gegen Fremde zu hegen, so sind die meisten der fremden Offiziere in den bedeutendsten Militäranstalten Asuncion und Humayta', letztere als bedeutende und nicht leicht von der Wasserseite einnehmbare Befestigung auf der rechten Paraguay-Uferseite gelegen, wo stets 7000 bis 8000 Mann in Garnison sind, die theils in Kasematten, theils in, nach französischem Styl gebauten Kasernen untergebracht sind. Außerdem hat Humayta' ein Laboratorium und Arsenal, wo stets 2 bis 300, meistens Engländer und Deutsche, beschäftigt sind. Die Batterien von Humayta' sind von 130 bis 140 Geschützen verschiedenen Kalibers vertheidigt, von denen die bedeutendsten 80Pfünder sind, und da die Krümmung des Flusses und die kurze Kanaldistanz das Attaquiren erschwert, so wären die Batterien sehr leicht mit Panzerschiffen zu nehmen. Sie wären vielleicht zu nehmen von der Landseite.

Die Militäranstalten von Asuncion sind ziemlich unbedeutend, denn außer dem Marinearsenal, das meistens von Engländern verwaltet wird, gibt es eine Kanonengießerei, die aber bis jetzt nichts Gutes geliefert hat. Auch hat Asuncion eine Kugelgießerei, die sehr bedeutend und gut ist. Das Leben der Soldaten in Paraguay ist von dem der Soldaten civilisirter Nationen vollständig verschieden. Sie werden von Abends 8 bis Morgens 7 Uhr aus ihren Kasernen entlassen, von wo ein Jeder hingeht, wo es ihm beliebt, und die meisten schlafen aus Mangel an Obdach mit den Frauen auf freien und öffentlichen Plätzen. Es herrscht ein Gesetz, wonach ein jeder Civilist, der bei einer Wache vorübergeht, vor der Schildwache seinen Hut abziehen muß, und muß derjenige, der Abends nach 8 Uhr auf der Straße geht, eine Laterne angezündet bei sich führen und sich bei jeder Wache, an welcher er vorübergeht, melden.

Die Marine ist von einem frühern, tapfern Fregatten-Kapitän, Namens v. Radetvisy, kommandirt. Derselbe stand früher im österreichischen Flottendienst, ging von dort, seiner demokratischen Ideen halber, ab, und es ist schwer zu verstehen, wie Jemand, der auf Ehre Anspruch macht, in einem Lande dienen kann, wo Frauen und Kinder gefangen genommen und ins Innere von Paraguay geschleppt werden, wo sie als Sklaven arbeiten müssen, was bei denen, die in der Provinz Matto-Grosso gefangen worden sind, der Fall ist; denn die Paraguayer haben sogar Kinder, die schwer zu transportiren waren, getödtet.

Die Subalternoffiziere und Matrosen der Republik wissen weder etwas von Praxis noch Theorie und sind nur auf Flüssen als Matrosen brauchbar.

---

**Abschlachtung von Indianern in Nordamerika.** Es ist eine unbestreitbare und auch allerseits zugestandene Thatsache, daß die Streitigkeiten zwischen den Indianern und Weißen fast ohne Ausnahme ihren Grund in Frevelthaten der letzteren haben. Man behandelt das „rothe Ungeziefer" grausam, oder hält ihm nicht Wort, jagt unschuldigen Leuten Kugeln durch den Leib und schreit dann über Blutgier und Barbarei der Indianer, welche in ihrer landesüblichen Weise Rache nehmen. Sehr häufig ist es vorgekommen, und es ist auch amtlich nachgewiesen worden, daß von Seiten der Agenten, welche den Indianern vertragsmäßig festgestellte Jahrgelder für Landabtretungen zu zahlen hatten, Betrug der schmählichsten Art verübt wurde, oder daß die Jahrgelder nicht zu rechter Zeit bezahlt wurden. Seit drei Jahren sind nun die Prairie-Indianer namentlich im Gebiete Dakotah in Bewegung, und die Bundesregierung hat Truppen gegen sie ausgesandt. Der Befehlshaber derselben, ein Oberst Chivington, wurde von weißen Leuten beschuldigt, sich abscheuliche Barbareien erlaubt zu haben, und General Alexander Mac Cook untersuchte an Ort und Stelle. Der „Atchison Champion" enthält nun den amtlichen Bericht und äußert sich in folgender Weise:

„General Mac Cook sagt mit dürren Worten, es handle sich hier um die kaltblütigste, empörendste, teuflischste Abscheulichkeit, die jemals von einem Menschen oder Teufel ausgedacht wurde. Die beschwornen Aussagen von Zeugen genügen, um jedem Menschen die Schamröthe darüber, daß er selber ein Mensch ist, auf die Wangen zu treiben. Es war ein unterschiedloses Ermorden von Männern, Frauen und Kindern beiderlei Geschlechts, in jeder denkbaren und empörenden Gestalt. Ungeborene Kinder wurden aus den Leibern sterbender Mütter gerissen und skalpirt; Kinder im zartesten Alter wurden abgeschlachtet; Soldaten „schmückten" ihre Hüte mit gewissen Körpertheilen von Männern und Frauen aus; die Flagge und die Uniform der Vereinigten Staaten wurden durch Handlungen diabolischer Grausamkeit geschändet, die in ihren Einzelnheiten so empörend sind, daß ein anständiges Blatt sie nicht alle wiedergeben kann."

„Und alle diese Abscheulichkeiten wurden an einer Indianerbande begangen, welche sich freiwillig unter den Schutz der Regierung gestellt hatte, über deren Lagerplatze eine weiße Fahne neben dem Sternenbanner der Vereinigten Staaten wehete. Das letztere hatten die Indianer von dem Militärkommandanten in Fort Lyons erhalten, und dieser hatte ihnen gesagt, die Flagge diene als Schutz und Sicherheit, so lange sie keine Feindseligkeiten verüben würden."

„Diese Indianer standen unter der Führung des Schwarzen Kessels, und die Freundschaft dieses Häuptlings für die Weißen war seit Jahren sprüchwörtlich. Er hatte als Kundschafter im Dienste unserer Regierung gestanden und war vom Oberstlieutenant Tappan vom ersten Coloradoregimente zur Ueberwachung der Sioux und anderer feindlicher Stämme verwandt werden. Erst einige Tage vor der Gräuelthat hatte er durch rechtzeitige Benachrichtigung einen Ueberfall verhindert. Er hatte die Männer, Frauen und Kinder seines Stammes zusammengebracht, um in der Nähe des Forts und unter der Obhut der Weißen zu leben. Das Vertrauen dieser Indianer wurde durch unterschiedsloses Abschlachten, die freundliche Gesinnung durch Nothzucht und Verstümmelung der Leichen belohnt."

„Pioniere der Civilisation!"

---

**Judenbekehrungen in Amerika.** Man weiß nicht genau, wie hoch sich die Ziffer der Juden in der Neuen Welt beläuft; nach einigen Angaben soll sie nahe an 200,000 Köpfe betragen, von denen etwa 50,000 auf Newyork kommen. In dieser Stadt haben sie mehre Synagogen und überall halten sie zäh an ihrem alten Glauben fest. Nach dem Beispiele der londoner Judenbekehrungsgesellschaft, welche im Ganzen doch nur geringen Erfolg aufweisen kann, haben sich ähnliche Vereine in Newyork gebildet, namentlich unter den Presbyterianern und unter den Baptisten. Sie eröffneten Schulen, in denen sie vorzugsweise

bekehrten Juden als Lehrer anstellen. Der christliche Missionär Löwenthal, der 1864 zu Ludianah in Indien ermordet wurde, war ein bekehrter deutsch-amerikanischer Israelit. Ein Anderer, Lederer, gibt in Neuyork ein Bekehrungsblatt heraus, welches den Titel „Der wahre Israelit“ führt. Auch auf den Antillen und in Guyana sind Judenmissionäre thätig. In Surinam hat van Emden, ein reicher Jude, eine schöne Kapelle bauen lassen, in welcher die Herrnhuter predigen; in Demerara wurde 1864 ein aus Hannover gebürtiger Hebräer mit seiner ganzen Familie getauft, und in Brasilien ist irgendwo (wir finden den Ort nicht angegeben) ein bekehrter Jude als evangelischer Pastor angestellt worden.

---

**Die Beschiffung des Purus durch Chandleß.** Die bisherige Annahme, daß der peruanische Fluß, welchen man als den Madre de Dios bezeichnet, mit dem Purus ein und derselbe sei, ist nicht länger haltbar. Wir haben noch jüngst (Globus VIII, S. 159, 220 ff.) Mittheilungen über die Wasserverbindungen im Innern Brasiliens gegeben; hier bringen wir noch einige Notizen über den Purus nach Chandleß, dessen ausführlicher Bericht später im Journal der londoner geographischen Gesellschaft erscheinen wird. Dieser Fluß erscheint auch deshalb von großer Wichtigkeit, weil er auf der ganzen Strecke seines Laufes gar keine Schwierigkeiten für die Schifffahrt darbietet. Chandleß fand Indianer aus Bolivia, welche seinen Kahn ruderten, und befand sich am 12. Juni 1864 in der Mündung des Purus; dann fuhr er stroman, bis er am 23. Dez. den Fluß so schmal und dermaßen mit Felsen angefüllt fand, daß er nun nicht mehr weiter kommen konnte. Er befand sich (die Länge und Breite finden wir nicht speciell angegeben) 1866 Miles von der Mündung entfernt in einer Höhe von 1088 Fuß über dem Meere. Dann drang er an den beiden Quellarmen, welche den Purus bilden, so weit als irgend möglich hinauf. Keiner von diesen war der Madre de Dios. Der Wald war überall so dicht und hoch, daß der Reisende keinen Blick auf die Andes gewinnen konnte; er meint aber, sie hätten ohne dieses Hinderniß sichtbar sein müssen. An jenen beiden Quellarmen fand er einen Indianerstamm, der noch nie im Verkehr mit den Weißen gestanden hat und eben so wenig mit den weiter abwärts wohnenden Indianern Handelsverbindungen unterhält. Diese Indianer kannten noch kein Eisen und hatten Steinbeile.

Der unseren Lesern bekannte Reisende Bates bemerkt, er sei auf dem Amazonenstrom viermal an der Mündung des Purus vorbeigefahren, habe dieselbe nur etwa eine Viertelmeile breit gefunden und deshalb den Purus für einen Zufluß dritter oder vierter Klasse gehalten; fünf oder sechs der Hauptnebenströme des Amazonas seien an ihrer Mündung drei bis vier Miles breit. Uebrigens sei es richtig, daß der Purus eine vortreffliche Fahrbahn bis ins Innere von Peru darbiete.

---

**Aus Brasilien.** Zwischen Rio Janeiro und Porto Alegre in der Provinz Rio Grande wird eine Telegraphenlinie gebaut.

Professor Agassiz war am 10. August in Pará angekommen und wollte am 17. d. M. seine Fahrt auf dem Amazonenstrome beginnen.

Die Dampfschifffahrt zwischen Brasilien und Nordamerika wird 1866 beginnen. Der washingtoner Congreß hat den Unternehmern auf 10 Jahre eine jährliche Beisteuer von 120,000 Dollars bewilligt, und die brasilianische Regierung gibt jährlich 22,000 Pfd. Sterl. Zuschuß. Die Schiffe werden von Neuyork abgehen, St. Thomas in Westindien, Pará, Pernambuco und Rio Janeiro berühren.

Die argentinische Regierung ihrerseits hat beschlossen, daß sie auf acht Jahre 20,000 Dollars jährliche Unterstützung den Dampfern zukommen lassen werde, welche einen monatlichen Dampferverkehr mit Neuyork ermöglichen. Diese Linie wird wohl mit jener ersten combinirt werden.

---

**Fortschritt in Chile.** In Brasilien, Neugranada, den argentinischen Provinzen und Uruguay haben Nichtkatholiken das Recht der freien Ausübung ihres Gottesdienstes. In Chile war thatsächlich große Toleranz, aber gesetzliche Bestimmungen fehlten. Nun aber hat im Juli 1865 der Congreß den Paragraph 5 der Verfassung in folgender Weise erläutert: „Allen, welche sich nicht zur römisch-katholisch apostolischen Religion bekennen, ist erlaubt, ihren Gottesdienst in Gebäuden abzuhalten, welche Privateigenthum sind. Sie können Privatschulen gründen, in welchen sie ihre Kinder in den Lehren ihrer Religion unterrichten. — Die Geistlichkeit bot Alles auf, um die Maßregel zu hintertreiben, die öffentliche Meinung ist aber für die Beseitigung der früheren Beschränkungen gewesen.

Der Handel des Landes befindet sich in blühendem Zustande. In dem Finanzjahre 1864/65 betrug die Einfuhr 18,868,365 Dollars, 1,620,162 Dollars mehr als im Vorjahr.

Die Ausfuhr wächst. Sie stellte sich auf

| | | |
|---|---|---|
| 1861 . . | 20,349,634 | Dollars |
| 1862 . . | 21,994,432 | „ |
| 1863 . . | 20,118,852 | „ |
| 1864 . . | 27,242,853 | „ |

Der Geldwerth der im Küstenhandel beförderten Güter stellt sich auf 28,896,783 Dollars.

---

**Australische Notizen.** Aus den von den Entdeckern als „ausgezeichnetes Weideland“ so hoch belobten Norddistrikten der südaustralischen Colonie sind im August höchst betrübende Nachrichten eingelaufen. „Die lange Dürre hat einen gänzlichen Mangel an Futter im Gefolge; das Vieh verhungert zu Tausenden. Mehre der größten Stationen sind völlig verlassen, auch die Ansiedler ziehen aus jenen Gegenden fort. Man findet sogar keineswegs selten verhungerte Kängeruhs.“

Tabacksamen aus Schiras in Persien ist im Auftrage der englischen Regierung in der Colonie Victoria vertheilt worden. Unser Landsmann, Dr. Müller, Direktor des botanischen Gartens zu Melbourne, hat sich der Sache angenommen.

Der Zuckerbau in Queensland scheint guten Fortgang zu nehmen; man gedenkt aus dem Lande mehr und mehr eine Zuckercolonie zu machen. Im Juni ist ein erfahrener Zuckerpflanzer, Fyers, aus Mauritius nach Brisbane gekommen und hat Fabrikationsgeräthe der neuesten und besten Art mitgebracht. Er wird von der Regierung 1000 Acres Zuckerland erhalten, das er in Abtheilungen von 50 Acres theilen will. Auf diese soll nach seiner Methode Rohr gepflanzt werden.

Der Streit über Freihandel und Schutzzölle, der in Europa beseitigt ist, erhält die australischen Colonien, namentlich Victoria, in großer Aufregung. Hier sind Regierung und Oberhaus für hohe Schutzzölle, das Unterhaus ist dagegen. Man will die Colonie wo möglich zu einem Fabriklande machen, und es entstehen allerdings viele gewerbliche Anstalten. In Sydney wird von einer Compagnie eine große Glas- und Porzellanfabrik gegründet, damit man nicht mehr „von England abhängig sei, in Sachen, die man selber verfertigen könne“.

In Neusüdwales sind binnen wenigen Wochen nicht weniger als 30 mit Getreide beladene Schiffe aus Chile angekommen.

Die Ansiedlung am Cap York im Nordgebiete. Wir haben die darauf bezüglichen Reisen und die Maßregeln zur Gründung einer Niederlassung früher im Globus ausführlich geschildert; wir theilten auch mit, daß gegen den Herrn Finnis, welchem die Leitung anvertraut war, große Mißstimmung herrsche. Jetzt lesen wir, daß die Regierung diesen unfähigen Mann abgerufen und durch einen Herrn Bennev ersetzt hat; diesem ist der tüchtige und erfahrene Entdeckungsreisende M'Kinlay als „Explorer“ beigegeben worden. Der erste Platz zur Niederlassung war höchst unpassend gewählt worden, und das Vieh starb aus Mangel an Futter.

---

**Die Leichhardt-Expedition** hat am 18. Juli Balronald erreicht. Der während der letzten Tage gefallene Regen wird es wahrscheinlich möglich machen, daß dieselbe die zwischen dem Darling und Mount Murchison befindliche Gegend geradenwegs durchziehen kann. Ueberall haben die Ansiedler, deren Eigenthum die Expedition berührte, derselben große Unterstützung gewährt. Die Vorzüglichkeit der Kameele in einer beinahe graslosen Gegend hat sich im Verhältniß zu den Pferden wiederholt herausgestellt. Dr. Murray berichtet, daß letztere sehr durch den großen Mangel an Futter leiden, während die Kameele beim Genuß der dort wachsenden Salzpflanzen und des Scrubs sich ganz wohl befinden. Die Expedition scheint in Bezug auf ihre Mitglieder gut organisirt zu sein.

Folgendes Schreiben ist von Dr. Murray, dem bisherigen Führer der Leichhardt-Expedition, eingegangen:

Pooneurie am Darling, 2. August 1865. „Ich bin mit der Expedition am 31. Juli hier eingetroffen. Wir haben bedeutende Schwierigkeiten beim Durchzug der Gegend zwischen Balronald und dem Darling gehabt, verursacht durch gänzlichen

Mangel an Futter und Knappheit des Wassers an der Straße. Eines der jungen Kameele mußte ich in hoffnungslosem Zustande auf Herrn Officers Station gelähmt zurücklassen, und eines unserer guten Packkameele ist in der Nacht des 31. Juli ertrunken; anscheinlich ist es am steilen Ufer des Flusses ausgeglitten und in die auf dem Boden liegenden Baumknorren verwickelt worden. Wir haben jetzt 35 Pferde und 12 Kameele, nämlich 8 Packkameele, 1 Reitkameel und 3 Junge. Ich kann nur mit größter Zufriedenheit über das Betragen eines jeden Mitgliedes der Expedition sprechen; Alle wetteifern mit einander sich nützlich zu machen, und Jeder unterzieht sich aufs Bereitwilligste der ihm angewieschen Arbeit. Bevor ich nach Menindie aufbreche, werde ich einige Tage hier verweilen, damit die Pferde sich erholen können. James P. Murray."

Neueren Nachrichten zufolge ist Dr. Murray mit der Expedition glücklich in Menindie angekommen.

**Entdeckungsreisende in Westaustralien von den Eingebornen ermordet.** Wir haben früher der Expedition Panters erwähnt. Jetzt finden wir in der „Melbourner Germania" folgende betrübende Nachricht:

F. R. Panter, J. R. Harding und W. H. Goldwyer waren am 9. November 1864 von der Roebuckbay in Nordwesten aufgebrochen, um das Land in der Richtung nach Legrange-Bay zu untersuchen. Sie hatten mit sich 4 Pferde und waren auf 14 Tage verproviantirt. Da dieselben 60 Tage nach ihrer Abreise nicht zurückgekehrt waren, so befürchtete man, daß ihnen ein Unglücksfall zugestoßen sei, und es wurde daher ein Herr Brown in Begleitung von zwei Polizisten und drei Eingebornen am 16. Februar ds. Js. in dem von der Regierung gecharterten Schiffe „Clarence Packet" abgesandt, um nach den Verschollenen zu suchen. In Roebuck-Bay angekommen, nahm die Partie ihren Weg nach der Gegend, welche jene wahrscheinlich durchzogen hatten. Erst am 8. März erfuhr man von einem Eingebornen, daß vor ungefähr 4 Monaten 3 weiße Männer mit 4 Pferden von den Eingebornen des Nachts überfallen und getödtet worden wären. Herr Brown eilte mit seinen Begleitern nach dem angegebenen Orte, welchen er am 4. April erreichte, und fand hier nicht nur die Leichname der Unglücklichen, sondern auch ihre Tagebücher und viele zerstreut umherliegende Reiseutensilien. Die Partie trat darauf ihren Rückweg nach Freemantle an, woselbst sie, die Leichname mit sich führend, am 10. Mai eintraf.

**Der Stamm der Selabah im Innern Arabiens.** Unsere Leser wissen aus Gifford Palgrave's Reisebericht, daß viele Stämme in Arabien sich vom Mohammedanismus fern gehalten haben. Auch Oberstlieutenant Pelly fand auf seiner Reise vom Persischen Meerbusen nach Riad die Selabah, Seleb oder Selaib, welchen der Islam völlig fremd war. Bei gewissen Festlichkeiten, z. B. bei der Heirat und der Beschneidung richten sie ein mit rothem Zeug umwickeltes Kreuz auf, dessen obern Theil sie mit Federn verzieren; dasselbe wird vor der Hausthüre der Brautleute oder des Beschnittenen aufgestellt; dann versammelt sich das Volk und tanzt um das Kreuz. Das Wort Seleb bedeutet Kreuz; einige Leute des Stammes leiten aber dasselbe ab von Es solb el Arab, d. h. vom Rücken der Araber; sie wollen damit andeuten, daß sit das rechte urarabische Blut seien. Von den Mohammedanern werden sie gehaßt und gleichsam als Pariahs angesehen, und jene Selaibs, welche in das Nedsched oder andere mohammedanische Gegenden eingewandert sind, müssen sich äußerlich den Bräuchen des Islam anbequemen; wenn sie aber in ihren Zelten unter sich sind, leben sie nach alter Weise. Zwischen den Selaib und den mohammedanischen Arabern kommen Zwischenheiraten nicht vor. Jene sind ausgezeichnete Jäger und tragen einen langen Rock, der aus Thierfellen zusammengenäht ist. Ihre Hauptnahrungsmittel sind Wildpret, Heuschrecken und Datteln; acht Monate führen sie mit ihren Schafen und Kameelen ein Wanderleben. Für Mekka haben sie angeblich eine gewisse Verehrung, ihr eigentlicher Wallfahrtsort ist aber Haran in Mesopotamien. Sie sollen Gesänge und andere Bücher in chaldäischer und assyrischer (?!) Schrift haben. Sie verehren den Polarstern, den sie Jah (Jehova) nennen, weil er der unveränderliche Punkt ist, nach welchem alle Reisenden sich richten, und außerdem noch einen Stern, Jedy, im Bilde des Widders. Während des Betens kehrt der Selaib dem Sterne das Gesicht zu und streckt die Arme so aus, daß sie mit dem Körper ein Kreuz bilden. Uebrigens glauben sie an Einen Gott und beten täglich dreimal. Sie sind friedlich und gastfrei und behaupten ein aus dem Nedsched ausgewanderter Stamm von Sabäern zu sein. Wenn Rawlinson meint, diese Selaib seien kein semitischer Stamm, so fehlen dafür die Beweise.

**Die Waffenfabrikation in Birmingham.** Die Anfertigung von Werkzeugen, mit welchen die christlichen und civilisirten Menschen unsers Jahrhunderts einander ums Leben bringen, bildet einen der wichtigsten Gewerbszweige, insbesondere für die Stadt Birmingham. In einer der Sitzungen der British Association gab J. D. Goodmann über denselben eingehende Nachrichten. Die Stadt zählte 1685 nur erst etwa 4000 Einwohner; England bezog früher seinen Bedarf an Schießwaffen vorzugsweise aus Lüttich; in Birmingham wurde die Waffenfabrikation 1689 durch König Wilhelm III. eingeführt; fünf Meister bekamen den Auftrag 200 Musketen mit Schnapphähnen zu liefern; für jede derselben erhielten sie 17 Schillinge.

Jetzt gilt bei der Verfertigung der Waffen das System der Vertheilung der Arbeit; Lauf, Schloß ꝛc. werden von verschiedenen Leuten geliefert, und der Gewehrmacher setzt dann die einzelnen Theile zusammen. In der Mitte des Jahres 1865 waren 599 Meister in den verschiedenen Zweigen beschäftigt und 7340 Arbeitsleute; von den letzteren beschaffen 3420 die Materialien (etwa 700 liefern die Läufe, 1200 das Schloß, 500 das Bayonnett ꝛc.). Die Arbeitslöhne sind höher als in irgend einem andern Gewerbe; man bezahlt stückweis. Neuerdings werden mehr und mehr Maschinen angewandt, und zwar nach dem „interchangeable system", welches schon vor einem Vierteljahrhundert in der Waffenfabrik zu Springfield in Massachusetts eingeführt worden ist. In England kam es zuerst in Enfield in Anwendung, wo eine Muskete, ehe sie als fertig abgeliefert wird, nahezu 600 Prozesse durchmacht. Die Small arms Company zu Birmingham hat jetzt Vorkehrungen getroffen, in jeder Woche 1000 Gewehre fertig zu liefern.

Alle Gewehre unterliegen jetzt, ehe sie ins Publikum gelangen, einer zweimaligen Prüfung; in Birmingham ist ein besonderes Probirhaus, und alljährlich werden am 9. März die Probirmeister gewählt.

In den 10 Jahren 1855 bis 1864 sind in England 6,116,305 Gewehre und Pistolen geprüft worden; davon im birminghamer trade Proof house 3,277,815, und im dortigen Regierungs Proof house 978,249; diese letzteren waren alle für Landheer und Flotte bestimmt. Sodann in London 1,325,139, in der Fabrik zu Enfield 505,102. Die jährliche Waffenproduktion stellt sich so: Birmingham trade Proof house 327,781; im Probirhause der Regierung 97,824; London trade Proof house 135,513, Enfield 72,154, — im Ganzen 633,272.

Während der vier Jahre des Krieges in Nordamerika sind 1,027,336 „smallarms" dorthin verschickt worden; davon 682,534 aus Birmingham, die übrigen aus London. England hat während der letztverflossenen 10 Jahre etwa 6 Millionen Stück Waffen erzeugt, und Lüttich in Belgien noch viel mehr, nämlich 6,812,264, deren Geldwerth jedoch beträchtlich geringer war. Die Belgier verfertigen nämlich eine große Menge von Taschenpistolen, nämlich 2,305,176 in jenen 10 Jahren. Die Waffenfabrikation für diesen Zeitraum repräsentirt in Belgien einen Geldwerth von 8,609,843 Pf. St., in England von 10,772,156 Pf. St. Zusammen also für beide Länder 130 Mill. Thlr. für Mordgewehre; alle anderen Länder zusammengenommen haben gewiß für eben so viel erzeugt, und das in einer Zeit, in welcher so oft verkündet wird, daß die fortschreitende Civilisation und die technischen Erfindungen und die Erleichterung des Verkehrs „den Krieg unmöglich machen müssen". Als ob die menschliche Natur nicht dieselbe bliebe mit ihren Wallungen und Leidenschaften, die von einer Generation auf die andere übergehen.

**Steinkohlen in der Türkei.** Die osmanische Regierung hat in Kleinasien nach Kohlen suchen lassen, und jüngst ist am Fuße des Berges „Olympus" ein sehr reichhaltiges Lager aufgefunden worden. Die Kohle soll vortrefflich sein; ob aber die Türken dieselbe auch gehörig ausbeuten werden? Die Gruben am Schwarzen Meere werden von ihnen arg vernachlässigt.

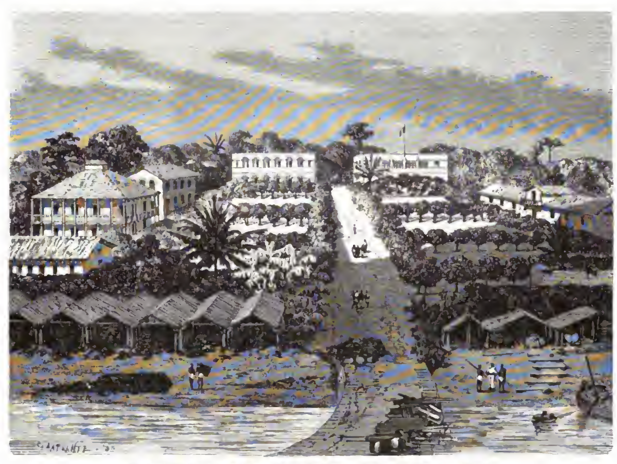
Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

# Schilderungen aus dem äquatorialen Westafrika.

## I.

Zur Kennzeichnung des äquatorialen Afrika. — Die Niederlassung der Franzosen am Gabon. — Das Klima und dessen Einwirkungen; die Regenzeit. — Naturschilderungen. — Griffon du Bellay und du Chaillu. — Die Portugiesen und der Sklavenhandel. — Handelsprodukte. — Die Völkerschaften in der Gabonregion. — Die Mpongue. — Völkerwanderungen. — Unbesiegbare Trägheit; die Frauen als Lastthiere. — Wohnungen, Hausrath und Schmuck. — Der Hausherr und sein Hausgesinde. — Polygamie und deren Ursachen. — Der Handel und die Mäkler. — Die Frauen und das Cicisbeat. — Sklaverei. — Die Häuptlinge. — König Denis.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß in Afrika zu beiden Seiten des Aequators eine weite, reichlich 20 Breitengrade umfassende Region sich ausdehnt, von welcher wir theilweise nur erst wenig, theilweise gar nichts wissen. In unseren Tagen wurden jedoch erfolgreiche Versuche gemacht, in dieselbe einzudringen, und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die Lücke auf unseren Karten ausgefüllt sein wird, bevor ein Jahrhundert in den Schoos der Zeiten hinabrollt.



Die französische Faktorei am Gabon, aus der Vogelschau. (Nach einer Zeichnung von Vallon.)

Von Osten her ist der vortreffliche Burton nach Westen hin bis an den Tanganyika-See vorgedrungen, weiter im Süden Livingstone bis an den Nyassa-See; auf seinen früheren Reisen hat er bekanntlich das ganze afrikanische Festland zwischen den Mündungen des Sambesi und San

Paulo de Loanda durchmessen. Auf der Westseite ist vom portugiesischen Benguela aus Ladislaus Magyar tief bis ins Innere der Ganguella-Länder gekommen. Was aber nördlich von den Ländern des Matiamvo und des Cazembe liegt, nach Norden hin bis zum Lande der Nyam Nyam und bis nach Baghirmi, das wissen wir nicht. Im äquatorialen Westafrika kennen wir lediglich die Küstengegend und diese nicht einmal bis weit ins Land hinein. Was liegt östlich von der Biafrabay, von der Serra do Cristal und von Loango? Bis an das Crystallgebirge ist Paul du Chaillu gekommen, und eben jetzt ist er auf seiner gefahrvollen Wanderung in der Aequatorialgegend nach Osten hin begriffen; er will das afrikanische Festland in diesen Breiten durchziehen und hofft bis an einen der westlichen Hauptzuflüsse des Nils zu gelangen.

Ueber die Küstenstrecke im Süden der Nigermündungen, namentlich über das Cameronesgebirge, die Coriscobay und den Gabon haben wir seit etwa zehn Jahren manche Nachrichten erhalten, und wir kennen die Flußläufe bis zum Crystallgebirge. Katholische und protestantische Missionäre sind eifrig genug, aber ihr Bekehrungswerk hat in dieser Gegend eben so geringe Erfolge wie anderwärts in Afrika. Sodann haben die Engländer verschiedene Faktoreien angelegt, und die Franzosen haben sich am Gabon festgesetzt.

Interessant genug ist diese äquatoriale Küstenregion Westafrika's, und haben wir schon im VI. und VII. Bande des „Globus" kulturgeographische Betrachtungen an dieselbe geknüpft. Jetzt trifft es sich, daß wir im Le Tour du Monde (Nr. 304) einen sehr lehrreichen Bericht über den Gabon finden, welchen wir unseren Lesern nicht vorenthalten dürfen. Verfasser ist ein Arzt der kaiserlichen Kriegsmarine, Dr. Griffon du Bellay, derselbe, welcher mit dem Schiffslieutenant Serval von der Küste einige Fahrten ins Innere unternahm, und von 1861 bis 1864 in diesen Gegenden verweilte. Wir geben seine Mittheilungen in freier Bearbeitung.

---

Vor nun 22 Jahren erschienen drei französische Kriegsschiffe in der Bay des Gabon, der ein großes Aestuarium bildet, und nahmen von derselben Besitz. Sie hatten im Jahre vorher das Land durch Verträge mit den Häuptlingen erworben, bauten eine Festung und gaben den verschiedenen Oertlichkeiten französische Benennungen, die aber wieder vergessen worden sind.

Es handelte sich lediglich darum, eine gute Schiffsstation zu erwerben. Von Ackerbau konnte in einer solchen Gegend keine Rede sein, denn die Eingebornen sind zu allem Möglichen aufgelegt, nur nicht zum Arbeiten, und ein Europäer, der auf freiem Felde thätig sein wollte, beginge ohne Weiteres Selbstmord. „In dieser Gegend ist die Arbeit für unsere weiße Rasse geradezu tödtlich."

Die Franzosen hatten allerdings eine sichere Rhede in diesen Regionen nöthig. Damals spielte die Verhinderung der Sklavenverschiffung aus Afrika eine große Rolle. Frankreich hatte darüber Verträge mit England und unterhielt an den afrikanischen Küsten 26 Schiffe, die zumeist klein waren und nicht viel Proviant an Bord nehmen konnten. Die nächste französische Besitzung, Goree, lag 800 Seelieues vom Gabon entfernt, und nun wollte man an dem letztern eine sichere und bequeme Station haben. Für eine solche ist denn auch die Gabonbay sehr wohl geeignet; sie reicht 30 Miles landeinwärts, ist am Eingange unter 30' N. und 7° O. etwa 7 Miles breit und bildet den Kern eines kleinen hydrographischen Systems, das im Osten von dem Crystallgebirge begrenzt wird. Von diesem kommen mehre Flüsse herab. Im Süden und Osten zieht sich ein großer Fluß um den Gabon herum, der Ogowaï, der mit mehren Mündungen in den Ocean fällt.

Das Land gehört vertragsmäßig, wie schon bemerkt, den Franzosen, thatsächlich sind sie aber nur im Besitze der Bay. Am rechten Ufer derselben haben sie ihre befestigte Faktorei; dort liegt auch die katholische Mission und beim Dorfe Glaß die amerikanische Mission. In Glaß machen englische und amerikanische Handelsleute belangreiche Geschäfte, und auf der tiefen und sichern Rhede liegt immer ein französisches Kriegsschiff. Uebrigens ist die schöne, weite Bucht nur wenig belebt; dann und wann kommen Handelsfahrzeuge vom Ocean heran, oder Flußschiffe und Piroguen, deren schwarze Mannschaft den Ruderschlag mit eintönigen Gesängen begleitet.

Alles ist still und öde. Diese völlige Abgeschiedenheit von der Außenwelt wirkt sehr niederschlagend auf das Gemüth der Europäer, welche das Mißgeschick haben, am Gabon leben zu müssen. Für den Mangel an gesellschaftlichem Verkehr und Zerstreuung kann die schöne Natur nicht entschädigen. Der öde Anblick der afrikanischen Küste ist sprüchwörtlich und mit Recht, aber der Gabon macht eine Ausnahme. Denn dort reicht der üppige Pflanzenwuchs bis dicht ans Wasser, und die Dörfer liegen im Grün gleichsam vergraben.

Im Allgemeinen ist die Gegend flach, aber im Norden erhebt sich ein hoher Hügel, der Bouet; auf der Südseite sind einige Punkte des Strandes nicht geradezu niedrig; in der Mitte der Bucht steigen die Owendospitze, die Insel Coniquet und das Papageyeneiland aus dem Wasser empor und sind mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt. Am Strande wuchert in dem sumpfigen Boden Mangrovegebüsch, und etwas landein tritt der sogenannte Gabontulpenbaum auf, der jährlich zweimal eine große Fülle orangefarbiger Blüthen trägt. Aber dieser prächtigen Natur fehlt das Leben; nur bei Glaß und bei der französischen Faktorei findet man einige Beweglichkeit. In der letztern wohnen der Commandant, die Beamten und die in der Faktorei beschäftigten Leute; auch haben Nonnen dort ein Erziehungshaus, und ganz in der Nähe liegt Libreville. In diesem Dorfe wurden im Jahre 1849 eine Anzahl Congo-Neger angesiedelt, welche man einem Sklavenhändler abgenommen hatte. Die Kriegsbesatzung besteht aus senegambischen Negern; sie wäre aber entbehrlich, weil die Eingebornen an Auflehnung gar nicht denken. Und der Handel der Franzosen bedarf hier ohnehin des Schutzes nicht, denn er fehlt fast gänzlich, während die Engländer und Amerikaner gute Geschäfte machen.

Die Region des Gabon wird vom Aequator durchschnitten. Als Griffon du Bellay im Anfange des Septembers 1861 dort ankam, ging eben die gute Jahreszeit zu Ende. Die Hitze, sagt er, war gerade nicht übermäßig, sie wurde Abends durch den Seewind gemildert, die Nächte waren frisch und nicht feucht, das Klima erschien demnach ganz leidlich. Zum Unglück hatte aber diese gute Jahreszeit schon drei Monate angehalten, und man erwartete den Eintritt des Regens am 15. September, weil er sich drei Jahre hintereinander an diesem Tag eingestellt hatte. Er kam denn auch richtig an, anfangs fein und nicht übermäßig stark, dann aber hielt er bis in die ersten Tage Januars an; nun folgte sechs Wochen lang die kleine trockene Jahreszeit, die aber sehr feucht und ungesund ist. Nachher fällt wieder Regen und zwar in gewaltigen Güssen mit prächtigen Donnerwettern, die einander rasch folgen. Das Ganze hat einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die

Gesundheit. Während der dann folgenden drei trockenen Monate verschwindet jedes Atom von Feuchtigkeit. Also: sieben Monate Regen, und zwar während voller sechszehn Wochen sündflutlicher Regen. So ist das böse Klima am Gabon. —

Die Hitze ist nicht allzu übermäßig, aber andauernd. Der Thermometer steigt selten über 33 Grad, fällt aber auch selten unter 23, und der mittlere Stand ist 28 Grad. Diese Temperatur wird durch die Feuchtigkeit und die elektrische Spannung unerträglich; das Unbehagen steigert sich während der Regenzeit, und der erschlaffte Körper wird immer mehr abgespannt; er ruhet sich nicht aus, wenn er auch unbeweglich bleibt, und der Schlaf bringt keine Erquickung. Die geistigen Kräfte ermatten und schlummern ein, auch verliert sich die Lust zum Essen. Die Hitze allein bringt diese Erscheinungen nicht hervor, es wirken noch mehre andere Ursachen dabei mit. Dem Menschen kommt die Harmonie abhanden.

Also dieses Klima, in welchem die Schwankungen des



Dorf der senegambischen Scharfschützen am Gabon. (Nach einer Photographie.)

Thermometers 10 Grad nicht übersteigen, ist sehr gleichmäßig, aber es wirkt auch gleichmäßig abschwächend, und dieser Charakter zeigt sich auch in den Krankheiten; Dysenterien und Sonnenstiche kommen nicht oft vor, aber viel perniciöse Fieber. Denn das Land ist sumpfig, und der Blutmangel hat Erschlaffung, schmerzhafte Empfindungen und völlige Abschwächung im Gefolge.

„In einem solchen Lande kann der Europäer wohl zeitweilig campiren, aber er kann sich nicht ansiedeln, und ich glaube, daß er keine Aussicht hat sich zu akklimatisiren. Allerdings wohnen hier manche Missionäre seit langen Jahren, sie haben aber bei ihrem einförmigen und eingezogenen Leben nicht direkt gegen das Klima zu kämpfen, was bei den Seeleuten und beim Handelsmann allerdings der Fall ist. Im günstigsten Falle werden nur einzelne Europäer sich eingewöhnen können, die weiße Rasse als solche kann es niemals, am allerwenigsten eine weiße Frau. Und wenn eine solche den Gefahren trotzen wollte, welche das Mutterwerden hier mit sich bringt, so würden sie das Wagniß vielleicht mit dem Leben büßen, und sicherlich würde ihre Nachkommenschaft unfruchtbar sein." —

---

Die Portugiesen hatten schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Insel Coniquet in Besitz genommen, zogen aber wieder ab und ließen zwei kleine, noch vorhandene Kanonen in einem Fort zurück, von welchem man jetzt kaum noch Trümmer sieht. Doch bleiben sie des Sklavenhandels wegen in Verbindung mit dem Gabon. Dieser Handel brachte ihnen großen Gewinn, und in Angola hatten die Patres Jesuiten mehr als 12,000 Sklaven. Jetzt sind Angola und dessen Hauptstadt San Paulo de Loanda im Verfall; aber am Strande zeigt man noch den Lehnsessel, von welchem herab der Bischof den Sklaven, natürlich gegen Bezahlung einer Summe für jeden Kopf, den Segen gab, bevor sie ins Schiff getrieben und über See gebracht wurden. Jetzt steht dieser bischöfliche Sitz leer, aber die Portugiesen in Angola denken wohl noch an die frühere Zeit, welche für sie eine goldene war.

Bei den Schwarzen am Gabon fallen die Begriffe Portugiese und Sklavenhändler allemal zusammen, und wenn ein Häuptling einem seiner Unterthanen Furcht einjagen will, drohet er, ihn an die Portugiesen zu verkaufen. Manchmal geschieht das auch wirklich, denn der Sklavenhandel hat nicht etwa gänzlich aufgehört, sondern wird, trotz aller Ueberwachung, unter der Hand immer noch fortgetrieben.

Aber der Sklavenhandel hat aufgehört einen regelmäßigen Gewerbszweig zu bilden, und die Eingebornen empfinden das. Sie haben sich daran gewöhnt, von den Europäern eine Menge von Waaren einzuhandeln, die ihnen unentbehrlich geworden sind, und früher bestritten sie die Ausgaben von dem Profit, welchen der Sklavenhandel abwarf. Sie haben aber nicht einmal den Versuch gemacht, den Ausfall durch nutzbringenden Anbau des Bodens zu decken, weil sie so entsetzlich faul sind; und so bringen sie es zu nichts. Im innern Lande sind mehre Erzeugnisse vorhanden, welche im Handel gesucht werden,



König Denis und seine Hauptfrau. (Nach einer Photographie.)

z. B. Färbehölzer, Ebenholz und Elephantenzähne. Die Gabonesen nun treten als Mäkler zwischen den Europäern und den Stämmen im Innern auf, doch der ganze Betrieb ist unvernünftig. An den Flußläufen stehen jetzt gar keine werthvollen Hölzer mehr und sie müssen von weit landeinwärts her geholt werden. So erschöpft man das Land.

Vor einigen Jahren riefen die Franzosen den Handel mit Kautschuk ins Leben. Dasselbe wird aus drei oder vier verschiedenen Lianen gewonnen, die man unter der Benennung Ndambe zusammenfaßt (Carpodinus, Familie der Apocyneen). Man kann den Saft in jedem Jahre abzapfen, und der Gewinn könnte ein regelmäßiger sein. Aber die Neger hauen ohne Sinn und Verstand in die Lianen hinein, richten dieselben zu Grunde und denken nicht an die Zukunft.

---

Für den Freund der Völkerkunde liegt ein nicht geringer Reiz darin, die Menschen am Gabon zu studiren. Sie päischen Einflüssen sind; auch ist der Mohammedanismus, welcher im Norden und Westen so tiefe Wurzeln geschlagen hat, noch nicht bis zu ihnen gedrungen. Der südliche Theil jener Region ist bekanntlich von dem kühnen Jäger Bellonie du Chaillu durchstreift worden.*)

Die vier Volksstämme am Gabon reden vier verschiedene Sprachen. Es sind die Mpongues (Ponges) oder eigentlichen Gabonesen; sie sitzen am Meere und an den Flußmündungen. Die Schekanis wohnen in den umliegenden Wäldern und werden deshalb von den Mpongues als Bulus, d. h. Menschen des Waldes, bezeichnet. Sodann die Bakalaïs und endlich die Fans oder Pahuins. Alle vier gehören diesem Lande nicht ursprünglich an, sondern sind aus dem Innern gekommen.

Es ist nur allzuwahr, daß die Pahuins Menschen fressen. Sie sind in diesen Gegenden erst vor Kurzem aufgetreten und geraden Weges von Osten her gekommen. Sie



Ein Mpongue vom Gabon. (Nach Photographieen.) Tau, Typus eines Kruman.

sind wahrscheinlich eben so lange auf der Welt wie wir weißen Leute und doch sind sie noch nicht einmal in den Anfängen der Kultur; sie sind, wie man sich oftmals mit einer sehr ungeeigneten Redensart auszudrücken pflegt, so zu sagen noch im „Naturzustande", sie sind gesellschaftlich unreif. „Die Temperaturverhältnisse und die Leichtigkeit sich zu ernähren mögen Einiges dazu beigetragen haben, doch liegt das Hauptmoment darin, daß ihre Rasse von Anbeginn an ursprünglicher Impotenz leidet; wir finden, daß sie überall, wo sie auch gelebt haben mag, an einer unheilbaren Unvollkommenheit krankt."

Man sieht, daß die praktischen Beobachter, welche Land und Leute aus eigener Anschauung kennen, anders urtheilen als die Buckle, die Mill, die Philanthropen und Phantasten.

Im Becken des Gabon wohnen mehre kleine Völkerstämme, welche Stoff genug zur Betrachtung darbieten. Es wird aber noch interessanter sein, jene am Ogowaï zu beobachten, weil diese noch völlig unberührt von europäischen Einflüssen sind … trieben die Bakalaïs vor sich her und werden künftighin die wichtigste Bevölkerung im Gebiete der Franzosen bilden.

Derartige Wanderungen sind an der afrikanischen Küste gewöhnlich. Anlaß dazu gibt der Wunsch, unmittelbar mit den Europäern in Handelsverkehr zu treten; die Stämme drängen sich nach dem Meere hin, das auch für sie eine Quelle des Reichthums bildet.

---

*) Griffon du Bellay sagt: „Er ist ein Creole vom Senegal und Mitglied unsrer kleinen europäischen Colonie am Gabon gewesen; er ist aber plötzlich ein amerikanischer, für sein neues Vaterland glühender Bürger geworden und ein Anglikaner, der große Inbrunst für die Bibel hat." — In amerik. Blättern las ich, du Chaillu sei von jüdischer Abstammung. Griffon du Bellay bemerkt, er wolle nicht sagen, daß du Chaillu so weit ins Innere vorgedrungen sei, wie er selber behaupte, und viele Geräthe, welche er angeblich von weit entfernt wohnenden Völkern mitgebracht haben wolle, seien notorisch solche, welche bei den Stämmen am Gabon vorkommen. „Aber sein Buch enthält viele Einzelnheiten, die durchaus genau sind, und manche Sittenschilderungen, welche er dem Leben entnommen hat." A.

Für den Beobachter erwächst daraus der Vortheil, daß er verschiedenartige Stämme betrachten kann; diese selber verlieren jedoch in der Küstengegend durch Berührung mit den Fremden bald Vieles von ihrer alten Ureigenthümlichkeit, und manche ihrer charakteristischen Gebräuche und Fertigkeiten kommen in Abgang, weil die Leute ihre Bedürfnisse in neuer Weise befriedigen können.

---

Ein Europäer, welcher in den Gaben einfährt, kommt nicht sofort mit den Mpongues in Berührung, sondern mit den Krumen, welche an der Westküste von Afrika von Sierra Leone bis zum Aequator als Schiffsleute und Lastträger dienen. Griffon du Bellay lobt sie als rechtschaffen und thätig.

Dagegen ist der Gabonese ein träger Mensch ohne jede Spannkraft. Wenn man ihm ein Stück Arbeit zumuthet, wird er zur Antwort geben: „Das ist Arbeit für den Kruman;" oder auch: „Das ist Arbeit für den Weißen." Er ist der festen Ueberzeugung, daß der Weltschöpfer dem Mpongue keine Arbeit zumuthet. Er treibt sich am Strand herum, denn dort tritt er als Mäkler auf, wenn er überhaupt sich mit irgend einem Geschäfte befaßt. Sein Dorf liegt am Wasser, sein Kahn ist gleichsam sein Pferd und Wagen, der Strand seine Verkehrsstraße.



Drei Töchter des Königs Louis. (Nach einer Photographie.)

Dort treiben sich auch die Negerinnen umher und schwatzen. Die jungen Mädchen sind hurtig genug, da sie in ihren Bewegungen durch Kleidungsstücke nicht behindert werden. Sie tragen ein Stück Baumwollenzeuges um die Hüften, das ist Alles, und wenn sie in Gala erscheinen, werfen sie ein zweites Stück über die Schultern. Die verheirateten Frauen erkennt man auf den ersten Blick, denn von den Fußknöcheln bis zu den Kniegelenken sind ihre Beine mit dicken Kupferringen belastet. Diese, Metallstiefel kann man sagen, sind schwer und gewiß sehr lästig; aber sie sind Mode, obwohl sie gar nicht selten schmerzhafte Hautkrankheiten erzeugen. Uebrigens ist die Frau das Lastthier des schwarzen Mannes; sie trägt schwere Bürden, er geht hinter ihr her und raucht gemächlich seine Pfeife Tabak. Bei jedem, der ihm begegnet, bleibt er stehen, denn Zeit versäumt er nicht; den Europäer begrüßt er mit einem Mbolo, d. h. „freundschaftlich".

Die Mpongue sind hübsche Leute; groß und gut gewachsen, von kräftigem Muskelbau, auch ist das Bein besser gestaltet, als sonst bei den Schwarzen der Fall; der Fuß platt, aber die Fußbiege geschweift, die Hand klein, der Oberarm im Verhältniß zum Unterarm zu kurz. Das Auge hübsch und voll Ausdruck, die Nase wenig oder gar nicht geplätscht, der Mund mittelmäßig gespalten, die Unterlippe dick, doch nicht allzusehr herabhängend, die Zähne hübsch und gut gestellt, prognathe Gestalt des Gesichts sehr selten, die Farbe mehr bronce als schwarz; das Haarsystem relativ entwickelt. Die meisten scheeren einen Theil des Kopfhaars ab, und zwar so, daß sie verschiedene Muster hervorbringen; Viele haben gar keinen Bart; die Brust ist breit und wohl entwickelt. Die Frauen sind zumeist klein, haben zarte Gliedmaßen, und die Hand ist manchmal sehr elegant. Beide Geschlechter tragen die Brust entblößt; das weibliche Geschlecht behängt den Hals mit Perlenschnüren, an welche kleine Fetische befestigt werden; die Hauptfrau, welche Gebieterin im Hause ist, hängt die Schlüssel ihrer Koffer an diese Perlenschnüre! Dazu kommen große Ohrringe und Kupferringe, die nicht blos an den Fingern, sondern auch an der großen Zehe getragen werden.

Die Küsten an der Bay des Gabon sind sehr spärlich bewohnt. Auf weiten Strecken gewahrt man Hütten in den Lichtungen, und unweit der katholischen Mission liegt das Dorf des Königs Louis, das aus zwei langen Hüttenreihen besteht. In der Straße stehen einige Bäume; hinter den Häusern hat man mit Hacke und Feuer einen Fleck Landes vom Gebüsche gesäubert, und dort wachsen Bananen, Maniok und Papayas. Am Strande liegen die Kähne; die aus Ananasfasern bereiteten Fischnetze trocknen in der Sonne; einige Haufen Roth- und Ebenholz

liegen zum Verkaufe da, und in der Straße laufen Hühner umher. So ist das Dorf des Königs Louis und ihm gleichen alle anderen. Uebrigens hat der Mpongue auch noch eine Hütte im Walde. Die Dörfer unterscheiden sich vortheilhaft von anderen afrikanischen, weil sie ein sauberes, reinliches Ansehen haben. Die Hütten werden aus Palmzweigen errichtet und sehen recht hübsch aus, aber das Innere entspricht dem Aeußern nicht; der Gabonese ist unsauber. In der Hütte stehen ein paar Canapes, die auch aus Zweigen der Enimbapalme geflochten worden sind, Stühle, europäisches Geschirr, und recht viele Koffer, wenn auch nichts darin ist. Der Hausherr liegt auf dem Kanape und raucht oder schläft.

Wir treten ein. Der Herr steht vielleicht auf, um uns brennt. Der Rauch vertreibt die Mücken; an demselben werden Thierhäute getrocknet, Fische oder Stücke Fleisch geräuchert, oder Speisen gekocht. Neben dem Heerde kauern auch einige Frauen; sie reinigen Bananen und Ignamen, bereiten Maniok zu oder kratzen mit einem Messer die Fasern aus den Ananasblättern; andere putzen ihre kupfernen Ringe mit Citronensaft; auch kann man sehen, wie eine Schwarze die andere kämmt und den Haarputz ordnet.

Der letztere spielt bei den Gabonesinnen eine große Rolle und der man kann wohl sagen Aufbau des Haares erfordert eines ganzen Tages Arbeit. Aber wenn er einmal steht, dann hält er auch ein paar Wochen. Das photographisch getreue Porträt der Hauptfrau des Königs Denis gibt eine Vorstellung dieser Coiffure; eine andere Mode,



Die katholische Mission am Gabon. (Nach einer Photographie.)

Ehre zu erzeigen; ist er aber ein Häuptling, so fühlt er seine Würde und derangirt sich nicht. Er sitzt mit untergeschlagenen Beinen da, ist von einer Anzahl Dienern umgeben, die ihm nur mit gekrümmten Rücken nahen und streckt dem Besuchenden die eine Hand entgegen, denn mit der andern knetet er unfehlbar an einem Fuß herum. Er macht eine würdige Bewegung und ladet damit zum Sitzen ein. Der Besuch eines Weißen gibt ihm allemal ein erhöhtes Ansehen im Dorfe und wirft auch ein Geschenk ab. Wer ihm ein paar Pfeifen Tabak verehrt, gewinnt sicherlich seine Gunst, und für Branntwein würde er seine Familie verkaufen.

Aber das Hausgesinde rührt und regt sich nicht; das bleibt am Heerde sitzen, auf welchem stets das Feuer welcher die Tochter des Königs Louis huldigte, hat viel Aehnlichkeit mit europäischer Haartracht.

Sämmtliche Frauen des Mannes wohnen in einer und derselben Hütte, die für ihn ein Serail mit Harem bildet. Griffon du Bellay stimmt mit Burton und anderen gründlichen Kennern und Beobachtern des urafrikanischen Lebens darin überein, daß die Polygamie ihre guten Gründe und gewichtigen Ursachen habe. Dahin, sagt er, gehört die kurze Zeit der Fruchtbarkeit der Weiber, die freilich zumeist daher rührt, daß sie so unvernünftig früh verheiratet werden, oft schon im zehnten Jahre; im vierzehnten ist dann solch ein armes Geschöpf Mutter und im zwanzigsten ein altes Weib. Außerdem scheint es, als ob in ganz Afrika ein starkes Mißverhältniß zwischen der

Zahl der Männer und jener der Frauen stattfinde. Am Gabon wenigstens kommen nur drei männliche Geburten auf fünf weibliche; und dieselbe Thatsache ist auch an anderen Punkten beobachtet worden.

Der Abschluß einer Ehe ist ganz einfach ein Handelsgeschäft, das manchmal eine geraume Zeit in Anspruch nimmt. Der Mann braucht sich nicht zu übereilen, denn nicht selten ist das Mädchen noch ein kleines Kind und wird dann unter die Obhut der Hauptfrau gegeben. Manchmal macht ein Vater allzugroße Ansprüche; dann wendet sich der Bewerber an den Fetischmann, dessen Zauberformeln natürlich unfehlbar sind. Auch Liebestränke werden manchmal angewandt; und der Pflanze Odepu schreibt man eine ganz besondere Fähigkeit zu, das Herz eines Schwiegervaters zu erweichen. Bei den Heiratsabschlüssen kommt es, einer alten Sitte gemäß, oftmals vor, daß der Schwiegervater vom Schwiegersohn eine der Schwestern dieses letztern erhält, und daß er diese seinerseits heiratet. Uebrigens heiraten die Bewohner eines Dorfes unter sich nicht, weil sie zu nahe mit einander verwandt sind, und diese Strenge in Betreff der Consanguinität, der Blutsverwandtschaft, ist bemerkenswerth bei einem der Wildheit so nahe stehenden Volke. Uebrigens spielt beim Weibernehmen (denn von Ehe kann ja doch eigentlich keine Rede sein) auch das Handelsinteresse eine Rolle. Ein Mann nimmt sich eine Frau aus dem Innern; ein Schwiegervater ist, kaufmännisch zu reden, ein schätzbarer Correspondent, und ein gewürfelter, ein „coulanter" Geschäftsmann verfehlt selten, sich in allen Dörfern, mit denen er Handelsverkehr unterhält, eine Frau zu kaufen.

Denn seine Mittel erlauben ihm das. Je mehr Weiber, um so größer das Ansehen und der Wohlstand; jede einzelne Frau ersetzt ihm ja einen Sklaven. So lange sie jung ist, macht sie ihm Pläsir, und manchmal vermiethet er ihre Reize an andere Leute und streicht den Profit ein. Sobald sie aufgehört hat frisch zu sein, wird sie thatsächlich Sklavin und hat schwer zu arbeiten, während der Herr Gemahl raucht oder schläft. Manchmal macht er Ausflüge und dann schließt er alle Frauen, welche er nicht mitnimmt, ein. Allerdings gehört keine große Anstrengung dazu, die Bambuswände zu durchbrechen, aber es kommt doch nur sehr selten vor, daß eine Frau fortläuft. Die armen Geschöpfe wissen es nicht besser und finden die strenge Behandlung ganz erklärlich und als sich von selbst verstehend; eben so, daß sie die Stelle der Lastthiere vertreten, die ja in jenem Lande fehlen. Uebrigens findet man dieselben oder ganz ähnliche Verhältnisse bei allen schwarzen Völkern Afrika's.



Akira, ein junges Mponguemädchen am Gabon. (Nach einer Photographie.)

Merkwürdigerweise gibt es bei diesen Völkern am Gabon ein Cicisbeat. Der Mann ist eifersüchtig, wenn auch nicht gerade auf seine Frau, so doch auf seine Rechte, aber einen Conguieh muß er sich gefallen lassen; das alte Herkommen will es einmal so haben. Der Brauch schützt auch die Frau in gewissen delikaten Fällen gegen den Mann, und sie kann, wenn sie von demselben anhaltend vernachlässigt wird, wieder zu ihren Eltern gehen, und wird von ihnen nur dann wieder herausgegeben, wenn der Mann verspricht, künftig weniger nachlässig zu sein, und nachdem er dem Schwiegervater ein Geschenk gemacht hat. Manchmal wendet sich eine solche Frau auch geradezu an den Häuptling des Dorfes, der, gleich den muselmännischen Kadis, manchmal über gar seltsame Fälle zu entscheiden hat.

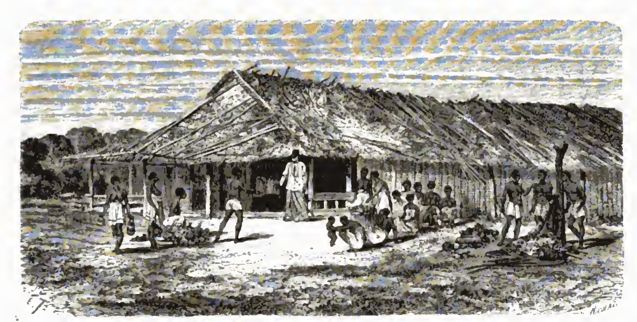
Die Hauptfrau, das heißt diejenige, welche der Mann zuerst geheiratet hat, erfreut sich gewisser Privilegien; sie

leitet das Hauswesen, arbeitet wenig und trägt nur selten eine Last. In der Hütte eines reichen Mannes, also eines solchen, der eine mehr oder weniger beträchtliche Anzahl von Frauen besitzt, übt sie die Hauspolizei, und selbst die Feldarbeiten werden von ihr geleitet; denn der Mann bleibt faullenzend im Dorfe. Man sieht, die Frauen sind bei diesen Schwarzen sehr niedrig gestellt, aber trotzdem dreht sich eigentlich Alles um sie. Ist doch das Weib ein Kapital, das der Besitzer so gut als möglich auszunützen sucht. Er gibt z. B. eine Frau als Unterpfand für Waaren, die ihm anvertraut werden; wenn er Forderungen hat, sucht er vor allen Dingen einer Frau seines Schuldners habhaft zu werden. Den Conguieh duldet er, aber kein anderer Mann darf ihm in seine Rechte eingreifen; wer das thut, muß ihm Strafe zahlen und wird manchmal obendrein tüchtig ausgeprügelt. Manchmal gehört der Uebelthäter einem andern Dorf an, entflieht dorthin, wird verfolgt und dann entspinnt sich eine Fehde.

Griffon du Bellay sah einst am Ogowai einen solchen Galan. Er war ein stattlicher Bursch mit olivengelber Hautfarbe und hatte nur sehr wenig vom eigentlichen Negertypus. Zu seinem Mißgeschick hatte er nicht nur eine schwarze Helena entführt, sondern auch den Nachen ihres Mannes mitgenommen; dieser hatte ihn verfolgt, ertappt und an einen Pfahl gebunden. An diesem stand er nun schon seit einigen Tagen und hatte Zeit genug, über sein Abenteuer nachzudenken. Hinterher mußte er ein erhebliches Sühngeld zahlen, sonst hätte der Beeinträchtigte ihn als Sklaven verkauft. Der schwarzen Helena erging es auch schlimm genug; man hatte ihr das Haupthaar abgeschoren, ein Bein durch einen schweren Klotz gesteckt und sie allein in eine Hütte gesperrt, wo sie dann und wann empfindliche Denkzettel erhielt.

---

Also der Mann faullenzt und alle anderen helfen ihm dabei; die Frauen müssen für ihn arbeiten; beide Geschlechter rauchen Taback. Die Leute besuchen einander in den Hütten oder am Strande und das Schwatzen nimmt kein Ende. Dann und wann wird ein Geschäft mit Europäern gemacht, und der Mann fährt auch wohl in See, um Fische zu fangen. Das thut er, weil es gar keine leichtere Arbeit geben kann. Die Felder werden von den Frauen bestellt, und das Einsammeln des Kautschuk, die Entgegennahme des Eben- und Färbeholzes verursacht keine Mühe. Der Fischfang wird jetzt mit Netzen betrieben, die man von den Europäern bekam; früher betäubte man die Fische; man warf Onono-Lianen oder eine schöne Leguminose mit gelben Blüthen, die Igongo, ins Wasser. Die letztere wird auf den Feldern angebaut und ist gewiß mit den Mpongue aus dem Innern gekommen. Die Betäubung beeinträchtigt den Wohlgeschmack der Fische nicht im Mindesten; natürlich kann sie auf der See nicht stattfinden, und man muß sich der Netze bedienen. Die Schwarzen haben das Stricken derselben von den weißen Leuten gelernt; die Faser der Ananas gibt ein treffliches Material für die Netze; die Seile werden aus dem Evonueh-Hibiscus verfertigt; diese Pflanze wächst am Meeresufer in großer Menge. Ueberhaupt sind viele Faserpflanzen vorhanden; aus dem Ojono werden Matten verfertigt; der Hanf gedeiht vortrefflich und die Schwarzen rauchen die Blätter, um sich zu berauschen.



Die Hütte des Königs Denis. (Nach einer Photographie.)

Im Handelsverkehr ist, wie schon bemerkt, der Mpongue lediglich Mäkler zwischen den Europäern und den Stämmen des Innern. Gerade dieses Mäklerwesen ist ein großes Unheil an der ganzen afrikanischen Küste. Die Leute im Binnenlande, welche Waaren zu verkaufen haben, sind nicht im Stande, in unmittelbaren Verkehr mit den Europäern zu gelangen, über welche die Strandbewohner ihnen allerlei abenteuerliche und grauenhafte Dinge erzählt haben. Sie lügen unverschämt, bieten aber doch ihre Vermittlung an; allein die Waare wird dadurch ungemein vertheuert, daß bei jedem Stamme, dessen Gebiet sie zu passiren hat, etwas hängen bleibt. Ein Elephantenzahn kommt zum Beispiel vierzig Meilen weit aus dem Innern her und geht von Hand zu Hand; er wird aber unterwegs nicht etwa verkauft, sondern der jeweilige Inhaber schlägt eine Commissionsgebühr auf den Zahn, der endlich an die Küste gelangt und dort theuer zu stehen kommt, weil so

viele Mäklerabgaben auf ihm lasten. Dem letzten Inhaber kauft der Europäer ihn dann ab und bezahlt ihn nicht mit Geld, sondern mit Waaren, welche dann unterwegs wieder den Commissionsgebühren unterliegen, so daß der eigentliche Producent des Zahns das Allerwenigste bekommt.

Also: die Pahuins oder Bakalaïs, von welchen die Waaren eigentlich herstammen, werden unverschämt betrogen, und der europäische Handelsmann wird eben so unverschämt bestohlen. Die Kaufleute, welche in den Faktoreien ansässig sind, können allerdings wohl zuwarten, nicht aber die Kapitäne, welche mit ihren Schiffen auf der Rhede liegen. Manche derselben stehen in laufender Rechnung mit ihren Mäklern und schießen ihnen Waare vor, wogegen diese sich verpflichten, gewisse Artikel zu bestimmter Zeit zur Ablieferung bereit zu halten. Das geschieht aber nur in seltenen Fällen. Wenn der Kapitän wieder erscheint, findet er nicht das bedungene Quantum; der Rest, z. B. Färbeholz oder Ebenholz ist noch unterwegs. Der Schwarze trödelt alle Geschäfte hin und her, der weiße Kapitän liegt vor Anker in der bösen Regenzeit und verliert Zeit und Gesundheit. So weit die französischen Behörden wirksam eingreifen können, ist diesem argen Gewohnheitsunfuge der Mäkler allerdings vielfach gesteuert worden, aber anderwärts geht es desto schlimmer her.

Angenommen, der Kapitän will gegen baar kaufen. Dann erklärt der Mäkler, er habe nur geringen Vorrath, und läßt dann jenen warten und immer wieder warten, indem er ihn mit Versprechungen tröstet. Am Ende wird ihm die Zeit zu lang, die Mannschaft erkrankt, die Regenzeit mit ihren Orkanen bricht herein, und zuletzt muß er jeden Preis bezahlen, um nur fortzukommen. Trotz alledem erwirbt der Mponguehalunke nicht viel, weil er zu träg ist, selbst ein solches Mäklergeschäft mit einer gewissen Ausdauer zu betreiben.

Nun einige Bemerkungen über die gesellschaftlichen Einrichtungen. Die Sklaverei ist von sehr milder Art und ein Abstand im Unkulturgrade zwischen Herrn und Sklaven nicht vorhanden. Die letzteren werden keineswegs überbürdet (dafür sind die Frauen da) und als zur Familie gehörig betrachtet. Der Herr ist abergläubig, glaubt an Zauberei und auch an Vergiftung. So kommt es wohl, daß der Sklav das Opfer eines religiösen Wahnes und als Sühnopfer geschlachtet wird. Die Sklaven der Mpongue stammen zumeist vom Ogowaï und sind am Kap Lopez gekauft worden; gewöhnlich von Portugiesen. Kinder, welche der Herr mit einer Sklavin erzeugt, sind nicht vollberechtigt mit den übrigen; man gibt ihnen nicht gern ein Mponguemädchen zur Frau, sie erhalten nur schwer Credit zu Handelsunternehmungen und werden in der Gesellschaft nicht für voll angesehen. Denn selbst unter diesen Barbaren gibt es gesellschaftlichen Hochmuth. Die Mpongues rühmen sich, daß sie unter ihren Vorfahren keine Bulus und keine Sklaven gehabt haben, doch ist das nur bei einigen wenigen Häuptlingsfamilien der Fall.

Jedes Dorf hat seinen besondern Häuptling. Er nennt sich König, lebt aber sonst wie seine Unterthanen, war vielleicht vormals ein ehrsamer Sklavenhändler und macht jetzt Geschäfte in anderen Waaren. Zwei oder drei dieser Häuptlinge sind von etwas mehr Gewicht als die anderen, und haben über diese eine Art von Oberherrschaft, die aber lediglich auf moralischem Ansehen und nicht etwa auf Rechtstiteln beruht. Die Würde ist nicht erblich, sondern das Volk wählt den Häuptling aus der Königsfamilie. Dabei fallen manchmal stürmische Auftritte vor, aber im Allgemeinen sind die Mpongue nicht kriegerisch, und die französischen Behörden reden auch ein Wort mit. Der neugewählte König wird am Abend vor seiner Einsetzung vom Volke derb ausgescholten; man hält ihm alle seine Fehler und Sünden vor, und dabei bekommt er manchen harten Puff. Am andern Tage aber leistet ihm Jeder Gehorsam. Seine Autorität ist übrigens nicht von großem Belang, besonders jetzt, weil die Franzosen nicht leiden, daß ein Dorf Krieg gegen das andere führe. Indeß hat der König die Ausübung der Polizei und schlichtet Streitigkeiten, namentlich über Mein und Dein. Seine Unterthanen betrügen und bestehlen gar zu gern Leute aus anderen Dörfern.

Der bedeutendste unter den Häuptlingen am Gabon ist dermalen König Denis. Dieser Dionysius ist ein Greis, der bei Eingebornen und Europäern in Achtung steht. Er spricht etwas Französisch, Englisch, Portugiesisch, versteht auch noch einige Brocken Spanisch und hat den Seefahrern verschiedener Nationen manchen guten Dienst erwiesen. Den Franzosen war er bei der Gründung ihrer Faktoreien behülflich und vermittelte den Verkehr derselben mit seinen Landsleuten. Der Gouverneur belobte ihn deshalb, und er trägt das Kreuz der Ehrenlegion; auch hat er vom Papst eine Medaille bekommen, weil er sich der katholischen Mission förderlich zeigte und einige seiner Kinder in derselben erziehen ließ. Er selber ist aber ein Fetischanbeter geblieben, und Griffon du Bellay meint, daß er dann und wann unter der Hand wohl auch noch ein Bischen Sklavenhandel treibe. Die Engländer haben ihm auch eine Medaille und obendrein einige Uniformen geschenkt; die Franzosen thaten dann ein Gleiches, so daß König Denis als ein stattlich gekleideter Mann erscheint. Vor einigen Jahren war er den letzteren behülflich, die Stämme am Kap Lopez unter das kaiserliche Protektorat zu bringen, und die Leute dort waren nicht wenig erstaunt, ihn zwei Wochen lang an jedem Tage mit einer andern Uniform ausstaffirt zu sehen; heute war er General, morgen wie ein Marquis aus dem vorigen Jahrhundert, übermorgen trug er einen englischen Admiralshut und so fort. Aber am meisten legt er Werth auf seine Perrücke! Er sieht gar nicht so übel aus; aus seinen Zügen spricht Schlauheit und Gutmüthigkeit, und er hat, was man bei Schwarzen so sehr selten findet, etwas Würdiges. Seine Einnahmen sind nicht von Belang, aber trotzdem ist er gastfrei und man hat ihn gern. Er wohnt auf der linken Seite der Bay und ist demnach ziemlich unabhängig von den Europäern, die ihre Faktorei auf dem rechten Ufer haben. Mit seiner Hauptfrau lebt er im besten Einvernehmen, aber seine große Hütte ist nicht gerade im besten Zustande; er bleibt jedoch in derselben und hat ein halbes Dutzend Frauen bei sich; seine Söhne haben ihm ganz in der Nähe eine recht behagliche Wohnung gebaut, er mag aber dieselbe nicht beziehen. Einst war er durch den Sklavenhandel reich geworden, jetzt unterstützt ihn die französische Regierung.

Die Mpongue schmelzen in Folge der Berührung mit den Europäern rasch zusammen. Und doch führen sie keine Kriege, Seuchen kommen nicht vor, Mangel leiden sie nicht; aber grundverderblich wirken der Branntwein und die zügellosesten Ausschweifungen. Die Abnahme der Bevölkerung geht sehr schnell vor sich und ist auffallend zu verspüren. Sie beschränkt sich aber nicht allein auf die Mpongue, sondern ist bei den Bulus nicht minder bemerkbar. Glücklicherweise dringt aber das Volk der Pahuins aus dem Innern unaufhaltsam bis an den Ocean vor und wird die Lücken ausfüllen.

# Die Lage von Bonga, der katholischen Missions-Station in Tibet.

Von **Emil Schlagintweit.**

Im Globus, Bd. III, S. 245 und 341 wurden ausführliche Reiseberichte der französischen Missionäre mitgetheilt, die von Yün-nan aus, der südlichsten Grenzprovinz China's, über die Wasserscheide, welche den Jang tse kiang von dem Irawaddi und Saluan trennt, nach Tibet vordrangen. In dem tibetischen Bezirke Tsarong gründete Renou, der erste und zugleich der energischste der französischen Missionäre, welche in jene Gegenden vordrangen, im Jahre 1854 eine Missionscolonie in dem Thale Bonga. Er war im Oktober 1858 genöthigt, die Ansiedlung zu verlassen, um sein Leben vor den räuberischen Angriffen der umliegenden tibetanischen Lamas zu retten, und kehrte schon im Spätherbste 1859 nach Kiang-Ka zurück (Kieng tsa bei den Chinesen, Mangam bei den Tibetern und auf der Klaprothschen Karte unterm 29° 25' nördl. Br. 98° 25' östl. von Greenwich), dem nächsten Sitze eines tibetischen und chinesischen höhern Beamten.

Seitdem Tibet im Anfange des vorigen Jahrhunderts seine Selbstständigkeit verlor, hat jeder tibetische höhere Beamte einen chinesischen Mandarinen zur Controle neben sich. Renou's fortwährende Vorstellungen um Bestrafung der Räuber und Wiederzulassung zur Mission wurden wesentlich dadurch unterstützt, daß nach den Verträgen der Westmächte mit dem Hofe zu Peking die Mandarinen für ihr Amt zu fürchten begannen, wenn sie der Aufforderung der Fremden, den Vertrag zu vollziehen, nicht entsprechen. Renou und seine Collegen brauchten Jahre, um es so weit zu bringen. Man glaube aber nicht, daß bereits eine Umstimmung der chinesischen Gewalten stattgefunden habe; sie werden sich auch in Zukunft so lange als möglich dagegen stemmen; in Tibet behaupteten die Behörden, die Verträge gälten gar nicht für sie, nur bestimmten Weisungen der Obermandarinen gaben sie nach.

Erst im Frühjahre 1863, also nach fast fünfjähriger steter Erneuerung des Verlangens um Zulassung, hatten die Missionäre wieder die Genugthuung, nach Bonga sich begeben zu können. Leider sollte Renou nicht mehr nach Bonga zurückkehren; er erlag 51 Jahre alt, am 18. Okt. 1863 in Kiang-Ka einem langjährigen Leiden. Sein Verlust ist ein äußerst empfindlicher; er hatte große Umsicht bewiesen in der Behandlung der Beamten, auch die Wiederherstellung der Mission von Bonga ist ganz allein sein Verdienst; er ist der Einzige gewesen, welcher die tibetische Sprache und die Volksdialekte vollkommen inne hatte. Er hinterließ eine Uebersetzung des Katechismus von Grenoble, eine Lebensgeschichte Jesu, Gebete an die Mutter Gottes, das Pater noster und Anderes. Das ist eine wichtige Hinterlassenschaft. Hoffen wir, daß diese Uebertragungen bald gedruckt werden; die von H. de la Penna vor mehr als 100 Jahren besorgte Uebersetzung des Pater noster ist eine sehr unvollkommene Arbeit. Den Namen Christus gibt Renou durch „Herr des Himmels" wieder, im Tibetischen lautet es Nam-khye-da-po, geschrieben wird es nam-mkha-bdag-po. Die Schreibart der tibetischen Worte ist bekanntlich sehr verschieden von der Aussprache.

Ueber die Wiederaufrichtung der Missionsanlagen in Bonga liegen ausführliche Briefe vor. Die besten Berichte gab Desgodins, ein im Reisen in jenen Ländern erfahrener Mann, von dem sich auch erwarten läßt, daß er mehr als seine Vorfahren der Erforschung des Landes seine Aufmerksamkeit zuwenden werde. In dieser Beziehung hat Renou viel versäumt; noch 1863 hatten die Missionäre kein Thermometer; über den weitern Verlauf der Flüsse, welche sie passirten, beruhen ihre Anschauungen lediglich auf sehr mangelhaften chinesischen Karten; die Schilderung der Wege und der Schwierigkeiten der Reise ist sehr übertrieben; der kirchlichen Literatur, die über Fragen der Religion, der Geschichte und Geographie so viel, auch für Europäer belehrenden, Stoffes enthält, erwähnen sie nirgends.

Für die Vorbildung in sprachlicher Beziehung geschieht jetzt mehr als früher. Am Collège de France ist Herr Feer*) mit dem Kursus des Tibetischen betraut worden; Herr Foucaux lehrte in den Missions étrangères.**)

Eine Beschreibung der Gegend um Bonga, der Lebensweise der Bewohner, Details über die religiösen Anschauungen der Bon-Sekte erhalten wir erst durch Desgodins. Weitere Nachrichten gab Durand; wenn auch die Angaben der Entfernung Bonga's von bekannten Punkten nicht vollkommen ausreichen für eine ganz sichere Bestimmung der Lage, so läßt sie sich doch, ohne große Fehler zu machen, jetzt annähernd genau begrenzen. Die neuesten Berichte der Missionäre sind mitgetheilt in Nr. 215, 220, 221 der Annales de la Propagation de la foi; zur Feststellung der geographischen Positionen sind benützt das Wei tsang tu schi, eine chinesische Schilderung der tibetischen Provinzen U (chinesisch Wei) und Tsang, noch immer die wichtigste Quelle der Belehrung für das östliche Tibet, deren Uebersetzung wir 1828 von Bitschurinski und 1831 von Klaproth erhielten; ferner die Klaprothsche Karte von China, und eine sehr schöne Manuskriptkarte von Oberassam und Bhutan von Herm. v. Schlagintweit, im Maßstabe von 8 engl. Meilen auf 1 Zoll.

Bonga wird beschrieben als ein sechs Stunden langes Seitenthal, dessen Abhänge mit Wald und niederm Gestrüpp überwuchert sind; ganze Heerden von Moschusthieren, Antilopen und Affen, auch Bären und Panther halten sich darin auf. Sehr reich ist es an eßbaren Wurzeln; davon wird es auch den Namen haben, denn bong-nga (dessen zweites ng in der Aussprache sich nicht bemerkbar macht) ist im Tibetischen ein allgemeiner Name für aromatische, schmackhafte Wurzel. Von Getreide gedeihen alle in Tibet gezogenen Arten, von Obstbäumen kommt nur die Wallnuß vor. Ein kleiner Bach durchfließt das Thal der ganzen Länge nach; er ergießt sich in den Lu tse kiang. Die Missionäre identificiren ihn ganz fälschlich mit dem

*) Der Vortrag, mit welchem Leo Feer seinen Kursus über die tibetanische Sprache und Literatur an der kaiserlichen Bibliothek zu Paris eröffnet hat: le Tibet, le Buddhisme et la langue tibetaine, ist ganz vortrefflich. Ich werde in einer folgenden Nummer des „Globus" Auszüge aus demselben geben. A.

**) Durch die vor einigen Jahren erschienenen vortrefflichen Werke von Emil Schlagintweit über den „Buddhismus in Tibet", und durch die Köppen'sche Darstellung „der Religion des Buddha" sind ihnen ebenfalls wesentliche Erleichterungen geboten.

Saluan, der sich bei Mulmên in den Busen von Martaban ergießt. Auch in dieser Beziehung zeigen sie sich vollkommen unbekannt mit den europäischen Forschungen; schon längst haben englische Offiziere nachgewiesen, daß der Irawaddi und der Saluan nicht in Tibet entspringen, sondern südlich des Brahmaputra; dieser dagegen kommt aus Tibet, er ist der Lan tsan kiang der Chinesen; in ihn ergießt sich bei Sadya, Oberassam, der Lu tse kiang, hier Tibong genannt. In diesen, und nicht in den Saluan mündet der Bach, an dem die Mission liegt. Daß Bonga ein sehr warmes Klima hat, zeigt das Vorkommen von Affen, welche nach den Zusammenstellungen in Bd. II, S. 501 des großen Schlagintweitschen Reisewerkes auch in den südlichsten Theilen des Himalaya nur bis zu 11,000 engl. Fuß beobachtet wurden; auch für die Kultur der Obstbäume ist dieses die oberste Grenze.

Der Distrikt, in welchem Bonga liegt, wird Tsarong genannt; der Name ist wohl von den Salzquellen, den Tshas, hergenommen, deren dort sehr ergiebige angetroffen wurden, und Tsarong (eig. mit einem aspirirten ts) bedeutet dann „Salz-Schlucht“. Der Bezirk, welcher sich wie alle Thäler im Süden einer gewissen Selbstständigkeit erfreut, zählt 22 Ortschaften; die nächste ist von Bonga eine Tagreise entfernt. Nach Assam, dem Südlande, rechnet man von Bonga 10 Tagreisen; nach Tscha-mu-tong, an der Grenze von Yünnan, dem Ostlande, brauchten die Missionäre 3 Tage, nach Kiang-ka 10 Tage. Den Weg nach Tscha-mu-tong beschreiben die Missionäre viel zu gefährlich; wenigstens zeigen die Berichte von Reisenden unter den Abors und Mischmis, daß der Missionär Krik, der dreimal den Versuch machte, aus Assam nach Tibet zu gelangen, aber von den Mischmis ermordet wurde, nur schlechte Bergpfade und Brücken ohne Geländer zu passiren hatte, obwohl er von gigantischen Abgründen, schwindelerregenden Uebergängen redet; Durand schildert den Weg nach Tscha-mu-tong als eine Reise „zu Land, zu Wasser und durch die Luft“!

Wichtiger ist für die Bestimmung von Bonga die Route nach Kiang-ka. Bonga zunächst liegt östlich ein hoher, den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckter Kamm, weiterhin ist der Brahmaputra zu überschreiten, dann führt der Weg in der tibetischen Provinz Ba-thang auf die große Straße nach Lhassa, der man drei Tage lang folgt, ehe man nach Kiang-ka gelangt. Nach der Klaprothschen Karte wäre nach dem schneebedeckten Kamme ein größerer Fluß zu erwarten gewesen; daß dieser, ein östlicher Zufluß des Tibong, bei Klaproth viel zu nördlich gerückt ist, zeigt die Schlagintweitsche Manuskriptkarte, auf welcher er in einer fast gerade östlichen Richtung eingetragen ist. Berücksichtigen wir diese Daten, so erhalten wir für Bonga ungefähr 28° 30′ nördl. Br. und 96° 20′ östl. Länge von Greenwich, nach der Schlagintweitschen Berechnung der Lage von Lhassa, — 96° 45′ nach der Klaprothschen Länge von Lhassa.

Die Missionäre, welche sich 1863 in Bonga vereinigten, verwendeten viel Eifer auf den bessern Bau der Wohnungen und der Kapelle; in der Bekehrung der umliegenden Orte waren sie nicht ganz unglücklich. Die Stellung, die sie dort errungen haben, dürfen wir wohl als eine gesicherte betrachten; dafür bürgt die Sicherheit, mit welcher die französischen Missionäre in Yün-nan und im nördlichen Su-tschuen sich bewegen. Noch lange wird es aber dauern, bis die Bekehrung die Grenzen des abgeschlossenen Bezirkes von Tsa-rong überschreitet; Bonga wird auch für die nächsten Generationen noch ein wichtiger Stützpunkt bleiben, ja für die kommenden Jahre sogar der einzige Ort, wo es den Missionären möglich ist, sich aufzuhalten und zu predigen. Ihre Bestrebungen, nach Lhassa zu gelangen, scheiterten bisher an dem Uebelwollen der Behörden; der Bericht aus Schanghai 1864, welcher im Globus Bd. V, S. 254 mitgetheilt wurde, daß Missionäre nach Lhassa gelangt seien, dort mit großer Auszeichnung behandelt wurden und selbst mit Aufträgen des Dalai Lama an die große Karawane sich hätten anschließen dürfen, die mit dem Tribute jährlich einmal nach Peking geht, ist nicht bestätigt worden. Aus dem Oriente kommen häufig Nachrichten, die lange erwartet sind, in der günstigsten Form nach Europa. So wurde 1859 aus Calcutta gemeldet, der so lange vermißte Adolf Schlagintweit sei auf britischem Gebiete angelangt; die nächste Post ergänzte dann den Bericht dahin, daß der Kopf des Erschlagenen gebracht worden sei. Aehnlich war es mit Vogel der Fall, so ist auch die Nachricht aus Schanghai ganz vereinzelt; eine solche freundliche Behandlung widerspricht den bisherigen Erfahrungen; die Missionäre betonen oft, daß das Volk für sie sei, die Beamten aber ihre Gegner wären. Lhassa ist nach wie vor das anzustrebende Ziel der Missionäre, erreicht ist es nicht mehr geworden, seit 1845 Huc und Gabet dort waren.

---

# Die Stadt Porto Alegre in der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul.

Von **Karl von Koseritz**.

Keine Stadt des südamerikanischen Continentes ist in so hohem Grade des Interesses des deutschen Publikums würdig, wie die Hauptstadt der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul, Porto Alegre, denn keine andere erfreut sich einer so kräftigen Entwicklung des Deutschthums wie diese. Porto Alegre ist eine zum großen Theile von Deutschen erbaute Stadt; sie verdankt ihre Entwicklung und ihr schnelles Erblühen ausschließlich den deutschen Colonien, welche an den Ufern des Cahy, Rio dos Sinos und Taquary sich bis zum Fuße der Serra Geral, welche die Grenzscheide zwischen Rio Grande und Santa Catharina bildet, erstrecken, und in denen 40,000 Bewohner germanischer Abkunft viele Meilen Urwald gelichtet und in fruchtbare Landgüter verwandelt haben, auf denen der deutsche Fleiß dem Boden die Produkte aller Zonen abgewinnt, und mit welchen er den Markt von Porto Alegre zur Vorrathskammer Brasiliens macht.

Auch steht das deutsche Element in keiner andern Stadt

von Südamerika so selbstständig da und übt nirgends einen so hervorragenden Einfluß auf die eingeborne Bevölkerung aus, wie hier in Porto Alegre. Das erscheint auch ganz natürlich, wenn man bedenkt, daß ein Viertheil der Bevölkerung der Stadt deutscher Abkunft ist.

Hier ersteht ein „Neu-Deutschland". Anderwärts, z. B. in den großen Emporien der hispano-amerikanischen Republiken am La Plata, ist das deutsche Element noch nicht so zahlreich vertreten; hier aber hingegen ist dasselbe zwar mit seinen Mängeln, aber auch mit all seinen hohen Tugenden und eminenten Vorzügen fast in ganzer Reinheit vorhanden und macht außerdem noch Propaganda unter den Eingebornen, die gelernt haben, den Fleiß, die Ausdauer und Intelligenz der Deutschen, welchen sie ihren Reichthum zum größten Theile danken, zu achten und hochzuhalten, die Vorzüge der deutschen Sitten und Gebräuche anzuerkennen. Die Steifheit und ceremoniöse Gezwungenheit des portugiesischen und spanischen Elementes verschwindet hier nach und nach und wird bald ganz aufgehen in der freien, ungezwungenen und gemüthlichen Lebensart der Deutschen.

Da nun dem hiesigen Deutschthume die hohe kulturgeschichtliche Mission gestellt ist, diese unendlich reiche und wichtige Provinz mit der Zeit zu germanisiren, ein wahres „Neu-Deutschland" aus ihr zu bilden, um so dem Vaterlande in Südamerika einen Stützpunkt für seinen Handel und seine Schifffahrt zu bieten, wie er in keinem andern überseeischen Lande verlangt werden kann, so glaube ich, es werde angemessen sein, wenn ich in gedrängter Kürze ein Bild von Porto Alegre, diesem Centralpunkte, in dem das Leben der wichtigen riograndenser Colonien ausläuft, entwerfe; und dieses Bild wird um so ansprechender sein, da die Stadt eine ungemein malerische Lage hat.

Porto Alegre wurde gegründet im Jahre 1743, unter dem Namen Porto das Casaes, und war ein unbedeutender Ort, bis im Jahre 1822 der Sitz der Provinzialregierung hierher verlegt wurde und kurz nachher, Dank den Anstrengungen des Kaisers Don Pedro I., die ersten deutschen Ansiedler nach S. Leopoldo kamen und mit Feuer und Art das Dunkel der Urwälder am Rio dos Sinos und am Cahy lichteten, wo nach Vertreibung der wilden Indianerstämme reiche Colonien erblühten. Von da an wuchs die Stadt täglich an Einwohnern und Reichthum, doch drückte ihr auch das deutsche Element, welches fast allein die Entwicklung bedingte, seinen Stempel sowohl in materieller Beziehung, d. h. Bauart rc., sowie in der gesellschaftlichen Entwicklung auf. Der Reisende, der noch ermüdet von dem traurigen Anblicke der endlosen Sandwüsten, welche die Ufer des Rio Grande von der Barra der Provinz an, und die des Entensees (Lagoa dos Patos) bilden, gelangt nun endlich, vom schnellen Dampfer getragen, an das nördliche Ende des großen Salzwassersees, und an das Vorgebirge von Hapoam, einen höchst malerischen Felsen, wo auf den Ruinen ehemaliger Befestigungen ein zierlicher Leuchtthurm sich erhebt. Vorbei rauscht der Dampfer hinein in den breiten Strom Guayba, der den Canal bildet, welcher das mächtige Wasserbecken vor Porto Alegre, in das sich der Jacuhy mit seinen Zuflüssen Cahy, Taquary und Rio dos Sinos und andere Flüsse ergießen, mit der Lagoa dos Patos in Verbindung setzt. Man fährt einige Meilen in dem schönen Strom hinauf, welchen auf beiden Seiten malerische Gebirgsketten umgeben; auf diesen erblickt man schöne Landhäuser und manche Estancias (Viehzucht-Etablissements); man sieht Urwälder. Hier ist ehemals, während der traurigen Revolutionszeit, viel Blut geflossen, als Garibaldi, damals noch in Europa unbekannt, mit seiner kleinen Kahn-Flotte die Einfahrt in das Bassin des Guayba erzwingen wollte.

Immer breiter wird der Strom, immer glänzender werden die Landhäuser, die das Gebirge am Ufer bedecken, bis endlich, sobald man um Pedras-Brancas (einen Felsen, der mitten im Guayba einen Pulverthurm trägt) vorbei gekommen ist, wie mit einem Zauberschlage sich das herrliche Panorama von Porto Alegre vor unseren Blicken entwickelt.

Terrassenförmig zieht sich die Stadt den Granitfelsen hinan, auf dem sie erbaut ist, und bietet den Reisenden den Anblick ihrer beiden Fronten. Die erste, welche den Blick des ankommenden Fremden überrascht, ist die Hinterseite, welche nach der Vorstadt Riacho hinunter ausläuft. Sobald man aber die Landspitze umschifft hat, auf welcher das Gefängnißgebäude liegt, bietet sich uns der Anblick der Hauptfront dar, deren Ansicht mit dem weltberühmten Panorama von Rio Janeiro sich messen kann.

Wie schon gesagt, steigt die Stadt, Straße über Straße, terrassenförmig auf und fällt nachher auf der Südseite nach dem Riacho da Azenha, einem in den Guayba mündenden Flüßchen, und auf der Ostseite nach einer großen mit Rasen bedeckten Ebene, der Varzea, ab. Diese Ebene ist von schönen Landhäusern umgeben und wird von amphitheatralisch aufsteigenden Bergen begrenzt, während auf der andern Seite, am Ufer des Guayba entlang, sich die meilenlange, von schönen Villas gebildete Straße Caminho novo hinzieht.

Die Straßen der Stadt sind unregelmäßig und schlecht gepflastert, aber man sieht in denselben viele schöne und ansehnliche Gebäude. Die hübscheste Straße ist die Rua da Praia, die sich von einem Ende der Stadt zum andern erstreckt und fast nur Etage-Häuser enthält. Hier und in der parallellaufenden Rua da Alfandega ist der Mittelpunkt des Handels und Verkehrs; dort sieht man Magazin neben Magazin und allerwärts neue Aushängeschilder, deutsche Namen; denn hier wohnt der größte Theil der deutschen Kaufleute, Fabrikanten und Handwerker, und fast alle leben in blühendem Wohlstande. Die Rua da Alfandega erstreckt sich am Kai entlang, der den ganzen Hafen umschließt und eben so solid wie elegant aufgeführt ist. Am alten Marktgebäude läuft der Kai in ein Dock aus, in dem die Dampf- und Frachtschiffe von S. Leopoldo, vom Cahy und vom Taquary anlegen; die angrenzende Häuserreihe enthält große Magazine, in denen die Produkte der deutschen Colonien aufgestapelt liegen: Mais, Bohnen, Mandiokmehl, Kartoffeln, Erbsen, Linsen, Reis, Hirse, Tabak, Maté-Thee, Baumwolle, Wolle, Speck, Rauchfleisch, Fett, Amendoim-Oel rc. Am Dock löschen täglich 20, 30 und mehr, auf deutsche Art gezimmerte Frachtkähne obige Produkte, Mastvieh, Schweine, Hühner, Eier, Butter, Käse, Holzkohlen, Brenn- und Bauholz, Alles endlich, was der deutsche Fleiß dem jungfräulich üppigen Boden hat abgewinnen können. Da herrscht ein reges Leben; der deutsche Bauer in seiner altmodischen Tracht verwerthet dort mit der ihm eigenen Schlauheit die Frucht seines Schweißes. Käufer drängen sich um ihn herum, vom eleganten deutschen und brasilianischen Kaufmanne bis zur Mina- und Congo-Negerin mit ihrer abenteuerlichen Tracht und kreischenden Stimme. Dampfschiffe kommen und gehen von und nach S. Leopoldo, Rio Pardo, Triumpho, Cahy, Taquary, Barra rc. rc., und gegenüber dehnt sich der schöne Wasserspiegel des Guayba aus, begrenzt von grünen und waldigen Inseln und durchschnitten von Dampfbooten, von Frachtschiffen, Ruderbooten und Canoes. Weiter hinab, den palastähnlichen Gebäuden der Rua d'Alfandega gegenüber, dehnt sich der Hafen aus, in dem neben brasiliani-

schen Kriegsschiffen, den Passagierdampfern und den leichten Jachten vom Entensee große Seeschiffe vor Anker liegen, denn der Hafen ist gut und kann Fahrzeuge von 500 bis 600 Tonnen halten.

Mit der Rua da Praia läuft parallel, jedoch auf dem Kamme des Hügels, die nicht minder schöne Rua da Igreja, wo weniger Verkehr herrscht; hier wohnen die meisten vom Geschäft zurückgezogenen reichen Leute. In dieser Straße befindet sich auch das Polizeiamt, der Palast des Bischofs, der des Marschalls Baron von Porto Alegre ꝛc. Die Rua de Igreja mündet auf den Palastplatz, Praça do Palacio, wo oben auf dem Kamme des Hügels die Kathedrale (ein altes und nicht sehr schönes Gebäude) neben dem Regierungs-Palast und dem eleganten Hause der Provinzial-Kammer steht. Wenn der Palast des Präsidenten und die Kirche alte und unansehnliche Gebäude sind, so ist doch die Aussicht, die man von dort genießt, desto wundervoller. Zu unseren Füßen entrollt sich das ganze reiche Panorama dieser paradiesischen Gegend. Sieht man rückwärts, so schweift der Blick den Guayba hinab bis Haguam, beherrscht die reizende Vorstadt Riacho mit ihren Gärten und Landhäusern und verliert sich weiter links in den blauen Höhen des Gebirges. Rechts liegt der Hafen, begrenzt von waldigen Inseln, auf denen der Pulverthurm sich zeigt, und weiter hinauf über die reichen Villas des Caminho Novo weg verfolgt man das Bassin des Guayba bis zu seinem Ende, wo Strom neben Strom sich in denselben ergießt. Bei klarem Wetter dringt der Blick bis nach S. Leopoldo und den Colonien, und wenn man sich nun hierzu noch den reinen Himmel des Südens denkt, der wie ein blaues Zelt über dieses reizende Bild ausgespannt ist, so kann auch eine glühende Phantasie nichts Schöneres erfinden. Die Stadt fällt terrassenförmig ab bis zum Flusse, und die hübschen Gärten, mit Palmen und Bananenbäumen geziert, geben dem Ganzen ein gar liebliches Aussehen. Am untern Ende des Platzes steht das große und in korrektem Styl aufgeführte Theater S. Pedro, ein elegantes Gebäude, dessen Plan von unserm Landsmanne Ph. von Normann entworfen und ausgeführt wurde, und mit dem manches Theater zweiten Ranges in Europa an Größe und Pracht nicht rivalisiren kann. Außer der Cathedrale hat die Stadt noch fünf andere katholische Kirchen, die keine besonderen Schönheiten aufzuweisen haben, und von denen nur die eine (Igreja das Dores) durch einen neuen Anbau größere Proportionen erreicht hat. Wenn auch nicht groß, so doch in hübschem gothischem Style erbaut, erhebt sich im Ausgange einer auf der untern Seite nach dem Marktplatz führenden Straße die protestantische Kirche, welche am 8. Januar 1865 feierlichst eingeweiht wurde; sie steht auf einer kleinen Anhöhe von Palmen umgeben und gewährt einen gar reizenden Anblick. Unsere Deutschen haben sie aus eigenen Mitteln erbaut, und diese Kirche wird von Generation zu Generation ihren Nachkommen als Heiligthum und Erinnerung an die Zeit der Aufopferung und des Kampfes dienen, in welcher hier der Grund zum Aufblühen eines neuen Deutschlands gelegt wurde.

Den ersten Rang unter den öffentlichen Gebäuden der Stadt nimmt ohne Zweifel das Hospital, die Santa Casa da Misericordia, ein, ein wahrhaft imposantes Gebäude, welches, auf einem Hügel mit wundervoller Aussicht gelegen, ein Prachtwerk ist. Hunderte von Kranken finden in demselben Platz, trotzdem ein Theil des Raumes von dem Provinzial-Irrenhause und ein anderer von der Kirche eingenommen wird. Etwas weiter nach dem Innern der Stadt zu liegt mit der Front nach dem Unabhängigkeitsplatze, der terrassenförmig nach der obengenannten Varzea zu abfällt, eine große Caserne, die auch zu den besten öffentlichen Gebäuden von Porto Alegre zählt. Das alte Marktgebäude, welches in der Nähe des Dock liegt, ist klein und schmutzig, doch so eben ist der Bau eines neuen in Angriff genommen, welches an Eleganz und Größe mit den ersten Gebäuden dieser Art in Südamerika wird wetteifern können. Ebenso ist das Staatsgefängniß, von Herrn v. Normann im Style des Mittelalters erbaut, ein geräumiges und solides Gebäude, welches über 800 Gefangene enthält. Das Zollhaus (Alfandega) ist nicht schön, hingegen zeigen fast alle Straßen palastähnliche Privathäuser, die mit äußerstem Luxus erbaut und ausgestattet sind. Außer dem obengenannten Unabhängigkeitsplatze hat die Stadt noch verschiedene andere, unter denen die „Praça da Harmonia", deren untere Seite auf den Fluß hinausgeht und die mit Anlagen, Rampen, Bänken ꝛc. versehen ist, sowohl ihrer Größe, wie ihrer schönen Aussicht halber, den ersten Rang einnimmt. In ihrer Nachbarschaft befinden sich die Arsenale.

Im Ganzen also bietet Porto Alegre ein wahrhaft großartiges Panorama, hauptsächlich wenn es bei Ankunft vom Hafen oder vom Caminho Novo aus betrachtet wird, und es kann fast, wie schon gesagt, den Vergleich mit Rio Janeiro aushalten.

Hinsichtlich der Umgebungen jedoch steht es über Rio. Nach welcher Seite man sich auch wenden mag, überall findet man reizende Spaziergänge. Am Riacho entlang kommt man nach der ¼ Meile entfernten Kapelle des Gotteskindes, wo alljährlich ein brillantes Kirchenfest gefeiert wird, welches Wochen lang dauert. Am Fuße des Berges und von den Wassern des Guayba bespült, liegt die kleine reizende Kapelle in Mitten des frisches Grünes der Palmen- und Bananenhaine und macht einen seltsam lieblichen Eindruck. Auf der andern Seite, über die Varzea hinweg, längs einem neugebauten Trammwege, führt der Pfad nach dem Flüßchen Afensa, wo die deutschen Vergnügungsörter „Harmonie" und „Sanssouci" liegen, und im Hintergrunde erhebt sich der Berg, auf welchem sich die Kirchhöfe befinden, und von wo man eine in der That entzückende Aussicht genießt.

Der katholische Kirchhof, nach südländischer Manier durch übereinander stehende Katakomben gebildet, ist groß und geräumig. Dorthin pilgern am Allerseelentage tausende und aber tausende von Menschen, um an den Gräbern ihrer Dahingeschiedenen zu beten und diese mit Immortellenkränzen zu schmücken. Hinter dem katholischen Campo Santo ist der Platz, auf dem 1855, während der fürchterlichen Cholerazeit, tausende von Körpern in ein großes Grab gebettet wurden, und nur wenige Familien von Porto Alegre haben nicht irgend ein Glied ihrer Familie auf dieser großen Hekatombe zu beweinen. An den Cholerabegräbnißplatz schließt sich in einfacher Umfriedigung der protestantische Kirchhof der hiesigen Deutschen, die in seinem Schooße ihre Lieben zum ewigen Schlafe betten. An den Campo Santos vorbei führt die Straße ins Gebirge; in Mitten von reizenden Landhäusern zwischen blühenden Orangenhainen und von Palmen- und Bananenbäumen beschattet, zieht sie sich bis zum Flecken Belém, der zwei Meilen von Porto Alegre entfernt liegt.

Parallel mit dem schon beschriebenen Caminho Novo, in dessen eleganten Häusern und Parken die Aristokratie von Porto Alegre ihre Villeggiatura macht, läuft die „Estrada do Muro", welche in die Ebene des Gravatahy, eines Zuflusses des Guayba, mündet, von wo die Straße nach unserm echt deutschen S. Leopoldo führt. Unten am Wasser bietet der Riacho mit seinen Gärten und Alleen Gelegenheit zu Spaziergängen, während sich am Strande des Guayba

Villa an Villa reihet, unter denen die des deutschen Kaufmannes Friedrich Bier an Glanz und Reichthum alle anderen überstrahlt. In den Sommernächten erfrischen dort hunderte von Familien die in der Tageshitze erschlafften Glieder in den Wellen des Stromes, ohne sich sonderlich von den nur wenig gefährlichen Jacarés (brasil. Krokodilen), welche hie und da im Flusse vorkommen, zurückschrecken zu lassen. Auch auf der andern Seite des Guayba, wohin ein kleines Dampfboot eines Deutschen tägliche Spazierfahrten macht, bietet die grünende Insel Pintada, auf der sich die Pulverfabrik befindet, Gelegenheit zu ländlichen Vergnügungen, und im Allgemeinen, wohin man sich auch wenden mag, ist die Natur gleich reizend und malerisch.

Doch auch in commerzieller Beziehung ist Porto Alegre heute schon ein blühender und wichtiger Platz. Es zählt zwischen 23 und 24,000 Einwohner, von denen, wie schon bemerkt, ein Viertheil germanischer Abkunft ist, und macht bedeutende Geschäfte mit den Häfen des Kaiserreiches, Montevideo, Buenos Ayres, den Vereinigten Staaten, England und Deutschland (vorzugsweise mit Hamburg). Seine Lage ist der Art, daß ihm eine sehr bedeutende Zukunft sicher ist. In der unmittelbaren Nachbarschaft der blühenden deutschen Colonien gelegen, öffnen ihr diese den Handel mit dem Kamme der hohen „Serra Geral", die Rio Grande do Sul von Santa Catharina und S. Paulo trennt. Auf einigen Punkten sind die Colonisten bereits bis auf sieben Meilen an den Kamm der Serra gedrungen und haben durch den Urwald Straßen nach demselben geöffnet. Nun wird fernerhin soeben in London eine Gesellschaft zum Baue einer Eisenbahn von Porto Alegre nach Santa Catharina (Desterro) gebildet und das Dampfroß von hier nach Desterro sausen und unsere Stadt mit jenem vorzüglichen Hafen in Verbindung setzen; denn augenblicklich nimmt der hiesige Handel noch keinen so bedeutenden Aufschwung, weil wir von der Barre von Rio Grande abhängig sind, deren Versandung die Einfahrt für größere Schiffe unmöglich, für alle aber gefährlich macht. Die strategische Lage von Porto Alegre ist ebenfalls vortrefflich; ohne befestigt zu sein, ist es fast uneinnehmbar dadurch, daß es auf schroff abfallenden Hügeln liegt und der Engpaß einen Angriff von der Wasserseite unmöglich macht.

Was nun das Leben in der Stadt betrifft, so ist es viel freier, angenehmer und zwangloser, als in anderen brasilianischen Städten. Der überwiegende Einfluß des deutschen Elementes hat den hispano-amerikanischen Formalismus selbst unter den Brasilianern ziemlich verdrängt. Hier gehen selbst eingeborne Damen allein auf der Straße, und der gesellschaftliche Ton ist keineswegs steif.

Da Porto Alegre der Sitz der Provinzialregierung, des Bischofs und der höchsten Behörden ist, so herrscht im Allgemeinen viel Leben und Verkehr; diesen Umständen verdankt die Stadt auch manche Verbesserungen, die man in anderen Städten der Provinz nicht antrifft; so z. B. wird jetzt eine Wasserleitung angelegt, die das Wasser drei Meilen weit herführt; wir haben Gasbeleuchtung und mancherlei andere Vortheile und Genüsse, die Porto Alegre seiner Eigenschaft als Hauptstadt der Provinz dankt. Was uns jedoch hier am meisten interessiren muß, ist das Leben der deutschen Bevölkerung, die, wie schon gesagt, ihren heimischen Sitten und Gebräuchen auch im fremden Lande treu blieb, wenn auch nicht in so hohem Grade, wie auf den Colonien, wo man in Mitten eines deutschen Dorfes, oder im Ort S. Leopoldo in den Mauern einer echt deutschen Stadt zu sein meint. Hier nimmt unser Leben einige Reflexe der fremden Gesellschaft an, bewahrt aber in den Hauptsachen den alten deutschen Styl.

Die hiesigen Deutschen theilen sich, wie natürlich, in zwei Hauptgruppen, — Kaufleute und Handwerker, die jedoch so ziemlich zusammenhalten, denn beide Elemente vereinigen sich in denselben geschlossenen Cirkeln. Das Vereins- und Gesellschaftswesen, welches den Deutschen überall hin begleitet, steht auch hier in Flor. Da gibt es zwei philharmonische Gesellschaften „Gesangverein" und „Liedertafel", von denen der erste ein schönes eigenes Lokal hat, und beide geben außer ihren Concerten monatlich auch Bälle. Die „Germania" ist ein anderer geselliger Verein, mit Clublokal, Billard und Lesekabinet, der ebenfalls monatlich einen Ball gibt; dort verkehrt der reiche Kaufmann mit dem anständigen Handwerker, und diese Verschmelzung der Stände ist ein Zeichen des gesunden und kräftigen Geistes, der das hiesige Deutschthum beseelt. Ein kleiner Schützenverein hat seinen Schießstand; die „Leopoldina" ist eine Ballgesellschaft, die schon mehr in das Brasilianische hinüber spielt, da ihre Mitglieder ausschließlich hier geborene Kinder deutscher Eltern sind, doch schließt sich dieser Verein niemals von allgemeinen deutschen Festen aus, betheiligt sich vielmehr mit aller Kraft an denselben und hält mit ganzem Herzen zum Deutschthume. Früher gab es sogar ein deutsches Liebhabertheater, welches aber bald wieder einging.

Ungleich wichtiger als diese geselligen Vereine ist der „Deutsche Hülfs-Verein", ein wackeres Institut, welchem die Unterstützung und Verpflegung kranker Deutscher, ihr Begräbniß in Todesfällen, die Unterstützung von Wittwen und Erziehung von Waisen obliegen; er zählt einige hundert Mitglieder und hat dem Deutschthume sehr erhebliche Dienste geleistet. Dieser Verein verfügt bereits über ein ganz erhebliches Kapital, vielleicht 9000 bis 10,000 Dollars und wird nächstens ein eigenes Krankenhaus erbauen. Ein anderes nützliches und nothwendiges Unternehmen ist die auf Aktien gegründete Deutsche Zeitung, die nun bereits seit sechs Jahren besteht und in ziemlich großem Formate zweimal wöchentlich erscheint. Sie vertritt mit Energie die Interessen des hiesigen Deutschthums und bildet so zu sagen den Sprechsaal der Deutschen, die in ihr auch eine Vertreterin dem Auslande gegenüber finden. Zwei deutsche Gemeinden, eine katholische und eine protestantische, bestehen in der Stadt. Jene bedient sich für ihren Gottesdienst einer brasilianischen Kirche, und diese hat die oben erwähnte hübsche Kirche erbaut, deren Vollendung der schönste Beweis des Geistes ist, der die hiesigen Deutschen zum gemeinsamen Handeln anfacht und belebt. Der Gemeinsinn ist ziemlich rege unter den hiesigen Deutschen und findet Nahrung in patriotischen Festen und bei anderen Gelegenheiten. So wurde z. B. der 18. Okt. 1863 mit großem Enthusiasmus gefeiert. Ueber 20 Vereine aus der Stadt und von den Colonien betheiligten sich, und mehr denn 2000 Deutsche bildeten den Festzug. Auch das „Allgemeine deutsche Sängerfest", welches im Februar eines jeden Jahres in S. Leopoldo abgehalten wird, zieht dort tausende von Deutschen und einige deutsche Gesangvereine zusammen, die in Lust und Freude einige Tage dem Gesange und der Geselligkeit weihen. Patriotische Collekten für Zwecke des deutschen Vaterlandes, Sammlungen für Schleswig-Holstein, für Flottengelder, für das Hermannsdenkmal, für den kölner Dom ꝛc., finden stets allgemeine Theilnahme und fallen oft reichlich aus. Deutsche Elementarschulen und höhere Lehranstalten bieten der Jugend die nöthige Bildung, deutsche Leihbibliotheken, Agenturen für überseeische Zeitungen, Leseklubs ꝛc., geben den Erwachsenen geistige Nahrung; deutsche Aerzte und Apotheker sorgen für das Wohl des Leibes, deutsche Priester beider Con-

fessionen für das der Seele. Mit einem Worte, wenn man aus anderen Theilen Brasiliens in Porto Alegre anlangt, so weht Einen ein wahrhaft heimischer Geist an, man fühlt sich wirklich glücklich und vergißt für den Augenblick, daß man im fernen Süden von Amerika lebt. Man fühlt, daß das deutsche Element vorherrscht, und daß das reizende Porto Alegre einst eine vorzugsweise deutsche Stadt sein wird. An Vergnügungsorten fehlt es natürlich auch nicht; da haben wir eine „Orangerie", wo neben importirtem bayerschen, hamburger, kitzinger und englischem Biere ein hier gebrautes, ganz vortreffliches Nationalbier ausgeschenkt wird; ein „Sanssouci", prächtige Gartenwirthschaft mit Schießstand; eine Erholung im Freien bei der „Kapelle des Gotteskindes"; ein „Belle Vue" mit Kegelbahn und Gartenwirthschaft; eine „Harmonie" mit Billard rc., wo häufig Gartenkonzerte abgehalten werden rc. An deutschen Gasthäusern, Restaurants, Hôtels, Bierhallen rc. hat die Stadt Ueberfluß, und auch der Tisch ist hier echt deutsch (eine große Seltenheit in Brasilien); Roggenbrot, deutscher Käse, frische Butter, billiges Bier, hier gezogener und gekelterter Colonie-Wein und alle anderen deutschen Gerichte, von denen man sonst in Südamerika nicht einmal eine Idee hat, erlauben hier auf deutsche Art zu leben. In Bezug auf häusliche Einrichtung rc. geschieht dasselbe, denn es gibt kein Handwerk, welches hier nicht von Deutschen ausgeübt wird; Haus neben Haus wohnen die braven deutschen Arbeiter: Lithographen, Gold- und Silberschmiede, Cigarrenfabrikanten, Hutmacher, Schneider, Schuhmacher, Tischler, Wagenbauer, Anstreicher, Vergolder, Tapezierer, Schmiede, Lackirer, Maschinenbauer, Klempner, Gerber, Bäcker, Schlachter rc. rc., — alles sind Deutsche, und man wird in jeder Beziehung auf deutsche Art bedient.

So möge es denn fortdauern und freudig erblühen, das junge Deutschthum von Porto Alegre, auf daß es einst der Halt- und Mittelpunkt des kräftigen „Neudeutschlands" werden könne, welches als zukünftiger Stützpunkt für Handel und Schifffahrt des gesammten Vaterlandes sich hier im fernen Süden von Amerika entwickelt!

---

# Der Golfstrom und seine Bedeutung für den Verkehr und die klimatische Ausgleichung.

Von Dr. H. Birnbaum.

## I.

Das Meer besitzt ebenso wie die Atmosphäre einen systematisch geordneten Kreislauf in seinen Bewegungen und ist auch ebenso an physikalische, durch Erfahrung festzustellende Gesetze gebunden. Auf dieses Postulat kommen in neuerer Zeit alle Geographen von Fach. Es ist ein Resultat der Forschungen, zugleich aber auch wieder die Grundlage zu allen künftigen Untersuchungen. Man darf darin nicht mehr als eine auf große Wahrscheinlichkeit gestützte Hypothese erkennen wollen, wodurch natürlich die Nothwendigkeit zu immer höher gesteigerter Bewahrheitung nicht ausgeschlossen wird. Das Newton'sche Princip der allgemeinen Gravitation ist eine ganz ähnliche Hypothese, und wenn diese auch schon der Wahrheit unendlich viel näher gebracht worden ist, so bleibt sie dennoch ihrem Charakter der steten Fortentwicklung getreu, sie wird nie zu einem Endabschluß gelangen, der alles fernere Prüfen, alles fernere Forschen überflüssig machen könnte.

Unter den Meeresströmungen hat der Golfstrom den Naturforschern den reichsten Stoff zum Nachdenken gegeben. Man weiß jetzt ganz genau, daß er nur einen Theil des eben bezeichneten Kreislaufs des ganzen Meeres ausmacht, man weiß aber auch, wie wichtig er ist, wie wesentlich von ihm Handel und Wandel abhängt, wie durch ihn die nachtheiligen Extreme des Klimas ausgeglichen werden. Aber, wie bedeutend auch seine Wichtigkeit für das praktische Leben sein mag, sie wird doch noch um Vieles überstrahlt durch den Reichthum an Phänomenen und Merkwürdigkeiten für die Wissenschaft. Seit seiner ersten Entdeckung, welche nur um wenige Jahre jünger ist als die der Neuen Welt durch Columbus, hat man unablässig daran geforscht und aufgeklärt, man hat auch Vieles erreicht, sicher befestigt und ins klare Licht gestellt, aber dennoch warten noch viele Punkte auf die Fortsetzung einer noch gründlichern Untersuchung. Manches ist mit oberflächlichen Ansichten und Vermuthungen abgefertigt worden und harrt auf eine noch zuverlässigere Begründung. Anderes ist noch mit Aberglauben und Uebertreibung durchwoben. Wir dürfen und wollen aber darüber nicht klagen, denn im Ganzen genommen ist dies das Schicksal aller wissenschaftlichen Forschung, wobei das Einsammeln von Erfahrungen und das Aufstellen von Theorien sich einmüthig die Hände reichen sollten, um friedlich ein gemeinsames Ziel zu erreichen, aber in der That eine Uneinigkeit und bittere Feindschaft vorherrscht, als sei in der Welt nichts mehr zu fürchten als ein Zusammentreffen an demselben Ziele. Diese Schattenseiten fehlen leider auch der Geographie nicht; sie kommen auch bei der Untersuchung des Golfstroms vor. Wir werden Gelegenheit haben darauf hinzuweisen. Zunächst beabsichtigen wir jedoch eine wissenschaftliche Charakterskizze von dem Golfstrom zu entwerfen, welche genau den neuesten Beobachtungen, Ausmessungen und Ansichten entspricht.

Der Golfstrom ist ein im Weltmeere eben so fest und scharf ausgeprägter Fluß, wie wir ihn eigentlich nur auf den Continenten anzutreffen gewohnt sind. Seine Ufer und sein Bett sind Wasser, und zwar Wasser von derselben Art wie er selbst, ja sogar beweglich wie er selbst, aber dennoch herrscht darin eine auffallende Verschiedenheit und eine Beständigkeit neben der unaufhörlichen Beweglichkeit, daß derselbe Gegensatz dabei vorzukommen scheint wie zwischen der festen Erde und dem beweglichen Wasser. Dieser Charakterzug eines Continentalstroms ist ihm aber nicht blos in seinem Ursprunge und auf eine kleine Strecke seiner Weiterentwicklung eigen, sondern er zeigt ihn noch 500 bis 600 geogr. Meilen von Florida entfernt

ganz entschieden, und verliert ihn eigentlich nie ganz, obgleich die allmälige Abnahme zuletzt sehr wahrnehmbar ist. Fehlt ihm nun aber der Charakter eines Continentalstroms nicht, so übertrifft dieser alle bei weitem in allen Größenverhältnissen. Er ist reißender, tiefer, breiter, länger und daher auch wasserreicher als der größte Strom der festen Erde. Der Amazonenstrom, der Mississippi und andere sogenannte Riesenströme sind im Vergleich mit ihm sehr untergeordnete Flüßchen. Nach den Messungen und Berechnungen, welche Kapitän Livingstone in dieser Hinsicht durchgeführt hat, besitzt der Golfstrom schon in seinem Ursprunge bei Florida mehr als tausendmal so viel Wasser als der Mississippi bei seinem Endausflusse ins Meer. Das ist ein staunenswerthes Resultat. Damit wurde auch der alte Aberglaube aus dem Felde geschlagen, daß der Golfstrom nichts anderes sei als eine maritime Fortsetzung der Wasserfluten des Mississippi.

Auch in der Farbe besitzt dieser Strom des Oceans seine hervorragende Eigenthümlichkeit; er ist durchsichtig, klar, aber tief indigoblau gefärbt, und dadurch sondert er sich noch bis Cap Hatteras hinauf von dem gewöhnlichen Meergrün so charakteristisch ab, daß man bei einem seine Wasserufer durchschneidenden Fahrzeuge ganz deutlich sehen kann, wie die eine Hälfte im Golfwasser, die andere dagegen im Meereswasser schwimmt. Daraus folgt nun einmal, daß zwischen dem Stromwasser und dem Uferwasser eine sehr geringe chemische Vermischung vorkommen muß; zugleich liegt darin aber auch ein zweiter Grund, daß die Golfstromwasser nicht von dem Mississippi herrühren können, da dieser bekanntlich besonders an seiner Mündung trübe auftritt und von der Indigofarbe auch keine Spur besitzt.

Sorgfältig durchgeführte Analysen haben ergeben, daß der Golfstrom in seinem ganzen Laufe längs der Küste Nordamerika's sehr salzreich sei, daß er ein wirkliches Meerwasser ist, aber merklich mehr Salzgehalt als seine Oceanufer besitzt. An der Küste Florida's beträgt der Salzgehalt noch etwas über $3^1/_2$ Procent, so daß sein Wasser hier fast ebenso gesättigt ist, wie das Meer in dem südlichen Becken des Mexicanischen Meerbusens, welches nach Gay-Lussacs Untersuchung $3^3/_4$ Procent im Marimo enthält. Und so wie überhaupt das Meer in höheren Breiten an Salzgehalt verliert, so zeigt sich dies auch bei dem Golfstrom, aber doch hier nie so rasch wie in dem angrenzenden Oceanufer. Deshalb bleibt die Differenz auch selbst da noch wahrnehmbar, wo der Strom weit von dem Festlande entfernt einen gegen Osten gerichteten Weg verfolgt. Der Mississippi behält sein süßes Flußwasser auch noch da bei, wo er von dem Strudel des Mexicanischen Meerbusens mit fortgerissen ist; er kann also auch aus diesem Grunde nicht für die Quelle und Ursache des Golfstroms angesehen werden.

Die größte Merkwürdigkeit zeigt aber dieser Oceanfluß in seiner verhältnißmäßig sehr hohen Temperatur. Maury fand in der Nähe des Cap Hatteras an einem kalten Wintertage durch unmittelbares Messen, daß die Temperatur des Stromes 8° R. höher stand als die seiner Wasserufer, und er bemerkt im Allgemeinen, daß diese Differenz sich sogar bis zu 14° R. steigern könne. Unser A. v. Humboldt hat in der Nähe der Bank von Neufundland sehr viele Thermometermessungen dieser Art durchgeführt und gefunden, daß der Golfstrom daselbst durchschnittlich 2 bis 3° R. höhere Wärme besitzt als das angrenzende Meer. Der berühmte deutsche Gelehrte sieht gerade hierin den Hauptgrund, daß die merkwürdigen fliegenden Fische, welche doch eigentlich in der Aequinoctialzone ihre Heimat hätten, in dem warmen Golfstrome selbst bis zu den höheren Breiten der gemäßigten Zone noch anzutreffen seien. Das Wasser des Mississippi ist überall viel kälter als das des Golfstroms. Die Annahme, daß dieser aus jenem entsprungen sei, findet daher auch hierin einen kräftigen Gegengrund.

Der Strom ist sehr breit. Schon bei seinem Beginn in der Floridastraße hat er die Breite von 24 geogr. Meilen. In dieser Hinsicht läßt er alle Continentalströme weit hinter sich zurück. Der Rio de la Plata, welcher bekanntlich der breiteste Fluß der festen Erde ist, hat in seiner Mündung nur 23 geogr. Meilen Breite. Weiter hinauf wird die Breite des Golfstroms rasch beträchtlicher. Schon in der Nähe von Cap Hatteras ist sie zu 58 geogr. Meilen herangewachsen. Und seine Tiefe überrascht noch viel mehr. Nach den Messungen beträgt dieselbe in den Narrows von Bemini 1200 Fuß und in der Nähe von Hatteras noch 684 Fuß. Der Abstand zwischen diesen beiden Punkten ist 150 geogr. Meilen. Der Strom fließt daher in einem bergansteigenden Bette, es kann also seine Flußbewegung nicht wie bei den Continentalströmen durch eine geneigte Bahn veranlaßt worden sein, wie früher auch wohl angenommen wurde. Die Steigung des Bettes ist aber sehr gering; nehmen wir an, wie es wahrscheinlich ist, daß dieselbe im Anfange ganz gleichförmig sei, so betrüge sie auf jede Meile nur 4 Fuß, oder auf je 500 Fuß nur 1 Zoll. Die Eisenbahnen mit einer so geringen Erhebung setzen dem gewöhnlichen Betrieb kein Hinderniß entgegen.

Ueber die Geschwindigkeit des Stroms sind jetzt auch Untersuchungen angestellt. In den Narrows von Bemini, wo für gewöhnlich sein Anfang angenommen wird, haben die Seeleute die Durchschnittsgeschwindigkeit 4 Knoten gefunden. Die Länge eines Knotens beträgt 50 Fuß, und die Zeit, nach welcher das Abwickeln der Knotenlinie gemessen wird, ist eine halbe Minute, daher legt der Strom in einer halben Minute 4 mal 50 oder 200 Fuß zurück, also in einer Minute 400 Fuß, und in einer Stunde eine geogr. Meile. Die mittlere Geschwindigkeit der schiffbaren Continentalströme wird gewöhnlich zu $3^1/_2$ Fuß in der Sekunde angenommen; das gibt in einer Stunde nicht viel über eine halbe Meile. Da aber die Bewegung eine ziemlich gleichförmige ist, so eignet sie sich vortrefflich zum Befahren. Die Geschwindigkeit des Golfstroms ist im Anfange dieselbe wie die des Rheins bei Basel oder der Donau bei Ulm. Weiter hinauf vermindert sich die Geschwindigkeit des Golfstroms in Etwas, aber doch nur sehr wenig; denn in einer Entfernung von 150 geogr. Meilen in der Nähe des Cap Hatteras beträgt sie in einer Stunde doch immer noch recht gut dreiviertel Meilen.

Seine Bahn schmiegt sich Anfangs der Ostküste Nordamerika's genau an, verläßt aber schon bei Hatteras ziemlich merklich das Festland und neigt sich dann immer mehr und mehr östlich, bis er unter dem 41° nördl. Br. in seiner Hauptaxe ganz gegen Osten gerichtet ist. Aber, wenn er auch im Anfang durch die Ostgestade Amerika's gelenkt wird, so macht er sich doch bald ganz frei von dieser vorgeschriebenen Bahn und verfolgt frei und selbstständig seinen eigenen Weg; ja es ist bekannt, daß zwischen ihm und dem Festlande eine gerade entgegengesetzte Oceanströmung stattfindet. Man hat dies längere Zeit für ein ungelöstes Problem angesehen. Jetzt kennt man aber die Ursache ganz genau, und sie beruhet in nichts Anderm als in dem Conflict mit der Rotation unserer Erde. Denn der ursprünglich nach Norden gerichtete Strom bringt durch die Axendrehung der Erde von den niederen Breiten fortwährend

eine größere Geschwindigkeit gegen Osten mit als die Orte höherer Breitengrade besitzen, über welche er hinweg fließt; er muß also diesen Orten gegen Osten voraus eilen und mithin einen immer mehr östlich gerichteten Weg einschlagen. Darin liegt nun aber auch der Grund, daß der beständig östlich gerichtete Lauf des Golfstroms als ein Beweis für die Tagesdrehung der Erde angesehen wird. Die Neigung aller Continentalströme, deren Lage von Süd nach Nord oder umgekehrt gerichtet ist, nach rechts abzulenken ist übrigens seitdem vielfach beobachtet worden. Die Sache steht also durchaus nicht allein da. Auch weiß man von den ebenso gerichteten Eisenbahnzügen, daß die darauf fahrenden Wagenreihen sehr leicht rechts von den Schienen abspringen oder doch wenigstens immer stärker an die rechte Seite drücken als an die linke. Das sind Thatsachen, welche alle ihren Erklärungsgrund in der Differenz der mitgebrachten und der angetroffenen Rotationsgeschwindigkeit der Erde finden. Daraus erklärt es sich aber auch, daß die Schiffe, welche in den höheren Breiten auf dem Golfstrome fahren, fortwährend ein Streben äußern nach rechts aus dem Strome abzulenken. Die Menge Seetang, welche er aus dem Mexicanischen Meerbusen mit sich empor führte, setzt er in höheren Breiten immer rechts ab und liefert daher einen immer neuen Beitrag zu dem ausgedehnten dicht mit Tang überdeckten Sargasso Meere. Als die Gefährten des Columbus diese unendlich weit ausgedehnte Tangwiese zuerst erblickten und sich darin tagelang bewegten, flößte sie ihnen einen gewaltigen Schrecken ein, denn sie glaubten nun an das Ende der schiffbaren Welt gelangt zu sein, von wo an ein Zurückkommen in die geliebte Heimat nicht mehr zu denken sei.

Wir kommen zu einem Hauptpunkte unserer Erörterung, zur Beantwortung der Frage nach der eigentlichen Ursache dieser großartigen oceanischen Naturerscheinung. Wenn wir bisher den Anfang derselben in die Narrows (Engen) von Florida gesetzt haben, so wollten wir damit eigentlich nur andeuten, daß sich gerade an diesem Punkte die erste charakteristische Spur des stromartigen Zusammenhaltens im Meere erkennen lasse, auf keinen Fall haben wir aber damit ausdrücken wollen, daß an derselben Stelle auch die Ursache des Phänomens liege. Diese liegt viel weiter entfernt, und wir werden uns überzeugen, daß sie eigentlich mit zu dem System der gesammten Kreisbewegung der Oceanwasser auf Erden gehört. Der erste, welcher in dieser Hinsicht eine der Wahrheit sehr naheliegende Vermuthung aussprach, war Humphry Gilbert; er sagte schon 1560, daß der Golfstrom eine Rückströmung des Atlantischen Meeres sei, welches in der Region der Passate fortwährend nach dem Mexicanischen Meerbusen hingetrieben werde. Damals kannte man die Passate nur als eine Erfahrungsthatsache; an eine befriedigende Erklärung dachten erst hundert Jahre später Halley und Hadley. Auch sah man zu jener Zeit die Meeresströmungen noch als eine Folge der Luftströmungen an; daß eine Ursache denkbar sei, welche beide zugleich ins Leben rufen könne, war damals noch gar nicht erkannt. Gilberts Ansicht ist nach und nach immer mehr ausgebildet und den neuesten Ansichten über Meeresströmungen fortwährend besser angepaßt worden, aber Niemand hat bei dieser allmäligen Vervollkommnung mehr Verdienst als Rennell. In seiner berühmten Schrift „Investigation of the Currents of the Atlantic Ocean“, welche er 1832 herausgegeben, führt er die Ursache des Golfstromes auf die in allen Weltmeeren herrschende Aequatorialströmung zurück. Im Atlantischen Ocean sei diese Strömung zuerst von Columbus entdeckt, es sei dieselbe, welche den Gefährten dieses genialen Geistes einen so furchtbaren Schrecken eingejagt habe, weil sie die Fahrzeuge mit einer so unwiderstehlichen Kraft reißend schnell gegen Westen forttrieb, als sollten sie nie wieder nach Spanien zurückkehren. Sie fehlt aber auch dem Indischen Meere nicht, und hier ist es, wo Rennell den ersten Impuls zu der später so charakteristisch auftretenden Golfströmung annimmt. Die dort entwickelte Aequatorialströmung treibt die heißen Wassermassen zwischen der Ostküste Afrika's und Madagaskar hindurch und bildet so den viel gefürchteten Mozambiquestrom, geht um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum und verfolgt den gegen Norden gerichteten Küstenweg längs Afrika, bis er in der Nähe des Aequators sich wieder mit der atlantischen Aequatorialströmung vereinigt.

Dies ist Rennells Ansicht, und wir werden bald sehen, welche triftigen Erfahrungsgründe dafür sprechen. Die so verbundene ungeheuere Menge von tropisch heißem Wasser, fährt Rennell fort, treibt nach Amerika hinüber, stößt in Guyana zuerst ans Land, verfolgt mit so unwiderstehlicher Kraft den Weg in das Caraibische Meer, daß die Seefahrer es nicht für möglich halten, direkt dagegen zu steuern, auch weiß Alexander v. Humboldt aus eigener Erfahrung, daß an eine Seereise von Cartagena nach Cumana auf diesem Wege gar nicht zu denken ist. Den ersten Damm findet dieser ungestüm gegen Westen vordringende Meeresstrom an dem Isthmus von Panama. Durch dies Hinderniß und durch den andauernden mächtigen Druck der nachdrängenden Wasserfluten ist der Strom gezwungen, nach Norden auszuweichen und der Krümmung der Festlandsküste zu folgen, bis er zwischen Cap Catoche auf Yucatan und dem Cap Antonio auf Cuba einen Ausweg in den Mexikanischen Meerbusen findet. Aber auch hier lassen ihn die nachströmenden Wassermassen noch nicht in Ruhe, er ist gezwungen, in dem Golf von Mexico eine großartige Wirbelbewegung durchzuführen. In der Straße von Florida tritt ihm die große Bank von Bahama und ein anderer Zweig der Aequatorialströmung behindernd entgegen, er wird abermals gezwungen gegen Norden auszuweichen, es ist aber das letzte Mal, denn nun gewinnt er als Golfstrom seine oceanische Freiheit. Diese benutzt er zu einem weit ausgedehnten Kreislauf im Atlantischen Ocean und kommt in seiner Hauptmasse zuletzt wieder mit dem Aequatorialstrome zusammen, um den Weltweg aufs Neue zu beginnen. Das ist das Bild, welches Rennell von dieser wunderbaren Meeresströmung entwirft. Es ist ein erhabenes Schauspiel; er läßt es eben so wenig an erhebenden Worten als an überzeugenden Gründen fehlen, um dasselbe zur lebendigen Anschauung und zur festen Ueberzeugung zu bringen. Er zeigt dabei eine große Meisterschaft und befriedigt nicht blos die Männer von Fach, sondern alle gebildeten Denker und alle praktischen Seefahrer.

Unter dem Einflusse der Tagesdrehung unserer Erde verfolgt der ursprünglich genau nach Norden gerichtete Golfstrom einen immer mehr östlich abgelenkten Weg, berührt fast den Südsaum der großen Bank von Neufundland und geht dann ziemlich ganz östlich nach den Azoren. Hier theilt er sich in zwei Zweige, von denen der eine um Britanniens Inselgruppe herum bis Norwegen gelangt, ja zuweilen sogar den Weg um die Nordgrenze Europa's und Asiens verfolgt; während der andere viel mächtigere Zweig sich südöstlich nach der Westküste Frankreichs und Portugals hinabneigt

und dem hier schon beginnenden Zuge der Atlantischen Aequatorialströmung längs Nordafrika folgt.

Wir wollen einige Beweise auch für diese Theorie zur Sprache bringen. Der große Mast des englischen Kriegsschiffes „Tilbury", welches im amerikanischen siebenjährigen Seekriege an der Küste von Santo Domingo in Brand gerieth, ist an Schottlands Nordküste ans Land getrieben; seine Reise dahin kann er nicht anders als mit Hülfe des Golfstroms durchgeführt haben. Dicht unter dem Aequator in Afrika's Niederguinea, am Cap Lopez, scheiterte ein englisches Handelsschiff, das vorzugsweise mit Palmöl befrachtet war, ein Theil dieser Oelfässer wurde ebenfalls in Nordschottland ans Land getrieben; auch hier kann der Reiseweg wohl kein anderer gewesen sein, als der von Rennell bezeichnete äquatoriale Golfstrom, so daß die Fässer erst zweimal den Atlantischen Ocean zu durchwandern hatten, ehe sie ihr Ziel erreichen konnten. Von dem englischen Schiffe „Newcastle" wurde unter 38° 52′ n. Br. und 66° 21′ w. L. am 20. Januar 1819 eine mit Inschriften versehene, wohlverkorkte und versiegelte Flasche in den Golfstrom geworfen, welche am 2. Juni 1820 bei der Insel Arran wieder aufgefischt wurde. Sie hatte also im Golfstrom die Reise durch den nördlichen Atlantischen Ocean gemacht, und sicher geschwinder als es den ersten Anschein gewinnt, denn es ist sehr zu bezweifeln, daß man ihre Ankunft sogleich bemerkt haben sollte. Berghaus gibt in seiner „allgemeinen Länder und Völkerkunde" den Lauf von 21 solcher Flaschen an, in denen der Ort und die näheren Umstände aufgezeichnet waren, unter denen sie ausgesetzt wurden, so daß man bei ihrer Wiederauffindung mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit den durchwanderten Reiseweg bestimmen konnte; Admiral Beechey hat sogar von mehr als 100 solcher Flaschen die Reisewege auf der Karte verzeichnet. Zwei davon waren in südlicher Breite in der Nähe der Westküste Afrika's zugleich ins Meer geworfen, die eine von ihnen kam bei der Insel Trinidad wieder ans Land, sie hatte also nur die äquatoriale Vorbereitung zum Golfstrom zu ihrer Ueberfahrt benutzt; die andere dagegen wurde bei der Insel Guernsey im englischen Kanal wieder aus dem Wasser gezogen und hatte daher den ganzen Weltwirbel des Golfstroms zu ihrer Meeresfahrt benutzt.

Alexander von Humboldt erzählt, daß kurz vor seiner Ankunft auf Teneriffa in der Rhede von Santa Cruz der zugeschwommene Stamm einer südamerikanischen Ceder aus dem Wasser gezogen worden sei, von dem man mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen dürfe, daß er eine sehr große Oceanreise auf dem Golfstrom durchgeführt habe. Derselbe Strom hat auch dem genialen Columbus sichere Anzeichen von dem Dasein westlich gelegener großer Länder gegeben. Zwei Leichname, deren Züge eine ganz unbekannte Menschenrasse verriethen, wurden gegen das Ende des 15. Jahrhunderts an die Küste der Azoren geworfen, und fast um dieselbe Zeit sammelte sein Schwager, Gouverneur von Porto Santo, am Strande dieser Insel Stücke Bambus von ungeheuerer Größe, welche die Meeresströmungen und die Westwinde dahin gebracht hatten. Leichname und Bambus erregten die Aufmerksamkeit des großen Genuesen; er errieth, daß beide von einem großen im Westen gelegenen Continente, von „Indien", herübergeschwommen seien. Künstlich geschnitzte Hölzer, Samen und Früchte von Pflanzen, welche nur auf den Antillen ihre Heimat haben, werden noch jetzt eben so wie früher an die Küsten der Inseln Ferro und Gomera geworfen und als Merkwürdigkeiten gesammelt und vorgezeigt. In dem „Account of the Islands of Orkney" (1700 S. 60) erzählt James Wallace, daß im Jahre 1682 an der Südspitze der Insel Eda ein Grönländer in seinem Kahn von vielen Menschen gesehen wurde. Man habe sich bemüht, ihn zu fangen; es sei nicht geglückt. 1684 sei ebenfalls ein grönländischer Fischer bei der Insel Westrom gesehen worden. Auf Burra war in der Kirche ein Kahn der Eskimos aufgehangen, den die Golfströmung und Sturm angetrieben hatten. „In der Geschichte von Venedig des Cardinal Bembo", sagt Humboldt, „finde ich die Nachricht, daß im Jahre 1508 nahe an der englischen Küste ein kleines Boot mit sieben Menschen fremdartigen Ansehens von einem französischen Schiffe gekapert wurde. Die Beschreibung paßt ganz auf die Gestalt der Eskimos (homines erant septem mediocri statura, colore subobscuro, lato et patente vultu, cicatriceque una violacea signato). Niemand verstand ihre Sprache. Ihre Kleidung war aus Fischhäuten zusammengesetzt. Auf dem Kopfe trugen sie coronam e culmo pictam, septem quasi auriculis intextam. Sie aßen rohes Fleisch und tranken Blut wie Wein. Sechs dieser Männer starben auf der Reise; der siebente, ein Jüngling, wurde dem König von Frankreich, welcher damals in Orleans war, vorgestellt. Das Erscheinen sogenannter Inder an den westlichen deutschen Küsten unter den Ottonen und unter Friedrich dem Rothbart findet seine Erklärung in ähnlichen Wirkungen der Meeresströmung und lang anhaltender Nordwestwinde." Sartorius von Waltershausen berichtet in seiner „physisch-geographischen Skizze von Island", daß der Golfstrom besonders früher hier so viel Baumstämme aus Amerika angeschwemmt habe, daß man dieselben zu allerlei Bauten benutzt hätte.

In einem zweiten Artikel soll der Einfluß des Golfstroms auf die Seefahrt und auf die Ausgleichung des Klimas erörtert werden.

---

# Reisebild aus der Walachei.

Von **Wilhelm Hausmann** in Kronstadt.

## II.

Man dürfte sich wundern, wo in einer sonst so einsamen Gegend, wo meilenweit kein Dorf in der Nähe ist, diese Leute hergekommen seien. Doch ist die Erklärung sehr einfach. Es sind Csobanen — Berghirten. Ihr Geschäft ist ausschließlich Schafzucht und Käsebereitung. Die Benennung Senne, wie in der Schweiz, wäre hier gar nicht bezeichnend, obgleich ihr Geschäftsleben viele Aehnlichkeit mit diesen hat. Nur werden hier niemals Kühe zur Alpenwirthschaft benutzt, sondern ausschließlich die grobwolligen walachischen Bergschafe. Vom Frühling bis in den Herbst sitzen sie da oben in den Hochwiesen, wo an einer geeigneten Stelle — meist in der Nähe einer der höchsten Quellen — ein armseliges Blockhaus erbaut ist; aber lange nicht in der oft komfortablen Weise der schweizer Sennhütten. Einige eiserne Kessel, mehre Holzkübel und ein Melkschemel bilden das Inventar. Dicht an der Holzwand brennt in der Hütte auf der Erde stets ein tüchtiges Waldfeuer von ganzen Klötzen. Ueber dieses werden an einem hölzernen Arme die Kessel gehängt, worin die Milch zum Gerinnen gebracht wird, und später kommt der Kessel, worin der Palukes gekocht wird. Der größern Bequemlichkeit und Zeitersparniß wegen wird dieser Kessel nie gewaschen. Die antrocknende Rinde verengt zwar nach und nach den innern Raum desselben, aber was thut das? Die armen halbverhungerten Hunde der Hirten wollen auch leben. Nachdem die Herrschaft behaglich am Boden sitzend gespeist hat, wird der Kessel beiseite gestellt. Die Hunde warten kaum, bis er kalt ist und nagen mit Appetit die von früheren Mahlzeiten restirende Rinde ab. Zwar haben die Walachen diese Gemeinschaft nicht gern, und mancher arme Näscher bekommt einen tüchtigen Prügelhieb übers Kreuz, aber was hilft es? in zehn Minuten ist er doch wieder da. Abends versammeln sich die Hirten in der Hütte; dann ertheilt wohl der Aelteste den Befehl, den Kessel zu waschen. Aber lieber Himmel! wenn man die Hände ansieht, die dies Geschäft verrichten sollen, so denkt jeder Freund der Reinlichkeit gewiß, daß es doch besser wäre, den Kessel ungewaschen zu lassen. Die Schafe, eine höchst abgehärtete Rasse, bleiben des Nachts um die Hütte gelagert; die jüngeren machen sichs auch wohl in der Hütte bequem, wobei sie natürlich den Boden derselben bedeutend düngen.

Mit dem Frühmorgen erheben sich die treuen Hirten, hängen eine eisbärpelzartige Kotzen um sich und stehen gähnend auf, kratzen sich hinter den Ohren, kriechen zu der engen Thüre hinaus und zählen mit ungefährem Ueberblick die Häupter ihrer Lieben, beobachten auch mit kundigem Blick die meteorischen Constellationen und ziehen sich dann noch einen Augenblick zurück, um ihren Sack mit etwas kaltem Palukes, den ewigen Zwiebeln, etwas Käse, und als Luxus manchmal einem kleinen Stückchen geräucherten Specks, umzuhängen. Die Heerde wird nach Bedürfniß in zwei bis drei Haufen getheilt, ein zottiger Wolfshund schließt sich freudig bellend und schwanzwedelnd an, und mit lautem: bläh! und mäh! trappelt die Heerde bergan, irgend einer bekannten grasreichen Alpenwiese zu.

Der orientalische Ritus verlangt die Errichtung zahlreicher Betstationen, zu welchem Zweck an geeigneten Punkten bis hoch ins Gebirge hinauf hie und da große Holzkreuze aufgestellt werden, die in cyrillischen Lettern meist einen frommen Spruch eingeschnitzt zeigen; die Buchstaben sind roth ausgemalt, eben so sonstige Verzierungen, welche oft in sehr barocker Weise ausgeschnitzt werden. Hier hält jeder Hirt einige Augenblicke still und murmelt, sich vielfach bekreuzend, ein kurzes Gebet.

An Ort und Stelle angekommen, setzt er sich auf einen die Aussicht beherrschenden Stein, von dem er mit strenger Miene auf seine wolligen Pfleglinge herabschaut; mit eiserner Consequenz achtet er darauf, daß Friede und Ordnung herrsche, und kein Schäflein vom Wege der Pflicht sich verirre.

Oft regt sich bei diesen Natursöhnen der Sinn für Poesie und Musik. In stillen Nachmittagstunden, wenn die Heerde gesättigt vom fetten Alpengrase ruht, nimmt er aus seinem Sacke eine Art Flötenpfeife; auf dieser bläst er, oft in elegische Schwärmerei versinkend, seine einfachen Melodien. Das Alphorn ist hier gänzlich unbekannt, nur diese Löcherpfeife das einzig herrschende musikalische Instrument. Fühlt das Herz des einsamen Musikers vielleicht auch Liebeskummer, Sehnsucht nach den Eltern oder ähnliche Regungen, so genügt ihm bald die Pfeife nicht mehr; er setzt sie ab und singt einige Verse seiner Nationallieder, die namentlich in der Melodie sich alle sehr ähnlich sind, aber in ihrer Einfachheit zu dieser Umgebung passen. Eine kleine Probe erlauben wir uns hier im Original und in der Uebersetzung einzuschalten:

Eata! chora se porneschte
Sub steschar la redetschiua.
Eata! chora se'nverteschte . . .
Vino, puiko, vino!

Willst du nicht zur Hora gehen,
Unter jenem Eichendome,
Schau, wie sich die Tänzer drehen,
Komm, o Liebchen, komme!

Sinkt die Sonne am westlichen Horizont hinunter, rauschen unten unheimlich die Wipfel der Tannen, blöken die Schafe unruhig und wollen nicht mehr fressen, dann erhebt sich der Sänger und treibt seine Heerde wieder hinunter zur Stenue. Dort liegen große Salzstücke auf der Erde, an denen die Schafe gierig lecken; nachdem man sie gemolken hat, geht eins nach dem andern in die Verzäunung und legt sich befriedigt nieder, um ruhig die Nacht zu erwarten, die dann auch bald still und sanft den blitzenden Sternenschleier über die friedliche Scene ausbreitet. Tag für Tag vom Frühling bis zum Herbste wiederholt sich dasselbe Treiben.

Daß die Langweile diese Leute nicht umbringt, ist sehr zu verwundern. Da ist denn der Wunsch nach zeitweiliger Veränderung sehr zu verzeihen, um einmal auch wieder andere, als die eigenen langweiligen Gesichter zu sehen, und gestehen wir es nur, auch der Durst nach herzerquicken-

den Spirituosen zieht sie mächtig in die Tiefe. Sie nehmen Urlaub vom Aeltesten oder Aufseher, langen aus dem verborgensten Winkel ihres Sackes ein verschrumpftes Lederbeutelchen hervor, dessen geringen Inhalt sie sorglich mustern, und siehe da! zwischen den dicken schmutzigen Kupfermünzen lächelt sie noch ein neugemünzter Zwanziger an. Dies genügt für alle Fälle. Auf wohlbekannten Steigen eilen sie mit Schnelligkeit thalabwärts und plötzlich erscheinen sie im einsamen Wirthshause, wo man ihre Bedürfnisse schon kennt und ihnen ohne zu fragen gleich die ersehnte Herzstärkung bringt. Ist ihr Urlaub kurz, so nehmen sie oft schon in der Dämmerung ihre Säcke, stürzen zum Abschied noch ein Glas hinunter und eilen auf verschlungenen Berg- und Felspfaden oft in dunkler Nacht ihrer Stenne zu. — Geistige Getränke reizen bekanntlich den Appetit und stumpfen ihn gegen einfachere Genüsse ab. Den zurückgelassenen Kameraden bringen sie ein Fläschchen Branntwein in der Tasche mit. — Wie durch Inspiration begeistert äußern Alle den Appetit nach Fleisch. Woher aber hier Fleisch bekommen? Alberne Frage, liegen nicht draußen vor der Hütte mehre hundert Schafe und Lämmer? Ja, aber die gehören dem weit in der Stadt wohnenden Bojaren, der sie alle gezählt und selbst den Nachwuchs schon im Voraus berechnet hat. Aber fragt da der Wolf danach, nimmt der nicht, was er erwischt? Also her da mit dem fetten schwarzen Lamm. In wenig Minuten blutet das arme Thier unter dem Messer; noch rauchend wird es zerstückt und an Holzspießen über der furchtbaren Kohlenglut geröstet. Bald ist es fertig. Gabeln sind hier ganz unnöthig; Jeder trägt sein Messer im Gürtel. Mit gierig funkelnden Blicken beobachten die Hunde — die der ungewohnte delikate Geruch alle herbeilockte — das Treiben ihrer Herren; kaum fliegt ein abgenagter Knochen über die Achsel, so klappt haifischartig ein Rachen zu und schlingt ihn hinunter, oder zermalmt ihn krachend im glasharten Gebiß. Das verzehrte Lamm kommt bei der spätern Zählung auf Rechnung des ersten besten Wolfes; und wehmüthig heuchelnd zeigt der Hirte das absichtlich zerfetzte Fell als Beweisstück vor. —

Als der Abend weiter verrückte, schickten sich in unserm Gasthause Alle seufzend und zögernd an, die fatalen harten Pritschen als Schlafstellen herzurichten. Aber die wenigen nassen Shawls und Mäntel waren sehr ungenügend, und Stroh ist hier nirgends zu bekommen. Nur die Kinder schliefen auch auf den harten Brettern den glücklichen Schlaf der Jugend. Die Frauen warfen allerdings bedenklich genirte Blicke auf die wilden Bergsöhne, die es sich schon ringsum bequem gemacht hatten. Aber hier gibt es keine abgesonderten Schlafkabinette; Alle ruhen im Vertrauen auf gegenseitige Diskretion auf derselben Pritsche; an keiner Thüre ist ein Schloß, höchstens ein Holzriegel, der mit Bindfaden zurückgezogen wird.

Das monotone Schnarchen meiner Schlafgenossen hielt mich noch lange wach. Der unangenehme Weindunst, der hier herrschte, war gleichfalls peinlich. Draußen rauschte wieder der Regen in Strömen nieder, in der Stille der stockfinstern Nacht ertönte um so lauter das wüthende Brausen der ganz nahe vorbeifließenden Praova.

Mit welchen Gefühlen sahen wir aber auch dem Morgen entgegen? Der Fuhrmann erklärte schon am Abend, daß wir trotz aller Gefahr von hier fort müßten, denn selbst für die Pferde war kein Futter zu bekommen, und weit umher kein Brod, nichts, gar nichts für civilisirte Menschen Genießbares aufzutreiben. Die näher wohnenden einzelnen Walachen wollten von ihren geringen Mehlvorräthen durchaus nichts verkaufen, da sie ganz richtig voraussahen, daß sie vielleicht wochenlang zehren müßten, ohne zu der manche Meilen weit entfernten Mühle gelangen zu können, die aber auch von den Fluten längst weggerissen war. Andere Fuhrleute in ähnlicher Lage hatten ihre Wagen stehen lassen, mit allen Kaufmannsgütern darauf, und waren mit ihren Pferden zurückgeflüchtet. Diese waren freilich nicht wie wir gerade zwischen den tiefsten Abgründen festgesetzt worden.

In solchen Lagen lernt der Mensch erst, wie viel er ertragen und überwinden kann. Der Uebermüthigste wird bescheiden; der Verwöhnteste findet Geschmack an den einfachsten Speisen. Den ersten Tag wollten Alle, Kinder und Erwachsene, nur frisches, weiches Brod essen, verschmähten den Kaffee ohne Milch und ließen den mitgebrachten Speck unberührt. Am dritten Tage nagten sie mit Behagen an trocknen, aus den Reisetaschen hervorgesuchten Brodrinden und aßen gierig den warmen Palukes aus den Kesseln der Bauern, ohne Milch, ohne Fett, nur mit etwas bröslichem scharfsalzigem Schafkäse gewürzt.

Um 4 Uhr Morgens ertönten rauhe zankende Stimmen auf dem Hofe vor dem Fenster. Blaß und zitternd stürzte der Fuhrmann herein und sagte: „Jetzt schauns, wie Sie mit den Frauen und Kindern fortkommen, ich kann Ihnen nicht helfen und rathen: Die Walachen sind da mit acht Paar Ochsen; sie sagen, den leeren Wagen nur mit dem nöthigsten Gepäck darauf könnten sie auf sonst völlig ungangbaren Wegen auf weiten Umwegen durchs Gebirge schleppen, und ich soll versuchen, ob ich die ausgespannten Pferde ohne zu stürzen über die steilen Abhänge bringe; aber die Passagiere müßten sehen, wie sie fortkommen, Niemand traut sich einen Rath zu geben, weil auf jedem Wege nur mit Lebensgefahr fortzukommen ist. Aber schnell müssen Sie sich entschließen, denn der Berg bei den sogenannten Krümmungen stürzt durch den furchtbaren Regen immer mehr zusammen, und bis morgen kann vielleicht kein Mensch mehr auch zu Fuß hinüber kommen.

Diese Nachricht war allerdings betrübend genug. Ganz allein mit einigen Frauen und den kleinen Kindern, ohne Lebensmittel, in einem elenden Blockhause, im tiefsten Waldgebirge zu stehen! Die Koffer, mit allem Schmuck, Kleidern und Papieren in den Händen dieser Ochsentreiber, die sich auf nie betretenen Wegen schon lange damit entfernt hatten. Indeß ein Entschluß mußte gefaßt werden. Ich schnitt einige tüchtige Haselstöcke zu, die ich als improvisirte Alpenstöcke vertheilte. Einige Hirtenburschen entschlossen sich nach langem Zureden, gegen gute Bezahlung Jeder ein Kind auf den Rücken zu nehmen; und so schickten wir uns an, der Straße zu folgen und dann jene berüchtigten Schluchten zu durchklettern, wo durch einen Bergsturz drei große gewölbte Steinbrücken, die auf thurmtiefen Pfeilern gestanden, total zertrümmert waren.

Mit ängstlicher Besorgniß blickte ich nach den ringsum starrenden Bergriesen empor, die, in düstre Wolken gehüllt, finster und erbarmungslos auf die armen Fremdlinge herabzusehen schienen. Eine eisige Verdunstungskühle durchfröstelte die leichtgekleideten Wanderer.

Zum Glück regnete es nur sehr wenig. Dicht am Eingange der ersten Schlucht erklärten die Führer, die Kinder nicht weiter tragen zu wollen, wenn ihre Bezahlung nicht verdoppelt würde. Was war da zu machen? Hätten sie das Letzte verlangt, wir hätten es geben müssen. Außer meinem Dolchmesser hatte ich keine Waffe; übrigens wäre ich auch mit einer Waffe gegen die langen eisenbeschlagenen Stöcke der Bergwalachen nicht aufgekommen. Wir zogen darum lieber die Börse und zählten Jedem das verlangte

Geld in die Hand, wonach sie heiter und wohlgelaunt ihre kleine Bürde wieder auf den Rücken luden und laut das Glück priesen, welches ihnen dieses Wetter gesandt, wodurch sie in einem Tage auf leichte Art mehr Geld verdienten, als sonst in Monaten. So gibt es also auch Leute, die sich über Wolkenbrüche und Bergstürze freuen können, dachte ich.

Die Durchpassirung dieser Schluchten nahm übrigens bedeutende Zeit in Anspruch. Es gehörte ein eigenes Geschick dazu, den in sehr kurzen Pausen herabrollenden Steintrümmern und Thonklumpen auszuweichen. An einigen Stellen hatte sich knietiefer Schlamm angehäuft, den zu durchwaten keine leichte Aufgabe war.

Endlich erreichten wir doch nach erschöpfendem Marsch eine bessere Wegstrecke, und gegen Mittag ein anderes Wirthshaus, Vale Bogdann genannt, wo auch eine Eilwagenstation ist. Hier war doch wenigstens etwas Milch und grobes Brod zu bekommen, sowie ein viel besserer Wein. Nach langer Zeit erschien auch unser Wagen, den wir oben über den Berg kommen sahen. Alle vier Räder mit Ketten gehemmt, ließen ihn die Walachen wie einen Schlitten heruntergleiten; während einige starke Hebel durch die Speicher steckten, lenkten andere die erschöpften, schweißtriefenden Zugthiere. Früher waren unsere Pferde angelangt, die als echte siebenbürger Bergraffe sich auch hier glücklich durchgearbeitet hatten. Nach langsamer Fahrt erreichten wir, mehrmals die Praova durchkreuzend, glücklich den höhern Theil der Straße und bald das österreichische Gebiet. Aber lange noch werden alle Betheiligten mit gelindem Schauer an den Aufenthalt im Wirthshause an der Praova denken.

---

# Eduard Polaks Charakteristik des Volks in Persien.*)

Wenn wir doch über sämmtliche Länder so vortreffliche Darstellungen hätten! Herr Polak hat manches Jahr im Lande des Schah gelebt und die allseitigen Lebensverhältnisse des Volkes gründlich kennen gelernt. Und was er sah und erfuhr, das stellt er mit lichtvoller Klarheit dar; wer den verdienten und gründlich gebildeten Mann auch nicht persönlich kennt, fühlt doch sofort heraus, daß es ihm vor allen Dingen um eine wahrheitsgetreue Schilderung zu thun ist, und diese gibt er. Man kann sich auf ihn verlassen, und wenn er in der Vorrede äußert, daß er sich bemüht habe, die Verhältnisse frei von aller Voreingenommenheit möglichst gegenständlich zu schildern, so sagt er das Richtige. Er hat alle Gegenden des großen Reiches und dessen verschiedenartige Bewohner genau betrachtet, und als Arzt war er im Stande, über die Frauen und das Familienleben interessante Beobachtungen zu machen.

Schon der erste Band ist von ungemein reichem Inhalte, und wir empfehlen das Buch recht dringend Allen, welche einen richtigen Einblick in die orientalischen Zustände sich verschaffen wollen. Zwar Persien ist tief gesunken, der alte Glanz der Achämeniden ist seit Jahrtausenden erloschen; von den Sassaniden, unter denen das iranische Kulturleben noch einmal aufflackerte und die Macht des Reiches gemehrt wurde, blieb kaum eine Spur übrig. Der Islam hat Persien überflutet, das heilige Feuer in den Tempeln ausgelöscht, die Anhänger der zoroastrischen Lehre bis auf wenige tausende aus dem Lande getrieben und die Masse des Volkes zur Annahme des Mohammedanismus gezwungen. Aber der Islam hat in Persien eine eigenthümliche Gestalt gewonnen, er ist anders geworden als bei den übrigen Völkern, und das alt-arische Element macht sich in ihm geltend, wie es ja auch bei den europäischen Völkern im Christenthume sich geltend macht. Herrn Polak ist jene Erscheinung nicht entgangen, wie denn überhaupt sein Werk eine Menge feiner und zutreffender Bemerkungen enthält.*)

Mit Recht rühmen sich die Perser, daß ihr Land „sieben Klimate" habe. Es ist heute ein Zwischenland geworden, in welchem sich die Einflüsse der europäischen Diplomatie geltend machen. Es liegt zwischen dem russischen Gebiet und dem britischen Indien; nur allein Afghanistan bildet eine Schranke, durch welche es vom Indus getrennt wird. Deshalb erscheint es als ein wichtiger Faktor in der großen Politik, und obwohl es heute schwach genug ist, kann es, wenn auch mehr in passiver Weise, unter Umständen eine wichtige Rolle spielen. Das wäre schon allein durch die geographische Lage bedingt. Auf einem Flächenraume von etwa 22,000 Geviertmeilen leben nicht mehr als 9 bis 10 Millionen Menschen. Weite Strecken sind völlig öde und viele Dörfer zerstört, aber manche Gegenden liegen, nach vorderasiatischem Maßstabe, verhältnißmäßig gut bewohnt.

Man zählt nicht weniger als 15 verschiedene Bestandtheile der Bevölkerung: altiranische Perser und Meder; türkisch-tatarische Stämme; Mischlinge zwischen jenen beiden; Kurden, Araber im Elwendgebirge und am Kaspischen Meere; Armenier und allerlei Kaukasier; Mischlinge von Armeniern und altiranischen Persern; Nestorianer oder Chaldäer um den Urmiehsee und zerstreut in Kurdistan; Juden; Afghanen und Beludschen; Turkomanen rein mongolischer Abkunft; Mischlinge mit denselben; Zigeunerstämme; Afrikaner von der Ostküste und aus Abyssinien; Nachkömmlinge von Russen und Polen und zuletzt eine geringe Anzahl von Europäern.

Alle diese schildert Herr Polak mit plastischer Anschau-

---

*) Persien. Das Land und seine Bewohner. Ethnographische Schilderungen von Dr. Jakob Eduard Polak, ehemaligem Leibarzte des Schahs von Persien und Lehrer an der medicinischen Schule zu Teheran. Leipzig bei Brockhaus. 1865. Bd. I.

*) Die zwölf Kapitel, welche der erste Band enthält, schildern: Volkszahl, Abstammung und Stände. — Wohnhäuser, Städte, Sommerhitze und Zeltlager. — Speisen und Mahlzeiten. — Kleidung, Schmuck und Waffen. — Ruhe und Bewegung; Jagd, Gymnastik. — Das Familien- und Geschlechtsleben. — Diener, Sklaven und Eunuchen. — Bildung, Wissenschaften und Künste. — Versuche zur Einführung der europäischen Civilisation. — Religion und Gesetz. — Bäder und Begräbnißstätten. — Der Nauruz, d. h. das Neujahrsfest.

lichkeit. Der Ureinwohner (Perser und Meder) bietet in seiner Körperbildung den schönen kaukasischen Typus dar, und in seinem ganzen Wesen ist nichts von dem, was den Südländer und Semiten zu charakterisiren pflegt. Unter den höheren Klassen, unter den Beamten und Schriftgelehrten, sodann unter den zahlreichen Luxusdienern begegnet man häufig Charakteren, deren Prototyp in Moriers Roman „Hadschi-Baba" unübertrefflich geschildert ist. Der Perser bezeichnet sie als Fuzul. Ein solcher weiß sich allen Verhältnissen anzupassen und überall auf seine Weise Profit zu machen; er versteht nach persischem Ausdruck „zu essen", d. h. fremdes Gut an sich zu ziehen. Er ist vorwitzig, zudringlich, kennt alle Stadtneuigkeiten und beutet sie aus. Vor dem Höhergestellten kriecht er wie ein Wurm, gegen Niedere ist er voll Anmaßung; er lügt aus System, spricht nur dann die Wahrheit, wenn sie ihm von Nutzen sein kann, verbreitet falsche Nachrichten, intriguirt und verleumdet; Dankbarkeit ist ihm fremd und er kann es nicht ertragen, gegen irgend Jemand eine Verpflichtung zu haben. Er kann Gedichte, Verse und Epigramme anführen, hat immer eine Antwort in Bereitschaft, weiß sich in alle Lebenslagen zu schicken und ist zu Allem brauchbar, zum Minister wie zum Pferdeknecht. Jedes Wort betheuert er durch einen Eid, und wenn man ihn auf der Unwahrheit ertappt, dann bekennt er ohne Scheu und ruft: „Ich aß Koth!"

Folgendes ist eine Kennzeichnung der Perser: Er ist, sagt Polak, im Allgemeinen habgierig, er will gern viel Geld erwerben und prüft die Rechtmäßigkeit der Erwerbsquelle nicht genau. Er gibt aber viel Geld aus, um Luxus zu entfalten. In gewisser Beziehung ist er geizig, aber in Sachen der Liebe kennt er keine Sparsamkeit. Er klammert sich fest an seine Familie, seinen Stamm, denn jedes Unglück oder Glück, jede Erhöhung oder Erniedrigung betrachtet er als solidarisch. Verrath in der Familie ist fast unerhört und findet, selbst wenn er zum allgemeinen Besten diente, allgemeine Verachtung. Für Tugend, Dankbarkeit, Reue, Ehre und Gewissen hat die persische Sprache kein Wort, obwohl sie sonst sehr fein ausgebildet ist. Mit der Wahrheit nimmt er es nicht genau, obschon er jedes Wort betheuert, und seitdem Sadi gesungen: „Lüge zu gutem Zweck ist der Wahrheit vorzuziehen, welche Hader erregt", wird jede Unwahrheit für Nothlüge ausgegeben. Freilich macht er auch keine Ansprüche darauf, daß man ihm glauben solle. Ein Großwesir sagte zu einem englischen Diplomaten, der sich über die Unzuverläßigkeit seiner Worte beklagte: „Nimm als Regel an: Alles, was ich sage, ist gelogen; das aber, was ich schreibe, mag wahr sein."

Der Perser ist mäßig und genügsam, aber er liebt auch geistige Getränke und aufregende Mittel; er liebt Ruhe und Bequemlichkeit, ist jedoch unter Umständen arbeitsam und unermüdlich, und erträgt Hitze und Durst, Hunger und Kälte, Glück oder Unglück mit vollkommenem Gleichmuth. In hohem Grade vermag er seine Leidenschaft zu beherrschen, und seine Gesichtszüge verrathen nicht, was in seiner Seele vorgeht. Groll kann er lange in sich verschließen, bis endlich der günstige Moment der Abzahlung und Rache eintritt. Bewunderung läßt er nicht merken. Er hat Sinn für Poesie, Musik und Gesang, aber häufig opfert er den Gedanken dem Wort und dem Rhythmus auf. Witzig ist er, aber in seinem Denken unlogisch. Man legt ihm z. B. den Satz vor: Alle Menschen sind sterblich, Cajus ist ein Mensch, also —; der Perser wird folgern; also ist Cajus kein Pferd oder Esel. Er haßt jede Autorität und versteht es doch, sich jeder zu fügen. Er ist wenig kriegerisch, duldet lange den heftigsten Druck, bricht ihn dann aber endlich mit roher Faust und läßt den Gegner seine Rache zunächst durch Entehrung der Familie empfinden. Er spricht stets von Tugend und Gerechtigkeit, von seinem Abscheu vor Unterdrückung und Willkür, aber sobald sich ihm Gelegenheit bietet, ist er der ärgste Tyrann und eignet sich unbedenklich Gut und Vermögen Anderer zu. Der Perser, seines Schicksals für den nächsten Tag nicht sicher, lebt nur in der Gegenwart; der König wie der Chan baut sein Haus nur für einige Jahre, der Bauer pflanzt nur so viele und nur solche Bäume, daß er in kürzester Frist die Früchte genießen kann. Von Natur ist der Perser nicht grausam, aber die Thiere behandelt er mit mehr Nachsicht als den Menschen. Der stete Anblick despotischer Willkür stumpft sein Mitgefühl ab. Er bewirthet gern Gäste; der niedrigste Knecht ist im Stande, seinen Monatslohn auf eine Einladung der Freunde zu verwenden. Dennoch geht ihm der Begriff wahrer Gastfreundschaft ab; er empfängt seine Gäste nur deshalb, um wieder von ihnen eingeladen zu werden, oder weil es ihn langweilt, sein Brot allein zu essen. Ueber die Maßen ergötzen ihn theatralische Vorstellungen, Farcen, Tänze und Feuerwerke; er ist selber ein geborner Schauspieler, jedes Spektakel zieht ihn an.

Erfinderisch ist er nicht, aber tüchtig in der Nachahmung; er faßt rasch auf, lernt schnell, bleibt aber bald stehen und begnügt sich, das Aufgefaßte zu verwerthen. Seinen heimatlichen Boden liebt er, aber nur wenig das Vaterland. Er ist leicht durch Geld zu gewinnen, doch fällt die Bestechung zumeist auf sehr zweideutigen Boden. Fanatisch ist er durchaus nicht, aber er will für fromm und glaubenseifrig gelten. Im Umgang ist er angenehm; er versteht es, immer etwas Verbindliches zu sagen und erwartet von Anderen dasselbe, wenn auch Beide sich glühend hassen und einander zu verderben suchen. Er wird nie eine Bitte oder ein an ihn gestelltes Ansuchen rund abschlagen; er verspricht, um nicht zu halten. Das ist nicht immer Falschheit, sondern rührt aus einer ihm inne wohnenden Schwäche her, er will den Bittsteller nicht hoffnungslos entlassen; deshalb sucht er die Sache lieber in die Länge zu ziehen und den Clienten zu ermüden.

Einen eigenthümlichen Hang hat er zur Spekulation, zum Geheimen und Räthselhaften. Jede geheime Gesellschaft erregt sein Interesse, jede neue Religionssekte gewinnt bald zahlreiche Anhänger, z. B. das Freimaurerthum findet bei ihm große Sympathie. Dieses heißt auf Persisch Faramusch chane, Haus der Vergessenheit. Zufällig ist das französische Wort frimaçon dem persischen Faramusch (Vergessenheit) ähnlich; daher entstand die Sage, daß Jeder mit dem Eintritt in die Loge das frühere Leben vergesse. — —

Wir gehen nicht näher ein auf die Art des Grüßens, bemerken aber, daß die Schimpfworte und Flüche charakteristisch sind. Sie betreffen selten das Individuum, sondern gewöhnlich dessen Familie, besonders den Vater, die Frau oder das Grab der Vorfahren, weil nach dem Begriffe des Familienlebens die Beschimpfung der Familie weit härter trifft, als die des Individuums. Die gebräuchlichsten sind das Peder (Pater) suchte, d. h. dein Vater wurde verbrannt, will sagen er war ein Heide, und Peder sek, dein Vater war ein Hund. Die meisten Flüche, welche die Frauen betreffen, sind so obscön, daß sie keine Uebersetzung erlauben, und doch hört man sie oft im Munde kleiner Kinder, von denen sie mechanisch nachgesprochen werden.

Der Perser betheuert gern seine Aussage; er schwört beim Kopfe Ali's, Mohammeds, des Schah; er wiederholt

Wallah, Billah, Tillah; doch ist der Schwur: bei deinem Kopf! der häufigste. Für Bejahung hat er keine besondere Kopfbewegung; die Verneinung bezeichnet er dadurch, daß er den Kopf auf- und rückwärts bewegt. —

Zahlreich im Lande sind die Turko-Tataren. Diese tapferen und entschlossenen Leute sehen mit Verachtung auf den Perser herab, welchen sie für feig halten. Polak berichtet als Augenzeuge Folgendes: — Ein Perser war im Streit mit einem Türken und überhäufte denselben mit einem Schwall von Schimpfwörtern. Der Türk saß ruhig und rauchte sein Tschibuk. Endlich löste er sorgfältig das Rohr, als ob er dasselbe putzen wolle, versetzte dem Perser, dem er ein „Hundesohn" zurief, einen Schlag über den Kopf, setzte sich wieder hin, prüfte das Rohr und rauchte weiter, als ob gar nichts vorgefallen sei.

Ueber die Juden erhalten wir durch Dr. Polak manche interessante Angaben. Sie waren einst in Südpersien zahlreich und mächtig, erlitten dann aber harten Druck und sollen jetzt nur etwa 2000 Familien zählen. In Schiràs, Isfahan und Kaschan bilden sie große Gemeinden; kleinere in Teheran, Demavend, Balafrusch und Kaseran; einige leben versprengt in kurdischen Ortschaften. In dem Wallfahrtsorte Meschhed waren sie mit Ausrottung durch die mohammedanischen Priester bedroht; viele bekehrten sich scheinbar zum Islam, bilden aber noch jetzt eine geheime Judengemeinde, und andere flüchteten nach Herat, wo sie viele Glaubensbrüder fanden. Die Juden sprechen ein Patois, das viel mit Altpersisch untermischt ist. Sie sind der einzige Stamm in Persien, welcher Zischlaute spricht, die der Perser trotz aller Anstrengung kaum hervorbringen kann. Während des Sprechens gesticuliren sie viel mit den Händen und setzen die Gesichtsmuskeln in Bewegung; die gebildete Klasse schreibt und spricht Hebräisch nach richtiger Art. Sie schreiben gewöhnliche Briefe in persischer Sprache, bedienen sich jedoch dabei der hebräischen Targumbuchstaben.

„Bekanntlich gibt es unter den Juden zwei Typen: den rein arabischen mit feiner Adlernase, schwarzen glänzenden Augen und zierlichen Extremitäten; sodann eine zweite, in alten Zeiten mit Chamiten gekreuzte Rasse, mit dicker Nase, tiefen Nasen- und Mundfurchen und Kraushaar, welches oft dem Negerhaare gleichkommt. Beide Typen findet man in Persien. Ueberhaupt haben Klima und sociale Verhältnisse nicht im Mindesten auf sie eingewirkt, so daß sie von Juden anderer Länder durch nichts zu unterscheiden sind." Hier haben wir wieder einen Beleg dafür, wie andauernd das Rassenverhältniß wirkt, welches Leute wie Buckle und Mill &c. für gar nichts achten, weil sie von Anthropologie nichts verstehen.

Bei den persischen Juden ist die Polygamie erlaubt, sie kommt aber, wegen der gedrückten Verhältnisse, in welchen diese Leute leben, nur selten in Anwendung. Sie sind auf einen besondern Stadttheil angewiesen, den Mahale joehnd, also auf ein Ghetto, und müssen die Hausthür so niedrig machen, daß sie nur in gebückter Stellung eintreten können. Manchmal werden ganze Gemeinden willkürlich gebrandschatzt und alle müssen Kopfsteuer bezahlen. Wegen des schweren Druckes, welcher auf den Juden lastet, sind viele in die Türkei und die östlichen Länder ausgewandert, und in Afghanistan und Türkistan haben sie eine viel bessere Stellung. Dort sind sie oftmals die einzigen Leute, welche zwischen den einander befehdenden Stämmen den Austausch vermitteln.

Sie beschäftigen sich mit Seidenspinnen, Glasschleifen, Gold-, Silber- und Juwelierarbeiten, brennen Alkohol, Branntwein, machen Wein, Ammoniak, Salz-, Schwefel- und Salpetersäure, verstehen sich auf die Scheidekunst und leiten die technischen Arbeiten in der Münze, wo sie unentbehrlich sind. Viele sind renommirte Aerzte, Sänger und Musiker. „Im Jahre 1859 veranstaltete der Polizeimeister von Schiras mir zu Ehren ein Fest in seinem Garten. Er hatte dazu die besten Judenmusikanten gemiethet; die Ausführung, welche die persischen Gäste entzückte, war genau nach Art des polnischen Judengesanges, nicht einmal die Gurgel- und Nasenlaute fehlten."

Die Juden pilgern seit undenklichen Zeiten nach dem Grabmal Esthers in Hamadan, dem alten Ekbatana. Dort steht im Judenviertel ein kleines Gebäude mit einer Kuppel; der Eingang ist zum größten Theil vermauert; man kann nur ganz unten, durch eine kleine Oeffnung, gebückt eintreten; sie wird, statt der Thüre, durch eine bewegliche Steinplatte abgesperrt; diese Vorkehrung hat man wegen der häufigen Ueberfälle angebracht. Erst kommt man in eine Vorhalle, dann in einen kleinen, spärlich durch schmale Fenster beleuchteten Saal; in diesem befinden sich zwei hohe Schreine von Eichenholz, die Grabmäler der Esther und des Mordechai. Rings um dieselben sind in hebräischer Sprache die Verse aus dem letzten Kapitel des Buches Esther nebst den Namen dreier Aerzte gravirt, auf deren Kosten das Grab restaurirt wurde.

Dr. Polak spricht sich entschieden für die Echtheit der Esthersage aus und bringt (S. 26 ff.) triftige Gründe für seine Ansicht vor.

Wir werden aus dem vortrefflichen Buche noch einige Auszüge geben, namentlich über den Schiismus, welchen Polak sehr gut charakterisirt.

---

# Die Schanars und die Palmyrapalme in Ostindien.

Wenn der Wanderer einen der Thürme besteigt, die über den District von Tinnevelly (im südlichen Indien, am Golf von Manar) zerstreut sind, dann breitet sich vor ihm eine wellenförmige Ebene von feuriger Farbe aus, die größtentheils mit steifen Palmyrapalmen bedeckt ist, zwischen denen sich hier und da Streifen einer glänzend grünen Vegetation hinziehen. Diese dürren Regionen heißen Têris. Ein Teri ist ein sanft abfallender Hügel, der ganz aus rothem Sand besteht, und auf dem nur die Palmyrapalme gedeiht. Am Abhange des Hügels braucht man jedoch nicht sehr tief zu graben, um auf Wasser zu stoßen; da bauen denn die Landleute ihre Bananen, welche

das öde Bild der Landschaft einigermaßen beleben. Diese Beschreibung paßt jedoch nur auf den südlichen Theil der Provinz, die durch den Tamravarni oder kupferfarbigen Fluß in zwei Hälften getrennt wird. Dieser Strom entspringt in den Ghats und geht an den Städten Tinnevelly, wo ein großer Siwatempel steht, und Palamcotta vorüber, um etwas südlich von Tuticorin in die Bay von Bengalen auszumünden. Durch die Lage seiner Quellen wirken die Regengüsse beider Monsune auf ihn ein, versehen ihn reichlich mit Wasser und machen es so möglich, daß in dem mittlern Theile Tinnevelly's wegen der möglichen Bewässerung jährlich zwei gute Reisernten gehalten werden können. Im Norden dieses Fruchtbarkeit spendenden Stromes ändert sich die Landschaft, und wir kommen auf den schwarzen Boden der Baumwollengegend.

Doch wenden wir uns wieder nach der sandigen Gegend, südlich vom Tamravarni, wo die Missionäre der englischen Hochkirche ein weites Feld für ihre Bekehrungsthätigkeit gefunden zu haben glauben. Denn es scheint nach dem Ausspruche des Dr. Caldwell wahr zu sein, daß da, wo die Palmyrapalme vorkommt, ein ergiebiger Boden für die Ausbreitung des Christenthums vorhanden ist, während überall, wo sie verschwindet, auch das Christenthum nicht mehr gedeiht.

Die Palmyrapalme wird von den Schanars kultivirt, und unter diesen haben die Missionäre die meisten Proselyten gemacht. Die Schanars sind wahrscheinlich nicht arischen Ursprungs und gehören zu den nicht brahminischen, zu den dravidischen Ureinwohnern Indiens, die ihre nächsten Verwandten unter den Mongolen und Finnen finden. Ihre Wohnsitze erstrecken sich nur über Tinnevelly und Süd-Travancore. Ihre Sprache ist die tamilische, der am meisten ausgebildete und am weitesten gesprochene Zweig der dravidischen Sprachen.

Als die Brahminen in Südindien einwanderten, verbreiteten sie unter den Einwohnern die ersten Elemente der Civilisation und theilten dieselben zugleich in verschiedene Kasten, welche in zwei wesentlich von einander abweichende Theile zerfallen. Diejenigen Kasten, welche unter dem Namen Sudra bekannt sind, umfassen die mittleren Kasten des Südens, die Kaufleute, Handwerker und Künstler, welche den wichtigsten Theil der Bevölkerung ausmachen. In der zweiten Abtheilung, die hauptsächlich aus Ackerbauern besteht, nehmen die Schanars den ersten Platz ein. Nach ihnen kommen noch einige andere tiefer stehende Kasten, herab bis zu den Parias und den wandernden Zigeunern. Obgleich das Christenthum meistens nur von den Schanars angenommen worden ist, so sind doch auch manche aus den niederen Kasten, namentlich Parias, und einige aus den Sudras und Brahminen bekehrt worden.

Die reicheren Schanars sind Eigenthümer der Palmyrapalmen, die ärmeren kultiviren dieselben, und nur wenige sind zugleich Besitzer und Bearbeiter der Bäume. Die Palmyrapalme (*Borassus flabelliformis L.*) gehört zu den nützlichsten und zugleich am weitesten verbreiteten Bäumen. Ihre Region liegt zwischen dem 10° südl. Br. und dem 30° nördl. Br., sowie 54° bis 140° östl. L. Eine ausgewachsene Palme hat 60 bis 70 Fuß Höhe, ihr Stamm mißt am Grunde etwa 5½ Fuß, nach dem Gipfel zu 2½ Fuß im Umfange und ist gewöhnlich einfach, bisweilen jedoch mehr oder minder verzweigt, so daß er vier, sechs und mehr Kronen trägt. Jeder Baum besitzt 25 bis 40 frische grüne Blätter, während die Blattstiele der alten und verwelkten im wilden Zustande den Stamm mit einer Spirallinie von riesigen Stacheln umgeben. Die Eingebornen pflegen jährlich 12 bis 15 Blätter abzuschneiden, sowohl um sie zu verschiedenem Gebrauche zu verwenden, als auch, um das Reifen der Frucht zu beschleunigen.

Wenige Bäume gewähren Thieren aller Art bessern Schutz als die Palmyra, denn sie dient Nachts vielen Vögeln, bei Tage Ratten, Eichhörnchen und Affen zum Zufluchtsorte. Die Menge der Fledermäuse auf denselben ist oft unglaublich groß. Die Furchen der Blattstiele, der ganze Bau des Blattes sind dazu geeignet, den Regen aufzufangen. Jeder Tropfen, der auf die Krone fällt, rieselt dem Stamme zu. Deshalb ernähren diese Bäume zahlreiche Schmarotzerpflanzen, namentlich Orchideen und Ficusarten.

Alle Theile dieser Palme, mit Ausnahme der Wurzel, werden mannichfach benutzt. Die jungen Pflanzen von zwei bis drei Monaten sind unter dem Namen Kelingus ein beliebtes Nahrungsmittel und werden zu diesem Zwecke gezogen. Man genießt sie frisch, gekocht, getrocknet, geröstet oder in Scheiben geschnitten und wie Brodfrucht in der Pfanne gebacken.

Das Holz der ausgewachsenen Bäume wird vorzugsweise zu Bauten, namentlich auch zum Schiffsbau verwendet. Mit den Blättern werden die Dächer gedeckt, obwohl sie weniger dazu geeignet sind als die dauerhafteren und netteren Cocosblätter. Dagegen geben sie sehr hübsche Umzäunungen und einen vorzüglichen Dünger für die Reisfelder. Auch werden Matten aus ihnen verfertigt, die man als Fußdecken, zum Trocknen von Kaffee, zum Verpacken der Ausfuhrartikel benutzt. Säcke, Körbe, Wasserkörbe, Hüte, Mützen, Fächer, Schirme, — das Alles wird aus diesen Blättern gemacht. Einer der seltsamsten Zwecke aber, zu welchen sie dienen, ist der, daß man darauf schreibt, ein Gebrauch, der nach dem Zeugniß des ältesten Hinduschriftstellers, Paninyrische, über 4000 Jahre alt ist. Die Schrift wird mit einem Griffel auf die Blattfläche eingegraben und durch das Einreiben einer Mischung von Kohle und Oel leserlich gemacht. So schreiben die Eingebornen ihre Briefe darauf, welche nett zusamengerollt und bisweilen mit etwas Gummi versiegelt durch das Postamt gehen.

Aber das werthvollste Produkt der Palmyrapalme ist ihr Zuckersaft, welcher ganz Tinnevelly mit Nahrung versieht. Frisch vom Baume weg bildet er das Frühstück der Familie; zu einer harten schwarzen Masse, dem Jaggery, eingekocht dient er als Mittagsessen. Zu weißem Zucker raffinirt hat er als Handelsartikel den Vorzug selbst vor dem Rohrzucker; der Gährung überlassen dient er als Hefe zur Darstellung von Palmwein oder Toddy und Weinessig.

Um diesen Saft zu gewinnen, muß der Baum erklettert werden, denn er fließt nur aus den Blüthenstengeln, die unmittelbar unter den Blättern sitzen. Jeden Tag bewaffnen sich die Schanararbeitsleute mit einem Stocke, an dem einige Eimer von Palmyrablättern befestigt sind, einigen irdenen Töpfen und anderen Geräthschaften, die in einem Beutel hängen. Dann klettert der Mann schnell den Stamm hinauf und quetscht die Blumenstengel, an welche er seine kleinen Töpfe befestigt. Die von früheren Hinaufkletterern oben befindlichen Töpfe werden in die Eimer geleert. Jeder Baum muß täglich mindestens zweimal erstiegen werden, zuweilen auch dreimal, denn wenn der angesammelte Saft lange in den kleinen Töpfen bleibt, geht er in Gährung über. Die Schanars haben hiernach tüchtig mit Armen und Füßen zu arbeiten. Wenigstens 50 Bäume muß ein Mann täglich versehen, und diese An-

strengung dauert acht Monate des Jahres hindurch. Ihre große Behendigkeit wird auch von allen Reisenden, die Tinnevelly besuchen, bewundert, und wer die im Palmenwalde auf- und niederkletternden Menschen gesehen hat, vergißt dieses merkwürdige Schauspiel nicht.

Die Früchte der Palmyra sind verschieden, je nach den Bäumen an Form, Farbe, Geruch und Geschmack, und werden von den Eingebornen als Varietäten betrachtet, deren jede einen besondern Namen führt. Die reif abgefallene Frucht wird mitunter roh gegessen, weit häufiger aber geröstet und als sogenanntes Punatu eingemacht. Das letztere, von dem in früheren Zeiten bedeutende Quantitäten nach Java und den Niederlanden ausgeführt wurden, wird mattenweise für drei bis sechs Schilling verkauft. Tausend Früchte ungefähr reichen für eine Matte aus. Diese Frucht macht den Hauptlebensunterhalt von sechs bis sieben Millionen Indiern und anderen Asiaten aus. So stellt sich die Palmyrapalme als eines der wichtigsten Gewächse der Erde heraus; sie wetteifert mit der Dattelpalme und steht nur der Cocospalme an Nützlichkeit nach.

Die Religion der Schanars war, ehe christliche Missionäre zu ihnen kamen, eine Art Teufelsanbetung. Dies ist ein Beweis ihres vorbrahminischen Ursprunges; denn ihre abergläubigen Vorstellungen sind identisch mit dem Schamanismus der alten Mongolen und Tataren; er herrscht noch unter den Ostjaken Sibiriens; theilweise auch in Ceylon, wo er jedoch mit dem edlern Buddhaglauben vermischt ist. Die Dämonolatrie ist eine Religion der Furcht; blutige Opfer werden dargebracht, um den Zorn übelgesinnter Geister abzuwenden, die eine Freude an der Zerstörung der Ernten haben, den Regen zurückhalten, Viehseuchen veranlassen und die Menschen mit Epilepsie und Sonnenstich heimsuchen. Sie haben keine Tempel, aber man errichtet ihnen Pyramiden aus Erde, die mit Kalk geweißt, oder strohgedeckte offene Schuppen, welche mit häßlichen ochsenköpfigen Ungeheuern und kinderfressenden Hexen geschmückt sind. Solch' ein Bauwerk heißt Pei Kovil oder „Teufelshaus", und rund um diese herum kann man die „Teufelsanbeter" sich zu eigenen Tänzen versammeln sehen, welche den wesentlichsten Theil ihres Gottesdienstes ausmachen.

Der celebrirende Priester oder Teufelstänzer, welcher den Dämon repräsentirt, singt und tanzt sich in einen wilden fanatischen Zustand hinein und macht das Volk glauben, daß der Teufel in ihn gefahren sei, worauf er denjenigen, die ihn um Rath bitten, die Entschließungen des Teufels mittheilt. Die fanatische Erregung, welche durch den Teufelstanz herbeigeführt wird, bildet die hauptsächliche Kraft und den Reiz des ganzen Systems und ist besonders wirksam bei den niederen Stämmen, die namentlich in Nothzeiten, wenn Cholera herrscht, diese Dämonen vorzugsweise verehren. (Nach einem Berichte des Bischofs von Calcutta in der „Calcutta Review".)

---

# Eine Fahrt von Elbing nach dem Seebad Kahlberg.

Auch Elbing fühlte das Bedürfniß nach einem Seebade. Im Haff konnte es dasselbe nicht befriedigen, man mußte erst über Haff nach der Frischen Nehrung segeln und dann über Sanddünen klettern, um sich jenseits am Strande ein Plätzchen zu suchen, wo man untertauche, was Alles vor der Zeit der Dampfschiffe seine Schwierigkeiten hatte. Aber die Noth zwang zum Versuche. In den Hütten dürftiger Fischerdörfer siedelten sich zur Sommerzeit Familien aus Elbing an, mit vielen Mühseligkeiten. Ueber Haff mußten die Lebensmittel herbeigeschafft werden. Bei stürmischer Witterung blieben diese Tage lang aus und man hatte nur Fische und kaum einige Kartoffeln. Die lange hohe Dünenreihe, ein Werk alter Fluten, war, wie die Kurische Nehrung, einst mit wildreichem Walde bestanden. Unter Friedrich I. jedoch wurden diese Bollwerke gegen Versandung niedergehauen. Um einer augenblicklichen finanziellen Noth zu begegnen, ward ein Schaden angerichtet, den Jahrhunderte nicht wieder ersetzen können. Von den lang hingestreckten kahlen Sandhöhen weht der Nordwind stets große Massen Sandes in das Haff hinein, wodurch das Haff immer mehr flach wurde. Es gab Zeiten, da die Badegäste kein Wasser zu trinken hatten, der Sturm verschüttete den einzigen Brunnen. Welche Dürftigkeit auf dieser Nehrung herrscht, dafür zeugt der Umstand, daß die Fischerdörfer ihrem Pfarrer eine Anzahl Krähen als Kalende in die Küche liefern. Und mitten unter diesen Dünen erhebt sich jetzt der blühende Badeort Kahlberg als Colonie von Elbing.

Statten wir ihm einen kurzen Besuch ab.

Wir bestiegen zur Fahrt von Elbing hinüber die goldbeschwingte „Schwalbe". Die Dampfpfeife schrillt, und das Dampfboot, von geschickter Hand geleitet, durchschneidet die Fluten des Elbingflusses. Dieser ist phlegmatisch, wie ein holländischer Kanal, und sieht aus, als könne er kein Wasser trüben, sein eigenes ausgenommen. Erst ein Dampfschiff regt das sonst so stille Wasser einigermaßen aus seiner Mynheerbequemlichkeit auf. Lange gegen die Uferdämme prallende Wellenzüge wälzen sich von der Furche aus, die der Schwalbe spitze Brust aufwühlt. Die Binsen der Ufer nicken uns zu, zum steten Gruße sich verneigend, und die kleinen Fischerbarken tanzen bei dem Begegnen gar lustig auf den Wellen, die dem Schiffe folgen. Links sieht man hinein in das „Land Gosen" in die gesegnete Elbinger Niederung. Auf den frischen duftigen Wiesen weiden Rinder und Pferde bis an die Brust im hohen Grase stehend; sie drehen eben so neugierig nach dem vorüberbrausenden Dampfschiffe die Köpfe hin, wie die Landleute, welche aus ihren zierlichen Holzhäusern heraustreten, um die Passagiere besser zu mustern.

Die ganze Niederung erscheint dem Vorüberfahrenden wie eine heitere Idylle, in die man sich nur zu gerne einlebt. Auch auf der rechten Seite erstrecken sich von Heerden belebte Wiesen bis an den üppig bewaldeten Hügelzug des Hintergrundes hin, in dessen Mitte das liebliche Vogelsang liegt, Elbings beliebtester Lustort. Man passirt auf dieser Flußfahrt auch eine Besitzung in der Niederung, die Terra nova genannt wird, die einzige Besitzung, welche Preußen in der neuen Welt hat; doch

trägt sie eben keine Spuren der jenseitigen Hemisphären an sich. Nun wird der Fluß etwas breiter. Wir passiren die Steinmolen am Ausgange des Elbings, sehen vor uns das bläulich-weiße Haff, wenden ein wenig rechts und sind im rechten Fahrwasser.

Freier athmet die Brust auf; es umweht uns die kräftige Seeluft der nahen Ostsee; aber gleichzeitig wird der Wind immer heftiger, daß es Spulwasser in Menge gibt, und ein Theil der Passagiere die Kajüte sucht.. „Das ist die Opposition des Haffes gegen den Neuerungsgeist unserer Zeit, gegen die Herrschaft der Dampfkraft", meinte einer der Herren.

Vom Boot aus hatten wir nun ein immer prächtigeres Panorama, eine reizende Uferlandschaft. Schroff senkt sich das Gestade auf der gegenüber liegenden Ostseite in das Haff, von allen Eichen überwipfelt, und Quellen sprudeln aus ihren Thongeschieben hervor. Anmuthig liegt hier eine reich aufblühende Kaltwasser-Heilanstalt Reinnamsfelde. Nebenbei, nur etwas höher hinauf, blinkt aus dunkelm Gebüsch hervor ein blendend weißes stattliches Schloß mit der romantischen Ruine eines ehemaligen Klosters. Das ist Kadionen, ein überaus freundlicher Ort. Der zwischen Haff und Schloß befindliche Laubwald hat eine Lichtung, damit wir von dem Schiffe aus das Vergnügen haben, die schönen Gebäude mitten im grünen Wald zu erblicken. Und das Städtchen daneben, welches sich mit seinen schmalen Gassen behaglich an das Haff hinstreckt, ist Tolkemit; es erscheint ganz schwarz in Rauch gehüllt; denn es werden dort die Töpfe gebrannt, in welchen die reichen Bauern des nahen Ermlandes jeden Sonntag „ihr Huhn kochen", wie Heinrich IV. es seinen Landsleuten wünschte; für gewöhnlich aber finden sie in ihnen graue Erbsen mit Speck, Preußens Manna. Berühmt ist das kleine Städtchen seines Dresselfangs wegen. Der Fang, so sagt man, beläuft sich in günstigen Jahren wohl auf eine Million dieser Vögel. Man bewerkstelligt ihn durch Aufstellung von Schlingen, Dohnen, im nahen Walde. Dieser wird von der Stadt verpachtet, und das kleine Waldrevier wirft trotz des sehr geringen Preises dieser Vögel (40 Drosseln kosten 1 Thlr.) über 100 Thlr. Pacht ab. Aber Tolkemit hat (neben Dommau und Mühlhausen, seinen würdigen Rivalen) als preußisches Krähwinkel von jeher auch von dem Volkswitze zu leiden gehabt. Jedermann in Preußen weiß, daß es in Tolkemit keine geschlossenen Häuserreihen gibt, sondern jedes Haus ein Eckhaus ist. Berühmt noch ist des Städtchens Hafen und der Kirschbaum auf der Kirche. Die größte Berühmtheit aber hat der tolkemiler Aal erlangt, welcher einst die Stadt von dem Haff aus bedrohte, nunmehr aber gefangen an der Kette liegt. Nach anderer Sage ist es ein Stintenheer gewesen, welches die Stadt belagerte, und von dessen grausiger Niedermetzlung die Tolkemiter bis heutigen Tages „Stintenstecher" heißen.

Unter den Sehenswürdigkeiten in den Umgebungen des Haffes nimmt Frauenburg einen bedeutenden Platz ein. Es ist Sitz des Bischofs von Ermland, und in der hoch gelegenen Kirche mit sechs Thürmlein ruhet der weltberühmte Copernikus, der hier als Domherr starb. Man zeigt noch einen Thurm in der Stadt, in welchem er „seine Liebängeleien mit den Sternen" getrieben, auch das Haus, in welchem er gewohnt hat. Der Dom steht auf hohem Berge; er ist umgeben von der bischöflichen Curie und den Wohnungen der Domherren; zu seinen Füßen liegt das Städtchen so katholisch gläubig hingelagert, als fühle es sich erst recht sicher unter dem Schutze der auf dem Felsen gebauten Kirche. Aus der Ferne betrachtet, bietet das Ganze ein höchst anziehendes Bild dar. Aber nun biegt das Dampfschiff links ab und steuert geradezu auf die Nehrung hin, einem aus den Meereswogen sich erhebenden dunkelgrünen Flecken zu. Um ein Kleines noch — und die „Schwalbe" ruht aus von ihrem Fluge. Vom Dünenstrande kommen Boote zur Aufnahme der landenden Gäste; wir befinden uns bei Kahlberg.

Ein anmuthiges Schweizerdorf empfängt uns mitten im Sande. Bemittelte Kauf- und Privatleute Elbings siedelten sich dort an, bauten mittelalterlich und modern; Kiosks und lachende Villen, Gartenanlagen mit Statuen, Rasenteppiche, künstlich angelegte Gehölze, exotische Gewächse und Terrassen aus Granitsteinen, die, wie die Gartenerde, erst zu Schiffe von weit herangefahren werden mußten, geben dem Ganzen etwas Märchenartiges. Auf einem höhern Hügel, unfern dem Meeresstrande, erhebt sich ein im griechischen Styl erbautes Belvedere, in welchem Gäste Unterkommen finden. Von dem freien Platze vor dem Hause, und aus den oberen Fenstern der Villa hat man einen Ueberblick nach den terrassenartig sich herabsenkenden Gartenpartien und über den weiten Meerbusen. Höchst anmuthig sind auch die Baumpflanzungen, obwohl sie zumeist nur aus Nadelholz bestehen. Unzählige Pfade winden sich durch die dichtgedrängten Föhren, die hoch über dem einsamen Wanderer ihre Gipfel wiegen. Durch mehre Lichtungen gewinnt man Fernsichten nach einzelnen freundlichen Anlagen und nach dem Meere hin; nur Schade, daß bis jetzt noch keine der vielen Villen hier die Doppelaussicht nach dem Meere und dem Haffe von ihren Zinnen aus gewährt. Etwa 40 Schritte von dem Strande entfernt, stehen die Badehäuser.

Schwerlich ist eine Gegend geeigneter zum Seebade als diese. Durch hohe Dünen gegen die Nordwinde geschützt, ist das Klima hier so mild, daß auf der Terrasse Melonen reifen und selbst der Wein gedeiht. Dabei genießt man hier noch eines Vortheils, nämlich den der Morgen- und Abendwinde, zweier Luftzüge, die schon nach Hippokrates Meinung durch ihre mäßige Temperatur und Trockenheit die organische Welt beleben und Leib und Seele frisch erhalten.

Den meisten Zauber übt Kahlberg Abends aus. Wir haben gebadet, uns gekräftigt, und stehen nun sinnend am Meeresstrande, das majestätische Schauspiel eines Sonnenunterganges betrachtend. Die Sonne versinkt allmälig in die Tiefe des Meeres. Das rothe Gewölk am Himmel erlischt mehr und mehr; ein feuchter Nebel steigt herauf aus der rauschenden Flut, in allerhand buntgespenstige Luftgebilde sich gestaltend, während eine tiefe, heilige Stille gleichzeitig durch das Gebrause der See geht.

N.

# Aus allen Erdtheilen.

## Dr. Heinrich Barth.

Eine freudige Bewegung ging durch Europa, als am 8. September 1855 der Telegraph meldete, H. Barth sei in Marseille angelangt. Man hatte ihn längst verloren gegeben, und nun wurde uns die freudige Ueberraschung, daß ein gnädiges Geschick ihm jenes traurige Loos erspart habe, welches den meisten afrikanischen Reisenden zu Theil geworden. Ihm war es nicht beschieden, im heißen Sande der Wüste zu sterben oder unter Palmen seinen hochstrebenden Geist auszuhauchen; auch den Fiebern bot er Trotz und aller Anstrengungen und Entbehrungen ungeachtet kehrte er frisch und gesund heim.

Als ich ihn 1857 in Dresden zuerst sah, trat er mir entgegen in voller Manneskraft, kaum noch gebräunt von der tropischen Sonne, und geistig ungemein regsam. Es war von hohem Interesse aus seinem Munde zu hören, wie er seine wissenschaftlichen Pläne entwickelte; die Arbeitskraft und die geistige Rührigkeit dieses unermüdlichen Mannes verdienten Bewunderung. Andere würden, nach einer **solchen** Reise, sich eine Weile Ruhe gegönnt haben, Barth aber ging sofort an die Ausarbeitung seines großen Werkes, nachdem er nur wenige Wochen europäischen Boden unter seinen Füßen gehabt hatte. Er war volle fünf Jahre lang vom allem Verkehr mit der gebildeten Welt abgeschlossen; er stand, nachdem Richardson und Overweg als Opfer des afrikanischen Klimas gefallen waren, ganz allein; er sah keinen Europäer, außer Eduard Vogel, der ihm unverhofft im Walde von Bundi begegnete. Die tropische Sonne hatte seinen Körper mürbe gemacht, die böse Fieberluft war ihm in Knochen und Nieren gedrungen; leibliche Abspannung wechselte mit einer fast krankhaften geistigen Aufregung; oftmals war er der größten Noth und empfindlichen Entbehrungen ausgesetzt, aber dieser vielgeprüfte Mann wankte keinen Augenblick. „Selbstvertrauen besiegt alle Hindernisse, und das hatte ich.“

**Semper bonos laudesque manebunt**, können wir von unserm ausgezeichneten Landsmanne sagen. Er steht in der vordersten Reihe unter den berühmtesten Reisenden aller Zeiten, und ein ehrenvoller Weltruf ist ihm für immer gesichert. Er unternahm seine Reise zum Theil auf eigene Kosten (der vorige König von Preußen gab — 1000 Thaler! —), das Uebrige bestritten die Engländer. Großmüthig haben sich nicht alle Stimmführer auf den britischen Inseln gegen Barth gezeigt; mehr als Einer hat ihm Neid und Kleinlichkeit entgegen getragen, aber Manche waren doch gerecht genug, die vollen Verdienste des ausgezeichneten Mannes nach Gebühr anzuerkennen. Der **deutsche** Reisende sah die Dinge klarer an, als ein Engländer es gethan haben würde, und würdigte sie vorurtheilsloser. Barth kam nicht mit der bloßen Fachbildung wie Offiziere, z. B. Clapperton und Denham in den innern Sudan, „sondern mit der ganzen Vorbildung eines Philologen, Historikers, Geographen und Ethnologen. Er redete seit Jahren das Arabische geläufig, erlernte die Sprachen der Eingebornen und konnte mit ihnen sich unterhalten. Und dann war er ein Deutscher, mit einem mehr kosmopolitischen und toleranten Geiste, als die Briten haben, und dadurch war er besser geeignet als ein Engländer, die Dinge in ihrem richtigen Verhältnisse aufzufassen und zu würdigen. Sein Werk enthält die bei weitem besten Nachrichten über den innern Sudan; er selber ist geradezu ein Muster eines Reisenden, der auf Erforschung ausgeht, geduldig, beharrlich, ausdauernd, entschlossen und genügsam.“

Wir stimmen vollkommen mit diesem Urtheil eines Engländers (im „Spectator“ 16. Mai 1857) überein. Barth drang in Gegenden vor, welche vor ihm keines Europäers Fuß betrat, und mit seiner leuchtenden Fackel hat er helles Licht verbreitet über Regionen Innerafrika's, über denen bisher das Dunkel der Nacht gelegen hatte. Die Gefahren, welche seiner harrten, kannte er wohl; schon bei einer frühern Wanderung an den südlichen Gestaden des Mittelmeeres hatten räuberische Beduinen ihn ausgeplündert und verwundet, aber sein Muth wurde dadurch nicht etwa gebrochen, sondern aufs Neue angefeuert.

Wir können hier nicht auf die Einzelnheiten seiner langen Reise eingehen; uns kommt es nur darauf an, ihn unseren Lesern menschlich nahe zu rücken und daran zu erinnern, wie groß Barths Verdienste um die Erdkunde sind, wie viel er insbesondere auch für Sprachforschung und die Geschichte, — so weit in Innerafrika bei den schwarzen Völkern von Geschichte die Rede sein kann, — geleistet hat. Bekanntlich ging er mit Richardson und Overweg von Tripoli nach Mursuk in Fessan, also in das Land der alten Garamanten und drang mit seinen beiden Gefährten bis nach Taghelel vor, das unweit der Grenze von Haussa liegt. Seine Absicht war, auch den Lauf des Niger zu erforschen und bis Timbuktu vorzudringen. Am 11. Januar 1851 trennte er sich von jenen und zog gegen Südwesten. Er fand, daß die berberischen Tuarek sich bis Damergu verbreitet haben, und in der Sahara bis an die Grenzen der Haussaländer und von Bornu herrschen. Er bemerkte weiter, daß im Süden des 15. Breitengrades das Karawanenleben, wie es für ganz Nordafrika charakterisirt ist, aufhört; denn im Süden der angegebenen Länder brauchen sich die Reisenden nicht mehr gegen Räuber zu schützen, weil die **Fulbe**, deren Herrschaft nun beginnt, strenges Regiment führen. Barth betrat das Gebiet dieses in hohem Grade merkwürdigen Volksstammes, der sich vom Senegal bis über den untern Niger und Benue verbreitet hat, in der Provinz **Katsena**, welche zum Fulbereiche Sokotu gehört. Dieselbe liegt auf der Wasserscheide zwischen dem Niger und Tsad-See, etwa 1500 Fuß über dem Meere, ist reich an verschiedenen werthvollen Erzeugnissen und hat Dumpalmen, Fächerpalmen und den Affenbrotbaum. Auf den Wiesen weiden zahlreiche, weißfarbige Rinderheerden. Von der Stadt Katsena will Barth nach **Kano**, dem sogenannten sudanesischen London, einem Hauptstapelplatz des innerafrikanischen Verkehrs mit sehr bewegtem Handelsleben. Die eingeborne **Haussabevölkerung** wird von den **Fulbe** beherrscht, die als Eroberer ins Land kamen. Kano war für Barth der Ausgangspunkt zu weiteren Unternehmungen, namentlich für die Erforschung des sogenannten Tschadda. In Kano, wohin Barth Waaren vorausgesandt hatte, welche er mit gutem Nutzen zu verkaufen gedachte, wurde er von seinem Agenten betrogen und befand sich in gedrückten Umständen, ohne irgendwelches Geld; seine Gläubiger verfolgten, seine Diener verhöhnten ihn, und die Machthaber forderten Geschenke! Dazu kam, daß ein heftiges Fieber ihn aufs Krankenlager warf und aller Kraft beraubte. Nach und nach erholte er sich. Wir haben von ihm eine treffliche Schilderung jener Stadt, eine der besten, die in seinem großen Werke vorkommen. Die Landschaft Kano schildert er als eine der glücklichsten Gegenden; Ackerbau, Viehzucht, Gewerbe und Handel blühen. Auf dem Bazar fand er viele Säbelklingen aus Solingen und Scheermesser aus Steyermark.

Am 9. März 1851 trat er seine Wanderung von Kano nach Kukaua an; unterwegs, in **Gummel**, überbrachte ihm ein Araber Briefe aus Europa; seit 10 Monaten hatte er selbst aus Tripoli keine Nachricht erhalten. Aber er stand nun, an der Grenze von Haussa und Bornu, ohne alle Geldmittel; nur zwei spanische Thaler besaß er. Trotzdem ritt er fürbaß, durch die Provinz **Machena**, besuchte **Alamei** und **Bundi** und war nun im Herzen des Sultanats **Bornu**, völlig im Bereiche der Dumpalme und des Tamarindenbaums; er hatte den Fluß **Komádugu** erreicht, welchen man bis dahin irrig als Yeu bezeichnet hatte. Derselbe ergießt sich in den **Tsad-See**.

Reisende, welche ihm unterwegs begegneten, erzählten ihm die Trauerbotschaft, daß **Richardson** bei Ngurutua am 28. Febr. gestorben und dessen gesammte Habe verschleudert worden sei. Die Mohammedaner hatten ihm unter einem schattigen Baume die Ruhestätte bereitet. Barth stand, mit welchen Gefühlen können wir uns denken, neben diesem Grabe, war aber so arm, daß er nicht einmal Almosen spenden konnte. Zwar in gedrückter Stimmung, aber, wie er selber sagte, immer voll Muth und Zuversicht, ritt er weiter gegen Osten nach **Kukaua**, der Hauptstadt von Bornu, welche er am 2. April erreichte. Hier zog er von vielgereisten Arabern werthvolle Nachrichten über manche innerafrikanische Gegenden ein. Kukaua ist gleichfalls ein wichtiger Handelsort, an welchem auch **Weizen** auf den Markt kommt.

Von Kukaua aus unternahm Barth einen Ausflug nach dem nahen **Tsad-See**, dieser ungeheuern Sumpffläche, welche sehr unregelmäßige und unbestimmte Ufer hat, und rüstete sich dann zur Weiterreise nach Adamaua. Vorher traf er in Kukaua mit **Overweg** zusammen, den er vor etwa vier Monaten verlassen hatte; derselbe war inzwischen in **Gober** und **Marabi**

gewesen, wo er mit den dort wohnenden, heidnischen Haussavölkern in ungezwungenem Verkehr gestanden hatte. Barth glaubte, seine Forschungen bis an den Aequator fortsetzen zu können. Auf seiner Wanderung nach Süden verkehrte er mit Schuas, d. h. mit Arabern, die in Bornu ansässig sind; auch in Baghirmi wohnen Araber und dort bezeichnet man sie als Schiwa, jene in Wadaï als Aramka, während jeder Araber aus dem Küstenlande als Wassili bezeichnet wird. Diese Araber im Innern stammen aus dem fernen Osten, aus Nubien und Kordosan, und sie stoßen in diesen eben genannten Landschaften, welche Barth zuerst besucht hat, mit einem andern, vorzugsweise der Viehzucht obliegenden Volke zusammen, das aus dem fernen Westen stammt, nämlich den Fulbe. Der Reisende fand Gelegenheit zu manchen wichtigen Beobachtungen; er traf einen Pilgerkaufmann aus Massina am obern Niger, der mit Büchern handelte, und gelangte ungefährdet nach Marghi, einer verödeten Grenzlandschaft, deren Bewohner ihren alten Fetischdienst gegen die andrängenden Mohammedaner standhaft vertheidigen. Von diesen Leuten hatten viele wenig oder nichts vom Negertypus, außer aufgeworfenen Lippen. Die Stirn war nicht niedrig, das Haar kraus aber nicht wollig. Bemerkenswerth bleibt, daß die Hautfarbe große Mannigfaltigkeit zeigte; bei einigen war sie glänzend schwarz, bei anderen glich sie dem Rhabarber oder gelblichen Kupfer; zwischen inne liegende Schattirungen fehlten. Ich habe mündlich mein Bedauern gegen Barth ausgesprochen, daß er über eine so wichtige und interessante Erscheinung nicht speciellere Untersuchungen angestellt habe; die Anthropologie war indessen nicht die starke Seite des Reisenden. Er begnügte sich hier, wie auch sonst oft, mit der einfachen äußern Wahrnehmung. Diese Marghi gehen beinahe völlig nackt; ihre Götzen werden in heiligen Hainen verehrt.

Auf Marghi folgt die Landschaft Isge, und die schöne Waldgegend mit den malerisch ausgezackten Höhenkämmen überraschte unsern Landsmann so angenehm, daß er bei Schilderung derselben in eine Art von poetischer Wallung geräth, die ihm, der ein sehr ruhiger Beobachter war, sonst fremd geblieben ist. Auch hier hat das Volk eine rhabarbergelbe Farbe und geht völlig unbekleidet. Der Berg Mendesi, welchen er hier sah, bildet einen vereinzelten Kegel von etwa 5000 Fuß Höhe, ähnlich wie der Atlantika, welchen Barth später in Fumbina sah. Bemerkenswerth erschien auch der Kamalle, welcher hinter der Mandarabergkette hervorragt; diese letztere hat etwa 3000 Fuß Höhe über dem Meere und bildet mit ihren Wäldern einen Schutz der heidnischen Völker gegen das Eindringen der Mohammedaner.

Bald nachher stand Barth, nachdem er eine sehr unsichere Gegend durchwandert hatte, auf der Wasserscheide zwischen dem Tsad-See und dem Benue; sie liegt in etwa 2000 Fuß Höhe über dem Meere, und nun befand er sich, der erste Europäer, in der Landschaft Adamaua oder Fumbina, einem mohammedanischen Königreiche, das auf mancherlei heidnische Stämme gepfropft ist; es wurde vom Fulbehäuptling Adama gegründet, welcher das Heidenland Fumbina eroberte. Bis in diese südliche Gegend kommt das Kameel nur selten; es kann die tropischen Regen und den feuchten Boden nicht vertragen. Dort, unter 10° nördl. Br., tritt die Delebpalme in großer Menge auf.

Am 17. Juni erreichte Barth das Flußthal des Benue, unweit von dem Punkte Takpe, wo der Farofluß sich mit jenem vereinigt; beide zusammen bilden einen Strom, welcher sich mit dem Niger an Breite und Wasserfülle messen kann. Auch hier nehmen Barths Gedanken einen höhern Flug und er schildert vortrefflich seine Stimmung. Es war an einem herrlichen Morgen, nach einem tropischen Gewitterregen. „Mein Geist war aufgeweckter als je und schwelgte in enthusiastischen Gefühlen eines endlich erlangten Triumphs. Sollte ich doch heute den Fluß sehen, von dem ich so Vieles gehört und nach dem ich so begierig Verlangen getragen. Hingegeben und versunken in meine frohlockenden Gefühle, hörte ich kaum den kleinlichen Wortwechsel meiner Gefährten.“ Dann erzählt er, daß die Nähe der gewaltigen Wasserader zuerst durch eine große Menge hoher Ameisenhügel angezeigt wurde. Als er aber vor einem kleinem Dorfe vorbeikam, rief Einer seiner Begleiter: Siehe, siehe, das ist der Berg Atlantika! Und so erblickte er zum ersten Male diesen Gipfel, der sich zwischen 8000 und 9000 Fuß erhob, betrat dann eine grüne Savanne und stand an der Mündung des Faro in den Benue!

„Wer je den schrankenlosen Phantasien eines Jugendtraumes sich überlassen hat und einem großen Plane nachgegangen ist, wird sich leicht eine Vorstellung von den Gefühlen machen, die mich bewegen mußten, als ich vom Ufer herab meine Blicke über die Flußlandschaft schweifen ließ. Von stummem Entzücken ergriffen, schaute ich sprachlos in das reiche Land hinein. Das Ganze trug den Charakter wüster Wildniß. Der Hauptstrom, der Benue oder Benoe, floß hier von Ost nach West in majestätischer Breite durch ein vollkommen offenes Land, aus welchem nur hier und da vereinzelte Berghöhen aufstiegen. Meinem Standpunkte gegenüber stürzte hinter einer Sandspitze der Faro hervor, der nicht viel kleiner zu sein schien als der Hauptfluß selbst. Dieser kam in schöngewundenem Laufe von Südosten her und verlor sich in der Ebene, aber in Gedanken wurde er von mir bis an den steilen, östlichen Fuß des Atlantika verfolgt.“ —

Das letzte Bad hatte Barth in Kleinasien genommen, im pamphylischen Eurymedon, da, wo einst der atheuische Feldherr Kimon die Perser aufs Haupt geschlagen; jetzt stieg er hinab in die klare Flut des Benue, um seine heißen Glieder zu kühlen, in einen Fluß, der Goldsand mit sich führt, wie unser deutscher Rhein. Er hat eine Breite etwa wie dieser letztere bei Mainz; Barth fuhr hinüber und setzte dann auch über den Faro, der zwar 900 Fuß breit, aber nur eine Elle tief war. Der Reisende hatte nun ein großes Problem gelöst; das Strompaar des Benue und Faro war von ihm entdeckt worden! Dann ging er nach der Hauptstadt von Adamaua, Yola, welche er am 19. Juli erreichte. In diesem aus bienenkorbartigen Lehmhütten bestehenden Orte erkrankte Barth; er hatte viele Widerwärtigkeiten zu erfahren, auf welche wir nicht näher eingehen, wurde ausgewiesen, als ob er in Berlin unter Hinkeldeys Regiment sich befunden hätte, und mußte ein Land verlassen, das er als eines der schönsten von Centralafrika schildert. Und dieses Mißgeschick traf ihn mitten in der Regenzeit, unter heftigen Fieberanfällen, bei fast unerträglicher Sonnenhitze. Er konnte sich kaum auf seinem Pferde halten, mußte sich mehrmals auf die Erde werfen und wurde zuweilen ohnmächtig. Und doch hielt er späterhin seine Ausweisung für ein Glück, denn bei längerm Aufenthalt in Yola würde unzweifelhaft das Fieber ihn hinweggerafft haben.

In Yola traf er einen Araber, welcher ihm allerlei Nachrichten über den bald nachher von Livingstone besuchten Nyassa-See gab; der Mann hatte selber an den Ufern dieses Sees gestanden. In Adamaua besitzt mancher Grundherr mehr als 1000 Sklaven; die herrschenden Fulbe sind vorzugsweise Rindviehzüchter geblieben, und bei ihrer Begeisterung für die einfache und leicht begreifliche Lehre Mohammeds dringen durch sie Glaube und Wissen der Araber immer weiter ins innere Afrika vor.

Aus Adamaua ging Barth nach Kukaua in Bornu zurück; seinen Plan, bis nach Mombas an der Ostküste vorzudringen, mußte er aus Mangel an Geldmitteln aufgeben; auch er hatte manchmal an das Problem der Nilquellen gedacht und gern würde er es gelöst haben. Doch er leistete Ausgezeichnetes nach anderen Richtungen hin. Er besuchte die Landschaften Kanem, Kotoko, Loggene, Musgo und das zwischen Bornu und Wadaï mitten inne liegende Baghirmi, wohin vor ihm auch noch kein Europäer gekommen war. Bis Loggene war vor ihm Major Denham vorgedrungen, weiter aber nicht; Barth erreichte die Hauptstadt Baghirmis, Masena, und ging dann nach Kukaua zurück, in dessen Nähe er seinen speciellen hamburger Landsmann Overweg eigenhändig ins Grab legte, unter einem Baume zu Maduari, „gegen Raubthiere wohl beschützt“.

Nun stand Barth ganz allein mitten in Centralafrika! Wir gehen nicht weiter ein auf die Schilderung des Zuges, welchen der Sultan von Bornu nach Musgo unternahm, um tausende von Sklaven zu rauben, mit deren Ertrag der Herrscher Feuerwaffen von den frommen Engländern kaufen wollte. Die Musgo sind ein fast nackter, barbarischer Negerstamm, deren Hauptwaffe ein scharfes Handeisen mit doppelten Spitzen ist; sie werfen dasselbe sehr geschickt von der Seite gegen Menschen und Pferde.

Das Jahr 1852 kam heran. Barth befand sich damals unsern vom westlichen Ufer des Flusses von Loggene, den man bisher mit Unrecht als Schari bezeichnet hatte. Er stellte etwas weitgehende Betrachtungen über die von schiffbaren Flüssen durchzogenen Länder Centralafrika's an und verstieg sich zu der sehr kühnen Annahme, daß in 50 Jahren europäische Fahrzeuge von der Biafrabucht aus regelmäßigen alljährlichen Verkehr mit dem großen Becken des Tsad unterhalten würden. Die Zeit wird lehren, ob er Recht behält.

Die Reise nach Baghirmi trat Barth zu Anfang des März 1852 von Kukaua an. Er kam zunächst durch die Landschaft Kotoko im Süden des Tsad und fand dort fast alle Städte in Trümmern. In Loggene gelangte er an das Ufer des wirklichen Schariflusses, welcher den oben erwähnten, kleinern Fluß von Loggene aufnimmt, und so konnte er abermals einen geographischen Irrthum berichtigen. Es kostete ihn

große Mühe, die Erlaubniß zu weiterem Vordringen zu erhalten, und er ward wie ein Gefangener gehalten. Dann kehrte er um, wurde in Mele verhaftet, in Fesseln gelegt, und zum Troste sagte man ihm, alles Mißgeschick, welches den Menschen betreffe, komme von Gott! Nach einiger Zeit gab man ihn frei, und er durfte nach Massena aufbrechen. Diese halbmohammedanischen Negerländer stecken noch tief in der Barbarei; aber die Frauen in Baghirmi gehören zu den schönsten im Sudan.

Mitten in diesem Mißgeschick erhielt er in Massena Briefe aus Europa und auch eine Aufforderung Lord Palmerstons, Alles aufzubieten, um Timbuktu zu erreichen. Nun hielt man ihn für einen türkischen Spion. Nach längerm Zögern durfte er nach Kukaua zurückreisen, wo er sich zur Reise gegen Westen vorbereitete. Im Frühjahr 1853 war er in den östlichen Fulbe-hauptstädten Wurno und Sokotu, und ging dann weiter nach Gando, der Hauptstadt des mittlern Fulbereiches. Dort gelang es ihm, bisher ganz unbekannte Quellen über die Geschichte des einst mächtigen, aber für jede Kulturentwicklung unersprießlichen Sonrhay-Reiches aufzufinden. Das mittlere Fulbereich traf Barth in ganz anarchischen Verhältnissen, und die unterjochten Negervölker ertrugen die Herrschaft der braunhäutigen Viehzüchter nur mit großem Widerstreben.

Am mittlern Niger fand er Alles in Verfall. Wir erhalten von ihm manche wichtige Nachricht über die Landschaften an dem großen Strome und über diesen selbst, der sehr verschiedene Namen führt. Jetzt traf er, am Nordufer, wieder Tuarek, die sich sehr freundlich benahmen. Der Niger hat manche Nebenarme und sogenannte Hinterwasser. Wie erfreut war der Reisende, als er in Kabara, dem Flußhafen von Timbuktu, Rast halten konnte! Er war dem Ziele seiner höchsten Sehnsucht nun so nahe, und im September befand er sich endlich in dieser so vielbesprochenen, sagenreichen Stadt, wo er am geistlichen Oberhaupt der Mohammedaner, dem Scheich El Bakay, einen wohlwollenden Beschützer fand.

An den Aufenthalt des deutschen Reisenden in Timbuktu knüpft sich ein Drama, wie es farbenreicher und spannender nicht gedacht werden kann. Wir brauchen auf die Einzelheiten nicht einzugehen, weil dieselben, mit Recht, schon in manche Volksbücher übergegangen sind. Barth hatte allerdings ein Hauptziel seines schwierigen Unternehmens erreicht, er sah sich aber gerade jetzt von größeren Gefahren bedroht, als je zuvor. In Timbuktu waren vier verschiedene Volkselemente in Gegensatz und Feindschaft: die schwarzen Sonrhay, welche die eigentliche Landesbevölkerung bilden, die berberischen Tuarek, die Fulbe und die Araber vom Marabutstamme der Kuntah. Diesen letzteren gehörte Barths Beschützer, das geistliche Oberhaupt der Stadt, der Scheich El Bakay an, welchen die Fulbe ingrimmig haßten. Diese beschlossen, den Fremden um jeden Preis zu tödten. Barth wurde fieberkrank und schwebte lange Zeit in Gefahr, vergiftet zu werden; der Fulbekönig von Massina verlangte dreimal, daß man ihm den Europäer todt oder lebendig überantworte. Doch El Bakay blieb fest, und Barth kam nach und nach in freundlichen Verkehr mit den Tuarekhäuptlingen, welchen er in ihrem Lager, in der Wüste, einen Besuch machte. Diese, seine „liebenswürdigen und verschleierten Freunde", wurden nun seine kriegerischen Stützen; am Ende des Jahres 1853 war seine Lage schon günstiger geworden, aber immerhin noch sehr ungewiß in Betreff der Zukunft. Er sehnte sich das an Ränkespiel so überreiche, durchaus zerrüttete Timbuktu zu verlassen, wurde aber bis zum 18. März zurückgehalten und mußte bis in die Mitte des Maimonats in der Umgegend verweilen. Dann erst konnte er die Rückreise antreten.

Er ging auf das südliche Ufer des Niger bis nach Ssay, wo er auf seinem Hinwege den großen Strom zuerst gesehen hatte, und hielt eine möglichst östliche Richtung inne, um wieder nach Kukaua zu gelangen. Er besuchte Sokoto, war aber erst in der Mitte Oktobers wieder in Kano. Weiterhin, in der Waldöde östlich von Bundi traf er dann unvermuthet mit Eduard Vogel zusammen. Am 14. Dezember erreichte er Kukaua, wo er kein Geld vorfand, und wo eine Hitze von 45° C. ihn wieder einmal auf das Krankenlager warf. Die Heimreise gegen Norden durch die Wüste konnte er erst am 4. Mai antreten; sie nahm 5 Monate in Anspruch; am 14. Juli war er in Mursuk und gelangte glücklich nach Tripolis, wo er vor sechsthalb Jahren zum letzten Male das Meer gesehen hatte.

„So beschloß ich meine lange und erschöpfende Laufbahn als afrikanischer Forscher. Vorbereitet zu einem solchen Unternehmen an Geist und Körper, in Studien, Erfahrungen und Strapazen, sowie durch eine ausgedehnte, auf eigene Kosten unternommene Reise durch Nordafrika und Vorderasien, hatte ich mich der englischen Expedition Richardsons als Freiwilliger angeschlossen."

Barths Reisewege sind auf allen afrikanischen Karten verzeichnet; seine Wanderung nahm kolossale Dimensionen an, und er hat uns in Nordafrika gleichsam eine neue Welt entdeckt. Man kann die Ausbeute, welche er in Bezug auf Erdkunde und Linguistik gemacht hat, nicht hoch genug anschlagen; er bearbeitete in dieser Beziehung ein Feld, das bisher wenig oder gar nicht beackert worden war. Manche werthvolle Arbeit hat er vollendet, aber als er so recht inmitten des Einthuns der Ernte stand, wurde seinem nützlichen und ehrenvollen Leben ein Ziel gesetzt.

Es steckte in ihm eine unbesiegbare Wanderlust, er war zum Reisenden gleichsam prädestinirt. Nach seiner Rückkehr aus Afrika hat er das nördliche Kleinasien durchzogen, während der letztverflossenen Jahre durchforschte er die Balkanhalbinsel, und auch über diese Gegenden hat er Treffliches mitgetheilt. Barth besaß für die Dinge, welche in seinem geistigen Striche lagen, eine sichere und feine Beobachtungsgabe; was er sah, das nahm er treu in sich auf und schrieb es eben so treu und nüchtern nieder. Der Phantasie hat er kaum jemals den Zügel schießen lassen; ihm lag vor Allem an der Wahrheit. Auf das, was er sagt, können wir uns verlassen, er thut nirgends etwas hinzu. Das hängt überhaupt mit seinem durchaus ehrenwerthen Charakter zusammen. Mit edler Leidenschaft war er seiner Wissenschaft zugethan, in ihr lebte und webte er, und nach Kräften unterstützte er geographische Bestrebungen. Seinen Namen nennt man allgemein mit Achtung; er war nicht so eitel, sich überall einzumischen und vorzudrängen, sich in jedem Jahre mit neuen Projekten und Plänen vor dem Publikum zu zeigen. Er war mehr der Mann des stillen, gediegenen Wirkens. „Ich liebe es nicht, daß gewisse Leute sich immer so aufpuffen und keine ruhige Nacht haben, wenn sie nicht immer vor dem Publikum herumflankiren können." Barth war sich seines vollen Werthes wohl bewußt, und gerade deshalb war er bescheiden. Er verhehlte sich gar nicht, daß seine Schriften nur von einem sehr kleinen Kreise lesbar gefunden werden. Als er bei mir die fünf starken Bände seiner Reise, welche er mir geschenkt hatte, durchblätterte und das Exemplar von Anfang bis zu Ende mit Strichen und Anmerkungen versehen fand, freute er sich sehr und äußerte: „Meinen Sie wohl, daß ein paar hundert Menschen das ganze Werk lesen?" Ich verhehlte meine Zweifel nicht. Es ist in der That allemal eine schwere Arbeit, Barths Schriften zu lesen. Für eine plastische Darstellung fehlte es ihm an der erforderlichen Sinnlichkeit; er beobachtete treu, verknüpfte verständig und klar das Nächste mit dem Nächsten und damit begnügte er sich. Philosophische Durchdringung, ästhetische Formgebung und das Zusammenfassen der Dinge in großem Styl, Eigenschaften also, welche Humboldt in so glänzender Weise bethätigte, fehlten ihm. Und so wird er allerdings von nur Wenigen gelesen, aber die Männer der Wissenschaft können den vollen Werth dieses großen Reisenden und ausgezeichneten Gelehrten würdigen, und wir Deutschen dürfen stolz darauf sein, daß Heinrich Barth uns angehört!
A.

## Gegen ein offenes Meer am Nordpol

haben sich nun auch die Mitglieder der wissenschaftlichen Expedition ausgesprochen, welche von Schweden aus nach Spitzbergen ging und diese Insel so gründlich erforschte (Torrell rc.). Sie erklären die Fahrt zum Pol, durch ein vermeintlich offenes Polarmeer, für geradezu unmöglich. Dieses Meer ist, so sagen die Männer, welche auf und um Spitzbergen so gründliche Forschungen angestellt haben, fast immer mit festem, ohne Unterbrechung zusammenhängendem Eise bedeckt; wenn irgendwo offene Stellen vorkommen, so reichen diese doch nur auf eine kurze Strecke weit in der Richtung nach dem Pole zu. Man hat das Frühjahr und die Route im Osten von Spitzbergen für eine Expedition empfohlen; aber in dieser Jahreszeit und auf diesem Wege würde es sehr schwierig, wenn nicht geradezu unmöglich sein, selbst nur den 78. Grad nördlicher Breite zu erreichen. —

Der Ausspruch dieser Männer, denen in Bezug auf Spitzbergen das erste Wort gebührt, ist von entschiedener Bedeutung. Es bleibt nun abzuwarten, ob man trotz dieser Warnung noch dabei beharren werde, die vielbesprochene Expedition zur Erreichung des Nordpols in Deutschland auszurüsten. Die Theilnahme für ein solches Unternehmen ist, wie wir aus eigener Beobachtung wissen, selbst unter den praktischen Seeleuten sehr gering, und wir kennen nautische Sachverständige, welche sich in sehr scharfer Weise über das ganze Projekt äußern.

## Samuel Bakers Reise zum Luta Nzige.

Wir unsererseits bleiben dabei, uns auf den Namen Albert Nyanza gar nicht einzulassen, und eben so wenig auf den Victoria Nyanza. In der londoner geographischen Gesellschaft vom 13. November wurde ein Bericht Bakers verlesen, und wir geben nach dem Athenäum einige Auszüge.

Baker traf 1861 Vorbereitungen zu seiner Expedition, um wo möglich mit Speke und Grant an den Quellen des Nils zusammen zu treffen. Etwa ein Jahr lang erforschte er die Zuflüsse des Atbarah und ging dann nach Chartum, von wo er im Dezember 1862 den Weißen Nil aufwärts fuhr; er hatte drei Schiffe und 29 Transportthiere: Kameele, Pferde und Esel. Nach einiger Zeit verlor er seinen einzigen europäischen Diener am Fieber, gelangte aber ohne weitern Unfall nach Gondokoro und wartete dort auf eine Gesellschaft von Kaufleuten, mit denen er weiter nach Süden reisen wollte. Gondokoro fand er als ein elendes Nest, wohin zuweilen Handelsleute kommen, welche Sklaven und Elfenbein kaufen.

Etwa 14 Tage blieb Baker dort. Flintenschüsse verkündeten das Herannahen neuer Ankömmlinge; es waren Speke und Grant, die in sehr abgerissenem Aufzug erschienen. Speke erzählte ihm, nach Aussagen der Eingebornen, daß gegen Westen hin ein großer See liege, den er für eine zweite Quelle des Nils halte; er selber habe den Strom bis 2° 20′ Br. verfolgt; dort nehme er seine Richtung nach Westen, aber Speke habe ihn nicht weiter verfolgen können. Baker fuhr dann weiter stroman und traf Anstalten, um mit Handelsleuten weiter gen Süden zu reisen.

Was wir aus vielen anderen Quellen wissen, wird von Baker bestätigt: die chartumer Kaufleute sind ein nichtswürdiges Gesindel; ihr Handel besteht in Vieh- und Sklavenraub, und Mörder sind sie nebenbei auch. Die Leute, welche Baker in Chartum annahm, bestanden aus einer schandbaren Rotte. Er hatte durch den britischen Consul in Alexandria die ägyptische Regierung um ein Geleite Soldaten bitten lassen; er bekam aber keine, während auf Fürsprache des französischen Consuls den Damen Tinne ein solches bewilligt wurde.

Als Speke und Grant von Gondokoro nilabwärts gefahren waren, fingen Bakers Leute zu meutern an, damit er nicht weiter ins Innere dringen solle; die Sklavenhändler, welche sich nicht ganz in ihre Karten sehen lassen wollten, steckten dahinter. Seine 40 Bewaffneten drohten ihm mit Todtschießen, und die türkischen Handelsleute, die er gern begleitet hätte, schlugen ihm das rund ab. Damals hatte Baker nur einen einzigen zuverlässigen Diener. Seine muthige Frau war bei ihm. Er wußte durch kluges Verfahren den Meuterern die Waffen abzulocken und überredete 17 Mann mit ihm nach Osten zu gehen, denn nach Süden hin wollten sie um keinen Preis. Späterhin erfuhr er, daß es ihre Absicht gewesen, ihn sieben Tagereisen weit von Gondokoro zu verlassen und sich den Kaufleuten anzuschließen.

Baker folgte der Spur der Kaufleute, obwohl dieselben gedroht hatten, ihn anzugreifen und den Stamm der Ellyria feindselig gegen ihn zu stimmen, und durch dessen Land mußte er doch ziehen. Es gelang der Frau Baker, den Obmann der Kaufleute günstig zu stimmen, und so kam man am 17. März in das Land Latuka, 110 Miles östlich von Gondokoro. Baker schildert dasselbe als eines der schönsten, welche er je gesehen; es sei reich an Getreide und großen Viehheerden. Die Ortschaften sind groß und stark bevölkert, die Leute kriegerisch, aber nicht unfreundlich; sie gehen nackt und tragen einen helmartigen Haarputz. Wer im Gefechte fällt, wird nicht begraben, die aber eines natürlichen Todes sterben, begräbt man vor ihrem Wohnhause, scharrt sie nach zwei Wochen wieder aus, nimmt das Fleisch weg und thut die Knochen in irdene Töpfe, die am Eingange zum Dorfe aufgestellt werden. Die Latukos, übereinstimmend mit den übrigen Völkern am Weißen Nil, haben keine Vorstellung von einem höchsten Wesen; „der einzige Unterschied zwischen ihnen und den wilden Thieren ist, daß sie Feuer anmachen und kochen können". In den Wäldern sind viele Elephanten, Rindvieh kann aber wegen der Tsetsefliege nicht gehalten werden (die oben angegebenen Heerden wären demnach Kleinvieh). Der Häuptling, ein alter Mann, konnte vermittelst einer Zauberpfeife Regen machen; als Baker laut auf den Fingern pfiff, wähnten sie, er habe Macht über die Elemente.

Von Latuka ging Baker in Kamrasis Land, das wir durch Speke ausführlich kennen; auf der Wanderung dorthin kam er über ein Hochland, welches die Wasserscheide zwischen dem Sobat und dem Weißen Nil bildet, und stieg so in das Thal des Asua hinab. Dieser Fluß sollte, nach Burtons Meinung, der Hauptstrom des Weißen Nils sein, aber als Baker ihn im Januar durchschritt, war er kaum kniehoch. In Schua liefen ihm viele seiner Leute fort, er ging aber trotzdem weiter nach den Karumafällen und fuhr über den Strom in demselben Boote, welches auch Speke benutzt hatte. Kamrasi will nicht gern, daß Fremde überfahren, und Baker bekam erst Erlaubniß, als er sich in vollem europäischen Aufputz am Ufer gezeigt hatte. Es schien ihm, als ob Kaufleute, deren Obmann der vielgenannte Maltese Debono war, derselbe, welcher Speke und Grant eine Strecke weit geleitete, sich in König Kamrasis Land schlecht aufgeführt hatten; daher das Mißtrauen.

Von den Karumafällen ab nimmt der Nil, als rascher, von Bäumen eingesäumter Strom, seine Richtung nach Westen. Kamrasi war sauber und gut gekleidet, aber sehr feig und mißtrauisch. Um den Europäer von der Weiterreise abzuhalten, sagte er, man müsse bis zum See sechs Monate lang unterwegs sein. Baker befand sich unwohl, seine Frau lag am Fieber darnieder, seine Leute benahmen sich widerborstig. Ein Salzhändler erzählte, daß man den See in zehn Tagen erreichen könne. Baker verehrte dem König einen Säbel; der Obmann seiner Leute trank mit Kamrasi das Blut der Verbrüderung, und so konnte die Reise vorwärts gehen. Baker überschritt den Karan, seine Frau bekam einen Sonnenstich; sie war eine Woche lang ohne Bewußtsein, und dabei fiel der Regen in Strömen aus den Wolken.

Am 18. Tage kam er an den See, der sich als unabsehbares blaues Wasser in einer tiefen Depression hindehnte. Baker mußte 1500 Fuß an einem steilen Abfall hinuntergehen, bevor er am Ufer war und von dem klaren, süßen Wasser trinken konnte. Das etwa 60 Miles entfernte westliche Ufer bestand aus Bergketten, die sich bis zu 7000 Fuß erheben.

Baker hält Speke's Nyanza und seinen Luta Nzige für die großen Speisebecken des Nils. Er fuhr in Kähnen auf dem See und zwar 13 Tage lang bis zu dem Punkte, wo der von den Karumafällen herkommende Strom (der Weiße Nil Speke's) mit fast unmerklicher Strömung in den See mündet, während dieser letztere plötzlich eine Biegung nach Westen macht; wie weit er sich in dieser Richtung und auch nach Süden hin erstreckt, weiß Baker nicht. Der Nil fließt aus dem Luta Nzige genau an der Stelle ab, welche die Eingebornen dem Kapitän Speke als Ausmündungspunkt bezeichnet hatten. Von diesem ab ist er dann schiffbar bis zu den engen Stellen, welche in der Nähe seiner Vereinigung mit dem Asua auftreten.

## Neue Funde in den Pfahlbauten im Torfmoore von Robenhausen.

Im September und Oktober hat dort Messikomer wieder Ausgrabungen veranstaltet. Die tiefste Fundschicht lag 12 Fuß unter der Oberfläche des Torfmoors und 10 Fuß unter dem Wasserspiegel des Kanals; deshalb mußte immer gepumpt werden. An solchen Stellen wird die genaue Aufeinanderfolge verschiedener Perioden, selbst aus der sogenannten Steinzeit, sicher ermittelt, während Ausbaggerungen bei den im Seegrunde stehenden Pfahlbauten häufig zu Irrthümern in Bezug auf das Alter der Fundstücke führen. In den Pfahlbauten der Torfmoore hat man noch niemals Kunstgegenstände der Römerzeit oder gar des Mittelalters gefunden, während nahe den Seeufern dergleichen im obersten Schlamme des Seebodens nicht selten vorkommen und dann irrthümlich als Gegenstände der Pfahlbauten mit den älteren Artefacten der tiefern Fundschicht hervorgehoben wurden. Messikomer hat nach einem Bericht in der „Allgemeinen Zeitung" einen Raum von 100 Fuß Länge und 60 Fuß Breite ausgegraben; er fand namentlich neue Muster von Geflechten und Geweben jener uralten Niederlassung, der einzigen, wo sich die frühesten Erzeugnisse des Webstuhls durch Verkohlung bei einem großen Brande, der den ältesten Pfahlbau vernichtete, sehr gut erhalten haben. Der interessanteste Fund war eine sogenannte Werpfe, wie sie von der Hand des Zettlers aus dem Webstuhle kommt. Außerdem wurden auch zum ersten Male Pfeilspitzen von Bergkrystall nebst vielen anderen Pfeilspitzen von Feuerstein, sowie einige schöne durchbohrte Steinhämmer gefunden, welche einen merkwürdigen Fortschritt in der spätern Periode der Steinzeit beweisen, da die ältesten Steinhämmer und Beile durchaus kein Schaftloch haben. Außerdem wurden Schüsseln von Ahornholz und Messer von Eibenholz, ferner auch ganz neue Formen aus Hirschhorn und Knochen gefunden. Von den Geflechten und Geweben scheinen einige Stücke sogar unverkohlt zu sein. Von Metallgegenständen ist in diesen Pfahlbauten, die sicher eine Dauer von mehren Jahrtausenden haben, noch immer keine Spur nachgewiesen worden.

**Eine Zeitung am Amurstrome.** Unter dem Titel „Das östliche Küstenland“ ist am 5. Juni 1865 die erste Nummer einer neuen Zeitung in Nikolajewsk am Amur erschienen. Außer meteorologischen Beobachtungen und den Nachweisen über die Bewegung der russischen Fahrzeuge im Japanischen Meere enthält diese Zeitschrift noch einige Artikel, die uns interessante Aufschlüsse über die Zustände in jenen entfernten Landestheilen geben. Aus dem Artikel: „Unglückliche Folgen des Ausganges der Flüsse“ erfahren wir, daß der Amur seit der Gründung von Nikolajewsk stets zwischen dem 6. und 13. Mai aufgegangen ist. In dem Artikel „Gegenwärtiger Zustand Nikolajewsks und des Amurs“ wird auf die Nachtheile hingewiesen, welche sich aus der Rauhheit des Klimas für die Stadt ergeben. Die letzte Sommerpost geht am 15. September aus Nikolajewsk ab, und dann besteht bis zum Anfange des Dezember, wo sich der Winterweg etablirt, keine Postverbindung. Im Frühlinge geht die letzte Winterpost am 5. März ab, und dann ist bis zur Eröffnung der Schifffahrt, d. h. bis Mitte Mai's, abermals die Kommunikation gehemmt. Interessant sind auch die Nachrichten über die Tiger in den südlicheren Strichen des Landes. Fast jedes Jahr kommen Unglücksfälle vor, welche durch Tiger veranlaßt worden sind. Die Felle dieser Thiere bilden sogar einen Handelsartikel. In den Läden von Nikolajewsk kostet ein solches Fell 30 bis 60 Rbl.; in den südlichen Häfen kann man es jedoch für 10 bis 30 Rbl. kaufen.

---

**Aus Ostsibirien.** Ueber den Weg von Urga nach dem Onon, welchen eine auf Anordnung des Generalgouverneurs von Ostsibirien unter Mitwirkung der sibirischen Abtheilung der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft unternommene Expedition unter Leitung des russischen Konsuls in Urga (Schischmaroff, dessen wir im „Globus“ mehrfach erwähnt haben) zurückgelegt, finden wir im 9. Heft der „Nachrichten der kaiserl. russischen geographischen Gesellschaft“ nähere Auskunft. Die Expedition hatte die Aufgabe, den Weg zwischen Urga und dem Onon, den Lauf dieses Flusses von dem Punkte, wo er das russische Gebiet betritt, bis zu seiner Quelle zu erforschen, und, wenn irgend möglich, eine bequeme Verbindung zwischen Urga, dem Hauptcentrum der nördlichen Mongolei, und dem Onon und Argun und somit auch mit dem Amur aufzufinden.

Das Resultat der ganzen Expedition war in der Hauptsache folgendes: Die Entfernung von Urga bis zum Werchne uchulukischen Wachtposten beträgt 368 Werst. Der Weg ist für eine Telege bequem fahrbar. Nur auf dem ersten Drittel desselben ist die Gegend gebirgig; dann kommt ebene Steppe und sodann die ziemlich hohe Kette des Iren=daba, die jedoch nicht besonders schwierig zu passiren ist. An Futtergras ist besonders in der Nähe des Onon Ueberfluß. Wasser ist überall vorhanden, obgleich es keine großen Flüsse gibt. Von Urga bis zum Onon, wo dieser die Churcha aufnimmt, und von welchem Punkte aus die Frachten zu Wasser befördert werden können, sind 250 Werst. Von Urga bis zum Aschinginskischen Piket sind 300 Werst: dieser Weg ist jedoch weniger bequem als der zum Werchne uchulukischen Posten; er ist theils gebirgig, theils sumpfig, man findet auf ihm aber eine dichtere Bevölkerung, als auf dem erstern.

---

**Dr. Ludwig Beckers Grabstätte.** Melbourne, 20. Sept. Die „Germania“ schreibt: In der letzten monatlichen Generalversammlung des Deutschen Vereins zu Melbourne theilte der Vorsitzende, Hr. Dr. Lilienfeld, der Versammlung die von Menindie eingetroffene betrübende Nachricht mit, daß die Gebeine eines verdienstvollen Mitgliedes der Victorianischen Erforschungs-Expedition (jener Burke's), unseres unglücklichen Landsmannes, Dr. Ludwig Becker, welche wahrscheinlich von wilden Hunden ausgescharrt, zerstreut um seine Ruhestätte, die jedenfalls von Mr. Wrights Leuten nicht tief genug gegraben wurde, herumgelegen hätten, jedoch durch die Fürsorge des in jener Gegend wohnenden Heerdenbesitzers Mr. Lloyd Jones von den Leuten desselben wieder vergraben worden seien. Die Versammlung beschloß einstimmig, ohne daß sonst eine andere Aeußerung von irgend einem Mitgliede gefallen wäre, Dr. Becker einen Grabstein zu setzen, damit seine Gebeine in Frieden ruhen.

---

F. v. H. **Neue Ausgrabungen in Mexico.** Einem aus Mexico vom 28. Juni 1865 datirten Schreiben entnehmen wir die Notiz, daß in der unmittelbaren Nähe der Stadt Morelia, am Cerro de Santa Maria, Ausgrabungen mit ganz besonderem Erfolge vorgenommen wurden, da man auf eine bedeutende Anzahl mexicanischer Alterthümer stieß, die theilweise ins Museum gebracht wurden. Es waren dies meistens Götzenbilder, Masken, Ohrgehänge, Halsbänder, Schellen, Schmucknadeln, Obsidianlanzen, Wurfspieße, Messer, Rollen, Ringe, Flittergegenstände und Küchengeräthe. Es finden derartige Nachforschungen meistens auf Veranlassung der kais. geogr.=statistischen Gesellschaft in Mexico statt, welche überhaupt ein äußerst lebhaftes Streben an den Tag legt, das Material zu einer umfassenden Geschichte des alten Aztekenreiches zusammen zu bringen.

---

**Das südamerikanische Rindfleisch.** Es unterliegt keinem Zweifel, daß Südamerika einen großen Theil Europa's mit billigem und gesundem Rindfleische versorgen kann. Ohne Zweifel wird die Zeit kommen, da wir alljährlich hunderte mit diesen wichtigen Lebensmitteln befrachtete Schiffe vom La Plata, aus Brasilien und vielleicht auch aus Venezuela erhalten werden. Bis jetzt lag es nur an der für den europäischen Markt mangelhaften Zubereitung, daß derselbe nicht zu einem allgemeinen Verbrauchsartikel geworden ist.

In den La Plategegenden endet die jährliche Schlachtperiode gegen Ende des südlichen Winters, etwa in der Mitte des August. Im Jahr 1864 sind während derselben geschlachtet worden in den Saladeros von Montevideo 305,000 Stück Rindvieh; in Buenos Ayres 330,000; in Uruguay, Parana und Rosario 512,000; in Rio Grande 450,000; in Summe 1,600,000, gegen 1,800,000 in 1864.

Schon vor Monaten wiesen wir darauf hin, daß man in England den Versuch gemacht habe, das südamerikanische Rindfleisch dort einzuführen; derselbe gelang aber nur bedingt, weil die Waare theilweise nicht gut ausgefallen war. Seitdem aber die Viehseuche den Preis der Ochsen so sehr vertheuert, ist man wieder auf das südamerikanische Charque zurückgekommen. In Buenos Ayres ꝛc. hat sich nun die Wissenschaft der Sache bemächtigt und bessere Methoden der Zubereitung und Aufbewahrung ausfindig gemacht. Durch eine von einem Hrn. Morgan erfundene Methode hat dasselbe nicht blos ein gutes Aussehen bekommen, sondern auch an Schmackhaftigkeit gewonnen; die Fleischer in Liverpool schneiden dasselbe nun eben so aus, wie frisches. Es kommt jetzt wohlverpackt in Fässern und behält Geschmack und Farbe, als ob es eben aus dem Schlachthause komme. In Liverpool kamen im August zwei Ladungen von 300 und 400 Tons an; der Schiffsraum war in große Behälter abgetheilt, in welchen das mit einer Flüssigkeit begossene Fleisch wohl verpackt war.

Wahrscheinlich geht es mit dieser Waare, wie mit dem nordamerikanischen Schweineschmalz, gegen welches im Anfang ein großes Vorurtheil herrschte. Die Sache ist sehr wichtig. In Südamerika haben bis jetzt die Rinder vorzugsweise nur Werth wegen der Häute, Hörner und Klauen. Es ist noch gar nicht so lange her, daß man in den argentinischen Gegenden dann und wann Kalköfen mit Schafen heizte.

---

F. v. H. **Witterung in der Havana.** In Havana sind durchschnittlich 285 klare und 80 trübe oder regnerische Tage im Jahre, welche in der feuchtesten Jahreszeit 50 wiener Zoll, in der trockensten hingegen 32 wiener Zoll Regenmenge geben. Der mittlere Barometerstand erreicht $759,_{29}$ Millimeter, der höchste $770,_{49}$, der tiefste $747,_{05}$ Millimeter. Der kälteste Monat ist in Havana noch nicht um 4°,53 R. kälter als der wärmste.

**Ueber Spitzbergen** hat die schwedische Erforschungsexpedition sehr werthvolle Arbeiten veröffentlicht, namentlich eine treffliche Karte, eine Tabelle der Länge und Breite der Hafenplätze, und die Küstenlinien sind genau verzeichnet. Die Expedition hat an 80 verschiedenen Punkten und zwar auf dem festen Lande astronomische Beobachtungen angestellt.

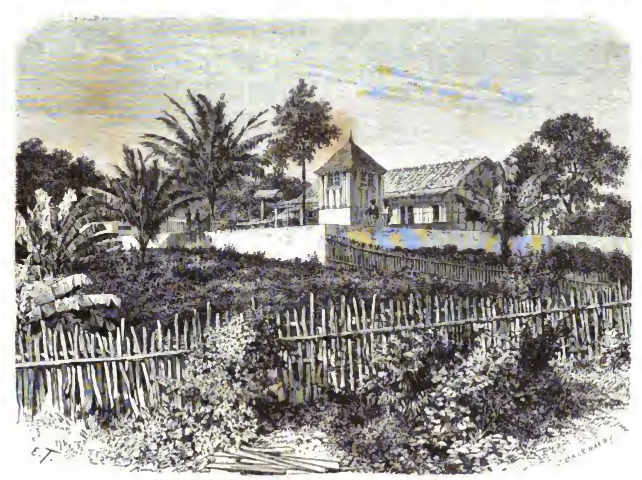
Das Innere der großen Insel bildet ein flaches Eisplateau, welches dann und wann von Felsbergen unterbrochen wird, die sich bis zu 1500 und 2000 Fuß über das Meer erheben. Es bildet die Ursprungsstätten der gewaltigen Gletscher, welche überall von den Küsten Spitzbergens herab in die See vordringen. Die ganze Küste von Nordostland besteht aus einem einzigen Gletscher. Außer dem Eise kommen auch große Strecken stark magnetischen Gesteins vor, und dadurch werden zuverlässige Beobachtungen über den Erdmagnetismus ungemein erschwert, wenn nicht ganz unmöglich gemacht.

Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

# Schilderungen aus dem äquatorialen Westafrika.

## II.

Das Wesen der Fetischverehrung am Gabon. — Die Bedeutung des Moondah. — Fetischbilder, -Hütten und Bäume. — Die Fetischpriester und Priesterinnen. — Wie man den Geist sieht. — Einfluß des Oganga. — Beschwörungen und Heilung der Kranken. — Gespenster. — Logik der Neger. — Allerlei Aberglauben. — Charakter und Anlage der schwarzen Rasse. — Das Alltagsleben und der süße Müssiggang. — Pflanzenwuchs. — Die Bulus und Bakalais. — Thierleben. — Schlangen und Ameisen.



Wohnung des französischen Commandanten am Gabon. (Nach einer Photographie.)

Die Negervölker, welche in der Region des Gabon wohnen, sind Fetischverehrer.

Das ganze Fetischwesen ist eine sehr verwickelte Sache, die mancherlei Seiten darbietet. Die Verehrung oder Anbetung lebloser Gegenstände kommt ganz gewiß nur selten vor, der uncivilisirte Mensch knüpft vielmehr irgend einen symbolischen Begriff an dieselben. Die Gabonesen nun glauben an böse Geister und fürchten die Seelen der Verstorbenen. Von höheren Wesen haben sie freilich eine nur sehr dürftige und unvollkommene Vorstellung. Sie denken sich dieselben in einer greifbaren Gestalt, und zu dem abstracten Gedanken einer körperlosen Seele haben sie sich nicht erhoben.

Die umherschweifenden Seelen der Abgeschiedenen flößen

ihnen Furcht ein; die bösen Geister bringen den Menschen nur Schaden, und Gutes kommt ihnen aus der Geisterwelt niemals. Dagegen hat der Gabonese eine Menge von Talismanen, die er für sehr wirksam hält, Fetische, die ihn vor Krankheiten bewahren und im Kriege vor Wunden oder Tod schützen. Durch die Berührung mit den Europäern ist freilich an der Küste der felsenfeste Glaube an solche Dinge abgeschwächt worden, nach dem Innern hin hat er jedoch an seiner Kraft nichts verloren. Aber die Küstenbewohner haben statt des verlorenen Fetischglaubens keinen andern angenommen; sie haben eigentlich gar keine Religion mehr, wohl aber vielerlei Aberglauben beibehalten.

Jeden Augenblick kommt das Wort Moondah vor, denn so werden Fetisch und Fetischwesen bezeichnet. Die Frauen tragen als Schmuck am Halse Tigerkrallen; diese sind Moondah; die Kräuter, welche an den Fischereigeräthen befestigt werden, sind Moondah. Der Krieger trägt calcinirtes Leopardenhirn bei sich und spricht zu demselben, bevor er in den Kampf geht. Das ist ein mächtiger Fetisch, aber noch viel wirksamer ist jener, welcher aus den verbrannten Knochen eines weißen Menschen verfertigt wird; dieser gilt im Kriege für einen ganz unfehlbaren Talisman.

Das Alles sind aber nur Amulete oder sogenannte Gris-gris. Die wahren Götter werden unter irgend einer grotesken Menschengestalt versinnlicht, die zuweilen eine krumme Nase, dünne Lippen und ein weißes Gesicht hat; sie soll dann offenbar einen Europäer vorstellen. Vielleicht tritt auch darin die Thatsache hervor, daß der Schwarze, in ganz richtigem Instinkte, die Ueberlegenheit des Weißen anerkennt.

In manchen Hütten, namentlich jenen der Häuptlinge, werden die Fetischbilder etwa in ähnlicher Weise betrachtet, wie bei den alten Römern die Laren, als eine Art von Hausgöttern; doch kommt das nicht sehr häufig vor. Jedes Dorf hat ein kleines Fetischhaus, das freilich oftmals einen sehr bescheidenen Tempel bildet, denn der Eingang ist in vielen Fällen so niedrig, daß der Gläubige hinein kriechen muß; in größeren Dörfern sind diese Gebäude allerdings geräumiger. Der Neger läßt den Europäer nicht gern in diese Fetischhütten, aber Griffon du Bellay fand doch in einem von Gabonesen bewohnten Dorf am Ogowai Gelegenheit, eine solche näher zu betrachten. Ein Häuptling, der zum ersten Male mit Europäern in Berührung kam und darüber sehr glücklich war, verschaffte ihm die Gelegenheit.

Die Hütte war ganz hübsch hergerichtet; in derselben waren drei Fetische: ein Gott und zwei Göttinnen; ihr Gesicht war mit Roth und Weiß bepinselt, der Leib reinlich bekleidet und zwar mit europäischem Baumwollenzeuge. Alle drei Fetischbilder lagen auf einer Art von Ruhebett oder Altar; ringsumher hatte man Baumwollenzeug und Thierfelle aufgehängt, lauter friedliche Dinge und nichts, was von erschlagenen Feinden herrühren konnte. Das Gesicht des Häuptlings erheiterte sich, als er seine bemalten, hölzernen Götter betrachtete, etwa so, wie wenn ein Kind sich über seine Puppen freut.

Ohne Zweifel werden in der Fetischhütte feierliche Handlungen vorgenommen; man betet, ruft den Gott um seinen Schutz an, damit er Krankheiten abwende, vor allen Dingen aber, damit die Handelsgeschäfte gedeihen mögen. Manchmal werden die Götterbilder mit großem Pomp im Dorfe umhergetragen. Dann bemalen sich die Leute in ganz wunderlicher Art den Körper und singen in herzzerbrechenden und ohrenzerreißenden Tönen das heraus, was sie wünschen. Wenn auf solche Weise „großer Fetisch gemacht" wird, eröffnet der Häuptling, der „König", den Zug, denn bei den Negern gilt der Cäsaropapismus, und das Oberhaupt hat neben der höchsten weltlichen Gewalt auch die geistliche. Eine lange Schelle, die an einem etwas gekrümmten Stiele befestigt ist, dient als Zeichen seiner Würde; vor diesem verneigt sich Jedermann, und nicht viele böse Geister können der Macht widerstehen, welche dieser heiligen Glockenschelle inne wohnt.

Der König also ist eine Art von Oberpriester, aber der schwarze Mensch hat auch regelrechte Fetischpriester, welche neben dem geistlichen Handwerke auch das Geschäft des Beschwörens und des Heilens erkrankter Körper treiben. Das Volk glaubt, — was glaubt überhaupt in der ganzen Welt das Volk nicht? — sie könnten ganz nach ihrem Belieben mit dem „Geist" in Verbindung treten, und sie werden auch wohl herbeigerufen, wenn Zank und Streit geschlichtet werden sollen. In diesem Falle schließt der Priester sich in das Fetischhaus ein, oder geht tief in den dichtesten Wald zu einem Moondahbaume, wo er stundenlang in Sammlung und Nachsinnen verweilt und dann sein Orakel spendet. Auch in ehelichen Zwistigkeiten wird sein Rath verlangt, und bei den nächtlichen Beschwörungen spielt die Bauchrednerei nicht die geringste Rolle.

Griffon du Bellay schlief eines Nachts in einem Dorf am Flusse Ramboeh, plötzlich erhob sich ein Geschrei und die Töne hatten nichts Menschliches an sich; dann wurde Alles still. Aber nach einer kleinen Weile vernahm man eine sehr tiefe, drohende Baßstimme. Du Bellay begriff wohl, daß eine Beschwörung im Werke war und stand auf, um der Sache näher auf die Spur zu kommen, aber sein Wirth hielt ihn zurück: „Bleib nur hier, es ist gar nichts, mein Nachbar macht Fetisch für seine Frau." Dabei durfte kein Europäer zugegen sein, denn „das Gesicht der Weißen vertreibt die Geister". Eigentlich hatte der Nachbar die Abreise des Europäers erwarten wollen, um erst dann einen Fetisch für seine Frau zu machen; die Geschichte konnte aber nicht aufgeschoben werden, weil ein sehr renommirter Fetischpriester, dessen man sich bedienen wollte, nur auf der Durchreise war und am andern Tage weiter wandern wollte. Der würdige Mann ließ eine gute Viertelstunde lang seinen drohenden und grimmigen Brummbaß ertönen; er sprach entsetzliche Dinge, welche die Weiber im Dorfe sich hinters Ohr schreiben konnten. Denn die Frau des Nachbars hatte sich eine Untreue zu Schulden kommen lassen, und sie wurde, nachdem der Brummbaß verklungen war, furchtbar von dem frommen Priester geprügelt; man konnte in der stillen Nacht ihr Heulen und Schreien weithin hören, und andere Frauen mochten sich an dieser Züchtigung ein Exempel nehmen. Der alte Häuptling, bei welchem du Bellay wohnte, gab diesem ausführliche Erläuterungen über diesen Vorgang; der Mann war aber schon ein Freigeist geworden, denn er äußerte: die Fetischpriester seien auf der Welt zu nichts weiter gut, als um den Weibern gebührenden Respekt vor den Männern einzuschärfen.

Es gibt auch Fetischpriesterinnen. Unser Gewährsmann hat aber nur eine einzige gesehen, und zwar am Ogowai, wohin bis jetzt die europäische Freigeisterei noch nicht gedrungen ist. Das Dorf hieß Avenga wiri; du Bellay und der Schiffslieutenant Serval waren die ersten Europäer, welche dort auftraten. Trotzdem erregte ihr Erscheinen kaum einiges Aufsehen. Bei einer Hütte war eine Menschenmenge versammelt, die sich nach den weißen Leuten kaum umsah, sondern auf ein Lärmen und Schreien hörte, das aus jener Hütte kam. Es gelang den beiden Europäern in dieselbe einzudringen, und sie waren nun Zeugen eines eben so widerwärtigen als seltsamen

Auftrittes. Inmitten der geräumigen Hütte stand ein noch junges Frauenzimmer fast nackt und über und über unregelmäßig mit allerlei Farben beschmiert, das heißt am Körper, denn das Gesicht war sorgfältig in schräggestellten Würfeln mit vier Farben bepinselt. Sie tanzte wie toll und wild nach den Tönen eines Tamtam. Dann und wann trat ein junger Neger aus dem Kreise der Umstehenden hervor, trat ihr gegenüber, beobachtete aufmerksam ihre unzüchtigen Bewegungen und ahmte dann dieselben nach. Sobald er müde war, nahm ein Anderer seine Stelle ein; aber die Priesterin war unermüdlich und machte auch diesen matt — denn „sie sah den Geist".

Der Neger steckt durch und durch voll von Aberglauben, und es ist deshalb begreiflich, daß er sich keine richtige und einfache Vorstellung von Krankheiten machen kann. Er leitet sie her aus Vergiftung, Hexerei oder aus der Rache eines beleidigten Geistes. Deshalb muß der Fetischpriester sein Arzt sein, denn der heilige Mann versteht mit den Geistern umzugehen, besonders einer, der ein geheimnißvolles Dasein im Waldesdunkel führt. Solche Priester liefert namentlich das Volk der Bulus; sie gelten für ganz besonders geschickt. Ein verwundeter Gabonese wird sich gern einen europäischen Arzt gefallen lassen, aber für innere Krankheiten wendet er sich ganz gewiß nur an einen eingebornen Doctor. Darin steckt allerdings Logik; denn wenn die Krankheit durch einen bösen Geist verursacht worden ist, so kann sie nur durch Beschwörungen und Zauberformeln beseitigt werden.

Ein Oganga, das heißt ein Fetischmann, ist immer eine wichtige Person, und an Schlauheit fehlt es ihm sicherlich nicht. Er sucht so rasch als möglich den Kranken zu heilen und in leichteren Fällen gelingt ihm dies auch; in anderen Fällen sucht er Zeit zu gewinnen. Er läßt eine große Hütte errichten, in welcher eine Anzahl von Lagerstätten aus Bambus aufgeschlagen und mit Vorhängen zur Abwehr der Stechmücken versehen werden. Dort liegen die Kranken, zumeist weiblichen Geschlechts, und die Hütte wird den ganzen Tag nicht leer von weiblichem Besuche. Der Kranken wird der Körper bemalt und mit allerlei Pulver bestreut. Dieser Ueberzug muß alle Tage erneuert werden. Am Abend und am Morgen führt man die Kranke erst im Dorf umher und späterhin außerhalb dessen. Bei Einbruch der Dunkelheit wird ein Tamtam geschlagen und sie muß tanzen. Von Zeit zu Zeit fängt der Fetischpriester ihr Bild in einem Spiegel auf und betrachtet dasselbe; die Geister befragt er erst, wenn die Krankheit einen bedenklichern Charakter annimmt, und sobald er das Schlimmste besorgen muß, erklärt er, der Tod werde erfolgen, weil eine Vergiftung stattgefunden habe. Uebrigens kennt der Oganga auch wirksame Arzneimittel und erhält durch Anwendung derselben manchmal eine glückliche Heilung.

Nach dem Tode eines Mannes scheeren seine Frauen, zum Zeichen der Trauer, das Haar ab und tragen in den nächsten paar Wochen keinerlei Schmuck. Drei Tage lang verbleibt der Abgeschiedene in seiner Hütte und empfängt die Besuche aller seiner Bekannten; sie kommen, um ihn zu tadeln, daß er aus dem Leben und von seinen Angehörigen geschieden sei. Dabei wird tapfer Branntwein getrunken und viel Pulver verknallt. Den Sarg bereitet man aus den Koffern des Verstorbenen, legt einen Theil seines Hausraths hinein und vergißt insbesondere sein Trinkglas und seine Tabakspfeife nicht. Am dritten Tage bringt man ihn zum Begräbniß tief in den Wald, und nur seine nächsten Verwandten und einige Sklaven geben ihm das Geleit; denn die anderen Leute, und namentlich die Europäer, sollen nicht wissen, wo man ihn beisetzt. In Dörfern, welche unweit vom Meere liegen, gehen alle Bewohner während des Begräbnisses an den Strand, und Flintenschüsse zeigen an, wann der Sarg zur Erde bestattet wird. Dann werfen sich Alle ins Wasser und zwar so, daß sie mit dem Rücken zuerst hineinfallen.

Ehemals wurden jedem irgend wichtigen Mann einige Sklaven mit ins Grab gegeben, aber seitdem Europäer im Lande sind, hat dieser barbarische Brauch, an der Küste wenigstens, aufgehört.

Der Fetischmann hält darauf, daß er für unfehlbar gelle. Es wurde schon oben gesagt, wie er sich aus der Klemme hilft, sobald es mit dem Kranken bergab geht; er sagt, derselbe sei vergiftet oder behext worden. Nach dem Begräbnisse kommt es für ihn darauf an, einen Schuldigen ausfindig zu machen, und das ist nicht schwer, weil die Leute so leichtgläubig sind und er selber ein schlauer Patron ist. Bei den Faktoreien der Europäer glauben die Neger wohl noch an Behexungen, aber den vermeintlichen Hexenmeistern darf nichts zu Leide geschehen.

Kapitän Vignon hat eine Beschwörung geschildert. Am Abend des Begräbnißtages wird das Haus des Verstorbenen mit Fackeln umstellt, die Dorfbewohner versammeln sich und der Fetischmann stellt sich in die Mitte. Dann wird ein Tamtam geschlagen und Alle fangen an zu singen, während der Priester allein tanzt. Nach Verlauf einiger Zeit befiehlt er, die Fackeln auszulöschen, und wenn es dunkel ist, ruft er die Geister an, damit sie ihm den Schuldigen offenbaren. Nach der Beschwörung werden die Fackeln wieder angezündet, Gesänge und Tänze dauern bis zu Tagesanbruch, und dann erst zieht der Priester unter seinem Rocke den Balg eines kleinen Thieres hervor, das Eninka heißt. Mit diesem in der Hand umschreitet er alle Versammelten und läßt ihn dann vor dem, welchen er im Voraus zum Opfer erkoren hat, hinfallen. Er ruft ihn laut bei Namen und spricht: „Hier ist der Vergifter!"

Gewöhnlich ist solch ein Unglücklicher ein Sklav. In diesem Falle wird er sogleich ergriffen und in die Felder geführt, wo man ihn an einen Baum bindet und mit Messerstichen tödtet, oder auch den Bulus überantwortet, welche ihn lebendig verbrennen!

Einem Nichtsklaven ist vergönnt, durch eine „Probe" sich zu reinigen, durch ein Ordale der allergefährlichsten Art, denn er muß ein heftig wirkendes Gift trinken. Er gilt für schuldig, wenn dasselbe ihn umbringt, und für unschuldig, falls er die Probe übersteht. Das Gift kommt von einem Strauche, der am Gabon Ikaja, am Cap Lopez Mbundu heißt; er scheint zu derselben Pflanzensippe zu gehören, wie der Strauch, von welchem die Nux vomica und die St. Ignatinsbohne kommen. Du Bellay hat den Strauch in den sumpfigen Wäldern am Gabon gesehen; er ist etwa 8 Fuß hoch, hat einige Zweige und nur spärlich Blätter. Die lange Hauptwurzel hat eine hellrothe Rinde und diese letztere enthält ein sehr starkes Gift, welches dem Strychnin ähnelt. Sie wird geraspelt und in ein Gefäß gethan, so daß sie etwa ein Drittel desselben füllt; dann thut man ungefähr ein Pfund Wasser hinzu, das sich rasch eben so roth färbt, wie die Rinde selbst. Das Gift ist dann fertig.

Du Chaillu ist der einzige Reisende, welcher bei einer solchen Probe zugegen gewesen ist. In einem Falle, von welchem er Zeuge gewesen sein will, habe das Gift nach fünf Minuten gewirkt, und dem Unglücklichen sei das Blut aus Augen und Ohren hervorgequollen, — was wenigstens sehr seltsam erscheint. Derselbe Reisende erzählt, er habe

einen alten Ogango gesehen, welcher das Gift trank, ohne daß es ihn getödtet hätte. Er bekam aber heftige Ausleerungen und lag lange Zeit wie völlig betrunken und ganz bewußtlos da. Aber er hat, wenn der Fall eine Thatsache ist, gewiß keine so starke Dosis genommen, wie bei den „Proben" verabreicht wird, und wahrscheinlich vorher viel Palmöl verschluckt, als wodurch die Wirkung des Ikaja stark abgeschwächt werden soll.

Diese Art von juristischer oder officieller Vergiftung ist nicht etwa auf die Region am Gabon beschränkt, sondern kommt in den meisten Ländern der Schwarzen vor, so weit diese nicht Mohammedaner geworden sind. Man denke nur an den Tanghin auf Madagaskar und an das Nigerdelta, wo die Calabarbohne eine große Rolle spielt. Die Europäer dulden solche Mordthaten nicht, aber sie können dem Neger seinen Aberglauben und seine Leichtgläubigkeit nicht austreiben. Nur sehr wenige, die in Europa erzogen worden sind und in Afrika stets mit Europäern in engem Verkehr bleiben, haben sich von dem Wahne gänzlich frei gemacht.



König Krinyer und seine Familie. (Nach einer Photographie.)

Der Neger glaubt, wie bemerkt, auch an Hexerei. Selbst wenn er von früher Jugend an bei weißen Leuten in die Schule gegangen und im Christenthum unterrichtet worden ist, muß man ihn doch für und für vom Umgange




Das Dorf Tschintschua am Flusse Namboch. (Nach einer Photographie.)

mit anderen Schwarzen fern halten, sonst bleibt er steif und fest dabei, daß es Zombis gebe, Gespenster, und trägt einen Fetisch am Leibe. Sobald die katholischen Priester, auf den Antillen zum Beispiel, einen solchen Talisman bemerken, nehmen sie ihn dem Neger ab und geben ihm dafür ein Marienbild oder eine Heiligenmedaille. Aber von der symbolischen Bedeutung, welche diesen Gegenständen beigelegt wird, begreift er doch gar nichts. Sobald er findet, daß Marienbild oder Heiligenmedaille ihn nicht vor Krankheit oder anderm Ungemach sicher stellt, wendet er sich gewiß und sicherlich seinem afrikanischen Fetisch wieder zu, ohne deshalb in den guten Glauben des katholischen Priesters Zweifel zu setzen. Er ist nur überzeugt, daß dessen Mittel recht gut für weiße Leute, aber bei Schwarzen völlig unwirksam seien. Das ist abermals von seiner Seite ganz logisch gefolgert, da er sich überzeugt hält, daß der Gott, welcher den Weißen so viel Reichthum und Macht gegeben hat, nicht auch der Gott des schwarzen Volkes sein könne.

Andererseits hält er dafür, daß die weißen Menschen für seine, der Schwarzen, Götter durchaus gleichgiltig seien, und daß die Macht, welche seinen Fetischen inne wohne, auf die Weißen nicht übertragen werden könne. Gerade deshalb gibt er an sie nicht gerade ungern Fetische ab. Griffon du Bellay kaufte einen solchen für ein paar Blätter Taback; es war eine Art von Menschengestalt, hatte Vogelfedern nach Art eines Strahlenkranzes auf dem Kopfe und in der Brust ein Stück Glas. Dieser liebe Gott der Schwarzen war am Ende eines Stabes befestigt und galt für einen gewaltigen Kriegsfetisch, der sich in mehr als einem Gefechte bewährt hatte. Der Krieger, in dessen Besitz er war, steckte ihn, wenn er schlafen wollte, vor sich in die Erde und gab sich dann sicher und sorglos dem Schlummer hin. Man begreift, daß dieser Krieger sich nicht gern von einem so mächtigen Schutzgeist trennen mochte; um keinen Preis in der Welt würde er ein so unschätzbares Kleinod einem schwarzen Manne abgetreten haben; aber einem Weißen konnte ja dieser Fetisch nichts nützen!

Der Glaube, daß es für die verschiedenen Rassen auch verschiedene Götter gebe, thut dem Schwarzen wohl und schmeichelt ihm sogar. Die Ueberlegenheit des Europäers in allen materiellen Dingen ist allerdings greifbar genug für ihn, und er fühlt sie in erdrückender Weise; im Uebrigen aber erkennt er dieselbe nicht an. Er sieht, wie wir ungläubig lächeln, wenn er uns irgend eines der Wahngebilde seiner Phantasie erzählt, gibt dann aber mit einem gewissen Stolze zu verstehen, daß der Gott der Weißen, der gegen letztere allerdings sehr freigebig und großmüthig sei, ihnen doch manche Geheimnisse vorenthalte, auf welche sich der schwarze Mann sehr gut verstehe.

Hier erzählen wir einen merkwürdigen Fall. Der Marinelieutenant Serval befehligte das kleine Avisoschiff Pionier, dessen Bemannung zum großen Theil aus Schwarzen bestand, aber nicht aus fetischgläubigen Gabonesen, sondern aus mohammedanischen Senegambiern, die jenen in all und jeder Beziehung weit überlegen sind. Diese schwarzen Matrosen vom Senegal werden gewöhnlich als Laptots bezeichnet. Nun badete einer dieser Laptots in den Rädern des kleinen Dampfers, wurde aber von einem Haifisch gepackt und starb bald nachher.

Ein paar Tage später harpunirten die Laptots ein solches Ungeheuer der Tiefe und waren fest überzeugt, daß sie den Mörder ihres Kameraden gefangen hätten. Schon waren sie daran, ihn an Bord zu hissen, als plötzlich einer der ihrigen auf Deck kam und einen Schrei der Freude und Ueberraschung ausstieß. In demselben Augenblicke machte der Haifisch sich mit einem gewaltigen Rucke los und fiel wieder in See. Das konnte doch nicht mit rechten Dingen zugegangen sein! Der Laptot, welcher zu so ungelegener Zeit auf Deck gekommen war, mußte die Schuld gehabt haben. Zufällig gehörte er auch einem Stamme an, der im Geruche der Zauberei stand; sein plötzliches Erscheinen, der Schrei, welchen er ausgestoßen, waren nicht zu mißdeuten; sein Einverständniß mit dem Haifisch war außer allem Zweifel, das Seeungeheuer war ein Vetter, der einst in einen Fisch verwandelt wurde, um ein Verbrechen abzubüßen!

Die Wuth der Laptots kannte keine Grenzen; sie wollten den Missethäter sofort ins Wasser werfen, und nur mit Mühe konnte der Gurmet ihn retten. So heißt der Hauptmann, welcher über jede Schiffsbemannung von Laptots gesetzt wird und den sie insgemein selber wählen. Gewöhnlich ist er der intelligenteste unter ihnen und genießt großes Ansehen; aber hier wurde dasselbe nicht geachtet. Er mochte wohl sofort das Verurtheil der Uebrigen theilen und griff nicht sofort ein, sondern zeigte den Vorfall dem Lieutenant an. Serval suchte ihm den ganzen Unsinn klar zu machen, aber der Gurmet entgegnete: „Die Weißen wissen viel mehr Dinge als die Schwarzen, verstehen aber vieles nicht, wovon die Schwarzen etwas wissen.“ Er meinte die Zauberwirthschaft. Serval nahm den Verdächtigen in Schutz, die Aufregung unter den Laptots war aber so groß, daß er ihn entlassen und heimschicken mußte.

Griffon du Bellay macht, als gründlicher Kenner afrikanischen Lebens und Wesens, folgende Bemerkungen, die von den philanthropischen Phantasten und jenen stupiden Geistern beherzigt zu werden verdienen, welche über alle Schwierigkeiten in der Negerfrage mit dem albernen Ausspruche: „Ein Mensch ist gerade so gut wie alle anderen“ hinwegzukommen suchen.

„So sind die Schwarzen, und ich rede von den Besseren. Civilisirt sie nur, so lange und so viel ihr wollt und vervollkommnet oder entwickelt, was sie an guten Eigenschaften in sich haben. Aber wenn ihr sie nicht dem Einfluß ihrer eigenen Rasse entzieht, dann, so fürchte ich, werdet ihr nicht viel ausrichten. Ihr macht dann weiter nichts aus ihnen, als was ohnehin schon viele an und für sich sind: ganz gute und friedliche Leute, einfältig an Geist, sehr mittelmäßig an Erfindungsgabe, der Anhänglichkeit nicht unfähig, mit einer großen Dosis von Nachahmungsvermögen begabt, und dann und wann nicht ohne Muth. Aber unter der schwarzen Haut steckt immer derselbe alte Mensch, und ihr dürft euch nicht wundern, wenn er euch eines schönen Tages entschlüpft, namentlich wenn irgend ein durch Aberglauben hervorgerufener Schrecken in ihn fährt. Dann wird er wieder, was er immer war: leichtgläubig wie ein Kind und grausam.“

---

Das Alltagsleben dieser Völker bietet nicht viel Interessantes dar. Der Verkehr mit den Europäern hat sie mit mancherlei Gegenständen bekannt gemacht, welche ihnen nun zum Bedürfniß geworden sind, aber in Bezug auf ihre Nahrungsmittel hat sich wenig oder nichts verändert. Sie wohnen in einer Gegend, wo der Pflanzenwuchs von Ueppigkeit strotzt, aber sie wissen weder für sich noch für Fremde Nutzen daraus zu ziehen. Bei den Dörfern werden Bananen und Maniok, aber nie in größerer Menge, gepflanzt; im Dorfe selbst stehen einige heilige Bäume bei

der Fetischhütte und einige Ilangas, Liliaceen, welche, wie man meint, den Blitz abhalten. Der Mangobaum ist von den Europäern eingeführt worden, aber aus dem Brotfruchtbaume machen die Schwarzen sich nichts, so große Mühe sich auch die Missionäre geben, ihnen den Nutzen desselben zu zeigen. Auf den sogenannten Feldern, meist Lichtungen im Walde, werden Bananen, Maniok, Ignamen, Erdnüsse, Mais, Zuckerrohr und einige Gewürzarten angebaut; eine bedeutende Ausdehnung haben jedoch diese Aecker niemals. Man wechselt sehr oft mit den Stellen, und das Urbarmachen im Walde ist leicht geschehen. Die Einwohnerschaft eines ganzen Dorfes zieht hinaus, schlägt aus Gezweig eine Anzahl von Hütten auf und lagert im Freien. Einige Weiber müssen kochen, andere helfen, die



Der Elfenbeinhändler Uaffengo und dessen Familie. (Nach einer Photographie.)

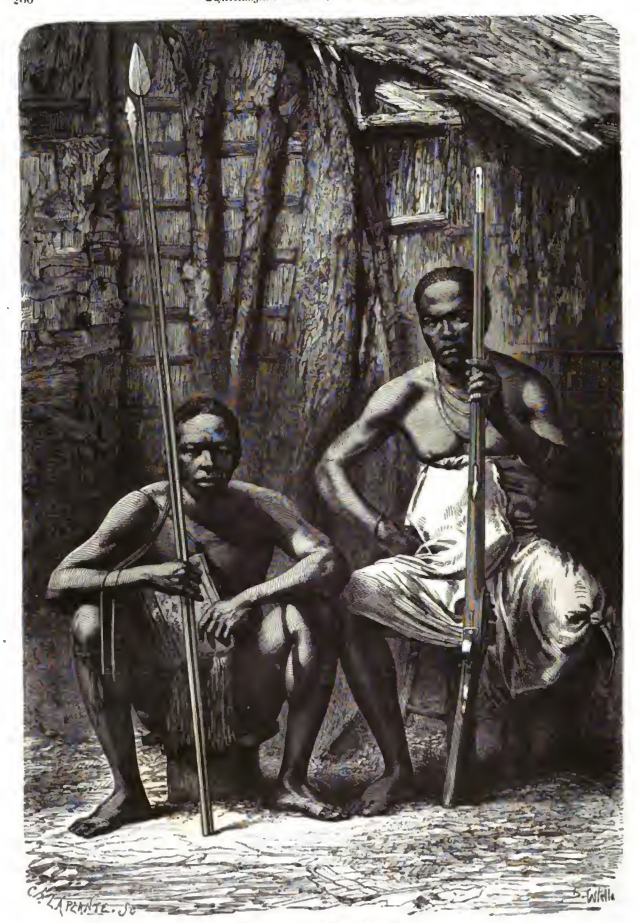
Kinder auf dem Rücken tragend, den Männern beim Fortschaffen der niedergehauenen Bäume.

Nach Sonnenuntergang beginnt der Tanz; an vielen Stellen lodert ein helles Feuer, dessen Flammen eine grelle Beleuchtung auf die in unzüchtigen Sprüngen sich bewegenden und vom Schweiße triefenden schwarzen Gestalten werfen. Am Tage jedoch ist Alles in großer Thätigkeit, und man erkennt den für gewöhnlich so trägen Neger gar nicht wieder. Aber nach gethaner Arbeit zieht er ins Dorf zurück, und das Faullenzen tritt abermals in seine Rechte ein.

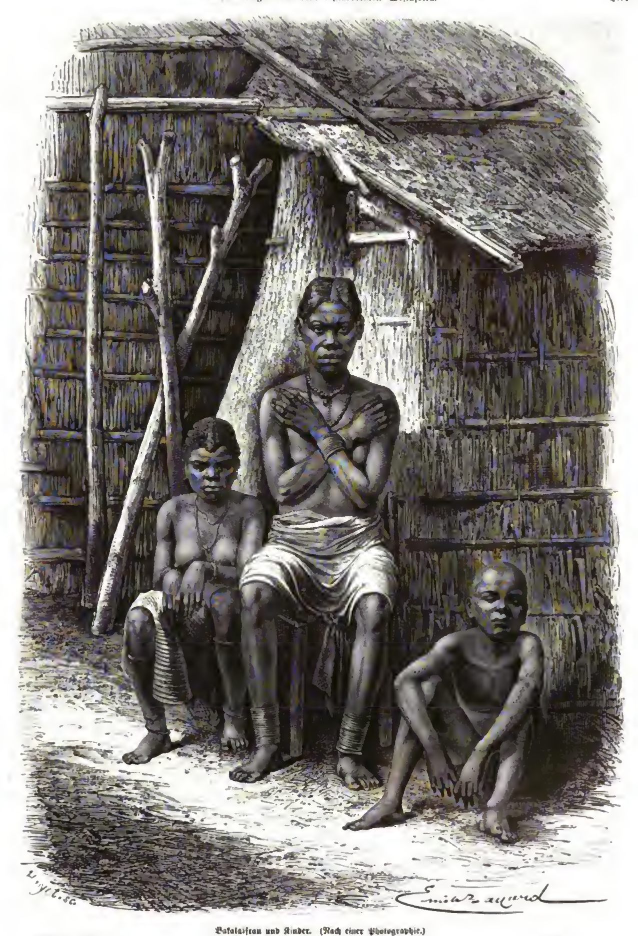
Bananen und Maniok scheinen am Gabon ursprünglich zu sein; allerdings trifft man die ersteren nirgends wild, sondern nur an Stellen, an welchen einmal Anbau stattgefunden hat. Sie kommen in 19 Arten vor. Der Maniok ist der amerikanischen Art bei weitem vorzuziehen, denn er enthält nicht, wie dieser, giftige Bestandtheile. Zu diesen beiden Pflanzenspeisen kommen dann, für die tägliche Nahrung, noch getrocknete Fische.

An Oelpflanzen ist geradezu Ueberfluß, aber sie werden von den Schwarzen vernachlässigt. Wir wollen die einzelnen Arten hier nicht aufzählen und nur bemerken, daß die Oelpalme in der Gegend am Gabon nicht häufig vorkommt. Um die so werthvolle Erdnuß (Arachis) kümmert man sich nur wenig, weil ihre Gewinnung doch ein klein wenig Arbeit erfordert. Als Aphrodisiacum hat hier der Schwarze die Wurzel der Iboga (Taberna ventricosa, aus der Familie der Apocyneen), ein Reizmittel, das vielleicht in gewisser Beziehung den Kaffee ersetzen könnte. Die Neger nehmen davon, wenn sie lange Wasserfahrten machen und den Schlaf abhalten wollen. Ein Gleiches geschieht mit einigen Arten von Sterculien, z. B. der rothen Orende, sodann mit der Ombene; letztere ist die Sterculia acuminata, welche als Kola- oder Guru-Nuß auch im Sudan einen sehr gesuchten Handelsartikel bildet.

Die Wälder bieten eine unglaubliche Mannigfaltigkeit des üppigsten Pflanzenwuchses dar, und der Europäer, welcher sie zum ersten Male betritt, ist vor Allem erstaunt über die Unzahl von Schlingpflanzen, welche an den riesigen Waldbäumen emporklettern und, in Gewinden von einem zum andern reichend, ein wundersames Gewirre bilden. Unter denselben enthalten einige, z. B. die Inee h, ein sehr starkes Gift; manche geben Kautschuk und, wie der



Krieger der Bakalais. (Nach einer Photographie.)



Bakalafrau und Kinder. (Nach einer Photographie.)

Ndambo, zugleich schmackhafte Früchte. Auffallend erscheinen besonders der Ogina gina, welcher Gummi guttä liefert, der Okume oder Lichterbaum, aus welchem hellbrennendes Harz in großer Menge hervorquillt, und aus dessen Stamme große Kähne verfertigt werden. Merkwürdig ist auch der Owountschua, ein Ficus, von welchem wir eine Abbildung mittheilen.

---

Wir geben noch einige Bemerkungen über die Völker am Gabon. Hier an diesem Aestuarium wurde dem weitern Vordringen der Bulus oder Schekianis Halt geboten. Sie sind einst mächtig gewesen (natürlich nach afrikanischen Begriffen und Verhältnissen) und werden von den Mpongue noch jetzt gefürchtet, daneben aber auch verachtet. Denn sie, die mit den Europäern direkt verkehren, sind darauf stolz, und der Bulu, der Mann der Wälder, gilt ihnen für einen Wilden, mit dem sie nicht gern etwas zu thun haben, und aus dessen Stamm sie nur dann ein Weib nehmen, wenn gerade einmal großer Profit dabei ist.

Der Bulu ist schwärzer als der Mpongue, seine Haut fühlt sich erdig und rauh an, seine Kinnbacken treten weiter hervor, und aus seinen Gesichtszügen spricht sehr oft eine große Stupidität, mit einem Wort: er ist äußerst häßlich. Er liebt das Umherschwärmen, hat nur wenig Hausrath, kümmert sich um das Bestellen des Feldes nicht viel und kann ohne Beschwerden den Ort wechseln; er ist Landstreicher und Dieb und wohnt in kleinen Hütten, die höchst unbequem und so unsauber sind, wie der Inhaber selbst. Der Mpongue hat doch ein klein wenig Ackerbau und das Meer liefert ihm Fische; trotzdem hat er manchmal Mangel; der noch trägere Bulu hilft sich mit dem, was der Wald ihm gibt. Griffon du Bellay erzählt, daß der Bulu Speiseöl dadurch gewinnt, daß er in einen Kochkessel Massen einer schwarzköpfigen Ameise wirft; sie hat einen bläulichen Leib und aus ihr kocht man ein Oel, das schön klar und opalgelb ist, auch gar nicht unangenehm schmeckt. Unser Gewährsmann hat dasselbe gekostet, aber bevor er wußte, welche Beschaffenheit es mit der Sache hatte.

An die vereinsamt in tiefen Wäldern umherstreifenden Bulus knüpft sich für die anderen Schwarzen etwas Geheimnißvolles. Sie sind Aerzte und Zauberer und große Fetischmänner.

Die Bakalaïs (Bakele) oder Akalaïs wohnen an den Ufern der Flüsse, hinter den Bulus; die Fahrt zu ihnen ist unangenehm, weil man von den Faktoreien aus zunächst die breite Zone alluvialen Schlammes passiren muß, die Region, wo salziges und süßes Wasser sich miteinander mischen. Dort wächst weit und breit nur Mangrovegebüsch; es bildet mit seinen Millionen Wurzeln, die zur Ebbezeit bloß liegen, an den Flüssen undurchdringliche graugrüne Wälle oder Mauern von trostloser Einförmigkeit, und man sieht dort kaum einen Vogel; nur dann und wann schreit ein Papagey, oder ein Tauchervogel holt einen Fisch aus dem Wasser. Die Natur scheint zu stagniren und das Klima ist geradezu mörderisch, außer für Krabben und sonstiges Ungethier. Sobald Ebbe eintritt, entwickelt sich Schwefelwasserstoffgas in großer Menge aus diesem faulen Schlamme, quillt wie Seifenblasen empor und entwickelt einen pestilentialischen Gestank. Während der Nacht ist die fiebergeschwängerte Luft naßkalt und durchschauert den Menschen, indeß gleichzeitig Millionen Mücken schwärmen und Blut saugen. Hier wird selbst der schwarze Eingeborne eine Beute des Fiebers.

Weiter landeinwärts gewinnt die Gegend einen andern Anblick und der Horizont erweitert sich. Der Agirigi (Avicennia tomentosa) bildet gleichsam einen Uebergang von dem Mangrove zur gewöhnlichen Vegetation. Gleich nachher treten die Enimbas auf; diese großen Palmbäume haben eine sehr trockene, eine geringe Quantität Oels enthaltende Frucht; aus ihr bauen sich die Bakalaïs ihre Hütten, denn die Zweige der Enimba sind zwischen 15 bis 20 Fuß lang, dick, schmal, auf einer Seite glatt, ganz gerade, und so hat der Bakalaï die schönsten Bretter, welche ihm die Natur ohne Weiteres schenkt; er braucht nur die Blätter abzupflücken, und diese bilden dann ein vortreffliches Dach!

Vom Bau einer Hütte kann eigentlich gar keine Rede sein; denn bei dem Aufschlagen derselben bedarf man weder eines Nagels noch eines Hammers, sondern man befestigt ein Stück an das andere vermittelst einer langen Schlingpflanze, des Ojeno. Der Reisende trifft die ersten Dörfer der Bakalaïs in der Gegend dieser Enimbas. Die Blattbretter derselben, etwas Ebenholz und Sandelholz sind die einzigen Handelsartikel und werden an die Gabonesen verkauft. Die Bakalaïs sind an Zahl schwach, gleichsam die Vorhut eines am weitern Vordringen gehinderten Stammes, der am Ogowaï wohnt. Gegenwärtig weichen sie zurück, weil die Pahuins (Fans) sich zwischenein drängen. Sie sind eben so unschön wie die Bulus, eben solche Vagabunden und Diebe, aber nicht ganz so faul, denn sie flechten sehr hübsche Matten.

Für einen Jäger bieten die Wälder dieser Region keine erhebliche Ausbeute. Man findet sechs Arten von Antilopen, von der kleinen und äußerst zierlichen, die nicht größer als ein Hase ist, bis zu der weißgestreiften Bango, welche die Größe eines Damhirsches erreicht. Auf den Hügeln im Hintergrunde des großen Gabon-Aestuariums läßt sich zuweilen der Niare blicken, der wilde Büffel, und manchmal auch der Eber mit weißer Stirn, von welchem du Bellay ein gezähmtes Exemplar gesehen hat. Der mit Warzen besetzte Rüssel, die mit langen Borsten umgebenen Augen, die langen Ohren, an deren Spitze ein langer Haarbüschel hängt, das Alles gibt diesem Thier ein seltsames Aussehen. Dazu kommen ein Faulthier (Perodicticus Poto), das im Land Ekanda heißt, und der Yuko, ein nächtliches Kletterthier; diese sind aber sehr schwer zu bekommen und in den europäischen Sammlungen selten. Ferner: Pangoline, Zibeththier, eine Ratte, Ameisenlöwe, Affen, Panther und noch einige andere. Elephant und Gorilla findet man jetzt nur in den entlegenen Wäldern der Pahuins; der Panther ist nicht häufig und greift nur selten Menschen an, obwohl er ihnen nachschleicht. Die vielen Schlangen sind alle giftig mit Ausnahme der großen Boa Python. Sie kommen zu den Hütten, um Geflügel zu erschnappen, und klettern den Ratten bis in die Dächer nach. Am bemerkenswerthesten ist die Echidna gabonica, eine große Viper mit kurzen Hörnern und ohne Schwanz; sie wird mehr als 6 Fuß lang, ihre prächtigen Schuppen bilden große, zierlich gestellte Rauten.

Eine wahre Landplage sind die Ameisen. Einige sind winzig klein und können sich in die feinsten Spalten eines Tisches verkriechen, andere sind groß, und die rothe Art wird selbst den Thieren des Waldes gefährlich. Man zählt etwa 20 verschiedene Arten. Manche derselben treiben sich in den Häusern, in den Hütten und auf Schiffen umher und werden insofern nicht ungern gesehen, weil sie viele Unreinlichkeiten vertilgen. Andere sind nicht blos lästig. In den Wäldern findet man eine große Art, von blonder Farbe, welche ihr Nest auf Bäumen bereitet, indem sie die Endblätter der Zweige, unter großen Anstrengungen,

durch ihr Gespinnst aneinander befestigt und daraus lange Taschen bildet. Solcher Nester findet man zu tausenden. Diese Thiere sind ungemein tapfer. Die große rothe Ameise wandert in förmlichen Heersäulen ganz regelmäßig. Ein Theil bildet zwei geschlossene Reihen und zwar so, daß diese Ameisen sich eine an die andere befestigen. Wenn man mit einem Stecken unter die Colonne fährt, kann man allemal einen ganzen Klumpen aufheben, so fest halten sie



Der Owountschuabaum im Lande der Bakalais. (Nach einer Photographie.)

zusammen. Die Armee bildet zwei lange geschlossene Mauern; in dem Raume zwischen beiden wimmelt es dann von anderen, welche alle Futter oder Larven tragen. Inmitten dieser Arbeiterinnen gehen in allen Richtungen Männchen umher, Thiere mit dicken Köpfen, die keine Last tragen, sondern als Offiziere das Ganze in Ordnung halten, mit ihren mächtigen Zangen Polizei üben und für die Sicherheit aller Sorge tragen. Außerhalb der lebendigen Mauer gehen sie auf Kundschaft aus, bringen Flüchtlinge oder Nachzügler ein und bieten jedem Angreifer Trotz. Aber schwerlich wird Mensch oder Thier sich an sie wagen; sie sind mit Recht gefürchtet.

Auch in Bezug auf die Ameisen hat der Neger seinen Aberglauben. Du Bellay ging mit einem Häuptling im Walde, als eben eine Schaar Wanderameisen vorüber zog; der Schwarze blieb stehen, brach ein Blatt vom nächsten Baume, legte dasselbe bedächtig hin und trat zur Seite. Auf die Frage, weshalb er das gethan, antwortete er: „Meine Frau ist der Niederkunft nahe, und nun wird ihr während derselben kein Unfall zustoßen." Als der Europäer darüber lächelte, wurde der Afrikaner empfindlich und sagte: „Ihr Weißen braucht euch freilich vor den Ameisen nicht zu fürchten, denn ihr bringt eure Frauen nicht mit in unser Land."

Manchmal fällt eine Armee über eine Hütte her und vertilgt Alles, was lebendig ist: Kakerlaken, Skorpione,

Hundertfüße, Ungeziefer jeder Art. Wunderbar schnell macht sie reine Tafel, läßt aber alle Vegetabilien unberührt. Der Ameisen grimmigster Feind ist die Termite, und das ist ein Glück; denn wenn beide gemeinschaftliche Sache gegen ein Dorf machten, dann bliebe rein gar nichts übrig. Unter den verschiedenen Termiten richten einige große Verheerungen an; bekannt ist, daß manche große Hügel aufbauen, gegen welche, verhältnißmäßig genommen, die Pyramiden Aegyptens doch als sehr winzige Machwerke erscheinen. Eine Art baut in Baumzweigen große kugelrunde Nester aus Holz und Erde, und eine andere errichtet auf dem platten Boden anderthalb Fuß hohe Cylinder, die alle ein ausgezacktes Kapitäl haben. Diese Termitenwalze sieht aus wie ein gewaltiger Champignon und hat im Innern eine große Menge von Zellen.

In einem folgenden Aufsatze wollen wir die menschenfressenden Pahuins schildern, welche ohne alle Frage unter den Völkern am Gabon das interessanteste sind.

---

# Die brasilianische Provinz Gran-Para.

Von **Karl von Koseritz.**

Für die Zukunft des südamerikanischen Kaiserreichs, sowie für den Welthandel ist die unendlich reiche, im Stromgebiet des Amazonas gelegene Provinz Gran-Para von äußerster Wichtigkeit, und da wir jüngst im Berichte des Präsidenten Couto Magelhaens sehr wichtige Angaben über dieselbe gefunden haben, wird es für die Leser dieser Blätter von Interesse sein, eine Beschreibung jener Gegend zu erhalten, welche durch die Eröffnung des Amazonenstromes für die Flaggen aller Völker von großer Wichtigkeit für Handel und Schifffahrt werden muß.

Die Provinz Para, welche früher zu dem Staate von Maranhao gehörte, zählt gegenwärtig etwa 300,000 Einwohner; sie importirt für 3 Millionen Dollars und exportirt für 3½ Million. Der Ackerbau ist noch weit zurück; ein Pflanzer, der in den Vereinigten Staaten oder in Cuba 300 oder 350 Arroben (32 Pfund die Arrobe) erzielt, erzeugt in Para nur 100 Arroben. Auch die Bevölkerung von Gran-Para ist am meisten zurück, da sie vor der Hand noch keines der Bedürfnisse fühlt, welche einem civilisirten Menschen fast unentbehrlich sind. Man trifft in Para auf zahllose Familien, in deren Hütten nichts vorgefunden wird als Canös, Hunde, Messer, Angelhaken und einiges Zeug. Die Menschen leben fast ohne Arbeit, denn die Natur dieser zauberischen Gegend ist so unendlich reich, daß ihre Bewohner nur die wilden Früchte zu sammeln, die Thiere des Waldes zu jagen und in den Strömen zu fischen brauchen, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen; sie haben nichts nöthig, als das, was ihnen die Natur bietet; deshalb auch ist von Ackerbau und Industrie gar keine Rede. Dieser sehr vorweltliche Zustand ist ohne Zweifel dem absoluten Mangel an Kenntnissen und Unterricht zuzuschreiben, denn nur civilisirte Völker haben Bedürfnisse, welche über das hinaus gehen, was ihnen die Natur bietet. Der Mangel an Kenntnissen, Civilisation und Volksunterricht ist in Para unglaublich; bei der Lebensweise der Bevölkerung, die nicht einmal Bedürfnisse kennt und sechs Monate im Urwalde zubringt, während sie die anderen sechs auf der Bärenhaut liegt, ist natürlich von Volksunterricht keine Rede; wild wie die Rothhäute wachsen die Kinder auf, und es ist ohne Zweifel die wichtigste Aufgabe der brasilianischen Regierung, den Zustand der Provinz zu heben, indem sie durch den Volksunterricht der Civilisation die Bahn bricht.

Wie oben erwähnt, beschränkt sich der Bewohner des Innern von Para auf die Gewinnung natürlicher Produkte und pflanzt nur so viel, wie zu seinem Familienunterhalte durchaus nöthig ist. Deshalb ist auch der Ackerbau noch in kindlichen Anfängen und der Gebrauch der einfachsten Geräthschaften, z. B. des Pfluges und der Egge ꝛc. noch ganz unbekannt.

Der Präsident, Couto Magelhaens, ist der Meinung, daß die Regierung darauf hinarbeiten müsse, daß die Bewohner des Innern, nachdem sie die sechs Sommermonate im Walde und an den Flüssen zugebracht haben, sich in der andern Hälfte des Jahres dem Ackerbau, überhaupt der Thätigkeit widmen und ihre Kinder in die Schule schicken sollen.

Die Hauptbeschäftigung der Bewohner des Innern besteht in dem Einsammeln des Kautschuk (seringa); zwei Drittel der Bevölkerung sind Seringueiros. Da nun die Entfernung von den Märkten und der widersinnige Umstand, daß ein hoher Zoll auf den Verbrauch des Kautschuk gelegt ist, diese Industrie hemmen, so fallen die Seringueiros gewöhnlich kühnen Schmugglern in die Hände, welche ihnen ihre Waare für den zehnten Theil des Werthes abnehmen. Der neue Präsident Couto Magelhaens schlägt deshalb vor, den Zoll zu erniedrigen und energische Maßregeln gegen die Contrebandisten zu ergreifen.

Von Bedeutung ist die sehr starke indianische Bevölkerung, welche theilweise im Urzustande in den Wäldern, theilweise in „Aldêas" (Niederlassungen) wohnt, doch hat die Organisation und Verwaltung dieser Aldêas so viele Mängel und Uebelstände, daß Para nicht den hundertsten Theil des Nutzens aus seinen Indianern zieht, den es haben könnte, wenn dieselben auf vernünftige Weise verwendet würden; unter den jetzigen Verhältnissen ziehen gewöhnlich nur die Direktoren der Niederlassungen Vortheil aus denselben, indem sie ausschließlich mit den Indianern handeln und deren Produkte monopolisiren. Diesem Uebelstande will man jetzt abhelfen, indem man die Indianer unbehindert in ihren Wäldern leben läßt und ihnen keine Zwangsverordnungen aufdringt, unter deren Drucke sie nur leiden können, ohne Vortheile daraus zu ziehen. Andererseits wird die Regierung ihnen Märkte eröffnen und den Verkehr der Käufer mit ihnen überwachen, damit der Indianer nicht mehr wie bisher geschunden und betrogen werde.

Der Ackerbau der Provinz leidet hauptsächlich unter dem Umstande, daß nur der große Landbesitzer sich demselben widmet, während der kleine nur das zum Haus-

halt Allernothwendigste pflanzt. Da der große Landbesitzer sich der Kultur von Exportartikeln, wie Zucker, Kaffee, Baumwolle ꝛc. widmet, so kommt es, daß alle Lebensmittel in Para einen unglaublich hohen Preis haben, und dieses Verhältniß wird nicht anders werden, bis der ärmere Theil der Bevölkerung, wie oben bereits angedeutet, einen Theil des Jahres auf die Kultur von Brotfrüchten ꝛc. verwendet. Das wäre leicht, da die Einsammlung des Gummi, die Ernte des Cacao, der Castanha und die Bereitung von vegetabilischen Oelen nur in sechs Monaten des Jahres geschehen, während das Klima in den anderen sechs Monaten den Anbau von Cerealien und anderen zu den Nahrungsmitteln zählenden Produkten erlaubt.

Was nun die Verbindungswege der Provinz betrifft, so befinden sich dieselben in einem wahrhaft traurigen Zustande. Damit Para den Platz einnehmen könne, der ihm im Welthandel gebührt, muß es einen Arm nach Goyaz und Matto grosso, und den andern bis nach den Vereinigten Staaten ausstrecken. Die Verbindung mit den Provinzen Goyaz und Matto grosso, sowie mit Maranhao, kann nur dadurch hergestellt werden, daß der Tocantins und der Araguaya durch Hinwegräumen der in denselben befindlichen Riffe der Dampfschifffahrt zugänglich gemacht werden. Was nun die Verbindung Paras mit den Vereinigten Staaten betrifft, so schlägt der Präsident die Errichtung einer regelmäßigen Dampfschifffahrt zwischen der Hauptstadt Belem (die auch Para heißt) und Demerara vor, zu deren Unterhaltung die Regierung eine Unterstützung von 25,000 Dollar per Jahr geben wird. (Die Dampfschifffahrt zwischen Brasilien und Nordamerika ist gesichert.)

Die finanzielle Lage der Provinz ist gut zu nennen, da aber die Einnahmen fast ausschließlich aus dem Zoll auf Kautschuk herrühren, dessen Preis den Schwankungen des Marktes unterworfen ist, so kann diese günstige Lage sich ändern.

In der ganzen Provinz zählt man gegenwärtig nur 92 öffentliche Elementarschulen, von denen 66 für Knaben und 26 für Mädchen bestimmt sind; 75 dieser Schulen wurden im Jahre 1864 von 3582 Schülern besucht, nämlich von 2908 Knaben und 674 Mädchen. An höheren Bildungsanstalten sind nur 3 vorhanden und zwar nur für Knaben. Das „Collegio Paraense" in Belem erhält von der Regierung einigen Zuschuß; im Jahre 1864 zählte dasselbe 108 Schüler. Die Unterrichtsgegenstände sind Lateinisch, Französisch, Englisch, Geschichte, Geographie, Mathematik, Buchführung, allgemeine Grammatik, Philosophie, Rhetorik, Zeichnen und Musik. Privatschulen für Elementarunterricht existiren in Belem 35; sie sollen ziemlich stark besucht sein. Außerdem hat die Provinz noch eine Ackerbauschule, mit der eine Art von Musterfarm in Verbindung steht; dieselbe zählt 24 Schüler, welche dort praktisch unterrichtet, gekleidet und ernährt werden.

Gefängnisse, welche diesen Namen verdienen, besitzt die Provinz nur in Belem und Santarem, doch werden derartige Einrichtungen für manche andere Punkte des Innern projektirt. Das öffentliche Hospital von Belem ist wichtig, denn im Jahre 1864 wurden 435 Kranke gratis behandelt und verpflegt.

Wenn wir nun zum Handel übergehen, so finden wir, daß die Provinz im Jahre 1864 Waaren im Werthe von 3,518,236 Dollars eingeführt und Produkte im Werthe von 3,430,433 Dollars ausgeführt hat. Es liefen ein 138 und aus 132 Schiffe von und nach überseeischen (fremden) Häfen. Die eingelaufenen fremden Schiffe gehörten folgenden Flaggen an: 68 Engländer, 23 Franzosen, 26 Portugiesen, 3 Schweden, 4 Peruaner, 1 Hamburger, 6 Brasilianer, 1 Spanier, 4 Dänen, 1 Hannoveraner und 1 Amerikaner; die ausgelaufenen waren folgende: 64 Engländer, 23 Franzosen, 23 Portugiesen, 3 Schweden, 4 Peruaner, 1 Hamburger, 6 Brasilianer, 1 Spanier, 4 Dänen, 1 Hannoveraner und 2 Amerikaner. Zwischen Para und den verschiedenen Häfen des Kaiserreiches fuhren 57 Schiffe unter brasilianischer Flagge. Die Ausfuhr beschränkt sich auf folgende Produkte: Gummi aller Sorten, Cacao, Baumwolle, Reis, Zucker, Fischleim, Sassaparille, Kastanien, Piassava, getrocknete und gesalzene Felle, Copahybaöl, Urucu und Rehfelle. Die Kultur der Baumwolle ist bedeutend gestiegen, und im Jahre 1864 exportirte die Provinz bereits 5586 Arroben (zu 32 Pfund), im Werthe von 53,757 Dollars.

In Para existiren zwei Bankgeschäfte, nämlich eine Filiale der brasilianischen Landesbank und eine andere der Bank Maua Mac Gregor & Cie., welche Geld zu 9 Proc. gaben, während früher stets 12 Proc. gezahlt wurden. Die wichtigste Anstalt der Provinz ist jedoch die „Schifffahrts-Compagnie des Amazonas", welche 8 Dampfschiffe hat und eine regelmäßige Fahrt zwischen Belem und Manaos (d. h. Para und Barra de Rio Negro), Manaos und Tabatinga, Belem und Cameta, Belem und Souza, Belem und Chaves und von Belem zum Arary unterhält. Ehemals machten die Dampfschiffe Reisen bis zum Huallaga, auf dem sie manchmal noch bis Laguna und Purinagnas hinaufgingen, so daß sie eine Strecke von 761 brasilianischen Meilen (zu 18 auf den Grad) durchliefen. Leider hat das jetzt aufgehört, weil der auf diese Fahrten bezügliche Vertrag mit Peru abgelaufen ist. Daß nun die bevorstehende Eröffnung des Amazonas für alle Flaggen ein ungemeiner Hebel für die Entwicklung dieser unendlich reichen Provinz sein wird, unterliegt keinem Zweifel.

Wie aus diesen Angaben hervorgeht, befindet sich Para fast noch im Urzustande, und erst die Freiheit der Schifffahrt auf dem Amazonenstrom kann den unbegrenzten Produktenreichthum der Provinz zu seiner vollen Geltung bringen. Wenn einst Schiffe aller Flaggen sich auf dem Stromriesen kreuzen, und der Tocantins und der Araguaya bis nach Goyaz und Matto Grosso schiffbar sind, dann wird keine Gegend Brasiliens so wichtig sein, wie Gran-Para. Aber sie wird nie zu einem Zielpunkte der Auswanderung werden, da ihr heißes Klima die Einwanderung fast unmöglich macht. Aber sie kann dennoch durch ihre eigene Bevölkerung noch mächtig genug werden, sobald die Civilisation dort weiter vorgedrungen ist und sobald man die zahlreichen Indianerstämme durch eine verständige Behandlung einigermaßen nützlich zu verwenden weiß.

# Der Golfstrom und seine Bedeutung für den Verkehr und die klimatische Ausgleichung.

Von Dr. H. Birnbaum.

## II.

Wir wollen den Einfluß dieses merkwürdigen Oceanstroms auf die Schifffahrt, den Handel und überhaupt den Verkehr zwischen Europa und Nordamerika nachweisen. In den Zeiten, da man diese Strömung mehr fürchtete als kannte, dieselbe nicht sorgfältig genug umging, auch nicht verständig genug benutzte, war die Seefahrt auf der nördlichen Hälfte des Atlantischen Oceans nicht blos eine verhältnißmäßig beschränkte. Ganz besonders fürchtete man die Winterfahrten, die geschicktesten Kapitäne verloren oft allen Halt zu einer genauen Längenbestimmung, und es fehlte nicht an Beispielen, daß ihre Feststellung um 8 bis 10 Grad falsch ausfiel, und daß sie zwei volle Monate länger zur Ueberfahrt gebrauchten, als die Durchschnittszeit erwarten ließ. Der Verlust an Schiffen, an Menschenleben und Gütern war auf dieser Tour entsetzlich; Maury behauptet, daß man noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf täglich drei Schiffbrüche rechnen konnte.

Man suchte den Grund in den unvollkommenen Instrumenten und in den unzuverlässigen Methoden der Ortsbestimmung; an den Golfstrom und an eine Beherrschung und Benutzung dieses verborgenen Oceanfürsten dachte noch Niemand. Die besten Seefahrer waren zufrieden, wenn sie auf einer Reise von London nach Boston zunächst die Küste von Neuyork in Sicht bekamen. Ihre Chronometer leisteten wenig Hülfe, und selbst die astronomisch berechneten Schiffsephemeriden, welche sie mit auf die Reise nahmen, enthielten grobe Fehler; das Fernrohr ließ noch viel zu wünschen übrig, die Gesetze der atmosphärischen Strahlenbrechung kannte man wohl, aber es fehlte ihnen noch der praktische Zuschnitt zum Gebrauch auf der See; der alte Jakobsstab, der Quadrant, der Seering und alle anderen Winkelmeßapparate ergaben unverläßliche Resultate; der Hadley'sche Spiegelsextant war allerdings schon erfunden, aber noch wenig in wirklichem Gebrauche.

Eine Parlamentsakte von 1714 setzte einen Preis von 20,000 Pfund Sterling aus für bewährte Hülfsmittel zum Bestimmen der geographischen Länge auf offener See. Man legte die Entscheidung in die Hand unparteiischer Sachverständiger und ließ nicht blos die Zeit der Bewerbung offen, sondern gestattete auch ohne Ausnahme allen Nationen gleiche Rechte zur Mitbewerbung. Für das Mittel, durch welches zur See die Längenbestimmung bis zu einem halben Grade durchzuführen sei, sollte der ganze Preis zuerkannt werden, für ²/₃ Grad Genauigkeit wollte man 15,000 Pfund, und selbst für 1 Grad Genauigkeit noch 10,000 Pfund geben; ja es war dem Urtheil der Commission überlassen, nach ihrem freien Ermessen auch noch weniger glückliche Bemühungen nach Verdienst zu belohnen. Diesem Beispiele folgten auch die Franzosen. Sie schrieben einen ähnlichen Preis für denselben Zweck aus.

Der Erste, welcher in dieser Hinsicht etwas Namhaftes leistete, war John Harrison, ein schlichter, aber denkender Zimmermann. Er verfertigte eine Schiffsuhr, welche von der Commission zwar öffentlich belobt wurde, aber doch noch nicht derart war, daß ein Preis dafür festgestellt werden konnte. Was indeß dem Vater zu erreichen noch nicht möglich war, das gelang dem Sohne, William Harrison, der gerade zu diesem Zwecke von Jugend auf sich der Uhrmacherkunst gewidmet hatte. Mit der von ihm zu Stande gebrachten Uhr reiste er 1761 nach Jamaica hin und zurück, und sie gab die Längenbestimmung kaum ¹/₄ Grad fehlerhaft; es war aber an ihr noch Allerlei auszusetzen. Er ward vorläufig mit 2500 Pfund belohnt. Im Jahr 1764 reiste er mit einer verbesserten Uhr nach Barbados und zurück, der Längenfehler betrug jetzt kaum noch 14 Minuten. Diesmal bekam er 10,000 Pfund und die Zusicherung für den ganzen Preis, wenn er noch zwei solcher Uhren von derselben Zuverlässigkeit anfertigen könne. Darin war er weniger glücklich, und mittlerweile erhielt er auch Concurrenten an Berthoud, Leroi, Arnold, Kendel u. A.

Johann Tobias Mayer in Göttingen hatte im Jahr 1760 seine weltberühmten Mondestafeln zu Stande gebracht; vermittelst derselben konnte die Längenbestimmung auf dem Meere viel genauer vorgenommen werden als früher. Die Vortrefflichkeit dieser Arbeit hatte Maskelyne, ein Mitglied der Commission, auf einer Reise nach St. Helena selbst erprobt; er trug deshalb darauf an, daß man diesen ausgezeichneten deutschen Gelehrten für seine meisterhafte Leistung würdig belohnen möge. Der Antrag wurde angenommen und ein Ehrenpreis von 5000 Pfund festgestellt. Mayer lebte aber nicht mehr; die Ehrengabe wurde der hinterlassenen Familie überreicht. — Auf diese Weise wurde die Seefahrtskunde rasch vervollkommnet, aber für die Fahrten zwischen England und seinen Colonien in Nordamerika blieb Vieles zu wünschen übrig. Die Sache beruhte hier nicht blos auf der Verbesserung der Uhren und anderer Hülfsmittel zur Ortsbestimmung; man brachte den Golfstrom noch nicht in Anschlag.

Es ist bekannt, daß die englischen Colonien Amerika's von der Regierung des Mutterlandes sehr verkehrt behandelt wurden; sie empörten sich und fielen ab. Die Unzufriedenheit wuchs am raschesten unter dem häufigen Ministerwechsel des schwachen Georg III., welcher 1760 den englischen Thron bestiegen hatte. In Amerika vereinigten sich mehre Colonien zum Beschicken eines Congresses von Bevollmächtigten. Benjamin Franklin vertrat die Interessen Pennsylvaniens so beredt und zur Zufriedenheit der ganzen Versammlung, daß man ihn zum Gesandten nach London wählte, damit die Beschwerden mit Klarheit und Nachdruck vor den königlichen Thron gebracht würden. So kam es denn, daß Franklin seit 1764 zu wiederholten Malen zur Durchführung wichtiger Staatsgeschäfte in London war. Im Jahre 1770 hatte das Zollamt zu Boston ein Memorial an die Lords der londoner Schatzkammer gerichtet, worin bemerkt wurde, daß man es unerklärlich fände, warum die königlichen Packetboote zur Reise von Falmouth nach Boston fast

immer 14 Tage länger unterwegs wären, als die amerikanischen Kauffahrer von London nach Providence auf Rhode-Island; falls darin weiter keine Aenderung möglich sein solle, erlaube man sich den Vorschlag, daß es den Packetbooten zur Pflicht gemacht werde, ihre Route ebenfalls nach Providence zu nehmen; denn für den Handel sei ein solcher Zeitgewinn von der größten Wichtigkeit. Die Herren der Schatzkammer konnten den erklärenden Grund für dieses Paradoxon nicht auffinden. Sie wandten sich daher an Franklin, aber auch diesem war die Sache ein unlösbares Räthsel. Der Weg von London bis Providence sei um die Strecke von London bis Falmouth länger als der andere von Falmouth bis Boston; wenn also dennoch jener in kürzerer Zeit zurückgelegt würde, als dieser, so könne die Ursache wohl nur in der verschiedenen Art der Durchführung, in der bessern Kenntniß und Berücksichtigung der Luft- und Wasserströmung zu suchen sein; in dieser Hinsicht sei es rathsam, bei den Kapitänen der Kauffahrteischiffe die sorgfältigsten Erkundigungen einzuziehen.

Der Gegenstand interessirte ihn sehr, und er suchte durch wiederholte Nachfrage bei tüchtigen Seefahrern sich Aufklärung zu verschaffen. Eines Tages kam er auch mit dem Kapitän Folger, einem Walfischfahrer, auf dies Kapitel zu sprechen und war erstaunt zu hören, daß dieser in der Sache gar nichts Räthselhaftes finde. „Die Hauptursache", sagt dieser Seemann, „liegt in dem allbekannten Hochmuth der Lenker der königlichen Fahrzeuge; sie verschmähen es, sich von uns belehren zu lassen. So existirt z. B. für diese Herrn der Golfstrom nur an der Küste Amerika's; daß derselbe sein Regiment auch noch weiter, durch das ganze Atlantische Meer fortsetze, ist ihnen unbekannt, oder sie sind eigensinnig genug, dies zu ignoriren. Wenn sie auf ihrer Reise in diesen Strom gerathen, kann es recht gut kommen, daß sie täglich um 12 bis 15 geogr. Meilen zurückgetrieben werden, ohne nur einmal eine Ahnung davon zu haben, denn obgleich ihnen das Logmaß ein tägliches Vorwärtsschreiten von 20 bis 30 solcher Meilen angibt, sind sie in der Wirklichkeit doch immer nur um die Hälfte weiter gekommen; das gesammte Wasser, auf dem sie fahren und messen, behält nicht, wie es den Anschein hat, den festen Ort, sondern es bewegt sich gegen Osten. Dies wissen die Herren nicht, oder wollen es nicht wissen. Uns praktischen Leuten ist das aber durch unsere erfahrenen alten Lehrmeister und durch eigene Wahrnehmung bekannt; wir vermeiden bei der Auffahrt den Golfstrom eben so sorgfältig, wie wir ihn bei der Niederfahrt eifrig benutzen."

Das war für Franklin ein wichtiger Fingerzeig, den er rasch benutzte. Folger wurde veranlaßt, den Weg des Golfstroms durch den Atlantischen Ocean näher anzugeben; er verstand sich dazu, eine Zeichnung aus dem Gedächtnisse zu entwerfen, und es ist zu bewundern, wie dies rohe Bild mit der Wirklichkeit schon so genau übereinstimmte, daß es später zur Grundlage aller genaueren Ausmessungen dienen konnte. Franklin ließ diese merkwürdige Folger'sche Seekarte auf Tower-Hill in London stechen und übersandte davon mehre Exemplare nach Falmouth, damit die Führer der Packetboote sie benutzen möchten; dort zeigte sich aber wieder der von Folger schon scharf gerügte Hochmuth. Man nahm davon gar keine Notiz, und dies um so weniger, als die Sache von Franklin warm empfohlen wurde, der jetzt anfing, in England sehr mißliebig zu werden; man hatte ihm im Jahre 1773 sogar das königliche Amt eines Oberpostaufsehers von Pennsylvanien genommen, weil er eifriger, als man wünschte, die Interessen seiner Landsleute verfochten hatte.

Franklin kehrte nach Amerika zurück, verarbeitete mit Hülfe sachverständiger Landsleute den Folger'schen Entwurf zu einer Seekarte noch genauer und sorgte dafür, daß dieselbe zunächst nur für die Amerikaner von Nutzen sei. Der bald darauf ausbrechende Krieg mit England machte ohnehin ein Verschweigen dieses Geheimnisses zu einer politischen Nothwendigkeit. So kam es, daß diese Seekarte für England bis zum Jahre 1790 so gut wie gar nicht existirte. Erst jetzt, nachdem der Frieden schon acht Jahre abgeschlossen war, hielt man es für beide Parteien gerathen, das Geheimniß zu veröffentlichen, und es ist bekannt genug, wie segensreich dies für den gegenseitigen Verkehr geworden ist.

Bei der Bearbeitung der atlantischen Seekarten, welche unter Berücksichtigung des Golfstroms den Schiffen für die Ueberfahrt nach Europa und zurück eine eben so große Zeitersparung als Sicherstellung vor Unglück bringen sollten, kam Benjamin Franklin noch auf einen wichtigen zweiten Punkt, welcher der Beachtung fast noch mehr als der soeben besprochene erste verdient. Der Golfstrom besitzt nicht bloß eine größere Geschwindigkeit als das angrenzende Meer, sondern auch eine merklich höhere Temperatur. Dies wollte Franklin benutzen, damit die Seefahrer durch bloße Thermometermessungen sich von der Gegenwart des Golfstroms überzeugen konnten, zugleich aber auch ein Mittel erhielten, eine ungefähre Ortsbestimmung darnach vornehmen zu können. Vor 1790, wo den europäischen Seefahrern noch beide Eigenschaften des Golfstroms unbekannt waren, gab es für sie kaum einen Winterverkehr mit den nördlichen Hafenplätzen Amerika's. Nordweststürme und Kälte brachten manche Fahrzeuge und ihre Mannschaften in die Gefahr des Untergangs. Viele mußten in südlichen Häfen überwintern, weil sie es für unmöglich fanden, in den nördlicheren sicher einzufahren, und manche andere sind bei diesem Versuche gescheitert. Franklin selbst bemerkt in seiner damals von ihm herausgegebenen „Pennsylvanischen Zeitung": „daß es bei Schiffen, deren Kurs nach den Vorgebirgen Delaware's ging, im Winter nicht selten vorkam, daß sie von dem Sturme bis nach Westindien verschlagen wurden und dort des Frühjahrs harrten, um erst dann den Versuch von Neuem zu wagen, sich der bezeichneten Küste zu nähern."

Die Sache ist jetzt eine ganz andere geworden. Seitdem man den Golfstrom genau kennt, suchen die von den Weststürmen und von der Kälte überfallenen Fahrzeuge jedesmal in seinem warmen Bette eine Zufluchtsstätte; man bringt sie darin „zum Stehen", wie der Seemann sich ausdrückt, sucht die Glieder der Mannschaft durch die warme Frühlingsluft, welche beständig über dem Strome lagert, zu erquicken und neu zu stärken, und wartet ganz in der Nähe einen günstigern Moment zum Landen ab. Man weiß schon aus Erfahrung, daß dort das Wetter rasch wechselt, und im Fall dies auch nicht einträfe, hat doch eine solche Einkehr in das behaglich durchwärmte Golfshaus jedesmal die Wirkung auf die Matrosen, daß sie sich wie neugestärkt gern in die Kälte wagen. Besonders hilft dabei das Baden in dem stets warmen Strome.

Auf diese nach dem Thermometer regierte Seefahrt machte besonders Jonathan Williams in einer von ihm 1799 herausgegebenen Schrift aufmerksam. Wir lernen den Werth derselben am besten aus einem Schreiben des Commodore Truxton kennen: „Ihre Schrift wird der Schifffahrt von Nutzen sein, indem sie die Seereisen

noch weit sicherer macht, als dies bisher durch unmittelbare Ausrechnung zu ermöglichen war; denn ich habe, seitdem wir zusammen segelten, die Brauchbarkeit des Thermometers sehr oft bewährt gefunden. Es wird in den Händen solcher Seeleute, welche mit astronomischen Beobachtungen unbekannt sind, ein sehr werthvolles Instrument sein. Diese besonders haben eine einfache Methode, sich ihrer Annäherung an oder ihrer Entfernung von der Küste vorzüglich im Winter zu versichern, höchst nöthig; denn gerade dann zieht sich die Ueberfahrt oft in die Länge, die Schiffe werden durch starke Westwinde von der Küste weggetrieben und gerathen ohne ihr Wissen in den Golfstrom; deshalb suchen die Kapitäne in solchen Fällen ihr Schiff zum Stehen zu bringen, da sie sich der Küste nahe glauben, während sie in der That weit ab verschlagen sind. Andererseits werden die Schiffe oft an die Küste geworfen, indem sie in der Springflut des Stromes segeln, die den berechneten Kurs überschreiten läßt. Jedes Jahr führt uns neue Belege zu diesen Thatsachen und damit verbundene Unglücksfälle vor."

So gewann man nach und nach die feste Ueberzeugung, daß die zuverlässigsten und allgemein brauchbarsten Hülfsmittel zur Erleichterung und Sicherstellung der nordamerikanischen Seefahrt in der genauen Erforschung des Golfstroms ihren Haupthalt finden. Seitdem hat sich die Schifffahrt im nördlichen Atlantischen Ocean immer mehr belebt und sicher gestellt vor Gefahren; die Furcht vor diesen Reisen, welche früher eben so allgemein als tief begründet war, hat sich in unseren Tagen ganz verloren, und durch das Hinzubringen der Dampfmaschinen ist sowohl die Fahrt nach Amerika als nach Europa auf ein ziemlich konstantes Minimum der Zeit von 10 bis 12 Tagen zurückgeführt. Das ist erstaunenswerth, denn noch vor 70 Jahren pries man sich glücklich, wenn die Dauer der Reise nach Amerika 20 Wochen nicht überstieg. Seume erzählt, daß der Transport der verkauften deutschen Seelen von England nach Halifax 23 Wochen gedauert habe. Und bei der Rückfahrt von Amerika nach England hätten sie sehr viel Glück gehabt, denn die Reise sei in 40 Tagen zurückgelegt worden.

Diese Verbesserung der Schifffahrt hat einen sehr günstigen Einfluß auf die Steigerung der Bevölkerung des Handels und Wandels gehabt. Bis 1760 war der nordatlantische Seehandel Nordamerika's fast ausschließlich auf Charleston beschränkt, seine Größe überstieg sogar die Gesammtsumme aller anderen Hafenplätze; selbst Neuyork machte damals noch kaum halb so viel Geschäfte und Pennsylvanien kaum den dritten Theil. Das Hinderniß lag unverkennbar in dem Nichtkennen oder Unbeachtetlassen des Golfstroms. Kaum aber war derselbe praktisch nutzbar gemacht worden, so zeigte sich gleich die Aussicht zur direkten Umkehr dieses Verhältnisses. Schon 1796 besaß der Seehandel Pennsylvaniens eine dreimal so große Bedeutung als der von Nord- und Süd-Carolina, und in Neuyork war er doppelt so groß geworden, als in Charleston. Dies Verhältniß wurde rasch ein noch viel günstigeres für die nördlicheren Hafenplätze, so daß jetzt das früher so sehr begünstigte Charleston viel von seiner Bedeutung verlor, und Maury hat Recht, wenn er sagt: „es wurde aus seiner Stellung wie ein auf halbem Wege liegendes Haus entfernt und in die Kategorie einer Außenstation gerückt."

Gegenwärtig ist Neuyork der Centralpunkt des Seehandels für ganz Nordamerika; es hat alle anderen überflügelt.

Wir gehen nun zur Bedeutung des Golfstroms als Grundlage der Ausgleichung des Klimas in Amerika und Europa über. Es ist bekannt, daß die specifische Wärme des Wassers einen sehr hohen Werth besitzt, daß sie fast alle anderen Stoffe weit hinter sich zurück läßt und nur von sehr wenigen überstiegen wird. Darin liegt der Grund, daß man in neuerer Zeit der Wasserheizung den Vorzug vor allen anderen gibt. Und bei genauerer Betrachtung stellt sich sogleich heraus, daß die große Kreisbewegung des Golfstroms im Atlantischen Ocean fast nichts anderes ist, als ein zweckmäßig eingerichtetes Heizungsmittel für Europa und Amerika. Der mit Wasser gefüllte Kessel ist das Caraibische Meer und der Mexicanische Meerbusen; das Heizmittel die äquatoriale Sonnenglut, und das Rohr zum Emporführen der Wärme der Golfstrom. Auch ist dies Rohr mit Wasser gefüllt, wie bei den Wasserheizapparaten, besitzt zum bessern Abgeben der mitgebrachten Wärme eine sich steigernde Ausdehnung und eine allmälige Krümmung zum Zurückfließen des nach und nach abgekühlten Wassers in den untern Kessel. Das sind die Hauptpunkte des Vergleichs, welche sich dann durch speciellere Untersuchung noch viel weiter treiben lassen. Jeder Westwind des Atlantischen Oceans durchdringt die wasserreiche, stark erwärmte Luftschicht, welche beständig über dem Golfstrome lagert, und führt dieselbe nach Europa, um Pflanzen, Thiere und Menschen mit Wasser und Wärme zu erquicken, zu beleben. Und jeder Ostwind thut dies auf gleiche Weise für Amerika. Gewöhnlich wechseln diese beiden Luftströmungen und es fehlt so der Segen für beide Welttheile nicht. Zuweilen kommt es aber vor, daß der Wechsel ausbleibt; dann muß natürlich auch das Glück einseitig ausfallen, und Europa hat den Erntesegen, während Amerika Mißwachs beklagt, oder umgekehrt. In diesem Falle ist es aber auch wieder der Golfstrom, welcher durch die Verkehrsbegünstigung eine Ausgleichung zwischen Ueberfluß und Mangel zu Stande bringt.

Ist der Luftstrom, der über den Atlantischen Ocean hinwegzieht, ursprünglich ein von Norden kommender, so verwandelt ihn die Tagesdrehung der Erde nach und nach in einen Nordost und Ost, so daß er bei dem Durchkreuzen des Golfstroms wasser- und wärmereich wird und als solcher dem amerikanischen Festlande sehr willkommen ist. Die ursprünglichen Südwinde verwandeln sich durch die Rotation der Erde in Südwest und West und bringen Wasser und Wärme nach Europa, sie durchkreuzen den Golfstrom weniger, als daß sie sich seinem Laufe anschmiegen, auch sind sie weniger geneigt, ihm Wärme und Wasser zu nehmen, weil sie damit schon selbst reich gesegnet eintreffen; sie dienen also viel mehr zur Ersparung der Schätze des Golfstroms als zur Verzehrung derselben.

Man hat gefunden, daß die Isothermen in Europa eine viel nördlichere Lage haben, als in Nordamerika, und sieht den Grund dazu in dem Golfstrom, der dort eine viel ausgedehntere Oberfläche als hier besitze und daher zu dem Verdunstungsprozesse und der Wärmemittheilung viel günstiger eingerichtet sei, auch gehen seine Wasser und die darauf lagernden Luftschichten viel eher von Amerika hinweg, als zu ihm hin, während dies für Europa gerade umgekehrt ist. Daher ist auch das Klima Irlands und Englands durchschnittlich so milde, daß die Fluren ein immergrünes Gewand tragen, während die Küsten von Labrador sich sehr schwer von der andauernden Schnee- und Eisdecke befreien können. Redfield berichtet, daß 1831 der Hafen von St. Johns in Neufundland noch

bis zum Monat Juni durch Eis gesperrt war; wer hat aber je gehört, daß der Hafen Liverpools je zugefroren sei, obgleich dieser noch um 2 Grad nördlicher liegt als jener? Dove bemerkt im Allgemeinen, daß die Sommerwärme in Amerika unter gleichen Breiten stets niedriger sei als in Europa; so sei z. B. die mittlere Jahrestemperatur von St. Petersburg (Br. 59° 56′) erst mit den Orten Amerika's gleich, welche 47° 50′ n. Br. besäßen, also 12½ Breitengrade südlicher lägen; das Klima von Königsberg (54° 43′ n. Br.) stimme mit dem von Halifax (44° 39′ n. Br.) überein; Toulouse (43° 36′ n. Br.) passe in dieser Hinsicht zu Washington (38° 53′ n. Br.).

Wir ersehen hieraus, daß der Golfstrom zur Milderung des Klimas für Europa viel günstiger ist als für Amerika. „Einer der wohlthätigsten Dienste des Golfstroms besteht darin", sagt Maury in seiner Physik des Meeres, „Wärme aus dem Golf von Mexico fortzuschaffen, wo sie sonst übermäßig anwachsen würde, und sie in den Regionen jenseits des Atlantischen Meeres zur Verbesserung des Klimas der Britischen Inseln und des gesammten Westeuropa's zu zerstreuen. Kaltes Wasser ist aber bekanntlich einer der besten Nichtleiter der Wärme, und wenn das warme Wasser des Golfstroms auf seiner Bahn quer durch den Atlantischen Ocean mit der festen Erdrinde — einem verhältnißmäßig guten Wärmeleiter — in Berührung käme, anstatt durch die schlechtleitende Schicht kalten Wassers gleichsam isolirt zu sein, so würde alle Wärme schon auf dem ersten Theile des Wegs verloren gehen, und die milden Himmelsstriche von Frankreich und England würden in dem äußerst strengen und eisigen Klima Labradors erstarren."

Durch Berechnung hat man gefunden, daß die Quantität der täglich vom Golfstrome ausgehenden und über das Atlantische Meer verbreiteten Wärme ausreichen würde, ganze Gebirgsmassen von Eisen von Null bis zum Schmelzpunkte zu erhitzen und einen Strom von diesem geschmolzenen Metalle im Flusse zu erhalten, der in Hinsicht aller Dimensionen dem Mississippi gleich wäre. Bliebe alle diese Wärme, welche der Golfstrom täglich frei werden läßt, beisammen, und würde beständig nur über Britannien und Frankreich gleichmäßig vertheilt, so wäre sie im Stande, hier einen ewigen Sommer zu bewirken, denn sie vermöchte diese Länder selbst im Winter von Null bis zu 15 bis 16° R. zu erwärmen. Das sind allerdings nur hypothetische Folgerungen, die aber dennoch insofern Werth besitzen, daß man von der Größe der erwärmenden Kraft eine faßbarere Vorstellung gewinnen kann.

Damit haben wir auf einige der wichtigsten Punkte der Anwendung unserer Kenntniß des Golfstroms aufmerksam gemacht. Erschöpft ist natürlich dieser durchweg interessante Gegenstand noch nicht. Wir wollten nur anregen.

---

# Die Entzifferung der Hieroglyphen.

Von Dr. Georg Ebers.

## I.

Die ersten Versuche (Kircher, Zoëga, Jablonski). — Der Stein von Rosette. — Die Entzifferung der demotischen Schrift (S. de Sacy, Akerblad). — Die Schreibarten der Aegypter.

Griechische Kunst und römisches Recht haben bisher mit gutem Grunde für das Fundament der antiquarischen Studien gegolten. Homerische Gesänge durchwebten die Jugenderinnerungen des humanistisch gebildeten Mannes, und Griechenlands Helden und Weise, römische Thatkraft und Großheit weckten in ihm die ersten veredelnden Gefühle der Vaterlandsliebe.

Aber Homer selbst mahnt uns schon an Griechenlands Verbindung mit dem Orient, und es knüpft sich hieran das Gedächtniß der mannigfaltigen Beziehungen, welche zwischen beiden stattfanden. Vom Orient her empfing Griechenland wenigstens theilweise seine Kultur. Den Syrern verdankt es die so mächtig wirkende cursive Schreibekunst und aus Aegypten stammten, wie uns zahlreiche Gewährsmänner versichern, ein guter Theil seiner gesetzlichen Weisheit, viele seiner religiösen Anschauungen, wichtige Colonien und durch diese wohl auch manche seiner Sprachwurzeln. Ja selbst die bildende Kunst der Griechen ist ein Kind der ägyptischen zu nennen.

Alles dies wurde von dem Hellenenthum gut verarbeitet und sein wahrhaftes Eigenthum; aber dennoch wirkte es wohlerkennbar in ihm fort. Vor unseren Blicken steht ein vollendetes Bild. Das Griechenthum zeichnete selbst mit edlem Geiste die sinnigen Contouren, während der phantastische Orient die Farben darbot.

Erst nachdem im 6. und 7. Jahrh. v. Chr. Griechenland in nahe Beziehung zu den Asiaten tritt und auch Aegypten seine festverschlossenen Thore „den Herren des Nordens", den Hellenen, öffnet, entfaltet die griechische Kunst und Wissenschaft ihre höchste Blüthe. Wie nach den Kreuzzügen die orientalische Phantasie und Farbenglut auf das Germanenthum, so wirkten damals dieselben Momente auf das griechische Leben. Asien wurde die lachende Verführerin, Aegypten der ernste Lehrer des germanischen Stammes; denn als Griechenland noch ein Kind war, trat Aegypten bereits in die Greisenjahre; als Hellas sein kräftiges Mannesalter erreicht hatte, konnte ein ägyptischer Priester seinem besten Sohn zurufen: „Solon, ihr Griechen seid noch Kinder!" —

Aber die Schatzgrube, aus welcher die Hellenen und die anderen Kulturvölker des Alterthums so Vieles schöpften, ging an jenem Tage verloren, an welchem der letzte Aegypter, der die Schriftzeichen seines Volkes zu lesen verstand, die Augen schloß. Erst den Gelehrten unserer Zeit blieb es vorbehalten, die verschütteten Gruben von Neuem zu öffnen. Nachzuweisen, wie weit und durch welche Mittel ihnen

gelungen ist, dieses Werk in historischer Folge zu entwickeln, soll die Aufgabe dieser Abhandlung sein.

Nachdem mehr als ein Jahrtausend Niemand an das Studium der ägyptischen Alterthümer gedacht hatte, kamen auf dem Handelswege einige Mumien, Papyrosrollen und viele kleine Gegenstände aus den Trümmern von Memphis und den bei den Pyramiden gelegenen Gräbern nach Europa und wurden in die Sammlungen fürstlicher Häuser als Raritäten eingereiht, weit mehr um die Neugier, als den Forschungssinn derjenigen, denen sie zugänglich waren, anzuregen. Erst der zu Rom lebende Polyhistor, der bei Fulda geborne Jesuit P. Athanasius Kircher scheute nicht den Versuch, die Zeichen, welche die aus Aegypten kommenden Alterthümer bedeckten, zu entziffern. Leider ließ er sich von den griechischen Schriftstellern, welche von den Hieroglyphen erzählen, daß sie bloße Symbole und keine Lautschrift seien, hinreißen, mit den ihm zugänglichen Texten eine Art von Rebusspiel zu treiben und z. B. das mit Hieroglyphen geschriebene Wort „autocrator" zu übersetzen: Der Urheber der Fruchtbarkeit und aller Vegetation ist Osiris, dessen zeugende Kraft aus dem Himmel gezogen wird in seinem Reiche durch den heiligen Mophtha.

In ähnlichen Unsinn verfällt er überall, wo er Hieroglyphen zu entziffern versucht, wogegen er sich als Kenner der koptischen Sprache, namentlich durch seine grammatischen und lexikalischen Arbeiten, große Verdienste erworben hat.

Auf letzterm Felde zeichnete sich kurze Zeit darauf Fürst Jablonsky, ein Schüler von Lacroze, aus, der mit wissenschaftlichem Ernste, angezogen von dem eigenthümlichen Reize, welcher das ägyptische Alterthum umweht, aus den Klassikern und den ihm zugänglichen koptischen Schriften, in seinem Pantheon aegyptiacum, die ägyptische Mythologie zu reconstruiren versuchte. Nicht minder tüchtig und eifrig als er, widmete sich der Däne Zoëga, welcher in Rom aus Liebe zu einer schönen Malerstochter zur katholischen Kirche übertrat (sein eigenthümlicher Lebenslauf ist von Welcker beschrieben worden), dem Studium des ägyptischen Alterthums. Sein Buch: „De obeliscis" ist ein ungemein fleißiges Sammelwerk; sein Ruhm, auf die im Hermapion enthaltene Uebersetzung der Inschrift der Obelisken an der Porta del popolo zu Rom hingewiesen zu haben, unbestritten.

So hatte zwar das Interesse an den ägyptischen Alterthümern zu erwachen, aber keineswegs brauchbare Früchte zu tragen begonnen, als Napoleon I. im letzten Jahre des vergangenen Jahrhunderts seine berühmte Expedition nach Aegypten unternahm.

Der Zug Bonapartes war keine eigentliche Eroberungsfahrt. Er sollte vielmehr jene Idee zur Wahrheit machen, die schon Leibnitz Ludwig dem Vierzehnten entwickelt und welche Bossuet in seiner Weltgeschichte dringend empfohlen hatte. Aegypten sollte der europäischen Colonisation geöffnet und durch diese zu einem neuen Kulturstaate erhoben werden. Der alte Lehrer sollte jetzt in die Schule seines ehemaligen Zöglings gehen und das, was er ihm vor Jahrtausenden gegeben, von Europa wieder empfangen. Für diese Idee und noch vielmehr, um den verhaßten Engländern ein Paroli zu biegen, führte Napoleon seine Truppen nach Aegypten, schlug er die phantastische Schlacht bei den Pyramiden, opferte er tausende von Menschenleben, würde er endlich ohne den geringsten Erfolg nach Frankreich heimgezogen sein, wenn nicht durch diesen Krieg ein Schatz zu Tage gefördert worden wäre, der, obgleich er nur aus einem unedlen, halbzerbrochenen Steine besteht, eines Feldzugs werth erscheint.

Ein französischer Artillerielieutenant vom Ingenieurcorps, Bouchard, hatte im heißen August des Jahres 1799 den Auftrag erhalten, die Schanze St. Julien in Rosette (Reschid) zu vergrößern. So war er zugegen, als am 17. August 1799 unter Sand und Schutt eine große zerbrochene Platte von basaltähnlichem Granit aufgefunden wurde, welche eine lange, dreispaltige Inschrift trug. In den obersten Buchstaben erkannte schon Bouchard alt-ägyptische Hieroglyphen, in den untersten griechische Lettern. Was er aus den mittleren machen sollte, wußte er nicht. Dennoch war es ihm klar, daß er einen wichtigen Fund gemacht, daß er einen Hieroglyphentext mit griechischer Uebersetzung gefunden habe. Schon in demselben Jahre wurden die Inschriften zu Kairo facsimilirt und Abdrücke nach Paris an die Akademie gesendet; den Stein selber nahmen, nach der Schlacht von Alexandrien, die Engländer in Besitz und zwar zunächst im Namen der britischen Nation William Hamilton, der treffliche Verfasser der „Aegyptiaca", welcher auch für gelungene Zeichnungen und Abdrücke persönlich Sorge trug. Der Stein von Rosette war jedenfalls, wie ähnliche Platten, welche vielfach unversehrt erhalten sind, von länglich viereckiger, oben abgerundeter Form, ist aber jetzt leider oben und unten abgebrochen und so beschädigt, daß aus der prismatischen eine dreieckige Form geworden ist. Oben sind 14 Zeilen Hieroglyphen ziemlich wohl erhalten; von der nächstfolgenden Schreibart 32, während von der griechischen Inschrift, obgleich viele Stellen Schaden gelitten haben, keine einzige Linie gänzlich fehlt und 27 ohne jeden Makel erhalten sind. Fast alle vorkommenden Lücken sind durch die abgebrochene rechte Seite entstanden.

Der von Heyne, Porson, Ameilhon, Drumann, Letronne ꝛc. wohlhergestellte Text besagt, daß der Stein in den ersten Jahren der Regierung des Königs Epiphanes zu seiner und seiner Gemahlin Ehre durch die versammelte Priesterschaft gestiftet und aufgestellt worden sei. Die schmeichelnden Diener der Gottheit preisen die Eigenschaften und Thaten des Königs; unter anderen die Verminderung der Steuern, die Amnestie der Gefangenen und die Erledigung der damals schwebenden Marine-Frage von Aegypten (Erlaß des Beitrags zur Vergrößerung der Flotte), loben besonders seine den Tempeln und Priestern erwiesenen Wohlthaten, um derentwillen er von den Göttern Gesundheit, Sieg und Kraft erhalten hat und ihm und seinen Nachkommen das Reich verbleiben soll immerdar; sie beschließen endlich, neben dem Bilde der Hauptgottheit in jedem Tempel eine Statue zu errichten, eine Kapelle zu weihen, dieselbe reich zu schmücken, sie nach Brauch bei den hohen Festen in Procession einherzutragen, ihm ein besonderes im ganzen Lande zu begehendes Fest zu stiften, und damit dieser Beschluß überall bekannt werde, ihn auf Granit in heiliger, demotischer und griechischer Schrift zu graben und diese Steine neben der Bildsäule des Gottes in jedem Tempel von Aegypten aufzustellen. Durch die in der Inschrift ausdrücklich vorkommenden Worte:

τοῖς δὲ ἱεροῖς καὶ ἐγχωρίοις καὶ Ἑλληνικοῖς γράμμασιν,

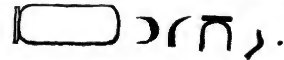
(In heiliger, Volks- und griechischer Schrift)

war jeder Zweifel über die Art der auf dem Stein vorkommenden Zeichen gehoben und namentlich der Akerbladsche Irrthum, der mittlere Theil der Inschrift sei hieratisch und nicht demotisch, beseitigt worden.

Diejenigen, welche sich nun an die Entzifferung des ägyptischen Theils unsrer Inschrift machten, hatten einen mühevollern Weg zu wandern, als Heyne, Porson und Ameilhon; denn wenn sie bei den demotischen Zeilen von

der Ansicht, dieselbe müsse ganz und gar ohne Ausnahme alphabetisch sein, irre geleitet wurden, so täuschte sie, den Hieroglyphenbildern gegenüber, der von Horapollon und anderen Alten bezeugte aber schon von Zoëga angefochtene Wahn, diese Zeichen seien rein symbolischer und ideographischer Natur.

So irrte die Forschung auf Abwegen hin und her, bis der große Sylvestre de Sacy den scheinbar naheliegenden, aber von Keinem vor ihm entdeckten Zauber fand, die Sphinx ihres Geheimnisses zu berauben. Er suchte nach den Eigennamen, fand dieselben und schrieb im Jahre 1802 jenen berühmten Brief an den hochgebildeten Minister der französischen Republik, Chaptal, in welchem er bewies, daß er demotisch geschriebene Namen richtig gelesen habe. — Seine Resultate verdankt er zunächst einem absolut rechnenden Verfahren, nämlich der Abzählung der einzelnen in der Inschrift vorkommenden Wörter und Zeilen, durch welche es ihm möglich wurde erst die Namen Ptolemäus, Arsinoe und Alexander, dann die Gruppen Epiphanes, Alexandria, Isis, Osiris, Aegypten (Chemi) und das griechische Θεὸς in demotischer Schrift zu lesen. — Leider gelangte er noch zu gar keiner Genauigkeit, konnte auch nicht dazu kommen; war es doch z. B. ganz natürlich, daß er die in der demotischen Schrift wie in der hieroglyphischen vorkommenden Königsnamen (in ersterer wird die Cartouche nur durch hakenartige Zeichen angedeutet) für Buchstaben halten und darum für Ptolemäus Aftulmasa lesen mußte.



Hieroglyphisches Königsschild. Hieratische und demotische Andeutungszeichen der Königsnamen.

Der Name des Ptolemäus aus der 22. Linie des demotischen Textes der Inschrift von Rosette.

Der Schwede Akerblad kam schon bedeutend weiter als sein großer Vorgänger. Mit Bewunderung müssen wir constatiren, daß es ihm schon in seiner 1802 geschriebenen lettre sur l'inscription de Rosette à Mr. de Sacy gelungen ist, eine ziemliche Anzahl von Gruppen richtig zu lesen und zu erklären, ja selbst einige allgemeine, heute noch für die demotische Schreibart gültige Gesetze festzustellen.

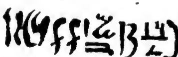
Wenn beide Gelehrten auch noch lange nicht dahin gekommen waren, einen fortlaufenden Text selbstständig lesen zu können, so hatten doch die Sacyschen und Akerbladschen Forschungen das unschätzbare Resultat geliefert, daß die demotische Schrift größtentheils aus Lautzeichen und nicht, wie man bis dahin geglaubt hatte, aus Symbolen und ideographischen, nun unkenntlich gewordenen Figuren oder lediglich aus alphabetischen Buchstaben bestehe. Was von späteren Gelehrten auf diesem Felde geleistet worden ist, rankt sich besonders an den Akerbladschen Resultaten empor.

Ehe wir aber fortschreitend auf die Lüftung des Schleiers übergehen, der die hieroglyphische und hieratische Schrift bedeckt, liegt es uns ob, einen Blick auf die verschiedenen Arten der altägyptischen Schrift zu werfen. —

Gewöhnlich werden drei genannt: die hieroglyphische, hieratische und demotische. Eine vierte, wenn auch aus späterer Zeit stammende, die koptische, läßt sich aber mit gutem Rechte hinzufügen, wenn man es nicht vorzieht mit Herodot nur zwei Klassen: die heilige und die Volksschreibart, anzunehmen.

Die erste, deren Zeichen mehr oder minder erkennbare Gegenstände darstellen, wurde besonders zu Inschriften, so zu sagen als „Lapidarschrift" verwendet und findet sich überall, wo man Stein, Metall oder Holz zu einem Denkmale verwendete; sehr häufig auch auf Papyrosrollen religiösen Inhalts, während man die Buchstaben der zweiten Art fast nur auf Papyros schrieb. Dennoch finden wir auch diese, aber nur in späterer Zeit, z. B. auf den von Mariette entdeckten Apisgräbern, auf dem Stein von Rosette ꝛc. auf Granit geschrieben.

An Stelle einer zweiten Schreibweise nennt Clemens von Alexandrien zwei: die hieratische oder Priesterschrift (ἱερατικὴ μέθοδος) und die Briefschreibeschrift (ἐπιστολογραφική).



Der Name des Ptolemäus in hieratischer Schrift.

Von der koptischen Schrift hier nur so viel, daß sie seit dem dritten Jahrh. n. Chr. es versucht, die Hieroglyphenzeichen durch griechische Buchstaben zu ersetzen, und da, wo ihr das nicht auszureichen scheint, einige hieratische Figuren, wie den Weg als „scha" zu adoptiren.

sa = scha.
1. Hieroglyphisch; 2. Hieratisch und koptisch.

Die Unterabtheilung des Clemens sind von Vielen nicht gebilligt worden und Lepsius u. A. haben, wie ich glaube mit Recht, versucht, die hieroglyphische und hieratische Schrift einer gemeinsamen, die demotische und koptische einer andern Klasse unterzuordnen.

Auf die formelle Frage näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Den stichhaltigsten Grund für diese Ansicht müssen wir aber dennoch erwähnen, da derselbe das eigentliche Wesen der Verschiedenartigkeit jener Schreibweisen in sich schließt. Zunächst constatiren wir die Erfahrung, daß die alten Aegypter in koptischer Sprache geschrieben, dann daß sie zwei verschiedene, schon von Clemens erwähnte Dialekte, den „heiligen" und den „Volksdialekt" gesprochen haben. Die Hieroglyphen- und hieratische Schrift enthält nur immer in dem heiligen Dialekt verfaßte, die demotische und koptische in dem Volksdialekt geschriebene Worte.

Schon aus dem Ende des zweiten Jahrtausends finden sich hieratische, aus der Mitte des vierten Hieroglyphenschriften, die alle in demselben unveränderten Dialekte bis in die Römerzeit hinein geschrieben wurden, während die Sprechweise des Volkes in so langen Zeitstrecken nicht immer gleich geblieben sein kann, und darum das Verlangen, die cursive Schreibart mit der Mundart des Volkes in Uebereinstimmung zu bringen, erwacht sein muß. So wurde denn im siebenten Jahrhundert v. Chr. zur Zeit der Psamtikiden eine neue Schreibart für das Volk und die Sprechweise desselben von den Priestern zusammengestellt und später zu bürgerlichen Zwecken fast ausschließlich benutzt.

Daß die hieroglyphische und hieratische Schreibart dialektisch durchaus nicht verschieden sei, beweisen die zahlreichen Todtenpapyros, welche in beiden Weisen hergestellt wurden und die gleichen, nur mit verschiedenen Zeichen geschriebenen Worte enthalten. Dasselbe läßt sich von der demotischen und koptischen Schrift behaupten.

Das Aeußere der Hieroglyphenschrift können wir

kurz charakterisiren, wenn wir sagen, ihre Zeichen seien erkennbare bildliche Darstellungen concreter Gegenstände. Die demotische ist auf den ersten Blick nicht von der hieratischen Schrift zu unterscheiden. Beide bestehen aus abgekürzten Hieroglyphenbildern und haben den Zweck, die Arbeit des Schreibers müheloser zu machen und zu beschleunigen. Die zweite, noch weit abgekürzter als die erste, hat weniger Zeichen als die hieratische und ist fast ganz alphabetisch, während die Priestercursivschrift noch immer reich genug an sogenannten Determinativzeichen genannt werden muß.

Die letzten reinen Hieroglyphen, die wir kennen, begleiten den Namen des Kaisers Caracalla; die jüngste hieratisch-demotische Schrift ist wohl der zu Leyden befindliche Papyros Nr. 65 u. 75, der nach Reuvens, dem Vorgänger des trefflichen Leemans, dem Anfange des dritten Jahrhunderts angehört. Bald darnach beginnt die koptische Literatur, und erst im elften oder zwölften Jahrhundert hörte jene Sprache, welche heute noch von den in Aegypten weilenden jakobitischen Christen zu gottesdienstlichen Zwecken gebraucht wird, auf, eine lebende zu sein.

Die Erlangung einer vollkommenen Kenntniß aller drei Schreibarten scheint selbst zur Pharaonenzeit mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen zu sein. So hohe Bildung die Priesterkaste besessen haben muß, so gewiß ist es doch, daß ein vorzüglich bewanderter Schreiber zu den gepriesenen Ausnahmen gehörte. Wir lesen z. B. in dem von Chabas trefflich übersetzten Papyros Anastasy 5: „Ein Schreiber, der in allen Schreibarten hoch erfahren ist, wird mächtig werden. Uebe Dich darum stets in der Schreibekunst. Widme keinen Tag fruchtloser Ausschweifung, sonst mußt Du geschlagen werden! Die Ohren des Schülers sind auf seinem Rücken; er hört nur, wenn man ihn schlägt. Man lehrt ein Thier Reisen zu machen, man bändigt ein Roß, der Vogel lernt sein Nest bauen, man richtet den Falken und Sperber ab. So groß ist die Macht der Lehre! Darum vernachlässige auch Du nicht die Bücher und laß Dich mit Geduld im Schreiben üben!“ —

---

# Der Negeraufstand auf Jamaika.

Seit einer Reihe von Monaten hören wir von einem Aufstand, welcher einen Theil der Insel Hayti beunruhigte. Die Insurgenten hatten die Stadt Cap Haytien besetzt und räumten dieselbe erst, als nordamerikanische Kriegsschiffe im Hafen erschienen und ernstlich drohten. Es stellte sich heraus, daß die Aufständischen damit umgingen, alle Mulatten zu beseitigen; sie wollten das reine, urwüchsige Negerelement, welches unter Faustin Soulouque auf dem Throne saß und die Herrschaft ausübte, wieder zur Geltung bringen. Die schwarze Rasse wollte die gelben Mischlinge verdrängen, denn zwischen beiden herrscht eine tiefe Abneigung.

Nun erfahren wir auch von einem Aufstande der Neger auf Jamaika. Wären die Abolitionisten und die Pseudophilanthropen für Vernunftgründe und für die Lehren, welche aus den Thatsachen herausspringen, irgendwie zugänglich, so würden sie zur Besinnung kommen. Aber sie haben nur einige allgemeine abstracte Formeln und an diesen halten sie fest. Sie begreifen nicht, daß die Sklavenemancipation, welche England vor nun 30 Jahren ins Leben treten ließ, in der Art, wie sie ins Leben geführt wurde, eine abscheuliche Grausamkeit war; ein Verbrechen nicht blos gegen die Weißen, sondern vor allen Dingen gegen die Schwarzen, mit denen man in einer heillosen Art experimentirte. Man war, trotz tausendjähriger Erfahrungen, in dem Wahne befangen, daß der schwarze Mensch eben so geartet sei, wie der weiße, und daß er die Freiheit in derselben Weise benutzen werde, wie dieser. „Freiheit“, — das war genug für Leute, die vom anthropologischen, permanenten Unterschiede der einzelnen großen Stammgruppen in der Menschheit keine Ahnung hatten. In geradezu stupider Weise kehrten sie Allem, was ihrer hohlen Floskel nicht entsprach, den Rücken, und wir sehen schon seit Jahrzehnten die Bescheerung.

Daß Methode in der Tollheit ist, dafür liefern auch die Abolitionsradikalen im Yankeelande wieder Beweise in Hülle und Fülle. Wenn einst die Geschichte dieser Tage geschrieben wird, dann wird es heißen, daß es nie einen verderblichern Fanatismus gegeben habe, als jenen der nordamerikanischen Abolitionisten. Jene in England, welche zuerst ein Experiment wagten, das auf Barbarisirung und Verwilderung der Schwarzen hinauslaufen mußte, können wenigstens anführen, daß sie in gutem Glauben handelten, und mögen sich mit ihrer Unkunde entschuldigen. Das können aber die Exterminatoren im Yankeelande eben so wenig, wie die Formelgläubigen in Deutschland, welche nach derselben Melodie pfeifen.

Künftige Zeiten werden kaum begreifen, daß der Abolitionswahnsinn Millionen von Menschen den Kopf verwirrt hat. Aber haben wir nicht auch erlebt, daß man ein ganzes Jahrhundert und länger an Hexen glaubte und unglückliche alte Weiber verbrannte? Das Wirthschaften der Abolitionisten geht aus einer ähnlichen geistigen Abspurigkeit hervor; der Abolitionismus, in seiner nordamerikanischen Form, ist eine psychische Seuche, eine pseudophilanthropische Cholera, welcher hunderttausende von Schwarzen erliegen, während die übrigen der Noth und dem Rückfall in die Barbarei überantwortet werden.

Welch ein Jubel ging durch die Welt, als England 20 Millionen Pfund Sterling opferte, um seine schwarzen Sklaven zu emancipiren, denn von den weißen war keine Rede. Und das Mitgefühl, das die Welt zeigte, war in der That schön und menschlich, denn welche humane Seele sollte nicht freudig erregt werden, wenn so viele unserer Mitgeschöpfe aufhören, anderer Menschen Sklaven, das heißt willenlose Werkzeuge zu sein? Wie löblich ist, sie in ihre gekränkte Menschenwürde wieder einzusetzen und ihnen das Recht eigener, völliger Selbstbestimmung zu verleihen!

Leider spielte in dieses schöne und edle Gefühl ein verhängnißvoller Wahn hinein. Man vergaß das Wahrwort, daß Eines nicht für Alle passe und daß der Neger ein eigenartiger Mensch sei, auf den die aus dem Leben und der Geschichte der weißen Menschen abstrahirten Formeln durchaus nicht passen. Der Ausspruch:

„ein Mensch ist wie der andere", erscheint im Hinblick auf die Geschichte, diese Lehrmeisterin des Lebens, ganz einfach als eine platte Unwahrheit und auf diese Lüge hat man das System des Abolitionismus gebaut! Die Folgen liegen vor Augen.

Die erste und beste Emancipation ist, daß der Neger aus Afrika hinweggeführt wird, aus dem Continente der Ursklaverei, des Fetischdienstes und der Anthropophagie. Auf der westlichen Erdhalbe hat man ihn auch als Sklaven behandelt, aber er ist unter andere Menschen gekommen und hat arbeiten und auch seinen Fetischdienst und seine Menschenfresserei aufgeben müssen, denn er stand unter Controle. Uns fällt auch nicht entfernt ein, die Sklaverei vertheidigen zu wollen, aber für den Neger ist jene in Amerika gegenüber seinem afrikanischen Leben und Treiben ein wahrer Hochgewinn gewesen, denn unter der, oftmals gewiß sehr harten, Aufsicht der Weißen ist er zum Menschen und, soweit sein Wesen es erlaubt, auch zum Christen geworden. Und er, der in Afrika unbesiegbar träge, wurde zur Arbeit angehalten und erst dadurch zu einem nützlichen Gliede der menschlichen Gesellschaft. Ich bin ferner weit entfernt, großen Werth auf Heller und Pfennig und Thaler zu legen, oder den Werth des Menschen nach den Pfunden Kaffee oder Baumwolle zu schätzen, welche zu produciren er mithilft; aber der Satz steht fest: ohne Arbeit ist ein Mensch nicht nützlich; und weiter steht fest, daß in tropischen Gegenden der Neger nicht arbeitet ohne Zwang. Afrika und Amerika liefern die Beweise dafür.

In allen heißen Gegenden, wo man den Neger der Aufsicht der Weißen und dem Zwange zur Arbeit enthoben hat, ist er mehr und mehr in einen Zustand der Barbarei zurückgefallen und urafrikanisch geworden.

Welchen Gewinn hat nun der Neger selber, welchen der weiße Mensch, welchen die Civilisation und Kultur davon, daß der Neger wieder zum Afrikaner wird, mit seiner Schlangenanbetung und allem Aberglauben des Fetischwesens, mit seinem Menschenfressen, mit seiner Verwilderung und seiner unbesiegbaren Trägheit?

Ist es eine Aufgabe für die civilisirten Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, Millionen von der Natur eigenartig geschaffener schwarzer Menschen, die im Laufe einer sechstausendjährigen Geschichte gezeigt haben, daß sie selber unfähig sind, sich zu bestimmen und zu Höherem emporzuarbeiten, — ist es eine würdige, humane, rechtschaffene Aufgabe, diese schwarzen Menschen wieder in die Barbarei zurückzuschleudern? Sie wieder zu Wilden werden zu lassen, weil eine abstracte, ganz und gar unberechtigte und widersinnige Formel durchaus zur Geltung kommen soll? Liegt darin Humanität? Geht weg mit eurer bornirten oder erheuchelten Menschenfreundlichkeit, die noch weiter nichts zur Folge gehabt hat, als schauderhaftes Unheil und Menschenopfer in ganzen Hekatomben!

Westindien ist seit der unheilvollen Emancipation zu mehr als drei Viertheilen afrikanisirt worden. Die Zahl der Weißen verringert sich in jedem Jahre, und was producirt wird, verdankt man der Sklavenarbeit auf Cuba und theilweise Puerto rico, und auf den „freien" Inseln vorzugsweise den asiatischen Kulis. Doch wir fassen heute nur Jamaika ins Auge. Die englische Philanthropie und Politik wollte gerade dort „einen Staat von Schwarzen für Schwarze" ins Leben rufen und den Beweis liefern, daß die Emancipation nicht etwa eine verfehlte gewesen sei. Die Neger wurden mit den Weißen absolut gleichgestellt; reichlich vier Fünftel aller Aemter sind mit Schwarzen und Farbigen besetzt; sie haben die Mehrheit in der Legislatur; was sie sagen, thun und anordnen, das gilt, sie sind in der That und Wahrheit die Herren.

Seit dreißig Jahren sind sie in jeder Beziehung vollfrei und das Land kommt mehr und mehr in ihren Besitz; alle Wünsche der Abolitionisten sind in so weit durchaus in Erfüllung gegangen.

Aber was sind die Folgen gewesen? Lassen wir vorerst die „Times" antworten, welche einst so heftig für die unbedingte Emancipation gewirkt hatte.

„Der Neger hat zwar die Freiheit, aber nicht die Gewohnheit des Fleißes und die Moralität erlangt. Seine Unabhängigkeit ist wenig besser als die eines uneingefangenen wilden Thieres. Indem er sich nur wenige Beschränkungen der Civilisation angeeignet hat, ist er nur wenigen ihrer Anforderungen zugänglich. Die Bedürfnisse seiner Natur sind so leicht befriedigt, daß bei den hohen Arbeitslöhnen er nur gelegentlich und je nach Laune zu arbeiten braucht. Die Schwarzen sind daher nicht intelligente Landwirthe, sondern Landstreicher und Squatters geworden. Es wird jetzt (1853) befürchtet, daß durch Mangel an der gehörigen Bebauung der Insel auch Mangel an den nöthigen Mitteln eintreten werde, um ihre Bevölkerung zu erziehen und zu controliren."

Jamaika kam immer tiefer herunter und war nicht mehr fähig, selbstständig seinen Bedarf für Verwaltung ꝛc. aufzubringen. Der Abolitionismus hatte sich verrechnet, und die Times gestand das auch ein:

„Zwanzig Millionen Pfund Sterling sind aus dem Gehirn und den Muskeln der freien englischen Arbeiter jeden Grades destillirt worden, um den westindischen Neger in einen freien unabhängigen Arbeiter zu verwandeln. Frei und unabhängig genug ist er geworden, das weiß Gott; aber ein Arbeiter ist er nicht und wird es nie sein. Er singt Hymnen und citirt Bibelsprüche, aber ehrlichen ausdauernden Fleiß hat er nicht, sondern den verabscheut er."

Jamaika hat etwa 440,000 Bewohner; davon sind nur 13,000 Weiße, 81,000 Mischlinge und 346,000 Vollblutneger. Ueber diese lauten die Urtheile gleichmäßig. Hier sind einige derselben.

Anthony Trollope schrieb vor vier Jahren in seinem bekannten Buch über Westindien: „Der Neger ist stolz auf seine Kinder, wenn man sie lobt; aber er ist bereit, seine Tochter für einen Dollar zu verkaufen."

Ein Gouverneur des nichtsklavenhaltenden Staates Ohio, Wood, war 1853 auf Jamaika. Er sagt: „Seitdem die Schwarzen der Vollfreiheit genießen, sind sie träge, unverschämt, entartet und unehrlich geworden. Sie sind eine rohe, bestialische Menge von Vagabunden, die, kaum bekleidet, auf den Straßen herumliegt, schmutziger als die Hottentoten und ich glaube auch schlimmer als diese."

Schon vor beinahe zehn Jahren habe ich nachgewiesen, wie jammervolle Folgen gerade auf Jamaika die Emancipation gehabt hat. (Cotta's deutsche Vierteljahrsschrift, 1856, I, S. 209 bis 244: „Umwandlungen im Weltverkehr der Neuzeit; Colonialwaaren, Colonialarbeiter und Sklaverei.) Ich schloß die Abhandlung mit den Worten: „Wir sind, auch aus Philanthropie, ganz entschiedene Gegner der Abolitionisten, die selber in einer kolossalen Lüge stecken und leider das

Publikum mit dieser unheilvollen Lüge in einer wahrhaft kläglichen Weise berückt haben."

Ich halte es für geeignet, gerade jetzt an einige Thatsachen wieder zu erinnern. Jamaika erntete 1801 an Zucker 136,036 Hogsheads, 1808 schon 152,352. Bald nach der Sklavenemancipation war, 1844, diese Ziffer auf 34,444 Hogsheads gesunken; weil die Neger nicht arbeiteten; sie kam auch nie wieder über 45,000.

In Glasgow hielten im September 1852 viele Kapitalisten eine Besprechung über die westindischen Zustände; auch Geistliche von der Insel waren zugegen. Man schickte mir damals den Bericht zu: Depressed condition of our Westindia Colonies; report of the proceedings at a public meeting held in Glasgow, September 22, 1852. Gerade die eifrigsten Abolitionisten machten lehrreiche Geständnisse. Den früher erheblichen Anbau von Indigo, Kaffee und Kakao hatte man aufgeben müssen, weil die Neger theils gar nicht, theils an ein paar Wochentagen nur einige Stunden arbeiten wollten. Der Bürgermeister von Glasgow sagte in seiner Eröffnungsrede, die Zustände in Westindien seien freilich über alle Maßen beklagenswerth: es komme aber darauf an, dafür zu sorgen, daß nicht andere Länder aus einer so kläglichen Lage Vortheil zögen.

Ein Geistlicher schilderte diese Zustände: „Viele Pflanzungen sind ganz verlassen worden; die, welche noch bestehen, hoffen auf bessere Zeiten, werden aber gleichfalls in kurzer Zeit außer Betrieb sein, wenn nicht bessere Tage kommen. Inzwischen wird keine Straße und kein Weg ausgebessert; sie werden ungangbar; Abgaben sind nicht zu erheben. Die Geistlichen und Lehrer ziehen sich zurück; die Obiah- und Meiall-Männer, d. h. die Fetischpriester, legen den Negern das Joch des afrikanischen Aberglaubens wieder auf, und wenn nicht eine gütige Vorsehung ins Mittel tritt, so werden alle Missionsarbeiten und Antisklavereibemühungen ganz unfehlbar keinen andern Ausgang nehmen als Verwüstung und Barbarei."

Für Jamaika stellten sich, wie aus amtlichen Berichten nachgewiesen wurde, folgende Ziffern für die Ausfuhr heraus:

| | Zucker. Hogsheads | Rum. Puncheons | Kaffee. Pfund | Werth. Pf. St. |
|---|---|---|---|---|
| 1823 . . | 110,924 . | 41,046 . | 18,792,000 . | 3,192,637 |
| 1833 . . | 95,353 . | 35,505 . | 17,645,602 . . | 2,791,778 |
| 1843 . . | 42,453 . | 14,185 . | 17,412,498 . | 1,213,024 |

Seitdem sind die Dinge noch viel schlimmer geworden, selbst der Kaffeebau hat zumeist aufgehört, und die Einfuhren sind kaum der Rede werth.

„Wir sind erschrocken, zu sehen, wie das Volk (die Neger) sich täglich mehr von der Erfüllung seiner religiösen Pflichten abwendet, wie die Kinder in Trägheit heranwachsen, die zu Verbrechen führt; und nur mit tiefer Betrübniß können wir daran denken, welch ein Geschlecht jetzt heranwächst." So sprach in Glasgow ein abolitionistischer Geistlicher; er fügte hinzu: „at the root of the whole matter is the indolence of the emancipated population of the Westindies. Die Felder liegen wüst, die Häuser verfallen, die Umzäunungen sind weggerissen, die Maschinen stocken, und ich bin meilenweit über Strecken geritten, die vor zehn Jahren in blühendem Anbau waren. Jetzt bilden sie eine weite Einöde. Und so ungemein rasch ist Alles zurückgegangen, die Ueppigkeit der tropischen Natur hat schon dermaßen Alles überwuchert, daß buchstäblich an manchen Stellen die Neger im Busche suchen müssen, um den Eingang zu ihrer Hütte zu finden. Der lahmgelegte Anbau und der schwindende Handelsverkehr hat Verdummung, Raubsucht, Verbrechen, kurz eine gesellschaftliche Degradation, eine unabwendbare Barbarei im Gefolge, die schon jetzt in kläglicher Weise hervortritt."

So schilderte ein Abolitionist die Triumphe, welcher die Abolitionisten sich rühmen können. Ist das eine Humanität, ist das eine Philanthropie! Jetzt haben die Neger auf Jamaika keine Steuern zahlen wollen, Mulatten und Weiße abgeschlachtet, und dann sind englische Soldaten gekommen und haben die beklagenswerthen Opfer des pseudophilantropischen Wahns und einer hirnlosen Politik zu hunderten niedergeschossen. Dadurch werden sie den Fortgang der Barbarisirung Westindiens nicht aufhalten, und in Nordamerika werden sich, in Folge der abolitionistischen Verrücktheit, ähnliche Auftritte wiederholen.

Bei dem Unheil, welches die Fanatiker und die von ihnen bethörten Unkundigen anrichten, und gegenüber den unklaren und verschwommenen Ansichten, die auch in einem Theile des durch hohle Phrasen und Floskeln irre geleiteten Publikums bei uns in Deutschland herrschen, und bei der bedauernswerthen Unkunde, durch welche sich der bei weitem größte Theil unserer Tagespresse kennzeichnet, sobald es sich um ethnologische und anthropologische Fragen handelt, muß, gerade von liberaler Seite her, betont werden, wie unheilvoll für die Kulturentwicklung die abolitionistische Seuche schon gewirkt hat.

„Ich lasse mich durch salbungsvolle Redensarten nicht irre führen; ich bin in innerster Seele von der Ueberzeugung tief durchdrungen, daß nie ein frevelhafteres Spiel getrieben worden ist, als das, in welchem die Abolitionisten sich gefallen; diese „Negerfreunde", welche aber in der That und Wahrheit die ärgsten Feinde sind, welche der arme afrikanische Mensch jemals gehabt hat, und die er verwünschen müßte, wenn er verständig genug wäre, die Dinge in ihrem rechten Zusammenhange zu überblicken."

So schrieb ich vor zehn Jahren und so denke ich noch heute. Und welche Bestätigung für diesen Ausspruch liefern jetzt die Staaten von Nordamerika! — A.

# Die ostrussische Eisenbahn zwischen Europa und Sibirien von Perm nach Tjumen.

Wir verdanken der Güte des Herrn Staatsraths von Schiefner in St. Petersburg die Zusendung einer Schrift, die sehr interessante Mittheilungen enthält. Sie führt den Titel: „Russische Landschafts- und Lebensbilder", ist zu Reval in Esthland gedruckt und von F. Russow verfaßt worden. Der Verfasser unternahm eine Reise zu bergmännischen Zwecken vom Finnischen Meerbusen bis zur Ostseite des Ural, ging dann gegen Südwesten bis zur Mündung des Don und kehrte nordwärts über Moskau in seine Heimat zurück. Insbesondere wandte er sein Augenmerk auf die unerschöpflichen Erzreichthümer des Ural, auf die endlosen Wälder dieses Gebirges, auf das über hunderte von Meilen weit verzweigte Flußsystem, welches dem Hüttenbetriebe nicht nur die wohlfeilste Arbeitskraft darbietet, sondern auch dessen Erzeugnisse zweien Welttheilen zuträgt.

Die uralischen Eisenerze begleiten das Gebirge in seiner ganzen Längenerstreckung und zwar die Magneteisenerze mit einem Metallgehalte von 55 bis 72 Procent vorwiegend am Ostabhang, die übrigen Eisenerze dagegen mit 30 bis 60 Procent Gehalt bilden den Hauptreichthum des Ural und liefern jetzt 27 Millionen Pud (zu je 40 russ. Pfund), während jene nur etwa 7 Millionen Pud geben. Neben dem Waldreichthum sind schon vor 50 Jahren Steinkohlen entdeckt, aber bis jetzt so sehr vernachlässigt worden, daß 1863 auf den die Kama befahrenden Dampfern noch keine Kohle verwendet wurde.

Die uralischen Metalle werden noch immer auf den alten zeitraubenden und gefährlichen Wegen nach Europa verführt, und zwar aus den nördlichen und mittleren Bergbezirken längs der Tschussowaja, aus den südlichen auf der Bjélaja. Die Metalle werden im Winter bis zu den an beiden Flüssen liegenden Landungsplätzen gefahren, oder auf weit oberhalb derselben gezimmerten Barken, deren jede ein Gewicht bis zu 10,000 Pfund trägt, rechtzeitig befrachtet, damit sie die kurze Zeit des Hochwassers benutzen können.

Besonders wichtig ist die Tschussowaja, auf welcher nicht nur die größten Massen der uralischen Metalle, sondern auch die Ausfuhrwaaren Westsibiriens befördert werden, insbesondere der Talg. Aber so gefahrvoll ist die Flußfahrt, daß ein Zwölftel der Fahrzeuge Schiffbruch leidet oder untergeht. Der Strom zieht zwischen steilen, mehr als 200 Fuß hohen Felsenufern hin und hat mehr als einhundert Untiefen; das Frühlingshochwasser schwindet in zwei bis drei Tagen, und doch ist diese Zeit die einzige, in welcher die großen Lasten stromabwärts befördert werden können. Leute, welche auf diesen Barken-Karawanen gewesen sind, bezeichnen die Fahrt als ein „Gott versuchen", und alle Schiffsführer bekreuzen sich freudig zum letzten Male, wenn sie nach etwa achttägiger Fahrt der Thürme von Perm ansichtig werden.

Hier strömt die Kama; hier werden auch die sibirischen und uralischen Erzeugnisse auf größere Fahrzeuge gebracht und zumeist von Schleppdampfern weiter gezogen. Sie können nach Kasan in 27 bis 30 Tagen, Wolga aufwärts bis Nischni Nowgorod in 45 bis 48, und bis Petersburg auf dem Marienkanale in 106 bis 140 Tagen gelangen; jene, welche Wolga abwärts gehen, kommen in 75 bis 80 Tagen nach Astrachan.

Bei solchen Transportverhältnissen ist der Gedanke an die Herstellung einer uralischen Eisenbahn unabweislich. Die Richtung ist von der Natur und dem Waarenzuge vorgezeichnet. Im Westen muß sie bei Perm an der Kama beginnen, mehre Gebirgsdistrikte durchziehen und bei Tjumên an der Turá auslaufen.

Sobald man die Metalle das ganze Jahr hindurch nach beiden Punkten schaffen kann, ist es möglich die Schifffahrt auf Kama, Wolga und den uralischen Gewässern vollständig auszunützen und so einen regelmäßigen und raschen Absatz zu erzielen, während jetzt das auf den Betrieb verwandte Kapital erst nach 18 Monaten umgesetzt ist. Der Hüttenbetrieb wird erleichtert, die Hütten erhalten wohlfeilern Brennstoff, die Kohlengruben können ausgebeutet werden, Kohlen selbst vom Don und vom Irtysch zu ihnen gelangen, denn nördlich von Semipalátinsk sind ausgezeichnete Lager gefunden worden.

Die Uralbahn würde auf europäischer Seite durch Kama, Wolga und Don mit dem Baltischen, Kaspischen und Schwarzen Meer in Verbindung treten, auf der asiatischen Seite den Anschluß an die Flüsse Turá, Tóbol, Irtysch und Ob vermitteln. Sobald der nur 90 Werst breite Landstrich zwischen Ket und Angara durch einen Kanal oder eine Eisenbahn überwunden ist, kann sie auch den Baikalsee nebst der Selenga bis Selenginsk in das Bereich ihres Verkehrs ziehen. Dann bliebe nur noch eine Strecke von 726 Werst, also etwa 100 deutschen Meilen, von Werchne udinsk bis Nértschinsk zu überschienen, um durch die Schilka und den Amur die großartige Verbindungslinie am Stillen Weltmeer ausmünden zu lassen.

Welch eine Perspective!

Der russische Nordosten hat „Zukunftsstädte", die aber schon in der Gegenwart ihre Bedeutung haben. Den Centralpunkt der Uralbahn wird Tagil bilden; die Endpunkte werden, wie schon bemerkt, westlich Perm, östlich Tjumên sein; der berühmte Meßort Irbit soll eine etwa 10 Werst lange Zweigbahn erhalten. Der letztere und Tjumên sind Rivalen. Es handelt sich darum, ob die Niza, an welcher Irbit liegt, und die seit ein paar Jahren von Dampfern befahren wird, sich für eine regelmäßige Schifffahrt brauchbar bewährt. Tjumên aber ist durch seine Lage am Knotenpunkt aller Wasserverbindungen Sibiriens mit dem Westen Hauptstapelplatz für die über Rußland gehenden sibirischen und chinesischen Waaren. Werden nun die beiden Wasserstraßen, Kama und Turá, welche die asiatischen und europäischen Waaren einander zum Austausch entgegen führen, durch die Uralbahn verbunden, so liegt für Irbit die Befürchtung nahe, daß die Messe, welche bisher diesen colossalen Austausch vermittelte, nach Tjumên hinübergezogen werden könnte. Denn es ist ja lediglich die Folge der gegenwärtigen Communicationsverhältnisse, daß die beiderseitigen Waarenzüge sich im Februar in Irbit treffen und Anlaß zu der großen Messe geben.

Im Jahr 1860 wurde der Entwurf zur Uralbahn bekannt. Sofort wurde der wasserreiche Frühling von 1861 von irbiter Dampfern benutzt, um die Niza, welche schon vor 30 Jahren einmal officiell unter die schiffbaren Flüsse gerechnet worden war, in diesem Range zu rehabilitiren. In der That setzte ein kleiner Dampfer ohne Unglücksfälle über Mühlwehre und andere Hindernisse hinweg, und die Niza wurde abermals für schiffbar erklärt, und 1863 eröffnete eine Compagnie regelmäßige Fahrten bis Tobolsk und Tomsk. Die Tjumener aber intriguirten, und in Folge dessen erhielten die beiden Dampfer ihre Rückfrachten im Herbste viel zu spät, so daß sie vor dem Zufrieren der Flüsse Irbit nicht mehr erreichen sollten. Da aber der Ruf von Tjumên und ein so großes Interesse auf dem Spiele stand, so erzwang wenigstens einer der Dampfer, indem er sich den Weg durch das neue Eis bahnte, die Fahrt, obwohl mit Verlust eines Schaufelrades.

„Es ist freilich ein Kampf um das Leben, denn Irbit existirt seit seinem zweihundertjährigen Bestehen nur durch die Messe. Tragen doch die 800 Häuser der Stadt, wovon nur etwa ein Fünftel aus Stein aufgeführt sind, statt der gewöhnlichen Monatsmiethen von 3 Rubel für ein ganzes möblirtes Haus (!) den etwa 3400 Einwohnern zur Meßzeit die Summe von mehr als 50,000 Rubel ein, während der Stadtkasse an Budenmiethen über 26,000 Rubel zufließen."

Die Bedeutung der Messe für eine Uralbahn ist nicht gering zu schätzen. Von 1820 bis 1840 ist die Summe der nach Irbit angeführten Waaren von 2 bis auf 10 Millionen gewachsen, bis 1845 hatte sich diese Summe schon verdoppelt, und obwohl auch in Tjumên ein Jahrmarkt begründet wurde, ist dieser Waarenstrom in stetem Wachsen begriffen, so daß gegenwärtig die Ziffer von mehr als 50 Millionen erreicht worden ist.

Perm, auf der Westseite des Ural, liegt etwas unterhalb der Tschussowaja-Mündung und vermittelt den Anschluß der Kamaschifffahrt an den Landtransport über Katharinenburg, das, 1723, gleichzeitig mit ihm gegründet wurde. Beide sind aus einem Sawod hervorgegangen, indem die benachbarten Kupfersandsteinlager die Veranlassung zum Anlegen einer Hütte boten. Allmälig wurde die Stadt größer, aber die Bevölkerung ist noch jetzt eine fluctuirende und der Anblick des Ganzen ist der einer Landstadt. Die Fußwege sind Bohlenwege, sogenannte Klavierstraßen. In der schönen Kathedrale befindet sich ein von der Stadt zum Gedächtniß an die Emancipation der Bauern gestiftetes Crucifix, das aus einem einzigen, mit allen Edelsteinen des Ural umsäumten Rauchtopas von seltener Größe besteht und einen 18 Pfund schweren, silbernen Fuß hat. An der Kama herrscht reges Leben. —

Für Rußland kommt Alles darauf an, Verbindungswege herzustellen. Sobald es sich diese in großartiger Ausdehnung schafft, kann es mehr als ein Californien in sich erschließen.

---

# Ausflüge im nördlichen Kleinasien.

Von **Richard v. Dürrfeld.***)

Eldjeny bei Karahissar, August 1865.

Von Konstantinopel und dem herrlichen Bosporus schweige ich: Das ist zu bekannt, und ich beginne mit dem Hafen Kerasunt, von wo der hierher führende Weg sich ins Innere wendet. Dieses Städtchen ist, vom Meer aus gesehen, eines der hübschesten an der Küste und auch im Innern freundlicher und reinlicher, als die übrigen türkischen Ortschaften.

Es liegt in einer weiten Bucht, die aber durch ein hohes Vorgebirge in zwei Theile getheilt wird; also eigentlich auf einer kleinen Halbinsel. Am steilen Gefels thronen die Ruinen des alten genuesischen Forts, und das Städtchen breitet sich zu beiden Seiten desselben an den Buchten aus. Als Hafen dient die westliche; er hat aber als solcher wenig Werth, so daß bei herrschendem Nordwind oder bei stürmischer See selbst die Dampfer nicht anzulaufen wagen, und daher die für Kerasunt bestimmten Briefe und Waaren oft mit nach Trapezunt wandern und erst bei der Rückkehr abgeliefert werden. Manchmal gehen sie sogar wieder bis Samsun, von wo endlich ein anderes Schiff sie an ihren Bestimmungsort bringt, wenn es kann, sonst spielt dasselbe Stück von Neuem. Die Landung selbst ist beschwerlich wegen des seichten Ufers, und gewöhnlich muß man sich aus dem Kahne tragen lassen; denn Landungstreppen oder dergleichen gibt es gar nicht. Um den Hafen herum liegt der bessere, meist von Armeniern bewohnte Theil der Stadt, während der östliche eine fast ausschließlich türkische Bevölkerung hat; ein dritter, am Fuße des Vorgebirges gelegener Theil war früher mit von den Mauern der Festung eingeschlossen, wahrscheinlich die ursprüngliche Stadt, und wird jetzt ausschließlich von Griechen, meist Fischern, bewohnt. Hier sind auch zwei alte interessante Kirchen: die eine in einer Höhle am Fuße des Schlosses wird noch zum griechischen Gottesdienst benutzt. Sie steht durch einen unterirdischen Gang, der hinter dem Altar beginnt, mit einer in Felsen gehauenen Halle in Verbindung, die während der Zeit der türkischen Verfolgungen wohl als Betsaal und Zufluchtsort gedient haben mag; die andere ist eine kleine in rein byzantinischem Styl erbaute Kapelle. Obgleich dieselbe jetzt leider nur noch eine Ruine genannt werden kann, sieht man doch noch einige zierlich geschnörkelte Säulen an den Altarplätzen, hie und da halbverwischte byzantinische Wandgemälde und Arabesken auf Thonplatten, die an die Alhambra erinnern. Jetzt ist Alles dies mit Epheu überwachsen, was viel zur Schönheit der Ruine beiträgt. —

Als Handelsplatz ist Kerasunt unbedeutend, da wegen

*) Herr v. Dürrfeld aus Dresden verweilt seit einiger Zeit im nördlichen Kleinasien. Er ist ein ausgezeichneter Bergmann, welcher früher in Peru die Arbeiten in der berühmten Silbergrube von Morococha leitete. Dem größern Publikum wurde sein Name in Folge der bekannten Katastrophe des hamburger Dampfers „Austria" bekannt. Herr v. Dürrfeld war einer der Wenigen, welche gerettet wurden; er war fast 30 Stunden im Ocean umhergetrieben worden. A.

der immer mehr sich verschlechternden Wege von hier nach dem Innern selbst der Transit sich fast gänzlich nach Trapezunt gezogen hat. Die Ausfuhr ist ganz unbedeutend. Wälsche- und Haselnüsse sind die Hauptartikel, welche hier allerdings in ausgezeichneter Güte wachsen. Die Bevölkerung mag 2500 Seelen betragen und besteht meistens aus Fischern und Landbauern. Von türkischen Behörden hat ein Kaimakan mit seinem Rath hier seinen Sitz, eben so die nöthigen Zollbeamten; von Fremden leben nur die Agenten der russischen und französischen Dampfschiffe, sowie ein französischer Doctor und Apotheker in Kerasunt.

Nach **Karahissar** gibt es zwei Wege; der eine im Thal des Karasu hinauf, der andere, wie man sagt bessere, auf den Höhen sich hinziehend; doch ist derselbe nur im vollen Sommer zu benutzen, da er die Höhen von Karajöl zu passiren hat, die bis in den Juli mit tiefem Schnee bedeckt sind. Ich mußte deshalb denjenigen wählen, welcher am Fluß hinauf führt. Anfangs zieht er sich eine Stunde lang östlich am Meeresufer hin, meist zwischen Plantagen von Haselnüssen, und ist da noch ziemlich gut; sobald man aber in das Thal des Karasu einbiegt, den man sechszehn Stunden bis an seine Quellen verfolgt, beginnt die berüchtigte Beschaffenheit der Straße. In der Türkei selbst ist sie als die schlechteste in Kleinasien verrufen! Was das heißt, davon kann sich ein Europäer keinen Begriff machen. Bald geht es so bergauf, daß man in Gefahr schwebt, hinten vom Maulthiere hinabzugleiten, bald wieder bergab, so daß man über den Kopf herunterfallen möchte, jetzt hoch am Felsen auf wenig Fuß breiten Pfaden, dann wieder unten am Flusse über sumpfige Wiesen. Dazu ist der größte Theil des Weges einst gepflastert gewesen, — wahrscheinlich zur Zeit als die Genuesen ihn als ihre Straße nach Persien benutzten, — jetzt sind davon nur einzelne Felsblöcke übrig, und neben diesen gähnen tiefe Löcher, ungefähr wie auf der Straße über die Landenge von Panama.

Aber nun erst gar im Walde! Da liegen hunderte von Stämmen quer über den Weg und man muß darüber wegklettern, wenn nicht etwa ein mitleidiger Maulthiertreiber ein Stück aus dem oft 3 und 4 Fuß starken Stamme herausgehauen hat, gerade weit genug, daß man hindurch kann. Dreimal überschreitet man den Fluß auf steinernen Brücken, die aber im vollen Zirkel, einige sogar im Spitzbogen gewölbt sind, so daß sie sich unnöthig weit über den Fluß erheben und eine mühsam zu passirende Höhe bilden. Da das Thal meist sehr eng ist, ja sogar im höheren Theile nur eine Schlucht genannt werden kann, so ist wenig Boden für den Ackerbau vorhanden; doch das Wenige ist ziemlich sorgfältig angebaut und bewässert. Dagegen trifft man viele und schöne Obstbäume, namentlich Nüsse, Kirschen und Birnen. Dörfer und Weiler sind spärlich. Als die hauptsächlichsten nenne ich Arpa, Ditreikair, Kutulmusch, Samaillene 2c.

Desto mehr Khans findet man am Wege, diese sogenannten Einkehrhäuser, die natürlich nichts bieten, als ein oft sehr problematisches Unterkommen gegen den Regen. Alles muß man bei sich führen; als Seltenheit gibts etwas Reis zum Pillaw und eine Art saurer Milch. Dagegen fehlt es nie an jeder Art von Ungeziefer, und im Sommer zieht man immer vor, im Freien zu campiren. Sonst sehen die Häuser von fern oftmals sehr nett aus und erinnern an die bekannten Tyrolerhütten. Dieselbe Einrichtung findet sich hier wie dort. Unten der Viehstall, darüber die Zimmer, von einem überspringenden Gang umgeben, und das flache Dach mit Brettchen gedeckt, die aus Mangel an Nägeln durch daraufgelegte Steine festgehalten werden.

Ueberhaupt haben viele Stellen dieses Thales Aehnlichkeit mit den schönen tyroler Felspartien. Bald zeigen sich sorgfältig den Gehängen abgewonnene Felder, bald dergleichen Wälder von Nadelholz auf den Höhen, dann, wenigstens aus der Ferne nett erscheinende, Häuschen an den Hängen zerstreut, und auch grasende, mit Glocken behängte Rindviehheerden fehlen nicht. Dagegen fehlen die Gletscher und der Wohlstand, der dort herrscht.

Statt der Tyroler mit breitem Hut sieht man Türken mit dem abscheulichen Fes, oder sonstiges Gesindel vorüber gehen, und die Blumen, welche man hier sieht, versetzen uns in ein südlicheres Land. Fast alle unsere Gartenblumen, wie Tulpen, Päonien, Lilien 2c. wachsen wild, die Obstbäume sind schlanker und nicht so knorrig wie bei uns, und die Sonne brennt mächtig heiß in diesem engen Thale.

Man passirt viele hübsche Punkte und Aussichten, doch läßt der schlechte Weg nicht viel Zeit zu Naturbetrachtungen; man muß immer auf sein Thier Acht geben, seinen Körper durch die überhängenden Sträucher hindurch manövriren, und oft zieht man es selbst vor, lieber zu Fuß zu gehen, als zu reiten, weil der langsame Schritt der Maulthiere mit der Zeit sehr ermüdend wird.

So geht es im Thale vierzehn Stunden hinauf, bis man sich dem Gebirge nähert und der Wald beginnt. Anfangs fand ich Eichen, dann Buchen und zuletzt Nadelhölzer. Die Rücken des Gebirges selbst sind kahl. Aber was für Bäume sah ich dort: Buchen von 5 und 6 Fuß Durchmesser, Fichten, die von vier Mann nicht umspannt werden können, und Kiefern, aus denen freiwillig die Harze herausrinnen. Man möchte es Urwald nennen. Und Alles dies bleibt **unbenutzt**, etwas Weniges fällen die Dorfbewohner zu Bau- und Feuerholz, oder höchstens haut ein Türke den schönsten Baum nieder, um daraus ein paar Bretter zu spalten, der Rest bleibt liegen und verfault. Tausende und aber tausende der schönsten Bäume, vom Wind oder Alter niedergebrochen, liegen so da, denn des Weges halber ist an Transport nach der Küste nicht zu denken. Wollte aber Jemand Theerfabrikation oder Potaschesiederei anlegen, so würde die Regierung, welche sich alle diese Wälder aneignet, eine Unsumme als Pacht verlangen, das ist einmal türkischer Brauch. Man läßt Alles gern zu Grunde gehen, wenn der Schatz des Kaisers nicht viel bei einer Verwerthung gewinnen kann.

Drei Stunden reitet man durch den Wald, begleitet von Kawassen (Gensdarmen), weil die Gegend nicht ganz sicher ist. Kürzlich erst wurde ein für Kerasunt bestimmter Geldtransport von Räubern, wahrscheinlich Kurden, angefallen und nur durch die gute Haltung der ihn begleitenden zehn Kawassen gerettet; zwei davon sind geblieben, dagegen auch vier Räuber verwundet und dadurch gefangen worden; sie erwarten ihr Urtheil in Kerasunt. Der Weg ist hier das Non plus ultra des Schlechten. Größtentheils besteht er aus halbverfaulten Knüppelstämmen, auf denen die Thiere oft bis an die Sattelgurte in den rothen Lehm versinken. Man dankt seinem Schicksal, wenn man das Hochgebirge erreicht hat, wo der Pfad zwar steinig, aber fest ist. Noch einmal muß man in ein Thal niedersteigen, worin das kleine Dorf Gümpst liegt; dann erklimmt man den höchsten Rücken, der hier eine beinahe zwei Stunden breite fast ebene Fläche bildet und Kafakahanca heißt. Seine Höhe über dem Meere mag gegen 6000 Fuß betragen. Dieser Gebirgszug läuft ungefähr von Südwest gegen Ostnordost, also fast parallel dem Antitaurus, von dem er durch den später zu erwähnenden Fluß von Karahissar getrennt ist. **Auf allen Karten ist der Lauf der Flüsse und Gebirge in diesem Theile ganz**

falsch, und ich bin dabei, eine kleine Karte dieser Gegend aufzunehmen.

Wie schon gesagt sind die Höhen ganz kahl, dagegen mußten wir im Juni noch manche Strecken Schnee passiren, welcher an manchen noch höheren Punkten erst im August (manche Jahre auch gar nicht) fortschmelzen soll. Vom Hauptrücken senken sich nun eine Unzahl kleinerer Thäler hinab, deren Wasser alle dem großen Fluß von Karahissar zufallen, der, nachdem er einen ungeheuern Bogen beschrieben hat (seine Richtung ist hier bei Lidjessy südlich, bei Karahissar selbst südwestlich, später westlich und zuletzt nördlich), sich östlich von Samsun unter dem Namen Jeschyl Irmak ins Meer ergießt. Auf dieser Seite fehlen die Wälder fast gänzlich, wohl wegen der vielen Dörfer, die hier herumliegen. Wenn die Bevölkerung im Thal des Karasu, wie fast an allen Hauptstraßen und allen Plätzen von Bedeutung ausschließlich Türken sind, so besteht sie hier fast nur aus Griechen, die sich früher in diese Thäler und Schluchten geflüchtet haben mögen. Von Erhaltung eines Waldes, oder gar Anpflanzen desselben besitzen sie aber keine Ahnung, so daß die Thäler kahl und monoton und hübsche Aussichten sehr selten sind.

In einem dieser Seitenthäler, ¾ Stunden vom Dorfe Lidjessy, liegen die Gruben und Werke, deren Einrichtung mir jetzt obliegt. Die Lagerstätte ist ein ziemlich mächtiger Gang, der in durch Porphyre metamorphisirtem Sandstein aufsetzt; die Erze sind grobe Geschicke, wie man sie in Freiberg nennt, d. h. Bleiglanz mit Blende und allerhand Kiesen, mit einem durchschnittlichen Gehalt von 50 Pfd. Blei und 12 Pfd. Silber im Centner.

Die Förderung ist jetzt circa 50 Cntr. per 7 Ngr., kann aber leicht verdoppelt werden. In jedem andern Lande als hier wären also die Aussichten sehr gut, allein wir sind eben in der Türkei! Selbst die neuen Berggesetze treten unserm Gewerbe störend in den Weg, andere Hindernisse sind aber von noch größerm Einfluß: vor allem das Brennmaterial. Das Holz muß gegen fünf Stunden weit auf Maulthieren hertransportirt werden, die Wege nach dem Walde sind sehr schlecht und nur vom Mai bis Oktober, des Schnees halber, ausnutzbar.

In diesen fünf Monaten muß also der Bedarf für das ganze Jahr herbeigeschafft werden. Braunkohlenlager, die ich kürzlich bei Karahissar entdeckt habe, werden viel helfen, doch bleibt immer die Schwierigkeit des Transportes. Die Arbeiter sind knapp und schlecht; außer Holz nichts in der Nähe zu bekommen. Alles muß von Konstantinopel verschrieben werden, selbst der größte Theil der Lebensmittel. Maschinen sind kaum zu beschaffen; kurz, es ist von allen Ländern, die ich kenne, das, wo am schwierigsten zu arbeiten ist; es ist hier ärger als selbst in Peru. Fängt aber das Geld zu fehlen an, so ist gar nichts zu thun.

Das Dorf Lidjessy selbst bietet einen eigenthümlichen Anblick dar; die Häuser haben alle flache Dächer, was in einem solchen Klima, wo über sechs Monate im Jahr Schnee fällt, wirklich Wunder nimmt. Freilich werden sie an Abhängen erbaut und sind halb in denselben vergraben; die Wände bestehen aus rohen mit Erde verbundenen Steinen, auf denen, sowie auf den im Innern befindlichen Säulen das Dach ruht, welches als Deckung nur eine lehmige Erde hat, die durch eine steinerne Walze, welche darauf herumgerollt wird, wasserdicht gehalten werden soll, was aber meistens nur stellenweise gelingt.

Ganz trocken sind die Dächer nie, und ich begreife nicht, wie so viele Menschen in einem solchen Hause zusammen leben können, ohne öfter krank zu werden. Gewöhnlich findet man die ganze Familie darin vereinigt: Großältern, Kinder, Enkel, Schafe, Ziegen ꝛc., nebst allem Hausrath, der allerdings höchst spärlich ist. Ein paar alte Teppiche oder Matten, einige mit Stroh gefüllte Matrazen, das Milchgeschirr, ein paar kupferne Kessel, eine oder mehre Wiegen und höchstens ein kleiner niedriger Tisch, der aus einem Stück gearbeitet ist, bilden das ganze Hausgeräth. Einige Steine in einer Ecke vertreten den Kochheerd, von dem sich der Rauch durch eins der kleinen viereckigen Löcher, die als Fenster dienen, einen Ausweg sucht. Warm sind diese Häuser allerdings im Winter und kühl im Sommer. Das ist aber auch sehr nothwendig, denn ersterer ist ausnehmend streng und letzterer zu gewissen Zeiten gewaltig heiß; im Allgemeinen muß man aber das Klima sehr rauh nennen, wozu hauptsächlich die fast immer wehenden starken Winde beitragen. Bis Mittag bläst gewöhnlich der Süd, kurz nach Mittag beginnt aber fast alltäglich der Nordwind, der immer sehr heftig ist und oft als förmlicher Sturm daherbraust. So sehen alle griechischen Dörfer aus, die hier herum liegen. Ich nenne von ihnen nur Afalchik, Göneck, Katahor ꝛc. Die bedeutendsten türkischen Ortschaften nach Karahissar hin heißen Tamsara, Karakeni und Sederé; sie machen einen angenehmen Eindruck und sind reinlicher als die der Griechen, aber die Bauart der Häuser bleibt sich bei beiden gleich. Diese Dorfbewohner beschäftigen sich hauptsächlich mit Viehzucht und Ackerbau, so viel die steilen Hänge der Thäler es erlauben, doch verdienen sie auch etwas Geld als Maulthiertreiber. In den Dörfern um uns herum gibt es über 400 dieser Thiere. Trotzdem bleiben die Bauern arm, denn die Abgaben an die Regierung sind für sie kaum zu erschwingen; da gibt es Steuer auf alle Lebensmittel, auf Vieh und Pferde, bei jedem Kauf muß sowohl Käufer als Verkäufer eine Abgabe entrichten, ja selbst beim Tausche streckt der Steuereintreiber seine Hand aus, vom Getreide wird der Zehnte in natura erhoben, und dabei herrscht noch das Gesetz, daß dasselbe nicht vom Felde fortgeführt werden darf, bis dies geschehen, wodurch die Bauern oft die ganze Ernte verlieren. Daher wird auch nicht mehr angebaut, als was jede Familie braucht. Selbst jedes Hufeisen muß Steuer zahlen; es ist so arg wie jetzt in Nordamerika. Unsere Landleute leben daher sehr schlecht. Ihre hauptsächlichste Nahrung ist Brod und Milch, da aber nach ihrer Religion, nämlich der griechischen, beinahe 200 Fasttage im Jahr sind, so bleiben sie gewöhnlich nur auf ersteres angewiesen, das sie dann durch Honig oder Oel genießbar machen. Gemüse gibt es fast gar nicht, Fleisch kommt nur bei besonderen Gelegenheiten vor. Von Spirituosen wird ein Schnaps aus Maulbeeren gebraunt (Raki), der aber einen unangenehmen süßlichen Geschmack hat. Alle Lebensmittel sind im Ganzen billig, hier haben sie, seit der Bergbau begonnen hat, den doppelten Preis erreicht. Daß bei solcher Lebensweise die Arbeiter nicht viel Kräfte und Ausdauer haben können, ist natürlich, wie ich leider alltäglich in Erfahrung bringe.

Was die Kleidung anlangt, so tragen die Männer Jacken und kurze Hosen aus grobem braunen Wollenzeug, das sie selbst verfertigen, hohe wollene Strümpfe und als Schuhe ein Stück Rohhaut mit Riemchen um den Knöchel befestigt. Auf dem Kopfe sitzt das Fes, welches durch ein darum gelegtes Tuch einem Turban gleich erscheint. Die Frauen tragen weite Pumphosen, darüber einen kurzen Rock, einen Spenser und um den Kopf ein Tuch, das bis in die Taille und noch weiter hinabreicht. Männer und Weiber führen gleicherweise einen dicken Shawl um den Leib. Für gewöhnlich besteht der Anzug in Lumpen, und

nur bei festlichen Gelegenheiten, wie beim Feste von Peter und Paul, gehen sie rein und nett gekleidet. Die Burschen haben dann hübsche gestickte Wämser, Hosen von feinerm Zeug, neue Shawls rc. Die Frauen aber nehmen sich wirklich nett aus. Die Höschen sind von krapprothem Zeug, der Rock ist von Seide, eben so Shawl und Kopftuch, und eine Menge Geschmeide von Münzen aus Gold, Silber und anderm Metall bis zu nürnberger Rechenpfennigen, hängt und klirrt am Kopf, Hals und am Gürtel. Dann sind sie auch nicht so verhüllt wie gewöhnlich und man sieht viele hübsche Gesichter, während sie sich sonst bei der Annäherung jedes Fremden vermummen und ihm sogar den Rücken zukehren. Sie stehen überhaupt auf einer sehr niedern Stufe und werden von ihren Männern gänzlich als Sklavinnen behandelt. Niemals essen sie mit denselben an einem Tisch, und in Gegenwart von älteren Männern dürfen sie gar nicht sprechen; Alles geht durch Zeichen, so daß ich sie anfangs für stumm hielt. Bei einem Fest hingegen dürfen sie etwas freier sein; kein Wunder also, daß sie Alle dabei erscheinen.

Auf dem Peter und Paulsfeste waren wohl 300 Frauen und Mädchen gegen halb so viele Männer erschienen. Es wurde auf einem Berg gefeiert, wo vor Zeiten ein altes Kloster gestanden hat. Früh von 4 bis 6 Uhr hatten die drei Popen Messen gehalten, bei denen sich Männer und Frauen durch große Andacht auszeichneten; sodann wurden zwei Ochsen verzehrt, die von uns und dem Richter des Dorfes geschenkt worden waren, und die, schon zubereitet, in großen kupfernen Kesseln herbeigeschafft wurden. Außerdem hatte noch jede Familie Proviant mitgebracht, der hauptsächlich in süßer und saurer Milch und eingekochtem Rahm bestand. Das ist die Hauptpointe des Festes, denn es ist der erste Tag, an dem, nach einem vierzigtägigen Fasten, wieder Alles genossen werden kann. Etwas Branntwein fehlte auch nicht, und so wurde das Volk bald lustig und beschloß das Fest durch Tänze. An diesen nahmen aber nur die Männer Theil, indem sie einen großen Ring bildeten und nach einer Art Clarinette und einer großen Trommel sich im Kreise bewegten und dabei allerhand Sprünge machten. Die Frauen und Mädchen sahen nur zu, wie sie sich denn auch immer abgesondert von den Männern hielten. Das erste Mal macht es Spaß, ein solches Fest zu sehen, öfter würde ich aber kaum hingehen, besonders da der Weg ziemlich steil und lang und die Kuppe selbst schattenlos ist. Von derselben genießt man übrigens eine ganz hübsche Aussicht auf dieses Gewirr von Berg und Thal, das jetzt im schönsten Grün prangt; man kann den Lauf unseres Flusses bis über Karahissar hinaus verfolgen, während die Ortschaft selbst durch vorspringende Felsen gedeckt wird.

Nach der andern Seite hin nimmt sich das Dorf Lidjessy mit seinen platten zwischen den Obstbäumen hervorschimmernden Dächern ganz nett aus. Der Weg von hier nach Karahissar, der einzigen Stadt in meiner Nähe, geht anfangs am Ufer unsres Baches hin; das Thal ist öde: spärliches Grün und wenig Wald an den Gehängen, einige Pappelweiden am Bach und hie und da zerstreute Stückchen Feld sind das einzige Grün, das man erblickt, sonst begegnen nur Felsen und wieder Felsen dem ermüdeten Auge. Zwei Stunden von hier liegen am Gehänge die Alaungruben (Schab Maden), von denen Karahissar, zum Unterschied von anderen Oertern gleichen Namens, den Beinamen Schab erhalten hat. Der Alaunstein bricht auf einem mächtigen Gange und seine Verarbeitung ist sehr einfach: er wird gebrannt, dann längere Zeit, oft Jahre lang der Verwitterung ausgesetzt, sodann in schmiedeeisernen Kesseln mit Holzasche versotten, geklärt und in Gruben zum Kristallisiren gebracht. Das Produkt ist schön und wie mir scheint sehr rein, dagegen der Preis davon jetzt sehr niedrig: 1 Oka (ungefähr $2\frac{1}{2}$ Pfund) 1 Piaster = 1 Sgr. 9 Pf.; früher galt er 3 und 4 Piaster die Oka. Ausbeute ist also nicht viel zu erwarten, und die Dorfschaften arbeiten nur, weil sie eines Kontrakts wegen nicht anders können. Eine kleine Strecke hinter Schab Maden zieht sich der Weg steil am linken Gehänge hinauf, da der Fluß hier in einer engen Schlucht die hohen Felsen durchbricht.

Nachdem man die Höhe mühselig erreicht hat, wird man durch ein herrliches Panorama entzückt. Der erste Anblick ist wirklich magisch, da man ein solches Bild nicht erwartet. Der Fluß, sobald er die Felsen verläßt, tritt in ein weiteres Thal, das nach Karahissar zu eine weite Ebene bildet. Zu unseren Füßen liegt das türkische Dorf Tamsara, dessen bunte mit Schindeln gedeckte Häuschen zwischen großen Gärten mit Maulbeeren, durch welche sich der Fluß schlängelt, anmuthig daliegt; dahinter ragen steile Porphyrfelsen, auf deren letztem Ausläufer nach dem Fluß zu die alte Festung von Karahissar und an deren Fuße sich das Städtchen selbst, welches sich von hier ganz stattlich ausnimmt, amphitheatralisch erhebt. Um diese Art Vorgebirge schlängelt sich nun der Fluß; nachdem er von links einen Bogen gemacht hat, wendet er seinen Lauf durch das weite ebene Thal, das jetzt mit fast reifen Weizenfeldern prangt, gegen Westen; bald nachdem er die Flüsse von Esbider und Enderas, zwei bedeutenden Dörfern südlich von Karahissar, aufgenommen hat, schlägt er eine nordwestliche Richtung ein. Als Hintergrund des Bildes dienen die Gehänge dieser Flüsse, welche wieder vom Güsel-dagh, d. h. dem schönen Gebirge, überragt werden. Dieser Name scheint wegen der malerischen Conturen gut gewählt. Steigt man aber hinab nach Tamsara und dann wieder hinauf nach Karahissar, so findet man sich gewaltig enttäuscht: die Gärten sind schlecht gehaltene Gemüse- und Grasgärten, und ihre einzige Zier schöne Maulbeer-, Nuß- und Birnbäume. Die Straßen sind eng und krumm, das Pflaster ist abscheulich, die Wohnungen sind meistens halbe Ruinen, welche gegen die wenigen neueren und besseren Häuser gewaltig abstechen, und die Ortschaften, mit Ausnahme des Montags, wo in Karahissar Wochenmarkt (Bazar) gehalten wird, wie ausgestorben. An diesem Tage aber kommen die Dorfbewohner aus einem Umkreis von 10 bis 12 Stunden zusammen und bringen ihre Waaren zum Verkauf: Gemüse, Obst, Vieh, Holz, Bretter und die daraus gefertigten Gefäße und Werkzeuge, z. B. Schaufeln, Heugabeln rc. Alle Verkaufsläden sind dann geöffnet und bieten Sättel und Lederzeug, Schuhe, baumwollene Zeuge, Taback, Droguen u. s. w. feil. Es ist dann wirklich ein tolles Treiben auf dem kleinen Marktplatz und in den angrenzenden Straßen, aber im Ganzen geht es dabei ruhig her, da die Bevölkerung ziemlich nüchtern ist. Dicht am Markt befindet sich ein kleines Café, von dessen Balkon ich oft diesem Gewirr von Menschen, Maulthieren und Eseln zugesehen habe. Noch mehre andere Cafés liegen an verschiedenen Punkten der Stadt; Kaffee ist so ziemlich das einzige Getränk, welches man hier genießen kann; der sogen. Sorbet und der aus Maulbeeren gebrannte Raki wollen einem europäischen Gaumen nicht munden.

Die Bevölkerungszahl der Stadt mag 3000 Seelen betragen und besteht fast zu gleichen Theilen aus Armeniern und Türken nebst sehr wenigen Griechen. Erstere sind meist Kaufleute und Handwerker, z. B. Schmiede, Kupferschmiede, Silberarbeiter rc., die Türken hingegen

fast alle Landbauer, einzelne auch Professionisten, Schuhmacher, Sattler, Töpfer ꝛc. Bemerkenswerthes wird hier nicht erzeugt, dagegen hat seit einigen Jahren die Seidenzucht begonnen und soll Karahissar jährlich 150 bis 200 Okas Seide liefern. Von oberen Behörden wohnt hier ein Kaimakan, der 30 Gensdarmen (Kawassen) unter seinen Befehlen hat; ebenso ein armenischer und ein griechischer Bischof, der aber fast nie am Ort ist, sondern sich in einem der griechischen Dörfer, oder in dem nahen Kloster aufhält. Eine griechische Kirche soll erst erbaut werden; dagegen haben die Armenier deren zwei sehr hübsche und eine neue Schule, die mir der Bischof mit großem Wohlgefallen zeigte. Die Türken besitzen zwei oder drei Moscheen, aber alle halb verfallen und ohne architektonischen Werth; sonst sticht noch das Gerichtshaus und der Palast des Kaimakans sowie ein großer, massiver Khan aus der Masse von Hütten und schlechten Häusern hervor.

Das Interessanteste ist die hoch über dem Städtchen auf einem steilen Felsen thronende alte Festung, die nach einer halbleserlichen alten Inschrift aus der Zeit der griechischen Kaiser stammt. Mächtige Mauern schützen sie da, wo die fast senkrechten Felsen etwa erstiegen werden könnten, und ein einziger Weg führt zu dem im byzantinischen Styl erbauten Thore, das als gedrückter Spitzbogen mit einigen Arabesken und dem Adler noch ziemlich wohl erhalten ist. Durch dasselbe tritt man in den ziemlich bedeutenden äußern Raum der Festung, in welchem noch die Reste einiger massiven Häuser, sowie die Ruinen einer griechischen Kirche und eine halbverfallene Moschee sich befinden. Jetzt dient dieser Burghof einem Bauern, der auch einige Felder darin angebaut hat, als Gehöfte. Der höhere Felsen ist durch eine zweite starke Ringmauer vertheidigt, und auf seiner Kuppe steht, wenn man so sagen darf, die Citadelle, eine viereckige mächtige Burg, an deren der Stadt zugekehrten Seite sich der massive achteckige Thurm erhebt, welcher derselben ihren Namen (schwarzer Thurm) gegeben hat. Auf einer etwas gefährlichen Wendeltreppe kann man auf die Zinnen derselben gelangen, von denen aus man auch eine hübsche Aussicht genießt, namentlich auf das unten liegende Städtchen und das weite Flußthal nach der andern Seite hin, sowie auf die vielen Gebirge, welche ringsherum liegen, gegen Osten bis zum Giamdagh, der die Wasserscheide des Flusses von Tirefole und des Jeschyl Irmak bildet.

Weiter südlich bin ich nur bis zum Dorfe Karakeni gekommen, das drei Stunden von Karahissar liegt. Das Bemerkenswerthe desselben sind die in der Nähe liegenden mächtigen Braunkohlenflötze, deren Bearbeitung ich begonnen habe, sowie der Umstand, daß die Bewohner desselben zu den Kisilbasch gehören, einer Sekte, die von den wirklichen Türken als Ketzer angesehen werden. Sie halten keine Fasten, erkennen den Ulema in Konstantinopel nicht an, heiraten ihre nächsten Verwandten, selbst Brüder und Schwestern, und sollen höchst obscöne Feste feiern; sonst habe ich nichts über ihre Religion erfahren können. So große Feindschaft zwischen ihnen und den Türken herrscht, so leicht sind sie Freunde mit den Christen, und ich habe sehr gute Aufnahme bei ihnen gefunden.

Von Karakeni aus sieht man in das fruchtbare Thal von Eskider hinab. Sobald ich diesen Ort, sowie das eine Stunde weiter entfernte Endeses und einige andere Punkte in der Nähe gesehen habe und etwas Interessantes finde, schreibe ich Ihnen wieder.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Die große Messe zu Rostow am Don.

Rostow am untern Don ist eine der wichtigsten Städte Südrußlands und unter den sogenannten Getreidehäfen des Asowschen Meeres einer der bedeutendsten. Der Ort ist im Aufblühen; er entstand aus der 1761 erbauten kleinen Festung des heiligen Demetrius von Rostow, zählte aber gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erst ungefähr 1500 Einwohner, um 1835 erst 7000, aber 1864 hatte er 25,000 Seelen, 3123 Gebäude. Von den beiden Handelsmessen fällt die eine auf den Himmelfahrtstag, die andere auf den 8. September. Auf den Markt werden vorzugsweise gebracht: Rinder und Pferde, Seiden- und Baumwollenwaaren, Leinwand, Eisen, Leder-, Colonial- und Galanteriewaaren. F. Russow, welcher 1864 die Herbstmesse besuchte, entwirft in seinen „Russischen Landschafts- und Lebensbildern“ folgende Schilderung:

Gleich beim ersten Blick gewährt Rostow das Bild einer aufblühenden Stadt der Zukunft. Schon verschwindet der Kern der älteren, meist einstöckigen Häuser vor den stolzen Neubauten, zwischen denen hinter einer Menge von Baugerüsten ein nicht minder stattlicher Nachwuchs vielversprechend hervorblickt. Wohl die beste Illustration zu der merkantilischen Bedeutung der Stadt bietet ein Gang an die große Floßbrücke über den Don, wo sich Fahrzeuge aller Art längs der langen Reihe von Magazinen und Stapelplätzen drängen, welche der Stadt eine zuverlässigere Garantie für die Zukunft bieten, als der schwindelerregende Handelsverkehr auf dem Meßplatz. Droht doch der Messe von Rostow dasselbe Schicksal wie der von Irbit bei der noch schwebenden Frage, ob Rostow oder Taganrog zum Ausgangspunkt der Charkow-Asowschen Bahn zu wählen sei, wodurch denn auch beide Nachbarstädte in eine ähnliche leidenschaftliche Concurrenzfehde gerathen sind, wie Irbit und Tjumen.

Der Markt wurde zwar erst am 8. September mit einer Kirchenprocession feierlich eröffnet, doch war das geschäftliche Treiben schon mehre Tage vorher in vollem Gange. Trat man aus der Stadt, so sah man in einiger Entfernung durch eine schwere graugelbe Staubwolke, welche unbeweglich auf der angrenzenden Steppe lagerte, eine unendliche Reihe bunter Flaggen und Fahnen, hinter denen, nur von dumpfen Paukenschlägen übertönt, das Gebrause des Marktverkehrs hervordrang. Hatte man sich durch die Menschenmasse Bahn gebrochen, die am Rande des Marktplatzes vor den Kunsthallen aschgrau bestäubter Seiltänzer und Akrobaten, vor den Panoramen und Wachsfigurenkabinetten und den Dutzenden ähnlicher Schaubuden sich gestaut, so hatte man die Wahl zwischen ein paar Hauptstraßen, die den mächtigen mit Buden und offenen Waarenniederlagen bedeckten Platz rechtwinklich durchschnitten, und man that wohl daran, sich bei einem ersten Besuch nur auf die Hauptrichtungen zu beschränken. Die Neben- und Quergäßchen, die vielen Durchgänge und Schlupfwege zwischen den einzelnen aus Bastmatten-, Leinwand- und Filzwänden aufgebauten und mit breiten Lindenrindentafeln bedeckten Buden und Baracken bilden ein sinnverwirrendes Netz für den Neuling, der sich bald verfangen kann. Gehen wir die erste der Hauptstraßen hinab, so fallen uns ganze Berge von insektenumschwärmten Honigfässern auf, dicht dabei wie durch eine ironische Laune des Zufalls eine lange Reihe von ebenso dicht umdrängten Schnapsläden. Gegenüber ragt aus der Reihe von Metallniederlagen ein Gerüst voll Kirchenglocken, und die Vorübergehenden können es sich nicht versagen, denselben einen kleinen Schneller zu versetzen, so daß fortwährend ein leises Geläute sich in das dumpfe Stim-

mengewirre mengt. Den Bretter-Fußsteg zu beiden Seiten der Straße bedeckt die kleine Industrie, Tabuletkrämer und Fruchthändler. So unansehnlich die Trauben und Arbusen in ihrer Staubkruste aussehen, so lechzt man, vor Staub und Hitze verdürstend, immer wieder darnach, ob man sie auch mit knirschenden Zähnen hinunterwürgen muß.

Die zwischen den Hauptstraßen liegenden Quadrale zerfallen nach den verschiedenen Waarengaltungen in gesonderte Gruppen, unter denen dem Fremden aber höchstens etwa die Reihe von Gold und Silber strahlender Heiligenbilder-Buden auffällt. Vergeblich sah ich mich nach den erwarteten asiatischen Costümen und Physiognomien um; außer den schönen Armenierinnen aus dem benachbarten Nachitschewan und ein paar kaukasischen Silberhändlern stieß ich nur auf eine beunruhigende Masse von jüdischen Physiognomien, welche durch das Gewühl huschten. Andererseits muß ich erwähnen, daß eine sonst unvermeidliche Species von *europäischen* Costümen und Physiognomien hier gänzlich zu fehlen schien, — die Polizei. Ebenso erinnere ich mich aber auch kaum eines Auflaufs oder einer Schlägerei, — trotz der Menge der Betrunkenen. Doch ist ja der Russe im Rausche durchweg friedliebend und jovial, und bei der wahrhaft schmelzenden Hitze mag jede stärkere Emotion sich ganz von selbst verboten haben.

Tritt man aus der für die Marktzeit nur eben nothdürftig aufgestellten Barackenstadt aufs freie Feld hinaus, so findet man sich zwischen Hügeln von Zwiebeln, Knoblauch, türkischem Pfeffer, Hausgeräth, Töpfer- und Holzwaaren, worunter, für uns eine fremdartige Erscheinung, die Menge von Jochen für Zugochsen und Rädern, deren Felgen nur aus einem kreisrund gebogenen Stück Eichenholz bestehen.

Doch bald hat sich der nicht durch Marktgeschäfte interessirte Besucher müde gesehen und sucht einen Ruheplatz. Nur flüchtig eilt er noch die „Freß-Reihe" entlang, um sich an dieser *heitern Eigenthümlichkeit der russischen Messen* zu ergötzen. Es ist das eine Reihe in Erdlöchern angelegter Heerde, auf denen in großen eisernen Grapen Kohlsuppe kocht. Auf der Oberfläche schwimmt gewöhnlich eine rothe Schicht türkischen Pfeffers, während rings um den Heerd allerhand von Staub unkenntliche Fleisch- und andere Speisen aufgetischt sind, zu deren Genusse eine ebenso bestäubte, von Schweiß triefende Matrone mit allen Künsten der Beredsamkeit einlädt.

Das Gegenstück dazu bietet eine Reihe von verhältnißmäßig ganz hübsch eingerichteten Restaurationen, aus denen Musik jeder nur möglichen Gattung hervortönt. An der Thür steht wohl, wie zufällig, um Luft zu schöpfen, eine niedliche *Tyrolerin* mit auffallend orientalischem Teint und Schnitt des Gesichts, während drinnen die Genossen *Darm und Draht feilen oder Wimmerholz hacken*, oder sonstige musikalische Tagelöhnerarbeit verrichten und dabei nach Noten ums liebe Brod schreien.

Endlich kehrt man ausgedörrt und zugleich völlig ausgeweicht zur Stadt zurück, um nach kurzer Ruhe sich wieder und immer wieder in das tosende Gewimmel zu stürzen, denn bei jedem neuen Besuche gibt es neue interessante Züge in dem großartigen Ameisenhaufen zu entdecken.

---

## Der Volksmund in Deutschland. Sonst und Jetzt.

Unter diesem Titel ist, als „Wegweiser im deutschen Vaterland fürs Volk und seine Lehrer" in Nordhausen von einem Dr. med., Herrn *E. F. Riecke*, ein *recht curioses* Buch erschienen. Nachdem der Verfasser eine Anzahl von Büchern: „über Zunehmen der Quellen der Armuth; über Reform der Lehre von den Contagionen, Epidemien ꝛc.; über den Tod durch den Sonnenstich oder Hitzschlag; über das sogenannte Befallen der Kulturpflanzen, insbesondere der Kartoffeln; über den Futterbau für Seidenraupen" — geschrieben, hat er jetzt übernommen, der gelehrten Welt zu zeigen, wie man *etymologisiren* müsse. Er hofft, „daß sich in Deutschland mehre *weibliche Wesen* finden, welche fähig sind, die Sachen zu begreifen und sich dafür zu interessiren, während im Gegentheil bei den männlichen, sogenannten *gelehrten Individuen*, solche höchst selten gefunden werden. Es würde also eine sehr vergebliche Arbeit gewesen sein, für solche ein Buch zu schreiben". Deshalb hat er dasselbe einem Fräulein gewidmet, welches einmal geäußert, die keltischen Forschungen müßten sehr lehrreich und angenehm sein. „Prüfen Sie, mein hochgeschätztes Fräulein und *Ihre vielen tausend deutschen* Schwestern, die in dieser Schrift mitgetheilten Thatsachen in Ihrer Umgebung."

Mit den Gelehrten steht Herr Riecke auf sehr schlechtem Fuße. Er meint, sie hätten die keltische Literatur todtgeschwiegen; er haßt die „Zopfwickler", und er thut wohl daran. Er ist ein dreister Autodidakt, der einzelne Bücher über Keltisches gelesen hat, und er „fühlt ein unnennbares Sehnen, das nur im Blute liegen kann, nach der *unbekannten* keltischen Vorzeit". Er wurde ein Keltomane, wie es schwerlich je zuvor einen solchen in so bedenklicher Weise gegeben hat. Hoffentlich ist er der letzte. Vom heutigen Standpunkte der Sprachwissenschaft und von den Forschungen auf dem Gebiete derselben weiß er nichts, und was er etwa gelesen hat, gefällt ihm nicht.

Sein Buch ist eine erheiternde Lektüre für „Zopfwickler" und nicht — Gelehrte. Die ersteren werden sich freuen, so viele Seltsamkeiten zu finden und zu erfahren, was Alles in der Welt keltisch ist (eigentlich ist Herrn R. Alles keltisch), und die zweiten werden sich freuen, daß es noch solche Art von Erudition in der Welt gibt. Die Art und Weise, wie ein „Nichtzopfwickler" etymologisirt, wird aus einigen Proben klar werden, die wir aus dem ungeheuern Wust ähnlicher Dinge herausgreifen. Schade, daß Jakob Grimm nicht mehr lebt.

Herr Riecke weiß, was *Fürst* bedeutet (S. 56). „Unser *Fürst* hat seinen Namen von First = Spitze eines Berges, eines Hauses; *daher* liegen die Fürstenburgen an der Werra und Weser auf Bergesspitzen; der First eines Daches hat sich in Gibel, Spitze verwandelt; das arabische Dschebel ist dasselbe; der Kehllaut wurde zum Zungenlaut. Das indostanische Ssirr, Sserr, zigeunerisch Schero, Tschero, chern = Kopf, hat ebenfalls die Bedeutung Herr, wie das Sir der Engländer und das Sire und Sieur der Franzosen. Das persische Ssar, Sserr, ossetisch serr, essar = Kopf, ist dasselbe, und der russische Czar ist auch das Oberhaupt, wie ein türkischer Seraskier Haupt der Krieger ist. Serra, Sierra, heißen die zackigen Felsenberge in Spanien. Der Dalai lama = Haupt der Priester in *Tibet*, ist auch ein Haupt und Anführer, *tamulisch* heißt Datei = Kopf; *tangutisch* go = Kopf wird in Deutschland noch für hohe Berge gebraucht, und die alten Götzen oder Götter der Heiden waren auch ihre höchsten Wesen und wurden auf Bergspitzen, Go, verehrt."

Das ist prächtig; nicht minder Folgendes: „Gälisch ceap, cap = Chaff, *Kapf*, *Kopf*, bezeichnet das Haupt der Menschen und die Spitze hoher Berge, daher der Ausdruck Bergkopf; die vielen Kapf, Kappen, Chaf, Schaff und endlich Schaf = Berge, die in der Regel über alle übrigen wie die Könige hervorragen, erinnern an das Tschah der Asiaten. Die Thiere erhielten ihren Namen von einer hervorstechenden und hervorragenden Eigenschaft. *Da nun der Kopf aus der Wolle des Schafes hervorragt, so erhielt es den Namen Chaff, Kapf und endlich Schaf.* Eben so wurde aus Cap-, Carf-, Chaf- endlich Schafhausen, die eben so an Bergspitzen liegen, wie die Königsdörfer. Schafberge sind hohe Berge, z. B. der Schafberg im Salzburgischen, der Rigi dortiger Gegend; die Schafleite im Thale der Thnea, Schafberg, Schafheim, = stedt, = feld ꝛc. *Küf, Kuf sind Umbildungen; Kyfhausen ist dasselbe was Chafhausen und Kufstein = Schafstein.* Das Wort *Schafskopf* ist eine Tautologie und wird gewöhnlich als eine niedrige Bezeichnung betrachtet, *obgleich es einen so erhabenen Ursprung hat*; aber es geht hier wie mit zwei Verneinungen, die bejahen. *Uebrigens war das Schaf ursprünglich gewiß nicht so dumm*; es wurde erst durch das beständige Gängeln der Menschen unfähig zur Selbstständigkeit: gerade wie Menschen, die beständig gegängelt werden, auch zur Selbstständigkeit unfähig und Schafsköpfe werden. Wie die Slawen das *Biber* in *Bober* umgewandelt haben, so das Chaf, Schaf in Schöps, womit wir heute auch ein *Schaf* (so?) bezeichnen. Auf einem Hügel am Flusse Schöps bei Bautzen liegt ein alter Ringwall, unter dem jetzt das Dorf Schöps entstanden ist. Hier wurde das Chaf in Schöps entstellt, denn die Ringburg auf der Spitze des Hügels erhielt den Namen Chaf, Schöps, wie bei Schafhausen. Weil sie ein Hauptort war, so erhielten Fluß und Dorf von ihr den Namen!" Und so weiter.

Ganz kapital und für alle „Zopfwickler" überraschend ist das Folgende:

„Ein der Menschheit ureigenes Wort ist *ur*; es entstand durch die Quelle, Mur, Murmur, und bezeichnete im Allgemeinen den Ursprung, den Anfang der Dinge, die Schöpfung jeder Art. Es bezeichnete auch den Wasserquell und das Wasser selbst. Baskisch ura = Wasser, bretonisch dur, dour, wälsch: dwfrr, gäl. curr, alle haben das *ur* behalten. Das Murmeln des Quells ist seine Sprache, der Lippenlaut trat nach denselben Regeln ein wie bei Ma und Mama. Die Quelle hat sich, wie der Kuckuk, ihren Namen selbst gegeben. Das lat. Susurrum, unser Murmeln, bezeichnet sowohl das Geräusch des Quells, als auch das des Waldes, wenn der Wind denselben reden läßt.

Tropisch bezeichnet es den Ohrenbläser, der ja auch ins Ohr zischelt. Die Hebräer haben ur als das Symbol für das Feuer, die Flamme, den Heerd und Feuerraum. Der Lateiner hat urere, brennen; der Brennstoff, Gas, entsteht aus dem erhitzten Brennmaterial eben so jeden Augenblick neu, wie das Wasser aus der Erde im Quell. Mit der Umlautung in *or* wurde lateinisch orire, entstehen, oriens, das neue Entstehende, *also unser Ursprung*, origo. Mit ur bezeichnet der Ire auch das Grün der Wiesen, das in jedem Frühjahre neu entsteht; auch die Hitze, das Erste, das Noble, wie das Böse, kurz das aus Nichts neu Entstehende. *Ur, der Urochs*, lat. *urus, eben so die Ursache. Ob die Lateiner den ursus*, Bär, *für ein Urschwein gehalten, steht dahin. Nach Darwin allerdings möglich; Bärenschinken sind noch beliebt.* Der Ur-an war der Urmann, griech. lat. Uranus, Vater des Saturn, Großvater der übrigen Götter. Uranus, der Himmel, als das, woher alles Geschaffene kam; auch Sitz der Götter und der Regenspender, also die Urquelle des Wassers; Urania die Himmlische. Die *Urne*, urna, von ur und umgekehrtem an = Wasser, also eine Tautologie, war ursprünglich das erste künstliche Wassergefäß, wie unser Topf, der ebenfalls vom irischen dob, dop seinen Namen hat." (S. 66.)

Mit derartigen Phantasien hat der rüstige Gegner der Gelehrsamkeit mehr als 300 enggedruckte Seiten gefüllt. Ob das Lesen derselben für deutsche Jungfrauen, für welche das Buch geschrieben wurde, eben so erheiternd ist, wie für uns Zopfwickler und Nichtjungfrauen, möge dahingestellt bleiben.

„Wälsch lam, gäl. leum, der *Quell, Spring*; das Wort bezeichnet überhaupt das Auf- und Hervorspringen, das *Hüpfen*, wie der *Quell* thut. Daher bezeichnet lamm den Sprung, und indem die Jungen von Schafen, Ziegen 2c. gleich nach der Geburt zu hüpfen und zu springen pflegen, werden sie *Lamm und Lämmer* genannt. Andere Jungen führen diesen Namen nicht. Wälsch Llamb, das Lamm, Llamwr, der Springer, Tänzer, gäl. leumadair. Indem zwei- und vierbeinige Thiere, wenn ihnen ein Bein unbrauchbar wird, zum Springen genöthigt sind, um sich fortzubewegen, so erhielten sie die Bezeichnung *lahm*, holl. lám. Lahmsein an den Füßen macht zum Springer. Das Wörterbuch der Natur war die erste Sprache." (S. 76.)

Diese Art von erhabener Etymologie wird auch in allerausgiebigster und ungemein lustiger Weise auf Orts- und Ländernamen angewandt.

„Wälsch: bot, ein runder Körper, runde Erhöhung des Bodens, irbot, ein Buckel, Flasche, Bol-er, ein großer Buckel; daher die vielen Botterberge in Deutschland. Da nun im Niederdeutschen die *Butter* auch *Botter* genannt wird, so hat man diese Berge hochdeutsch Butterberge genannt. Die Ortsnamen Bottersleth, Botterröeb, Bottorp führen davon den Namen. Oft ist das r in n übergegangen; indem l in l überging, wurde Bollenberg, Bollmannsmühle 2c. daraus. Halberstadt hat einen Bullerberg. In Süddeutschland und in der Schweiz heißt die *Butter* auch *Anke*. Da nun das Botter in Butter übergegangen, so folgte auch die Uebersetzung in Anke; daher ist Ankenberg gleich Butterberg. Dorf Anken bei *Hoya* (— das freilich ganz im plattdeutschen Lande liegt, und wo der Landbewohner nie gewußt hat und noch heute nicht weiß, daß Anke Butter bedeutet!! —). Dorf Anker bei Ratzeburg. Im Osten von Deutschland wird die Butter *Schmand* genannt; daher wurde das Botter in Schmand übersetzt. Dorf Schmans ist gleich Butter; Schmantewitz, Schmandbruch. Indem nun *Schmand* und *Schmalz* dasselbe bezeichnen, so haben wir auch Schmalt, Schmalzenthin, Schmalzerode." (S. 185.)

Noch ein paar Proben und dann genug. „Wälsch hyn, heißt ein Vorvater, Ahn, *grab* ist Haufen, Gruppe; Hyn-*grab* also *ein Haufen Vorväter*, die darin begraben, und so einfach die Bezeichnung der Sache. Jetzt sind Hühnen daraus gemacht, und das Volk denkt dabei an Riesen, ohne zu wissen, daß es seine Vorväter waren." (S. 248.)

Auf der folgenden Seite wieder eine kapitale Entdeckung. „Die Steinaltäre, welche sich oft in der Nähe der Steinringe finden, hießen *Dolmen*, vom wälsch. *Dol*, Ring (!) und *maen*, Stein, also zum Steinring gehörig. Der Ring selbst, *caer*, wurde im Niederdeutschen zu *Kerke*, hochdeutsch *Kirche*; er vertrat den geweihten Versammlungsort; ir. *toll*, Höhle, *tol*, Kirchplatz; die Steinaltäre, Dolmen, bildeten Höhlen (!!) in denen Heiligthümer eben so aufbewahrt wurden, wie später in den Altären die Reliquien, und die Monstranz im Altarschrein. Die Decke der Höhle war ein breiter Stein wie unsere Altardecken."

„*Grel, krel, krewt* ist eine Umlautung des wälschen *gyrhynt*, Fluß. Aus krewt, krel, wurde durch hochdeutsche Umlautung *Krebs*, und dies wurde ebenfalls für Fluß gebraucht; daher haben wir Krebsbäche überall. *Indem der Krebs ein Flußbewohner ist*, erhielt er davon den Namen."

Vortrefflich! Man sieht, daß Herr R. alle Ursache hat, mit den „Zopfwicklern" auf schlechtem Fuße zu stehen; auch mit der „Grammatik", die ihm nicht passen will, liegt er in Fehde. Ihm ist die „Keltensprache die Sprache der alten Kulturvölker überhaupt, und sie verbreitete sich natürlich mit der Kultur. Wir haben in Berlin und überall Sirenen".

„Nach den Gelehrten stammen die Deutschen vom Halbgotte Teut; eine Mutter hatten sie nicht, wenigstens kein Symbol dafür, denn das Wort Mutter sollen die Deutschen, wie die Etymologen lehren, vom lat. mater erhalten haben. Echte Deutsche sind also nur Halbblut. Dagegen berichtet der Verfasser des Etymologicum magnum, der vor etwa 900 Jahren lebte, aus älteren Schriften: *Kelto*, die Tochter des Pretanus, verliebte sich in den Hercules und wohnte ihm bei. Darauf hinterließ ihr Hercules seinen Bogen, ihr sagend: würde ein Knabe geboren, so solle er König werden, wenn er vermöchte, den Bogen zu spannen, und es wurde der Knabe *Keltos* geboren. Von diesem die Völker der Kelten. — Der Vater, fügt Herr R. hinzu, also göttlicher Abkunft vom Herkules. Ferner: „Keltica vom Keltos, Sohn des Herkules und der Sterope, Tochter des Atlas." — Das also die Mutter der Kelten. Da nun Atlas ein Titane oder Himmelsstürmer, also mindestens ein Halbgott, so waren die Kelten echtes Vollblut. Es braucht sich also selbst ein Junker der keltischen Abkunft nicht zu schämen." (S. 273.)

Quod erat demonstrandum. Es geht nichts über die Dreistigkeit eines in dem Irrgarten der Etymologie phantastisch umhertaumelnden unwissenschaftlichen Autodidakten.

---

**Von der Deckens und du Chaillu's Reisepläne gescheitert.** Gegen Ende Novembers kam diese unwillkommene Kunde nach England. Herr *von der Decken* war, wie von Manchen im Voraus befürchtet wurde, an der Ostküste Afrika's mit den Eingebornen in feindselige Berührungen gekommen, und seine beiden Dampfer waren auf der Barre, welche an der Mündung des *Dschub* liegt (den er hinaufzufahren gedachte) zu Schaden gekommen. Nähere Nachrichten haben wir noch nicht gelesen; die obigen sind aus Sansibar an den dortigen britischen Consul Playfair gelangt, welcher sich gegenwärtig in London befindet, und wurden von ihm sofort der „Geographischen Gesellschaft" mitgetheilt.

Auch *Paul du Chaillu* hat umkehren müssen. Es war, wie wir früher im „Globus" mitgetheilt haben, sein Plan, von Westen nach Osten durch den Continent zu wandern, wo möglich bis zum obern Laufe der Zuflüsse, welche der Nil von Westen her erhält. Seinen Ausgangspunkt, an welchem er sorgfältige Vorbereitungen zur Reise getroffen hatte, bildete der Fernand Vaz in der Gabonregion. Er war eine beträchtliche Strecke weit ins Innere gedrungen, wie weit wissen wir jetzt noch nicht; dann wurden die Eingebornen feindselig, und der Reisende mußte sich mit den Waffen in der Hand bis zur Küste durchschlagen. Seine Tagebücher nebst den astronomischen Beobachtungen hat er gerettet.

Durch dieses Mißgeschick wird die Aufmerksamkeit wieder auf diese Regionen des äquatorialen Westafrika gelenkt, und es trifft sich recht gut, daß wir über dieselben eingehende Schilderungen im „Globus" mittheilen.

---

**Großer Reichthum an Petroleum auch in Californien und Canada.** Das Gold-, Kupfer-, Silber- und Quecksilberland ist nun auch ein Oelland geworden. Man hat in dem Gebirge, das sich als Monte Gobillan im Süden von San Francisco hinzieht, sehr reiche Petroleumquellen entdeckt; die reichsten liegen in Santa Clara County unweit von Gilroy, in der Nähe der Straße, die von San Juan nach Monterey führt, an beiden Seiten einer Schlucht, durch welche der *Pajaro* fließt. Dort ist Alles mit Petroleum durchschwängert; es dringt an vielen Stellen so dick wie Syrup aus dem Gestein, aus manchen Quellen kommt es aber auch rascher vor, und man hat vom Wasser des Flusses Oel geschöpft, das sehr gut brennt und beinahe geruchlos ist. Diese Oelgruben sind nun in Angriff genommen worden.

Ueber jene in Canada haben wir schon früher gesprochen. Wir finden aber jetzt noch einige neue Notizen. Petroleum quillt auf einer Insel im Huronsee; bei Packenham in Obercanada, und unweit vom Niagara; bei Point Gaspe, unweit von der Mündung des St. Lorenz, wo Holz in Fülle vorhanden ist, so daß Mangel an Fässern nicht eintreten wird. Die Hauptölregion in Canada ist aber immer noch die von den Seen Erie und

Huron und vom St. Clairflusse gebildete Halbinsel, durch welche die Thames fließt. Hier ist „Petrolia"; die Brunnen am Flusse geben reichen Ertrag, und den Centralpunkt bildet die Stadt Oil Springs, in Enniskillen County. Dort gewinnt man Petroleum „in ungeheurer Menge". Sechs Meilen nach Norden hin liegt die Stadt Petrolia. In Pennsylvanien und Westvirginien kommt das Oel in unebenem Gelände vor, dagegen ist die canadische Petroleumregion völliges Flachland, von den Flüssen bis zu 20 oder 30 Fuß ausgehöhlt, ohne jede Bodenwelle. Die Oberfläche ist durch Thon aus der Driftperiode gebildet, und an manchen Stellen liegt in ihm Petroleum; unter dem Thon liegt Kalkstein. Die als Lot Nr. 18 bezeichneten zwei Brunnen ergaben anfangs 2000 Fässer Oel im Tage; als diese mit einer Röhre ausgekleidet worden waren, betrug die Ausbeute ein volles Jahr lang zwischen 400 und 500 Faß. Lot Nr. 17 gibt wöchentlich 60 Faß, quillt aber nur an den drei letzten Wochentagen, gewöhnlich am Sonnabend 40 Faß. Berühmt ist der 237 Fuß tiefe Bruce-Brunnen; als man so tief gekommen war, trieb das Gas die Pumpe hinaus, und volle 40 Stunden lang sprang das Oel wie eine Fontaine sieben bis acht Fuß hoch. Dieser Brunnen ergab eine Zeitlang täglich 7000 Faß Oel; der Boden war fußhoch damit bedeckt. Jedenfalls kann Canada als ein Hauptölland betrachtet werden.

---

**Ein Anglobrasilianer über die deutschen Arbeiter.** Wir wiesen neulich nach, daß ein Yankeeabolitionist den Neger über die Deutschen stellt. Jetzt finden wir in der „Deutschen Zeitung" von Porto Alegre (9. September), daß ein Engländer in Rio sich in ähnlicher Weise ausläßt. Es ist immerhin gut, daß man bei uns weiß, wie manche Ausländer sich gegen uns benehmen; es kann das dazu beitragen, die übergroße Nachsicht vieler Leute gegen die Fremden ein wenig abzuschwächen und ihnen einen Wink darüber zu geben, daß deutsche Höflichkeit und Zuvorkommenheit keineswegs immer richtig gewürdigt wird. Also: das genannte deutsch-brasilianische Blatt schreibt:

In Rio erscheint eine englische Zeitung „The Anglo-Brazilian Times", die sich vorzugsweise den Handelsinteressen der englischen Banken- und Kaufmannshäuser widmet. — In Nummer 13 jener Zeitung hat nun ein „Eingesandt" das Licht der Oeffentlichkeit erblickt, dessen anonymer Verfasser eine ganze Masse Unsinn in die Welt sendet. Er redet nämlich der einheimischen Colonisation, vermittelst der Verwendung der wilden Indianer und der gemischten Bevölkerung Brasiliens (die er merkwürdiger Weise zur mongolischen (!!) Rasse zählt), das Wort, und nachdem er die schönen Eigenschaften dieser urwüchsigen Staatsbürger genügend gewürdigt und sich in einer Verklärung derselben gefallen, sowie die Nachlässigkeit und stiefmütterliche Gesinnung der Regierung in Bezug auf diese wichtigen Faktoren von Brasiliens Zukunft in der Tonart des Propheten Jeremias beklagt hat, geht er zu pathetischen Ausrufen über: „Man verdamme den brasilianischen Arbeiter nicht und werfe ihn nicht auf die Seite! Gönnet ihm einen Versuch — öffnet ihm eine Aussicht, und wir sind der Meinung, er wird sich als ein so guter Arbeiter ausweisen, wie der Deutsche oder der Schweizer. Wenn er träge ist, so hat er Grund dazu; er ist aber kein Trunkenbold wie der Deutsche (but he is not a drunkard like the German), der keine so gute Entschuldigung für seine Fehler finden kann!" — Und das hat ein Engländer geschrieben!!

---

**Die Deutschen am La Plata.** Eine „deutsche Zeitung am La Plata" erscheint zu Buenos Ayres. Sie entwirft ein recht erfreuliches Bild von den Verhältnissen der dortigen Deutschen und beschäftigt sich eingehend mit den südamerikanischen, insbesondere mit den argentinischen Handelsverhältnissen. Wir entlehnen ihr Folgendes:

Es ist bekannt, welch' großartigen Aufschwung die La Plata Länder seit den letzten 15 bis 20 Jahren genommen haben, d. h. seitdem die europäische Einwanderung aus den verschiedensten Ländern immer mehr und mehr ihre Schritte nach denselben lenkt, und ist bestimmt anzunehmen, daß dieser Zufluß, der so segensreich ist, auch fortdauern und sich bedeutend vermehren wird, weil man sich in Europa immer mehr davon überzeugt, daß die La Plata Staaten durch ihr gesundes Klima, durch die Leichtigkeit, mit welcher der arbeitsame, sparsame Einwanderer es bald zu etwas bringen kann, durch die liberale Regierungsweise, die hier zur Anwendung gebracht wird, sowie durch manche andere Vorgänge es wohl verdienen, als einer der wichtigsten Punkte für den Strom der Auswanderung empfohlen zu werden.

Spanier und Italiener sind unstreitig das größte Contingent unserer Einwanderer; dann kommen Franzosen, wozu auch die französischen Basken (die hier schon zahlreich sind) gezählt werden müssen; darauf folgen Irländer und Engländer, endlich Deutsche, zuletzt Nordamerikaner, Schweizer, Portugiesen, Brasilianer &c. Alle je nach Stärke der Einwanderung auf einander folgend. Wie viele Deutsche in den La Plata Staaten, d. h. in der Banda Oriental (Republik Uruguay) und der argentinischen Republik leben, ist uns nicht genau bekannt, indessen kann man deren Zahl mit Einschluß der deutschredenden Schweizer auf ca. 5000 bis 6000 veranschlagen, wovon 2500 in der Stadt Buenos Ayres leben.

Die Deutschen und damit verwandte Nationen sind hauptsächlich vertreten im Großhandel, Import- und Exportgeschäft, ferner sind sie Land- und Heerdenbesitzer, Schafzüchter, Barraqueros, Handwerker, vorzüglich Tischler und Möbelhändler, Tapezierer, Buchbinder, Kuchenbäcker.

Was die Vereinigungspunkte, die Clubs der Fremden betrifft, so existirt hier in Buenos Ayres für die fremden Kaufleute jeder Nation eine gemeinsame Gesellschaft, der sogenannte „Fremden-Club" in der Calle San Martin 36, der seit 20 Jahren besteht und sehr stark besucht wird. Wie schon der Name sagt, haben Eingeborne durchaus keinen Zutritt, was in Hinsicht auf die vielen politischen Störungen und Kämpfe, die in diesen Ländern tagtäglich vorfallen, gewiß als eine richtige Maßregel gelten kann. Der Eintritt kostet 2000 Papierthaler; der monatliche Beitrag 100 desgl. Die Mitgliederzahl beträgt etwa 340, größtentheils Deutsche und Engländer, und die Mitglieder finden dort eine Auswahl von über 60 verschiedenen Zeitungen aus allen Ländern vor.

Sonstige wirkliche Clubs besitzen von allen Fremden nur die Deutschen, nämlich: drei musikalische, die „Teutonia", die „Germania" und die „Concordia", welche alle Musik und Gesang als ihr Grundelement betrachten und ihren Mitgliedern die angenehmste Erheiterung und Geselligkeit bieten. Dann der Turnbund, gegründet 1855, der sich des besten Bestehens erfreut und vielleicht nicht anstehen wird, bei einem etwaigen in Deutschland Statt findenden deutschen Nationalturnen auch seine Deputation dorthin abzusenden, trotz der weiten Reise.

Jede fremde Nation hier, auch die Deutschen, hat ihre wohlthätigen Vereine: Krankenkassen, Unterstützungsgesellschaften, Hospitäler &c. Ein letzteres fehlt uns Deutschen noch, doch wird dessen Gründung vielleicht nicht mehr lange auf sich warten lassen.

In Montevideo existirt ebenfalls ein solcher „Fremden-Club" sowie, für Deutsche bestimmt, ein Gesangverein „Frohsinn". Die Anzahl der dort lebenden Deutschen ist bei weitem nicht so stark, als diejenige der in Buenos Ayres wohnenden.

Möge diese kurze Skizze dazu dienen, unseren europäischen Freunden einen Ueberblick über das Leben und Treiben der Fremden am La Plata zu gewähren! Sie werden immerhin daraus ersehen, daß, wer von Deutschland kommt, sich wohl eines freundlichen Empfanges und reger Theilnahme seitens der hier lebenden Deutschen gewärtigen mag.

---

**Die Zahl der Indianer in Nordamerika** ist in der jüngsten Zeit in wahrhaft grauenerregender Weise zusammengeschmolzen. Während der Census von 1850 für die Vereinigten Staaten noch etwa 400,000 Köpfe annahm, gibt jener von 1860 nur noch 283,385 auf, und seitdem hat sich die Zahl um mindestens 20,000 Köpfe vermindert.

Im Jahre 1860 waren die Indianer in folgender Weise vertheilt: Abgesehen von einigen hunderten, die in den Staaten von Neu-England leben, kamen auf: Neuyork 3785; Coloradogebiet 6000; westlich vom Arkansas im Indianergebiete 65,680; Gebiet Neumexico 55,100; Dakotah 39,664; Territorium Washington 31,000; Utah 20,000; Minnesota 17,900; Californien 13,540; Kansas 8189; Michigan 7777; Nevada 7750 und Oregon etwa 7000.

Kriege, Branntwein, Blattern und andere den Indianern von den Weißen zugebrachte Laster und Krankheiten räumen unter den braunrothen Leuten entsetzlich auf. Dazu kommt dann noch die Brutalität der „civilisirten" Menschen. Der Amerikaner Josiah Gregg schildert in seinem bekannten Werke über den Karawanenhandel auf den Prairien, in wie kaltblütiger Weise Indianer ermordet werden, blos weil sie Indianer sind. Julius Fröbel schreibt in seinem lehrreichen Werke: „Aus Amerika; Erfahrungen, Reisen und Studien", Leipzig 1855, im 2. Bande S. 109:

„Es ist eine Thatsache, daß der Versuch, ganze Indianerstämme zu vergiften, von weißen Leuten gemacht worden ist, und ich selbst habe mehrmals

die Frage disculiren hören, wie das am Besten zu machen sei."

---

**Italien, in einer lettischen Geographie geschildert.** Die Zahl der Letten mag etwa 1,050,000 betragen. Sie wohnen (500,000) in Kurland, in der südlichen Hälfte von Livland, in den westlichen Kreisen des Gouvernements Witepsk und in einem kleinen Theile des Gouvernements Kowno. Bekanntlich gehören sie zu den sogenannten passiven Rassen und haben nie eine geschichtliche Rolle gespielt. Ihre Literatur ist nicht von Belang, und die für das lettische Volk bestimmten Schulbücher sind fast alle von deutschen Predigern verfaßt worden. Einer derselben, Schulz in Mitau, hat eine Geographie für die Letten geschrieben, die als eine Curiosität betrachtet werden kann. Wir heben, nach der Uebersetzung des Herrn Kaspar Beesbardis, der die Letten dem Slaventhum vindicirt, folgende Schilderung Italiens aus:

„Italien ist ein ganz warmes Land, von Gott reichlich gesegnet, es wachsen da ꝛc. ꝛc. Ohne Schweiß des Menschen und das ganze Jahr gibts auf manchen Bäumen Früchte. Auch Weizen und Reis gedeihen wohl, und die Menschen haben ohne große Mühe an Früchten und gutem Fischfang ihr Auskommen. Auch hat man in solchem Lande weder viel Holz nöthig noch feste Häuser und dicke Kleidung, deshalb ist das Leben leicht, und es gibt schrecklich viel Menschen, aber sie sind besonders nach Süden träge und faul. Es ist ausgemacht, wer bei der Arbeit faul ist, ist bei allem Unfug schnell dabei. Es gefällt ihnen zu dummeln, zu betteln, mit unnützem Kram zu handeln und sich zu belustigen; sie sind auch große, sehr verwegene Räuber und Mörder, so daß die Reisenden Gefahr laufen; denn die Regierung ist schwach und vermag nicht, sie aus den Gebirgen, Wäldern und Morästen zu vertreiben. Alle sind starke Katholiken, aber in großer Finsterniß, ungebildete Menschen, beobachten zwar sorgfältig den äußerlichen Gottesdienst, aber sie sind voll von der Sünde. Wenn du nur gut zahlen willst, dann wirst du bald solche finden, die deinem Feinde meuchlerisch das Messer in die Brust oder in den Rücken stoßen. Solche Mordthaten geschehen häufig in den Städten. Sonst haben sie helle Köpfe und Fähigkeiten und sind große Meister im Gesange und im Schauspiele, auch tüchtig in der Maler-, Bildhauer- und Baukunst, so daß aus der ganzen Welt die, welche solche Künste sehen oder gründlich sich aneignen wollen, nach Italien reisen. So ist nun zwar das Land wie ein Paradies von Gott geschaffen, aber auch durch die Sünden der Menschen und durch Aberglauben verderbt, und Gott hat ihnen gesetzt (über sie verhängt) eine große Strafe, sowohl durch allerlei tödtliche Schlangen und Insekten, als auch durch die zwei furchtbaren feuerspeienden Berge, Vesuv bei Neapel und Aetna in Sicilien, durch welche die schrecklichen Erdbeben entstehen, welche manchmal Städte, große Landstriche und viele tausend Menschen durch schrecklichen, fürchterlichen Tod verderben. — — Gott sei gelobt, daß wir in unserm Ländchen, wenngleich auch ein Jeder seine Beschwerde zu tragen hat, solche Schrecken und solche Mordthaten nicht kennen, sondern durch die Hand des barmherzigen Gottes und des starken Kaisers regiert und beschützt, sicher und ruhig leben können und wohl auskommen, wenn wir nur im Schweiße unseres Angesichts, wie der Herr selbst bestimmt, unser Brod mit herzlicher Dankbarkeit essen. Möge ihnen bleiben ihr heißes, reiches, aber mit Gefahren gefülltes Land und Finsterniß. Wollen wir wie Kinder des Lichts wandeln, die Wege des Herrn liebend, alsdann wird es uns nicht an dem rechten Gute fehlen."

Die pragmatische Vergleichung und Schlußmoral am Ende des Büchleins lautet: „Wir können gewiß glücklich und mit gutem Auskommen leben, wenn wir nur selbst sind gottesfürchtige, treue, gehorsame Unterthanen, ehrsame Arbeiter, und wenn wir erkennen und vernünftig gebrauchen das Gute, das wir in der Hand haben. Nachdem du dieses Buch mit Nachdenken gelesen und gehört hast, wie es in den fremden Ländern geht, wirst du gewiß oftmals gesagt haben: Gott sei Dank, daß wir in solchem Lande und bei solchen Menschen nicht leben! Und wenn ich dir noch erzählen würde, welchen schweren Broderwerb, welches theure Brod und welche schwere Arbeiten die Fabrikarbeiter, Bergleute und viele Andere haben; was für große Abgaben und Kronzahlungen in anderen Ländern, besonders in Deutschland, Frankreich und dem stolzen England vorhanden sind, so würdest du es nicht einmal glauben. Dennoch ist es dort so, so daß du nicht einmal ein Lof Getreide, nicht ein Ei, nicht ein Küchlein oder ein Thierchen verkaufen oder schlachten oder verschenken kannst, für das du nicht zuvor an die Krone eine große Summe bezahlt hast; und wenn ich sage, daß für jedes Pferd, auch jeden Hund, den du im Hause hältst, alljährlich an die Krone zu zahlen ist, daß auch für jedes Fenster und jede Thür deines Hauses Abgaben und für jede Werst Wegegelder zu zahlen sind, und demnach Abgaben ohne Zahl, wenigstens zehnmal größere als dir oder mir zu leisten sind; alsdann würdest du wohl Hände und Gemüth erheben, Gott und dem lieben Kaiser herzlich dankend ꝛc."

---

**Slavisches aus der sächsischen Lausitz.** In Bautzen erscheint (oder erschien bis zum Herbst 1865) eine „Zeitschrift für slavische Literatur, Kunst und Wissenschaft", herausgegeben von J. E. Schmaler, der sich slavisch Smolèr nennt. Es ist diesem Manne Ernst mit der Pflege des slavischen Elementes in seiner Heimat, er ist als Schriftsteller und Buchhändler thätig dafür, und seine Bemühungen sind auch von Seiten Rußlands durch Verleihung eines Ordens anerkannt worden. In der genannten Zeitschrift (II. Heft 4) finden wir eine „Reiseerinnerung an Bautzen", welche aus dem tschechischen Blatte „Narod" übersetzt worden ist. Der Verfasser heißt Joseph Kolarsch. Er wundert sich, daß er auf der Fahrt von Dresden nach Bautzen nicht ein einziges slavisches Wörtchen gehört habe.

„Es war schon finster, als ich in Bautzen ankam, und ich begab mich in den Gasthof zur „Goldenen Krone", weil daselbst die bautzener Serben ihre Bjeseda (d. h. Verein zur geselligen Unterhaltung) zu halten pflegen. Ich glaubte, es wäre da wie bei uns in der prager Bjeseda. Aber wie wurde ich getäuscht! Der Wirth, ein Deutscher, erklärte mir, daß die Mitglieder nur einmal in der Woche zusammen kämen." Der Tscheche ging dann auf den Stadtkeller, wo er Herrn „Smoler" und den Bulgaren Petrow traf, der in Bautzen ein bulgarisch-deutsches Wörterbuch drucken läßt; dann kamen noch zwei lausitzische Serben: ein Gerichtsaktuar und ein Kaplan. „Wir unterhielten uns vortrefflich, und unsere Conversationssprache war — Russisch! Herr Smoler hat sich vor einigen Jahren 11 Monate in Rußland aufgehalten, Herr Petrow aber einige Zeit in Kiew studirt. Man sieht, daß die deutsche Sprache nicht gerade die „panslavistische" sein muß, sondern daß hier wie bei den Slowaken bereits die russische Sprache als diplomatische existirt, d. h. als Mittel des gegenseitigen Verständnisses. Wie leicht könnten wir uns verständigen, wenn jeder gebildete Slave nur einen slavischen Dialekt und zwar den wichtigsten, den russischen, erlernte!"

Die lausitzer Serben zerfallen in einen preußischen und sächsischen Antheil und auch sprachlich in Ober- und Nieder-Lausitzer, und dann noch in Protestanten und Katholiken. In zwei kleinen Kirchen Bautzens wird serbisch gepredigt.

---

F. v. H. **Bevölkerung Wiens am 1. Dezember 1864.** Nach den Ergebnissen der am 1. Dezember 1864 vorgenommenen Volkszählung belief sich die Einwohnerzahl Wiens am obengenannten Tage auf 550,241 Seelen. Diese Summe, welche blos die innerhalb der Linienwälle Wohnenden begreift, vertheilte sich wie folgt auf die einzelnen Bezirke: Innere Stadt 58,634, Leopoldstadt 70,100, Landstraße 73,115, Wieden 58,939, Margarethen 49,142, Mariahilf 62,419, Neubau 71,964, Josephstadt 50,002, Alsergrund 55,926 Einwohner, woraus hervorgeht, daß der Bezirk Landstraße der größte, Margarethen aber der kleinste ist. Rechnet man zu der Totalsumme noch die am 1. Dezember 1864 in Wien befindliche Garnison mit 28,284 Mann hinzu, so ergibt sich im Ganzen eine Summe von 578,525 Seelen. Wien ist somit die fünftgrößte Stadt in Europa, und zwar wird es von Berlin nur um wenige tausende übertroffen. Wenn man die Zunahme der Bevölkerung Wiens näher untersucht, so ergeben sich die sehr befriedigenden Verhältnisse von $1 : 2_{,30}$ für das verflossene halbe Jahrhundert 1815 bis 1864, und von $1 : 1_{,34}$ für die letzten 25 Jahre 1845 bis 1864; jedoch steht der Bevölkerungszuwachs der innern Stadt bei weitem in keinem Verhältnisse zu jenem der Vorstädte; so betrug in der letztern Periode (1845 bis 1864) die Zunahme der innern Stadt blos 7%, jene der Vorstädte hingegen 36%. Wollte man in die Einwohnerzahl Wiens auch die Bevölkerung der zum wiener Polizeirayon gehörigen, dicht an die Vorstädte anstoßenden Ortschaften aufnehmen, so würde sich die Gesammtsumme wohl mit mehr denn 700,000 Seelen beziffern.

Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

# Schilderungen aus dem äquatorialen Westafrika.

## III.

Aeußere Erscheinung der Fans. — Besuch in ihren Dörfern. — Putz der Frauen; das Ilo. — Waffen; Bearbeitung des Eisens. — Armbrust und vergiftete Pfeile. — Friedliche Tänze und Kriegsspiele. — Wie es sich mit dem Kannibalismus verhält. — Der Gorilla. — Elephantenjagden. — Das Delta des Ogowaï. — Der Häuptling von Dambo. — Der Stamm der Galos. — Sandbänke im Strom. — Fahrt zu den heiligen Inseln im Jonanga-See. — Die Aschaukoloberge und das Volk der Aschiras. — Insel Arumbe. — Yondogowiro der Priesterkönig und seine Gemahlin. — Fetischseminaristen. — Beschwörung der Geister. — Der Anengue-See. — Ausflug auf dem Rambee.

### I. Die Pahuins oder Fans.

Wir haben in zwei Aufsätzen das Land am Gabon geschildert und die Völker, welche an der Küste oder in der Nähe derselben wohnen. Mit diesem dritten Artikel bringen wir die Darstellung zum Abschluß. Wir führen unsere Leser in das Gebiet der Fans oder Pahuins, welche die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, seitdem sie durch Paul du Chaillu einigermaßen bekannt wurden. Dann folgen wir dem Dr. Griffon du Bellay auf seiner Fahrt auf dem Ogowaïflusse zum Volke der Aschiras



Häuptling und Krieger der Pahuins. (Nach einer Photographie.)

und bis zum Jonanga-See, in welchem heilige Inseln liegen.

Die Dörfer der Bakalaïs und jene der Pahuins liegen nicht weit von einander. Als unser Gewährsmann im Jahr 1862 zum ersten Mal ein Dorf der letzteren besuchte, hatten die Pahuins sich erst ganz vor Kurzem an einem sehr gekrümmten Nebenflusse des Como angesiedelt. Auf einem Hügel stand, gleichsam als Vorposten, eine vereinzelte Hütte; das Dorf selber lag zwischen Bäumen versteckt. Die Pahuins sind sehr streitbar, immer auf der Hut und vorbereitet, einem etwaigen Ueberfalle zu begegnen. Als der weiße Arzt und die beiden ihn begleitenden Seeoffiziere in Sicht kamen, trat urplötzlich eine ganze Schaar von Kriegern hervor, selbst die Knaben schwangen ihre Wurfspeere, und der Häuptling war mit einem förmlichen Arsenal von Waffen bedeckt, namentlich Hassagayen und langen Messern. Dieser starkgebaute Mann mochte etwa 40 Jahre alt sein, hatte ein knochiges Gesicht, vorspringende Stirn, abgeplattete Schläfen, sehr lange, hagere Arme und war auf der Brust mit häßlichen Narben tättowirt. Von Bekleidung keine Spur, außer einem Thierfell, das den Unterleib bedeckte.

Die weißen Männer wurden sehr kühl empfangen; die Sache nahm aber eine andere Wendung, nachdem der Dolmetscher seine Anrede gehalten hatte und allerlei Geschenke ausgepackt wurden. Diese Pahuins hatten nie zuvor einen Europäer gesehen, wußten aber, daß dergleichen an der Küste leben, und so war ihre Ueberraschung nicht allzu groß. Als Taback vertheilt wurde, geriethen Alle in die beste Laune. Während sie grinsend lächelten, kamen ihre spitzgefeilten Zähne zum Vorschein, und wer diese Wilden so sah, zweifelte gewiß keinen Augenblick daran, daß sie Kannibalen seien. Das Dorf glich einer Art von Festung; die Hütten, ungefähr 300 an der Zahl, bildeten zwei ganz parallel laufende Reihen; diese lange Gasse hatte an beiden Enden Verrammelungen, welche gut bewacht wurden. Auf den ersten Blick überzeugt man sich, daß man es mit einem eigenthümlichen Volksschlage zu thun hat.

Die Kinder tummeln sich munter umher und treiben allerlei Possen; sie sind recht hübsch gestaltet und erscheinen nicht unintelligent. Das ändert sich aber, sobald sie mannbar werden, und mit dem fünfzehnten Jahre kommt der Rassentypus stärker hervor, die Wohlbeleibtheit verschwindet, die Backenknochen treten ungemein stark heraus, die Schläfen fallen ein, die Stirn tritt in einer besondern Weise hervor, welche man nur bei den Pahuins findet. Man unterscheidet sie sofort von den Mpongue oder irgend einem andern Stamm am Gabon.

Auch die Frauen haben einen langen Kopf und stark vortretende Stirn, sind sehr fleischig, doch kommt ein Dickwerden bei ihnen nicht vor; dasselbe ist überhaupt bei den schwarzen Völkern nicht häufig. Ihr Gesicht ist nicht so knochig und mager wie jenes der Männer, ihre Hand oft überraschend fein und zart; sie behängen sich mit Glasperlen auch auf dem Kopfe, so daß dieser Schmuck vor den Augen hin und her sich bewegt; Arme und Beine sind mit Reifen von geglättetem Eisen und Kupfer geziert. Junge Mütter machen sich dadurch schön, daß sie sich mit einer rothen Farbe von unten bis oben beschmieren; das Kind wird in einem mit Kaurimuscheln verzierten Gehänge getragen. Mit Kleidung befassen sich diese schwarzen Damen nicht, denn schwerlich können wir den Ito dafür gelten lassen.

Was aber ist ein Ito? Ein Stück zusammengefalteter rother Rinde, welches unter dem Gürtel hinweg gezogen wird, und dessen eines Ende sich auf dem Rücken fächerartig ausbreitet, etwa so, wie der Schweif eines Puterhahns. Diese „Bekleidung" ist einem Feigenbaume, dem Emvien, entlehnt, mit dessen Blatte sich ja auch Vater Adam und seine Ehehälfte bekleidet haben sollen.

Je näher die Pahuins den europäischen Faktoreien rücken, um so mehr verlieren sie schon jetzt und sehr schnell Manches von ihren Eigenthümlichkeiten. Von Haus aus sind sie Jäger und Krieger; deshalb haben sie von den Weißen zuerst Feuergewehre angenommen und dann Baumwollenzeuge nebst allerlei Flittertand, nach welchem ja alle schwarzen Völker so begierig sind.

Wir geben photographisch-treue Abbildungen der Pahuins; es liegt ungeheuer viel Barbarei in diesen Gesichtern.

„Die Waffen sind charakteristisch. Der Pahuin versteht sich auf die Bearbeitung des Eisens, was bei den anderen Stämmen der Gabongegend nicht der Fall ist; er verfertigt Wurfspeere, große Kampfmesser mit sehr scharfer Spitze und von sehr hübscher Zeichnung. Solch eine Waffe muß in den Händen dieser Leute furchtbar sein. Kürzere Messer sind zu verschiedenem Gebrauche bestimmt; auch verfertigt man Hohlbeile und vortreffliche Aerte von einer eigenthümlichen Gestalt, denn sie bilden einen Vogelkopf, der auf einem gebogenen Stiele sitzt. Du Chaillu sagt, daß diese Waffe aus der Entfernung gegen Feinde geschleudert werde; mir sagte man, sie sei eine Art von Opfermesser, mit welchem man Menschen abschlachtet, die dann in aller Gemüthsruhe mit bestem Appetite verspeist werden. Ein Schlag mit dem Vogelkopf, welcher gegen die Schläfe geführt wird, ist unmittelbar tödtlich; mit dem gekrümmten Theile wird dann der Kopf abgerissen.

Alle Klingen sind gut gearbeitet und viel besser als die meisten Säbel und Messer, welche durch den europäischen Handel nach Afrika gelangen; auch verziert man sie mit gravirten Mustern, man rippt sie aus und manchmal werden sie mit Kupfer eingelegt. Dabei tritt zuweilen ein recht guter Geschmack zu Tage. Die Schmiede ist sehr einfach, wie überhaupt in Afrika, in welchem auch der Blasbalg seit langer, lieber Zeit allgemein bekannt ist.

Als die gefährlichste Waffe des Pahuin erscheint aber eine kleine Armbrust, vermittelst welcher er stark vergiftete Bambuspfeile schießt. Die Handhabung erfordert eine nicht geringe Kraft; die Sehne schnellt aber bei sehr leichtem Druck ab; man handhabt die Waffe wie eine Flinte und kann mit derselben recht gut zielen. Das Gift wirkt entsetzlich; mehre Pfeile sind in Paris chemisch untersucht worden und es hat sich herausgestellt, daß dasselbe unmittelbar auf das Herz wirkt. Die Pahuins gewinnen den Saft aus einer Kletterpflanze, der Inceh oder Inaye; sie gehört zur Familie der Apocyneen. Uebrigens ist diese Armbrust mit den vergifteten Pfeilen mehr eine Jagd- als Kriegswaffe."

Die weißen Männer betrachteten sich eine große Anzahl von Hütten und fanden in denselben mancherlei Gegenstände, welche bei den Gabonesen nicht vorkommen. Als sie den Häuptling besuchten, kamen Spielleute herbei, schlugen auf Tamtams und das ganze Dorf begann zu tanzen. Dabei nahmen sich die Frauen mit dem Ito seltsam genug aus; der Fächerschweif mußte ununterbrochen hin und her wackeln. Uebrigens ist der Tanz sehr einfach; doch haben die Pahuins auch Kriegstänze. Zwei streitbare Männer treten einander gegenüber; sie tragen allerlei Waffen; das Haupt ist mit Federn geschmückt; am Halse

haben sie auf eine Schnur gereihte Tigerzähne hängen; über der linken Schulter ein gewaltiges Kriegsmesser in einer Scheide von Schlangenhaut, um den Gürtel schlingen sie das Fell eines wilden Thieres, und in demselben steckt ein Dolch; in der linken Hand halten sie mehre Wurfspeere und in der rechten einen großen und dicken Schild aus Elephantenhaut. Solchergestalt ausgerüstet, liefern sich die beiden Kämpfer ein Scheingefecht; sie treten einander gegenüber mit weit geöffneten Nüstern, und auch der Mund



Junge Pahuinfrau mit ihrem Kinde. (Nach einer Photographie.)

wird so weit als irgend möglich geöffnet, damit die spitzgefeilten Zähne zum Vorschein kommen.

Alle Europäer, welche in Berührung mit den Fans gekommen sind, stellen dieselben, trotz des Kannibalismus, über die Gabonesen. Menschenfresser sind sie, das steht fest; Griffon du Bellay meint aber, die Sache sei von du Chaillu doch übertrieben worden. Derselbe wolle in den Dörfern gesehen haben, daß Menschenknochen umherliegen, aber die französischen Offiziere, welche doch in manchen Ortschaften gewesen sind, fanden keine sichtbaren Spuren von Anthropophagie. In den Dörfern, welche in der Nähe der europäischen Faktoreien liegen, wurde Menschenfleisch insgeheim verzehrt; nicht aus Furcht vor den Franzosen, deren Einfluß jetzt noch nicht weit genug reicht, sondern weil sie die Sache selbst nicht vor Leuten merken lassen wollen, welche dieselbe nicht billigen; selbst ihre Kinder dürfen bei solch einem Mahle nicht zugegen sein. Aehnliche Zurückhaltung ist auch bei einigen Anthropophagen der Südsee beobachtet worden. Man scheint zu fühlen, daß es unnatürlich ist, seinesgleichen zu verzehren.

Die Fans sind weither aus dem Innern gekommen; sie sind sehr gewandte Jäger, haben aber gar keine Anstelligkeit und kein Geschick, Kähne zu lenken; sie werden wohl ihre ursprüngliche Heimat auf einer stark bewaldeten Hochebene gehabt haben, wo kein Ueberfluß an Lebensmitteln war. (Der Gedanke an Arbeit und Feldbau war ihnen natürlich vollkommen fremd.) Noch jetzt, also in der Nähe der Küste, verzehren sie Schlangen, Insekten, ver-

derbenes Fleisch, kein Abfall ist ihnen zu schlecht, und in der Noth haben diese trägen Menschen dann auch Menschenfleisch genossen. Dasselbe ist der Fall bei den Bakalaïs. Indessen verschwindet diese Barbarei nach und nach in dem Maaße, als die Wilden in der Nachbarschaft der Europäer seßhaft werden.

Bis jetzt haben sie sich kaum zum spärlichen Anbau einiger wenigen Pflanzen verstanden; sie gehen lieber in den Wald auf die Jagd. In ihrem Gebiete findet man den erst vor nicht vielen Jahren bekannt gewordenen und so viel besprochenen Dginna oder Gorilla. Bevor du Chaillu seine Berichte gab, waren übrigens schon von einigen fran-



Frauen der Pahuins. (Nach einer Photographie.)

Was ihre übrigen Sitten und Gebräuche anlangt, so heben wir hervor, daß Blutvergießen nicht mit Blut gebüßt wird, sondern, wie wir sagen würden, mit einer Geldstrafe. Vielweiberei geht nicht so arg im Schwange wie bei den Mpongue; man heiratet nicht so früh und die Ausschweifungen sind auch nicht ganz so arg. Statt einer Religion haben sie Fetischismus.

zösischen Aerzten und Offizieren ein paar Exemplare nach Brest und an den pariser Jardin des Plantes geschickt worden. Dieser Riesenaffe ist allerdings so groß wie ein ausgewachsener Mann und manchmal noch größer, aber seine Schultern sind doppelt so breit, und deshalb hat die Brust eine so gewaltige Ausdehnung. Der sehr dicke Kopf steckt tief in den Schultern, doch das Gehirn ist unver-



Ein Dorf der Pahuins. (Nach einer Photographie.)

hältnißmäßig klein. Auf der Hirnschale befindet sich ein hoher Kamm, mit welchem die starken Muskeln zusammen hängen, vermöge deren er die Kinnladen bewegt. Diese haben eine fabelhafte Kraft. Die Nase ist abgeplattet, die Stirn tritt nach hinten zurück, das Hirn, wie schon gesagt, ist klein und unvollkommen; dagegen sind die Arme, welche bis zu den Knieen hinabreichen, sehr stark; die unteren Gliedmaßen zu kurz, sonst aber wohlgestaltet; der vordere Theil des Fußes ist nicht gehörig entwickelt, und deshalb kann das Thier nicht lange gerade aufrecht stehen; das schwarze, glatte Haar wächst über den ganzen Körper.

Die Schwarzen haben große Furcht vor diesem gewaltigen Affen, der in ihren Sagen, Erzählungen und im Aberglauben eine große Rolle spielt. Er ist nicht etwa ein fleischfressendes Thier, und es scheint, daß er Menschen nur dann angreife, wenn sie feindlich gegen ihn auftreten. Der Jäger kann ihm ganz nahe kommen, ist aber unrettbar verloren, wenn sein Schuß nicht auf der Stelle tödtet. Es scheint, als ob das Leben aus diesem ungeheuern Körper sehr rasch entweiche; alle Gorillas, welche Griffon du Bellay gesehen hat, waren an Wunden gestorben, welche den Tod eines Menschen nicht unmittelbar zur Folge gehabt haben würden. Eine eigenthümliche Vorrichtung im Kehlkopfe ermöglicht, daß dieser Affe seiner Stimme eine erschreckliche Stärke geben kann; das Geschrei eines jungen Gorilla gleicht aber auf ein Haar dem eines menschlichen Kindes, und man könnte auf den ersten Blick solch ein Gorillachen mit einem Negerlein verwechseln, wenn nicht die Haare wären. Es ist niemals gelungen, solch ein Junges aufzuziehen und zu zähmen, und es kann gar keine Rede davon sein, einen ausgewachsenen Gorilla lebendig einzufangen.

Der **Elephant** dieser Gegenden hat außerordentlich stark entwickelte Zähne. Man sieht Proben davon auf unserm Bilde, welches den schwarzen Elfenbeinhändler Uassengo darstellt. (Siehe S. 199.) Die Pahuins liefern, unter den verschiedenen Stämmen, jetzt das meiste Elfenbein. Früher, als sie zuerst am Como erschienen, jagten sie für Rechnung der Bakalaïs, von denen sie Flinten bekamen; sie mußten die Zähne abliefern, durften aber das Fleisch für sich behalten. Jetzt haben sie selber Schießgewehre und verwerthen ihre Jagdbeute für sich. Der Pahuin versteht sich vortrefflich auf die Eigenthümlichkeiten des Elephanten, der truppweis in den Wäldern lebt und sich so ziemlich in derselben Gegend hält. Man veranstaltet eine Art von Treiben, beunruhigt die Thiere und richtet Alles dabei so ein, daß sie sich auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum zusammendrängen. Dieser wird dann mit Schlingpflanzen und Gesträuch umschlossen; ein solcher Zaun kann natürlich die Elephanten nicht am Durchbrechen hindern, bildet aber immerhin ein Hinderniß, und zu rechter Zeit wird ein Angriff mit Speeren und Flinten gemacht. Dann und wann werden Elephanten vergiftet, auch wohl in Fallen gefangen, oder vermittelst einer besondern Vorkehrung eines gewaltigen, zugespitzten Balkens erschlagen. Dieser wird an einem Punkt im Wald angebracht, welchen der Elephant auf der Flucht nothwendig berühren muß; der Balken stürzt herab und zerschmettert den Rückenwirbel.

Die Franzosen sehen ganz gern, daß die Pahuins der Küste immer näher kommen. Was sie aber „zum Nutzen des Landes" mit solchen trägen Barbaren anfangen wollen, ist uns wenigstens unklar. „Sie werden unruhige Unterthanen sein und Hülfsgenossen, die man nur mit Mühe im Zaume halten kann. Für gewöhnlich erscheinen sie ziemlich sanft und gastlich, dabei ist aber ihr Charakter auch mißtrauisch und wankelmüthig. Aber eine Energie steckt in ihnen, welche sonst bei den Schwarzen nur selten vorkommt." Also die vollen, leibhaftigen, für die Welt ganz unnützen Barbaren.

## II. Eine Fahrt auf dem Ogowaï zu den heiligen Inseln im Jonanga-See.

Im Jahr 1862 wurden die Häuptlinge am **Kap Lopez** durch Verträge den Franzosen unterthan. Dieses Vorgebirge liegt zwischen dem Aequator und dem 1° südl. Br., in dem Delta, welches durch die Verbreiterung und das Auseinanderweichen der Mündungen des Ogowaï gebildet wird. Der Strom war damals nur erst sehr wenig bekannt. Sein nördlicher Deltaarm, der **Nazaré**, wurde damals ganz französisch. Der befehligende Admiral wollte die Flagge seines Landes zeigen, den Ogowaï untersuchen lassen und wo möglich ermitteln, ob zwischen diesem und den Zuflüssen des Gabon eine Wasserverbindung vorhanden sei. Der Schiffslieutenant Serval unternahm die Fahrt mit dem „Pionier", und Griffon du Bellay ging mit ihm.

Am 18. Juli, mitten in der trocknen Jahreszeit, kamen sie in den Nazaré, der um mehr als 6 Fuß gefallen war und noch immer seichter wurde. Am andern Morgen saß der Pionier, etwa 60 Miles von der Einfahrt, auf einer Sandbank fest, schon im Ogowaï selbst. Das in den sumpfigen Stromniederungen wuchernde Mangrovegebüsch war verschwunden; jetzt traten Pandanus und Yuccas auf, dann auch Oelpalmen und Enimbas, kurz, die ganze üppige Vegetation, wie wir sie in der vorigen Nummer geschildert haben. Aber im Flußbett überall Inseln und Sandbänke, und der Pionier wurde nur durch große Anstrengungen wieder flott. Etwa 16 Miles weiter aufwärts lag das Dorf **Dambo**, und weiter konnte der Pionier nicht kommen; er hätte sonst bis zur nächsten Regenzeit fest liegen müssen.

So blieb nichts übrig, als einen Kahn zu besteigen. Mit einem solchen konnte man natürlich nur langsam vorwärts kommen und war von dem guten oder bösen Willen der Eingebornen abhängig.

Der Häuptling in Dambo hieß Ngowa Akaga; er benahm sich sehr gut und besuchte am Abend den **Watanga**, d. h. das große Schiff der Weißen. Sein Erstaunen über Alles, was er sah, war doch nur mäßig, auch in seinen Lobeserhebungen lag einige Zurückhaltung, und das war sehr löblich; denn was der Schwarze sehr lobt, danach ist er habgierig. Er gab eine seiner größten Piroguen her und dazu noch einige Matrosen. Und dann begann eine Fahrt, die volle drei Wochen dauerte und auf welcher die Reisenden nur selten einige Ruhe hatten.

Gewöhnlich wurde Morgens sehr früh aufgebrochen, während der heißesten Tagesstunden bei einem Dorf angelegt, nachher bis Abends weiter gerudert und bei der ersten besten Ortschaft übernachtet. Weit und breit am Flusse waren die Leute in Bewegung; neugierig waren sie sehr und Geschenke wollten sie auch haben; jeder Häuptling machte Anspruch darauf, die Weißen bei sich zu sehen; Nichtbeachtung galt für Beleidigung. Die weißen Männer waren an dem wichtigen Dorf Arumbe vorübergerudert, weil sie dasselbe nicht bemerkt hatten, und rasteten dann etwas weiter stromauf. Bald erschienen ein halbes Dutzend Nachen mit Bewaffneten; sie verlangten, daß umgekehrt werden solle; fast gleichzeitig kam eine Flottille von oben her aus einem andern Dorfe, an welchem die Europäer

vorüber fahren mußten. Zwischen beiden Theilen erhob sich ein sehr lautes und heftiges Palaver, das aber am Ende ruhig ablief. Man einigte sich dahin, daß Arumbe während der Rückfahrt besucht werden solle; aber so viel war nun ausgemacht, daß in jedem Dorfe vorgesprochen werden mußte. So geschah es in Gamby, Atschanka und Iganeh, alle von Leuten bewohnt, die von der Küste stammen und vermittelst des südlichen Mündungsarmes landeinwärts gekommen sind, während andererseits jene von Dambo und Arumbe offenbare Verwandtschaft mit den Gabonesen haben und am nördlichen Mündungsarme, dem Nazaré, stromauf gedrungen sind.

Die Reisenden befanden sich nun inmitten des Stammes der Galos (Galois). Er ist der wichtigste am Ogowaï, scheint von den übrigen verschieden zu sein, redet aber so ziemlich dieselbe Sprache. Was an Ackerbau vorhanden ist, gleicht genau dem am Gabon; doch waren einige hübsche Tabackspflanzen vorhanden; sie waren aus Congo gekommen und die Galos wußten die Blätter nicht zu benutzen! Doch ist der Feldbau ungemein spärlich; nur dann und wann wird der Boden ein wenig aufgekratzt und besamt. Die Eingebornen kennen gar kein Mineral, nicht einmal Eisen. Ihre Waffen und Werkzeuge bekommen sie durch Vermittlung der Handelsleute an der Küste aus den Schiffen und Faktoreien der Europäer, oder von den ostwärts wohnenden Aschebas, welche, gleich den Fans, Eisen zu schmelzen und zu bearbeiten verstehen.



König Yondogowiro als Geisterbeschwörer. (Nach einer Zeichnung von Griffon du Bellay.)

Die Sandbänke am Ufer boten eine eigenthümliche Erscheinung dar, kreisrunde Aushöhlungen von merkwürdiger Regelmäßigkeit, von etwa 4 Fuß Durchmesser und 1½ Fuß Tiefe. Die meisten lagen, des niedrigen Wasserstandes wegen, frei. Diese Löcher gräbt ein hier sehr gemeiner Fisch, der Cendo, mit seiner gehörnten Schnauze, um seinen Rogen darin abzulegen.

Serval wollte den Ogowaï bis zu dem Punkt hinauffahren, wo er durch die Vereinigung des Okanda und des N'guniai gebildet wird. Dort hoffte er neuen Stämmen zu begegnen, z. B. den Eninkas, welche direkte Verbindung mit den Zuflüssen des Gabon zu haben scheinen, und vielleicht auch mit den Oschebas, welche manches Uebereinstimmende mit den Fans aufweisen. Aber die Reise wurde immer unsicherer, das Volk immer gieriger nach den verschiedenen europäischen Waaren, welche in der Pirogue geborgen waren. Schon in Arumbe hatten die Neger Nachts in allem Ernste berathen, ob sie zu offener Gewalt schreiten und den Kahn plündern sollten; sie beschlossen, mit den Leuten im großen Dorfe Bombelieh gemeinschaftliche Sache zu machen und mit ihnen den Raub zu theilen.

Von weiterm Vordringen konnte nun keine Rede mehr sein, und Serval fuhr zurück, um den See Eliva oder Jonanga zu besuchen, von welchem die Leute am Ogowaï, namentlich die Galos, so viele wunderbare Dinge erzählten. Dort ist das eigentliche Heiligthum ihrer Religion; dort könne man seltsame Erscheinungen sehen. In den Wolken schwimmen große Fahrzeuge der Weißen, welche am Kap Lopez vorüberfahren, also in einer Entfernung von etwa 35 deutschen Meilen. Dort wohnen gewaltige, mißtrauische Geister, und wenn ein Nichteingeweihter sich den heiligen Inseln, auf welchen sie hausen, nahen will, dann schlägt sein Fahrzeug um und er selber findet seinen Tod. Daß die Reisenden Tanganis, weiße Leute seien, ändere daran nichts, vielmehr sei die weiße Haut doppelt gefährlich. Diese und ähnliche Dinge wurden weit und breit erzählt, auch am Ngnur, dem Fluß oder Kanal, vermittelst dessen der Jonanga-See seinen Abfluß in den Ogowaï hat; derselbe ist etwa drei Viertelstunden Weges lang. Zuerst im See kommt man nach der Insel Asinghibuiri, wo übernachtet wurde.

Der See bietet ein unbeschreibliches Schauspiel dar; er ist auf ungemein mannigfaltige Weise aus- und eingezackt, und in jeder Bucht fällt von den Uferbergen ein Gießbach hinab, welcher das Wasser der umliegenden Höhen dem See zuführt. Aber kein einziger von den vielen Zuflüssen ist irgendwie bedeutend; sie alle sind klein. In der trockenen Jahreszeit hat der See etwa 12 bis 18 Fuß Tiefe und das Wasser ist vollkommen klar und durchsichtig, während jenes im Ogowaï überall eine ganz eigenthümliche, röthliche Färbung zeigt. Auf der Ostseite steigt das Gelände rasch empor und in mehren Stufen bis zu den Aschankolobergen an, welche den Horizont schließen; durch diese bricht sich der Ogowaï seine Bahn.

Der Pflanzenwuchs an den Ufern ist wunderbar prächtig, die Obasbäume sind herrlich und Kautschuk-Lianen in Menge vorhanden; dagegen erscheint die Oelpalme selten. Der Uferrand ist grasbewachsen, dicht am Wasser steht eine niedliche Hemerocallis mit weißer Blüthe; nirgends Schilf, Binsen oder andere derartige Gewächse, welche stagnirendes Wasser und schlammigen Boden andeuten. Wahrscheinlich ist die Gegend am See gesund.

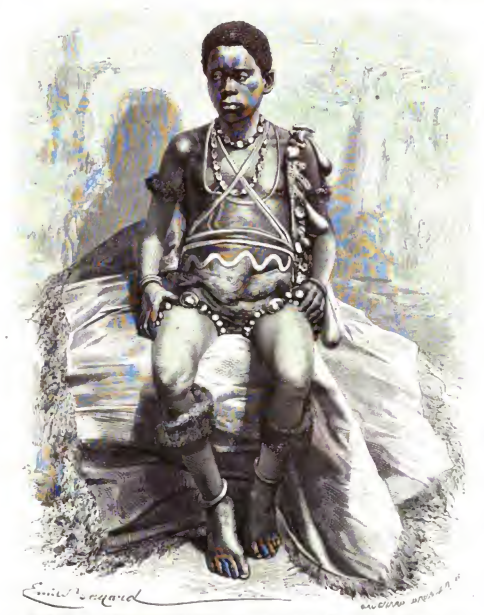


Ngowa und Aguéillé, Frauen vom Stamme der Galos. (Nach einer Zeichnung von Griffon du Bellay.)

Aber sie wird nur spärlich bewohnt, von Galos; weiterhin jenseits der Aschaukoloberge wohnen die Aschiras. Mit zweien von diesen trafen die Reisenden zusammen; die Stirn war schmal und trat weit zurück, das Gesicht knochig und ohne allen Ausdruck von Intelligenz. Uebrigens verfertigen sie den größten Theil der feinen und weichen Matten, welche im Handel als Matten von Loango oder Loanda vorkommen. Die Aschiras feilen die Zähne spitz.

Hüftenschurz von sehr zweifelhafter Sauberkeit und einen uralten, ganz abgegriffenen weißen Hut von europäischem Ursprung.

Die Insel Arumbe umschließt die heiligen Stätten der Galos-Religion; sie allein ist bewohnt und erfreut sich eines besondern Vorrechtes. Auf ihr werden die Fetischpriester für das ganze Volk erzogen und gebildet; dort ist das Seminar für die Geistlichen, und der König hat in religiösen Dingen viel zu sagen. Die Fremden wurden bei



Ein Zögling aus dem Seminar der Fetischpriester auf Arumbe im Jonanga-See. (Nach einer Photographie.)

Auf den bewaldeten Abhängen der Aschaukoloberge wohnen die schon früher erwähnten Bakalais. Sie sind kriegerisch, schleppen den Sklavenhändlern manche Aschiras zu und lassen die Anwohner des Flusses nur in Ruhe, weil sie dieser als Mittelsleute für den Verkehr mit der Küste bedürfen. Sie haben nur zwei Dörfer am See inne; Asinghibuiri wird von Galos bewohnt, und dort fanden die Fremden eine recht gute Aufnahme. Der König hatte seinen besten Staat angelegt; er trug einen baumwollenen

ihrer Landung von etwa zehn solcher Seminaristenknaben empfangen; diese sahen ganz intelligent aus, waren aber sonderbar aufgeputzt. (Siehe unsere Abbildung.) Sie trugen einen Schurz wie die Bakalais, der über den Hüften vermittelst eines aus weißen Perlen verfertigten Gürtels befestigt war; auch hatte er Verzierungen von Perlen und rother Chenille; von dem ausgeschweiften Rande hingen Büschel blauer Glasperlen und Schellen herab. Den übrigen Schmuck zeigt unser Bild sehr deutlich; die Ringe

an Armen und Beinen sind von Messing. Diese Seminarkleidung trägt der junge Fetischlevit, bis er 17 oder 18 Jahre alt geworden ist; dann wird er in die Geheimnisse der Religion eingeweiht und „sieht den Fetisch". Bis daher war es auch seine Pflicht, sich von allem weiblichen Umgange fern zu halten, nun aber, wenn er Priester geworden ist, verläßt er die heilige Insel und verkehrt mit der Welt wie jeder Andere.

Die Reisenden erhielten zwei Fetischseminaristen zur Begleitung nach dem Dorfe Arumbe, wo der König schon des fremden Besuches harrte. Er prangte in seiner besten Galakleidung, welche auf unsrer Abbildung getreu wiedergegeben ist. Der Himmel weiß, woher die Uniformstücke gekommen waren; Epauletten von gelber Wolle mit spinatgrünen Punkten; auf den Messingknöpfen drei übereinanderliegende Kanonen mit der Umschrift: Ubique! Seine Majestät trug eine vor manchen Jahren schon in Ruhestand versetzte Korporalsuniform, soweit die obere Körperhälfte in Betracht kommt; weiter abwärts sahen allerdings die Sachen etwas dürftiger aus, namentlich wenn man bedenkt, daß Yondogowiro nicht bloß König, sondern zugleich eine Art von Papst oder mindestens Erzbischof in jenen Landen ist. Ein zweiter Oberpriester, der in Religionsangelegenheiten eigentlich noch mehr zu sagen hat, wohnt in einem Dorf am Ogowaï und kommt nur selten nach Arumbe. Er sowohl wie der König gehören Priesterfamilien an, und Yondogowiro hat eine Base des Oberfetischpriesters zur Frau genommen, während der letztere eine Tochter des Königs zur Hauptfrau nahm. Beide vornehmen Damen sind sehr genau dargestellt; was besonders an ihnen auffällt, das ist der eigenthümliche Kopfputz, welcher sich von jenem der Gabonesinnen ganz und gar unterscheidet.

König und Königin waren so freundlich, die weißen Männer nach den heiligen Inseln zu begleiten, und trotz der bösen Prophezeiungen nahm Alles den besten Verlauf. Die Fahrt war so angenehm, wie in einer Hitze von 39 bis 40°, bei bedecktem Himmel, möglich ist.

Die beiden Eilande prangen im üppigsten Grün und spiegeln sich fast magisch ab in dem krystallklaren Wasser; sie sind ein Paradies für die unzähligen Vögel, welche dort ungestört nisten können. Auf dem Felsen steht der große Ibis und rührt sich kaum, obwohl der Nachen kaum ein paar Ellen von ihm vorübergleitet. Auch ein weißgelblicher Geier, ein Taucher und die Pelikane kümmern sich gar nicht um die Menschen, welche von den geheimnißvollen Geistern freilich keine Spur bemerken konnten. Der Galosdolmetscher war klüglich in Arumbe zurückgeblieben, und selbst die Laptots, die sich doch als Mohammedaner aus heidnischen Geistern gar nichts machten, hatten allerlei bedenkliche Aeußerungen fallen lassen. Aber heute würden die Geister eine schwere Aufgabe gehabt haben, — war doch Yondogowiro, der große Fetischmann, an Ort und Stelle; der konnte sie beschwören und in die gebührenden Schranken zurückweisen.

Der kleine alte Mann mit seiner Kanonieruniform, deren hoher Kragen ihm bis über die Ohren reichte und deren Aermel etwas zu kurz waren, stand auf und streckte seine Arme zunächst gegen die Pelikane aus, die auf solche Weise eine religiöse Huldigung empfingen. In der linken Hand hielt er die Schelle, das Zeichen seiner priesterlichen Macht und Würde; mit der andern zerkrümelte er einen Brotkuchen, warf die kleinen Stücke ins Wasser und redete dann die Geister an: — „Hier sind weiße Leute. Sie sind hergekommen, um euch zu sehen. Macht sie nicht krank; sie bringen euch Geschenke. Laßt sie nicht sterben, sondern gesund an den Gaben zurückkommen."

Das einfache Gebet schien aufrichtig gemeint zu sein, es half aber nicht in allen Stücken, denn Serval bekam doch das Fieber. Nach der Zerkrümelung des Kuchens füllte Yondogowiro seinen Mund mit Atugu, d. h. mit Branntwein, welcher durch die Europäer in jene Gegenden gelangt, und spritzte denselben dann in die Luft. Doch ist es nur billig, zu bemerken, daß er auch seinen Magen berücksichtigte, gleichsam, wie es sich für einen Priester gebührt, sich den Zehnten aneignete. Uebrigens wurde diese Ceremonie mehrmals wiederholt, während Königin Aguille gemüthlich am Boden saß und eine Pfeife Taback rauchte.

Die Inseln selbst wurden von den weißen Männern nicht betreten, denn dieses Vorrecht gehört ausschließlich den großen Fetischmännern. Sie fuhren im Kahn um dieselben herum und kamen dann an den Eingang zu einem Kanal, durch welchen der Jonanga mit noch einem kleinen See, dem Elira Widanga, in Verbindung steht. Bei der Einfahrt in diesen Kanal bemerkt man die oben erwähnten nauskopischen Erscheinungen, welche aber, wie die Leute sagen, nur während der Regenzeit vorkommen; ganz aus der Luft ist die Sache nicht gegriffen. Wenn man sich während der Regenzeit bald nach Sonnenaufgang vor dem Eingange zum Kanal mit dem Gesicht nach Westen richtet, dann bemerkt man in den Wolken weiße Gestalten, und in diesen will man Schiffe erkennen, die am Cap Lopez vorbeisegeln. Die Leute behaupten, man könne deutlich sehen, wie sie manövriren, die Segel einziehen und Kanonen abfeuern. Plötzlich verschwinde Alles wieder. Vielleicht erklärt sich das aus einer eigenthümlichen Luftspiegelung; jedenfalls handelt es sich um ein Phänomen, welches die Eingeborenen mit abergläubiger Ehrfurcht erfüllt.

Der Ausflug nach den heiligen Inseln war recht lohnend und dankbar gewesen. Die Reisenden nahmen Abschied von den Leuten in N'Dembo, fuhren wieder den Ogowaï hinab und besuchten noch einen kleinen See, den Nioge, welcher unweit vom Dorfe Avanga Wiri liegt. Bis dorthin wohnen Galos; dann folgen Stämme, welche in unmittelbarem Verkehr mit der Küste stehen. Allmälig traten nun am Ufer wieder Binsen auf; also wurde der Boden niedriger und bald nachher sumpfig.

Die Leute von Arumbe hatten sich verabredet, den Weißen so viel als irgend möglich abzupressen und dem Steuermann einen Denkzettel zu geben; denn sie wähnten, es sei dessen Schuld gewesen, daß der Kahn ohne anzulegen an ihrem Dorfe vorüberfuhr. Deshalb fuhr man nun während der Nacht an Arumbe vorüber und war bei Sonnenaufgang schon am Bandu oder Bango. Dieser bildet den ersten großen Flußarm, welcher sich am linken Ufer des Ogowaï von diesem abzweigt und zum Meere strömt. Er bildet die südliche Grenze des Delta.

Einige Stunden später lag die Pirogue vor dem Dorfe des freundlich gesinnten N'Gowa Akaga, der König von Dambo ist. Er empfing die weißen Männer mit ungeheuchelter Freude. Diese bestiegen nun wieder ihr Schiffsboot, fuhren den Asin Tonge hinauf, einen Zufluß des Ogowaï, dann einen noch engern Kanal, den Gongoni, und gelangten durch diesen in den obenerwähnten Bango. Sie hatten gehört, daß dieser letztere mehre Verbindungen mit dem Anengue-See habe, und als das Boot quer über fuhr, gelangte es auch richtig in einen dieser Verbindungskanäle, den kleinen Fluß Guaibiri.

Im Bango wimmelte es von Flußpferden, die auch im Ogowaï nichts weniger als selten sind. Ueberall am Ufer bemerkt man ihre Spuren; bisher aber waren sie nur in

vereinzelten Paaren bemerkt worden und hatten nur Kopf und Rücken über dem Wasser sehen lassen. Beim leisesten Geräusch tauchten sie unter. Jetzt kamen sie in größeren Rudeln vor, stoben aus einander, wenn eine Kugel geflogen kam, erschienen aber bald wieder.

Vom Guaibiri aus wollte das Boot zum Anengue-See fahren, mußte aber bald wieder umkehren, weil der Kanal in einen sumpfigen Sack endete. Am andern Tage versuchten sie die Fahrt mit einer Pirogue, mußten dann aussteigen und drei Stunden weit theils im Schlamme waten, die Pirogue hinter sich her ziehend. So fanden sie zuletzt den Anengue-See, der eigentlich nichts weiter ist als ein ungeheuerer Sumpf und Morast, seicht, ungemein reich an Fischen und ein Paradies für die Krokodile. An der Südseite ist das Ufergelände hoch, und dort liegen einige wenige Dörfer, deren Bewohner schon seit längerer Zeit mit den Faktoreien am Fernand Vaz in Verbindung stehen; sie verkaufen denselben Elephantenzähne, Palmöl und Kautschuk.

Dieser Ausflug zum Anengue-See war bei der drückenden Hitze und einer ganz stillen Luft äußerst angreifend. Ohne Bedauern verließen die Reisenden diesen „traurigen Sumpfmorast", an welchem Serval sich ein heftiges Fieber holte. Mit der Phantasie du Chaillu's, der da wähnt, der Anengue werde künftig einmal eine Menge von Reis in den Handel liefern und von Dampfern befahren werden, — ist es rein gar nichts, schon des pestilentialischen Klimas wegen.

So ging diese Reise Griffon du Bellay's und Servals zu Ende. Einige Monate später unternahmen Beide wieder einen Ausflug, dessen wir kurz erwähnen wollen. Es lag ihnen daran, die Wasserwege zu erforschen, welche von einem der Zuflüsse des Gabon, dem Ramboeh, ausgehen und denselben in unmittelbare Verbindung mit dem obern Ogowaï bringen. „Der Weg geht durch prächtige Wälder, in denen mehr Gorillas und Elephanten als Menschen leben." Derselbe war etwa 25 Lieues lang, auf beschwerlichen Pfaden; aber die Obdachhütten, welche an manchen Stellen errichtet sind, beweisen, daß hier ein Verkehr stattfindet, eine Handelsverbindung zwischen beiden Flüssen. Griffon du Bellay litt noch an den Nachwehen einer Krankheit, bekam in einem Bakalaïdorf einen Fieberrückfall und konnte deshalb nicht bis zum Ogowaï vordringen. Serval aber erreichte denselben an einer Stelle, die etwas höher aufwärts lag, als der Punkt, welchen beide Reisenden auf der oben geschilderten Fahrt in ihrer Pirogue erreicht hatten. Der Fluß hat dort noch eine Breite von mehr als 3000 Fuß, bildet also einen wichtigen Wasserlauf; aber wir wissen nicht, von wannen er kommt.

Ein Blick auf die neuesten Karten von Afrika zeigt, daß im westlichen Theil zwischen 7° N. und 4° S. eine noch völlig unbekannte Gegend liegt, welche während eines Theils im Jahre eine große Menge feuchten Niederschlages erhalten muß. Nach welcher Seite hin haben die Wasser ihren Abzug? Nicht zum Tsad, denn wir wissen aus Barths und Vogels Mittheilungen, daß derselbe keine Zuflüsse



Die heiligen Inseln im Jonanga-See. (Nach einer Zeichnung von Griffon du Bellay.)

erhält, welche über den 7° hinausliegen. Vielleicht nach Süden hin zum Congo. Aber wir haben noch keinen Beweis, daß derselbe so weit reiche. Griffon du Bellay meint, es sei wahrscheinlich, daß auch in Westafrika, ähnlich wie im Osten des Erdtheils, eine Zone großer Binnenseen liege. Ist nun der Ogowaï, der einzige große Strom dieser Region, der Abzugskanal dieser Seen? Jedenfalls würde eine nähere Erforschung lohnend sein, denn es handelt sich um eine, wie bemerkt, noch völlig unbekannte Gegend. Freilich sind weder Straßen noch Transportmittel vorhanden.

Was das Land am Gabon betrifft, so fragt unser trefflicher Gewährsmann: „Was sollen wir mit einem Land anfangen, das gar keinen regelmäßigen Handelsartikel liefert? Das Bischen Ebenholz, Färbeholz und Elfenbein ist nicht von Belang, und ohnehin wird das Land erschöpft, da nichts für Nachwuchs geschieht. Von Baumwollenbau kann keine Rede sein, der Neger arbeitet nicht und der Europäer kann in einem solchen Klima nicht arbeiten. Vielleicht ließe sich durch Anbau von Oel gebenden Bäumen Einiges erzielen. Vielleicht verständen sich die Eingebornen zum Anpflanzen derselben. Mit ihrem ganzen Wesen ist nur eine einzige Anstrengung verträglich: sie möchten alle Jahre ernten, ohne gesäet oder gepflanzt zu haben!"

---

# Ein altphönicisches Bergwerk in Spanien entdeckt.

Ein pariser Blatt, La Presse, bringt folgenden Bericht aus Hiendelaencina, einer Oertlichkeit, über welche wir in den uns vorliegenden Werken über Spanien nichts finden. Vielleicht handelt es sich um eine Silbergrube. Wir geben den Bericht, wie wir ihn im Athenäum vom 2. Dezember finden.

„Bergleute, welche in der sogenannten Weißen Kieselgrube, welche seit langer Zeit im Besitze der Familie Orfila sich befindet, Silber gruben, haben jüngst eine Entdeckung gemacht, welche für Archäologie und Kunst von großem Interesse erscheint. Während sie in den Schächten arbeiteten, kamen sie plötzlich an solche, welche aus den ältesten Zeiten herrühren. Sie überzeugten sich, daß man damals in sehr sachverständiger Weise und nach einem wissenschaftlichen System Bergbau getrieben hat. Die Geräthschaften und Werkzeuge waren so gut erhalten, daß man mit Bestimmtheit sagen kann, sie seien nicht römisch, sondern karthagisch oder phönicisch. Schlägel, Erzsiebe, ein Schmelzofen und zwei Ambosse erregen die Bewunderung der spanischen Bergingenieure. Alles ist sorgfältig gesammelt worden und wird eine genaue wissenschaftliche Prüfung erfahren. Ein Gleiches wird der Fall sein mit den Kunstgegenständen, die, wie es heißt, in den Nischen einer Rotunde, im Mittelpunkte der Gruben, gefunden worden sind. Es scheint, als ob diese Rotunde den Göttern des Bergbaues gewidmet war. Man fand darin drei Statuen; die eine von halber Lebensgröße in sitzender Stellung; die beiden anderen sind Standbilder und etwa 3 Fuß hoch. Von griechischer oder römischer Kunst ist an ihnen keine Spur zu finden, wohl aber erinnern sie an den Styl einer Skulptur, welche 1854 auf der andern Seite des Gebirges (— welches? —) gefunden wurde und die sich nun als „kathagischer Herkules" in der Armeria zu Madrid befindet. Dieselben Symbole fand man auf einem Dreifuße und auf einem Kasten, welche beide an den Wänden der Rotunde standen. Schon jene Entdeckung von 1854 hatte großes Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt erregt; die gegenwärtige wird es in noch höherm Grade. Geräthe, Werkzeuge und Kunstgegenstände befinden sich im Cabinete des Herrn Lassery zu Valladolid."

So lautet die etwas dürftige Mittheilung der „Presse". Wir dachten beim Lesen derselben unwillkürlich an die vortreffliche Schilderung, welche der alte Strabo von dem Metallreichthum Spaniens und dem Bergbau entwirft, und wir erinnern uns, daß er namentlich vom Durchsieben des Silbererzes gesprochen hat. Beim Nachschlagen fanden wir die Stelle (Buch III, 2. 9). Strabo beruft sich auf Polybius, welcher die Silbergruben bei Karthago (Carthagena) schildert, und bemerkt, daß dort 40,000 Arbeiter beschäftigt seien, welche tagtäglich dem römischen Volke für 25,000 Drachmen Silber lieferten. „Der herangeschlämmte Silberkies aber", sagt er, „wird gepocht und in Sieben über Wasser durchgesiebt (τὴν δὲ συρτὴν βῶλον τὴν ἀργυρῖτιν φησὶ κόπτεσθαι, καὶ κοσκίνοις εἰς ὕδωρ διαττᾶσθαι; — diese Lesart ist besser als die frühere διαιρᾶσθαι —); der Bodensatz werde wieder gepocht, abermals durchgeseihet und dann noch einmal zerstampft, nachdem man das Wasser abgegossen. Der fünfte Bodensatz erst werde geschmelzen und liefere das reine Silber, nachdem man das Blei abgegossen." Strabo bemerkt, daß diese Gruben noch zu seiner Zeit, also ungefähr zu Anfang unserer Zeitrechnung, im Betrieb seien, aber nicht mehr als Staatseigenthum; dagegen gehörten die meisten Goldgruben in Spanien dem Staate.

Einige Paragraphen früher erwähnt er, daß man Grubenwasser mit ägyptischen Schnecken auspumpe. Er rühmt und bewundert den Reichthum an Metallen, „denn das ganze Land der Iberer ist voll davon", und von Turdetanien (Bätica) insbesondere äußert er: „Weder Gold noch Silber, weder Kupfer noch Eisen ist bis jetzt an irgend einem Orte der Erde weder in so großer Menge noch von so vortrefflicher Beschaffenheit gefunden worden. Das Gold aber wird nicht blos gegraben, sondern auch geschlämmt; denn die Flüsse und Waldbäche führen den Goldsand herab, welcher oft auch an wasserlosen Stellen gefunden wird." Man meint, der alte Geograph schildere australische oder californische Scenen, wenn er weiter meldet: „Dort ist freilich der Goldsand nicht zu bemerken, aber man leitet Wasser dorthin, damit der Goldstaub glänze. Auch indem man Brunnen gräbt und andere künstliche Mittel ersinnt, erhält man Gold durch Abschlämmen des Sandes, und gegenwärtig sind mehr Goldwäschen als Goldgruben vorhanden. In dem Goldstaube sollen bisweilen halbpfündige Klumpen vorkommen (also „Nuggets"); man nennt sie Palä, und sie bedürfen nur geringer Reinigung. Auch in zerschlagenen Steinen, so wird versichert, fänden sich kleine Klumpen, welche den Brustwarzen ähnlich sind. — — Die Schmelzöfen des Silbers macht man hoch, damit der Dampf

von den Erzmassen in die Höhe emporsteige, denn er ist schädlich und kann sogar tödtlich werden."

Moritz Willkomm bemerkt in seiner geographischen Darstellung des pyrenäischen Halbinsellandes, daß Spanien 1859 nicht weniger als 12,077 Privatbergwerke gehabt habe; davon waren 4477 Gruben abgegrenzt und in Betrieb (davon 2332 Silbergruben) und 7062 nicht in eigentlichem Betrieb. A.

---

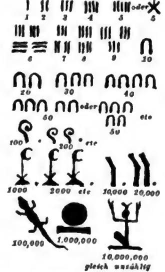
# Die Entzifferung der Hieroglyphen.

Von Dr. Georg Ebers.

## II.

Die Entzifferung der Hieroglyphenschrift (Th. Young, F. Champollion und seine Nachfolger).

Die Inschrift von Rosette zeigt, wie wir wissen, nur die demotische und hieroglyphische Schreibart. Nach der theilweisen Entzifferung der erstern machte sich lange kein Gelehrter an das Studium der zweiten; glaubte man doch mit Sicherheit diesen für Symbole gehaltenen Bildern gegenüber nur ein müssiges Rebuserrathespiel treiben zu können, bis der Engländer Thomas Young mit seinen ersten Entzifferungsversuchen in die Oeffentlichkeit trat. Durch einen Wust von geistreichen Irrthümern, Combinationen und Vergleichungen sich durcharbeitend, hatte der seltsame Mann die Bedeutung der hieroglyphisch geschriebenen Namen Ptolemäus und Arsinoe gefunden, die einzelnen Zeichen aber großentheils falsch bestimmt und auch den Wahn, die ganze Schreibart sei ideographischer Natur, noch nicht aufgegeben. Nur die fremden Eigennamen hielt er für phonetisch und förderte schon durch diesen Schritt die neben ihm versuchten Forschungen, während im Uebrigen seine rathende Art der Wissenschaft keine goldenen Früchte trug. — Dennoch ist sein Name von uns hochzuhalten, denn erstens lehrte er die Aegyptologen auch andere Urkunden, als die Tafel von Rosette (besonders aber das sogenannte „Todtenbuch") zu benutzen, zweitens veröffentlichte er mehre demotische Urkunden contractlicher Art; drittens stellte er ein, nach seinem Tode erschienenes Lexicon zusammen; viertens fand er die ägyptischen Zahlenzeichen und, möge er außerdem erzielt haben, was er wolle, den Ruhm wird ihm Jeder lassen müssen, daß er vielleicht der energischste u. arbeitskräftigste von allen Menschen gewesen ist, die in den letzten Jahrzehnten gelebt haben. Sein Eloge, eine der schönsten jener schönen Reden, welche der große Arago zu Ehren verstorbener Akademiker gehalten, entfaltet ein beinahe unmögliches Menschenbild. — Wenn wir den Arzt, Naturforscher und Mathematiker Hieroglyphen entziffern sehen, so ist das staunenswerth, wenn wir hören, derselbe habe, als er einen Kunstreiter gesehen, der auf dem Rücken seines Pferdes stehend die Geige spielte, ausgerufen: „Das muß ich auch lernen!" und binnen Kurzem diese brotlose Kunst auszuüben verstanden, so geht uns das hier vielleicht nichts an, kann aber doch dazu dienen, die fabelhafte Energie jenes Mannes zu kennzeichnen, der einem Champollion den Ruhm, den ersten Schlüssel zu den Hieroglyphen gefunden zu haben, streitig machen wollte und demselben in der That, besonders durch die glückliche Entzifferung des Namens Ptolemäus, den ersten Stein zu jenem Wunderbau gereicht hat, den er in späteren Jahren aufzurichten bestimmt war. Sein Verdienst darf gewiß nicht unterschätzt werden, dennoch aber konnte nur die bitterste Animosität gegen Champollions System, und darum auch gegen den Gründer desselben, dem nun verstorbenen Uhlemann die Worte dictiren: „Th. Young wird mit Recht bis auf den heutigen Tag als der erste Begründer einer verständigen Hieroglyphenentzifferung angesehen werden müssen, so sehr man auch diesen Ruhm dem Franzosen Champollion zuzuschreiben geneigt ist." Wie ernst diese Behauptung gemeint ist, geht deutlich aus einem kaum eine Seite später zu hörenden Ausrufe hervor, den ihm die Youngsche Analyse der Namen Ptolemäus und Berenike entlockt. Derselbe lautet wörtlich: „Welch ein Gemisch von Buchstaben, Sylbenzeichen und selbst überflüssigen Bildern!" — Der Engländer war, das ist unsere Ansicht, ein beharrlich rathender und sammelnder Mensch; ein verständiges Entzifferungsprincip, wie Uhlemann will, hat er aber ebenso sicher nie gefunden, als Champollion in der That der Erste gewesen ist, welcher sehr logisch, sehr verständig, sehr regelrecht nicht nur eine dünne Zahl von Namen halb falsch, halb richtig, sondern vielmehr alle Namen ganz genau zu lesen lehrte und jenen Schlüssel gefunden hat, mit dessen Hülfe er, als er starb, der Gelehrtenwelt eine vollständige Hieroglyphengrammatik hinterlassen konnte.



Die hieroglyphischen Zahlen.

Jean François Champollion, genannt le jeune, (um ihn von seinem Bruder, dem gleichfalls als Aegyptologen bekannten Figeac zu unterscheiden), wurde 1790 in der Nähe von Grenoble geboren —, war, wenn Einer, prädestinirt, Licht in die tiefe ägyptische Finsterniß zu bringen, welche damals die Bilderschrift vom Nilthal umhüllte. — Die Entwicklungsgeschichte des großen Franzosen, der

schon in seinem 17. Jahre, mächtig gefesselt von dem die Pyramiden, den Vater der Ströme und die Lotossäulen umwebenden Zauber, eine große Arbeit über die Geographie des alten Aegyptens vollendet hatte, ist äußerst interessant und durch seine eigenen und seines Bruders Aufzeichnungen jedem Wißbegierigen zugänglich.

Im Jahre 1821 gab er seine „écriture des anciens Egyptiens“ heraus, 1822 verwarf er sie und gab an ihrer Stelle in dem für unsere Wissenschaft wichtigsten aller Dokumente, der „lettre à Mr. Dacier“ vom 22. September, reichen Ersatz für dieselbe. Youngs Resultate mögen ihm, wie gesagt, einen Anhalt gegeben haben; er gelangte aber zu den seinen auf ebenso verschiedenen Wegen, als sie größer wurden, wie die Erfolge des Engländers.

Die Lautzeichen in den Eigennamen zu suchen war sein erstes Ziel, denn er hatte erkannt, daß die alphabetische Schreibart derselben kein „chinesischer Nothbehelf für Fremde“, sondern das beste Mittel wäre, die Richtigkeit eines zu suchenden Hieroglyphenalphabets darzulegen; er vermuthete mit staunenswerther Sicherheit, die Hieroglyphenschrift müsse verschiedene Zeichen für denselben Laut, also Homophone gebrauchen, und begab sich nun an die eigentliche Entzifferung, indem er von dem Sichern auf das Wahrscheinliche schloß und das Wahrscheinliche durch das Sichere zu belegen suchte.

Champollion besaß, außer in der Inschrift von Rosette, durch einen Obelisken den Namen Ptolemäus. Dies auf der Insel Philae gefundene Denkmal war nach London gebracht worden, zeigte hinter dem des Ptolemäus noch ein anderes Königsschild und hatte an seinem Fuße eine griechische Inschrift, welche die Namen der Gattin und Schwester des Ptolemäus, Cleopatra, erwähnte. So war es denn wahrscheinlich, daß die zweite Cartouche den Namen Cleopatra enthalte; und das um so mehr, da der Halbkreis und das Ei, welches die fragliche Gruppe abschlossen, schon bei mehren auf mechanischem Wege herausgebrachten weiblichen Namen, z. B. der „Arsinoe“, „Isis“ 2c. bemerkt worden waren. Die Vergleichung der einzelnen Buchstaben der Worte Ptolemäus und Cleopatra mußte zu einem Beweise führen, denn durch eine glückliche Fügung finden sich in beiden fünf gleiche Laute.


Der hieroglyphische Name Ptolemäus.

Die 1. Hieroglyphe im Namen Cleopatra, ein Winkel (keli), mußte gleich k sein und durfte sich nicht im Ptolemäus finden, wie er sich denn auch nicht fand.

Das 2. Zeichen, eine Löwin (laboi), mußte l bedeuten, und fand sich richtig im Ptolemäus an der 4. Stelle.

Das 3. Zeichen, ein Schilfblatt (ake), fand sich als 6. und 7. Buchstabe im Ptolemäus und schien, wie man richtig vermuthete als Reduplication des „e“ in der Cleopatra, das „αιο“ in dem griechischen πτολεμαιο; darstellen zu sollen. (Vielleicht ein neuer Beweis für die Aussprache des Alpha-Jota.)

Cleopatra.

Das 4. Zeichen, über dessen Bedeutung verschiedene Ansichten herrschen (Champollion hielt es für „une fleur sur une tige recourbée“, „eine Blume an einem zurückgebogenen Stengel“, mußte o bedeuten und im Ptolemäus den 5. Platz einnehmen. Dies war auch wirklich der Fall.

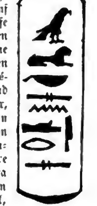
Ebenso richtig fand sich das beinahe quadratische Rechteck, welches an der 5. Stelle in der Cleopatra ein p darstellen mußte, als erster Laut des Ptolemäus wieder.

Der 6. Buchstabe in dem ersten Namen, ein Adler, auf Koptisch „achom“, muß, wie das schon aus einer später constatirten Regel aus dem Anfangsbuchstaben geschlossen werden darf, „a“ ausgesprochen werden, findet sich natürlich nicht im Ptolemäus; wohl aber, als neue Bestätigung, an der letzten Stelle des Namens Cleopatra wieder.

Das 7. Zeichen, eine Hand, mußte t ausgesprochen werden; die Hand heißt auch auf Koptisch „tot“; im Namen Ptolemäus fand sich aber ein anderes „t“, der Halbkreis, und dies hätte den Entzifferer irre führen können, wenn er nicht die Möglichkeit, daß ein Laut durch verschiedene Zeichen ausgedrückt werden könne, geahnt, wenn er nicht richtig geschlossen hätte, der am Ende des Namens Cleopatra vorkommende, alle weiblichen Nomina schließende Halbkreis stelle den femininen Artikel dar, der auf Koptisch „te“ heißt, und müsse darum, als zweiter Buchstabe des Ptolemäus, ebenso „t“ ausgesprochen werden, wie die Hand an der 7. Stelle in der Cleopatra.

Das 8. Zeichen, ein Mund, heißt auf Koptisch „ro“, entspricht also dem an diesem Platze zu suchenden r vollkommen und findet sich nicht im Ptolemäus. Als 9. und Schlußbuchstaben hat der alte Schreiber, wie gesagt, zum zweiten Male, einen Adler und also das a in der Mitte und am Schluße des Namens mit dem gleichen Zeichen dargestellt. So blieb kein Laut in der Cleopatra unerwiesen, während im Ptolemäus das 5. und 9. Zeichen einer Erklärung bedurften, wenn es auch auf der Hand lag, daß das 1. auch ein m, das 2. ein s darzustellen bestimmt sein konnte.

In dieser Weise waren 11 oder (durch den Artikel) 12 Hieroglyphenzeichen richtig bestimmt worden, und es kam nun auf den Versuch an, ob sich mit deren Hülfe auch andere bekannte Eigennamen lesen lassen würden. Champollion richtete seine Aufmerksamkeit zunächst auf den Namen Alexanders, den er in der großen déscription de l'Egypte entdeckt hatte, fand zu seiner Freude die Hieroglyphen a Adler, l Löwe, t Hand, r Mund in demselben an den richtigen Stellen wieder und war nun wohlberechtigt das 3. Zeichen, eine gehenkelte Schale, für eine andere Schreibart des in Cleopatra vorkommenden k (x wird in k und s zerlegt), das 4., den Riegel, für ein mit der Stuhllene im Ptolemäus vertauschbares s, die 5. Hieroglyphe, die gezackte Linie, für ein „n“ zu erklären. Das s in der Mitte und am Ende bestätigten einander zum Ueberflusse; auch fand man bald in einem andern Ptolemäusschilde den Riegel als Variante für die Stuhllene. Durch diesen Vergleich waren aus den 11 nun 14 bestätigte Zeichen geworden.


Alexandros.

Mit so vielen bekannten Größen ließ sich schon eine

Aufgabe lösen. Champollion fuhr auf dem betretenen Wege fort, entzifferte zunächst nur die in Cartouchen eingeschlossenen Gruppen, von denen er sicher wissen konnte, daß sie Eigennamen enthielten, las zunächst eine Menge römischer Kaiser- und Ptolemäerschilder, persischer Königs- und Pharaonen-, Götter- und Städtenamen, suchte und fand Varianten, verglich und operirte überall in inductiver analytischer Weise. Von dem Bekannten zum Unbekannten übergehend, verfuhr er gewissermassen „algebraisch" und gebrauchte jede Elimination einer unbekannten Größe zur Waffe, um gegen die anderen x und y zu Felde zu ziehen.

Im Jahre 1824 war er schon so weit gekommen, daß er in seinem „Précis du systéme hiéroglyphique" nicht nur eine Menge von übersetzten Namen und Gruppen, sondern auch viele Regeln der Hieroglyphenentzifferung, welche bis heute ihre Gültigkeit erhalten haben, niederlegen konnte. Hier findet sich auch die Behauptung, jede Hieroglyphe stelle den Laut dar, mit welchem ihr Name beginne.

Als Champollion, viel zu früh für die Wissenschaft, 43 Jahre alt, 1832 starb, hinterließ er das fertige Manuscript der besten Hieroglyphengrammatik, welche bis auf diesen Tag geschrieben worden ist, und das Material zu einem später von seinem Bruder herausgegebenen Lexicon.

Welchen Werth diese Arbeiten haben, können wir, wie ich meine, am besten durch das Urtheil eines der gehässigsten Feinde des großen Mannes erhärten. „Ich bekenne", sagt Seiffarth, „daß die meisten grammatischen Regeln und Formen Champollions fehlerfrei sind und das Studium der Hieroglyphik wesentlich gefördert haben."

Uhlemann, welcher schließlich zu dem Resultate gelangte, daß ihm und seinem Lehrer Seiffarth der eigentliche Lorbeer der Hieroglyphenentzifferung gebühre, sagt nichts desto weniger: „Die Champollionsche Grammatik und sein Lexicon boten das erste, vollständig ausgebildete System, sie enthielten eine vollständige Sprachlehre, sie erklärten lexicalisch alle damals bekannten Hieroglyphen und Gruppen, die auf Denkmälern und Papyrosrollen vorkommen ꝛc." Dennoch bleibt uns, den Epigonen, immer noch viel zu thun übrig, denn die Schwierigkeit der Arbeit ist so groß, als die Zahl der Zeichen. (Es gibt über 600 Hieroglyphen und nach der vor Kurzem erschienenen Arbeit des Herrn Pleyte in Leyden 369 hieratische Buchstaben.) Da muß es denn doppelt befremden, wenn viele Gelehrte, welche die Mühe nicht gescheut haben, sich über den Stand unserer Thätigkeit zu unterrichten, weniger erstaunt gewesen sind über die in verhältnißmäßig kurzer Zeit erzielten Erfolge der Aegyptologen, als über die großen Lücken, die uns noch auszufüllen bleiben. Ein flüchtiger Blick auf die wesentlichsten, bis zum heutigen Tage festgestellten Principien mag genügen, um von der Schwierigkeit der Aufgabe und dem „Wieviel" des Erreichten ein Bild zu geben.

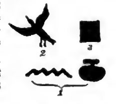
Champollion theilt alle Hieroglyphenschrift in drei, schon von Lepsius bemängelten Arten ein:

1) Die Figurativa, welche einfach das Bild des Gegenstandes sind, den sie darstellen sollen.

2) Die Symbole, welche das Object oder die Idee, welche man bezeichnen will, auf indirectem Wege wiedergeben; so daß z. B. um den Begriff der Nacht darzustellen, das Bild des Himmels, aus dem ein Sternlein hängt, malen konnte.

3) Die phonetischen oder Lautzeichen, welche rein alphabetische Buchstaben darstellen.

Seit den letzten Jahren steht es außerdem fest, daß jedes consonantische Hieroglyphenzeichen mit einem ihm adhärirenden Vokale gedacht werden muß. Die zerbrochene Linie und das kleine Wassergefäß (1) sind z. B. beide nach Champollion „n" zu lesen, während wir jetzt wissen, daß die erstere „na" und letzteres „nu" ausgesprochen werden muß. In gleicher Weise ist der flatternde Vogel (2) „pa", das Viereck (3) „pu".



Eine Menge anderer Schriftzeichen sind von Chabas in seinem trefflichen „Papyrosmagique Harris" aufs Uebersichtlichste zusammengestellt worden, und die neue Zeitschrift für ägyptische Alterthumskunde von Lepsius und Brugsch nimmt nichts lieber auf, als die wohlbegründete Bestimmung des Lautwerthes und der Bedeutung der einzelnen Zeichen.

Ein anderer wesentlicher Fortschritt hat sich auch gegenüber den von Champollion „figurative" oder „symbolische" Zeichen genannten Hieroglyphen geltend gemacht. Diese beiden Klassen können wir mit dem einen Namen „determinative" bezeichnen. Sie wurden zur Vermeidung von Irrthümern angewendet und bezeichnen den, wir möchten sagen „Sammelbegriff", zu welchem das zu schreibende Wort gehört. So malte man hinter jedes Wort, welches eine Handlung mit dem Munde enthielt, einen Mann, der seine Hand zum Munde führt (1), hinter jede die Thätigkeit des Gehens bezeichnende Gruppe ein paar schreitende Beine (2), hinter jeden dem Pflanzenreiche zugehörenden Begriff drei Blumen an einem Stengel (3), hinter alles Hölzerne einen gezackten Ast (4), hinter jegliches mit der Thätigkeit des Schreibens, Malens, Denkens, Sagens, mit dem Papyros ꝛc. Zusammenhängende eine zugebundene Papyrosrolle (5).

Diese orthographische Eigenheit wurde so weit getrieben, daß man häufig das phonetisch geschriebene Wort ganz fortließ und an seiner Stelle nur das Determinativum malte. Die Schreiber sind zu der Einführung dieser Determinativa, zur Anwendung derselben, um ganze Begriffe ohne alphabetische Worte auszudrücken und wiederum zu ihrer Omittirung, um eine Gruppe mit reinen Lautzeichen darzustellen, gekommen, weil sie in der edlen Schreibekunst zu glänzen wünschten und sich als „fest in allen Sätteln bewähren wollten". Die Hieroglyphenkalligraphie erlernte sich eben schwerer, als unser gewöhnliches Schönschreiben! Ja, ein großer Künstler, Iri-ti-sen, rühmte sich am Beginn seiner jetzt in Paris befindlichen Grabstele, „gekannt zu haben alle Geheimnisse der heiligen Schreibekunst". Dieses, ich möchte sagen „Coquettiren" der Schreiber mit der Fähigkeit, dem Begriff möglichst angepaßte und möglichst verschiedenartige Zeichen zu finden, hat die Arbeit des Entzifferns von der einen Seite wesentlich erschwert, die Aegyptologen aber von der andern Seite in den Stand gesetzt, den ungefähren Inhalt eines Schriftstücks schnell zu übersehen und sich niemals jenen Gefahren aussetzen zu brauchen, denen die Entzifferer anderer alphabetischer Schreibarten, besonders der phönicischen, anheimgefallen sind. Champollion war schon vor der Vollendung seiner Grammatik sicher vor dem Schicksale jenes Franzosen, der aus einer phönicischen Inschrift zu Marseille, welche eine Besteuerungsliste enthielt, einen zwischen Carthago und Massilia geschlossenen Friedenstractat herausgelesen hat. Schon seit mehren Jahren ist unsere Wissenschaft so weit gekommen, daß die Uebersetzung keines Satzes ohne eine strenge Analyse angenommen wird, und ein Aegyptologe

in Petersburg denselben Papyrus, mit unbedeutenden Abweichungen, ebenso übersetzen muß, wie sein College in Kairo.

Zahlreiche Bekanntmachungen von Papyrosrollen und Inschriften kommen alljährlich der Forschung zu Hülfe. Alle Großstaaten, ja selbst das kleine Holland, und Sardinien, ehe es sich zum Königreich Italien aufgeschwungen hatte, haben sich freudig den großen Kosten unterzogen, welche die Vervielfältigung ägyptischer Schriftdenkmäler in Anspruch nahm.

Die demotischen Rollen, welche mehrfach von griechischen Uebersetzungen begleitet waren, sind mit Hülfe der vorzüglichen Grammatik des Konsuls Brugsch für Jeden lesbar. Endlich muß ich erwähnen, daß die Vervielfältigung der Texte mit jedem Jahre geringere Opfer beansprucht. In Paris, Berlin und Leipzig wird mit hieroglyphischen Typen gedruckt; Brugsch hat demotische Lettern anfertigen lassen, und vor Kurzem ist uns die Anzeige zugegangen, daß Herr Dr. Pleyte in Leyden seine hieratischen Typen vollendet habe und bereit sei, sorgsam gefertigte Abgüsse derselben, für verhältnißmäßig geringe Preise, allen Aegyptologen zukommen zu lassen.

Wenn solche Hülfsmittel zehn Jahre lang gewirkt haben, wird jeder Gelehrte im Stande sein in seiner engen Zelle sich das alte Aegypten zu reconstruiren, und das Adjectivum „hieroglyphisch“ nicht mehr dem Begriff des „Geheimnißvollen“, sondern dem des „Sonnenklaren“ gleich gesetzt werden dürfen.

---

# Die Märchen über den Thron des Königs Vikramâditya von Malva.

Von **Emil Schlagintweit.**

## I.

Bei allen Völkern finden wir die Geschichte derjenigen Herrscher, welche durch Heldenthaten sich hervorthaten oder die Begründer neuer wichtiger Einrichtungen im Staate waren, mit Erzählungen ausgeschmückt, bestimmt ihre außerordentliche Begabung, ihren Scharfsinn und ihre Körperstärke zu verherrlichen. Stets sind diese Erzählungen in der Form wenigstens, in welcher sie auftreten, vom Historiker mit Vorsicht zu benutzen, denn nicht selten fehlt jede historische Basis. Es dürfte nicht unpassend sein, hier auch daran zu erinnern, daß es nicht blos die Völker des Alterthums waren, welche solche ausschmückende Zusätze liebten; um Beispiele aus der Gegenwart zu nennen, sei des Reichthums an Anekdoten gedacht, besonders der „schlagenden Antworten“, welche wir berühmten Männern in den Mund zu legen gewöhnt sind. —

In Indien ist einer der gefeiertesten Herrscher der König Vikramâditya von Malva, im westlichen Indien. Er war der erste König, welcher mit Glück den Indoscythen entgegen trat, jenen Horden turanischer Abkunft, die im 2. Jahrh. v. Chr. Geb. nach dem westlichen Indien hereingebrochen waren und in Kaschmir ihren Hauptsitz aufschlugen, aber auch Radschastan und die Indusgegenden bis zu seiner Mündung sich unterthan gemacht hatten. Er nahm der Çaka-Dynastie Kaschmir und Surat ab, und zur Erinnerung daran stiftete er die Samvat-Aera, deren Beginn, 57 v. Chr. Geb., mit der Zeit der Wiederherstellung einheimischer Macht zusammenfällt; noch heute ist diese Aera in Mittel-Indien in Gebrauch, von Hindostan bis nach Telingana. Außer dem Ruhme, erfolgreich im Kriege gewesen zu sein, wird er aber auch als Beschützer der Wissenschaften und der Dichtkunst gepriesen; die ausgezeichnetsten Dichter lebten an seinem Hofe. Dadurch wurde er natürlich ein Gegenstand der Verherrlichung in ihren Poesien, und dieses, verbunden mit edlen Herrschereigenschaften, wurde die Veranlassung, daß Vikramâditya den Indiern als der Inbegriff alles Guten und Schönen galt. Eine Folge davon ist, daß seinem Throne ein göttlicher Ursprung zugeschrieben wurde; seine vieljährige Erhaltung und Wiederauffindung unter dem Könige Bhodscha von Malva (5. Jahrh. n. Chr. Geb.) bildet die Haupterzählung in einer Sammlung von Volksmärchen. Ursprünglich im Sanskrit verfaßt, wurden sie später in die meisten der 22 Volksdialekte Indiens übertragen, ja wir finden sie sogar unter den Völkern nördlich von Indien, auch die Mongolen halten die Erzählungen über die Wiederauffindung seines Thrones hoch in Ehren.

Jeder Uebersetzer hat aber in dem ursprünglichen Inhalte der Sammlung Neuerungen vorgenommen; schon in den indischen Recensionen sind einzelne Episoden in verschiedener Weise erzählt, noch viel weiter gehen aber die Abweichungen in der mongolischen Ueberarbeitung; hier ist fast nur noch derjenige Theil beibehalten, welcher erzählt, wie es denn kam, daß dem Könige Bhodscha eine genaue Mittheilung ward über die Thaten seines erhabenen Vorfahren. —

Die Sanskrit-Recension nennt sich bald Vikramatscharitam „die Thaten Vikramâditya's“, bald Sinhâsanadvâtrinçati „die 32 (Erzählungen) des Thrones“.*) Der Vater Vikramâditya's, beginnt das Manuskript, habe einst von einem Brahmanen eine Frucht erhalten, deren Genuß Unsterblichkeit gewährte; der König liebte jedoch seine Gemahlin so innig, daß er ohne sie nicht leben zu können vermeinte, und so gab er die Frucht dieser, statt sie selbst zu genießen. Die Königin war aber ein treuloses Weib, sie beschenkte ihren Buhlen damit; dieser genoß sie aber auch nicht, sondern verehrte sie einer andern seiner Schönen, diese wieder einem Geliebten, und so fort, bis endlich eine Sklavin sie verzehrt und dadurch Unsterblichkeit erlangt. Der König erkennt, daß er hintergangen wurde; voll Kummer über so grobe Täuschung über die Eigenschaften seiner nächsten Umgebung, die er doch vermeint hatte genau zu kennen, entsagte er dem Throne und zog sich in die Ein-

*) Prof. Roth in Tübingen, der sich im Verein mit Boehtlingk so große Verdienste erwirbt um die Herausgabe des bändereichen petersburger Sanskrit-Wörterbuchs, gab eine Analyse im „Journal Asiatique“ 1845, S. 278.

samkeit zurück, Bußübungen sich widmend. Es folgen nun Lobeserhebungen der Regierungsart seines Sohnes; eingemengt ist dabei die Erzählung, Vikramâditya sei auch vor den Gott Indra in den Himmel gerufen worden, einen Wettstreit zu entscheiden zwischen zwei Göttern, die im Tanze ausgezeichnet sind und ausersehen waren, einen eifrig den Bußübungen obliegenden Brahmanen zu verführen, „dessen Ausdauer selbst den Göttern gefährlich zu werden drohte". Der König erhält zum Danke von Indra den Löwensitz mit 32 weiblichen Statuen; um auf den Thron zu gelangen, mußte man den Fuß auf ihre Häupter setzen. (Löwensitz ist ein bildlicher Ausdruck für „Thron", weil er von ruhenden Löwen getragen wird; noch heute werden in Centralasien diejenigen buddhistischen Götter, welche bereits in Indien verehrt worden waren, auf solchen Sitzen abgebildet.)

Aber noch eines anderen Geschenkes erfreut sich dieser König; Gott Çiva hatte ihm einst bewilligt, nur von der Hand eines Mannes zu sterben, der von einem zweijährigen Kinde geboren worden sei. Ein dem büßenden Könige übelgesinnter Dämon bewirkte dieses Wunder; der König zog mit einem zahlreichen Heere zur Vertilgung des Neugebornen aus, allein „das Scepter des Todes" traf ihn vor dem Geburtsorte des Wunderkindes.

Dieser Feind wird Çâlivâhana genannt, dies ist aber auch der Name eines historisch beglaubigten Herrschers, des zweiten Nachfolgers Vikramâditya's, der seinen Sohn vom Throne verjagt, zugleich aber dem Vater an Kriegsruhm gleich ward durch neue Siege über die Indoscythen; auch dieses denkwürdige Ereigniß wird durch Stiftung einer neuen Zeitrechnung gefeiert (78 n. Chr. Geb.), der Çâka Aera, die in Bengalen ihre Hauptverbreitung hat; die Märchensammlung stellt ihn aber als einen Zeitgenossen Vikramâditya's hin und führt auch einen Brahmanen Çâlivâhana auf, der den König arg überlistet.

Nach dem Tode Vikramâditya's wurde der Thron auf den Befehl einer übernatürlichen Stimme in die Erde vergraben. Die späteren Generationen hatten seiner bereits vollkommen vergessen, da traf es sich, daß ein Brahmane, so oft er auf einem äußerst ergiebigen Gemüseacker neben seiner Behausung saß, Alles verschenkte, aber über Beraubung, Verarmung und Ungerechtigkeit klagte, wenn er diesen Platz wieder verlassen hatte. Dieses ereignete sich zur Zeit des Königs Bhodscha. Da den Brahmanen die Befriedigung im Geben verließ, sobald er den Ort verlassen hatte, dachte der König, der ihn aufmerksam beobachtete, die Ursache müsse wohl im Orte liegen, nicht im freien Willen des Brahmanen, und er befahl die Erde aufzuwühlen. Da fand sich denn ein prachtvoller Thron von Gold und mit Edelsteinen eingelegt, darauf 32 Figuren; ihn von der Stelle zu bewegen, sollte aber erst gelingen nach vielen Gebeten und reichen Opferspenden; unter großer Ceremonie brachte man ihn in die Residenz Udschayina (dem heutigen Udschein 23° 11' nördl. Br. 75° 35' östl. Länge von Ferro), und vor großer Versammlung wollte der König den Thron besteigen. Als er aber den Fuß auf eine der Statuen setzte, welche den Thron trugen, redete sie ihn mit übernatürlicher Stimme mit den Worten an: „Wenn Du den Heldenmuth, die Tapferkeit und Milde des Königs Vikramâditya hast, dann magst Du den Thron besteigen." Der König forderte nun die Sprecherin auf, ihm zu erzählen, wodurch sich denn dieser Vorfahre von ihm unterscheide. Die Figur beginnt darauf eine Geschichte zu erzählen, wie der König einst für einen Brahmanen sein Leben habe lassen wollen, weil dieser durch bloße Opfer von der Gottheit die Erfüllung eines Wunsches nicht erlangen konnte, ungeachtet er während 100 Jahre so viele Brandopfer dargebracht hatte, daß ihre Asche einen mächtigen Hügel bildete; die Gottheit sei durch die königliche Opferfreudigkeit gerührt worden und habe auch dem Könige das Leben geschenkt. Der ersten Erzählerin folgen nun die übrigen 31 Statuen. Jede berichtet von einer andern nachahmungswürdigen That dieses großen Königs. Was immer er thut, er zeigt sich als gerechten Herrscher, zugleich bestrebt, den Kummer der Unterthanen zu lindern und durch reiche Gaben seine Verehrung für die Brahmanen zu bezeigen; dabei läßt er sich aber in seiner Gutmüthigkeit oft täuschen; andere Episoden bekunden dagegen ein warmes Gefühl für Frauen. Die interessantesten dieser Erzählungen mögen hier folgen.

Einst wurde der König durch den Gedanken an die Hinfälligkeit aller irdischen Güter so niedergedrückt, daß er beschloß, all' sein Besitzthum, seine Schätze und Kleinodien zu verschenken, selbst die Götter sollten davon erhalten, auch an sie wurde Botschaft geschickt. Der Meeresgott sandte dafür dem Könige durch einen Brahmanen vier seltene Perlen; die eine gewährte alle Reichthümer, die zweite Nahrungsmittel, die dritte stellte eine vollständige Armee auf, die vierte konnte Kleider und Schmuck liefern. Der König wollte den Ueberbringer fürstlich belohnen, er sollte sich eine der Perlen wählen; der Brahmane konnte zu keinem Entschlusse kommen, bat seine Angehörigen berathen zu dürfen, kam aber sehr niedergeschlagen zurück, denn sein Sohn, seine Schwiegertochter und seine Frau hatten jede eine andere Perle gewollt. Da gab ihm der König alle vier Perlen. — Zur Erklärung ist nur beizufügen, daß die Dichtung dieser Erzählungen einer Zeit angehört, wo sich bereits der Glaube befestigt hatte, daß die Brahmanen näher als alle Uebrigen vom Brahma, dem reinen Urquell, abstammten und die Fähigkeit hätten, die Götter zu Wohlwollen oder Mißfallen zu bewegen; in den jetzt entzifferten Inschriften und Schenkungsurkunden sind uns zahlreiche Beispiele enthalten, wie maßlose Forderungen sie bewilligt erhielten, — an solche dem Seelenheile so förderliche Freigebigkeit wird König Bhodscha hier erinnert. Zu beachten ist auch noch, daß der Sohn und die Schwiegertochter vor der eigenen Frau genannt werden. Dieser, von unseren Anschauungen so abweichende Vorzug des Sohnes und seiner Gattin beruht auf der religiösen Anschauung, daß nur ein männlicher Nachkomme die Todtenopfer verrichten könne, diese aber sind unumgänglich nothwendig für einen glücklichen Zustand nach diesem Leben; deswegen erbt auch schon nach altarischem Gesetze der Sohn das väterliche Vermögen, mit Ausschluß der Töchter, und wenn kein Sohn vorhanden ist, kann bestimmt werden, daß der Sohn der verheirateten Tochter, also der Enkel, vor den unverheirateten Töchtern das Erbe erhält. „Wenn in einer Ehe Kinder beiderlei Geschlechts gezeugt werden, so ist der eine der Vollzieher der heiligen Gebräuche, die anderen erhalten eine Gabe"; so sagen schon die Vedas, und dieses ist selbst heute noch Regel.

Eine andere Figur erzählt: Ein Diener sei zur Empfangnahme kostbarer Edelsteine nach einem weit entfernten Orte gesandt worden, mit dem Tod war er bedroht, wenn er nicht an einem bestimmten Tage eintreffen würde. Da wollte der Unstern des Dieners, daß heftiger Regen die Flüsse ungewöhnlich anschwoll; erst durch das Ueberlassen der Hälfte seines Schatzes konnte er einen Fährmann dingen. Der König belobt den Diener wegen seines Eifers, den Termin nicht zu versäumen, und beschenkt ihn mit dem Reste der Edelsteine. — Einen ähnlichen Gedanken hat

bekanntlich Schiller in seiner „Bürgschaft“ so meisterhaft durchgeführt.

In anderen Erzählungen befreit der König schöne Frauen von Dämonen, die über dieselben Gewalt erlangt hatten, oder er nimmt Brahmanen die Last ab, schwere Selbstpeinigungen fortzusetzen; mitunter verherrlicht die Episode nur im Allgemeinen seinen Muth; solches ist der Fall bei der Besteigung des „wachsenden Thrones“. Aus dem Ganges stieg jeden Morgen ein Thron, der bis zur Sonne empor sich streckte, gleichsam um sich ihr zum Sitze anzubieten, denn Nachmittags verminderte sich seine Größe, und der Sonne gleich tauchte er Abends in den Ganges hinab, um den nächsten Morgen wieder zu erscheinen. Vikramâditya bestieg nun den Thron, aber in der Nähe der Sonne entzog ihm ihre Hitze alles Blut und verbrannte seinen Körper — ähnlich wie die Flügel des Dädalus vor ihr zerflossen —, der Sonnengott gab ihm aber einen neuen Körper und beschenkte ihn mit zwei Armbändern, die Reichthum gewährten; der König aber gab sie einem Brahmanen.

Sehr grob läßt sich oft der gutmüthige Monarch überlisten. Die Perlenepisode ist bereits mitgetheilt; ein andermal sagte ein Brahmane — fast stets sind diese die Beschenkten —, ihm habe geträumt, der König werde ihm ein Haus bauen und Grundstücke schenken; der König erfüllte sofort den Traum, eine ganze Stadt füllte es, was er dem Brahmanen an edlen Frauen, Dienerschaft, Elephanten und Häusern zum Geschenke machte. Ein andermal ist es der König, der einen beunruhigenden Traum hat, dessen Verwirklichung nur durch Schenkungen an die Brahmanen abgewendet werden kann.

Am interessantesten ist die Episode vom Kampfe mit Çâlivâhana; hier ist aber nicht der spätere König dieses Namens der Handelnde, der Dichter will nur durch die Wahl dieses Namens den spätern Kampf um den Vorrang andeuten. — Ein reicher Vater, so lautet die dreiundzwanzigste Erzählung, habe auf dem Sterbebette seinen Söhnen eröffnet: wenn sie Streit bekämen um das Vermögen und es theilen wollten, dann sollten sie so theilen, wie die Gegenstände ihnen kund thäten, die sie in den vier Ecken des Lagers finden würden. Anfangs zeigte sich kein Bedürfniß zur Einrichtung gesonderter Haushaltung; aber die Schwägerinnen konnten sich nicht vertragen, man durchsuchte das Lager und fand vier Gefäße; das eine enthielt Erde, das zweite Kohle, das dritte Knochen, das vierte ein Strohbüschel. Die Erben fragten erst die Brahmanen, dann den König Vikramâditya um Rath, allein auch dieser konnte nicht Auskunft geben. Der Brahmane Çâlivâhana hörte davon, verließ seinen Geburtsort, ging zu den Söhnen und entschied: Durch Erde sei angedeutet, Einer solle das Grundeigenthum erhalten; die Kohle bedeute Gold, Edelstein und Schmuck; durch Knochen seien die Rinder angedeutet, das Strohbüschel weise auf die Futtervorräthe. Alles staunte und war voll Lob über den Brahmanen, nur Vikramâditya war über seine Niederlage ärgerlich. Er entbot jedoch den Weisen zu sich; dieser antwortete anfangs, wenn der König ihn zu sehen wünsche, möge er zu ihm kommen, später aber erklärte er sich bereit, den König aufzusuchen, aber er werde sich mit einer großen Armee umgeben und erwarte den König zur Schlacht gerichtet. Çâlivâhana's Vater hatte das Töpferhandwerk betrieben; sein weiser, mit übernatürlichen Fähigkeiten begabter Sohn formte aus Thon eine Armee von Mannschaft, Pferden und Elephanten, hauchte ihr Leben ein und zog dem Könige entgegen. Schon war das Heer Çâlivâhana's vernichtet, da rief er den Schlangenkönig zum Beistande auf, dessen Schlangen das ganze Heer des Gegners todt bissen. Allein Vikramâditya wußte sich von einem Gotte Lebenswasser zu verschaffen, das seine ganze Armee wieder zu Leben führen sollte; in der Freude darüber versprach er einem Brahmanen, der ihn eben um eine Gabe anflehte, zu geben, was er wünschen werde; dieser, ein Abgesandter Çâlivâhana's, erbat sich das Lebenswasser, der König sah zu spät ein, daß er überlistet sei, und sein Gegner blieb Sieger.

Die letzte Statue preist den König Bhodscha; sie dankt ihm zugleich dafür, den Thron wieder zu Tage gebracht zu haben, denn nun sei der Bann gelöst, der auf ihr und ihren Gefährten laste. Sie seien himmlische Genien, wären aber einmal vom heißen Liebesblick Indra's getroffen worden, als sie eben die Stufen seines Thrones als Dienerinnen umstanden, und von der eifersüchtigen Gemahlin Indra's in unbelebte Wesen verwandelt worden. Leben solle erst wieder in ihre Körper einziehen, nachdem der Thron Indra's an Vikramâditya gekommen sei und von seinem Nachfolger Bhodscha wieder aufgerichtet werde. Jetzt sei der Fluch von ihnen genommen, und ihr Befreier möge über sie gebieten; doch Bhodscha wollte Vikramâditya gleichen und gab den Genien die Erlaubniß in den Himmel zurückzukehren.“

Damit endet die sanskritische Recension. Der Schluß ist zu materiell, er zeigt zu deutlich das Bestreben der Erzählenden, oder wie wir sagen müssen des Dichters, den König zu zwingen, aus Gründen der Standesehre zu thun, was man von ihm verlangt. Unzweifelhaft ist die eigentliche Tendenz der Dichtung, die Freigebigkeit eines Fürsten zu Gunsten der Brahmanen als die schönste Benützung seiner erhabenen Stellung zu verherrlichen; die höhere Einsicht der Brahmanen und die Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit ihres Rathes wird häufig betont; daneben erhält persönliche Tapferkeit gebührendes Lob.

---

# Ein Urwald in Thüringen.

## Der Wurzelberg.

Wir staunen die gewaltige Höhe und Dicke der Riesenbäume in Californien, auf der Norfolkinsel oder in Chile an; Jedermann kennt die Wellingtonia gigantea, die Douglastanne, oder die Araucaria imbricata und die Deodarafichte am Himalaya.

Solch ungeheuere Giganten des Pflanzenreiches fehlen allerdings in unserm Deutschland, aber wir haben auch heute noch manche Stämme in unseren Wäldern, die uns imponiren und deren Anblick uns mit hoher Freude erfüllt. Freilich darf man unsere Waldbäume nicht mit jenen ame-

rikanischen oder indischen Kolossen vergleichen; aber welcher verständige Mensch will denn auch immer vergleichen? Walde und in Thüringen, und auch dort kann die Benennung nur in sehr bedingter Weise gelten; sie will weiter



Der Wurzelberg (Urwaldreste). (Originalzeichnung von Plato Ahrens.)

Was wir in Deutschland als Urwald bezeichnen, das sind einige verhältnißmäßig kleine Waldbestände im bayerischen nichts besagen, als daß jene Strecken seit Jahrhunderten von der Forstkultur — oder Verwüstung verschont geblieben

sind, und daß noch Bäume stehen, die hoch in die Jahrhunderte hinaufreichen, nicht in die Jahrtausende, über die Arche Noah weit hinaus, wie die Wellingtonien.

Freuen wir uns unsrer Wälder. Manche sind wieder in gutem Zustande. Es ist eine Freude im Harze umherzuwandern, namentlich im stolbergischen Gebiete, oder im braunschweiger Forste, oder im Schwarzathale, oder in Badens Schwarzwald. Dort bilden die schlanken Nadelbäume eine unzählige Menge „heiliger Hallen“, ja, der Wald ist auf meilenweit eine einzige heilige Halle mit vielen tausend Säulen, welche die Natur geschaffen hat. Da sehen wir wunderbar gestaltete Kapitäler, weitgreifende Arme, die sich in einander verschlingen und als die Wölbung der hohen Säulengänge erscheinen. Wie viele Generationen mögen vorher untergegangen sein? Wir wissen es nicht, aber wir sehen, daß neues, grünes Leben aus den Pflanzentrümmern von Jahrtausenden aufsprießt.

Wie ehrwürdig erscheinen uns die Patriarchen des Waldes, welche in einsamer Größe ihren Stamm hoch in die Luft getrieben haben und über alle anderen hervorragen! Solche Waldpatriarchen stellt, in naturgetreuer Zeichnung, unser Bild dar.

Der freundliche Leser möge uns begleiten in das liebliche, idyllische Thüringen. Mancher hat diese gesegnete Landschaft vielleicht nach allen Seiten hin durchstreift, und doch ist ihm eine Hauptmerkwürdigkeit derselben fremd geblieben.

Wir meinen den Wurzelberg mit seinen gewaltigen Bäumen.

Das goldführende Flüßchen Schwarza entspringt an der Bilbersleite. Bald nachher vereinigt sie sich mit der Katze und nimmt eine Richtung nach Osten. Dort erhebt sich der Wurzelberg. Gleich allen Bergen des südöstlichen Thüringens, vom Wetzstein bei Lehesten bis zum Saar, wo die Stromgebiete des Rheins, der Weser und der Elbe sich berühren, trägt auch er völlig den Charakter des Frankenwaldes; — er bildet eine massige Kuppe von silurischer Grauwacke mit breiter Platte.

An ihm wachsen die Riesenbäume, und der Wanderer kann ohne Beschwerde zu ihnen gelangen. Zu Langenbach findet er stets einen des Weges kundigen Führer, mit welchem er getrost fürbas ziehen kann.

Am Wurzelberge selbst rastet er beim Jagdschlosse, einem eigenthümlichen Holzbau mit einem achteckigen Thurme. Dasselbe soll 1726 erbaut worden sein und ist 1748 ausgebessert worden. Man tritt ein. Der unter dem Thurme liegende Saal empfängt sein Licht von oben. Man sieht Gedecktafeln, an welchen in den lustigen Jahren von 1740 bis 1788 oftmals tapfer gebechert worden ist. Denn zur Brunstzeit kam die schwarzburgische Herrschaft von Rudolstadt her auf den Wurzelberg, um dem edlen Waidwerk obzuliegen. Um den Mittelbau liegen strahlenförmig 8 Zimmer. Einst war Alles reichlich mit Hirschhörnern geschmückt, aber diese sind längst verschwunden. Auch der einst sehr bedeutende Wildpark ist seit 1848 nicht mehr vorhanden, und seitdem liegt das Jagdschlößchen ziemlich verwaist da. Der Hof erscheint selten dort, aber um die schöne Pfingstzeit wallfahrten die Leute von weit und breit auf den Wurzelberg, lagern im Schatten der Bäume und sind lustig und guter Dinge.

Doch wir wandern weiter, denn unser Ziel ist der „Urwald“. „Wo liegt er, werden wir ihn bald sehen?“ Der Führer bittet um etwas Geduld und geleitet uns zu einer Bank am nördlichen Abhange; durch einen Waldaushieb gewinnen wir einen Blick auf den Gickelhahn, den Goethe so oft und gerne besucht hat. „Aber ist das dort nicht der Blocksberg? Er liegt so klar da!“ Der Führer entgegnete: „Ja, leider der Brocken, Herr, wer den hier sieht, thut am besten, wenn er nach Hause geht; morgen haben wir Regen.“ Und so war es auch.

Bald waren wir nun am „Urwalde“. An dem größten Patriarchen las ich mit Freuden auf einer, an ihm befestigten Tafel den Namen Humboldt. Mit welchem würdigern Namen hätte man auch diesen Giganten der Pflanzenwelt schmücken können? Von der Bank, auf welcher man gern träumt, hat man einen hübschen Blick auf Scheibe und Alsbach.

In der Nähe gewahren wir eine zweite gewaltige Tanne; sie ragt unsern einer Buche weit über diese empor, und auch andere mächtige Nadelbäume standen hier. Es war ein schöner Gedanke des leider so früh verstorbenen Arztes Berthold Siegismund in Rudolstadt, die größten und schönsten Bäume nach unseren vorragenden Naturforschern und Forstleuten zu benennen. So stehen denn am Wurzelberge der

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Humboldt, | 150 | Fuß | hoch, | 13 | Fuß | Umfang, |
| König, | 150 | „ | „ | 21 | „ | „ |
| Cotta, | 145 | „ | „ | $17\frac{1}{2}$ | „ | „ |
| Pfeil, | 136 | „ | „ | $16\frac{1}{4}$ | „ | „ |
| Hartig, | 120 | „ | „ | $13\frac{5}{6}$ | „ | „ |

Die übrigen alten Tannen, etwa 150 an der Zahl, stehen dem Hartig wenig nach; jede derselben würde zwischen $22\frac{1}{2}$ und $24\frac{1}{2}$ Klafter Holz ausgeben, aber die Bäume bleiben stehen. Siegismund war als Arzt und Menschenfreund, als Lehrer und Schriftsteller ein ganz vortrefflicher Mann, und es wäre nur gerecht, einen der Waldriesen nach ihm zu benennen. Er hat sich ohnehin um die Landeskunde von Schwarzburg große Verdienste erworben.

Einst wird hier ein geschlossener Wald gestanden haben. Merkwürdig, daß bis eine Höhe von 2500 Fuß, in einem schon rauhen Klima, wo die Nebel nicht selten tagelang aufliegen, die Buche noch so kräftig gedeiht; das ist ihr wohl nur möglich gewesen unter dem Schutze, welchen ihr in der Jugend die Tannen gewährten.

Diese sind frisch und kräftig; weiter in die Höhe wachsen sie nicht mehr, aber an Umfang nehmen sie zu; das ist durch sorgfältige Untersuchungen außer allen Zweifel gestellt.

Daß die Bäume weit über 300 Jahre zählen, ist richtig; nach Manchen hätten sie schon vor länger als einem halben Jahrtausend gestanden. Mögen ihre Wipfel noch manches Jahrhundert lang in die Lüfte emporragen.

# Die Verbreitung der Bibel in verschiedenen Sprachen.

Aus dem 61. Jahresbericht der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft erhalten wir wiederum einen Begriff von der außerordentlichen Ausdehnung, welche besonders in neuerer Zeit die Wirksamkeit dieser Gesellschaft und der mit ihr Hand in Hand gehenden Missionsgesellschaften in Verbreitung der Bibel in allen Theilen der weiten Erde gewonnen hat. Auf jeden Fall ist die Uebersetzung der Bibel in so viele Sprachen ein großer Gewinn für die Linguistik.

Im Jahre 1864 hat die britische Bibelgesellschaft nicht weniger als 2,450,127 Bibeln und Testamente verbreitet, und es wurden 59,000 Exemplare mehr vertheilt als im Jahre 1863.

Indien befindet sich seit mehr als 100 Jahren im Besitze der Engländer. Hier werden theils die ganze Bibel, theils das Neue Testament, oder auch nur Theile desselben in folgenden Sprachen verbreitet:

In der bengalischen, für die 40 Millionen Bewohner von Bengalen und Behar, wo aber unter hundert nur fünf bis sechs lesen können. Mit der Vermehrung der Missionsanstalten geht allerdings die Zunahme des christlichen Elements im Lande Hand in Hand, besonders in Aude, Rohilkund und Rajputana, wo die Bekehrung einiger indischen Fürsten die Schätzung des Christenthums fördert.

In der Urdu-Sprache wird die Bibel in römischen und arabischen Lettern, besonders in Allahabad, von den Missionären stark verbreitet.

Persische, gurmakhische und Hindu-Neue Testamente finden in Lahore Absatz. Im bghai-karenischen Dialekte, der von den Karens in Barmah gesprochen wird, existirt bis jetzt nur die Bergpredigt. Einzelne Theile der Bibel sind im Sanskrit und in der Orissa-Sprache erschienen. Auch im hindu-kaithischen Dialekte, der in den Behar-Distrikten gesprochen wird, sind Evangelien im Drucke erschienen. Mit einem Worte, die Hülfsgesellschaft in Calcutta hat das Neue Testament und einzelne Theile in 35 neuen Sprachen übersetzen und drucken lassen, so daß die verschiedenen Völkerschaften in ihren Sprachen mit Bibeln versorgt werden können.

Eine Ausgabe der Tamil-Bibel findet großen Abgang in Südindien, wo das „Arbeitsfeld" 335,315 Quadratmeilen mit 43 Millionen Seelen umfaßt, und wo über 50,000 Bibeln jährlich abgesetzt werden. Viel geringer ist der Absatz in Bombay, wo nur zwei bis drei unter hundert Menschen lesen können. In Madras wird die Bibel in der Kuli-Sprache, in tamulischer Sprache, in der Telugu- und in der canarensischen Sprache, zusammen in 160,000 Exemplaren gedruckt.

Auf Ceylon wird die Bibel in singhalesischer Sprache mit nur geringem Erfolge verbreitet; die Abneigung der Buddhisten gegen das Christenthum ist daselbst immer noch groß.

In China war die Wirksamkeit der britischen Bibelgesellschaft von keiner besondern Ausdehnung. Es gibt etwa 1500 ummauerte Städte in China, die alle von vielen Marktflecken und Dörfern umgeben sind. Einige dieser Dörfer sind zu einer gewaltigen Größe angewachsen; in der Provinz Tientsin finden sich dergleichen von 600,000 Einwohnern. Es werden wenige Bibeln in chinesischer, mongolischer und in der Mandschu-Sprache verbreitet. Das Neue Testament existirt in der Mandarinen-Sprache. In der Hauptstadt Peking zu wohnen, ist bis jetzt keinem protestantischen Missionär gestattet. In dieser Beziehung haben die katholischen Priester einen entschiedenen Vorzug, indem diese durch ausdrückliche Stipulation in dem Friedenstraktat mit Frankreich in ihrem Werke die freie Duldung genießen. Unter der Cantonesisch sprechenden Bevölkerung zu Hong-Kong sind etwa 1000, dagegen in Shanghai und Canton viele Bibeln, aber meist an Amerikaner, Engländer, Holländer und Deutsche verbreitet worden, die den Hafen von Shanghai zu besuchen pflegen.

In Japan ist die Eifersucht der Japanesen gegen Einführung des Christenthums noch immer rege, und dort bieten sich selbst für die Verbreitung chinesischer Bibeln, welche von den gebildeten Klassen gelesen werden können, wenig Gelegenheiten dar, wogegen anzunehmen ist, daß die Einführung der heiligen Schrift in japanesischer Sprache entschieden feindliche Handlungen der Regierung hervorrufen würde. Auch die Missionäre sind hier noch auf einen sehr kleinen Raum an den Ufern beschränkt und dürfen sich gar nicht weit in das Innere wagen.

Auf der Halbinsel Malacca wird das malayische Testament sowohl mit arabischen als lateinischen Lettern ausgetheilt.

Nach Afrika übergehend, erwähnen wir, daß im Hauptdepot von Südafrika, in der Capstadt, noch immer meist nur englische und holländische Bücher verkauft werden, es wird aber jetzt eine Ausgabe von 5000 Testamenten in der Namaqua-Sprache gedruckt, welche von Hottentottenstämmen gesprochen wird, die einst in der Capcolonie lebten, aber sich seitdem vor den holländischen Ansiedlern zurückziehen mußten und eine Heimat in den mehr centralen Theilen von Südafrika gefunden haben. Diese Sprache konnte nur nach jahrelangen Bemühungen und Studien bewältigt werden. Die vier eigenthümlichen schnalzenden Laute, welche die Namaqua-Sprache enthält, kann sich nur selten ein Europäer aneignen. Die rheinische Missionsgesellschaft hat unter diesen Hottentottenstämmen zehn Hauptstationen, die sich von der Capstadt bis zur Walfischbay erstrecken.

In Westafrika nehmen die Uebersetzungen der Bibel in der Gä (Akra-) Sprache und in der Otschi-Sprache ihren raschen Fortgang. Das Neue Testament hat der Prediger Christaller in der Otschi- oder Tschi-Sprache vollendet, und ein basler Missionär, Prediger Zimmermann, hat mehre Bücher des Alten Testaments in der Gä-Sprache zu Ende geführt. Die Uebersetzungen der biblischen Bücher in der Ewe-Sprache gehen nur langsam vorwärts, weil die bremer Missionäre und Uebersetzer rasch nach einander vom Tode hingerafft wurden. Das erste Buch Mosis ist in die Haussa-Sprache vom Prediger Schön übersetzt und auf Kosten der Missionsgesellschaft gedruckt worden. Ein eingeborner Prediger hat das Evangelium Johannis in die Yoruba-Sprache übersetzt, und in der Ibo-Sprache wird eine Ausgabe der Evangelien von Markus und Lukas besorgt. Ein Missionär, der in Europa die Landwirthschaft gelernt, hat sich so ziemlich die Gä-Sprache angeeignet und lehrt an der Goldküste Ackerbau

und Viehzucht, um der Sklaverei und dem Sklavenhandel einen Damm entgegen zu setzen. Er fährt mit einem Ochsenwagen, welcher bei den Negern Bewunderung erregt. Die Palmhändler lassen noch immer ihre Oelfässer lächerlicherweise durch Sklaven über Stock und Stein fortrollen, und es sieht ein solcher Transport so aus, als wenn Ameisen einen Wurm schleifen. Das Angewöhnen der Ochsen ist, wie unser Missionär berichtet, nicht schwerer als das der trägen Neger. Doch fahren einige Mulatten auch schon mit Ochsen und wollen lieber diese, als Sklaven, halten. Die Wagen werden von einem deutschen Missionär, Bruder Klaiber, verfertigt.

Ostafrika. Auf der Insel Madagaskar wird die Bibel in vielen Exemplaren der malagassischen Sprache verbreitet, und die Einwohner, sagt man, tragen Verlangen darnach. Der König las die Bibel in englischer Sprache. Nach Aussage der Gesandten der Königin von Madagaskar (1862) können von den 4 Millionen Einwohnern nur höchstens 10,000 lesen. Die Verschiedenheit der Dialekte erfordert aber mehr als eine Uebersetzung der Bibel.

Auf der Insel Mauritius werden französische, englische und indische Bibeln abgesetzt. Im östlichen Afrika sind die Missionäre eifrig bemüht, die große Nation der Gallas, welche sich über 12 Grade ausdehnt, zu bekehren; jetzt wird die Bibel in der Galla-Sprache übersetzt und einzelne Theile werden in amharischer Sprache gedruckt, welche von Juden und Christen in Abyssinien gelesen wird. In Abyssinien arbeiten gegenwärtig drei Missionsgesellschaften: die jüdische, die schottische und die Pilgermission, welche letztere besonders die Bekehrung der Gallas bezweckt, während die ersteren sich mit den Juden und Christen beschäftigen. Bischof Gobat zu Jerusalem hat beschlossen, zwischen Jerusalem und Abyssinien 12 Missionsstationen zu gründen, die eine 50 Stunden von der andern entfernt, von welchen schon vier wirksam sind, nämlich zu Cairo, Matamma, Chartum und eine in Abyssinien selbst. Die britische Bibelgesellschaft versorgt diese Stationen mit Bibeln.

Im Wanika-Land ist die kirchliche Missionsgesellschaft thätig und sucht vom Süden aus mit den Gallas in nähere Berührung zu kommen.

In Australien hat die britische Bibelgesellschaft mehre Hülfsgesellschaften, von welchen dem Hauptagenten erfreuliche Nachrichten zugekommen sind. In Sydney, Adelaide, in Maitland, Tasmania sind Bibeln verkauft worden und Beiträge eingelaufen.

In Neuseeland hat der schreckliche Krieg die Bestrebungen der Engländer zum großen Theile erschüttert. Die Bibel in der Maori-Sprache geht der Vollendung entgegen. Der Absatz an Bibeln, welcher vor mehren Jahren schon 1500 Exemplare jährlich erreichte, hat während des Krieges sehr abgenommen, „und die friedlichen Triumphe des Evangeliums, die von den Schlacken der Habsucht so sehr verunreinigt wurden, sind wieder verschwunden, obgleich sich schon zwei Drittel der wilden Kannibalen zum milden Christenthum bekannt hatten."

Auf den Südsee-Inseln hat die Wirksamkeit der britischen Bibelgesellschaft erfreuliche Fortschritte gemacht. In Tahiti sind aus England Bibeln in der tahitischen Sprache angekommen, und es sind von derselben zwei Exemplare an die Königin Pomare und ihren Gemahl übersandt worden, welche dann in einem Briefe ihre Freude und ihren Dank für das Geschenk ausdrückten. Die Tahitier kauften auch für beinahe 900 Dollars Bibeln.

Auf den Samoa-Inseln sind mit einem Schiffe aus Sydney 20,000 Bibelexemplare in der Samoa-Sprache angekommen, von welchen in einem Jahre für mehr als 1000 Pfund Sterling verkauft worden sind. Die Einwohner verkaufen ihr Cocosnußöl, Arrowroot und andere Früchte an die Magazine oder an die Handelsschiffe, und bezahlen so, wie der Bericht der Bibelgesellschaft sagt, ihre Bibeln. Auf Atafu fand der Prediger Bird das christianisirte Volk schon äußerlich vortheilhaft verändert im Gegensatz zu den anderen Inseln der Tokelau- oder Unionsgruppe. Sie lesen das samoanische Testament gern und geläufig. Polygamie, Nachttänze &c. sind seit 1861 unter ihnen verschwunden.

Auf den Neuen Hebriden sind 2000 Exemplare des Neuen Testaments in der Sprache der Aneityum verbreitet, und wie der Bericht sagt, vom Volke freudig begrüßt worden. Auch in der Fiji-Sprache sind 2000 Testamente auf den Fiji-Inseln angekommen. Die Evangelien von Matthäus und Markus, und die Apostelgeschichte in der nengonésischen Sprache sind auf Nengoné angekommen. Sie werden verschenkt oder gegen 3 Pfund Arrowroot oder ein Quart Oel vertauscht.

Die Bewohner der Savage-Inseln lesen einige Bücher des Neuen Testaments in ihrem Dialekte. Es wird geklagt, daß peruanische Sklavenhändler oft die Bewohner der Südsee-Inseln unter dem Namen Auswanderer wegführen. (Hat endlich aufgehört.)

In Südamerika sind die Erwartungen der britischen Bibelgesellschaft nicht verwirklicht worden. Aber die Bibel ist doch verbreitet worden, und es geht jetzt, was vorher nie geschah, der Druck und die Herausgabe der Schrift auf dem Continente Südamerika's vor sich. Eine Ausgabe von 5000 Neuen Testamenten ist in Bogota gedruckt und im Verlaufe eines Jahres ist dieselbe Anzahl verkauft worden. Auch in Rio de Janeiro sind die beharrlichen Anstrengungen des englischen Agenten, Corfield, von einigem Erfolge gekrönt worden. Letzterer ist viel auf Reisen, hat aber sonst seinen Wohnsitz in Buenos-Ayres, wohin der Strom der Einwanderung tausende von Europäern bringt, die sich mit Bibeln ihrer vaterländischen Sprache versehen. Doch die meisten Exemplare sind spanische, weil das die Sprache des Landes ist.

In Westindien wird die Bibel ebenfalls durch die Hülfsgesellschaft in englischer, französischer, spanischer, portugiesischer, deutscher, chinesischer, aber für die Neger in der Yoruba- und dann für die eingewanderten Indier in der „Kuli-Sprache" verbreitet.

In den Vereinigten Staaten Nordamerika's hat die amerikanische Bibelgesellschaft zu Neuyork in den letztverflossenen Jahren während des furchtbaren Krieges eine enorme Thätigkeit entwickelt. Jeder Soldat der zahlreichen Heere ist wenigstens mit einem Theile der Bibel versehen worden, und es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die in Neuyork galvanisirte Bibel in der Türkei unter den Armeniern verbreitet worden ist. Diese Gesellschaft hat auch in Beirut eine Ausgabe des Neuen Testaments in arabischer Sprache besorgen lassen. Die britische Bibelgesellschaft hat für die Armeen der südlichen Staaten mit Hintansetzung aller Erwägungen in politischer Beziehung einzig und allein nur in Betreff des vorhandenen Mangels mehr als 300,000 Bibeln, oder Theile derselben ohne alle Bedingung bewilligt.

In Britisch Nordamerika arbeiten unter der theils protestantischen, theils katholischen Bevölkerung für die britische Bibelgesellschaft in Verbreitung der Bibel allein 19 Hülfsgesellschaften mit 330 Zweigen. Die Frauen-Hülfsvereine zu St. John in Neubraunschweig, zu Halifax in Neuschottland, auf Prinz Edwards Eiland und Neufundland wirken ebenfalls sehr eifrig. Für die Länder an

der Hudsonsbai sind 5000 Exemplare in der Sprache der Crees auf Bitte der kirchlichen Missionsgesellschaft besorgt worden. Auch hat die britische Bibelgesellschaft die Kosten für den Druck einer Uebersetzung der Apostelgeschichte in die Sprache der Miemac-Indianer bewilligt. Die Cree-Indianer lesen die Bibel in der sogenannten Sylbenschrift; lesen können aber natürlich nur diejenigen, welche im Unterrichte der Missionäre gewesen sind. Auf der Prinz Edwards Insel haben die Missionäre viele Schulen, in welchen die Bibel gelesen wird.

Innerhalb der letzten drei Jahre hat die Gesellschaft im Ganzen mehr als 7,000,000 Bibeln ausgegeben, was mehr ist, als die Gesammtverbreitung während der ersten 26 Jahre ihrer Thätigkeit. Schon in sieben polynesischen Sprachen ist die Bibel vorhanden und in noch sieben anderen werden Uebersetzungen vorbereitet. L.

# Aus Guarmani's Reise im nördlichen Arabien.

Ein in Jerusalem wohnender Italiener aus Livorno, Guarmani, hat seit längerer Zeit Handel mit arabischen Vollblutrossen getrieben und über diese edlen Thiere ein Werk veröffentlicht, welches den Titel führt: „Kamsa; das arabische Vollblutpferd. Sechszehnjährige Forschungen in Syrien, Palästina und Aegypten und den Wüsten Arabiens, Bologna 1864." Er bemerkt, daß er oftmals in die Wüste vorgedrungen sei, welche im Norden das Nedsched vom Hedschâs trennt; er habe sich bis zu den Stämmen der Beni Saker und Tiaha gewagt und war mehrmals bis an die Ostgrenze des Dschebel Schammar vorgedrungen. Während seiner vielen Wanderungen in der syrisch-arabischen Wüste war er mit manchen Beduinen aus Centralarabien in Verbindung gekommen, aber sein Wunsch, bis in das Nedsched selber zu gelangen, blieb immer noch unerfüllt. Im September 1863 erhielt er vom französischen Minister des Ackerbaues den Auftrag, für die Regierung arabische Hengste anzukaufen, und auch für den König Victor Emanuel sollte er eine Anzahl derselben besorgen. Die Verpflichtung, die Hengste aus dem Nedsched selber zu holen, ging er sehr gern ein; die dortigen Fürsten erhalten nicht selten von den Beduinen ganz ausgezeichnete Beschäler und Mutterpferde.

Der landeskundige Mann reiste als Araber und er hat seinen Zweck vollkommen erreicht. Sein Reisebericht steht in den neuesten Nummern des Bulletins der pariser geographischen Gesellschaft (September 1865 und folgende); sein Itinerarium, auf dessen Einzelnheiten wir nicht eingehen, ist schon früher von der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde mitgetheilt worden. Wir wollen einzelne Züge hervorheben, die für Land und Volk charakteristisch sind. Mit den Beduinen ist Guarmani viel genauer bekannt als Gifford Palgrave, aus dessen vortrefflichem Buche wir im vorigen Bande ausführliche Mittheilungen gebracht haben (Globus VIII, S. 312, 332, 362); der Italiener ergänzt in mancher Hinsicht den Engländer.

Im Dezember 1863 trat Guarmani von Jerusalem nach Südosten hin seine gefahrvolle Wanderung an und kam zunächst in Berührung mit den Beduinenstämmen der Beni Hammed und Beni Saker. Hier finden wir folgende Bemerkung, die anthropologisch von ganz entschiedenem Interesse ist. „Die Beduininnen haben im Allgemeinen schwarzes oder kastanienbraunes Haar. Ich sah, wie eine Frau, die mit Holz ärger wie ein Lastvieh beladen war, ins Lager zurückkehrte; sie hatte blondes Haar. Blondinen fehlen bei den Beni Saker keineswegs. Die Blondinen und Brünetten haben alle einen sanftern Blick als die anderen Beduinen, so sehr, daß man sie fast für Bäuerinnen aus Kerak und Salt halten könnte."

Echte, urwüchsige Araber sind schwerlich jemals blond; hier wird, gleichviel wann, eine Mischung stattgefunden haben, die nun, vielleicht nach Jahrhunderten durch Rückschlag im Blute, sich auf viele Generationen hinaus kenntlich macht, vielleicht ein paar Menschenalter latent bleibt, dann aber wieder zum Vorschein kommt. Es wäre von Belang, der Erscheinung weiter nachzuforschen; Guarmani gibt leider blos die einfache Notiz.

Auch den Beni Saker ist der schwarze, bittere Kaffee so nöthig wie die Luft, welche sie athmen; aber sie trinken auch „weißen Kaffee", d. h. einen Aufguß von Kanneel, Gewürznelken und Zucker; zu diesem höchst aufregenden Getränke wird auch nicht eine Kaffeebohne genommen.

Der Reisende bestand mehr als einen Ueberfall verschiedener Beduinen, wir übergehen aber diese Schilderungen und wollen nur bemerken, daß er vollkommen Recht hat zu sagen, in der Wüste sei die schlimmste Begegnung jene mit dem Menschen. Man weiß nicht, was er beabsichtigt, ob er allein kommt und wie viele Krieger im Hinterhalte liegen. Wer kann, weicht aus. Ohnehin war im Anfange des Jahres 1864 im nordwestlichen Arabien Alles in Verwirrung und Streit. Uebrigens hatte Guarmani an den, unseren Lesern aus Palgrave's Darstellung wohlbekannten Talal ibn Raschid, Herrscher von Dschebel Schammar, ein Empfehlungsschreiben erhalten. Bis Dschauf kam er ohne besondere Heimsuchungen, weiterhin waren aber Gefechte zu bestehen; der Beschwerden wurde aber nicht weiter geachtet, als es gelang, vier ganz ausgezeichnete Hengste für einen sehr billigen Preis zu erwerben.

Er gelangte auf seinen Streifzügen auch nach Aneisch (Oneizah), wohin Gifford Palgrave nicht gekommen ist. Diese Stadt, die größte im Nedsched, wie Guarmani sagt (richtiger in Niederkasim), hat einen sehr einträglichen Gewerbszweig; die Bürger kaufen Füllen von den Beduinen und bringen die Pferde nach Koweyt am Persischen Meerbusen; von dort gehen sie dann weiter nach Persien oder Indien. Der dortige Emir Sabel hielt den Italiener für einen Muselmann und türkischen Beamten, er äußerte offen seinen Unwillen gegen die Tyrannei der Wahhabis, hatte langes Haupthaar und Vollbart und trug sich mit Reformgedanken. Er wollte alle Stämme des Nedsched zu der altarabischen Urreligion Abrahams zurück führen. Sein Haß gegen den Wahhabiherrscher Feyssel sprach aus jedem Worte. —

In Centralarabien reist man, besonders während der

Frühlingsmonate, am liebsten nach Sonnenuntergang, und man rechnet nicht nach Tage-, sondern nach Nachtreisen.

Bereydah oder Bredah, welches Palgrave besuchte, fand Guarmani zum Theil in Trümmern; trotzdem wohnen dort mehre Fürsten und manche Kaufleute, die reicher sind, als jene von Aneisch; auch kommen weit mehr Pferde auf den Markt, sie sind aber nicht so ausgezeichnet wie dort. Den Weiden, auf welchen die Mutterpferde grasen, darf kein Fremder nahen, weil er möglicherweise durch den bösen Blick ihnen Schaden zufügen könnte.

Von Bereydah ging Guarmani in nordwestlicher Richtung zurück nach Hail, oder wie er schreibt Kaïl. „Am Thore lag der verwesende Leichnam eines persischen Juden. Das Volk hatte ihn ermordet, weil er sich anfangs für einen Mohammedaner ausgab und hinterher weigerte, die bekannte Formel des Islam, von Gott und dem Propheten, auszusprechen. Der Unglückliche war über Hammad in das Nedsched gekommen und wollte Pferde für den Schah von Persien kaufen. Er hatte zum Theil sein Schicksal verdient. Wer sich in eine sehr schwierige Unternehmung einläßt, muß alle Mittel des Gelingens benutzen und selbst das Unmögliche versuchen; von keinem Hindernisse darf man sich abschrecken lassen. In Aegypten und Palästina glaubte man, ich sei ermordet worden, denn die Kunde hatte sich auf allen Stationen der Mekkapilger verbreitet."

Jene Ermordung des Juden stimmt nicht zu dem, was Palgrave über die große Toleranz und die Gleichgiltigkeit gegen den Islam aus Hail meldet. Dagegen läßt sich das Bild, welches Guarmani von dem Emir Talal entwirft, mit der Schilderung des Engländers wohl vereinigen. Der Herrscher ist sehr gastfrei und hat eine große Anzahl kleiner Häuser für seine Gastfreunde bauen lassen, einen großen Hofraum für Dromedare und Pferde, eine große Halle zum Kaffeetrinken und zum Empfange der Besuchenden. Alles wird sehr reinlich gehalten; als Brennstoff dient Palmholz; Matten, Teppiche und Polster fehlen nicht, auch ist sonst allerlei Zimmergeräth vorhanden.

Auf dem Marktplatz findet man Kaufleute aus Mesched Ali in der Euphratgegend, aus Bagdad, Basra und Irak Arabi. Die gangbare Münze besteht in Medschidi-Thalern, d. h. spanischen Säulenpiastern im Werth von 4 Francs 66 Centimes.

Um 10 Uhr Morgens werden die Buden geschlossen und erst um 3 Uhr wieder geöffnet.

Der Emir Talal oder Talel benahm sich vortrefflich; schwarzes Blut ist nicht in ihm, denn er hat eine Adlernase. Er ist etwa 40 Jahre alt, klein, wohlbeleibt, bräunlich, und seine schwarzen Augen haben lebhaften Eindruck. Er sprach gerade Recht, als Guarmani ihn zuerst sah. Er saß auf einer Bank von Erde an der östlichen Mauer der Moschee; seine höchsten Beamten hatten, der Rangfolge nach, zur Linken Platz genommen. Vor ihm saßen auf der Erde im Halbkreise etwa 20 Sklaven und Diener, alle sehr gut gekleidet. Jedermann in der Versammlung, auch die Sklaven, hatte einen krummen Säbel mit silberner Scheide in der Hand. Man schnallt die Waffe nur um, wenn man zu Pferde steigt.

Vor dem Halbkreis erschien eine arme Frau, sprach den Fürsten an und verlangte von ihm Recht und Gerechtigkeit gegen den Oberbeamten im Dorfe Usseta. Er habe wider ihren Willen einen ihr gehörenden Esel zu seinem Vortheil benutzt und sie überdies schlecht behandelt. Allerdings verhielt sich die Sache so. Talal befahl zwei Reitern, die Frau nach ihrem Dorfe zu geleiten, dem Beamten seinen besten Esel wegzunehmen und der Frau zu geben, und jenem außerdem als Strafe aufzuerlegen, daß er der Frau einen völlig neuen Anzug einzuhändigen habe. In einer solchen summarischen Weise wurden binnen zwei Stunden acht Prozesse entschieden.

Guarmani's erste Unterredung mit diesem trefflichen Fürsten währte volle fünf Stunden. Er ließ dem Fremden den Bart salben, auch weißen und schwarzen Kaffee vorsetzen. Talal übt seine Herrscherpflichten in altbiblischer Weise aus; er kennt keine krankhafte Civilisationssentimentalität, welche den rechtlichen Mann jedem beliebigen Schurken preisgiebt. Wer einen Nebenmenschen gemordet hat, den läßt er hinrichten. Darin liegt Billigkeit, Rechtsgefühl und gesunder Menschenverstand; er sagt: ein Mörder sei auf der Welt zu nichts mehr nütze und müsse für immer unschädlich gemacht werden. Er habe ja das Morden bleiben lassen können. Wer in einem Zank einen Andern gefährlich verwundet, dem läßt er die Hand abhauen, mit welcher die That verübt wurde; Verläumdern, böswilligen Lügnern und falschen Zeugen läßt er den Bart abbrennen; Diebe werden eingesperrt und den Rebellen confiscirt er, nach Yankeemanier, ihr Eigenthum. Er sagte mehr als einmal zu dem Italiener: „Die Wittwen und Waisen liegen mir mehr am Herzen als meine eigene Familie!" Alle seine Urtheile waren gerecht und von Billigkeit eingegeben und seine Großmuth geht weit. Abends läßt er Dichter zu sich kommen. In Guarmani's Beisein schenkte er dem Poeten Ebu Schud, der blind ist wie Homer, einen vollständigen Anzug und 100 spanische Thaler, dazu noch ein Pferd und ein Dromedar. Der Dichter hatte ein Poëm mit den Worten geschlossen: „Ibn Raschid hat ganz Nedsched für sich." Wie barbarisch ist doch solch ein arabischer Emir! Im civilisirten Europa weiß man kein Beispiel von solcher Großmuth.

Auf der Rückreise nach Norden fand er in Tueie die Leute in frohester Laune, weil der Heuschreckensegen sich eingestellt hatte. Man hatte die Gottesgabe in tiefen Sandgruben geröstet. Guarmani kaufte vier Säcke voll. Für den Ackerbauer, sagt er, sind die Heuschrecken eine Plage, aber für den Bewohner der Wüste ein hochwillkommener Segen. Sobald die wolkengleichen Schwärme sich am Himmel zeigen, werden sie mit geradezu gierigen Blicken verfolgt. Sie lassen sich nieder und Alles stürmt dorthin, um sie rasch in Gruben zu werfen und zu rösten. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß sie keine Speise bilden, die ich empfehlen könnte, doch weiß ich sehr wohl, daß die Feinschmecker im Oriente darüber ganz anders denken. Gebraten sind sie unschmackhaft, wenn gekocht klitschig, aber für die Pferde sind sie so gut wie Gerste, dehnen ihnen die Gedärme aus, kräftigen und vermehren die Muskelbildung, ohne daß sich Fett ansetzt. Getrocknet zu Pulver gerieben, geben sie eine große Menge Nahrungsstoff in kleinem Volumen und halten sich Jahre lang, vorausgesetzt, daß man sie vor Feuchtigkeit schützt. Ein Maß Heuschrecken ersetzt vollkommen zwei Maß Gerste. Die Ackerbauer sollten dem Beispiel der Leute in der Wüste folgen; wenn sie ihnen, nach dem Rösten, Flügel und Beine ausreißen, hätten sie beim Viehfutter vollkommenen Ersatz der Gerste.

Mit den Dromedaren hatte Guarmani manchmal seine liebe Noth. Als er einst durch die Nefud (die Sandwüste) ritt, kniete sein Thier nieder; alles Reißen mit dem Zaum, alles Schlagen half nichts; es legte und wälzte sich im Sande wie ein Schwein im Schlamme. Seinen beiden Reisegefährten ging es nicht besser; als aber dann einige Beduinen herbeikamen, lachten diese laut auf. Die Reisenden waren an ein Sandbad der Kameele, an

eine Meraga gekommen; eine solche ist ein großes Loch im feinsten Sande. Das Kameel, welches sich dort niederlegte, läßt einen Geruch zurück, welchen der Mensch nicht wittert; aber alle Kameele, welche an einer Meraga vorüber kommen, wälzen sich in derselben. Die Sache hat aber auch ihr Gutes; denn wenn sie wieder aufstehen, scheinen sie sich in allen Gliedern leichter zu fühlen; wenigstens gehen sie dann sehr weite Strecken, ohne der Ruhe bedürftig zu sein.

In Dschebel Schammar hatte Guarmani eine ganz vorzügliche Aufnahme gefunden. Palgrave (Globus VIII, S. 315) sagt ausdrücklich: „Die Leute sind sehr laue Mohammedaner, Gebete und Formeln erscheinen mehr als Höflichkeitsbezeigungen, an die man sich einmal gewöhnt hat; auch pflegt man nur in den Moscheen rc. Gebrauch davon zu machen; sie sind weit mehr Sache der Klugheit als des Glaubens.“ Dagegen schreibt Guarmani: „Der mohammedanische Fanatismus hat einen hohen Grad erreicht; die Rückkehr zum alten Glauben seit der Niederlage der Wahhabis hat begreiflicherweise sie gezwungen, als eifrige Anhänger desselben zu erscheinen; es möge dahin gestellt bleiben, ob diese Anhänglichkeit aufrichtig gemeint oder nur scheinbar ist.“ Wir haben also von zwei Augenzeugen zwei entgegengesetzte Urtheile. Der Italiener bemerkt noch, daß die Sitten sehr schlecht, die Männer ausschweifend, die Frauen putzsüchtig seien. Die letzteren haben eine bräunliche Hautfarbe, etwa so wie die Aegypterinnen der am Nil gelegenen Dörfer, große, mandelförmig gespaltene Augen, aus denen Feuer blitzt, unvergleichlich schöne Hände und Füße und einen Körperbau, der jedem Maler oder Bildhauer Bewunderung abzwingen würde. Sie verfertigen aus feinzerstoßener Palmenrinde und gereinigtem Hammelfett eine geruchlose Pomade, die vortrefflich ist und dem Haar einen hübschen Glanz verleiht. Unter diesen Schönheiten ragen ganz besonders die Bäuerinnen von Usseta und Ekede hervor; sie bringen Gemüse auf den Markt von Haïl, haben sehr lockere Sitten und sind nicht unbarmherzig „gegen die Kunden“, welche der Prophet ihnen zuschickt. Unter solchen Umständen begreift man das Folgende: „Die Kinder werden niemals von den Vätern anerkannt; sie bleiben bei der Mutter, die ja mehr Verführerin als Verführte war, werden von den Verwandten geduldet, denn, so sagen diese, das Haus ist geöffnet für den Segen, welchen der Himmel sendet, was in Prosa übersetzt so viel heißen will, als daß man sich die Geldspenden und Geschenke des Liebhabers gefallen läßt. Ein Vater darf sich nicht einfallen lassen, seiner Tochter, die Aussicht hat, Mutter zu werden, schlecht zu begegnen; er würde den allgemeinen Unwillen der jungen Männer auf sich lenken, ja vertrieben werden. Das Mädchen aber fände dann trotz alledem einen Mann.

Manchmal, obwohl nicht oft, bleibt ein Mädchen unverdorben. Wer solch eine Schöne zur Frau nehmen will, zahlt eine kleine Summe in blanken Thalern; dadurch wird er ihr Mann, kann sich aber nach Belieben wieder von ihr scheiden. Die Frau hat vielleicht ein Kind geboren, dann aber in ähnlicher Weise noch einige Männer geheiratet. Was wird mit dem Kinde? Sobald dasselbe etwas herangewachsen ist, schickt sie dasselbe demjenigen Manne zu, welchen sie für den Vater hält. Dieser nimmt auch das Kind ohne Weiteres auf, denn er hat ja Datteln genug, dasselbe zu füttern und die Blöße ist mit Lümpchen auch bald bedeckt, und, Alles in Allem genommen, ist nicht der Emir Talal da? Am Abend eines jeden Tages finden sich Hunderte, die nichts zu brechen und zu beißen haben, auf dem Platz vor der Moschee ein und warten, bis ein Herold ruft, sie möchten ins Schloß kommen. Dort überwacht der Fürst persönlich die Austheilung der Lebensmittel, welche er als gütiger Herr spendet.

In Dschebel Schammar gibt man eine Tochter gern dem ersten besten Fremden zur Frau und nimmt sie wieder zurück, wenn jener wegreist. Falls er in einer anberaumten Zeit nicht wieder gekommen ist, gilt die Ehe für geschieden. Wittwen finden weit eher einen Mann, als Mädchen; ein solches kann nur mit Mühe untergebracht werden. Guarmani's Begleiter Mohammed wurde in Gobar stark gedrängt, ein hübsches Mädchen aus einer angesehenen Familie zu heiraten; die Eltern verlangten 15 spanische Thaler und außerdem für Nebenspesen noch 10 Thaler. Mohammed wollte aber vorher die Schöne mit Augen sehen, weil das, wie er sagte, in seinem Heimatlande Syrien Brauch sei, und die Matronen willigten ein. Die Schöne wurde vorgestellt, als keusche Jungfrau belobt; man öffnete ihr den Mund, um zu zeigen, daß ihr kein Zahn fehle, und man klopfte ihr stark auf den Rücken und sie hustete nicht, hatte also gesunde Brust und Lungen. Aber Mohammed wich dennoch aus. „Am andern Morgen wurde mir die Schöne von der Mutter zugeführt, die in mich drang, ich meinerseits solle das Mädchen heiraten; sie ließ auch von jenen 25 Thalern noch etwas ab. Es lag ihr Alles daran, ihrer Tochter zeitweilig einen Mann zu verschaffen, damit sie dann bald Wittwe oder eine Geschiedene werde.“

Ländlich, sittlich!

---

# Steinkohlen und Sonnenwärme.

Man nimmt an, daß jetzt alljährlich etwa 4000 Millionen Centner Stein- und Braunkohlen zu Tage gefördert und verbraucht werden. Die Kohle ist gewissermaßen das Lebensprincip der heutigen Kulturvölker geworden, und die Nachfrage nach diesem durchaus unentbehrlichen Brennstoffe steigert sich immer fort. Wie soll das enden, werden die Kohlengruben sich nicht erschöpfen? Diese Frage ist schon sehr oft aufgeworfen worden. Schon jetzt ist die Kohlenmasse, welche wir Menschen des neunzehnten Jahrhunderts verbrauchen, eine kolossale, eine ganz ungeheuere geworden, die ganze Welt ist abhängig von den schwarzen Diamanten; man denke sich, was werden müßte, wenn urplötzlich einmal keine Kohle mehr vorhanden wäre. Es wäre so viel wie ein Einsturz des Himmels.

Großbritannien hat im Jahre 1864 nicht weniger als 92,787,873 Tonnen Kohlen verbraucht; multiplicirt man diese Summe mit 20, so erhält man die Ziffer der Centner, welche dieses eine Land geliefert hat. Der deutsche Zoll-

verein lieferte 1862 nahe an 263,000,000 Centner Steinkohlen und nahe an 100 Millionen Centner Braunkohlen, Belgien 170, Frankreich etwa 190, Nordamerika 300 Millionen Centner. Rechnet man Schweden, Rußland, Oesterreich, Italien und noch einige andere Länder hinzu, dann kommen für das genannte Jahr nahe an 3000 Millionen Centner Kohle heraus, aber heute kann man, wie gesagt, nahe an 4000 Millionen annehmen. So großartig und gewaltig ist der Kohlenverbrauch geworden.

Wird eine Erschöpfung stattfinden? Wird die Kohle, um einen Ausdruck aus dem gewöhnlichen Leben anzuwenden, „alle werden"? Einige Fachmänner behaupten, das große Kohlenbecken von Newcastle z. B. werde kaum noch 300 Jahre vorhalten, wenn die Förderung sich auf dem gegenwärtigen Standpunkt behaupte; dagegen sagen andere, man dürfe noch wenigstens 1700 Jahre auf eine ungeminderte Ausbeute rechnen. Das wäre ein Trost für uns, die wir gegenwärtig leben. Aber man denkt doch auch an das, was künftig einmal werden könne, und unerschöpflich ist die Kohle nicht; für einzelne Oertlichkeiten läßt sich mit mathematischer Bestimmtheit angeben, wann die Produktion ein Ende haben müsse. Was hat später einmal Europa davon, wenn die ungeheuer ergiebigen Kohlenfelder Nordamerika's, die wirklich über alle Maßen reich sind, noch Vorräthe haben, wenn dieselben bei uns, in unserer alten Welt „all' geworden" wären?

Der Gegenstand ist von hohem Interesse. Vor ein paar Jahren (1863) hat der bekannte Kanonenbauer W. Armstrong denselben in einer Sitzung der British Association zu Newcastle zur Sprache gebracht, und jetzt ist die Frage von einem französischen Ingenieur (Simonin, in der Revue des deux Mondes, 1. November 1865) wieder aufgenommen worden. Er setzt zunächst die mannigfache Verwendung der Kohle auseinander; da wir alle dieselbe kennen, so wäre ein näheres Eingehen hier überflüssig. Die Kohle ist für die Industrie das, was für den Menschen das tägliche Brot. Ein Land gilt, in Bezug auf seine materielle Entwicklung, genau nach dem Maßstabe seines Kohlenverbrauchs. Ueberall steigern sich Förderung und Verbrauch der Kohle in einer Weise, von der man früher keine Ahnung hatte; in England von 500 Millionen Centner in 1854 auf mehr als 1800 Millionen in 1864. Ein ähnliches Verhältniß findet in anderen Productionsländern statt; kein einziges macht eine Ausnahme. Wenn das, wie man wohl annehmen muß, in ähnlicher Weise fortgeht, — was soll werden, nachdem die Gruben abgebaut sind und ferner keinen Ertrag liefern?

Simonin meint, nach 500 oder 600 Jahren werde die Erschöpfung eine Thatsache sein, und in England, Deutschland, Frankreich und Belgien werde sie schon nach etwa 250 bis 300 Jahren eintreten. Er beruft sich auf Armstrong, für dessen Ansichten sich auch Roderich Murchison ausgesprochen hatte.

Amerika, so meint Simonin, könne sich wohl auf 1000 Jahre getrösten, so lange würde dort die Kohle vorhalten. In Afrika komme sie, ausgenommen an der westlichen Küste von Madagaskar, durchaus nicht häufig vor. Indien, Barma, China, Australien, Neuseeland, Neucaledonien und Chile haben allerdings Kohle, sie kann aber dort immer nur vorzugsweise für den Lokalbedarf verwandt werden. Für Verwendung bei industriellen Unternehmungen kann sie ohnehin keine allzuweiten Frachten ertragen; sie wird dann zu theuer.

Manche Eisenhütten und Walzwerke werden vielleicht außer Betrieb gesetzt werden, wenn einmal alle Eisenbahnnetze in Europa hergestellt sind. Wahrscheinlich wird man das Leuchtgas auch künftig aus einem andern Stoffe bereiten. Aber durch das eine wie durch das andere wird sich keine erhebliche Verminderung im Verbrauche der Kohle herausstellen, denn der Bedarf der vermehrten Anzahl von Lokomotiven und Dampfschiffen wird immerhin ein sehr beträchtlicher sein. Selbst wenn alle ausgerodeten Wälder wieder angepflanzt würden und eine beträchtliche Ausbeute an Holz gäben, könnte doch das letztere die Kohle nicht ersetzen. Die Gründe liegen nahe genug. Da und dort wird man statt der Kohle Petroleum verwenden; wir wissen aber nicht, wie lange dieser Stoff überhaupt vorhält.

Die Steinkohle also geht zu Ende; wir können mit mathematischer Genauigkeit bestimmen, wann das für jede einzelne Oertlichkeit der Fall sein werde. Nun erhebt sich die Frage: was soll nachher werden? In den Grubenrevieren wird sie oftmals aufgeworfen; man sucht die Kohle jetzt schon aus einer Tiefe von 3000 Fuß zu Tage zu fördern; man baut selbst sehr mittelmäßige Lager ab, die man noch vor einem Menschenalter hätte links liegen lassen; man gibt sich alle menschenmögliche Mühe, so spät als irgend angeht, zu sterben.

Ohne die Dampfmaschine kann man nicht fertig werden; sie ist und bleibt das letzte Wort der Mechanik unserer Tage. Die neueren Untersuchungen über das mechanische Aequivalent der Wärme haben dargethan, daß die Kraft, welche der Dampfmaschine den Brennstoff restituirt, das Produkt der im Kohlenstoff verdichteten Sonnenwärme sei, durch welche in geologischen Zeiten die Steinkohle gebildet worden ist. Dieselben Untersuchungen haben dargethan, daß Licht, Wärme und Kraft nur die drei Daseinsformen eines und desselben Agens sind. Wer also bei der Heizung der Dampfkessel die Steinkohle durch irgend etwas Anderes ersetzen, oder auf die Entdeckung eines neuen wohlfeilern Bewegungsmittels rechnen wollte, thäte weiter nichts, als daß er den Kohlenstoff an die Stelle des Kohlenstoffes setzte; er würde sich also in einem Circulus vitiosus bewegen, wenn er nicht etwa auf das Petroleum verfallen wollte. Als ein Bahnzug vorübersauste, sagte Georg Stephenson: „Nicht durch die Kraft des Dampfes wird diese Maschine vorwärts gezogen, sondern durch die Kraft der Sonnenwärme; diese hat den Kohlenstoff in den Pflanzen fixirt und vor Millionen Jahren die Steinkohlen gebildet." So gibt es nichts Neues in der Natur und nichts geht in derselben verloren, weder Kraft noch Stoff, und die Lokomotiven sind, wie gleichfalls Stephenson sagte, nur Sonnenrosse.

Es ist gewiß wohlgethan, bei der Erzeugung des Dampfes mit dem Brennstoffe so sparsam als möglich zu verfahren und so wenig Kohlen als irgend angeht, zu verbrauchen. Jetzt geht ein großer Theil in Rauch verloren, manchmal sogar 90 Procent! Die Ersparniß durch verbesserte Maschinen kann und wird sehr bedeutend sein, aber die Erschöpfung der Kohlengruben wird dadurch höchstens nur eine Weile verzögert. Die Kohlenbecken werden am Ende nichts mehr ausgeben und wären sie noch zehnmal so mächtig wie sie sind, und dieser Tag, der nicht ausbleiben kann, ist in der unendlichen Dauer und Reihenfolge der Zeiten wie eine Sekunde!

Es sind recht seltsame Projekte aufgetaucht, um dem endlichen Mißgeschicke vorzubeugen und ihm gleichsam die Spitze abzubrechen. Hat man doch, und zwar nicht in Spott oder Scherz, den Vorschlag gemacht, alle Maschinen der Welt durch den Niagara in Bewegung setzen zu lassen! Man müsse, wird gesagt, dazu theils das Wasser unmittelbar benutzen, theils die durch den Katarakt erzeugte

comprimirte Luft, und beide würde man umsonst haben. Das mag in der Theorie Alles recht gut und schön sein, ist aber leider unthunlich. Man kann doch nicht die ganze Fabrikation für den Weltbedarf an jenem Wasserfalle zusammen drängen!

Eine Zeit lang glaubte man, in den durch Electricität in Bewegung gesetzten Maschinen einen Ersatz finden zu können. Es hat sich aber gezeigt, daß die Sache auf ein mechanisches Spielwerk hinausläuft, wie die Gasmaschinen mit verdünnter Luft auch. Diese letzteren verbrauchen für eine gegebene Kraft oft drei- bis viermal mehr Brennstoff, als die gewöhnliche Dampfmaschine. Damit ist also rein nichts gewonnen, und eben so wenig mit den sogenannten Explosionsmaschinen, welche ohnehin nur für die Fortbewegung von Geschossen anwendbar sind. Die Maschinen, vermittelst welcher man den Dampf durch Reibung erzeugt, verbrauchen mehr als sie geben, und in Betreff der sogenannten combinirten Dampfmaschinen liegen nur negative Ergebnisse vor.

Bei dem gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse haben wir an die Stelle der Dampfmaschine nichts zu setzen, das einfacher und vollständiger wäre als diese. Wenn nun die Steinkohle ausgeht, oder wenn sie so theuer geworden ist, daß man sie zu gewerblichen Zwecken nicht mehr verwenden kann, — woher soll dann die mechanische Kraft genommen werden? Diese Frage ist heute noch gar nicht zu beantworten, falls man nicht dahin gelangt, die ungeheuere Menge von Sonnenhitze, welche jetzt verloren geht, zu verdichten und nutzbar zu machen, d. h. die Sonne auf Flaschen zu ziehen. So lautet der Ausspruch eines ausgezeichneten Physikers. „Die Kohle ist ohnehin weiter nichts als Sonne im Keller, meinetwegen im Flaschenfutter." Man könnte vielleicht auf die archimedischen Spiegel verfallen und die erstaunlichen Verbrennungsversuche wiederholen, welche Buffon und seine Schüler nach den Anweisungen des griechischen Mathematikers anstellten. Aber auch hier fragt sich, in wie weit die Anwendung einen praktischen Werth haben würde. Wenn man die Sonne vermittelst der concentrirten und dann zurückgeworfenen Sonnenstrahlen in der Industrie verwenden zu können meint, so setzt das voraus, die Sonne werde täglich scheinen, wo möglich ohne Unterbrechung, und das ist bekanntlich nur in einigen wenigen regenlosen Strichen der Fall; diese aber sind zumeist Wüsteneien. Man kann also an die archimedischen Spiegel eben so wenig denken, wie an die Wasserfälle des Niagara.

Es wird sich aber, so meint Simonin weiter, am Ende doch wohl herausstellen, daß der Brennstoff der Zukunft in der Sonne liegt. Die neuesten physikalischen Entdeckungen über die Wärme berechtigen zu dieser Annahme. Ich bin überzeugt, daß nach Erschöpfung der Kohlengruben das Ende der Welt noch lange nicht gekommen ist. Es gibt in dieser Beziehung, wie für das Eisen auch, überhaupt für alle Metalle, welche für die Civilisation unentbehrlich sind, eine Art von prästabilirter Harmonie, welche alle Dinge besser geregelt hat, als jene, die einst der deutsche Philosoph (Leibnitz) ersann. Wenn Eisen und Kohlen, welche doch seit so urlanger Zeit vorhanden sind, eigentlich erst in unseren Tagen umfassend und ausgiebig ausgebeutet werden, und zwar in so kolossalen Verhältnissen, daß man schon berechnen kann, wie lange die Kohle noch vorhalten werde, — dann kann man sich auch versichert halten, daß die ewige Weisheit, welche die Welt regiert, uns einen Ersatz für die Kohle geben wird, etwa in der Sonne.

Künftige Forscher müssen sich also diesem Himmelsgestirn zuwenden. Solcher Forscher werden wir bald hunderte haben, wir können aber jetzt noch nicht sagen, in welcher Art und Weise die Forschungen veranstaltet werden müssen. Der Keim jeder großen Erfindung hat oft Jahrhunderte lang verborgen gelegen, bis er dann rechtzeitig zum Vorschein kommt. Was ist einfacher als die Kraft und Wirkung des Dampfes, und wie lange hat es gewährt, bis man lernte, sie zu verwenden!

Wird nun die Sonne der Brennstoff sein, dessen sich unsere Urenkel bedienen? Werden die Länder der heißen Zone, welche jetzt zum großen Theil verödet daliegen, ein Zielpunkt für die Auswanderung civilisirter Völker werden? Diese Fragen können parodox erscheinen, mir aber scheint ausgemacht, daß die Welt nicht zu Grunde gehen wird, wenn einmal die Kohlen ausgehen. — —

Man sieht, es handelt sich um Zweierlei: einmal um die gewiß unbestreitbare Thatsache, daß die Kohlenlager über kurz oder lang erschöpft sein werden; — sodann um eine Phantasie, welche keinen Anspruch auf Logik machen kann. Aber sie ist nicht uninteressant, die Kohle ist ein Hauptitem in der Welt geworden, und deshalb haben wir diese Betrachtungen Simonins unseren Lesern nicht vorenthalten wollen.

---

# Die Räuber-Guerillas in Mexico.

Wir wissen keine passendere Bezeichnung für die Banden von Uebelthätern, welche mehr oder weniger alle Provinzen des mexicanischen Kaiserreichs nicht blos unsicher machen, sondern theilweise verheeren. Die scheinbare politische Parteinahme ist lediglich ein Vorwand, denn diesen Raubmördern liegt eben so wenig an der Republik und dem Präsidenten Juarez, wie am Kaiser Maximilian. Dieser aber ist ihr Feind, weil er sofort alle Räuber, die auf frischer That ergriffen werden, oder die ein Kriegsgericht für schuldig erkennt, hinrichten läßt. Es empfahl sich also, die Maske des patriotischen Republikanismus vorzunehmen, aber man würde Unrecht haben, diese mexicanischen Banditen mit den tapferen vaterlandsliebenden Guerillas der Spanier aus den Zeiten der napoleonischen Kriege zu verwechseln.

Wenn Mexico schon vor der Gründung des Kaiserreiches zwischen 80 bis 100,000 Handwerksräuber hatte, so ist während der letzten Jahre diese Zahl schwerlich geringer geworden, weil viele Soldaten, welche in den juaristischen Truppenkörpern dienten, nach Zerstreuung derselben sich den Räuberbanden anschlossen.

Wir finden nun in der „Neuyork Tribune" vom

28. October Schilderungen eines Beobachters, der offenbar die Zustände in Mexico genau kennt. Er meint, daß das Räuberwesen gerade jetzt (Anfang Oktobers 1865) ärger sei, als es je zuvor gewesen.

Das Bandenwesen ist vielfach zu einem Actien- und Speculationsgeschäft geworden. Irgend ein ehrgeiziger oder raublustiger Gesell, der sich am liebsten als Oberst, General und Guerillero bezeichnet und keine Aussicht hat, vom Kaiser mit Gnadenbezeigungen oder einer einträglichen Stelle bedacht zu werden, spielt den patriotischen Republikaner. Er hat etwas Geld oder borgt eine Summe und bildet mit einigen anderen Leuten eine Genossenschaft. Diese sind seine Partner. Der Verein wirbt dann allerlei farbiges Gesindel an, das in Menge zur Verfügung steht, und beginnt das „Geschäft", sobald diese Patriotenschaar 50 bis 300 Köpfe zählt. Dann wird ein geeigneter Schauplatz ausgewählt und das Rauben ganz systematisch begonnen. Es ist diesen Patrioten ganz einerlei, ob sie einen Juaristen oder einen Imperialisten plündern, und wenn man die lebensgetreuen Schilderungen aus Mexico liest, so ist es Einem, als ob man einen jener Räuberromane vor sich habe, die vor dreißig oder vierzig Jahren bei uns in Deutschland grassirten. Aber in Mexico fehlt die Romantik des Edelmuthes und des Weltschmerzes, womit der selige Vulpius seinen Rinaldo und August Leibrock seine Aranzos und Gonsalvo's ausschmückte. Die braunen mexicanischen Banditen sind ganz einfach platte, gemeine, prosaische Halunken; selbst für den Verfasser des „Haarzopfes der Hölle" wären sie zu schlecht und völlig unbrauchbar.

Die biederen Patrioten haben es zum Beispiel auf ein Landgut, eine Hacienda, abgesehen. Sie umstellen dieselbe, gleichviel ob am Tag oder bei Nacht, schlagen die Thüren ein, plündern die ganze Wohnung rein aus, verüben an den Männern Grausamkeiten und an den Frauen Abscheulichkeiten, theils in brutaler, theils in raffinirter Weise, treiben das Vieh weg, ziehen fort und wiederholen dasselbe in der nächsten Zeit auf einer andern Hacienda.

Aber auch in den Städten treiben sie ihr Geschäft. Häuser kann man dort nicht so ohne Weiteres ausrauben und ausplündern, und deshalb muß ein anderes Verfahren eingeschlagen werden. Das auserkorene Opfer wird genau überwacht und bei passender Gelegenheit überfallen und geknebelt. Dann muß der Unglückliche einen Schein ausstellen, in welchem er sich verpflichtet, an einem bestimmten Tag eine Summe zu zahlen, je nach seinen Vermögensverhältnissen, 500 oder 1000 oder auch mehr Dollars. Wehe ihm, wenn er nicht Tag und Stunde einhält. Die Guerilleros lauern ihm auf und werfen ihm eine Fangschnur um den Hals; er wird erdolcht oder todtgeschossen.

In den verschiedenen Provinzen ist keine Landstraße sicher. Die Patrioten legen sich am Eingang oder Ausgang von Gebirgsthälern oder Engpässen in Hinterhalt, überfallen Posten und Conductas, plündern die Reisenden und treiben das Geschäft gründlich. Denn sie begnügen sich nicht, ihren Opfern alle Habseligkeiten, ohne irgend welche Ausnahme, zu rauben, sondern entkleiden sie auch bis aufs Hemd. Ein Imperialist wird erstochen, ein Franzose todtgeschossen, — das ist so der löbliche Brauch.

Präsident Juarez hat vor einiger Zeit eine Proklamation erlassen, worin er manche seiner Generale tadelte, weil sie sich abscheuliche Barbareien und Grausamkeiten hätten zu schulden kommen lassen; er ist unschuldig an solchem Treiben. (Wir wollen hier beifügen, daß mehre eifrige, am kaiserlichen Hof in Gunst stehende, imperialistische Generale, z. B. Mejia und Cobos auch weiter nichts waren als gemeine Räuberhauptleute, und von Marquez kann man dasselbe sagen. —)

Manchmal haben es die Patrioten auf ein Dorf oder eine kleine Stadt abgesehen. Sie überrumpeln den Ort und gewöhnlich plündern sie ihn bis auf das letzte Haus aus. Doch ist es auch vorgekommen, daß die Bewohner tapfere Gegenwehr leisteten und den Feind verjagten. In solchen Fällen wird niemals Quartier gegeben. Manchmal bringt solch ein Unternehmen großen Gewinn.

„General" Figueroa ist ein unermüdlicher Patriot, — in seiner Weise. Er wollte der Stadt Tehuaran einen Besuch machen; in seiner Weise. An der Spitze seiner Schaar rückte er unter klingendem Spiel ein, schrieb 100,000 Dollars Zwangscontribution aus, erbeutete 1300 Gewehre und ließ dann in allen Häusern das Silbergeschirr wegnehmen. Dieses glänzende Geschäft ließ anderen Patrioten keine Ruhe; sie eiferten ihrem Genossen in würdiger Weise nach, und bald nachher hatten mehre kleine Städte ähnlicher Heimsuchungen sich zu erfreuen.

Nun, der Patriot Figueroa wird ohne Zweifel jene 100,000 Dollars an seinen schwerbedrängten Präsidenten Juarez senden, der Geld sehr nöthig hat? Daran denkt er nicht; er benutzt einen Theil der Summe, um das Geschäft zu vergrößern, das heißt, er wirbt noch einige hundert indianische Banditen an und zieht mit seiner nicht unerheblich verstärkten Guerilla in die Gebirgsgegenden des Staates Oaxaca, weil dort viele Reisende, Postwägen und Waarenzüge auf den Landstraßen zu finden sind. Alles, was sich blicken läßt, fällt dem Patrioten Figueroa zur Beute. Das Raubwesen nimmt colossale Dimensionen an; aller Verkehr stockt und kein Arbeiter wagt sich auf die Felder. Niemand, der irgend welche Habe besitzt, fühlt sich sicher, und Figueroa ist Gebieter weit und breit. Binnen drei Monaten machte er ganz ausgezeichnete Geschäfte, so ausgezeichnet, daß er selber die Bilanz für sehr befriedigend erklärte; die Speculation ist eingeschlagen, das Anlagekapital gibt eine gute Rente, und der Patriot ist in der besten Laune.

Es wurde schon gesagt, daß diese glücklichen Spekulationen zur Nacheiferung anreizen. Die Raublust durchdringt alle Klassen. Wenn ein halbes Dutzend böse Buben in einer Stadt sich zusammen thun, um zu rauben und zu morden, so nennen sie sich auch Guerillas; das klingt so patriotisch! Gewöhnlich überfallen sie irgend ein von ihnen ausersehenes Opfer und lassen sich einen Schein über Geld ausstellen. Sobald dieser in ihren Händen ist, wird der Mann erstochen. Die Patrioten cassiren hinterher das Geld ein.

In der Hauptstadt Mexico begab sich Folgendes. Am 22. September 1865 verließ der reiche Bäcker Castilla seine Wohnung; er kam Abends nicht heim, und auch am folgenden Tage war von ihm nichts zu sehen und zu hören. Seine Familie wendet sich an die Polizei, welche Nachforschungen anstellt. Inzwischen kommt ein in Castilla's Hause beschäftigter Mann, Namens Treja, präsentirt einen von jenem ausgestellten Schein über 8000 Dollars und erzählt, Castilla sei bei Cruces von Guerillas aufgehoben und er, Treja, sei abgesandt worden, um das Geld zu holen; der Bäcker werde dann heimkommen.

Castilla's Geschäftsgenosse hatte seine Bedenken über die Sache und nahm jenen Treja fest; bald nachher wurden zwei andere Verdächtige, Pinedo und Guerrero, in Haft gebracht. Castilla's Leiche wurde in Pinedo's Hause aufgefunden; man hatte sie auf der Hausflur beigescharrt; sie hatte einen Dolchstich im Herzen und einen Strick um den

Hals. Die Mörder legten ein Geständniß ab. Sie hatten ihn unter dem Vorwand eines Geschäfts aus dem Hause gelockt, ihm eine Fangschnur um den Hals geworfen, den Schein abgepreßt und dann ermordet. Der Kaiser ließ alle drei sofort vor ein Kriegsgericht stellen, aburtheilen und 48 Stunden später auf öffentlichem Markte garottiren.

Charakteristisch für die Zustände ist auch die Ermordung des Soldaten Bonifacio Soto. Er war aus Tamaulipas und auf Urlaub bei seiner Familie. In jener Provinz ist oder war General Escobedo Befehlshaber der juaristischen Streitkräfte. Von einem Lieutenant dieses letztern, Ramirez, wurde Soto überfallen; man band ihm an jedes Bein einen Strick und ließ ihn durch Pferde lebendig auseinander reißen.

Gemäß dem Grundsatze der Arbeitstheilung haben sich die Banditen in vier verschiedene Klassen oder Gruppen getheilt. Die einen überfallen Reisende und Posten; die zweiten plündern Häuser und Haciendas; die dritten erpressen Schuldscheine und tödten dann ihre Opfer; die vierten verüben grausame Martern, ehe sie die Beraubten ermorden. Nicht selten machen verschiedene Banden zeitweilig gemeinschaftliche Sache, besonders wenn es sich darum handelt, kleinere Trupps von österreichischen oder belgischen Soldaten zu überfallen. Diese sind gut uniformirt, die Offiziere haben goldene Epauletten, alle sind vortrefflich bewaffnet, und jede Colonne führt Pulver und Schießbedarf mit sich. Die Patrioten wagen sich aber nur an jene Krieger, wenn ihre Banden denselben sechs- oder achtfach überlegen sind.

Das Kaiserreich wäre ein Segen schon dann, wenn es ihm gelänge, diesem Raub- und Banditenwesen in Mexico ein Ende zu machen. An ernstlichem Willen fehlt es ihm nicht. Unterm 2. Oktober hat Kaiser Maximilian eine Proclamation erlassen, in welcher er verkündet, daß Benito Juarez besiegt worden und daß sein Präsidentschaftstermin ohnehin abgelaufen sei. Der Kampf sei nun von Seiten der Gegner des Kaiserthums in einen Räuberkrieg ausgeartet; fortan könne man die Banden nicht mehr als Kriegführende betrachten, sondern werde mit aller Strenge, ohne jede Nachsicht gegen sie verfahren. „Sie stecken Dörfer in Brand, ermorden ruhige Bürger und schwache Weiber; sie sind ohne politische Principien, sind eine zügellose Soldateska, die letzten Ueberbleibsel eines Bürgerkrieges. Gegen sie soll keine Schonung mehr beobachtet werden."

Es wird aber sicherlich ein schweres Stück Arbeit sein, einem Unwesen zu steuern, das während einer vierzigjährigen Anarchie, denn anders kann man die mexikanischen Zustände seit 1826 nicht bezeichnen, so tief eingewurzelt ist.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Gerhard Rohlfs in Afrika. Sein Reiseplan nach Waday.

Wir erhalten von dem Bruder des Reisenden, Hrn. Dr. med. Hermann Rohlfs in Bremen, soeben (20. Dezember) folgende Mittheilung:

„Von Gerhard Rohlfs sind in diesen Tagen briefliche Mittheilungen über den Fortgang seiner gegenwärtigen Reiseunternehmungen bei mir eingegangen. Ende Oktobers war er noch in Mursuk in Fessan angekommen, wo er etwa 14 Tage zu verweilen beabsichtigte, um von da aus Verbindungen in Betreff seiner fernern Reise nach Bornu und Waday anzuknüpfen.

Rohlfs hatte im Frühling d. J. Tripoli mit einer eigenen kleinen Karawane verlassen, um über Rhadames ins Hoggargebirge und zu den Quellen des Irara (des alten Niger) vorzudringen. Es war aber nicht möglich, über Rhadames hinaus vorzugehen wegen der mittlerweile im Innern Afrika's ausgebrochenen kriegerischen Unruhen. Scheich-el-Bakay von Timbuktu war gestorben, und dessen Sohn und Nachfolger war mit seinem Oheim um die Herrschaft in einen Krieg gerathen, welcher sich allmälig weiter nach Norden fortgepflanzt hatte; denn auch die verschiedenen Tuarekstämme geriethen untereinander in Fehde. Rohlfs konnte deshalb in Rhadames weder Begleiter noch Kameele erhalten; seine eigenen Kameele und Effekten mitzunehmen, durfte er nicht riskiren, da in jener Zeit selbst größere Karawanen geplündert und die Menschen getödtet oder gefangen fortgeführt wurden. Auch hatte er Nachricht erhalten, daß Si Ottman, ein ihm befreundeter Tuarekhäuptling, Bruder des Beherrschers von Tuat, verhindert war, ihn zu begleiten. Er selbst wurde in Folge der großen Hitze (45° R. im Schatten) ernstlich krank und sah sich nach seiner Herstellung genöthigt, bis Misda wieder zurückzukehren und sich von da nach Mursuk zu wenden.

Er wollte nun die östliche Reiseroute nach Tebu und Waday, welche von vorne herein eventuell in seinen Plan aufgenommen worden war, einschlagen. In Mursuk hat sich ihm derselbe Neger zum Begleiter angeboten, welcher bei Dr. Vogels Tode zugegen war. Rohlfs sieht den Umstand, daß gerade dieser Neger, der selbst einst in größter Todesgefahr gesteckt hat, es wagen will, mit ihm nach Waday zurückzukehren, für ein Zeichen an, daß derselbe es gegenwärtig, da Bornu und Waday in Frieden zu sein scheinen, für möglich hält, ohne allzu große Gefahren dahin vordringen zu können. Er ist fest entschlossen zu dieser Reise und wahrscheinlich gegenwärtig bereits auf dem Wege dahin.

Ueber Herrn von Beurmann hat er sicher erfahren, daß der Sultan von Waday an dessen Tode unschuldig sei; daß er vielmehr, indem er das sichere Gebiet von Bornu allein oder nur von wenigen Dienern begleitet verlassen habe, von Straßenräubern überfallen und getödtet worden sei.

---

### Allgemeiner Ruin und Verwilderung auf den Kleinen Antillen.

Die Zustände auf Haïti und Jamaica haben wir mehrfach erörtert. Auf den sogenannten Kleinen Antillen hat die Barbarei zwar auch, wie nicht anders zu erwarten war, reißend schnelle Fortschritte gemacht, aber Agenten der englischen Abolitionisten, wie Sewell und Underhill, welche in deutschen Zeitschriften als Autoritäten angeführt wurden, suchten das europäische Publikum zu hintergehen, indem sie meinten, die Dinge seien denn doch nicht so arg, wie die „Feinde der Freiheit" behaupten. Wir haben seit nun länger als vier Jahren unablässig vor den falschen Darstellungen geistesbeschränkter Frömmler und hirnverbrannter Fanatiker gewarnt. Jetzt, da es zu spät ist, das entsetzliche Unheil wieder gut zu machen, den schauderhaften Frevel, welchen der Abolitionismus an der weißen wie an der schwarzen Menschheit begeht, zu sühnen und rückgängig zu machen, jetzt gehen auch vielen Leuten in England, die bis vor Kurzem so „stubborn" in die Negrolatrie sich verrannt hatten, die Augen auf; jetzt schreien sie Ach und Wehe!

Doch wir haben hier mit diesen, endlich vom gesunden Menschenverstand erleuchteten Engländern nichts zu schaffen, sondern haben es mit unbefangenen katholischen Priestern zu thun, welche auf den Kleinen Antillen, namentlich auf Dominica, Montserrat, Antigua und anderen ihrem Seelsorgerberuf obliegen, ohne sich um politische Streitfragen zu kümmern. In dem Novemberhefte (1865) der „Annales de la Propagation de la foi" lesen wir mehre Berichte, welche Poirier, Bischof von Roseau, Hauptstadt der Insel Dominica, nach Lyon eingesandt hat. Seine Diöcese wurde 1850 gegründet und umfaßt alle kleinen nach Norden hin liegenden, englischen und dänischen

Antillen; außer den schon oben genannten noch: St. Christoph, Nevis, Tortola, St. Croix, St. Thomas und St. Jean. Der Bischof schreibt an die Geistlichen in Lyon:

„Bekannt ist der rasche und tiefe Verfall, welchem die kleinen englischen Colonien seit der Negeremancipation 1838 anheimgefallen sind. Zu dieser permanenten Ursache des Elendes sind in den jüngsten Jahren noch andere gekommen, insbesondere der Krieg in Nordamerika, die niedrigen Zuckerpreise und die Dürre von 1863. Die lokalen Hülfsmittel waren völlig versiecht."

Die „Annales" bringen dann weitere Auszüge aus Briefen des Bischofes. Derselbe kaufte 1864 eine große Pflanzung, auf welcher allein die Gebäude mehr als 80,000 Francs gekostet haben, und die früher weit über 150,000 Francs werth gewesen, für — 7500 Francs, zahlbar in dreijährigen Raten. So entwerthet ist das Grundeigenthum. Weshalb? Der Bischof antwortet: „Die Lage der Kleinen Antillen verschlechtert sich immer mehr. Diese schöne, fruchtbare Colonie Dominica bringt jährlich nicht einmal mehr 300,000 Francs Einnahme auf. Große Plantagen haben wir so gut wie gar nicht mehr; es fehlt an Arbeitskräften und Kapital; die besten Zucker-, Kaffee- und Kakaopflanzungen sind aufgegeben und verwildert. Die Neger (welche seit 30 Jahren absolut frei sind und mit den Weißen völlig gleiche Rechte haben, und nachdem die früher an Arbeit gewöhnte schwarze Bevölkerung durch vollfreien, keine Sklaverei kennenden Nachwuchs ersetzt worden ist) wollen nicht arbeiten, außer für sich selbst (d. h. ihre Weiber müssen arbeiten); und da sie die Arbeit durchaus nicht lieben, so beschränken sie sich darauf, nur so viele Lebensmittel zu bauen, wie sie eben absolut nöthig haben, damit sie selber und ihre Familien nicht verhungern. Die meisten gehen beinahe völlig nackt. Seit dem amerikanischen Kriege sind die Baumwollenzeuge sehr theuer geworden, und so kann die Hälfte unserer armen (erzfaullenzenden) Katholiken die Messe nicht besuchen, und aus demselben Grunde nimmt auch der Schulbesuch ab."

Welch eine Mittheilung! So faul sind diese Schooßkinder des Abolitionismus, daß sie auf einer der fruchtbarsten Inseln der Welt, wo der Taglohn wenigstens einen Dollar beträgt, nicht einmal so viel arbeiten mögen, um sich Hemd, Hose und Jacke zu kaufen! Welch ein Triumph für die biederen Philanthropen! Aber noch mehr; der Bischof sagt weiter: „Auf unseren Inseln gibt es keine Industrie, keinen Handel, durch welche dem Elend gesteuert werden könnte. Sechs Schiffe sind vollkommen genügend, um den Zucker und Rum, welche im Laufe eines Jahres auf der ganzen Insel erzeugt werden, nach England zu schaffen. Ein paar Fahrzeuge laden Brennholz, etwas Früchte und Colonialwaaren, die nur geringe Preise bringen." (Die Neger sortiren zu schlecht.)

Der Geistliche schildert dann das Grundeigenthum, welches er um den Spottpreis von 7500 Francs gekauft hat, um dort eine Missionsstation zu gründen. „Dasselbe umfaßt ein ganzes Thal bis zum Gipfel zweier bewaldeter Hügel und wird durch zwei klare Bäche bewässert, die in eine prächtige Bucht münden; die Ufer derselben gehören auch dazu. Welche Frische in diesen Thälern! Hier ist ein irdisches Paradies."

Man sieht, was durch freie Neger und Abolitionisten aus dem „Paradiese" gemacht worden ist. Welch ein Gewinn für Kultur, Gesittung, Freiheit und Humanität!

---

## Gesunder Menschenverstand in England.

In diesem Lande, wo die Vorurtheile eine ihrer festen Burgen haben, hat sich die Presse lange sehr feig gezeigt, sobald es sich um die Negerfrage handelte. Die Radikalen und Liberalen verwechselten die Sache der Barbarei mit jener der Humanität und Freiheit, oder schlossen die Augen, welche ihnen freilich durch die Ereignisse weit genug aufgerissen werden. Die „Conservativen" wollten den bornirten Frömmlern und Fanatikern, welche in der Exeterhalle salbadern, nicht auf die Füße treten. Nun aber wird das plötzlich anders und die absolut Radikalen, Pseudoliberalen und Frömmler müssen sich Dinge sagen lassen, die ihren Ohren bisher fremd waren.

Wir finden in der „Brazil and River Plate Mail", London, 22. November, Betrachtungen, denen wir uns anschließen können. Das Blatt sagt rund heraus, daß die Emancipation der Neger eine höchst unüberlegte und durchaus übereilte Handlung gewesen sei. „Schlimmes, so heißt es weiter, haben wir allerdings immer besorgt, wir erwarteten aber kaum eine so grausenhafte Erläuterung, wie wir sie nun durch die verhätschelten und verzogenen Neger in Westindien erhalten. Darin liegt eine vollständige Rechtfertigung für die nordamerikanischen Südstaaten; sie sehen klarer als Andere, welche Gefahr aus einem raschen und übereilten Wechsel in der Lage des Negers erwachsen mußte. Sie begriffen sehr richtig, daß ihre Sicherheit und ihre ganze Zukunft bedroht sei, wenn sie nicht mit einem Schlage von den wahnwitzigen und tollfanatischen Abolitionisten der Nordstaaten völlig getrennt würden. Es war ein Ding, dem Sklavenhandel ein Ende zu machen; es war aber ein ganz anderes Ding, Millionen von Schwarzen urplötzlich für vollfrei zu erklären und ihnen ein Geschenk zu geben, mit dem sie nichts Gutes anzufangen wußten. Es gibt ja doch gar keine Möglichkeit, sie in ganz gleichartiger Weise in die weiße Gesellschaft ein- und dieser aufzupfropfen; man kann mit ihnen gar nicht anders fertig werden, als wenn sie dienen und arbeiten. Man hätte immerhin ihre endliche Freilassung im Auge behalten können, inzwischen aber wäre es Pflicht gewesen, ihre Lage zu verbessern, sie so viel als möglich zu erziehen und zu heben und die gegenseitigen Rechte und Pflichten des Herrn und des Sklaven genau zu bestimmen. Aber diese Millionen in der Art freizugeben, wie Lincoln es gethan hat, — das war gleichbedeutend mit dem völligen Ruin des Negers, der nun überhaupt keine Dienste mehr leistet und nichts mehr werth ist. Vielleicht ist das fürchterliche Trauerspiel auf Jamaika eine rechtzeitige Warnung für das Volk in den Vereinigten Staaten (—??—), wo indessen die überwiegende Volksmenge der Weißen einen leichten Sieg über die Neger erfechten würde. Aber das Drama in Westindien bildet den besten Commentar zu der verblendeten Tollheit der Abolitionisten hier in England wie dort in Amerika. Die Humanitarier der Exeter Hall haben durch jene Gräuel auf Jamaika doch etwas zu denken bekommen (Fanatiker denken nicht), und doch sind diese Ereignisse lediglich die ganz natürlichen Resultate der Verwirklichung ihrer Lieblingsgrille. Sie verwirklichten dieselbe nicht nur auf Kosten Anderer, sondern es gingen auch viele, viele Menschenleben dadurch verloren. Sie schleuderten den armen Neger in die weite Welt hinein, ihn, der ohne Erziehung, ohne Industrie und ohne alle Eigenschaften ist, durch welche er sich selbstständig und rechtschaffen durchbringen oder unter weißen Mitbürgern leben könnte! Diese Abolitionisten hätten eben so wohl den Tigerzwinger im zoologischen Garten aufsperren und erwarten mögen, daß die Tiger sich friedfertig zwischen den zahmen Thieren bewegen würden. Der Vergleich mag denen stark erscheinen, welche den Negercharakter nicht kennen. Wenn die Menschen Verstand haben, so nehmen sie sich eine Lehre aus dem, was auf Jamaika und in Nord-Amerika sich begibt. In Brasilien, wo viele Neger frei und sehr viele noch Sklaven sind, wird man die Frage sehr delikat behandeln müssen. Zum Glück verstehen unsere Abolitionisten kein Portugiesisch, und deshalb werden sie in Brasilien nicht den verderblichen und unheilvollen Einfluß ausüben können, durch welchen sie anderwärts so viel Jammer und Elend in die Welt gebracht haben. Die brasilianische Regierung geht ernsthaft mit dem Plane um, die Lage der Schwarzen zu verbessern. Der Himmel bewahre sie vor den abolitionistischen Don Quixoten, welche keine andere Sympathie kennen als die für den Neger, die aber von sich stoßen Alles, was da heißt Gerechtigkeit, Politik und gesunder Menschenverstand. Die Sklaverei ist ein Auswuchs, der beseitigt werden muß, aber auf andere Art als nach der frevelhaften und unheilvollen Methode der Abolitionisten."

So eine Stimme aus England. Daß die Abolitionisten die ärgsten Negermörder sind, haben wir schon oft gesagt. Alles Blut kommt auf ihre hirnverbrannten Häupter!

---

r. **Der Papyrus der Alten.** Die berühmte 4 bis 10 Fuß hohe Papierstaude der Alten, **Cyperus Papyrus**, wächst besonders in Aegypten, am Nil entlang. Schon in den alten Zeiten aßen die armen Aegypter den großen Wurzelstock, deshalb nannte man diese Leute „Papyrophagen"; er dient noch heute theils im rohen Zustande, theils gekocht oder auf Kohlen leicht geröstet als Nahrungsmittel der ärmern Bevölkerung. Aus dem Holze des Papyrusstrauches machte man Stricke, mit welchen Weinreben festgebunden wurden, Bänder, Kleider, Segel, Schiffe (**Naves papyraceae** *Plin*), Gefäße; aus den Fasern verfertigte man auch Lichtdochte (**Ellychnium papyraceum**). Das aus der Papyrusstaude verfertigte Papier wurde aus der von dem Stengel oder den Halmen abgelösten Oberhaut hergestellt, indem man die Blättchen auf einer Tafel ausbreitete, mit dem klebrigen Nilwasser überstrich und die Blätter formte. Auf solche Weise wurde das Papier in Alexandrien bereitet, wo dasselbe einen

bedeutenden und einträglichen Handelsartikel bildete. Die Alexandriner hatten dazu besondere Leimer (glutinatores); nach dem Trocknen des Papiers wurde dasselbe, um es zu ebnen, geklopft (malleatores), dann wurden die Blätter aufgewickelt, in Rollenform versendet und verkauft. Mit Griffeln und Federn aus demselben Papyrus wurden sie beschrieben mit Schriftzeichen, die gewöhnlich von schwarzer, selten von rother, noch seltener von blauer Farbe sind, in außerordentlich seltenen Fällen auch vergoldet. Die schwarze Farbe ist Kohlenschwarz, das nach einem ägyptischen Schriftsteller aus der Papyrusstaude hergestellt wurde, von Metallen ist keine Spur darin. Die rothe Farbe ist Zinnober, eine blaugrüne enthielt Kupferoxyd, eine lasurblaue Kobalt. Woher die alten Aegypter dieses Metall entnahmen, ist unbekannt, auch in blauen Glasflüssen der Aegypter findet sich Kobaltoxyd. Die zum Schreiben dienenden Farben oder Dinten wurden mit dem sogenannten Fischleimgummi, Gummi Sarkokollae, von einem im südlichen Afrika und Aethiopien einheimischen Strauche, Penaea Sarkokolla, abstammend, verdeckt und so verbraucht. Das Gummi Sarkokollae kannte auch Dioskorides und leitete es von einem in Persien vorkommenden Strauche ab; er schrieb demselben wundenheilende und augenstärkende Kräfte zu; die Araber benutzten dasselbe als Purgirmittel. Nach Hippokrates wurden aus den Häuten des Schilfes (epidermide caulium) von Papyrus antiquorum Cylinder gewickelt, die man zur Erweiterung fistulöser Gänge in dieselben steckte und aufquellen ließ.

---

**Fortschritt und Aufschwung am La Plata.** Wir haben sehr oft auf die gemäßigten Regionen Südamerika's hingewiesen, die unsrer vollen Ueberzeugung nach ein weit besseres und für das deutsch-nationale Wesen viel geeigneteres Feld für unsere Auswanderer bilden, als das vielfach zerrüttete und nun mit so schweren Steuern überbürdete Nordamerika, welches unter allen Ländern der Welt die höchsten Abgaben zu tragen hat. Die Engländer, deren Kapitalisten einen feinen Spürsinn haben, wissen die Vorzüge jener Länder schon seit mehren Jahren sehr wohl zu würdigen und schaffen tausende von Emigranten dorthin, obwohl sie doch selber mehr als 50 eigene Colonien haben.

Der „Buenos Ayres Standard", ein englisches Blatt, gibt eine Uebersicht der Fortschritte am La Plata während der letztverflossenen fünf Jahre.

Wir hatten, so heißt es, 1860 erst 15 Miles Eisenbahn, jetzt mehr als 200 in vollem Betrieb, mehr als 200 im Bau und für 500 Miles ist die Genehmigung ertheilt.

Im Jahre 1860 hatten wir nur eine Dampferverbindung mit Europa durch die Royal Mail; 1865 haben wir vier Dampferlinien mit Europa, und dazu kommt nun jene nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika und noch zwei andere mit der Alten Welt.

Die Stadt Buenos Ayres zählte 1860 kaum ein Dutzend Privathäuser, deren jedes mehr als 10,000 Pfd. Sterl. werth war, jetzt hat sie mehr als 200 solcher Gebäude.

Damals gab es keine andere Bank als die Casa de moneda; jetzt haben wir drei Banken in der Stadt, vier Zweigbanken im Distrikte derselben und mehr als 20 in der Provinz.

Die Wollausfuhr betrug 1860 für ungefähr 1 Mill. Pfd. Sterl., 1865 für $2^1/_2$ Mill.

Das Zollhaus in Buenos Ayres brachte 1860 nur 3 Mill. Dollars ein, 1865 nahe an 6 Mill. Silberdollars.

Einwanderer landeten 1860 nur etwa 6000, aber 1865 sind mehr als 12,000 gekommen.

Der Preis für Grund und Boden stellte sich damals auf etwa 3000 Pfd. Sterl. für die Quadratlegua, jetzt steht derselbe mehr als doppelt so hoch.

Wir hatten 1860 2 Märkte und 2 Theater, jetzt haben wir der ersteren 6 und der letzteren 4.

Die Zeitungen setzten 1860 nur ungefähr 2000 Exemplare im Ganzen ab (davon kamen auf den englischen „Standard" etwa 300); jetzt mehr als 10,000, wovon auf den „Standard" 1700 kommen. Auch erscheint eine deutsche Zeitung.

Feuer- und Lebensversicherungsanstalten waren 1860 noch unbekannte Dinge; jetzt arbeiten mehr als ein halbes Dutzend englischer Assekuranzgesellschaften und jedes zweite Haus in der Stadt ist versichert.

Von Aktiengesellschaften war 1860 keine Rede; jetzt sind deren 6 vorhanden: London und River Plata Bank, Kapital 2 Mill. Pfd Sterl.; Great Southern Railway 750,000; Northern Railway 160,000; Central Argentine Railway 1 Mill.; Boca und Ensenada Railway 150,000; San Juan Mining Company 100,000 Pfd. Sterl.

In der Gründung begriffen waren gegen Ende des Jahres 1865: London-, Brazil- und Mauá-Bank 5 Mill. Pfd. Sterl.; Eastern Argentine Railway 1 Mill.; Dolores-Extension (Fortsetzung der Südbahn) 600,000; Cordova Landcompagnie 1 Mill.; Morgan Beef Packing Company 150,000; River Plate Steamboat Company 150,000 Pfd. Sterl.

Die Engländer legen also Kapitalien im Belauf von etwa 12 Mill. Pfd. Sterl. in der argentinischen Republik an.

Im Jahre 1861 kaufte ein deutscher Kaufmann in Buenos Ayres eine Estancia im Süden, auf welcher 7000 Schafe vorhanden waren; binnen 4 Jahren hatte sich diese Zahl auf 22,000 vermehrt, obwohl zwei schlechte Jahreszeiten in diese Zeit fallen.

In Deutschland finden die La Plategegenden bei weitem nicht die ihnen gebührende Beachtung; nur in Hamburg wissen manche Geschäftsleute, was dort zu holen ist; Bremen, das ohnehin einer raschen Initiative nicht hold ist, sondern wo man im Allgemeinen lieber längst gebahnte Pfade betritt, hat nur sehr geringen Verkehr nach dem La Plata. Es wird aber wohl auch hinter den Engländern und Italienern herkommen.

---

**Das Petroleum in der argentinischen Provinz Jujuy** kommt an drei verschiedenen Oertlichkeiten vor. Die eine liegt 15 Leguas vom Flusse Vermejo entfernt in der Richtung nach Esquina grande, am Rand eines 800 Schritt langen und 400 Schritt breiten Teiches; hier findet man es in festem Zustande in drei Lagern übereinander. Auf dem Wasser schwimmt Oel in Menge. Die beiden anderen Oertlichkeiten sind nicht weit entfernt, die eine 5 Leguas vom San Francisco, der in den Vermejo fällt, die andere etwas mehr als 20 Leguas oberhalb dieser Mündung. Beide liegen in trockenem Lande. Die Chemiker an der Universität Buenos Ayres haben sich über die ihnen abgelieferten Proben sehr günstig ausgesprochen.

Beklagenswerth ist das Schicksal des Spaniers Vila, welcher das Petroleum entdeckte. Der argentinische Congreß schlug ihm ein Patent ab, und darüber ward er wahnsinnig. Er besaß früher eine Steinölquelle in Pennsylvanien, zog aber von dort des Krieges wegen fort und ging nach San Domingo, wo die aufständischen Neger ihm sein Haus verbrannten.

---

**Gold im Staate Minnesota.** Das edle Metall ist im Septembermonate am Lake Vermillion gefunden worden. Geognosten hatten schon vor längerer Zeit darauf hingewiesen, daß man auch in diesem Staate Gold finden werde.

---

F. v. H. **Die Prairien Nordamerika's.** Professor Alex. Winchell stellt in Sillimans American Journal höchst interessante und lesenswerthe Untersuchungen über die Entstehung der ausgedehnten Prairien Nordamerika's an und gelangt zu folgenden Resultaten. Der Boden der Prairien gehört einer lacustrinen Bildung an; die lacustrinen Sedimente schließen nur sehr wenige lebende Keime ein; Diluvialgebilde hingegen sind stets reich an solchen lebenden Keimen, welche während der Eiszeit dorthin begraben wurden. Nach Maßgabe des Hervortretens der diluvialen Oberfläche kam wieder die Flora der voreiszeitlichen Epoche zum Vorschein. Die Vegetation, welche endlich auf dem ausgetrockneten lacustrinen Boden erschien, trug wahrscheinlich einen entschieden mehr gras- als baumartigen Charakter.

---

**Nordamerikanische Poesie.** Professor Agassiz befindet sich bekanntlich in Südamerika, um den Amazonenstrom zu befahren und in den Andes die Gletscher zu erforschen. Dadurch hat sich nun ein Yankeedichter, O. W. Holmes, poetisch angeregt gefühlt. Unter unseren Lesern sind ohne Zweifel Viele, die Englisch verstehen, und diesen wird es sicherlich Spaß machen, wie man in Nordamerika reimt. Das Gedicht, wenn der Ausdruck erlaubt ist, steht im Novemberhefte des „Atlantic Monthly". Also: —

How the mountains talked together<br>
Looking down upon the weather<br>
When they heard our friend had planned his<br>
Little trip among the Andes!<br>
How they'll bare their snowy scalps (!)<br>
To the climber of the Alps<br>
When the cry goes through their passes<br>
„Here comes the great Agassiz!"<br>
„Yes, I am tall" says Chimborazo<br>
„But I wait for him to say so —<br>
That's the only thing that lacks — he<br>
Must see me, Cotopaxi!"

Und so geht es fort. Holmes reimt thunder und Condor, — dagger und jaguar, — natur' und alligator, — boa con-

strictor und pictur', — sogar fossils und apostles, — fertile und turtle, — professor und her. Er sagt:

God bless the great Professor,
And Madam too, god bless her,
God bless the great Professor
And the land, his proud possessor,
Bless them now and evermore.

---

r. **Die Heimat der Wohlgerüche.** Der Hauptplatz der Blumen, deren Duft die Flacons der Toilettentische aushauchen, ist das südliche Frankreich und Piemont, namentlich Montpellier, Grasse, Nismes, Cannes und Nizza. Letztere beide Orte sind das Paradies der Veilchen, sie liefern jährlich gegen 13,000 Pfd. Veilchenblüthen. Nizza erntet außerdem gegen 100,000 Pfd. Orangenblüthen, ebenso auch Cannes, wo dieselben feineres Parfum haben. 500 Pfd. Orangenblüthen geben etwa 21 Pfd. reines Neroli-Oel. Das Oel der noch unreifen Orange führt den Namen „Essence de petits grains", das Oel der Schale reifer Früchte heißt „Essence de Portugal", das der Blüthe „Neroli". Ferner erntet man zu Cannes jährlich gegen 9000 Pfd. Akazienblüthen.

Die Parfümerien werden destillirt. Eine solche Fabrik zu Cannes verbrauchte in einem Jahre 140,000 Pfd. Orangenblüthen, 20,000 Pfd. Akazienblüthen, 140,000 Pfd. Jasminblüthen, 20,000 Pfd. Veilchen und 8000 Pfd. Tuberosen neben einer großen Menge anderer wohlriechender Pflanzen und Kräuter.

Die Operation, durch welche man mittelst eines Fettes die flüchtigen Oele und riechenden Stoffe der Blumen erhält, nennt man Enfleurage. Die Blumen werden auf Haarsiebe gelegt, die man übereinanderstellt, dazwischen Schichten des fetten Körpers, der sich allmälig in der Atmosphäre der Blumen mit ihrem Aroma sättigt. Diese Methode ist sehr theuer und langsam, außerdem erleidet, wegen der langen Dauer der Operation, das Parfüm an Lieblichkeit einen Verlust. Nach einer andern Methode schließt man die Blumenrahmen mit den zwischengelagerten Schichten eines weichen Fettes in einen Schrank mit Trageleisten ein bei gelinder Wärme, wo durch die in Bewegung gesetzte Luft die Enfleurage in wenigen Stunden vollendet ist.

---

**Ein Muttergottesbild auf den Ruinen des babylonischen Thurmes.** Die Engländer hatten einst die Grille, auf einer der höchsten Pyramiden Aegyptens Thee und Grog zu trinken, und das fand man „sublim". Vor ein paar Jahren bestieg der englische Gesandte Rutherford Alcock den Gipfel des Fusi yama, des heiligen Berges der Japaner, kochte hoch oben auch Thee und bereitete sich Grog. Einige seiner Begleiter ließen an den Stätten, welche den Japanern heilig sind, zerrissene Schuhe und Stiefel stehen. Die „Barbaren" waren so uncivilisirt, das recht übel zu nehmen. Das waren „profane" Dinge. Die Missionäre pflanzen bekanntlich überall, wohin sie kommen, ein Kreuz auf, und das ist etwas Altes. Aber der Gedanke, auf dem babylonischen Thurm ein Marienbild aufzustellen, der ist neu. Ein Carmelitermönch aus der Mission zu Bagdad, Pater Maria Joseph de Jesus, hatte sich vorgenommen, dem alten Babylon, das in den Schriften der Juden mit so wenig schmeichelhaften Ausdrücken belegt wird, einen recht tüchtigen Tort anzuthun, und er führte auch sein Projekt aus. Die Statue „Unserer Lieben Frau zur Wüste" bekam er von einer frommen Genossenschaft in Paris geschenkt. Er landete im Hafen von Alexandrette in Syrien, ging mit einer Karawane nach Diarbekir und schiffte auf einem Balkenfloß, das aufgeblasene Ziegenhäute zur Unterlage hatte, den Tigris hinab über Mossul nach Bagdad, wo er nach 17tägiger Stromfahrt anlangte. Nachdem er sich ein wenig ausgeruht, machte er sich mit einigen eingeborenen Christen auf den Weg nach dem zwei Tagereisen entfernten Hella oder Hilleh, einer kleinen Araberstadt, die in der Nähe des alten Babylon liegt. Am 16. Februar 1865 gelangte er nach dreistündiger Wanderung an den Fuß des babylonischen Thurmes, dessen Trümmer einen Hügel bilden. Auf dem Gipfel desselben erhebt sich eine etwa 72 Fuß hohe, von einem tiefen Risse durchbrochene Mauer, in welcher der eifrige Pater schon im vorigen Jahr, als ihm der Gedanke zu seinem Projekte kam, eine Marienmedaille versteckt hatte. Seine Freude war groß, als er sie jetzt wieder fand. Er las dort oben eine Messe und ließ sich nicht dadurch stören, daß ein wildes Pantherthier in der Nähe sein Lager hatte, und kletterte dann an der Mauer hinauf. Das war eine sauere Arbeit, die volle zwei Stunden in Anspruch nahm und nur durch Anwendung von Seilen gelang. An solchen wurde dann auch das Marienbild hinaufgezogen, das nun dasteht als „Königin der Wüste". Der Pater hatte vorher alle vier Himmelsgegenden gesegnet.

---

**Deutsche Seefahrt in Ostasien.** Mehrfach haben wir darauf hingewiesen, wie bedeutend die ostasiatischen Häfen für unsere Schifffahrt sind. Es scheint, als ob wir allmälig alle anderen seefahrenden Völker in diesen Regionen überflügeln würden. Im chinesischen Küstenhandel ist das bereits seit einigen Jahren geschehen. Jetzt liegt ein Bericht aus Hongkong vor, demzufolge im Jahre 1864 mehr als 500 deutsche Fahrzeuge jenen chinesischen Hafen besucht haben. Es waren aus:

Hamburg 315; — Bremen 101; — Lübeck 1; — Oldenburg 20; — Hannover 41; — Mecklenburg 8; — Preußen 51 Schiffe.

In Summa 537 deutsche Fahrzeuge. Unsere Landsleute im Binnenlande werden schon aus dieser bloßen Ziffer ersehen, was die Seefahrt für Deutschland zu bedeuten hat. Wir stehen als Seefahrer nur allein den Engländern und Nordamerikanern nach, allen übrigen aber weit voran.

Wie nöthig eine Kriegsflotte ist, begreift Jedermann, aber, wohlverstanden, eine deutsche, nicht eine hegemonisch particularistische. Und nur unter schwarzrothgeldner Flagge und ja unter keiner andern.

---

r. **Eine seltene Mumie.** In Havre de Grace ist ein eigenthümlicher Gegenstand zur öffentlichen Schaustellung gekommen. Es ist ein zur Mumie oder vielmehr zu Stein gewordener menschlicher Körper, der auf einer Guano-Insel an der afrikanischen Küste gefunden wurde; ein zugleich aufgefundenes Scheit Holz enthält die eingeschnittene Inschrift: „Christoph Delano. 1421." Der Leichnam lag unter einer 40 Meter starken Schicht Guano, den mehr als 400 Jahre aufgehäuft haben mögen. Das Haar und die Zähne sind vollständig erhalten und beweisen, daß das Individuum der kaukasischen Rasse angehört. An der Schulter bemerkt man Spuren eines Lanzenstiches. Wahrscheinlich war es ein Matrose, der von seinen Gefährten auf der Insel begraben worden ist, die damals so einsam da lag wie noch jetzt. — Die Mumificirung der Leiche durch den Guano ist eine sehr interessante Erscheinung.

---

r. **Die Quecksilberproduktion der Erde.** Man schätzt die jährliche Gesammtproduktion der Erde an Quecksilber auf 61,000 Centner, wovon auf Spanien (Almaden) 20,000, auf Californien (Neu-Almaden) 28,000, auf andere californische Gruben 7500, auf Peru 3000 und auf Deutschland mit Oesterreich und Frankreich 2500 Centner gerechnet werden. Man nimmt an, daß Mexico, Peru, Chile und Bolivia jährlich zur Silbergewinnung 23,000, China und Japan zur Zinnoberfabrikation und Silberextraction 10,000, Australien und Californien zur Silber- und Goldausscheidung, Europa und die Vereinigten Staaten von Nordamerika für ihre Industrie 12,000 Centner Quecksilber bedürfen, so daß also das jährliche Verbrauchsquantum auf wenigstens 51,000 Centner angenommen werden darf, und mithin der Bedarf der alten und neuen Welt an Quecksilber hinreichend gedeckt erscheint.

---

F. v. H. **Großglockner.** Ueber die Höhe dieses Berges sind bis jetzt folgende Angaben gesammelt worden:

| | Wien. Fuß |
|---|---|
| Gipfelhöhe nach den früheren Generalstabsaufnahmen | 11,991 |
| „ „ Schlagintweil | 12,158 |
| „ „ Franz Keil | 12,018 |
| „ „ der letzten trigonometrischen Catastervermessung durch Hrn. Norb. Bauer | 12,008 |
| „ „ dem aus den vorigen gezogenen Mittel | 12,044 |
| Relative Höhe von Heiligenblut am Fuße des Berges | 7,998 |
| „ „ „ Kals | 7,839 |
| Höhe der Adlersruhe | 10,932 |
| Fuß des Pasterzenkeesbodens | 4,030 |
| Hohenwartscharte | 10,056 |
| Romariswand | 11,223 |

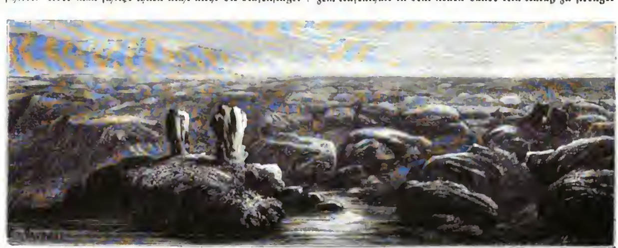
Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

# Von Urga im Lande der Kalkas-Mongolen bis Katharinenburg im Ural.

Betrachtungen über Sibiriens Gegenwart und Zukunft. — Der Aufschwung und die Weltlage des Landes. — Die Kalkas-Mongolen. — Schilderung der Stadt Urga. — Frömmigkeit — Friedliches Leben der Nomaden. — Der Baikal-See und die Dampfschifffahrt. — Irkutsk. — Die Verbannten. — Das Reisen mit der Post. — Die Barabinzen-Steppe. — Nach Omsk und Katharinenburg.

Sibirien wird zu den Kulturländern gehören, bevor ein halbes Jahrhundert abgelaufen ist. In unseren Tagen des beschleunigten Verkehrs drängt Alles darauf hin, solche Regionen, wie die, welche sich vom Ural bis zu den Gestaden des Großen Weltmeeres erstreckt, in die allgemeine Bewegung hineinzureißen.

Die früheren Vorurtheile gegen jenes Land schwinden immer mehr. Zwar werden noch immer „Unglückliche" dorthin verbannt, und dieses Exil betrifft manche recht schwer. Aber man schlitzt ihnen nicht mehr die Nasenflügel lange einsperrt, ohne sie für das Allgemeine nutzbar zu machen und ohne sie zu bessern, ganz entschieden vorzuziehen. In Sibirien werden viele tausende von Verbrechern, die anderwärts in den Kerkern erst recht schlecht geworden und elend verkümmert wären, in nützliche Menschen umgewandelt, und ihre Kinder nehmen eine achtbare Stelle in der Gesellschaft ein. Man hat, wie billig, Vorkehrungen getroffen, um jene zu überwachen und sie von neuen Verbrechen abzuhalten; bei den meisten ist aber schon nach kurzem Aufenthalt in dem neuen Lande kein Anlaß zu strenger



Die Hochebene Boro-Burak in der Gobi. (Nach einer Zeichnung von Bourboulon.)

auf, und zu den schwersten Arbeiten in den Bergwerken werden nur die allergefährlichsten Verbrecher verurtheilt, zumeist solche, welche nach dem Gesetze die Todesstrafe verdient hätten. Alle anderen erfreuen sich einer milden Behandlung und sind, da sie sich zumeist selbstständig in freier Luft bewegen können, in Sibirien ungleich besser daran, als wenn sie im europäischen Rußland in Gefängnissen eingesperrt gehalten würden.

Es hat immerhin etwas Anstößiges, wenn Leute politischer Vergehen oder Verbrechen wegen in die Verbannung geschickt werden, gleichviel ob nach Cayenne, Lambessa, Sibirien oder wohin sonst es sein möge. Sieht man aber von dieser politischen Kategorie ab, so ist das russische Deportationssystem unserm ganz erbärmlichen deutschen System, demgemäß man die Verbrecher so oder so Ueberwachung fernerhin gegeben. Die Leute können auf ehrliche Weise guten Lohn für ihre Arbeit erwerben, und es fällt bei einigem Fleiße nicht schwer, daß sie Grund- und Hausbesitzer werden. Leibeigenschaft hat Sibirien nie gekannt, und sein Bauernstand wird als sehr fleißig und tüchtig gelobt. Raum zur weitesten Ausdehnung ist in Hülle und Fülle gegeben, und jede Anlage und Begabung der verschiedenen Individuen findet nützliche Verwendung.

Sibiriens Weltlage ist gegen früher eine andere, weit günstigere geworden. Es wird mehr und mehr aus seiner Vereinsamung, aus der abgelegenen Ferne herausgerissen und ist schon jetzt ein Passageland geworden. Das aber erscheint von einer Bedeutung, die man nicht hoch genug anschlagen kann. Bald wird eine Eisenbahn über das Uralgebirge bis ins westliche Sibirien hinein zu

den wichtigen Handelsemporien Tjumên und Irbit führen; das Scheidegebirge, welches zwei Erdtheile trennt, wird überbrückt. Unsere Leser erinnern sich, daß wir diesen Gegenstand neulich im Globus (IX, S. 215) erörtert haben. Die russische Regierung begreift, daß Alles darauf ankommt, Verbindungswege zu schaffen, und hätte Kaiser Nikolaus nur ein Viertel der Summen, welche er unnützerweise auf seine Armee verwandte, für den Wegbau angewiesen, — wie ganz anders würde sich schon jetzt die innere Entwicklung Rußlands gestaltet haben!

Seit den Verträgen mit China ist der Zug durch die Mongolei den Reisenden gestattet, und noch heute, da wir diese Zeilen schreiben (19. Dezember), hat Adolf Bastian uns eine lebhafte Schilderung seiner Wanderung von Peking in China nach Irkutsk gegeben. Das erste in deutscher Sprache gedruckte Werk, welches ihm dort in die Hände fiel, war ein Band des Globus; bald nachher fand er ein zweites Exemplar in Katharinenburg am Ural und las in demselben Nachrichten über seine Reisen in Siam und Kambodscha. Doch das nur beiläufig.

Adolf Bastian telegraphirte seine Ankunft in Irkutsk durch den Telegraphen nach Bremen, und die Meldung gelangte von der Angara bis zur Weser, ehe 24 Stunden verlaufen waren. Der Telegraph soll aber bekanntlich weiter geführt werden, einerseits durch die Mongolei nach Peking, und dann bis zu allen großen chinesischen Handelsemporien an der Küste, und weiterhin nach Osten bis zum Großen Ocean. Von Nikolajeffsk gen Westen waren in der Mitte des Jahres 1865 schon mehr als 100 deutsche Meilen Drähte vollendet, und man war emsig mit dem Weiterbau beschäftigt. Diese sibirischen Drähte werden bekanntlich eine Abtheilung des europäisch-asiatisch-amerikanischen Welttelegraphen bilden, und wir lasen vor einigen Tagen in neuyorker Blättern vom 3. Dezember, daß das Schiff mit den erforderlichen Materialien vor Einbruch des Winters einen sichern Hafen in der Nähe der Behringsstraße erreicht habe. Auch während der kalten Monate wollte man arbeiten.

Zu allem dem kommt, daß die Handelsverbindungen zwischen Sibirien und Innerasien von Jahr zu Jahr bedeutender werden. Rußland kontrolirt den ganzen Karawanenverkehr zwischen dem Süden und Norden. Es kann namentlich als ein großer Gewinn betrachtet werden, daß es mit den Kalkas-Mongolen, seinen Nachbarn südöstlich vom Baikalsee, auf dem besten Fuße steht. Dieses wichtigste unter den Mongolenvölkern zählt nahe an 4 Millionen Seelen; in seiner Hauptstadt Urga oder Kuren wohnt ein fleischgewordener Buddha, der Guison Tamba, welcher über die mongolischen Völker, die ihn gleichsam als ihren specifischen Papst betrachten, weit größern Einfluß übt, als selbst der Dalaï-Lama, der seinen Vatikan zu Lhassa in Tibet hat.

Wir haben über die Kalkas-Mongolen und Urga schon früher (Bd. VIII, S. 1 f. u. 33 f.) einige Mittheilungen gebracht, wollen hier aber auf den Gegenstand zurückkommen.

Die lange Reise durch die Wüste ermüdet am Ende, so sehr auch einzelne Gegenden und Landschaften das Auge des Beschauers fesseln. Bald ist die Hochebene einförmig, bald liegen in ihr spiegelklare Seen, dann ist sie wieder, wie auf dem Bore-Burak-Plateau, dessen wir in unserm frühern Bericht erwähnten, in seltsamer Weise uneben und gleichsam gebrochen. Auf der ganzen weiten Strecke von Kalgan unweit der chinesischen Mauer hat der Wanderer nirgends eine Ortschaft gesehen, nur Zelte und immer nur Zelte, und er sehnt sich endlich einmal Häuser, feste Wohnsitze, Dörfer oder Städte zu erblicken. Als der französische Gesandte Bourboulon und dessen Begleiter in der Nähe von Urga Kosacken sahen, welche der russische Consul Schischmareff ihnen entgegen geschickt hatte, glaubten sie sich schon „inmitten der Civilisation" und es war ihnen, als ob sie europäische Lüfte athmeten. Und doch waren sie noch hunderte von Meilen vom wirklichen Europa entfernt.

Je näher man Urga kommt, um so hübscher wird die Gegend, aber einen gebahnten Weg gibt es nicht durch diese Wiesenfluren. Auf der einen Seite erheben sich steile Berge, die mit Fichten bestanden sind, auf der andern Seite rinnen Bäche, welche sich in die Tula oder Tolla ergießen. Dann wird das Thal enger und man kommt an die klare, raschfließende Tula, an die Stelle, wo der Engländer Alexander Michie eine so merkwürdige Ueberfahrt hatte (VIII, S. 34). Der Anblick von dem Punkte aus, an welchem man durch den Fluß reitet, ist prächtig. Die Tula bildet eine Menge kleiner Inseln, die mit Weiden, Eschen und Pappeln bestanden sind, und die Ufer gewähren einen malerischen Anblick. Auf den grünen Wiesen weideten Rindvieh, Schafe und Ziegen; halbwilde Pferde sprangen lustig umher; weiße Yaks (tangutische Grunzochsen) waren in Menge da, am Ufer spielten Kinder, und Fischer gingen ihrem Gewerbe nach. Man sieht Urga und fragt sich, ob es eine Stadt oder ein großes Lager sei? Aber die Kuppeln und Thürme der Tempel und die beiden Paläste des fleischgewordenen Gottes deuten auf eine Stadt. Der heilige Berg aber, zu dem für und für so viele tausende gläubiger Buddhaverehrer pilgern, ist mit dichtem Gehölz bestanden, aus dessen Grün die weißen, mit heiligen Sprüchen bedeckten Felsensteine sich scharf abheben.

Alles in und um Urga gemahnt daran, daß die Bewohner Nomaden sind und sich mit städtischem Wesen und städtischem Leben nicht ordentlich vertragen können. Aber diese Kalkas sind in ihrer Art wackere Leute; sie haben eine würdige Haltung und eine, man kann sagen milde Höflichkeit. Die Wohlhabenden sind auch recht hübsch gekleidet. Sie tragen eine mit Marderfell verbrämte rothseidene Mütze, die gewöhnlich mit einer Pfauenfeder geschmückt ist, einen gelbseidenen Pelzmantel, hohe Sammetstiefeln und einen chinesischen Säbel.

Der alte Palast des Guison Tamba ist gegenwärtig unbewohnt. Rings um den Hügel stehen Zelte reicher Kalkas und Lamas innerhalb von Pfahlumzäunungen, die mit einer gewissen Regelmäßigkeit vertheilt sind, so daß sie krumme Straßen und große Plätze bilden. Am Abhange des Hügels steht ein Handelsquartier, wo russische und chinesische Kaufleute ihre Buden aufgeschlagen haben. Auf der entgegengesetzten Seite, weiter vom Flusse entfernt, erhebt sich der neue, erst vor wenigen Jahren erbauete Palast des Guison Tamba. Die Chinesenstadt liegt von Urga fast eine halbe Stunde weit entfernt; dort wohnen ausschließlich „Himmlische". An einem andern Hügel liegt das russische Quartier; es besteht aus Holzbaracken und Waarenlagern.

In der chinesischen Stadt herrscht reges Leben; die Gärtner benutzen die Bäche zur Bewässerung ihrer Gärten und Aecker; sie ziehen Spargel, Kohl, Möhren, Rüben, Gurken, Melonen, Salat, Zwiebeln, Knoblauch und Kartoffeln. Auch den Obstbau haben sie eingeführt; Birnen, Aepfel, Pfirsiche und selbst Wein kommen trefflich fort, so nachtheilig auch manchmal die Frühlingsfröste sind. Aber durch Fleiß richtet der Chinese viel aus. Dieser Theil der Mongolei kann ohne große Mühe in ein Ackerbauland um-

gewandelt werden. Zwar der Winter ist streng, aber der Boden fruchtbar; die Sonnenhitze wird durch öftere Regenschauer gemäßigt. Auch den Fischfang betreiben die Chinesen in den Flüssen, Bächen und umliegenden Seen; sie trocknen und räuchern die Waare, welche sie bis nach China versenden. Die Kalkas sind als Nomaden dem Fischfang abhold. Auch auf der Jagd sind die Chinesen schlau und tüchtig; sie verstehen sich vortrefflich darauf, in Fallen den Tamba nähert, wirft sich allemal zur Erde und drückt das Gesicht in den Staub. Um das Gebäude ziehen alabasterne Ringmauern; dieselben sind mit Thiergestalten verziert und mit vergoldeten Ziegeln überdeckt. Im Garten des Palastes stehen hundertjährige Bäume, plätschern Bäche und Springbrunnen, sieht man viele Statuen, Treppen von Marmor und tausende von Zellen, in welchen Lamas ein Obdach finden, welche aus weiter Ferne kommen, um den



Straße in Urga, der Hauptstadt der Kalkas-Mongolen. (Nach einer Zeichnung von Bourboulon.)

Fischotter, den blauen Fuchs, das Hermelin, den Marder und Zobel zu fangen. Man sieht, wie verschieden die Naturanlagen und Begabungen in einer und derselben großen Stammgruppe sind; Mongolen und Chinesen gehören beide zur mongolischen Rasse und doch wie grundverschieden und wie entgegengesetzt sind von Haus aus ihre beiderseitigen Anlagen, Begabungen und Neigungen.

Ein Mongole, welcher sich dem Palaste des Guison lebendigen Buddha zu verehren. Der Palast bietet einen großartigen Anblick dar; der Stein ist Alabaster; Dächer, Kuppeln, Kioske und Glockenthürme sind mit vergoldeten Ziegeln gedeckt. Ringsum liegt ein Gewirr enger Gassen, die, wie unser Bild zeigt, aus Zelten bestehen, deren jedes mit Tannenpfählen umzäunt ist. Uebrigens haben doch schon einige Kalkas sich der Art der Russen anbequemt und feste Holzhäuser oder eigentlich Buden aufgeführt. Neben

den meisten Zelten stehen Bäume, so daß diese Mongolenstadt äußerlich ganz hübsch sich ausnimmt. Aber diese Gassen sind unbeschreiblich unsauber!

Die Kalkas können nöthigenfalls 40 bis 50,000 Reiter ins Feld stellen, die aber für europäische Truppen nicht im mindesten furchtbar wären. Denn diese Mongolen sind schlecht bewaffnet mit allerlei unzweckmäßigen Säbeln, kurzen Piken, Bogen und Pfeil und Luntenflinten; dazu tragen sie Schilde, die mit Kupferblech beschlagen sind, und Kettenpanzer. Jede Familie bereitet sich ihren Bedarf an Pulver selbst, und man begreift, was für ein Korn dabei




Mongolen verrichten ihre Andacht an einem Obon. (Nach einer Zeichnung von Bourboulon.)

herauskommt. Auch ist die ganze militärische Einrichtung sehr unzweckmäßig; während der Priesterherrschaft und des langen, ungestörten Friedens kam auch der frühere kriegerische Geist in Abgang. In der Mongolei herrscht so große persönliche Sicherheit, daß kein Reisender Waffen trägt. Ueberfälle kommen nur an der westlichen Grenze von Seiten räuberischer Kirgisen und Turkomanen vor.

Ueberhaupt verläuft das Leben eines Kalkasmongolen in großer Ruhe. Morgens steht er vom Lager auf, trinkt Thee, nimmt die Peitsche vom Haken an der Thür und besteigt ein Pferd, das Tag und Nacht gesattelt steht. Er reitet hinaus, um zu sehen, ob bei seinen Heerden Alles in Ordnung ist, setzt einem oder dem andern Thiere nach, das sich etwa während der Nacht allzuweit verlaufen hat, und treibt dasselbe wieder zur Heerde. Während er über Wiese oder Steppe sprengt, spähet sein Blick am Horizont umher, ob nicht irgendwo Rauch aus einem Zelt emporsteigt oder der Umriß eines Reiters sich sehen läßt, mit dem er eine Unterhaltung anspinnen könnte. Nachdem er heimgekommen ist, streckt er sich im Zelt aus, schläft, trinkt Thee mit Butter und raucht eine Pfeife Taback. Seine Frauen kochen, tragen Wasser herbei, melken die Kühe, suchen Argols (trockenen Dünger, der als Brennstoff dient), bereiten Käse und verfertigen Kleider und Schuhwerk.

Diese Kalkas sind gastfreie und mäßige Leute; sie besitzen noch alle guten Eigenschaften des gelben Menschenschlages und haben noch keine Laster der Civilisation angenommen. Aber sie stagniren; es ist kein Trieb und Aufschwung in ihnen; sie haben weder Kunstfleiß noch Handel, und Alles, was sie bereiten, besteht in schlechtgegerbten Häuten, Leder und einigen Stickereien. Was der Mongole an Rohstoffen erzeugt, gibt er an russische und chinesische Kaufleute, die ihn entsetzlich betrügen. Als Münze und Werthmesser

dient der bekannte Ziegelthee, der mit einem Zusatz von Butter, oder auch mit Milch und Gerstenmehl genossen wird und dann den sehr nahrhaften Pantan bildet. Auch in Sibirien wird dieser wohlfeile Ziegelthee in Menge verbraucht.

Das einförmige und ruhige Nomadenleben erfährt nur selten eine Unterbrechung. Der Mann unternimmt vielleicht eine Wallfahrt zu einem Kloster, das im Rufe großer Heiligkeit steht; oder ein reisender Lama spricht im Zelte vor und wird, wie sich von selbst versteht, gastfreundlich bewirthet; oder ein Barde, einer der umherziehenden Tolholos kommt und verherrlicht mit Saitenspiel und Gesang die Großthaten der alten mongolischen Helden. Dazu kommt dann und wann eine Hochzeits- oder eine Leichenfeier, und so verfließt das Leben des Mongolen. Er ist schlicht und fromm, und versäumt niemals vor einem Obon seine Andacht zu verrichten. Wir haben schon früher erzählt, welche Bewandtniß es mit diesen Steinhaufen hat. Sie bilden eine Art von Altären und werden vom Volke mit großer Ehrfurcht betrachtet. Oft liegen sie an schwierigen oder gefährlichen Stellen des Weges, und dort ruft man den guten Geist an.



Am Baikal-See in Sibirien. (Nach einer Zeichnung von Bourbonlon.)

---

Also schon in Urga, noch in der Mongolei, „wittert man Europa", — weil man Kosacken und weiße Tischtücher sieht! Wie bescheiden der Mensch der Civilisation unter Umständen werden kann! Weiter hin, in Kiachta, sieht dann schon Manches mehr oder weniger abendländisch aus, und neben dem Kittel des russischen Bauern oder Kaufmanns kann man dann und wann auch Frack und Cylinderhut sehen, zwei Geschmacklosigkeiten, die über das Herkommen derer, welche sie tragen, keinen Zweifel mehr aufkommen lassen. Dann aber hat man immerhin noch eine beträchtliche Strecke bis Irkutsk, und von dort nach Westen hin auch noch einen Raum von etwa 40 Längengraden zu durchmessen, ehe man an den Stein gelangt, welcher im Uralgebirge auf seiner östlichen Seite den Namen Asien trägt; auf der westlichen steht das Wort: Europa. —

Zwischen Kiachta und Irkutsk liegt der Baikal-See, das heilige Meer der Mongolen, der in einer Höhe von mehr als 1300 Fuß über dem Meer einen tiefen Spalt von reichlich 80 deutschen Meilen Länge und 2 bis reichlich 10 Meilen Breite ausfüllt. Er bedeckt einen Flächenraum von 582 Geviertmeilen, und wer, wie unser Landsmann Gustav Radde gethan, ihn umwandert, hat nicht weniger als 266 Meilen zu machen.

Wer aus der Mongolei nach Irkutsk reiset, muß über den See fahren, oder die Straße einschlagen, welche jetzt von der russischen Regierung der südwestlichen Ecke des Sees entlang gebaut wird. Die Schifffahrt auf dem See ist im Sommer und Winter ohne alle Gefahren und durchaus regelmäßig, hat aber im Frühjahr und Herbst ihre großen Schwierigkeiten. Wenn das Eis sich bildet, liegen Dampfer und Segelschiffe in den Hafen; wenn dasselbe

aufgeht, ist der Verkehr abermals unterbrochen. Während der Wintermonate befinden sich förmliche Poststationen auf dem Eise; es ist aber schon vorgekommen, daß ein plötzlich eintretender Eisgang diese Stationen mit Buden, Menschen, Rossen und Schlitten im Nu verschlang. Daß unter solchen Umständen die Beförderung von Menschen und Waaren unsicher erscheint, leuchtet ein; und gerade um dieselben zu beseitigen, hat man den Straßenbau in Angriff genommen. Das Unternehmen bietet jedoch große Schwierigkeiten und Hindernisse dar. Bisher konnte auf der ganzen Strecke von Wagentransporten gar keine Rede sein; schon Fußgänger und Pferde hatten alle mögliche Mühe, hindurch zu kommen, und im Winter ist die Passage, des hohen Schnees wegen, nicht selten gesperrt. Nun muß die Straße aus den Bergen und Felsen förmlich herausgesprengt werden, und die nöthigen Arbeiter sind nur im Winter vorhanden, weil dann die Bauern nicht in den Bergwerken beschäftigt werden. Bei einer Kälte von mehr als 30° R. werfen sie ungeheuere Massen von Fichtenstämmen auf das Gestein, welches in Folge der gewaltigen Hitze große Risse bekommt, und diese werden zum Absprengen benutzt. Dieser Straßenbau geht natürlich sehr langsam von statten, und es kann noch manches Jahr vergehen, bevor der Weg vollendet ist. Er wird aber die Entfernung zwischen Kiachta und Irkutsk bedeutend abkürzen.

Jetzt führt die Straße nach dem See über Troitzkosavsk, Selenginsk und Werchne Udinsk; hier schlägt sie dann die Richtung gerade nach Westen hin ein bis an den See. Alexander Michie, den unsere Leser kennen, war dort am 9. Oktober 1863 unterwegs, und schon hatte sich bittere Kälte eingestellt. Auf der Poststation Polovine traf er eine beträchtliche Anzahl von Reisenden, die sich alle sehr ruhig benahmen, bis auf zwei Polen, die aus Irkutsk waren, auf Alles schimpften, namentlich auch auf die russische Regierung, die Posteinrichtungen, auf Alles und Jedes. Am Ende drohten sie, in Sibirien eine Republik zu gründen!

Michie erreichte den See bei Pasoilske, welches den Endpunkt der transbaikalischen Poststraße bildet. An Betten und überhaupt an Bequemlichkeiten darf man in einem sibirischen oder überhaupt russischen Posthause noch gar nicht denken, und der europäische Reisende zieht es allemal vor, sich dicht in seine Pelze zu hüllen und in seinem Reisewagen, der Tarantasse, zu schlafen.

In den Baikal-See fällt die Selenga, nachdem sie früher den Orchon aufgenommen hat; sie bildet mehre Mündungen und ist aufwärts eine Strecke weit schiffbar. Die Anlände für die Schiffe liegt etwa zwei Wegstunden von Pasoilske entfernt, und dorthin mußte Michie seinen Wagen bringen. Die russischen Segelschiffe, welche dort vor Anker lagen, waren wie japanische Dschonken betakelt, hatten nur einen, aber mächtig großen Mast und mochten etwa 150 Tonnen Trächtigkeit haben; sie sind ganz roh und plump, sehr breit, zumeist von Buriäten bemannt, und es ist sehr begreiflich, daß so unbeholfene Fahrzeuge bei den oft sehr plötzlich und mit großer Heftigkeit hereinbrechenden Stürmen in große Gefahr gerathen. Vor Juni beginnt die Schifffahrt nicht und zu Anfang Novembers ist sie gewöhnlich geschlossen.

Michie fand am Strand eine Menge von Waarenballen und Fässern aufgehäuft. Die Güter waren theils von Westen her gekommen und warteten auf Weiterbeförderung nach China oder in die Amurgegenden, theils kamen sie aus China, um weiter verschifft zu werden. Der ganze Verkehr mit dem Amur kreuzt hier den Baikal, eben so jener mit den südöstlichen Provinzen Sibiriens, mit Ausnahme der Güter, welche über Semipalatinsk gehen. Auf der Poststraße sieht man ununterbrochen beladene Karren, die von einem Ochsen gezogen werden.

Während die Reisenden auf den Dampfer warteten, vernahmen sie eine Art von wildklingendem Chorgesang. Gleich nachher kamen drei langhaarige, langbärtige Popen in Sicht, traten in das Postgebäude, verneigten sich vor dem Heiligenbilde, besprengten das Zimmer mit Weihwasser und entfernten sich wieder. Sie verrichteten diese Ceremonie, weil Sonntag war.

Abends kam der Dampfer an, wollte aber liegen bleiben, weil Sturm sei. Michie bemerkt, daß er kaum eine leichte Brise verspürt habe. Die Fahrpreise betragen 8 Rubel für Kajüten- und 5 Rubel für Deckpassagiere; Entfernung 70 englische Meilen. Speisen werden an Bord nicht verabreicht. Auch der Dampfer ist zumeist mit Buriäten bemannt; er muß eine Viertelstunde vom Ufer entfernt Anker werfen, denn am Gestade ist das Wasser sehr seicht. Michie fand in dem „General Korsakoff" einen so plumpen und armselig gearbeiteten Dampfer, daß derselbe auf einer Ausstellung als große Merkwürdigkeit erschienen wäre. Nur die Maschinen, 50 Pferdekraft, waren einigermaßen leidlich; ein Engländer in Westsibirien hat dieselben verfertigt. „Es ist allerdings schon der Ehre werth, daß man überhaupt auf dem Baikal einen Dampfer findet; aber die, welche ihn zurecht gezimmert, hätten doch wohl ein Ding herstellen können, das einem Schiff ähnlicher sähe, als dieser General Korsakoff."

Die Fahrt ging ohne Unfall von statten. An der Südostseite waren die Berge theilweise bis zum Wasserrande mit Schnee bedeckt, an der Südwestseite nicht. Den Abzug des Sees bildet die Angara, welche sich späterhin mit dem Jenissei vereinigt.

Der „General Korsakoff" hatte 18 Stunden nöthig, um eine Strecke von 12 deutschen Meilen zurück zu legen!

Das Land im Westen des Baikal ist stark bewaldet, aber viele Strecken sind gelichtet, und dort wohnt eine nicht unbeträchtliche Anzahl russischer Bauern, die in Wohlstand leben. Ueberhaupt macht die Gegend einen angenehmen Eindruck; der Boden ist fruchtbar, die Bauernhäuser sehen hübsch aus, und die Felder sind sorgfältig eingezäunt. Allmälig verschwindet das Gebirge, und das Gelände wird wellenförmig; Dörfer und Felder wechseln mit dem Wald ab. Zwischen den Hügeln rauscht die spiegelklare Angara hin, und die Straße ist in ganz vortrefflichem Stande. Vom See bis Irkutsk beträgt die Entfernung nicht ganz 10 deutsche Meilen.

---

Der Reisende athmet auf, sobald er Irkutsk erreicht hat.

Nach dem vor mir liegenden, sehr reichhaltigen, deutschen Kalender von St. Petersburg für das Schaltjahr 1864 hatte die Gouvernementsstadt Irkutsk 22,823 Bewohner im Jahr 1861; sie liegt 5779 Werst von St. Petersburg und 5095 Werst von Moskau entfernt; Breite 52° 17′, Länge 121° 56′ von Ferro.

Die Straßen der Stadt sind gerade, sehr breit und nehmen sich deshalb etwas öde aus. Der Engländer klagt, gewiß nicht mit Unrecht, über den Mangel an Sauberkeit und Bequemlichkeit in den Gasthöfen. Es geht in denselben vollkommen asiatisch zu. Zwar kann man Cotelettes und „Bifsteeks" haben; aber der Junge, welcher dieselben aufträgt, bringt erst die Speise, hinterher holt er Messer und Gabel, dann Brot, Alles ganz gemächlich, und wenn man anfängt zu essen, ist das „Bifsteck" eiskalt.

Im ganzen Hause keine Klingel; „Alles schmutzig und miserabel“.

Immerhin kann aber Irkutsk als eine hübsche Stadt bezeichnet werden; die Häuser sind so hübsch, wie aus Holz aufgeführte Gebäude nur sein können; die vielen Kirchen mit ihren Kuppeln erhöhen den angenehmen Eindruck, und in manchen Straßen findet man elegante Waarenläden, die mit allen möglichen Luxuswaaren Europa's angefüllt sind. Im Kaufhofe, Gostino i dwor, sind Kaufmannsgüter in Menge aufgestapelt, namentlich ist sibirisches Pelzwerk aller Art vorhanden. Guter Congouthee ist für 1½ Rubel zu haben; das Brot sehr gut, denn die meisten Bäcker sind Deutsche; die irkutsker Papiercigarren haben wenigstens in Sibirien großen Ruf, doch ziehen Kenner jene aus Moskau vor.



Eine Poststation in Sibirien. (Nach einer Zeichnung von Bourboulon.)

Man treibt viel Luxus in der Hauptstadt Sibiriens; wer irgend vermag, hält Wagen und Pferde; auch die Miethdroschken sind gut. An Buchhandlungen und wissenschaftlichen Vereinen ist kein Mangel; man hat ein Theater, eine Zeitung und dergleichen mehr. Michie sagt, daß in Irkutsk alle Vorurtheile gegen Sibirien geschwunden seien; „ich fand sehr geordnete Verhältnisse, alle Annehmlichkeiten des civilisirten Lebens und mehr Luxus, als vielleicht wünschenswerth ist.“

Im Winter, wenn kein Gold gewaschen werden kann, erhält die Bevölkerung einen Zuwachs von etwa 4000 Köpfen. Diese Goldgräber vergeuden dann Alles, was sie mit so saurer Mühe und so vielen Anstrengungen gesammelt haben, bis auf den letzten Rubel. Abgesehen von diesen Leuten, ist der Ton in der Gesellschaft ganz jener, wie im gesitteten Europa, und unter den vielen hohen Beamten findet man sehr gebildete, unterrichtete Leute. Der Generalstatthalter von Ostsibirien wohnt hier, und sein Amt ist wahrhaftig keine Sinecure. Seine Regierung erstreckt sich über einen weiten Raum und eine Anzahl sehr verschiedener Völkerschaften. Es liegt in den Verhältnissen selbst, daß in einem solchen Land und unter solchen gesellschaftlichen Verhältnissen die Initiative zu Fortschritt und Aufklärung in die Hand der Regierung gelegt ist. Aus dem Lande selbst kann ungemein viel werden. Es ist unendlich reich an edlen Metallen, hat viele sehr fruchtbare Gegenden und vortreffliche Wasserverbindungen. Manche vielversprechende Anfänge zur Entwicklung sind schon gemacht worden, es sind aber bis jetzt nur Anfänge. Jedoch läßt sich ein Fortschreiten zu höherer Entwicklung nicht verkennen.

Auch der Handel macht seinen belebenden Einfluß geltend. Irkutsk ist Mittelpunkt des Verkehrs für Ostsibirien, ein Stapelplatz zwischen Rußland und Westsibirien einerseits, China und den Amurgegenden andererseits. Es gibt in der Stadt sehr reiche Leute. An Handwerkern aller Art ist kein Mangel, aber Fabriken sind, außer in Leder und Seife, nicht vorhanden. Daß alle europäischen Waaren schon des weiten und beschwerlichen Transports wegen sehr hoch im Preise stehen, ist leicht begreiflich.

Es verdient rühmlich hervorgehoben zu werden, daß

alle reichen und wohlhabenden Leute sehr viel thun, um ihren Kindern eine gute europäische Bildung zu geben; man legt gerade darauf großen Werth. Manche Leute aus den höheren Ständen kommen nach Sibirien, weil dort schneller Carriere zu machen ist und das ganze Leben eine freiere Beweglichkeit gestattet, als in den großen russischen Hauptstädten. Unter den Besitzern der Goldgruben gehören manche der hohen russischen Aristokratie an; die meisten Beamten bringen ihre Familien mit nach Sibirien. Einen nicht geringen und sehr wohlthätigen Einfluß haben die politischen Verbannten geübt, welche in Folge der Verschwörung vom Dezember 1825 nach Sibirien geschickt wurden. Czar Nikolaus ist sehr hart gegen diese Männer verfahren; er entzog ihnen Rang, Titel und selbst den Namen; die Kinder durften jenen ihrer Eltern nicht führen, Alle galten für politisch todt. Aber trotz alledem nahmen diese Verbannten in der Gesellschaft einen hohen Rang ein und übten Einfluß. Kaiser Alexander begnadigte Alle und setzte sie in Rang und Namen wieder ein.



In der Barabinzen-Steppe in West-Sibirien (Nach einer Zeichnung von Bourboulon.)

Also Irkutsk ist ein Stück von Europa, aber man hat noch hunderte von Meilen zurückzulegen, bevor man unsern Erdtheil erreicht. Und beschwerlich genug ist das Reisen. Man hüllt sich über und über in Pelze und sitzt ganz behaglich in der Tarantasse. Aber man muß an jeder Station das Postgeld bezahlen, wird in jeder Nacht zwei oder dreimal nicht nur aus dem Schlafe geweckt, sondern auch aus dem warmen Neste gerissen und hat mit Postmeistern und Jämtschicks, Postillionen, zu thun. Die Taxe ist festgestellt; in dieser Beziehung ist keine Uebervortheilung möglich; aber das Trinkgeld darf man nicht zu gering bemessen, wenn man gut fahren will, und mit kleiner Münze muß man sich auch versorgen, weil man sonst beim Wechseln Umstände und Schaden hat.

Am 19. Oktober 1863 neuen Styls fiel in Irkutsk Schnee, nachdem vorher schon Frost eingetreten war. Michie fuhr dann fast ohne Unterbrechung über Nischne Udinsk, Krasnojarsk und Atschinsk nach Tomsk; von dort über Kolywan und Kainsk nach Omsk; über Ischim und Jalutorowsk nach Tjumên; Jekaterinburg nach Perm. Hier war er dann wirklich in Europa.

Schnell genug ist die Beförderung. Binnen drei Tagen und drei Nächten wurden von Irkutsk aus 638 Werst (7 gleich 1 deutschen Meile) zurückgelegt. Auf der ganzen Strecke lag nur eine einzige Stadt, Nischne Udinsk; die Straße war an sehr vielen Stellen gut macadamisirt. Bei Basailsk kam Michie an den Jenissei, der an sich ein prächtiger Strom ist, aber in dieser Gegend durchaus kahle Ufer hat. Trotz eines heftigen Windes wurde derselbe in einem Fährboot überschritten, aber am andern Ufer wurde eine halbe Stunde Weges unterhalb der Stelle gelandet, von welcher das Fahrzeug abgegangen war. In der Gegend von Krasnojarsk schneite es die ganze Nacht hindurch, und überall hatte man die Schlitten hervorgeholt. Der Wind ließ nach, aber die Kälte fing an, etwas sibirisch zu werden.

Atschinsk steht auf der Grenze zwischen dem westlichen und östlichen Sibirien. Die Gegend wird bewaldet und man kommt nun in das Gouvernement Tomsk, wo die Wege sehr schlecht gehalten werden und zu jenen im Gouvernement Jenisseisk einen sehr unvortheilhaften Gegensatz bilden.

Am 28. Oktober wurde Mariinsk erreicht; die Kälte war nun schon grimmig, aber die windstillen sibirischen Nächte sind wunderschön; die Sterne leuchten im herrlichsten Glanze.

Von Tomsk aus durchzieht man nach Westen die berüchtigte Baraba-Steppe, die Steppe der Barabinzen. Sie dehnt sich hin zwischen dem obern Ob und dem obern Irtysch. Der Theil zwischen Irtysch und Om, Ob und Alej, im Nordwesten des Altaigebirges, ist 100 Meilen lang und eben so breit und schließt zahlreiche Sümpfe, Seen und Bäche ein. Bei Hochwasser wird die Ebene weit und breit überschwemmt und versumpft; manche Seen haben salzhaltiges Wasser; im westlichen Theile liegen manche fruchtbare, aber feuchte Landstrecken; auf höher gelegenen Stellen wachsen Birken und Espen, der größte Theil der Steppe aber ist mit Gras und Rohr bewachsen. Der

Winter setzt vor dem Dezember nicht streng ein; im Frühjahr werden die Insekten lästig. Seit etwa 130 Jahren sind Theile dieser Baraba-Steppe nach und nach kolonisirt worden.

Michie, der dieselbe im Anfange des Novembers auf der großen Landstraße durchzog, schildert sie als eine wilde Prairie. Das Gras, sagt er, ist lang und grob, und der Erdboden ist so wasserreich, daß er wenigstens in den Niederungen ein gutes Viehfutter nicht hergeben kann. Nur dann und wann sahen wir verkrüppelte Birken; aber es sind auch höher gelegene Oasen in dieser Graswüste, und dort gedeihen die Bäume recht gut. Die Dörfer liegen spärlich zerstreut, und die Bauern scheinen nicht den Wohlstand und die Behäbigkeit der übrigen Sibiriaken zu besitzen; Alles hat einen ziemlich armseligen Anstrich. Rindvieh- und Pferdezucht sind die Hauptbeschäftigungen.

In der Barabinzensteppe findet man den Posthalter gewöhnlich nicht zu Hause; die Geschäfte werden von seiner Frau und einem Oberknechte besorgt. Die Frauen in der Steppe sind zumeist Kirgisinnen, werden aber von den Russen als Tatarinnen bezeichnet; sie sind insgemein hübscher, als die russischen Weiber, reinlicher, und kleiden sich besser. Manche haben blaue Augen und sehr helle Hautfarbe und bilden gegen die Frauen der Kalmücken und Mongolen einen scharfen Gegensatz. Federwild ist in der Steppe sehr häufig.

Charakteristisch sind die Windmühlen, deren man einige bei jedem Dorfe findet. Sie können als die einzigen Landmarken angesehen werden, und an ihnen kann man schon aus weiter Ferne abnehmen, wo ein Wohnort sich befinde. Die Landstraße sieht aus wie ein Weg, den man durch eine Wüstenei gepflügt hat. Sie war durch den Frost so uneben geworden, daß aller Verkehr hätte ins Stocken gerathen müssen, wenn derselbe auf sie allein sich angewiesen gesehen hätte. Michie's Postillione ließen die sogenannte Straße links liegen und fuhren ins Blaue hinein. Der gefrorene Sumpf bildete einen bessern Weg; das aus dem Eis hervorragende Gras erlaubte den Pferden sichern Auftritt und so ging es fort in sausendem Galopp.

Uebrigens war das Wetter in der Steppe mild; Mittags hatte die Sonne Kraft genug, um die dünne Schneedecke aufzuthauen; auch die Nächte waren nicht allzukalt.

Am 11. November war Omsk erreicht. Diese Stadt zählt 17,400 Einwohner und ist nur 3337 Werst von St. Petersburg entfernt. Sie liegt am Om, der in den Irtysch mündet. Bald nachher war Michie in Katharinenburg, das 21,400 Einwohner zählt, und von wo man nur noch 2399 Werst bis zur russischen Hauptstadt zurückzulegen hat. Bis zu dem Grenzobelisken, welcher auf der Scheide zwischen Asien und Europa errichtet worden ist, hat man nur 7 deutsche Meilen zurückzulegen. Die Stadt macht den Eindruck des Modernen, des Saubern, des Wohlstandes; sie liegt an dem zu einem See aufgestauten Flusse Isset, der in den Tobol mündet. Hier verlassen wir den Reisenden.

---

# Oswald Heer über die Zeitdauer der Weltalter.

In dem meisterhaften Werke: „Die Urwelt der Schweiz“ (Zürich, Schultheß, 1865), stellt der ausgezeichnete Naturforscher folgende Betrachtungen an:

„Der Schichtenbau unserer Alpen zeigt uns, daß in ihrer Entwicklungsgeschichte Zeiten großer Ruhe mit solchen großer Umwandlungen gewechselt haben.

Man wird aber vielleicht fragen: In welchem Verhältnisse stehen diese geologischen Zeiten zu denen der menschlichen Geschichte? Läßt sich nicht die Zeitdauer der verschiedenen Erdperioden und ihr Abstand von der gegenwärtigen Welt in bestimmten Zahlen ausdrücken? — Aber der Mensch geht von dem Zeitmaß aus, das ihm angeboren und durch seine Lebensdauer bestimmt ist. Das aber übt, wie K. E. von Baer nachgewiesen hat, Einfluß auf die gesammte Auffassung der Natur. — Ein vernünftiges Wesen, dessen Leben nur einen Zeitraum von einem einzigen Tag umfassen würde, bekäme eine ganz andere Vorstellung von der Welt als ein solches, das 100 oder gar 1000 Jahre leben könnte, und damit müßte auch der Maßstab, welchen es dem Weltall gegenüber anlegen würde, ein anderer werden.

Nun ist aber dieses angeborne menschliche Zeitmaß, auf das Weltall angewendet, ein winzig kleines. Wir werden dessen sogleich gewahr, wenn wir die zeitlichen mit den verwandten räumlichen Verhältnissen vergleichen, und die Mittel, welche der Mensch hier anwendet, um eine Vorstellung oder doch Vorahnung von der überwältigenden Großartigkeit derselben zu erhalten. Wir haben uns zu erinnern, daß die Erde, mit unserm Körper verglichen und gemessen, zwar sehr groß ist, aber unendlich klein im Verhältniß zum Weltall.

Die Entfernung bis nach China scheint uns sehr groß zu sein, allein was sind diese paar tausend Meilen gegen die 20½ Millionen Meilen, welche die Erde von der Sonne, oder gar gegen die 4½ Billionen, welche sie vom ersten Fixsterne trennen? Nun kennt man die Sterne, welche durch drei bis sechs Sternweiten von uns getrennt sind, und unzählige, welche der Meßarm des Astronomen nicht zu erreichen vermag und von denen einzelne Distanzen von 10,000 Sternweiten vermuthen lassen. (Von der Ziffer, welche eine Sternweite ausdrückt, erhalten wir eine Vorstellung, wenn wir bedenken, daß ein Mann 130,000 Jahre leben müßte, um 4½ Billionen Pulsschläge zu machen.)

Ein Blick an den gestirnten Himmel zeigt uns daher Sterne hinter Sternen, bis in unendliche, unfaßbare Fernen hinaus. Und einer dieser Sterne ist der Planet, welcher uns zur Wohnstätte angewiesen ist. Seine Entwicklungszeiten müssen mit einem ähnlichen Maßstabe gemessen werden, wie die räumlichen Verhältnisse des Weltalls. Während aber die mathematische Astronomie die Mittel gefunden hat, um wenigstens für die der Erde näheren Sterne dieselben durch Zahlen auszudrücken, fehlten diese Mittel noch der Geologie. Und so leicht es gegenwärtig ist, die Reihenfolge der Gebirgsformationen zu bestimmen und zu sagen, was jünger

oder älter ist, so schwer oder vielmehr so unmöglich ist es, die Zeitmaße auch nur annähernd in absoluten Zahlen auszudrücken. Alle Versuche, die man bis jetzt gemacht hat, um aus den Ablagerungen und Abwaschungen der Gewässer, aus der Bildung der Korallenriffe und aus den Schwankungen des Bodens absolute Zahlen zu gewinnen, haben zu keinem befriedigenden Resultate geführt, weil in früheren Zeiten die Verhältnisse anders gewesen sein können als jetzt, und so der Maßstab, welchen wir mitbringen, vielleicht ein falscher ist.

Immerhin kann es keinem Zweifel unterliegen, daß es sich hier um sehr große Zahlen handelt. Mag auch die Annahme von Morlot, daß seit der Ablagerung der aus der Diluvialzeit stammenden Schuttkegel am Genfer See wenigstens 100,000 Jahre verflossen seien, auf zu unsicheren Grundlagen beruhen, so weisen doch zahlreiche Erscheinungen auf viele, viele Jahrtausende hin. Auch die diluviale Zeit muß ungemein lange gedauert haben. Dies geht hervor aus dem Wachsen und Zurückweichen der Gletscher, aus der Ausbreitung der Findlinge über das Tiefland, aus der Bildung der Flußbetten und aus der Verbreitung der Pflanzen und Thiere.

Diese so äußerst mannigfaltigen und merkwürdigen Erscheinungen erfordern durchaus einen weiten Spielraum. Damit sind wir aber erst bei der tertiären Zeit angelangt. Durch die sturmvolle Epoche, welche unseren Alpen ihr jetziges Relief gegeben, gelangen wir zur miocenen Periode. Bedenken wir, was Alles während dieser, von der marinen Molasse Basels bis zur Oeninger Bildung vor sich gegangen, welche Schwankungen in den Niveauverhältnissen des Bodens und welche Umbildungen in der ganzen Natur des Landes, — so werden wir zugeben müssen, daß solche Umgestaltungen sich nur im Laufe vieler Jahrtausende vollziehen konnten.

Und doch befinden wir uns hier noch auf einem Boden, wo die Naturwelt im großen Ganzen einen ähnlichen Charakter wie jetzt gehabt hat. Blicken wir aber tiefer zurück auf die Flysch- und Nummulitenbildungen, auf die Kreidezeit und das Jurameer, auf die Trias- und Steinkohlenablagerungen, auf das Uebergangsgebirge und die uranfänglichen Zeiten, wo die Erde noch wüst und leer war, — dann schwebt ein fremdartiges Bild um das andere an unserm geistigen Auge vorüber, etwa wie am Himmel in unermeßlichen Fernen Sterne hinter Sternen hervortauchen, und es entsinkt uns der Muth, nach den Jahrzahlen zu fragen, welche diese Zeitabstände ausdrücken sollen.

Wenn man aber auch Zeit und Raum einem uferlosen Meere vergleichen muß, das in unendliche, unserm Geist unfaßbare Fernen sich verliert, so sind doch die Weltkörper, welche in diesem Meere sich bewegen, endliche Größen. Und wie die Entfernungen, wenigstens der näheren, gemessen werden können, so wird auch der menschliche Geist vielleicht einmal die Mittel entdecken, um die Zeitentfernungen zu bestimmen, welche die Entwicklungsstufen unseres Planeten von einander trennen. Jetzt aber sind diese uns unbekannt; und wenn man von tausenden und zehntausenden von Jahr-Millionen spricht, welche einzelne Naturprozesse erfordert haben sollen, so bedenkt man nicht, daß die Zahlen, in so maßloser Form angewandt, uns eben so unfaßbar sind, wie die Naturerscheinungen, welche sie uns erklären sollen.

---

# Aus dem nordwestdeutschen Flachlande.

Ethnographische Skizze von **Friedrich Ewald**.

## I.

— „Wo der Backsteinbau ausschließlich vorherrscht, werden Land und Leute fast immer nur nach breiten Massen individualisirt sein. Der Backsteinbau und die ebenmäßigen breiten Massen bedingen einander, und der Mensch ist inniger mit seinem Haus verwachsen, als man denkt.“ —

Diese Worte des geistvollen Ethnographen und Kulturhistorikers Riehl werfen ein besonders helles Schlaglicht auf den Charakter jener großen nordwestdeutschen Niederungen, welche von den letzten Ausläufern der Wesergebirge und des Harzes abwärts sich dem Meere zusenken. Es ist in der That die Individualisirung nach breiten Massen, welche hier nicht nur die Bodenverhältnisse, sondern auch die Menschen kennzeichnet, ja, welche bis auf die Flora und Fauna herab sich erstreckt. Von der Mannigfaltigkeit, wie sie das Gebirgsland nach allen diesen Richtungen darbietet, von jenen oft so schroffen Gegensätzen, wie Berg und Thal sie bedingen, findet sich hier keine Spur. Durch nichts gehindert schaut das Auge von jenen vorgeschobenen Gebirgsposten aus über eine unabsehbar weite Fläche, auf der oft in stundenweiter Entfernung keine irgend nennenswerthe Erhebung des Bodens die Einförmigkeit unterbricht — ein Anblick, der trotz seiner „ungeheuern Weite“ dem in das Flachland hinabsteigenden Gebirgsbewohner ein Gefühl von Enge und Beklemmung zu verursachen selten verfehlt.

Daß diesen Verhältnissen analog der Charakter des Volkes, das diesen Boden bewohnt, sich entwickeln mußte — wer wollte es leugnen? Sind wir auch weit entfernt, mit dem Engländer Thomas Buckle das gesammte Geistesleben auf physische Prozesse und Bedingungen zurückzuführen, dergestalt, daß z. B. die Weltgeschichte nichts Anderes wäre als ein Zweig, gewissermaßen eine Unterordnung der Naturgeschichte, so würde es andererseits sicherlich eben so verkehrt sein, wollte man diesen physischen Potenzen Sitz und Stimme vorenthalten, wo es sich um die Feststellung der typischen Besonderheiten und Eigenthümlichkeiten eines bestimmten Volksstammes handelt. Das Individuum, der einzelne Mensch kann bis zu einem gewissen Grade — und der Gebildete soll dies sogar thun — von den Einflüssen, welche Gewöhnung, Erziehung und Lebensweise auf uns ausüben, sich emancipiren — das Volk im Großen und Ganzen niemals. Und fügen wir hinzu: das

Volk soll dies auch nicht! Das Volk ist eben nicht gebildet und kann es nicht sein. Aber in dem Festhalten an Sprache und Sitte, an seinen nationalen Eigenthümlichkeiten, wie sie auf dem heimatlichen Boden und durch ihn bedingt, erwuchsen, setzt es jener Alles nivellirenden Hyperkultur der großen Städte einen Damm entgegen, eben so wirksam und segensreich, eben so unentbehrlich und durch nichts Anderes zu ersetzen, als jene Bollwerke, welche Menschenfleiß den Alles verschlingenden Wasserwogen an den Gestaden des Meeres entgegen warf.

Wenn die Phantasie der Bergbewohner die Thäler und Schluchten, die unzugänglichen Grate und Höhlen, die stillen Gebirgsseen und rauschenden Waldbäche mit Geistern, Zwergen, Kobolden, Nixen und Wasserfeen bevölkerte, wenn dort der ergiebigste Boden sich aufthut für alle Arten von Sagen, Märchen, Wunder- und Geistergeschichten, so zeigt sich auch hierin der Charakter der Tiefebene dem des Gebirgslandes diametral entgegen gesetzt. Die Phantasie hat in ihr keinen Zielpunkt, keinen Anhalt; das Schauerliche, Romantische und Geheimnißvolle findet hier keine Stätte, auf der es haften könnte, es ist Alles plan und mit Einem Blicke zu überschauen. Wen wird es daher Wunder nehmen, wenn der Flachlandsbewohner durch alles Andere eher, als durch eine reiche und schöpferische Phantasie sich auszeichnet? Ein heller, klarer, praktischer, ja meist nüchterner Verstand, große Ruhe des Gemüthes, die nicht selten in Phlegma, und Beharrlichkeit, die manchmal in Eigensinn ausartet, der fast gänzliche Mangel an schöpferischer, frei aus sich gestaltender Thätigkeit — diese Eigenschaften sind es vor Allem, welche dem norddeutschen Bauern — und er darf ja füglich als Typus der Flachlandsbewohner gelten — zum Erbtheil geworden sind. Sein Blut fließt weniger rasch durch die Adern, als das seiner süddeutschen Landsleute, und wenn auch einerseits das Schriftwort: „seid langsam zum Zorne" eine gute Stätte bei ihm findet, so räumt er andererseits weichen Gefühlen nur höchst selten und ungern Gewalt über sich ein, wie ihm denn Zärtlichkeitsbeweise jeder Art gewöhnlich im höchsten Grade zuwider sind.*) Eben so schließt er mit einem gewissen Mißtrauen, einer oft unliebenswürdigen Störrigkeit sich gegen Fremde ab und weist gern die Zumuthung zur Anknüpfung einer nähern Bekanntschaft von sich. Wer an die leichte, lebhafte, gewandte Art, welche durchgehends die Süddeutschen kennzeichnet und die oft — wenigstens äußerlich! — von Zuvorkommenheit förmlich überfließt — wer, sagen wir, an diese Art des Verkehrs gewöhnt ist, der fühlt durch diese Trockenheit, Kürze und Einsylbigkeit sich nichts weniger als angenehm berührt, ja manchmal förmlich zurückgestoßen, zumal da in diesem Lande nur an sehr wenig Wiegen die Grazien sich eingefunden haben, und der Menschenschlag, ohne daß er im Geringsten häßlich genannt zu werden verdient, doch in seinem ganzen Habitus etwas Schwerfälliges zur Schau trägt, das bis zum Derben und Plumpen sich steigern kann.

Indessen, man gebe sich nur die Mühe, näher auf seine Interessen und Ansichten, Sitten und Gewohnheiten einzugehen und man wird finden, daß in der Regel die unscheinbare Hülle einen guten und gediegenen Kern umschließt, dem man auf die Dauer den Mangel einer glänzenden und bestechenden Außenseite, das Fehlen jeder Art von Zuvorkommenheit gern nachsieht, und zwar vor Allem wegen einer Eigenschaft, von der man wohl leider nicht mit Unrecht behauptet, daß sie heutzutage immer seltener zu finden sei. Wir meinen die nachhaltige Treue, welche der norddeutsche Bauer dem einmal für recht und echt Erkannten bewahrt, die tiefe Anhänglichkeit, welche ihn an diejenigen bindet, denen er — sei es oft auch erst nach langem Zögern und Besinnen — sein Vertrauen und seine Zuneigung geschenkt hat.

In dieser Art der Zusammensetzung intellectueller und gemüthlicher Eigenschaften wird es ohne Zweifel auch begründet sein, daß Norddeutschland zwar eine namhafte Zahl von Denkern und Gelehrten, von Männern der sogenannten exacten Wissenschaft aufzuweisen hat, die aus seiner Mitte hervorgingen, daß dagegen die Poesie, Musik und die bildenden Künste hier verhältnißmäßig wenig Vertreter gefunden haben. Männer wie Achtermann und Mintrop, welche das bergige Westphalenland aus dem Schooße des eigentlichen Volkes hervorgehen sah (Achtermann hat bis zu seinem dreißigsten Jahre bekanntlich die Pflugschar geführt), dürften in dem eigentlichen Flachlande zu den größten Seltenheiten gehören. Der Mangel an musikalischer Begabung aber ist — wenigstens was die deutschen Nordseeküsten betrifft — schon seit Alters genugsam durch das Sprichwort: „Frisia non cantat" gekennzeichnet, und dies nichtmusikalische Gebiet erstreckt sich ohne Zweifel noch viel tiefer landeinwärts über das Gebiet des alten Friesenreiches hinaus.

Eines Zuges jedoch dürfen wir, wo es um eine Schilderung des niederdeutschen Volkscharakters sich handelt, nicht unerwähnt lassen, und das ist der ihm innewohnende tiefe und gesunde Humor, der seinerseits wiederum Zeugniß dafür ablegt, daß das Gemüthsleben reicher ist, als man auf den ersten Anblick vermuthen sollte; denn Humor ist eben nicht denkbar ohne Gemüth. Man wird nach dem Gesagten nicht erwarten, daß sich derselbe in übersprudelnder Laune und Lebhaftigkeit äußere; auch hat er wenig von eigentlichem Witz oder gar von Esprit an sich. Wohl aber weiß er alles irgendwie Verkehrte, alles Gemachte, Gesuchte und Großprahlerische mit schnellem und scharfem Blicke zu erkennen und mit einem kurzen, gutmüthig-ironischen Worte, das fast immer den Nagel auf den Kopf trifft, abzufertigen. Zahllose Sprichwörter, von denen manche allerdings derb und drastisch genug sind, liefern hierfür den Beleg. Zur Probe mögen einige wenige in der über ganz Norddeutschland verbreiteten plattdeutschen Mundart (welche freilich viele Dialekte in sich begreift), hier ihren Platz finden.

„Reihet euch! sä (sagte) Jan, do harr (hatte) he eene Koh (Kuh) in 'n Stall."

„Beter 'n Lus (Laus) in 'n Kohl, as gar kien Fleesch."

„T' geiht doch nix äwer (über) de Rendlichkeit (Reinlichkeit) sä de ole (alte) Fro (Frau) un kehrde alle Wihnachtabend ähr Hemd um."

„Wat old is, dat ritt (reißt), sä de Düwel, do harr he sien Grotmoder dat Ohr af reten (abgerissen)."

„Elk sien Möge (Jedem, was er mag), sä de Düwel, do eet (aß) he Torf mit Theer."

„Elk sien Möge, sä de Düwel, do he de Botter mit de Heufork (Heugabel) eet."

„T'is man 'n Awergang, sä de Voß, as se em dat Fell äwer de Ohren trocken (zogen)."

„Nur nicht ängstlich!" sä de Hase to'n Regenworm, do freet he 'n up.

*) Wie eigenthümlich lautet nicht z. B. die (buchstäblich wahre) Geschichte von jenem Bauern, der gegen seinen Prediger sich über das schamlose Benehmen seiner Frau beklagte und auf die Frage, worin sich denn dasselbe äußere, zögernd zur Antwort gab: „Ja, sehn Se, neetich, as ick ruhig in de Kök (Küche) seet, do geef se mi mit eenmal, mit Erlaubniß to seggen, 'n Kuß!" —

„Gottlof, dat weer een van't Dusend, sä de Nadelmaker, Jung' gah hen und hahl mi 'n Kroos (Krug) Beer."

Die Zahl solcher Schlagwörter ließe sich leicht bis auf Hunderte vermehren. Namentlich gibt es eine nicht geringe Anzahl von solchen, welche, wie das zuletzt angeführte, die Langsamkeit und Bedächtigkeit, welche allerdings eine der hervorstechendsten Eigenschaften des Norddeutschen bilden, verspotten.

Die schönste und duftigste Blüthe hat in neuester Zeit dieser Volkshumor in dem Mecklenburger Fritz Reuter getrieben. Kein Anderer hat es so wie er verstanden, das Leben des norddeutschen Bauern, des Taglöhners und des sogenannten „kleinen Mannes" mit den frischesten, lebenswahrsten und ergötzlichsten Farben zu schildern. Ein Stück Jung-Jochenthum steckt den meisten unserer niederdeutschen Bauern im Blute. Und dennoch steht Reuters Humor nicht ironisirend über seinem Gegenstande, sondern versenkt sich liebevoll in denselben, seinen Schilderungen eben dadurch jene unübertreffliche Wärme und Lebenswahrheit verleihend, die den Dichter binnen wenigen Jahren zu einem Liebling von ganz Norddeutschland gemacht haben.

Der Leser verzeihe uns diese kleine Abweichung, zu der wir hauptsächlich durch den Wunsch veranlaßt wurden, daß unsere süddeutschen Landsleute die Schwierigkeiten nicht scheuen möchten, welche das plattdeutsche Idiom der Reuterschen Werke ihnen entgegen setzt. Durch eine Uebertragung in das Hochdeutsche würden sie zu viel von ihrer Urwüchsigkeit und Frische einbüßen; wer aber in diese kernige, gedrungene Sprache sich hinein arbeitet, wird sich für seine Anstrengung belohnt finden und gewiß nicht umhin können, Land und Leute, wie sie hier so anschaulich und treu geschildert werden, lieb zu gewinnen.

Fahren wir in dem Gange unserer Schilderung fort, so sind es zunächst drei Gruppen von Bodenbildungen, welche wir in dem großen nordwestdeutschen Flachlande zu unterscheiden haben: die sogenannte Geest (das Wort hängt nach der Erklärung der Etymologen eng mit dem Adjectiv güst, unfruchtbar, zusammen), mit Sand und Haide durchsetzt, sodann das Moorland und endlich die Marschen (conner mit dem englischen marsh, morash, und dem französischen marais), das fruchtbare Alluvialland der Flüsse.

Unter ihnen bietet unstreitig die „Geest" die größte Mannigfaltigkeit, die meiste Abwechslung dar. Nicht blos, daß ihr Terrain durchgehends leise wellenförmig, mitunter sogar etwas hügelig gestaltet ist und schon dadurch dem Auge Ruhepunkte gewährt, sie allein bietet auch dem Holzwuchs günstige Bedingungen und hegt sogar an manchen Stellen bedeutende Forsten. Schon aus diesem Umstande läßt sich entnehmen, daß ihr Erdreich nicht ganz so steril sein kann, als der Name vermuthen läßt; denn nicht nur Birken und Kiefern, die Proletarier unter den Waldbäumen, siedeln auf ihr sich an, sondern auch mächtige Tannen, Buchen und die herrlichsten Eichen finden hier ihre Stätte. Wo der Boden etwas lehm- und mergelhaltig ist, da wird Acker- und Gartenbau wie auch Viehzucht mit Erfolg betrieben. Selbst dem anscheinend so dürftigen Haidelande wird Jahr um Jahr ein Stück nach dem andern abgewonnen. Menschlicher Fleiß weiß auch diese armselige Scholle durch fortgesetzte Mühe und Arbeit in fruchtbares Ackerland umzuwandeln. Nur der Flugsand, wo er nackt zu Tage liegt, oder von einer so dünnen Haidekruste bedeckt ist, daß oftmals ein Windstoß genügt, um sie zu zerreißen und die Sandkörner aufwirbeln zu lassen — nur dieser Boden spottet aller Anstrengungen und aller Kultivirungsversuche.

Das Moorland besteht aus einer compakten Masse von Pflanzenleichen, welche, durch Jahrhunderte, ja Jahrtausende über einander gehäuft, der Zersetzung und Fäulniß durch die Anwesenheit von Wasser bei mangelndem Luftzutritt entgingen. Ihren Hauptbestandtheil bildet das unscheinbare Torfmoos (Sphagnum), von welchem eine Generation über der andern sich ablagert, der Moorschicht eine immer größere Mächtigkeit (dieselbe schwankt von einigen bis zu 30 und 40 Fuß) verleihend und in seinem endlichen Produkt, dem Torf, eine so wichtige Rolle in dem Haushalt des Menschen, namentlich dieser holzarmen Gegenden, spielend. Die Art der Bildung und Entstehung des Moores macht es erklärlich, daß in seinem Schooße so manche Documente einer längst entschwundenen Zeit niedergelegt sind, welche hier der Vernichtung entgingen. Wir erinnern nur an die fossilen Thiere, welche man tief im Grunde desselben gefunden, an die zahlreichen Waffen und Geräthe, welche einst im Besitze der Ureinwohner dieser Gegenden gewesen sind, so wie an die Ueberreste jener merkwürdigen Holzstraßen (Pontes longae), auf denen die Römer unter Germaniens von den Niederlanden aus in die norddeutschen Küstenstriche vorzudringen suchten, und von deren Auffindung in einem der großen hannoverschen Moore (Aremberg-Meppen) der bekannte Reisende Kohl eine so anziehende Schilderung entwirft. — Von den Niederlanden aus ziehen sich diese Moore durch Ostfriesland, das Herzogthum Oldenburg, die Grafschaft Hoya, die Herzogthümer Bremen und Verden bis hinein nach Preußen und die ganze Südküste des Baltischen Meeres entlang. Häufig findet sich unter dem Torfrasen eine Schicht fruchtbarer Dammerde, auf welcher, nachdem jener abgebaut ist, Getreidefelder, von der Hand der Torfbauer und Colonisten angelegt, alsbald üppig emporgrünen. Ueberhaupt macht die Colonisation des Moores immer größere Fortschritte, je mehr der industrielle Geist unsers Jahrhunderts die Schätze auszubeuten weiß, welche es in Gestalt des unscheinbaren Brennmaterials in seinem Innern birgt, und je mehr die Vervollkommnung der Transportmittel die Verwerthung dieses letztern gestatten.

Vielleicht am wenigsten bekannt in dem großen Umfange des deutschen Vaterlandes sind endlich wohl die an den Ufern der Flüsse und an den Gestaden des Meeres sich ausbreitenden Marschländereien, auf welche wir demnach für diesmal die Aufmerksamkeit unserer Leser besonders zu lenken wünschen. Aus den Alluvionen der Flüsse entstanden, welche das in ihrem obern Laufe losgerissene Erdreich, sowie das in den Gebirgen gebrochene Gerölle und Geschiebe, immer mehr zerkleinert und zerrieben, in der Gestalt eines zähen, fetten Schlammes an ihren Mündungen absetzten — ein Prozeß, den wir noch täglich unter unseren Augen vor sich gehen sehen — stehen diese Distrikte, wenigstens ihrem bei weitem größten Theile nach, an Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit wohl kaum hinter irgend welchen anderen der bewohnten Erde zurück. Unter einer tropischen Sonne würden sie jene Riesen der Pflanzenwelt, jene in strotzender Ueberfülle prangende Vegetation erzeugen, welche in den Flußniederungen der heißen Gegenden das Staunen und oft auch die Verzweiflung der Reisenden bilden. Hier indessen sorgen das kältere Klima und der scharf vom Meere herüberstreichende Nordwestwind schon dafür, daß die Bäume nicht bis in den Himmel wachsen.

Baumreichthum ist es überhaupt nicht, wodurch sich die Marschen auszeichnen, ja, nimmt man einige Distrikte in den Elbmarschen aus, in denen bedeutender Obstbau getrieben wird (vor Allem ist in dieser Beziehung das

Alteland, „Oleland", mit seiner Kirschenzucht zu nennen), so sind auch sie geradezu als baumarm zu bezeichnen. Statt dessen dehnen sich in weiter, üppiger Reihe die fetten Wiesengründe aus, auf denen das fast ausnahmslos schwarz und weiß gefleckte schwere Rindvieh, der Stolz des Marschbauern, untermischt mit den kräftigen, glänzend braunen Pferden weidet. Wie das Schlachtvieh, namentlich in neuester Zeit, massenweise nach England geliefert wird, so ist von Alters her die Pferdeausfuhr aus diesen Gegenden bedeutend; auf die einzige Provinz Ostfriesland rechnet man jährlich über viertausend Stück. Die oldenburgische Chronik aber weiß schon aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges von Geschenken, aus Apfelschimmeln und anderen kostbaren Pferden bestehend, zu berichten, mit denen der damalige staatskluge Regent des Ländchens, Graf Anton Günther, vom Kaiser, wie von verschiedenen anderen Fürsten mehrfach eine Neutralitätsacte zu erlangen wußte. Noch heutzutage sind die an mehren Orten des oldenburgischen und hannöver'schen Landes stattfindenden Pferdemärkte von nicht geringer Bedeutung. Namentlich ist von Seiten französischer Händler gewöhnlich große Nachfrage nach Remontepferden, und als vor einigen Jahren in Folge der drohenden Kriegsaussichten die respectiven Regierungen ein Pferdeausfuhrverbot erließen, wurde der dadurch entstehende Ausfall schwer empfunden.

Die Viehzucht in den Marschen überwiegt den Getreidebau bei Weitem; nur die Elbmarschen Hadeln und Kedingen machen darin eine Ausnahme, indem sie bedeutende Mengen von Weizen ziehen. Durchgehends aber wird viel Raps und Rübsamen (Rübsen) gebaut, mit dessen Gewinnung es allerdings immer eine Art von Hazardspiel ist, da einige Nachtfröste, wie sie in diesen offenen Küstenländern spät im Frühling und selbst mitten im Sommer häufig genug vorkommen, die ganze Ernte mit einem Schlage vernichten können. Ein günstiger Jahrgang deckt dann aber auch möglicherweise reichlich mehre Mißernten, und das „Saatdreschen" (unter „Saat" wird in diesen Gegenden eben nur Raps und Rübsen verstanden), welches meistens auf freiem Felde geschieht, indem dort große, aus Werg gesponnene Tücher (Saatlaken, Rappsaatsegel) ausgebreitet werden, weil die Sprödigkeit der Fruchtschoten ihren weitern Transport schwierig oder unmöglich macht, ist gewöhnlich für die dabei beschäftigten Arbeiter, Knechte und Mägde („dat Volk") mit einer Lustbarkeit verbunden, da der Bauer in Aussicht auf den zu erzielenden Gewinn ein besonderes „Tractament" dabei zu veranstalten pflegt.

---

# Kaiser Theodoros von Abyssinien.

Mit diesem interessanten Halbbarbaren wissen die Engländer rein gar nichts anzufangen. Schon seit länger als einem Jahre hält er ihren Consul Duncan Cameron in Haft; er hat den Reverend Stern und noch einen andern Missionär eingesperrt und scheint sich recht eigentlich ein Vergnügen daraus zu machen, den Europäern ordentlich etwas aufzutrumpfen. Man verzeihe diesen Ausdruck aus dem gemeinen Leben, weil kein anderer so gut passen würde. Uns kommt der gewaltige Negus von Aethiopien etwa so vor, wie ein ungezogener Jüngling, der sich darin gefällt, den Leuten Trotz zu bieten und ihnen zu zeigen, daß er sich aus ihnen gar nichts mache. Er weiß sehr wohl, daß englische Kanonen nicht bis Gondar hinaufreichen, und daß die Beherrscher Indiens sich mit ihm in keinen Krieg einlassen werden, der zu unabsehbaren Weiterungen führen müßte und von dem sie zuletzt gar keinen Vortheil haben könnten. Also läßt er die Herren im auswärtigen Amte zu London so viele diplomatische Noten und Briefe schreiben, wie sie wollen; sie werden beantwortet oder auch nicht beantwortet und ad Acta gelegt.

Wir haben sehr oft Veranlassung gehabt, uns im Globus mit diesem äthiopischen Potentaten zu beschäftigen, und die Schicksale Sterns und Camerons sind unseren Lesern eben so wohl bekannt, wie die Abenteuer des französischen Consuls Wilhelm Lejean, welcher auch wider Willen in Abyssinien festgehalten wurde. Dieser vortreffliche Reisende ist jetzt nach Turkestan unterwegs; er soll der französischen Regierung Bericht über die Stellung der dortigen Chanate zu Rußland abstatten, und ohne Zweifel wird er seine Aufträge gut ausführen. Ehe er nach Centralasien abging, veröffentlichte er noch eine Reihenfolge bunter Mittheilungen in Aethiopien. Wir wollen Einiges aus denselben mittheilen.

Am 1. Januar 1863 verließ er Dschenda, um nach der Festung Debra Tabor zu gehen, wo Theodoros sich aufhielt. Er durchzog die Provinz Dembea, deren Hauptstadt Gondar ist, und kam an der nordöstlichen Spitze des Tana- oder Tzana-Sees vorüber nach der Stadt Emfras, die sehr hübsch liegt und recht gut gebaut ist. Die Häuser sind durch immergrüne Hecken von einander getrennt und die Straßen mit Bäumen bepflanzt. Der Kaiser hat dort einen Palast. Emfras ist bekannt durch den ausgedehnten Handel mit Sklaven und durch die Zucht von Zibethkatzen. Von diesen Thieren ist eine so große Menge vorhanden, daß manche Kaufleute deren mehr als 300 im Hause halten. Die Thiere werfen einen nicht geringen Nutzen ab. Die Zibethkatze bekommt als Futter dreimal in der Woche rohes Rindfleisch und viermal einen Milchbrei; sie wird dann und wann mit Wohlgerüchen beräuchert, und in jeder Woche kratzt man ihr einmal eine salbenartige Materie ab, das Zibeth, welches in wohlverwahrte Ochsenhörner gethan wird und einen einträglichen Handelsartikel bildet. Im Februar ist die Weinlese; die Trauben sind vortrefflich, aber die weißen werden, trotz ihres Wohlgeschmacks, wenig geachtet. Weshalb? Weil die äthiopischen Mönche den Gläubigen eine große Abneigung gegen Alles, was weiß ist, beibringen; sind doch die Europäer weiß!

Doch von den Zibethkatzen zum Negus und zu seinen Löwen. Der Kaiser liebt Pomp und Schaugepränge und versteht sich auch darauf. Manchmal gibt er Audienz, wenn er von vier sehr zahmen Löwen umgeben ist. Die Thiere sehen wirklich wild aus und haben auch wilde Namen. Der eine, welcher auf unserm Bilde den Kopf an den Knien des Kaisers reibt, heißt Kuara, das ist der Stürmische. Lejean hatte Gelegenheit, mit Seiner Majestät



Wie der äthiopische Negus Theodoros Audienz erteilt. (Nach einer Zeichnung von W. [illegible].)



Der kaiserliche Palast zu Gondar in Abyssinien. (Nach einer Zeichnung von W. Lejean.)

Bestien nähere Bekanntschaft zu machen. An einem hohen Festtage wurden sie von ihren Wärtern in das Zimmer des Fremden geführt, um ihre Aufwartung zu machen. Ein paar blanke Thaler verfehlten die Wirkung nicht; Lejean konnte seine Gäste mit aller Muße abzeichnen. Freilich wurde er durch eine etwas aufdringliche Zutraulichkeit dabei einigermaßen gestört. Der eine Löwe war von einem Deutschen Namens Salmüller abgerichtet worden; dieser hatte das Thier dem Negus verkaufen müssen; er zog dann einen andern auf, der sich auch ganz gut anließ, aber die Leidenschaft hatte, den Leuten seine Tatzen in die Tasche zu stecken und ihnen die Schenkel etwas kräftig zusammen zu drücken.

Mein „schrecklicher Freund" Theodor, sagt Lejean, ist gewiß ein Mann, an welchem sich Vielerlei aussetzen läßt; wenn man aber seine Bedeutung würdigen will, so muß man die trägen und unnützen Subjekte betrachten, welche vor ihm regierten. Da war z. B. Hatzi Tekla Giorgis, der um 1820 auf dem Throne saß. Der Engländer Pearce entwirft nach eigener Betrachtung von diesem Kaiser oder König folgende Schilderung: Er that sich auf seine Person viel zu Gute, war eitel und putzsüchtig, trug Spangen um Armgelenke und Fußknöchel und einen Rosenkranz von goldenen und silbernen Kügelchen. In Bezug auf seinen Charakter war er ein ganz miserabler Kerl, liederlich und ein Lügner von Jugend auf. Ein solcher Mensch war natürlich mißtrauisch; er ließ einen Mann, der ihm irgendwie verdächtig vorkam, zu sich rufen, redete demselben freundlich zu, sein Vergehen zu bekennen, und leistete einen feierlichen Eid, daß er ihm nun und nimmermehr etwas zu Leide thun wolle. Nachdem er geschworen, küßte er ein Kreuz, welches ein Priester ihm vorhalten mußte. Sobald aber der Mann fortgegangen war, sprach der edle König zu seinen Hofleuten: „Nun guckt mal her! Meine Zunge hat den Eid geleistet und ich habe das Kreuz geküßt. Aber ich thue jetzt Alles fort, was dieselbe bedeckte." Dann strich er die Zunge durch die Zähne und spie aus. Dadurch hatte er sich mit seinem Gewissen abgefunden und sagte weiter: „Sobald der Rebell kommt, werdet ihr eure Schuldigkeit thun!" Dieser König war sehr belesen in der heiligen Schrift und höchst fromm, aber den lieben guten Christen gab er auch sonst noch allerlei anstößige Beispiele. Er liebte die Vielweiberei, und an allen Ecken und Enden seiner Staaten wimmelte es von Kindern, von einer Legion Vagabunden aus „hohem Hause". —

Auf Theodors Weisung mußte Lejean in Gafat wohnen, hatte aber Erlaubniß, von dort Ausflüge zu machen, und er benutzte dieselbe, um die Hauptstadt Gondar zu besuchen. Man sieht die Kirchen schon aus weiter Ferne, aber wenn man schon längst in den Straßen ist, merkt man, als Europäer wohlverstanden, noch nicht, daß man sich in einer Stadt befindet. Diese besteht eigentlich aus sechs großen Flecken, welche durch Getrümmer aller Art von einander getrennt sind. Auf die Einzelschilderungen derselben gehen wir nicht ein, erwähnen aber des Negus-Ghimp oder kaiserlichen Palastes, von welchem wir eine ganz getreue Abbildung geben. Ein Theil desselben fällt in Ruinen und Theodoros, der überhaupt die Stadt Gondar nicht gern hat, läßt nichts ausbessern.

Doch ist er nicht Schuld an dem Zerfallen des Ghimp. Diese fällt auf die alte Königin Menene, die Mutter des vorigen Herrschers Ras Ali, welche in der Erbitterung, daß ihre Familie so unbeliebt war, einen großen Theil des Schlosses zerstören ließ. Diese Frau hatte den ehevorletzten König geheiratet, schied sich von ihm, behielt aber die Stadt Gondar nebst der Provinz für sich, regierte und befehligte in eigener Person die Armee. Ein junger Abenteurer, ein Glücksritter, Namens Kassa, war von ihr zum General erhoben worden und gerieth mit ihr in Streit, — einer Kuh wegen. Der Streit zog Krieg nach sich; im Kampfe versetzte Kassa der Menene einen Lanzenstich in den Schenkel, nahm sie gefangen und ließ sie erst los, als sie ihm Gondar abgetreten hatte. Dieser General Kassa war Niemand anders als — Kaiser Theodoros.

Menene ging gern mit Europäern um. Sie hatte einen Neapolitaner, Montuori, um sich, der den Missionär spielte, einen lustigen Abenteurer, welchem alle Rollen gerecht waren und der insbesondere sehr heftig gegen die Mönche deklamirte. Der Menene imponirte er dadurch, daß er ihr sagte, wenn sie nicht brav sei, wolle er ganz Europa in Kunde setzen, daß sie keine fromme und gerechte Fürstin, sondern eine Agrippina sei! Was wußte Menene von der Agrippina? Sie dachte, das sei eine Person wie die Jesabel oder Herodias in der Bibel, und sie beschwor den „frommen Pater" um Gottes Willen, solche abscheuliche Dinge ja nicht nach Europa zu schreiben!

Halbbarbaren sind unberechenbarer als ganze Barbaren; das erfuhr auch Lejean. Theodor hatte Verdacht gegen ihn geschöpft und mehr als einmal Drohungen ausgestoßen. Dann schrieb er einen Brief, dessen Inhalt im Wesentlichen lautete: „Als Du zu mir kamst, stelltest Du Dich mir als Freund vor. Aber bist Du nicht etwa gekommen, um mit den Schefta's (Rebellen) gegen mich zu conspiriren? Hast Du reine Absichten, so schreibe mirs; bist Du mein Feind, so sag mirs auch; ich kann dann meine Maßregeln nehmen!"

Lejean antwortete sehr kurz und respectvoll; das wirkte. Der Negus schrieb ihm: „Gedulde Dich nur ein wenig, und unter der Gnade der Dreieinigkeit wird sich schon Alles machen. Ich habe Dich zurückgehalten, wie ich das thun mußte; sobald aber mein Bevollmächtigter wieder hier ist, werde ich Dich mit allen Ehren, welche Dir gebühren, ziehen lassen."

Wie geringen Respect übrigens der äthiopische Negus vor den europäischen Potentaten hat, geht aus Folgendem hervor.

Lejean erhielt am 30. September 1863 den Befehl, Gondar und überhaupt Abyssinien in der kürzesten Zeitfrist zu verlassen. Mit ihm ging ein Arzt, Dr. Lagarde. Beide empfahlen sich in feierlicher Audienz. Nach derselben nahm der englische Consul, Duncan Cameron, seinen französischen Collegen am Arme und führte ihn in sein Haus zum Frühstücken. Unterwegs fanden die beiden Europäer in einer der engen Gassen von Gondar einen todten Esel liegen.

„Sehen Sie, da liegt ein crepirter Consul!" sagte Cameron und schritt über das todte Thier hinweg.

Lejean fand den Ausdruck etwas stark; er war ihm unverständlich. Dann gab Cameron eine Erläuterung. Kaiser Theodor hatte vor einigen Tagen in sehr übler Laune gesagt:

„Ich weiß nicht, weshalb mir meine lieben Vettern Napoleon und Victoria solche Kerle geschickt haben. Der Franzose ist ein Narr und der Engländer ein Esel." (Franzis buda, Inglis ahia.)

Manchmal mußte aber auch Seine Majestät sich allerlei Derbheiten gefallen lassen. Cameron hatte zum Koch einen Elsäßer, Namens Mack, einen vierschrötigen Burschen, der einst Soldat gewesen war, und an welchem Theodor Wohlgefallen fand. Nun hatte dieser sich vor ein paar Jahren

von den protestantischen Missionären in Gafat einen sogenannten Kriegswagen bauen lassen, eine armselige Karrete, die obendrein mit grüner Oelfarbe angepinselt war. Dem Kaiser gefiel aber dieser Streitwagen über alle Maßen und mit Stolz fragte er den Koch Mack, ob er in Europa jemals etwas Aehnliches gesehen habe? Mack antwortete: „Ja wohl; bei mir zu Lande, in Mühlhausen, lassen wir auf solchen Dingern den Mist aus der Stadt wegfahren."

Auch Folgendes ist bezeichnend. Der Missionär Stern, welcher damals noch nicht in Ungnade war, hatte dem Kaiser ein Stereoskop und mancherlei Ansichten geschenkt. Unter diesen befand sich auch ein Panorama von Jerusalem, welches Theodor sich erklären ließ.

„Was ist das da?" —

„Die Moschee Omars."

„Eine Moschee in Jerusalem? Doch ja, es kann sein. Jerusalem gehört den Türken!" Dabei warf er in unbändiger Wuth das Stereoskop zur Erde und rief: „Das heilige Grab ist in der Gewalt der Ungläubigen, Jerusalem im Besitze der verfluchten Mohammedaner. Das leidet Europa und will doch christlich sein!"

---

# Die Märchen über den Thron des Königs Vikramâditya von Malva.

Von **Emil Schlagintweit.**

## II.

Betrachten wir jetzt die hindostanische Version der Singhayan-battitschi „Die 32 Erzählungen", von welcher Garcin de Tassy in seiner „Histoire des Hindus", Bd. II, S. 273 einen Auszug gibt. In den Erzählungen findet sich keine bemerkenswerthe Abweichung; nur die Veranlassung zur Auffindung des Thrones wird etwas verschieden angegeben. Ein Mann aus dem Volke besaß ein Gurkenfeld von seltener Ergiebigkeit, nur eine Stelle blieb kahl. So oft er sich hier niederließ, stieß er Beleidigungen gegen seinen König aus und forderte die Vorübergehenden auf, den König vor ihn zu bringen; aber wenn dann hinweggerissen, wobei er tüchtig mit Ohrfeigen traktirt wird, zeigt er die größte Reue und Niedergeschlagenheit, die aber stets wieder der äußersten Unverschämtheit Platz macht, so oft er diese kahle Stelle betritt. Die Nachgrabung führt zur Auffindung des Thrones.

Der Versuch, den Thron zu besteigen, wird so dargestellt, daß die Trägerinnen anfangs nur höhnisch grinsten und erst auf die Aufforderung des darüber erbosten Königs zu sprechen begannen. Aber was er hörte, sollte ihn noch mehr demüthigen. „Es ist richtig, Du beschützest das Verdienst und zeigst Einsicht; aber überhebe Dich darüber nicht, höre vielmehr eine Geschichte aus früherer Zeit. Die tausende Male, die Du schon auf Erden wandeltest, warst Du stets ehrgeizig, eigenliebig, und verglichen mit demjenigen, der diesen Thron früher besessen hatte, bist Du nur einer seiner untersten Diener." Der König erboste darüber noch mehr und befahl den Thron zu zertrümmern, aber alle menschliche Kraft war umsonst, die Figur belehrte ihn vielmehr, zuerst müsse er sie anhören. Als nun alle 32 Statuen gesprochen hatten, erkannte der König seine Unwürdigkeit, er entsagte nicht nur Indra's Throne, der wieder vergraben wird, sondern überließ sogar den Ministern die Regierung und gab sich in Einsamkeit Bußübungen hin. Der Hindu-Uebersetzer knüpft daran folgende Bemerkung: „Unzweifelhaft fehlen diesem Könige die Herrschereigenschaften und die Möglichkeit, sein Volk zu beglücken. Früher entsagte ein Solcher dem Throne, gegenwärtig aber bedrücken die Könige ihre gerechten Unterthanen und die Schlechten finden Gnade." Nach Garcin de Tassy's Bemerkungen fand die Uebertragung dieser Erzählung in das Hindostani im 17. Jahrhunderte statt; dieses war aber bereits die Zeit der drückendsten Willkürherrschaft der Mussalmanen und ihrer Creaturen.

Sehr poetisch ist im Eingange der blühende Zustand des Reiches zur Zeit der Herrschaft von Bhodscha geschildert; Vieles ist in orientalischer Ruhmredigkeit übertrieben, wie z. B. Sicherheit sei so allgemein gewesen, daß Tiger und Ziegen ruhig neben einander aus demselben Wasser getrunken hätten. Allein im Uebrigen entspricht die Schilderung den Beschreibungen, wie sie die Dramen Kâlidâsas geben; nicht ohne Interesse ist auch, was die griechischen Geschichtschreiber berichten. Einige Bemerkungen darüber möchten nicht ganz unpassend sein.

Die Wohnungen der Reichen waren mit Prunk eingerichtet, ein Troß von Dienern, Pferden und Elephanten harrte ihrer Befehle; doch werden auch Beispiele schlechter Verwendung des Reichthums berichtet, nicht Wenige brachten ihre Zeit bei Spiel und Weibern zu. An den Höfen der Großen herrschte edler Anstand und feine Sitte; den Gesetzen bezeigten sie Achtung, den Priestern, den Brahmanen, sowie den buddhistischen Bhikschus, den Bettelmönchen, wird von ihnen wie von ihren Unterthanen allgemeine Verehrung erwiesen, deren sich diese auch im Allgemeinen durch ein zurückgezogenes Leben und das hohe Gefühl ihres Ansehens würdig zeigen. Die Hofhaltung war prunkvoll. Neben den reich ausgestatteten Palästen waren weit sich ausdehnende schattige Gärten mit schönen großen Wasserbassins; sehr auffallend fanden es die Griechen, daß die natürliche Form der Bäume durch Beschneiden und abnorme Stellung künstlich verändert wurde; auch grade Wege sind eine alte Marke indischer Gartenkultur. Ungeachtet des großen Reichthums Indiens an wohlriechenden Pflanzen, ließ man doch Weihrauch aus Afrika kommen, auch liebte man den afrikanischen Lotus wegen der wohlschmeckenden süßen Substanz, die der Stengel enthält. Aus Syrien wurde Wein eingeführt, doch sind die Angaben der griechischen Berichterstatter darüber übertrieben. Als ganz wesentlich zum Glanze des Fürsten, wenn er sich feierlich dem Volke zeigte, wurde es betrachtet, daß er sich auf einem schön gezierten Elephanten zeige, umgeben von einer zahlreichen Menge dieser gelehrigen Thiere; schon im 3. Jahr-

hundert v. Chr. berichtet der Grieche Megasthenes, daß die Indier in der Zähmung dieser Thiere sehr geschickt seien und große Sorgfalt auf ihre Pflege verwenden. Man benützte sie zum Reiten; wie heute, saßen auch damals nur vier Personen auf einem Thiere; die kampflustigsten Thiere brachte man mit in die Schlacht. Unter den Kriegsgeräthen sind die Streitwagen zu erwähnen, von zwei Pferden gezogen und mit zwei Streitern bemannt; früher war nur ein Kämpfer auf jedem. Die Pferde werden als äußerst wild und schwer zu bändigen geschildert, auch gab es ihrer nicht sehr viele. Eine besondere, als unrein betrachtete Kaste gab sich mit der Bändigung ab; das Werkzeug, dessen sie sich am meisten dabei bedienten, war ein mit stachligen Eisenspitzen versehener Zaum. Für Kampfspiele zeigte sich großes Interesse; die kämpfenden Thiere waren Ochsen, Pferde, Elephanten und Hyänen. Für die Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten gab es überall geregelte Gerichtshöfe, in denen in öffentlicher Verhandlung nach Anhörung des Beklagten und Vernehmung von Zeugen oder Prüfung von Urkunden entschieden wurde.

Von Udschein, welches auch Kâlidâsa im Meghadhûta rühmt, berichtet der Hindu-Bearbeiter unserer Erzählung, daß alle nur erdenklichen Handwerke und Künste dort gepflegt würden; der Marktplatz war überfüllt mit allen möglichen Früchten und Erzeugnissen der Industrie und des Landbaues. „Hier tanzte man, dort tönte Musik, entfernt vom Geräusche verrichtete ein Andächtiger seine Gebete, in einer andern Ecke hatte ein Märchenerzähler Zuhörer zu Bewunderung mit fortgerissen; putzsüchtige Frauen zogen über den Markt, gefolgt von Anbetern. Zum Lustwandeln gab es schattige Gartenanlagen, der Lotus war in großen Bassins gepflegt, Blumen aller Art hauchten ihre Wohlgerüche aus; Cascaden sprangen, nicht selten von wohlriechenden Wassern gespeist. Zu geselligen Vergnügungen gab es Säle, kleine Kioske, Eremitenhäuschen luden zur Ruhe ein, Teppiche und Divans standen umher, lange Vorhänge vor den Thüren hielten das Innere vor den Blicken der Neugierigen und den heißen Strahlen der Sonne geschützt. So war das Reich und der Souverain von Udschein.“

Verlassen wir jetzt den Indier und Udschein, die Geburtsstätte unserer Erzählung, und wenden wir uns zu der mongolischen Bearbeitung. Auch hier sind die Erzählerinnen Statuen vom Throne Vikramâditya's; aber nicht jede Statue erzählt eine Geschichte, auch werden sie zugleich an Bhodscha's Gemahlin gerichtet; wichtiger ist noch, daß hier ganz andere Erzählungen berichtet sind, und daß sie vielfache Analogien zeigen mit Märchen anderer Länder, wie mit der persischen Sammlung des Tuti-Nameh; auch wäre noch zu erwähnen, daß hier statt der Brahmanen Buddhaheilige die Verehrungswürdigen sind, wie überhaupt die Weisheit, Stärke und übernatürliche Macht der Buddha-Nachstrebenden, der Bodhisattvas, gezeigt werden soll. — Einen Auszug aus einem mongolischen Manuscripte gab 1857 Schiefner im Bulletin der petersburger Akademie; der Buriäte Gombojew übersetzte die Erzählung in einer petersburger Zeitung, von welcher Th. Benfey, der sich mit Kuhn um die Erforschung des orientalischen Märchen- und Sagenkreises bereits so große Verdienste erwarb, eine deutsche Version gab im Ausland 1858, Nr. 34 ff. — Eine ausführliche Darstellung dieser wichtigen Märchensammlung haben wir wohl von v. d. Gabelenz zu erwarten, der in seiner reichen Sammlung eine mongolische Handschrift besitzt; bis jetzt gelangte nur noch an die petersburger Akademie ein Manuscript dieser Sagen.

Die Veranlassung zur Auffindung, heißt es hier, hätten die scharfsinnigen Entscheidungen gegeben von Rechtssachen durch Kinder. Jugendliche Hirten hatten täglich einen von ihnen zum Könige ausgerufen; dieser habe stets solche Majestät von sich ausgeströmt, daß die Vorübergehenden ihm unwillkürlich huldigen mußten und seinen Urtheilen Folge leisteten. Da ereignete es sich einst, daß vor König Bhodscha ein Mann der Unterschlagung eines Edelsteins angeklagt wurde, den er der Frau des Absenders hätte bringen sollen; da jedoch zwei Beamte des Königs aussagten, bei der Uebergabe des Edelsteins zugegen gewesen zu sein, wurde der Beklagte vom Könige freigesprochen. Auf dem Heimwege hatten die beiden Parteien und die Zeugen den Hügel zu passiren; der Jugendkönig hielt sie an, ließ sich den ganzen Hergang erzählen, dann gab er Jedem je einen Klumpen Thon „sie sollten daraus den Edelstein formen“. Da machte nun Kläger und Beklagter eine und dieselbe Form, die der Zeugen aber waren unter sich und von der Form der anderen ganz verschieden; darüber verwirrt, gestanden sie ihr falsches Zeugniß ein. — Ein andermal hatte ein böser Dämon die Gestalt eines schon seit Jahren abwesenden Sohnes angenommen und die Eltern bethört; da kam der wahre Sohn zurück, und da der Dämon ihm nicht wich, sollte der König über die Echtheit der Beiden entscheiden. Er forderte sie auf, von ihren Vorfahren zu erzählen; der wahre Sohn wußte nur alle Details seiner Eltern, der Dämon dagegen auch diejenigen der Großeltern und früheren Vorfahren, deswegen sprach der König aus, dieser sei als echter Sohn zu erachten. Der Jugendkönig aber verlangte folgende Probe: „Wer sich in den neben mir stehenden Krug verkriechen könne, der sei der wahre Sohn.“ Eiligst löste sich der Dämon in Dunst auf, und als dieser vollkommen in den Krug sich gesenkt hatte, verschloß er ihn, und König Bhodscha, dem er ihn übergab, verbrannte Krug und Dämon. Denselben Erzählungen begegnen wir in der Märchensammlung von 1001 Nacht.

Die erste derselben erinnert an die Geschichte von Harun al Raschid, wo ein Knabe eine Unterschlagung von anvertrauten Geldern aufdeckte: Ein Kaufmann gab, bevor er auf Reisen ging, einem Freunde einen Topf, angeblich mit Oliven gefüllt, der untere Theil enthielt jedoch Gold; der Freund bedurfte später Geld, nahm das Gold und that statt dessen Oliven in den Topf. Da kehrte der Eigenthümer zurück; der Depositar leugnete den Topf geöffnet zu haben, doch der Knabe befahl die Oliven zu kosten, und da zeigte sich denn, daß ein Theil unmöglich so lange darin gelegen habe, als der Kaufmann abwesend war.

Noch größere Analogien mit einer Erzählung aus 1001 Nacht gibt die Einsperrung eines Dämons in ein kleines Gefäß durch Auflösung in Dunst, einzelne Details scheinen in beiden Recensionen fast identisch.

König Bhodscha dachte nun: „Wäre es ein und derselbe Knabe, der eine solche Klugheit entfaltet, so wäre es ein Bodhisattva (d. i. Einer der, ursprünglich Mensch, durch Energie und eifrige Befolgung der Buddhagebote der Erkenntniß des Buddha schon fast gleichgekommen ist und seine Mitmenschen durch Lehre und Beispiel zu richtiger That anleitet), da es aber an jedem Tage ein anderer ist, so muß die Ursache im Hügel liegen; vielleicht ist der Gipfel des Hügels der Sitz von Bodhisattvas gewesen, die den belebten Wesen die Lehre vorgetragen haben, oder es befindet sich im Innern eine Kostbarkeit, die dem Menschen Verstand verleiht.“ Beim Oeffnen fand man den Thron; die 32 Figuren sind auf 32 Stufen vertheilt. Als nun der König ihn besteigen will, „da zieht ihn eine der Figuren von hinten am Saume des Gewandes, die zweite stößt ihn

vor die Brust, eine dritte lacht höhnisch und eine vierte redet ihn an" und erzählt ihm die uns bereits bekannte Geschichte vom Ursprunge des Thrones.

Dann folgt die Erzählung von der Geburt und der Jugendzeit Vikramâditya's. Die unfruchtbare Gattin des Königs Gandharva wurde durch den Genuß von Erde in Rüböl gekocht, die Gabe eines Einsiedlers, gesegneten Leibes; aber sie hatte nicht das ganze Erdengericht genossen, den Rest hatte eine neugierige Sklavin gegessen, beide genasen eines Sohnes. Ein Einsiedler, bei der Geburt des Königssohnes um dessen Zukunft befragt, sagte: „er werde, wenn herangewachsen, 1500 Wagen voll Salz zu seiner Nahrung nöthig haben"; man schloß daraus, der Sohn sei die Brut eines Dämons und setzt ihn aus. Doch nun erklärt das Kind den Trägern, wie dies gemeint ist: „er werde Herr des Himmels und der Erde werden; wenn er dann alle Götter und Bodhisattvas zu einem Religionsmahle vereinigen wolle, würden selbst 10,000 Wagen Salz zu ihrer Bewirthung nicht ausreichen." Man holt ihn nun wieder zurück und erzieht ihn als König.

Ueber seine Thaten berichtet eine andere Figur. Seinen Vater verliert er schon bald darauf durch die Begehrlichkeit der Gemahlin desselben. Als er nämlich einst gegen die Dämonen zu Felde ziehen mußte, ließ er seinen irdischen Leib bei der Statue eines Gottes zurück und flog mit seiner göttergleichen Seele empor. Die jüngere Gemahlin trat zur ältern und machte ihr den Vorschlag, den zurückgebliebenen Leichnam zu verbrennen, damit der König, wenn er zurückkehre, gezwungen wäre, in seiner schönen Lichtgestalt bei ihnen zu verbleiben. Die ältere Gemahlin verweist ihr ihr thörichtes Beginnen, die jüngere aber bringt es dennoch zur Ausführung; als nun der König zurückkehrt und seinen menschlichen Leib nicht mehr findet, mußte er in Nirvâna eingehen, d. i. sterben. Die Dämonen benützen den Moment der Herrscherlosigkeit, und die Königin flüchtet sich mit Vikramâditya zu einem befreundeten Fürsten, „dort lernte er Weisheit von den Weisen, S t e h l e n von den Dieben, und Handel von den Kaufleuten"; von diesen dreierlei Fähigkeiten gab der Königssohn schon bald schöne Proben. Folgendes erzählt eine Figur.

Während der Reise zu dem befreundeten Könige kam die Sklavin, welche von dem Rüböl-Erdengericht gegessen hatte, mit einem Sohne nieder; man ließ ihn in einer Wolfshöhle zurück, Wölfe säugten ihn groß. In solcher Gesellschaft fanden ihn später Kaufleute und nahmen ihn mit sich. Als sie an das Ufer eines großen Flusses kamen, heulten Wölfe und theilten ihrem Pflegkinde mit, daß Nachts der Strom austreten werde, sie sollten sich deswegen zurückziehen; man that so und alle wurden gerettet. In der nächsten Nacht heulten wieder Wölfe und berichteten ihrem Pfleglinge, Nachts würde ein Leichnam stromabwärts schwimmen, in dessen rechter Lende sich der Edelstein Tschintamâni befände; wer sich in den Besitz dieses Edelsteins setzte, würde Herrscher der vier Weltgegenden; es lauere aber ein Dieb, fügten sie bei. Damit war Vikramâditya gemeint, der Alles gehört hatte. Er fing den Leichnam auf, schnitt ihm den Edelstein aus, dann beschloß er sich auch in den Besitz des Wolfsgünstlings zu setzen, „der kein gewöhnlicher Mensch sein könne". Er verkleidete sich als Kaufmann, feilschte mit den Kaufleuten, mengte dabei von seinen Waaren unter die ihrigen und verklagte sie dann beim Könige als Diebe; um ihr Leben zu erhalten, mußten sie ihren bisherigen Beschützer ausliefern, der sich dann als Sohn der Sklavin ausweist.

Es folgen jetzt mehre Erzählungen von der Heroenkraft, der Opferfreudigkeit und dem Mitleid Vikramâditya's; seine Thaten beginnt er mit Verjagung der bösen Dämonen aus seinem väterlichen Erbe. Nicht ohne Interesse ist der Ausspruch einer Dâkinî (gütiger weiblicher Genien), die sich der junge König zur Gemahlin erwirbt, indem er sie zum Sprechen bringt. In ihrer Gegenwart erzählt der König eine Geschichte von vier Knaben: der eine formte aus Baumzweigen die Umrisse einer Jungfrau, der zweite gab ihr Farbe, der dritte charakteristische Züge, der vierte hauchte ihr die Seele ein. Nun stritten die Knaben um die Jungfrau: Wessen soll sie sein? Da antworteten die Begleiter des Königs: „Demjenigen, der den Anfang gemacht hat." Da entrüstet sich die Dâkinî und spricht: „Wer den Anfang gemacht, ist der Vater; wer ihr Farbe gab, das ist die Mutter; wer ihr charakteristische Züge gab, das ist der Priester; wer ihr die Seele einhauchte, das ist der Mann, diesem gehört sie."

In einer andern Sammlung, dem Vetâla nantscha vincati „25 Erzählungen eines Todtengeistes", wird dies so erzählt: Vater, Mutter und Bruder hätten ihre Tochter (oder Schwester) je einem Brahmanen versprochen; der eine dieser drei Brahmanen sei Meister in Weisheit gewesen, der andere in der Bogenschießkunst, der dritte habe einen Wagen von wunderbarer Schnelligkeit besessen. Während sie darüber stritten, wem das Mädchen zur Frau zufalle, wurde sie von einem Dämon entführt; da berechnete der weise Brahmane den Wohnort des Dämon, der schießkundige tödtete ihn mit seinem weittreffenden Pfeile, der dritte endlich setzte sich auf seinen Wagen und brachte das Mädchen zur Stelle. Nun entstand wieder Streit über den Besitz, er wurde dem Weisen zugesprochen.

Den Schluß der Sammlung bildet eine schöne Erzählung vom weisen Papagei. Mit 70 Gefährten, die er umsonst gewarnt hatte, das gewohnte Nachtlager zu ändern, da ein Vogelfänger ihnen nachstelle, geräth er auf einen Felsen in die Schlingen. Nun räth er, sich todt zu stellen, denn wenn der Vogelfänger sie aus den Schlingen löse, werde er sie vom Felsen hinabwerfen, wenn sie dann Alle unten seien, flögen sie auf. So geschieht es auch; schon waren 70 ausgelöst und nur noch der weise Papagei hing in der Schlinge, da fiel dem Fänger sein Schleifstein zu Boden, die 70 Papageien, durch den Ton getäuscht, halten das Geräusch für das Niederfallen des einundsiebzigsten, und fliegen auf. Den zurückgebliebenen Papagei will er zuerst aus Rache kochen, dann aber verkauft er ihn sehr theuer an einen reichen Mann. Als dieser einmal verreiste, bat er den Papagei, darauf zu achten, daß keine seiner Frauen seine Habe verthue. Sein Mißtrauen war nicht ungegründet, denn bald nach seiner Abreise will eine Frau geschmückt zu ihrem Liebsten eilen. Da erzählt er ihr folgende Geschichte: Ein König habe einst einen grausamen Befehl erlassen: wer seine Tochter erblicke, dem werden die Augen ausgestochen, wer in den Palast komme, verliere seine Beine. Da bewilligte er ihr, einmal durch die Stadt zu fahren; alle Männer schlossen sich ängstlich ein, nur ein einziger betrachtete die Königstochter vom Söller seines Hauses. Die Zeichen, welche diese ihm machte, erklärte seine Gattin ihrem in Liebesangelegenheiten offenbar sehr blöden Manne, und im Schloßgarten finden sich Beide; man ergreift sie aber und wirft sie in einen gemeinschaftlichen Kerker. Durch einen Edelstein, den die vorsorgliche Gattin ihm mitgegeben hatte, gibt er ihr Kunde; sie bringt als Almosenspenderin zu ihm, wechselt mit der Königstochter die Kleider und diese entflieht glücklich. Dem Ehepaare kann man nichts anhaben. Doch noch ist nicht alle Gefahr vorüber. Da der Aufseher die Königstochter bestimmt

erkannt hatte, sollte sie über Gerstenkörnern den Reinigungseid leisten — ein noch jetzt angewendetes Gottesurtheil —; wenn diese beim Sprechen darüber unbewegt blieben, solle dieses als Zeichen der Unschuld gelten. Dies sollte öffentlich geschehen. Die kluge Gattin verkleidet ihren Mann als Geistesschwachen, Alles weicht ihm scheu aus, und er dringt bis vor die Königstochter; diese erkennt ihn und spricht scherzend, über die Gerstenkörner gebeugt, daß sie nur diesen liebe. Da dies die Wahrheit ist, blieben die Gerstenkörner unbewegt. „Bist du (fuhr der Papagei fort) Deinem Manne so ergeben, wie diese Frau, dann gehe von Hause"; die so Angesprochene blieb zu Hause. — Papageien als Wächter der Hausehre sind in indischen Erzählungen oft gerühmt.

Das Mitgetheilte möge genügen, um zu zeigen, wie überraschend sich Erzählungen verändern können, wenn sie zu Völkern anderer Sitten und anderer Kultur gebracht werden; unzweifelhaft hat die Sage von Vikramâditya's Thron zu der mongolischen Sammlung den ersten Anstoß gegeben, denn die Grundidee ist deutlich darin bewahrt, aber die einzelnen Erzählungen sind fast bis zur Unkenntlichkeit umgearbeitet, oder selbst durch ganz neue ersetzt.

# Von Bremen nach Caracas und der deutschen Niederlassung Tovar in Venezuela.

Von **Wilhelm Kiesselbach.**

Es war am 27. Oktober 18.., als das Schiff „Herkules" in Bremerhafen die Anker lichtete, um bei günstigem Winde die Weser hinunter zu gleiten. Ein Gottessegen der Umstehenden am Strande begleitete es auf die Reise; ich war mit einem heitern Kapitän der einzige Passagier an Bord. Da konnte es denn an behaglicher Bequemlichkeit nicht fehlen. Um 8 Uhr Morgens gingen wir dann schon bei dem bremischen Feuerthurm auf dem Mellumer Sande vorbei, und bald waren wir bei der Kreuztonne bereits in See. Immer aber, so oft ich die wogende, grüne, schäumende Fläche des Meeres sehe, macht sie auf mich einen erhebenden Eindruck. Nie nämlich bin ich auf allen meinen Seereisen der Seekrankheit verfallen. Es gibt ja ein sehr einfaches Mittel, derselben gründlich vorzubeugen. Denn wenn auch der Schwindel im Allgemeinen dadurch entsteht, daß dem Auge alle gewohnten festen Anhalte fehlen, so bietet doch die Grenzlinie zwischen Himmel und Erde, die sogenannte Kimme, eine sichere Linie dar, an der man die regelmäßige Bewegung des Schiffes absolut messen kann. Außerdem hat man auf der See durch ein Nachgeben mit den Knien, den Bewegungen des Schiffes gemäß, den Magen im Gleichgewicht zu halten; denn nur durch das Hin- und Herschwanken desselben entsteht die Uebelkeit.

Um acht Uhr waren wir in der offenen grünen See, der Ostwind blähte alle Segel voll, selbst die Leesegel zogen an, und der Tag ging in der nämlichen Weise hin. In der Nacht dagegen zeigte sich ein helles Nordlicht am Himmel, das einen goldenen magischen Schein auf die Wogen warf. Auch die nächsten Tage verflossen in derselben Art. Bald jedoch erhob sich aus Südwesten ein starker Sturm; die Segel wurden bis auf die Sturmsegel alle eingerefft, das Schiff tanzte lebhaft auf den Wellen. Eines Mittags, als wir gerade in der Kajüte bei Tische saßen, kam der aufwartende Junge mit der Suppenschüssel herunter, um sie aufzusetzen; ein Hund wiegte neben ihm hin und her. Plötzlich warf ein starker Wellenschlag das Schiff heftig auf die Seite, Junge und Hund fielen beide vor den Tisch, der, da seine Beine abbrachen, an der Seite einen Steuermann rücklings umwarf, und Alles stürzte nun zum hohen Ergötzen der Uebrigen in die Ecke, um dort gleichsam „zu Salat verarbeitet zu werden". Acht Tage dauerte der starke Südweststurm in der Nordsee; erst am neunten Tag setzte er nach Osten um. Nun konnten wohl fast zweihundert Schiffe, die alle inzwischen in der Nordsee festgehalten waren, zusammen in den Kanal einlaufen. Das gab dann auf den schäumenden Wogen ein gar schönes Seebild. Die hunderte von weißen Segeln, die bunten Flaggen erschienen auf dem Hintergrunde der hohen Kreidefelsen von Dover, die von einer über der französischen Küste untergehenden Oktobersonne violett beleuchtet waren, wie tanzende Geister, und von den Kreidefelsen, diesem stolzen Sockel der englischen Seemacht, grüßte das Schloß von Dover herunter, dessen eine glänzende Kanone die stolze Inschrift führt:

„Load me well and make me clean,
I send my ball for Calais green!"

Abends zündete man dann auf der großen Weltstraße die Feuerthürme der englischen und französischen Küste als weit hinausstrahlende Nachtlaternen an; wir konnten von dieser Stelle sechs sehen.

Als bald nachher unser Schiff bei dem Schlachtfelde von Hastings vorbei kam, ballten sich auf der Ebene in der bleichen Mondbeleuchtung so gewaltige Wolkenmassen gegen einander auf, als ob dort die alten Normannenhelden die wilde Normannenschlacht gegen König Harold noch einmal durchkämpfen wollten.

War nun in der Nordsee und im britischen Kanale die Farbe des Meerwassers durchweg grüngelb, wie wenn der Grund daraus durchscheine, so wurde sie in der Biskayischen See durchweg schwarz und erst im offenen, grundlos tiefen Ocean von einem Blau, reiner und klarer als die Bläue des Mittagshimmels. Denn die Bläue ist ja in der unendlichen Weite des Himmels wie bei dem tiefen Meere nur der natürliche komplementäre Reflex des gelben Sonnenlichts bei einem völlig farblosen Medium. Bald kamen wir dann auch, nunmehr bestrichen vom regelmäßigen Ostpassat, in die wärmeren Gegenden. Man konnte bereits in leichten Sommerkleidern auf Deck sitzen, und täglich wurde Morgens in einer Schiffstonne ein stärkendes Seewasserbad genommen. Eigenthümlich lagerten sich aber in diesen Gegenden die Fäden des Seetangs wie Meridiane über die Wasserfläche, und Abends spielte das Seeleuchten mit weißem Feuer um den Bug des Schiffes und ließ einen langen leuchtenden Streifen in dem hintern Fahr-

wasser zurück; ja das Feuer ward allmälig so hell, daß es förmlich dunkle Schatten auf die weißen Segel warf.

Man soll doch ja nicht etwa glauben, daß es auf dem Oceane langweilig sei, wenn man auch nur als einziger Passagier allein mit dem Kapitän reist. Da thut man Matrosendienste mit, dreht aus aufgepflückten Stricken neue Taue, steht am Steuer, mißt die Sonnenhöhe, malt die Reelings an. Ein netter Zeitvertreib ist dann auch der Fischfang, sei es mit der Angel oder mit der Harpune. Die sogenannten Schweinfische und Delphine schwimmen gewöhnlich in großen Heerden neben dem Schiffe her, die sich dann leicht fangen lassen. Ganz wonnig ferner sind auch die warmen Nächte in der schaukelnden, zwischen zwei Masten aufgeknüpften Hängematte. Namentlich schön erscheint der helle Glanz des Sternenhimmels. Auf dem 17. Grade nördlicher Breite zeigte sich bereits das südliche Kreuz, aus vier Sternen zweiter Größe gebildet, von denen Dante in der göttlichen Komödie sagt, daß sie erst, der Erlösung wegen, am Himmel erschienen seien, nachdem die ersten Menschen entstanden wären. Immer blauer wird nun das Meer, immer wonniger die würzige Tropenluft.

Schon sind wir nach einer Reise von 49 Tagen auf der Höhe der ersten westindischen Inseln; Barbados grüßt mit seinen lockenden grünen Palmen freundlich herüber; dann geht es zwischen den nicht minder schönen Eilanden Vincent und Santa Lucia hindurch, um endlich der venezuelanischen Hochküste bei dem Hafen von La Guayra zuzusegeln.

Am 54. Tage unserer Reise sagte mir Morgens der Kapitän, wir würden in wenigen Stunden das Festland in Sicht haben; der Wunsch, endlich den Fuß auf die andere Seite der Erde zu setzen, regte mich förmlich auf. Aber noch deckte ein dichter Morgennebel die hohe Bergwand zur Linken, und man konnte nichts vom Lande sehen. Erst als die Sonne höher stieg, zeigte sich unten am Strande der kleine Hafen La Guayra; der Nebel verflog, und es stieg eine ungeheuere hohe Bergwand steil vom Wasser auf, so daß der Kopf sich weit zurück lehnen mußte, um die Spitze der Höhen zu gewahren. Unmittelbar unten dehnten sich Palmenwälder aus, dann kam ein Strich von Farren, ragenden Cactuspflanzen, bis endlich der Kamm der hohen Spitze nur noch mit Gras bedeckt war. Unten am Strande spielten die Wellen in zehn langen weißschäumenden Reihen an das Ufer hinan, während rechts und links von La Guayra die Dörfer Macuto und Maigurtia in malerischen Trümmern von dem furchtbaren Erdbeben von Caraccas her, bedeckt mit frischen grünen Bäumen, lagen. Dazu zeigten große Spalten in der Bergwand die ungeheuere Gewalt jener Erderschütterung an.

Aber unter dem hohen Bergrücken von La Guayra war es viel zu heiß, um dort lange zu verweilen. Ein guter Reitweg führte mich daher bald über den 7000 Fuß hohen Kamm der Silla von Caraccas. Oben fütterte ich mein Pferd mit Malojoblättern vor einer Posada, in welcher im Jahre 1805 Alexander von Humboldt bereits einige Creolen sich über die kommende Lossagung Columbia's von der spanischen Herrschaft besprechen hörte. Vor der Thüre des Gasthauses stand ein kleiner nackter Negerjunge von höchstens einem Jahre, er rauchte aber schon ganz lustig seine Cigarre, während er in der andern Hand ein frisches Zuckerrohr hielt und benagte, das den farbigen Kindern die bösen Leibeswürmer vertreiben soll.

Während aber die nördliche Seite der hohen Cordillerenwand mit dem üppigsten Laube bis oben hinauf bedeckt ist, zeigt sich die südliche Seite ganz nackt und kahl. Auch hier sieht man wieder die großen Risse, die das furchtbare Erdbeben vom Jahre 1812 in die Felsen gesprengt hat.

Unten im Thale liegt dann Caraccas, die Residenzstadt von Venezuela, die ungefähr 35,000 Bewohner hatte. Sie ist aber ebenfalls zur Hälfte mit Trümmern von jenem Erdbeben her bedeckt, welche von malerischen Palmen überschattet werden. Damals soll auch eine ganze Kaserne mit den darin aufgestellten Soldaten von einem tief klaffenden Abgrund verschlungen worden sein. Caraccas nun ist weit und breit wegen seiner schönen Frauen berühmt, die sich dort in sechsfacher (?) Ueberzahl im Vergleich zu den Männern befinden sollen! Namentlich graziös sind sie beim Tanzen, wenn sie, die üppigen Gestalten, sich in der Cubana, Cachucha und dem Bolero wiegen. Sie haben dabei Füße so klein und fein, daß man sie mit einer Hand vollständig zudecken kann.

Es herrschen aber in Caraccas zwischen den beiden Geschlechtern ganz eigenthümliche Sitten. Im Anfange jedes neuen Jahres wählt sich nämlich eine jede junge Señora einen Kavalier als Compadre, während sie die Comadre bleibt. Derselbe hat dann das ganze Jahr hindurch bei seiner Dame Kavalierdienste zu thun. Er begleitet sie zur Kirche, um dort mit ihr zu beten, er geht mit ihr auf die Bälle und auf die Morgenspaziergänge; mißbraucht werden jedoch diese poetischen Jugendverhältnisse fast nie; sie stehen unter dem Schutze der Gesellschaft.

Namentlich wonnig sind in Caraccas die täglichen Morgenritte. Man hebt dabei mit der Hand, womit man den kleinen Fuß der Dame erfaßt und sie dann auf das eigene Knie bringt, die leichte Gestalt rasch aufs Pferd — dann geht es im Galopp durch die würzig duftenden Palmenwälder weiter. Die Pferde laufen allemal im sogenannten Paßtrott, der bei den meisten derselben oft so weich ist, daß man ihnen ein volles Glas auf die Croupe setzen kann, woraus kein Tropfen verschüttet wird. Sehr angenehm ist es dann auch, wenn man nach einem scharfen, erhitzenden Morgenritt sich in dem kühlen Palmenwalde mit der Machete (Haumesser) eine noch unreife Cocusnuß abhaut und die weiße Milch des Kernes trinkt. Nach dem Morgenritte wird gewöhnlich von den Damen, die ihres weißen Teints wegen nie an die Sonne kommen, das Frühstück eingenommen, darauf ein warmes „Bad bestiegen", und schließlich gehen sie nach einem in der schaukelnden Hängematte verträumten Tage Abends wieder zum gewohnten Tanze.

Während meiner Anwesenheit zu Caraccas kam der neue Präsident Jose Tadeo Monagas von La Guayra herunter, um in der Kathedrale den Eid auf die Verfassung abzulegen. Ich setzte dabei, als die Ceremonie vorüber war, ohne Arg in der Kirche meinen Hut auf, wurde aber von einem neben mir stehenden Geistlichen bedeutet, daß sich das nicht schicke. Um aber meinen Fehltritt wieder gut zu machen, lud ich sofort den strengen Mann auf ein Glas Mintjulip in der benachbarten Posada ein, was sich dann für ihn wohl schickte. Abends war zu Ehren des neuen Präsidenten auf einem öffentlichen Platz eine Art Stiergefecht; aber die Thiere wurden nicht mit der Degenspitze erstochen, sondern man kam ihnen zu Pferde im Galopp von hinten bei, um sie in einer scharfen Wendung beim Schwanze zusammen zu reißen, worin namentlich der vorige Präsident, der alte Llanero Paëz, sich auszeichnete.

Die Stadt Caraccas ist nach Art der amerikanischen Städte in lauter geraden sich rechtwinklig schneidenden Straßen gebaut und besteht durchweg aus einstöckigen Häusern, weil die häufigen Erdbeben einen schweren Oberbau sehr gefährlich machen. Dadurch wachsen dann die

meisten Wohnungen um Raum zu gewinnen, natürlich sehr in die Breite; gewöhnlich sind die reicheren Häuser in Quadraten, mit einem offenen Hof in der Mitte, aufgebaut, zu welchem unter einem Corridor die Thüren der Zimmer ausmünden. Der Hof enthält dann wohl einen Springbrunnen und kühlende Palmen, und dient mit als Gesellschaftszimmer. Künstlerischen Schmuck erblickt man indessen weder an noch in den Häusern; selbst die besten Zimmer weisen keine Statuen oder Gemälde auf. Dagegen sind sie durchgängig mit schönen europäischen Möbeln versehen. Bedenkt man aber, daß dieselben, weil damals noch kein Fahrweg von La Guayra nach Caraccas führte, auf Maulthieren über das hohe Gebirge gebracht werden mußten, so läßt sich leicht abnehmen, was dabei an Transportkosten für die hohen, eine ganze Wand bedeckenden Spiegel auflaufen mochte.

Die Geselligkeit in diesen sonst ziemlich leeren Gemächern ist übrigens sehr graziöser Art; man wird nicht eingeladen, sondern man macht Gesellschaft, indem man sich mit seinen Freunden verabredet, die Dame vom Hause, die Abends stets offenen Salon hält, zu besuchen; und da die Mittagstafel allgemein um 5 Uhr abgehalten wird, so findet bei den späteren Besuchen keine eigentliche Bewirthung mehr statt. Namentlich kommt kein Neger in den Saal, indem die Herren selber den Damen die kühlenden Getränke reichen, und regelmäßig wird später nach dem Clavier getanzt, bis zuletzt beim Abschiednehmen die Damen sich herzlich umarmen und küssen, ohne indessen dabei die umstehenden Herren mit gleichen Gottesgaben weiter zu berücksichtigen.

Dabei herrscht übrigens in dem geselligen Verkehre dieser Creolen eine sehr überschwengliche, blumenreiche Sprache. Wie der gemeine Mann seinen Esel „Maulthier“, sein Maulthier „Pferd“ und sein Pferd „Mensch“, ombre, nennt, so werden auch in den Gesellschaftsbeziehungen die verbindlichsten Complimente vierspännig vorgefahren; selbst der kleinste Knabe erhält sogar von seinem Vater die Anrede „señor“, und wehe demjenigen, der den Kleinen etwa Muchacho nennen wollte. Die seltsamste Redensart aber, die in ganz Venezuela jeden Augenblick vorkommt, ist das „Völlig zu Ihrer Verfügung!“ — muy à su disposicion — obgleich es in Wirklichkeit eigentlich nichts sagen will. Wenn z. B. Jemand die Uhr, oder sonst einen Schmuck des Andern lobt, so gebietet diesem die venezuelanische Höflichkeit, ihm alsbald den beregten Gegenstand „ganz zu seiner Verfügung“ zu stellen, was dann natürlicher Weise unter den Eingebornen selber gar keine weiteren Folgen hat. Fremde dagegen nahmen die Sache oft ernsthaft. So lobte einst auf Maroneire, der Hacienda des alten Präsidenten José Antonio Paëz, ein Engländer ein sehr schönes Cubapferd; „es steht ganz zu Ihrer Verfügung“, sagte der General mit einer entsprechenden Handbewegung; John Bull aber stieg alsbald in den Sattel, bedankte sich und jagte zum großen Erstaunen seines Wirthes davon.

Ich selber wurde einmal durch diese Redensart in eine sehr eigenthümliche Lage versetzt. Bei den heißen Gewässern von Trincheras lernte ich einen Richter der ersten Instanz kennen, mit dem ich dann nach Valencia am Tacurigua ritt, wo er mich Abends in sein Haus einführte. Seine Tochter, ein hübsches junges Mädchen, spielte sehr schön Clavier, und als ich ihr darüber einige Artigkeiten sagte, nahm sie der Vater bei der Hand mit den Worten: „Señor, sie steht ganz zu Ihrer Verfügung!“ — was ich mir indessen nur mit dem „Gehorsamster Diener!“ verdeutschte.

So angenehm es sich indessen auch in Caraccas lebt, es tritt doch uns manchmal auf den Straßen eine grausige Erscheinung entgegen, die das Blut geradezu erstarren macht. Es gibt nämlich in der Stadt viele Menschen, die mit der Lazaruskrankheit oder der sogenannten Elephantiasis behaftet sind; letztere Bezeichnung rührt wohl daher, daß den Kranken alle Glieder wie Elephantenbeine anschwellen. Ein Franzose, Antoine, forderte mich eines Tages auf, mit ihm nach dem Lazarinerviertel zu reiten, das, abgetrennt von den übrigen Häusern, seitwärts am Berge liegt. Da saßen nun vor den Thüren eine Menge Personen beiderlei Geschlechts mit dick angeschwollenen Köpfen und Gliedern, meistens auch mit verquollenen Augen, abgefallenen Fingern und Zehen und einem völlig irrsinnigen Ausdrucke in dem verzogenen Gesichte. Mein Franzose meinte nun zwar, dieses Leiden rühre von der übermäßigen Schweinefleischnahrung her, und was die Trichinen bedeuten, wissen auch wir; wie denn deßwegen Moses den Juden das Schweinefleisch aus sanitätischen Rücksichten streng verboten hat. Allein in Caraccas kommt doch die Elephantiasis nicht blos in den unteren Volksklassen vor, sie findet sich auch in den wohlhabenden Familien und erbt da oft vom Großvater auf die Enkel mit Ueberspringung der Eltern über. Mir wurde später ein reiches Haus gezeigt, in welchem alle Töchter mit dem 15. Jahre der Lazarinerkrankheit trotz der größten Vorsicht verfallen waren; die Jüngste, eine sehr liebliche Erscheinung, blieb damals noch davon verschont, ihr Schicksal stand ihr aber auch wohl unabwendbar bevor.

Wenn man jedoch sonst auf der Straße viele barfüßig umhergehende Menschen ohne Zehen sieht, so rührt das nicht von der Lazaruskrankheit, sondern von einem kleinen, weißen Erdfloh, dem Nigua, her, welcher seine Eier in das Fleisch der Zehen steckt und sie so in Fäulniß bringt. Mir hatte schon ein deutscher Arzt in La Guayra deswegen Höllenstein auf die Reise mitgegeben, indem er mir sagte, die Niguacier zögen die Einwohner mit der Stecknadel heraus und streuten dann Cigarrenasche in die Wunde; das helfe aber nicht immer sicher. So brannte ich denn, als ich eines Morgens ein solches Eiernest an meinem Fuße entdeckte, dasselbe einfach mit Höllenstein aus — die Wunde war in zwei Tagen wieder geheilt. Gegen die tausende von Mosquitos, die den Menschen Nachts so unerträglich quälen, hilft dagegen nur ein über das Bett gespanntes Haarnetz und inwendig in der Umhüllung starker Cigarrendampf.

Ist die nach Süden gerichtete Seite des hohen Gebirgszuges, welcher sich zwischen der Küste und dem weiten Thale von Caraccas erhebt, fast nur baumlos, zeigt sie eigentlich nur kahle, durch tiefe Spalten zerrissene Felsmassen, während die Nordseite mit der üppigsten Vegetation bedeckt ist, so bieten dagegen wieder die anderen Berge an der Südgrenze der ungefähr von Osten nach Westen sich erstreckenden Thalmulde einen ebenso lockenden Pflanzenwuchs dar, weil die Abhänge, auf denen die Wälder stehen, ebenfalls nach Norden gerichtet sind. Den Fremden aber, der sich nach und nach mit dem Leben der Hauptstadt etwas mehr vertraut gemacht hat, zieht es dann auch bald hinaus in die eigentliche Tropenwelt; er will, so weit Zeit und Kräfte es erlauben, zugleich etwas von der südlichen Natur kennen lernen. Nur soll er, namentlich so lange er die Sprache des Landes nicht wenigstens einigermaßen versteht und spricht, oder sich noch nicht in die ihm immerhin anfangs ja ganz unbekannten Sitten der Dörferbevölkerung etwas eingelebt hat, nicht allein in die Weite hinausziehen. Denn die örtliche Polizei läßt in denjenigen romanischen Repu-

bliken Südamerika's, die so häufig der Herrschaft aufrührerischer Banden verfallen, doch im Betreff der persönlichen Sicherheit für den des Landes unkundigen Reisenden immerhin Einiges zu wünschen übrig.

So traf es sich denn glücklich, daß ein dänischer Arzt, der in Caraccas lebte, ins Innere nach Valencia gerufen wurde, um dort eine Operation vorzunehmen; ich schloß mich ihm aber um so lieber an, als er zugleich beabsichtigte, die deutsche Colonie Tovar zu besuchen, welche zwischen der Küste und dem Tacaryguasee oben im Gebirge inmitten eines großen Palmenwaldes liegt. Die Reise übrigens, die bei dem Mangel aller gebahnten Heerstraßen im Lande nur zu Pferde gemacht werden konnte, dünkte auch deßwegen länger, weil man wegen der starken Mittagshitze nur Morgens und Abends, namentlich auf der baumlosen Ebene im Thale des Tacaryguasees, draußen sein konnte. Die erste Station derselben war aber zu Maracon auf einer Plantage der Kirche, welche das damals noch dankbare Vaterland seinem hochverdienten rüstigen Präsidenten José Antonio Paëz für eine geringe Summe in Pacht gegeben hatte. Der alte General war kurz vorher aus dem Innern zurückgekommen, wo es galt, einen Negeraufstand zu unterdrücken. Damals sah ich ihn, als er von einem stattlichen Reiterzuge im Triumph nach Caraccas geführt wurde, in seiner glänzenden Generalsuniform; hier auf der Hacienda dagegen erschien er als ein einfacher Farmer in der landesüblichen Leinwandkleidung, dem es wohl Niemand ansehen mochte, daß er seinen Namen in die Geschichte seines Vaterlandes eingeschrieben hatte und damals schon zweimal Präsident einer Republik gewesen war, welche den doppelten Umfang von Frankreich hat. Sein Körper war klein, aber gedrungen, und trug einen verhältnißmäßig großen Kopf mit einem sehr ernsten Ausdruck in den Gesichtszügen; auch konnte weder der Ausdruck seines Gesichts, noch die ganze Haltung seiner Figur die indianische Abstammung verleugnen; wie denn ja auch der spätere Präsident in seiner Jugend Llanero, d. h. Ochsentreiber, auf den Pampas des Innern war.

Die Unterhaltung bei Tische, an welchem auch die schwarze Comadre (haushaltende Lebensgefährtin) des Generals saß, war natürlicher Weise nur politischer Art; Paëz aber sprach dabei seine Ansicht aus, daß Venezuela denselben Entwicklungsgang einschlagen werde, welchen die nordamerikanische Union genommen habe. Seit jener Zeit ist jedoch die unglückliche Republik von einer Reihe von Aufständen, wie ehrgeizige Generäle sie anzettelten, heimgesucht worden; und wenn man die ökonomische und gesellschaftliche Basis betrachtet, auf welcher sie ruht, den vorwiegend indianischen Charakter ihrer Bevölkerung, welcher sich von dem germanischen, im Ackerbauthume fußenden Republikanismus sehr wesentlich unterscheidet, nach seinem politischen Werthe bemißt, dann läßt sich den meisten dieser südamerikanischen Freistaaten eben keine glückliche Zukunft voraussagen; sie laufen mehr oder weniger wohl alle Gefahr, schließlich bei einer Militärdespotie anzukommen, zumal da die starke Mischung ihrer Bevölkerung mit Negerblut den Bildungsgrad der Bewohner, der ohnehin im heißen Klima geringer ist, stets niedrig halten wird.

Auf dem Wege nach Victoria, der uns in seinem weitern Verlauf zu der oben genannten deutschen Colonie hinaufführen sollte, findet sich ein merkwürdiger Baum, der eben seiner eigenthümlichen Gestalt und Sehenswürdigkeit wegen von weit her besucht wird. Der Stamm dieses „gran Saman" ist freilich gar nicht hoch, aber wie er unten an der Wurzel einen Umfang von 23 Fuß aufweist, so theilt er sich ungefähr 40 Fuß über dem Erdboden nach allen Seiten in gleich lange Aeste, die seitwärts ausreichend nun ein großes, dichtes, ganz regelmäßiges Dach bilden, unter welchem mehre hundert Menschen Schutz finden können. Seltsamer Weise aber hat dieser Riesenbaum ein ganz kleines Blatt, ähnlich dem Blatt unserer Akazie, doch trägt er, wie man uns sagte, weder Blüthen noch Früchte.

Von dort aus ritten wir nach einem sehr guten Frühstücke, das hauptsächlich aus einem wohlschmeckenden Bananenpfannkuchen bestand, rechts von der ebenfalls ganz kahlen Bergwand ungefähr 7000 Fuß hinauf. Oben aber auf dem nunmehr waldigen Bergrücken nahm die Gegend einen ganz deutschen Charakter an; dichte Sträuche, ganz überdeckt mit reifen Brombeeren, wuchsen rechts und links, und dazwischen zeigten sich eine Menge kleiner schwäbischen Bauernknaben in den bekannten blauen Zipfelmützen und den kurzen Hosen. „Grüß Di Gott!" Das klang denn gar seltsam nahe den Palmen. Ich langte mir alsbald einen der Buben aufs Pferd, damit er uns den Weg nach dem schon nahen Tovar zeige.

Dieses deutsche Dorf lag aber sehr anmuthig in dem Urwalde auf dem Bergrücken; seine Bewohner, die noch ganz die allemanische Sitte und Tracht beibehalten hatten, bauen auf ihren Feldern hauptsächlich Kaffee und Zucker, aus welchem letztern sie eine Art sehr stark berauschenden Biers brauen. Wenn aber überall in den Häusern noch gut Allemanisch erklang, so hatten doch bereits selbst die alten Frauen statt Ja und Nein ihr si und no angenommen. Auf der Kegelbahn dagegen ertönte noch auf gut Markgräflerisch: „Herrgottdunnerwetter!"; als Kugel bediente man sich dort einiger abgeschliffenen Kokosnüsse, es ging aber auch so. Die wohlhabende Bevölkerung hatte namentlich auch in ihrer Nähe sehr reichlich Geflügel, die sogenannten Posis, wilde Truthühner, die trotz der Fastenzeit gegessen wurden. Abends wurde dann flott getanzt, bis endlich der Müller sehr schwer betrunken vor der Thüre lag, trotzdem daß er eigentlich das Ehrenamt eines Dorfschulzen bekleidete.

Von Tovar ritten wir dann nach der hübschen kleinen Stadt Valencia, die am Tacaryguasee liegt, und von da nach den heißen Gewässern von Trincheras. Da gab es denn ein ungemein wohlthuendes Bad. Denn neben der kochend heißen Quelle floß ein kalter Bach, so daß der Badende sich, je nachdem er sich im Bassin höher hinauf legt, ein warmes Bad bereiten kann. Nicht weit davon liegt dann die zweite Hafenstadt, Puerto Cabello, wo viele Deutsche wohnen, und ein liebliches Felsenthal, S. Esteban, zur Sommerfrische dient.

---

# Die indoeuropäischen Sprachen.

Von **Rudolf Rost**.

## I.

Mitten in der tiefen Dunkelheit, welche die frühesten Zeitalter der Welt verbirgt, unter so vielen Irrthümern und Märchen, mit welchen jedes Volk seine Wiege geschmückt hat, ist die Sprache gleichsam ein Führer, der uns, wenn auch nicht mit vollkommener Sicherheit, so doch mit Wahrscheinlichkeit leitet, uns in der Menschenfamilie die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten bezeichnet, die Geschlechter, welche aufeinander folgten, nachweist und die Spuren ihres reißend schnellen Vorübergehens erkennbar macht, welche so viele spätere Ereignisse unwiederbringlich ausgelöscht zu haben schienen.

Was lehrt uns die Weltgeschichte von den ersten Ansiedlungen der Menschen, von ihren Verhältnissen und Zertheilungen, von der Bildung und Zerstreuung der Völkerstämme? Wer ist ihrem stillen Zuge über Wüsten, Flüsse und Gebirge gefolgt und hat dieses große, sich fortschreitend über den Erdboden ausbreitende Netz von Völkern beobachtet?

Wo die Geschichte schweigt, welcher andere Führer bleibt uns (von den Steindenkmälern ꝛc. abgesehen), als das vergleichende Sprachstudium, welches zeigt, wie durch große Länderstrecken getrennte Volksstämme mit einander verwandt und aus einem gemeinsamen Ursitze ausgezogen sind; — welches den Weg und die Richtung alter Wanderungen offenbart; welches, den Entwicklungsmomenten nachspürend, in der mehr oder minder veränderten Sprachgestaltung, in der Permanenz gewisser Formen, oder in der bereits fortgeschrittenen Zertrümmerung und Auflösung des Formensystems erkennt, welcher Volksstamm der einst im gemeinsamen Wohnsitze üblichen, gemeinsamen Sprache näher geblieben ist!

Zu dieser Art von Untersuchungen über die ersten alterthümlichen Sprachzustände, in denen das Menschengeschlecht im eigentlichen Sinne des Worts als ein lebendiges Naturganze betrachtet wird, gibt die lange Kette der indoeuropäischen Sprachen, vom Ganges bis zum äußersten Westende von Europa, von Sicilien bis zum Nordcap, vielfachen Anlaß. Jene Sprachen heißen auch indogermanische, nach den zwei wichtigsten, die dazu gehören.

Man kann die Sprachen dieses Stammes in zahlreiche Unterabtheilungen bringen, welche in der Hauptsache durch gemeinsame Lautgesetze gebildet werden. Neben den Analogien in dem Bau der Sprache finden wir auch, was unter allen Zeichen von Verwandtschaft das wichtigste ist, eine fühlbare Aehnlichkeit in vielen von denjenigen Wörtern, welche die Gedanken eines in den einfachsten Lebensverhältnissen befindlichen Volkes bezeichnen. Das Ursprüngliche, Allen Gemeinsame, ist aber nicht überall gleich vorhanden; je weiter wir nach Osten gehen, desto mehr treffen wir es an, je weiter nach Westen, desto weniger; daher steht auch die westlichste indoeuropäische Sprache, das Keltische, dem indischen Urbilde am fernsten. Den Ursitz der „Indoeuropäer" aber haben wir in Centralasien, westlich von dem Gebirgsrücken des Belurtag und Mustag, nach dem Kaspischen Meere hin, zu suchen.

Zuerst wohl riß sich das Volk los, aus welchem durch spätere Theilungen Slaven, Littauer, Deutsche hervorgingen, und trat seine Wanderung nach Westen an, über deren Verlauf wir nichts Genaueres ermitteln können. Vom zurückbleibenden Stocke schied sich später abermals ein Theil aus, aus welchem durch nachmalige Theilung Griechen, Albanesen, Italer und Kelten hervorgingen; auch dieses Volk wanderte nach Westen und ergoß sich über den Süden und Südwesten Europa's und die kleinasiatische Küste. Der Rest blieb noch im Urlande, theilte sich später, wahrscheinlich ebenfalls erst auf der Wanderung nach Süden, in Indier und Perser, von denen die letzteren westlich, die anderen östlich abgingen.

Der indoeuropäische Sprachstamm, der die vollkommensten Sprachen in sich faßt, zerfällt also in acht Familien: die indische, persische, griechische, lateinische, slavische, lettische, germanische und keltische. Die Völker, welche diese Sprache reden, sind Träger der Civilisation und Kultur über den ganzen Erdball, sie sind activ, ihr Einfluß macht sich fühlbar in beiden Hemisphären. Es hat sich auch niemals die höhere geistige Entwicklung in anderen als indoeuropäischen Stämmen auf der östlichen Erdhälfte dauernd bewegen können; dazu trägt viel der Umstand bei, daß sie das einzige höher entwickelte Lebenselement der semitischen Völker und deren tiefe Religiosität in sich aufgenommen haben. An dem Mangel dieser Seite ging Griechenland, ging Rom zu Grunde, und Germaniens Söhne waren auserkoren, den seltenen Verein von griechischer Genialität mit jüdischer Religiosität als den Kern der neueren Zeit und deren Samen zu nachfolgenden Völkern über den Erdball zu verbreiten.

Versuchen wir jetzt eine allgemeine Uebersicht des Charakters der indoeuropäischen Sprachen zu geben, vergessen wir aber zugleich auch nicht der unsterblichen Verdienste zu gedenken, welche sich um die nähere Erforschung jener Sprachen Männer wie Wilhelm v. Humboldt, Grimm, Bopp, Schleicher und andere erworben haben und noch erwerben.

1) Die indische Sprachfamilie. An die Spitze dieser Familie wie überhaupt aller indoeuropäischen Sprachen tritt das Sanskrit, die gemeinsame Quelle vieler Sprachen Indiens. Aus grauester Vorzeit ist uns das Sanskrit bekannt und in den Vedas erscheint uns neben der ursprünglichen Welt, die sie uns erschlossen, eine nicht minder sich als uralt documentirende Sprache, welche vom späteren, dem sogenannten klassischen Sanskrit in lautlicher, grammatischer und lexikalischer Beziehung deutlich unterschieden ist. Das Sanskrit ist eine höchst verfeinerte und gebildete Sprache, welche allmälig ausgebildet wurde, bis sie in den klassischen Schriften vieler eleganten Dichter festgestellt war; die meisten dieser Dichter sollen in dem Jahrhundert vor dem Beginn der christlichen Zeitrechnung

geblüht haben. Offenbar stammt das Sanskrit von einer Ursprache, welche in verschiedenen Klimaten allmälig ausgebildet und in Indien zum Sanskrit, in Persien zum Pehlvi und an den Ufern des Mittelländischen Meeres zum Griechischen wurde. Es hat das Schicksal fast aller alten Sprachen getheilt und ist nun zur todten Sprache geworden. — Geschrieben auf zerbrechliche Palmenblätter, welche die Religion in den Tempeln verborgen oder bei den gläubigen Hindus von einem Zeitalter zum andern überliefert hat, sind diese ehrwürdigen Trümmer einer fast erloschenen Geistesbildung an das Licht getreten, um den Europäern nebst dem Grundstoffe ihrer eigenen Sprachen den Ursprung ihres Schriftenthums, ihrer Wissenschaften und ihrer Künste zu enthüllen. Reich durch ein Alphabet von 50 nach den Sprachwerkzeugen geordneten Buchstaben, und mit der Mannigfaltigkeit der Lautveränderungen das genaueste Ebenmaß, mit der Vielheit der Verbindungen die bewundernswürdigste Klarheit vereinend, stellt das Sanskrit die vollständigsten Sprachen Europa's dar und vereinigt sie.

Ohne hier auf den grammatischen Bau der Sprache weiter einzugehen, bemerken wir nur, daß der Satzbau einfach und logisch ist, und daß unzählige Zusammensetzungen der Wörter der Dichtkunst ein unbegrenztes Feld öffnen. Auch beherrscht die Dichtkunst gleichmäßig die vier Zeitalter der indischen Literatur. Das erste und religiöse Zeitalter, welchem die uralten Vedas angehören, weicht bald, in den heroischen Zeiten, den Gesetzen des Manu, des Gesetzgebers von Indien, den Puranas oder Jahrbüchern der Götterlehre, und den riesenhaften Gedichten Ramayana und Mahabharata, von denen das eine die Eroberung von Ceylon, das andere den Kampf zweier Königsgeschlechter preist, und deren Sänger Valmiki und Vyasa, zugleich Dichter und Weltweise, wie zwei hochherrliche, dem Homer gleichzeitige und mit ihm wetteifernde Gestalten erscheinen. Dann kommt das Zeitalter der Verfeinerung, in welchem, kurz vor Virgil, Jayadeva in seinen Hirtenelegien, und Kalidasa in seiner anmuthigen Sakontala der indischen Laute die reinsten und süßesten Töne zu entlocken wußten.

Nach ihnen begann das Zeitalter des Verfalles, welcher in den Erzeugnissen der späteren Jahrhunderte immer fühlbarer wird, und Indien hatte sich überlebt, als Europa kaum anfing, seine großen Erzeugnisse einzuleiten. Dennoch ist ihm seine Sprache geblieben, und dieses ernste und klangreiche Idiom wird noch jetzt, wie bei uns das Latein, von Indiens Gelehrten studirt; sein Sprachstoff ist in allen neueren Sprachen der Halbinsel vertheilt, und seine Schriftzeichen dienen, in verschiedener Weise verändert, allen dortigen Schriftarten zur Grundlage.

Das Sanskrit (d. i. Sprache der Weihe, Hochsprache) war, selbst zu der Zeit seiner allgemeinen Verbreitung, den bevorrechteten Ständen vorbehalten, im Gegensatz zu den lebendig, nach den immanenten Gesetzen der Sprachengeschichte sich weiter gestaltenden, in Laut und Form sich verändernden Volksmundarten, die in der ältern Zeit Prakrit (d. i. natürliche Sprache) genannt werden. Aus dieser ältern Volkssprache entwickelten sich im Verlaufe der späteren Zeit die zahlreichen Sprachen und Mundarten, welche jetzt in Indien gesprochen werden. Doch nicht rein aus sich selbst bildeten sich jene Sprachen. Denn Indien, von einer Menge Völker durchzogen und zu verschiedenen Malen von den grausamen Anhängern des Korans angefallen, sah seine Sprache sich verwirren und mit denen seiner mächtigen Sieger vermischen und so eine große Anzahl Sprachen erzeugen, welche jetzt seine verschiedenen Staaten trennen.

Die hauptsächlichsten der jetzt in Indien lebenden Sprachen sind: das am weitesten verbreitete Hindustanische, welches eine hauptsächlich durch Aufnahme persischer Wörter gebildete Modifikation des Hindi oder Hindevi, der Volkssprache von Oberindien, ist. Enthält dieses auch eine große Menge Sanskrit-Wörter, so hat es doch einen vom Sanskrit verschiedenen grammatischen Bau, indem es einen großen Theil seiner Inflexionen verlor, während dagegen das in Bengalen in der größten Reinheit gesprochene Bengalische nur wenige Wörter enthält, die nicht aus dem Sanskrit stammen. Außer den anderen jetzt noch in Indien gesprochenen, als Mahrattisch, Sindhisprache, Kaschmirsprache, Sprache der Siah-Posch (— Das sind die Kafirs, die nicht mehr in Indien wohnen. A. —) und andere, erwähnen wir hier noch das uns näher liegende Zinganische, die Sprache der nach Europa geflüchteten Zigeuner, welche nicht nur durch die Flexionsformen, sondern auch durch zahlreiche Wörter ihre Herkunft aus Indien erweist; so z. B. heißt in der Zigeunersprache das Wort Mensch manusch, und im Sanskrit mânusa, das Wort Kohle angar, und im Sanskrit angâra.

2) Die persische Sprachfamilie. Der Urtypus der persischen Familie ist das Zend, die heilige Sprache der Magier, die Sprache Zoroasters, welche, aus gleichem Stamme entsprossen mit dem Sanskrit, sich im Westen Asiens unter den „Anbetern der Sonne" verbreitet hat, und in welcher die heiligen Bücher (Zend-Avesta) der Parsen abgefaßt sind. Wichtig für uns aber ist das Zend namentlich deshalb, weil es gewissermaßen an der Spitze einer der zwei großen Abtheilungen der indoeuropäischen Sprachen steht, während das Sanskrit als das älteste Glied der anderen betrachtet werden kann. Zur ersten Klasse müssen die modernen persischen, sowie die germanischen und slavischen Sprachen gerechnet werden, während die klassischen Sprachen von Griechenland und Rom zum Sanskrit gehören.

Sehen wir das Zend als eine Mundart der alten Sprache, welche die Meder, Perser und Baktrer redeten, an, so ist der andere und bekannte Dialekt das Idiom, in welchem die keilförmigen Inschriften der achämenidischen Könige (Darius, Xerres, Artaxerres) geschrieben sind. Es war vermuthlich die Sprache Westpersiens, während man das Zend in den nördlichen Theilen sprach. Im Westen des Reiches bildete sich durch die Vermischung des Zend mit Syrischem eine neue Sprache, das Pehlvi, welches sich allmälig in die anderen Theile Persiens verbreitete. Die Wörter dieser Sprache sind sehr verstümmelt und entbehren fast aller grammatischen Endungen. Es war die Sprache des Mittelalters von Persien. Das Parsi, die altpersische Volkssprache (unter der Herrschaft der Sassaniden Hof- und Geschäftssprache) war ursprünglich die Mundart der Provinz Fars, deren Hauptstadt Schirâs ist. Es lebt vielleicht noch in den Dialekten der Parsen (Guebren), welche es, neben den Sprachen der Länder, in denen sie leben, verstehen und gebrauchen. (— In Bombay rc. sprechen und schreiben sie das Guzerati. A. —) Diese Sprache blieb unverändert bis zum Eindringen der Araber, welche ihr das Arabische beimischten und so das Neupersische, die Sprache der heutigen Perser, erzeugten. Das Neupersische ist, seines doppelten Ursprungs ungeachtet, welcher es zum Zend in dasselbe Verhältniß stellt, in welchem das Englische zum Deutschen steht, voll Kraft und Würze, Anmuth und Dichtung. Die Denkmäler seiner großen Schriftsteller, wie der Schahnameh von Firdusi

und der Gulistan von Saadi, geben ihm eine hohe literarische Wichtigkeit und beweisen, wie viel es noch leisten kann. Zugleich im Besitz der arabischen und indischen Wurzeln, deren Endungen es abkürzt, einfach und klar in seinem Satzbau, ausdrucksvoll in seinen Zusammensetzungen, selbst in seiner, durch das Arabische vervollkommneten Schrift zierlich, gilt es mit Recht für die ausgebildetste Sprache des neueren Asiens und ist neben dem Arabischen die Schriftsprache aller mohammedanischen Völker in Persien, Indien und Vorderasien.

Bezüglich des grammatischen Baues läßt sich auf eine ziemlich enge Verwandtschaft des Persischen mit dem Deutschen schließen. Es zeigt sich dies in der Lehre vom Artikel, in den Pluralendungen der Substantive, in der Conjugation und Anderem. Ja, was den Wortschatz anlangt, so läßt sich fast ein Drittel des ganzen Vorraths persischer Wörter durch ähnliche deutsche vertreten, denn die ganze Anzahl persischer Wörter beträgt 12,000, und davon hat fast 4000 das Persische mit dem Deutschen gemein. Wie groß die Aehnlichkeit beider Sprachen ist, beweise folgender Satz: Braderi men desti dochterek krift, mein Bruder griff die Hand (Taste) des Töchterchens.

Zur persischen Sprachfamilie gehören ferner noch:

Das Kurdische, die Sprache der zahlreichen Stämme im kurdistanischen Hochland; das Ossetische, eine mitten im Kaukasus, rings umgeben von Völkern, welche die kaukasischen Sprachen reden, gelegene Sprachinsel; das Afghanische oder Puschtu im Reiche Kabul, dessen grammatische Formen dem alten Zend entschieden näher stehen, als die des Persischen; das Beludschi an den Grenzen Indiens, und das Armenische von den Ufern des Euphrat bis zur Mündung des Kur in das Kaspische Meer. Die Literatur dieser Sprachen ist sehr umfangreich, und die grammatischen Formen bieten manche ganz eigenthümliche Erscheinungen dar.

3) Die griechische Sprachfamilie. Das Griechische umfaßt die Sprachen der Pelasger, eines thätigen und geistreichen Volkes, welches Thessalien, Epirus, die Küsten von Italien und Kleinasien und das griechische Festland nebst den Inseln bevölkerte, und aus dessen Mitte die Hellenen hervorgingen, welche Europa die schönste seiner Sprachen gegeben haben. (— Es gab auch semitische Pelasger. A. —) Die griechische Sprache, anfangs in die äolische und ionische Mundart getheilt, welche das Dorische und das Attische erzeugten, hatte sich schon vor ihrer festen Ausbildung durch Meisterwerke unsterblich gemacht. In einer Mundart, welche im Grunde Jonisch war, aber auch alle anderen Formen annahm, und deren Anmuth und Wohllaut die indische Sprache erreicht und fast übertrifft, hat Homer, der erhabenste der Dichter, Europa's hohe Bestimmung weissagend, den Sieg Griechenlands über Asien und die abendländischen Fahrten des Odysseus besungen. In der äolischen Mundart begannen die lyrischen Dichter ihre Oden, ehe die weniger liebliche, aber bestimmte attische Mundart die Muster aller übrigen Schreibarten in den Schriften eines Sophokles, Thukydides und Demosthenes darbot und die über das Meer verpflanzte dorische Mundart ihren Glanz den Sprachen Italiens mittheilte. So hat mehr als zweitausend Jahre lang die griechische Sprache sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt mit der Einheit der Grundregeln und der Mannigfaltigkeit der Formen, welche allem Schönen auf Erden eigen sind. Allgemein betrachtet ist die griechische Sprache durch ihren musikalischen Wohllaut, ihre reiche Formenmenge, ihre so zart abgestuften Zeitformen, ihren so klaren und logischen Satzbau und die Vielfachheit ihrer Zusammensetzungen ausgezeichnet vor allen anderen. Keine Sprache nähert sich darin und in Betreff der Endungen so sehr der alten indischen Sprache. Verdanken aber dieser die Griechen ihren Lautstoff, so haben sie von einem andern Volke die Kunst empfangen, ihn durch die Schrift darzustellen; denn ihr Alphabet ist das phönicische und chaldäische, welches sie verschönert und erweitert haben, indem sie es dem Wohllaute ihrer Sprache anpaßten.

Diese Sprache ist, nachdem sie so viele Jahrhunderte durchlebt hat, noch heutzutage, zwar geschwächt, aber nicht entstellt, in dem Neugriechischen lebendig. Abgesehen allerdings von den im Laufe der Jahrhunderte nicht zu vermeidenden Lautentstellungen ist sogar in den Formen der Declination und Conjugation, außer der Beimischung fremder, namentlich slavischer Wörter, der Unterschied vom Altgriechischen durchaus kein solcher, daß man etwa Mühe hätte, die Verwandtschaft beider zu erkennen. Die Entfernung vom Altgriechischen in grammatischer Beziehung ist selbstverständlich bedeutender in der Sprache des gemeinen Lebens und der niederen Stände, als in der Schriftsprache oder der Sprache der Gebildeten, wo die alten Flexionsformen mehr und mehr wieder eingeführt werden.

Als zur griechischen Sprachfamilie gehörend, betrachten wir noch die albanesische Sprache, welche lange Zeit der Gegenstand genauer Untersuchungen gewesen ist und von Manchem sogar aus der Reihe der indoeuropäischen Sprachen ausgeschlossen wird. Sie hat ihre Wurzel in dem, was der griechischen und lateinischen Sprache gemeinsam ist. So sehr herabgekommene Sprachen, wie das Albanesische, das überdies keine Literatur besitzt, können sehr leicht die charakteristischen Zeichen der Familie in der Flexion, die im Wesentlichen dem ganzen Sprachstamm gemeinsam ist, verlieren. —

Eine jedenfalls höchst eigenthümliche Erscheinung ist es, daß um die untere Donau und weiter nach Südwesten hin sich eine Gruppe Sprachen, die aneinander grenzen, zusammengefunden hat, welche, durchaus nicht mit einander verwandt, darin übereinstimmen, daß sie die verdorbensten ihrer Familien sind, nämlich das Albanesische in der griechischen, das Walachische in der romanischen und das Bulgarische in der slavischen Sprachfamilie.

4) Die romanische Sprachfamilie. Das Lateinische, diese kurze, kräftige Sprache, welche in ihrem Wesen mehr indisch ist, als selbst das Griechische, aber weniger reich als dieses an Endungen und weniger geschmeidig in ihren Verbindungen, hat mehre Umgestaltungen erlitten, bis es etwa im Anfange der christlichen Zeitrechnung festgestellt wurde. Rauh und plump in den Gesängen der Salier, kurz und kriegerisch in den Gedichten des Ennius, hat diese Sprache zur Zeit des Cicero und Livius, des Virgil und Horaz die edlen Formen, die Bedeutungsfülle und die männliche Schönheit angenommen, welche sie auszeichnen und einer großen Nation wahrhaft würdig machen. Die siegreichen Römer haben ihre Sprache von Italien aus bis in den fernsten Orient verbreitet und dem unterjochten Europa vorgeschrieben, und indem sie, nach blutigen Kämpfen, dieselbe mit den friedlicheren und dauerhafteren Eroberungen des Christenthums verbanden, haben sie sie zur Universalsprache, zum Organ der Wissenschaft und der Civilisation erhoben.

Das Latein hat einen bei weitem alterthümlichern Charakter bewahrt, als das Griechische. An eine Herleitung desselben aus dem Griechischen, das gepflegte und geliebte Steckenpferd der Philologen, denkt heutzutage wohl

Niemand mehr, denn man könnte ja mit mehr Glück aus der Aehnlichkeit beider Sprachen die entgegengesetzte Ansicht begründen! — Aber während die vom Volke selbst niemals gesprochene lateinische Schriftsprache im Ganzen zwar unverändert blieb, veränderte sich jedoch die wirklich lebendige, vom Volke gesprochene lateinische Sprache, die man seit der Bildung der correkten Schriftsprache nicht mehr zum schriftlichen Ausdrucke verwandte, natürlich fortwährend, wie das in jeder Sprache zu geschehen pflegt. Es trat in den verschiedenen Theilen des weiten Gebietes, das sich die lateinische Sprache im Laufe der Jahrhunderte errungen hatte, eine ungleichmäßige Veränderung der Sprachen ein. Als diese in dem Maße verändert waren, daß das Latein ihnen gegenüber nicht mehr als die Schriftsprache, sondern als eine wesentlich andere, fremd gewordene erscheinen mußte, begann man die inzwischen entstandenen neuen Sprachen auch in der Schrift zu gebrauchen. Diese sogenannten romanischen Sprachen, denen natürlich auch viele dem Lateinischen fremde, namentlich germanische Elemente inwohnen, sind die italienische, spanische, portugiesische, provençalische, französische, walachische und churwälsche Sprache.

Die italienische Sprache hat sich von allen ihren Schwestern am wenigsten durch fremde Mischung dem Lateinischen entfremdet. Sie wohnt ja auch im Mutterhause, ist ein Erzeugniß desselben Bodens, auf welchem die großen Geister Roms geblüht hatten, und erlangte, in Toscana, der uralten Wiege italischer Civilisation, ausgezeichnet gepflegt, bald den mannigfachen Wohllaut und die glückliche Biegsamkeit, welche sie bei Dante ernst, bei Ariost und Tasso lebhaft und glänzend, im geschichtlichen Vertrag würdevoll und für die Accorde der Musik empfänglich gemacht haben. Die lateinische Sprache hat eine ernste Hoheit; die Hoheit der italienischen Sprache ist ungezwungener und sanfter, sie ist die Sprache der Liebe und der Lieder. Sie verdient aber auch diese Bezeichnung durch ihre seltene Vereinigung von Weichheit und Klang und ganz besonders durch die Wahrheit dieses Klanges, wo südliche Lebenslust, glühende Leidenschaft, finstere Gefühle der Furcht und des Unglücks, alle in ergreifenden, entsprechenden Tönen sich kund thun. Freilich gilt das nicht von jeder italienischen Volksmundart, sondern hauptsächlich von der zarten und schönen Sprache Roms. Zur Dichtkunst bieten auch die zahlreichen Reime und die natürliche, fließende Betonung, die angeborne und angewöhnte Ausdrucksweise der Sprache die Hand; freilich nur zu der Poesie, welche Himmel, Erde und Volk Italiens erzeugen, nicht zu der schwermüthig schwärmenden, vom Geiste des Orients durchdrungenen der Spanier und heutigen Griechen; — hier ist Alles volle, glühende Wirklichkeit, ein reiches Leben voller Lust.

Das ernsthafte und feierliche Spanische hat nicht wie das Italienische die harten lateinischen Laute weggeworfen, noch wie das Französische die Endungen abgekürzt, und wenn es nicht eine bedeutende Anzahl Wörter germanischen und arabischen Stammes aufgenommen hätte, würde es dem Lateinischen näher stehen, als selbst das Italienische. Es gibt wohl nicht leicht eine Sprache, die mit der weichsten Aussprache eine so wunderbare Fülle stolzen Klanges verbände, als die spanische. Ihre majestätische Schönheit in der Form bildet dabei oft einen merkwürdigen Gegensatz zur Bedeutung, welche meistens der Kraft und Fülle durchaus nicht entspricht, denn das sehr volltönende Wort bezeichnet oft den geringfügigsten Begriff. Die spanische Grandezza ist ja sprichwörtlich geworden. Fehlt der Sprache zwar auch die Geläufigkeit und Lebhaftigkeit ihrer italienischen Schwester, so hat sie trotzdem nicht weniger Formen für die Zeitbeziehungen des Seins und Handelns, als diese. Im Conjunctiv, dessen Gebrauch mehr Bildung und Besonnenheit erfordert, weist sie sogar noch mehr Formen auf.

Es darf dieser Vorzug vor der italienischen Sprache durchaus nicht befremden. Denn wenn Mannigfaltigkeit in der Thätigkeit auf viele Thätigkeit überhaupt schließen läßt, so ist sie bei der spanischen Sprache vor Allem Beweis für ein reiches Leben. Diese Verschiedenheit von dem rascheren Feuer der italienischen Schwester scheint sich namentlich darin auszusprechen, daß die Zeiten, welche das spanische Zeitwort vor dem italienischen voraus hat, eine Vergangenheit und eine Zukunft sind. Das nimmer ruhende, heiße Leben will nur Gegenwart; ernste Besonnenheit dagegen blickt vorzugsweise gern in stille Vergangenheit und bedeutungsvolle Zukunft.

Obschon die portugiesische Sprache der spanischen sehr nahe steht, so ist sie doch weniger reich und weniger volltönend. Daß die Zahl der aus dem Lateinischen stammenden Wörter größer ist, als bei der spanischen Sprache, rührt wohl hauptsächlich daher, daß Portugal sich von der Herrschaft der Araber losriß, ehe noch der Einfluß ihrer Sprache so stark werden konnte, als in den spanischen Landen. Das Lautsystem ist äußerst verschieden von dem des Spanischen. Alle dort voller und härter klingende Consonanten sind hier weich und flüssig; sogar die einfachen Vokale sind häufig durch Verzwiefachung breiter auseinander geflossen. Dadurch verlieren sie und durch sie die Sprache einen großen Theil selbstständiger Kraft; doch sind so viele volltönende Endungen des Spanischen geblieben, daß sie sich mit jener größern Weichheit, sowie mit der raschen Zusammenziehung ernsterer Wörter zu einem recht lieblichen Ganzen vereinigen. Dadurch war die portugiesische Sprache von Anfang an sehr fähig, sanfte und doch heftig vorüberrauschende Gefühle in poetischem Gewande auszudrücken und hatte daher schon frühzeitig ihre Dichter. Wir erinnern nur an Camoëns.

Die provençalische Sprache war einst die gemeinsame Verkehrs- und Dichtersprache von ganz Südeuropa, ist zur Zeit aber nur noch Volkssprache des südlichen Frankreichs. Sie bildet zwischen dem Idiom des nördlichen Frankreichs und den Sprachen der pyrenäischen und der apenninischen Halbinsel eine natürliche, sprachliche, wie geographische Vermittlung, insofern in ihr gleichsam jede der übrigen romanischen Sprachen sich durch besondere Eigenthümlichkeiten mit vertreten sieht. Daher bemerken wir auch in dem ganzen Bau der provençalischen Sprache ein stetes Schwanken, ein sich Anschließen bald an die eine, bald an die andere Schwestersprache. Sie war die erste unter den romanischen Sprachen, welche sich einer poetischen Anwendung und einer feinen literarischen Behandlung erfreute, als die anderen, noch einzig auf den Gebrauch im täglichen Verkehr angewiesen, im Dunkel dahin lebten, unbeachtet von Dichtern und Gelehrten. Das Provençalische, worin die Lieder der Troubadours erklangen, und welches jetzt fast im ganzen südlichen Frankreich bis an die Loire und noch weiter hinaus, in der spanischen Provinz Catalonien und in einem Theile der Insel Sardinien, am schönsten aber in Languedoc gesprochen wird, drückt Gedanken und Gefühle mit französischer Leichtigkeit, Anmuth und Oberflächlichkeit aus.

# Der neue Staat Colorado in Nordamerika.

Die Benennungen, mit welchen die Nordamerikaner ihre Territorien und neuen Staaten belegen, sind im Allgemeinen recht gut gewählt, von dem Gebiete „Washington" abgesehen; denn dieser Name kommt doch allzuoft vor. Dasselbe gilt von dem Worte Colorado, das für den neuen Staat gar keine Bedeutung hat und nur Folge einer geschmacklosen Wahl ist.

Colorado wurde im März 1861 als Territorium organisirt und ist im Dezember 1865 als Staat in den Bund eingetreten. Er ist theils Prairie- theils Gebirgsland und recht eigentlich ein Binnenstaat, im Süden und Norden des 38. Breitengrades; er liegt also ziemlich in demselben Striche mit Kansas, Missouri, dem südlichen Illinois, dem nördlichen Kentucky und Virginien. Die Westgrenze wird von Utah, dem Mormonenlande, gebildet; die Nordgrenze von Dakotah und theilweise Nebraska; im Osten liegen theilweise Nebraska und dann Kansas; im Süden Neumerico. Die große Eisenbahn von Missouri bis zum Großen Weltmeere wird den neuen Staat in seinem nördlichen Drittel durchschneiden.

In diesen Theil der großen nordamerikanischen „Einöde" kamen weiße Ansiedler in Folge der Goldfunde am Pikes Peak so rasch und in solcher Menge, daß ihre Ziffer 1861 schon 42,538 betrug; man hatte eine sorgfältige Zählung veranstaltet. Etwa 6000 Köpfe waren Indianer: Arapahoes und Yutahs. Im folgenden Jahre waren schon an 70,000 Seelen in dem neuen Gebiete. Der östliche Theil, eine wenig fruchtbare, durch nichts anziehende Prairiegegend, wird niemals eine beträchtliche Bevölkerung erhalten; diese drängt sich am Gebirge zusammen.

Colorado bildet den 37. Staat in dem Republikenbunde. Es hat von Osten nach Westen eine Ausdehnung von etwa 400, von Norden nach Süden von etwa 300 Miles und zwischen 100,000 und 110,000 Quadratmiles, und wird von den Rocky Mountains durchzogen. Innerhalb seiner Grenzen entspringen der Rio del Norte, der in den Californischen Meerbusen fallende Rio Colorado, welchem man den Namen für den Staat entlehnt hat, der Arkansas, der Kansas River und der Plattefluß. Die vielgenannten Berggipfel Pikes Peak und Long's Peak, der Süd- und der Nordpark (auf dem erstern entspringt der Arkansas, auf dem letztern der nördliche Platte) liegen gleichfalls in Colorado. So bildet dieser Staat eine große Wasserscheide. Die Felsengebirge nehmen mit ihren Ausläufern und Verästelungen mehr als ein Drittel der Bodenfläche ein; sie stehen an ihrer Ostseite auf weite Strecken hin wie kahle Felsmauern da; daher der Name. Die beiden eben genannten Spitzberge erkennt man schon aus weiter Ferne und sie bilden Landmarken, welche für den Wanderer, der durch die Prairie gezogen ist, einen höchst willkommenen Anblick bilden. Auf den Steppen zogen noch vor wenigen Jahren die Büffel in unzählbarer Menge hin und her; jetzt werden sie schon selten.

Vor etwa sechzig Jahren reisten Lewis und Clarke durch diese Gegend und gaben zuerst nähere Nachrichten über dieselbe. Pelzjäger und Fallensteller, zumeist halbschlächtige Canadier, nahmen bei den Indianern Weiber und verkehrten mit den Rothhäuten; von Süden her kamen dann und wann einige neumericanische Hirten, aber vor 1858 hat sich kein weißer Mann in diesem Land angesiedelt. Damals schwärmte eine Schaar von Abenteurern bis an den Pikes Peak. Sie stammten zum Theil aus Georgien, hatten früher in Californien Gold gegraben, waren dann in dem durch abolitionistische Umtriebe zerrütteten und mit Blut bedeckten Kansas erschienen und zogen dann an den obern Arkansas und den Südplattefluß, weil sie gehört hatten, daß man dort Gold finde. Während der warmen Jahreszeit „prospekteten" sie umher, fanden aber, daß die Wirklichkeit ihren Hoffnungen nicht entsprach. Als der Winter kam, blieben sie im Lande und zimmerten sich Blockhäuser an einem Bache, dem Cherry Creek, der dort in den südlichen Platte mündet. Diese Hütten wurden Denver City benannt, und aus ihnen ist nun eine stattliche Ortschaft und Hauptstadt erwachsen, die schon mehr als 20,000 Einwohner zählt. Sie liegt etwa 3 deutsche Meilen von dem östlichen Fuße der Rocky Mountains entfernt, welche dort eine steile, weiße Mauer von etwa 2000 Fuß Höhe bilden; im Hintergrunde gipfelt sich dann auf einer Strecke von 10 bis 20 deutschen Meilen das Gebirge höher und höher auf.

Während der Winterzeit waren die Abenteurer nicht etwa unthätig; sie prospekteten weit und breit in der Gegend umher, fanden aber erst im Mai 1859 einige ergiebige „Diggings" am Clear Creek, etwa 9 Meilen westlich von Denver City. Inzwischen waren von Osten her viele Goldsucher herbeigeströmt, aber die meisten fanden sich getäuscht, denn sie fanden kein Gold. Deshalb kehrten tausende wieder zurück; mitten auf den Prairien begegneten sie anderen tausenden, welche ins Goldland ziehen wollten und trotz aller Abmahnungen wirklich dorthin gingen. Sie meinten, ihnen werde es schon vorbehalten sein, „Nuggets" zu finden. Ihre Hoffnung erfüllte sich; im Juni fand man die sehr reichhaltigen Gregory Diggings; dort waren viele „Diggers" an der Arbeit und sie gründeten auf jener Stelle Central City. Das war die zweite Stadt im Lande; sie liegt am Fuße des Pikes Peak und hatte 1863 schon mehr als 10,000 Einwohner.

Man weiß, wie es in den Gegenden, wo Gold gefunden wird, in den ersten Jahren zugeht. Phantastische Hoffnungen wechseln mit niederschlagenden Stimmungen ab. So war es auch in Colorado. Manche verließen unwillig das Land, um weiter im Norden oder Westen, in Montana oder Nevada ihr Glück zu versuchen. Eine leichte Arbeit ist das Diggen in Colorado nicht; das „Placer- und Gulch-Diggen" erfordert Anstrengungen, und das edle Metall liegt manchmal zwischen 8000 und 10,000 Fuß über der Meeresfläche. Man meint übrigens, wir wissen nicht, ob mit Recht oder Unrecht, daß Colorado an Quarzadern reicher sei, als Californien, aber zur Ausbeutung sind große Kapitalien und Maschinen erforderlich. Dieser goldführende Quarz wird um so reichhaltiger, je weiter man in die Tiefe kommt. Die Gregory Diggings haben in einem einzigen Jahre für mehr als 5 Millionen Dollars an Gold ausgegeben. Am westlichen Abhange der Snowy Mountains hat man neben dem Gold auch Silber gefunden; auch Blei und Quecksilber fehlen dem Staate nicht.

Und, was von sehr erheblichem Belang ist, unweit von Denver City an der Basis der Felsengebirge liegen Steinkohlen, von derselben Güte und Beschaffenheit, wie jene im südlichen Illinois. So ist in den holzarmen Ebenen nicht bloß einem empfindlichen Mangel abgeholfen, sondern auch der großen Eisenbahn, welche hier tief im Binnenlande sich mit Brennstoff versorgen kann, wird ein großer Dienst geleistet.

Die Bewohnerzahl betrug am Ende des Jahres 1865 schon über 100,000, und in den sonnigen Thälern des Gebirges wird neben der Viehzucht auch ein schwunghafter Ackerbau betrieben.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Die Schiiten in Persien.

Eduard Polack schildert dieselben in seinem trefflichen Buch über Persien in belehrender Weise. Der Perser rühmt sich, daß er Schiit und allein Mohammedaner sei; dem Sunniten gesteht er nicht das Recht zu, sich so zu nennen. Er erkennt die Sunna, die Ueberlieferung und die Auslegungen des Korans, nicht an, aber trotzdem ist seine Schiechlehre die complicirtere, entfernt sich mehr vom Monotheismus und ist von den widersinnigsten Sagen entstellt. Dagegen hat die Sunna den ursprünglichen Islam nur so weit umgestaltet, als es nothwendig war, um das ursprünglich für Nomaden gegebene Gesetz den Verhältnissen einer seßhaften Gesellschaft anzupassen.

Der Sunnit betet: „Es gibt kein göttliches Wesen außer Allah, und Mohammed ist sein Apostel." Er braucht nicht an die Wunder Mohammeds zu glauben, weil seine einfache und klare Lehre alle Wunder leicht entbehren kann. Der Schiit setzt zu obiger Formel noch hinzu: „Ali Wali Allah." Das Wort Wali hat sehr verschiedene Bedeutungen: Sklav, Diener, Vertrauter, Stellvertreter &c., und in den verschiedenen Bedeutungen dieses Wortes liegen auch die mannichfachen Nuancen der Schiechlehre. Die Meisten nehmen es in dem Sinne des Statthalters, Andere aber betrachten Ali als eine Incarnation Gottes, schreiben ihm zahlreiche Mirakel zu und stellen ihn hoch über Mohammed. Der Perser ruft daher nie den Namen Mohammeds an; sein gewöhnlicher Ruf, den er fast bei jedem Schritte und bei jeder Bewegung wiederholt, den man an alle Wände geschrieben, in die Rinde der Bäume eingeschnitten findet, ist: „Jā Ali!" Nur selten vernimmt man daneben: „Ai chuda!" O Gott! Dem Ali zunächst genießt sein Sohn Hussein die größte Ehre, derselbe, welcher in der Schlacht bei Kerbelah ums Leben kam.

Das Dogma der Schiiten besteht eigentlich nur in Verneinungen. Sie leugnen das Nachfolgerecht Omers, die Legitimität der drei ersten Chalifen Abubekr, Osman und Omer, weil das Chalifat rechtmäßig nur dem Ali gehört habe; sie leugnen auch die Ehrbarkeit Ayscha's, der Frau Mohammeds. —

Der Sunnit verrichtet sein Gebet ungern in einem Zimmer, wo unverzerrte Abbildungen von Menschen oder Thieren sich befinden. Anders die Schiiten; sie lieben die Bilder, und fast in jedem Hause des Volkes ist ein schlechter Holzschnitt zu finden, welcher den Propheten Ali vorstellt. Da man jedoch sagt, sein Gesicht sei von so vollendeter Schönheit gewesen, daß kein Maler sich daran wagen könne, wird er immer verschleiert dargestellt. Der König glaubt sich im Besitz des wahrhaften Conterfeis von Ali; es soll aus Indien zu ihm gekommen sein und wird in einem goldenen Kästchen mit feiner Emaillirung aufbewahrt. Wenn dasselbe durchs Zimmer getragen wird, verneigen sich alle Höflinge; auch der Schah macht eine tiefe Verbeugung gegen den heiligen Schrein. Vor einigen Jahren stiftete er sogar einen Orden des heiligen Ali und machte sich zu dessen Großmeister. Die Ceremonie wurde mit der größten Feierlichkeit vollzogen, und um ihr eine religiöse Weihe zu geben, wurden Priester dazu entboten; diese fanden sich jedoch nur mit Widerwillen ein, weil sie mit Recht in dem Akt einen wirklichen Bilderdienst erblickten, von dem der Koran so eindringlich abmahnt. Aus alle dem geht hervor, daß die Schiechlehre vom reinen Monotheismus abweicht.

Dem Perser ist erlaubt in Fällen, bei welchen ihm durch das Bekennen seiner Religion ein Nachtheil erwachsen könnte, dieselbe abzuleugnen. Deshalb geben sich die Perser häufig in türkischen Ländern für Sunniten aus und verrichten nach Art der letzteren ihr Gebet. Diese Heuchelei wird für erlaubt gehalten und herrscht auch im Verkehr der Perser unter einander. Man überbietet sich in Betheuerungen seines Glaubens und Anpreisungen der „gereinigten Religion", so sehr man auch gegenseitig von der Täuschung überzeugt ist. Dasselbe gilt von den Priestern; die Religion ist zur leeren Formel herabgesunken. Unter den Gebildeten glaubt Niemand an den Koran. Die einen setzen gar nichts an dessen Stelle, die anderen bilden sich eigene individuelle Ansichten oder nehmen das System von Derwischen an und verehren diese als ihre Leiter. Aus den letzteren bestehen die zahlreichen Sekten der Sufi's; doch gelten alle äußerlich für Schiiten. Jeder Perser glaubt sich zur Scheinheiligkeit berechtigt.

Bemerkenswerth und vollkommen entsprechend den Ansichten und Aussprüchen auch anderer gründlicher Kenner des Orients, welche Dinge und Menschen schildern, wie sie wirklich sind, ist folgende Aeußerung Polacks:

„Fast noch nie hat sich ein Muselmann aufrichtig zum Christenthum bekehrt; das Dogma der Dreieinigkeit ist ihm unfaßlich, eben so der Begriff christlicher Tugend und Entsagung. Man lese die ehrlichen Berichte der Missionäre und man wird in die Wahrheit des Vorstehenden keinen Zweifel setzen. Die mit so bedeutenden Kosten gedruckten, eingebundenen und gratis vertheilten Bibeln werden von den Empfängern sofort aus den Deckeln gerissen und im Bazar als Makulatur verbraucht. Der einfache Bibelstyl ist dem Perser zuwider; er liebt pomphafte Worte, eine blumige, bilderreiche Sprache, welcher er gern Gedanken und Inhalt aufopfert. Zuweilen ließ sich der Schah zur Belustigung einige Kapitel aus der Bibel vorlesen, und jedesmal brachen er und seine Höflinge sehr bald in lärmendes Gelächter aus, so daß an ein Fortsetzen der Lectüre nicht zu denken war. Damit dem Koran, trotz seiner Heiligkeit, nicht ein ähnliches Schicksal zu Theil werde, ist es bekanntlich verboten, ihn ins Persische zu übersetzen."

Die Priesterschaft weiß auch in Persien die sogenannten göttlichen Dinge sich trefflich nutzbar zu machen, um irdische Vortheile zu erbeuten. Mohammeds Religion kennt gar keinen Priesterstand im eigentlichen Sinne des Wortes, eben so wenig einen Tempel. Jedermann ist befugt, mit lauter Stimme das Gebet, Asan, vorzutragen, und jeder Ort kann dazu gewählt werden. Wenn sich trotzdem eine Priesterschaft ausbilden konnte, so geschah es, weil der Koran in arabischer Sprache geschrieben, also nur den Gelehrten zugänglich ist, und weil nach dem strengen Ritus Gebete und Trauungsformeln mit reinem arabischen Accent ausgesprochen werden sollen. Das gelingt aber der persischen Kehle nur nach jahrelanger Uebung oder eigentlich niemals. So entstanden die Scheich ul Islam, die Iman Dschumeh, die Mutschtehid und der Troß der Mulas (Mollahs). Die drei ersteren müssen aus dem Stamme des Propheten, die letzteren können auch aus dem Volke hervorgehen. „Anfangs waren es durch Frömmigkeit und Kenntnisse ausgezeichnete Männer, nach und nach aber mißbrauchten sie ihre bevorzugte Stellung, sie verdrängten die Kasis, weltlichen Richter, und maßten sich ausschließlich die Befugniß an, Recht zu sprechen und Prozesse zu schlichten; sie verfälschten Testamente, verdrehten das Recht, ließen sich bestechen, beraubten Wittwen und Waisen, verborgten unter der Hand Geld auf hohe Zinsen und ergaben sich den gröbsten Ausschweifungen. Sie verstanden es, die niederen Volksklassen an sich zu fesseln, indem sie Verbrechern ein schützendes Asyl gewährten und, selbst ungläubig, die Menge fanatisirten. Es ist schon so weit gekommen, daß kein Testament vor ihren Praktiken sicher ist, und

daß notorisch das Gut der Wittwen und Waisen von ihnen „verspeist“ wird. Während sie vor der Welt Armuth und Demuth heucheln, sammeln sie für sich, ihre Familien und Moscheen Reichthümer an, denn auch die Erträgnisse des Moscheengutes fallen ihnen zu. Der Bürgerstand haßt sie und sie werden, außer vom Pöbel, verachtet; in der öffentlichen Meinung ist der Stand der Mulas sehr gesunken; sie werden häufig in obscönen Bildern als handelnde Personen dargestellt und in den beliebten Theaterpossen ihrer spitzfindigen Gesetzesauslegungen wegen verspottet.“

---

## Der Ongkor-Wat in Kambodscha.

Adolf Bastian. — Wir haben über dieses wunderbare Gebäude, das sich in der Waldeinöde unsern vom Tuli sap erhebt, in früheren Bänden des Globus ausführliche Mittheilungen gegeben, und der Bericht Heinrich Mouhots war der erste, welcher über diesen Prachttempel erschien; vor 1860 war derselbe den Europäern völlig unbekannt.

Wir dürfen eine durchaus specielle Schilderung über den Ongkor Wat und überhaupt die Ruinen in Kambodscha von Adolf Bastian in Bremen erwarten. Unser Freund hat sich Monate lang in jener Gegend aufgehalten, Alles genau durchforscht, und wir waren erstaunt, als wir die hunderte von Zeichnungen sahen, welche Bastian an Ort und Stelle hat machen lassen. Von den Inschriften hat er Abdrücke genommen, die, wie wir aus eigener Anschauung bezeugen können, ungemein treu und deutlich ausgefallen sind. Bastian ist eben jetzt (Dez. 1865) mit Entzifferung und Erklärung derselben beschäftigt. Er arbeitet an einer urkundlichen Geschichte der hinterindischen Staaten und hat in jenen Ländern eine Anzahl von Handschriften gesammelt, die in Europa noch unbekannt sind.

Ueber den Ongkor Wat sagt er, der alle großartigen Bauwerke auf beiden Erdhalben gesehen hat (die von Yucatan allein ausgenommen), daß sie allerdings die übrigen ohne Ausnahme hinter sich zurückließen, und daß Mouhot nicht im Mindesten übertrieben habe.

Wir finden uns zu diesen Bemerkungen veranlaßt, weil uns eben ein Bericht aus dem „Courier de Saigong“ vorliegt. Von dieser Stadt aus sind mehrfach Franzosen nach dem Tempel hingewandert und auch sie können nicht genug Worte für ihre staunende Bewunderung finden. Der Bericht im „Courier“ sagt: Der Tempel erhebt sich inmitten einer Waldlichtung; er ist vortrefflich erhalten, nur einige Nebenwerke liegen in Trümmern, im Uebrigen zeugt nichts von Verfall. Kein einziges Denkmal alter oder neuer Zeit bietet in architektonischer Beziehung ein so vollständiges Ganze und zugleich eine so vollkommene Ausführung der Einzelnheiten, mit seinem dreifachen Peristyl, den Glockenthürmen, den Skulpturen und allen den baulichen Herrlichkeiten. Wer hat ein so wundervolles Prachtgebäude aufgeführt? Die Inschriften sind in Pali, aber es fehlt der Schlüssel, diese Art des alten Pali zu entziffern. (Bastian glaubt, wie schon gesagt, denselben zu haben, und ist seiner Sache sicher.) Das Volk sagt, der Tempel sei von Riesen gebaut worden. Der „aussätzige König“ (dessen Porträt und Statue wir im Globus VI, S. 259) mitgetheilt haben, scheint eine halb geschichtliche, halb phantastische Gestalt zu sein, ein mächtiger Herrscher, unter welchem das alte Reich Khmer, denn so hieß Kambodscha, im südöstlichen Asien eine bedeutende Machtstellung hatte.

An die Zerstörung des Gebäudes hat sich Niemand gewagt, weil die Heiligkeit des Ortes davon abschreckte. Ringsumher ist aber Alles voll von Ruinen. Gleich nördlich vom Tempel erhebt sich ein dichter Wald, in welchem man kaum ein paar hundert Schritte gehen kann, ohne auf Trümmer von Palästen und Tempeln zu treffen, die auch großartig und prachtvoll gewesen sein müssen. Diese Ruinen einer ehemaligen großen Stadt erstrecken sich eine Länge von 8 bis 10 deutschen Meilen weit! „Paris und London erscheinen, daneben gehalten, als Flecken;“ so sagt der französische Beobachter im „Courier de Saigong“.

Nun fragt sich, in welche Zeit die Schöpfung dieser gewaltigen Bauwerke fällt? „Der Geist verliert sich in allerlei Vermuthungen. Jetzt ist der Boden mit einem vielhundertjährigen Walde bedeckt; Ruinen und Pflanzenwuchs bilden ein so wirres Durcheinander, daß man die einen vom andern kaum unterscheiden kann. Man muß sich mit dem Beil in der Hand einen Weg bahnen, und wenn man bis zum Innern eines Gebäudes durchgedrungen ist, dann flattern ganze Wolken von Fledermäusen auf und verbreiten einen unausstehlichen Geruch.“ Der französische Beobachter war nur zwei Tage in der Umgegend des Ongkor Wat. „Hier wäre für die Wissenschaft eine herrliche Aufgabe zu lösen. Man sollte eine Kommission ernennen, die aus Photographen, Zeichnern, Geometern und Archäologen (wir fügen hinzu auch aus Sprachkundigen) gebildet sein müßte. Sie würde erhebliche Resultate für die Wissenschaft zu Tage fördern.“

Adolf Bastians Werk wird, wie wir hören, im Jahre 1866 erscheinen.

---

**Livingstone,** der bekanntlich wieder eine Reise nach Ostafrika unternommen hat, war am 11. September in Bombay angekommen, wo er die nöthigen Vorkehrungen zu seiner Expedition treffen wollte. Er beabsichtigt die Region zu erforschen, welche zwischen dem nördlichen Punkte der auf seiner vorigen Reise besuchten Gegend und dem Tanganyika-See liegt; er will namentlich die Flüsse genau untersuchen, welche im Norden des Sambesi und bis zum Aequator hin aus dem östlichen Afrika dem großen Indischen Oceane zufallen. Ende Oktobers oder Anfang Novembers 1865 gedachte er an der afrikanischen Küste zu sein. Wir können der ausdauernden Beharrlichkeit dieses Reisenden unsere Bewunderung nicht versagen.

---

**Notizen aus Indien.** Die englische Regierung hat sich die größte Mühe gegeben, einer sehr nachtheiligen Unsitte entgegen zu treten, dem Verhandeln junger Mädchen von Seite der Eltern. Es hält aber sehr schwer, uralte Gewohnheiten auszurotten. In Meywar dauert dieser Verkauf immer noch fort. Die Bhils kommen aus ihren Bergen herab, durchziehen die Dörfer im Unterlande und führen dann die von ihnen eingehandelte lebendige Waare hinweg. Neuerdings sind sehr strenge Maßregeln dagegen ergriffen worden, aber man hat eine schwierige Aufgabe, weil Eltern und Käufer unter einer Decke spielen und der Handel nur insgeheim abgemacht wird.

Dagegen zeigt sich in den Kassiabergen eine Art von Fortschritt. Indische Blätter melden nämlich, daß die Kassias und Dschyntyas einige Gewohnheiten civilisirter Menschen anzunehmen beginnen und einige barbarische Bräuche abschaffen. Aber an der Verehrung des Affen und des Schakals halten sie noch fest, und dagegen hat sich bisher noch nichts thun lassen. Menschenopfer werden von der englischen Regierung durchaus nicht mehr geduldet, aber es kommen doch noch entsetzlich grauenhafte Dinge vor. Der Radscha des Landes hat eine Schwester, die sich in den Kopf setzte, der Göttin Kali ein derselben würdiges Opfer zu bringen. Sie führte ihren Entschluß ohne Zögern aus, indem sie ihren zeitweiligen Geliebten, der übrigens bei ihr in hoher Gunst war, festnehmen und sofort lebendig braten ließ! Dieser Vorfall kostete übrigens ihrem Bruder, dem Radscha, den Thron, denn die Engländer setzten ihn ab.

Die berühmten Tempelgrotten von Elephanta befinden sich in einem kläglichen Zustande, und die Skulpturen werden allmälig zu Ruinen. Ein Engländer, welcher sie 1865 zweimal besucht hat, stimmt darüber ein lautes Klagelied an. Die schönsten Skulpturen sind durch den Fanatismus der portugiesischen Barbaren schon vor Jahrhunderten arg beschädigt worden; hinterher sind dann „Liebhaber“ gekommen und haben Vieles zerschlagen und abgebrochen, um ihr „Museum“ zu bereichern. Vor der Stirne der allergrößten Statue, welche sofort dem Auge des Eintretenden auffällt, und welche die indische Dreieinigkeit (die Trimurti: Brahma, Wischnu und Siwa) darstellt, haben Leute wie Johnson, Robertson, Brown, Miller ꝛc. ihre berühmten Namen eingehauen oder mit schwarzer Farbe aufgepinselt. Daß man den Statuen Nasen abschlägt, gehört zu den „Belustigungen“, eben so das Grogtrinken und das Veranstalten von Pikniks in den Tempelräumen. „Das Alles ist schlimm genug, aber doch nicht das Allerschlimmste. Eben jetzt (Herbst 1865) beschäftigt eine Compagnie mehre tausend Kulis, und das Haus Nicholson läßt schon auf der Insel Elephanta arbeiten; man will dieselbe mit Bombay durch Brücken verbinden. Dann, es ist in der That zu befürchten, wird wohl beantragt werden, die Skulpturen aus dem Tempel nach dem Victoria-Museum in Bombay zu schaffen oder gar nach London in das South Kensington Museum. Und Wichtigkeit und Bedeutung haben diese Götterbilder doch nur an Ort und Stelle, da, wo die alten Weisen des Morgenlandes ihren Träumereien nachhingen. Man lasse diese Tempel doch ja in ihrer feierlichen und majestätischen Vereinsamung und bewahre und beschütze das, was noch nicht zerstört worden ist, vor Verwüstung.“

---

**Der Caraïbenkönig Stephan Canut auf der westindischen Insel Dominica, Anno 1865.** Als der Dänenkönig Canut den Wellen Halt gebot, ließ er sich nicht träumen, daß er nach vielen Jahrhunderten einen braunen Namensvetter auf den Antillen bekommen würde. Die Caraïben bildeten bekanntlich zur Zeit der Entdeckung Amerika's die Bevölkerung auch auf den Kleinen Antillen. Sie sind nach und nach durch die Spanier ausgerottet worden, bis auf wenige vereinzelte Spuren. Auf Dominica sind jetzt noch etwa 300 Köpfe übrig, welcher die katholischen Missionäre sich annehmen. In den ersten Monaten des Jahres 1865 waren einige Patres bei ihnen und ließen einen König wählen; „ganz freie, nicht von oben her beeinflußte Wahl, allgemeines Stimmrecht nach alter Landesart." Das Volk erklärte sich für Stephan, der blutsverwandt mit dem vor etwa 15 Jahren verstorbenen König ist. Der Bericht in den Lyoner „Annales" (Nr. 223) sagte, es sei gerade der Tag des heiligen Canut von Dänemark (der 19. Januar) gewesen; deswegen nannte man ihn Stephan Canut und das Volk rief: „Vive le roi Canut!" Dazu knallten Flintenschüsse; dann kam ein Tedeum und die Priester sangen dreimal das Domine salvum fac regem Canutum!

Was hier gesagt wird, ist nicht etwa ein Scherz, es steht in den „Annales de la propagation de la foi" buchstäblich so. Der geistliche Berichterstatter setzt hinzu, es habe allerdings an etwas Wesentlichem gefehlt, nämlich an einem königlichen Bankett; man habe nur Schiffsbrot und harte Eier zu beißen gehabt. Indessen sie wußten sich zu helfen. Pater Prosper stieg mit einigen jungen Caraïben in den Fluß, um Krebse und Fische zu fangen. Die Ausbeute war leidlich, und da auch etwas Maniokmehl und einige süße Kartoffeln herbeigeschafft wurden, so ging noch Alles ganz erträglich. Die Gesundheit Seiner Caraïbischen Majestät wurde in kaltem Grog getrunken. Als die Missionäre im August wiederkamen, wurden sie vom Könige schon besser bewirthet, man hatte sich auf sie eingerichtet und viele Kränze gewunden.

Nun kommt aber wieder der alte ewige Jammer, die stete Klage. Nur etwa 50 von den 300 Caraïben hatten sich eingestellt, alle übrigen waren fortgeblieben, weil sie nicht so viel Bekleidung hatten, um ihre Blöße decken zu können. Diese „frommen Christen" beten wohl, so gut oder so schlecht sie es eben verstehen, aber arbeiten? Niemals! Sie lassen ihre Kinder splitternackt laufen und solche nackte Kinder dürfen die Schule nicht besuchen. Durch die Missionäre wurden diese Caraïben, die übrigens längst nicht mehr reines Blut haben, sondern sehr stark mit Negerelement versetzt sind, nur in ihrem Müssiggange bestärkt. Man hielt sie nicht zur Arbeit an, sondern schenkte ihnen ein Dutzend baumwollener Kittel. Allerdings, wie es heißt, denen, welche Bäume zum Bau der Kirche umhauen. Außerdem bekommen sie noch Lebensmittel. „Dank ihrer Arbeit (!) haben wir nun 8000 Bretter beisammen." Was für Arbeit! Auf dem üppigsten Boden hungern diese Barbaren.

---

**Agassiz in Brasilien.** Er hat seine Expedition zur Erforschung des Landes in vier große Abtheilungen gesondert. Die eine hat den Süden von der Provinz S. Paulo an zum Schauplatz ihrer Thätigkeit, die ganze Gegend zwischen dem Parana und dem Atlantischen Ocean. Die zweite untersucht die Küstenregion von Rio de Janeiro nach Norden hin bis Bahia und bis zum San Francisco; die dritte erforscht das Innere dieser Region westlich vom San Franciscoflusse und zwischen dem 10° südl. Br. und dem Wendekreise des Steinbocks. An der Spitze der vierten Abtheilung steht Agassiz selbst; sie hat sich die Erforschung des Amazonenstromes und seiner wichtigsten Nebenflüsse als Ziel gesteckt.

---

**Santos in der brasilianischen Provinz S. Paulo** ist einer der wichtigsten Häfen für die Verschiffung von Kaffee. In dem Handelsjahre vom 1. Juli 1864 bis 30. Juni 1865 wurden von dort 328,139 Sack Kaffee verschifft. In dieser Zeit liefen 118 ausländische Fahrzeuge ein, und dabei nahm die deutsche Seefahrt den ersten Rang ein. Während die Zahl der englischen Fahrzeuge nur 29 betrug, stellte sich jene der deutschen auf 36; davon waren 22 hamburger, 7 hannoveraner, 3 bremer und je 1 oldenburgisch, preußisch, lübeckisch und mecklenburgisch. Direkt nach Hamburg gingen 49,266 Sack Kaffee.

---

**Deutsche Arbeiter in den südlichen Vereinsstaaten.** Da mit den Schwarzen durchaus nichts anzufangen und auf einigermaßen andauernde Arbeit von ihrer Seite gar nicht zu rechnen ist, so sucht der Süden sich anderweitig Arbeiter zu verschaffen. Ein französischer Spekulant hat sich erboten, vorerst 10,000 indische oder chinesische Kulis zu importiren. Und zu Mobile in Alabama hat sich eine Compagnie gebildet, um deutsche Einwanderer gleich bei ihrer Einwanderung in Newyork als Arbeiter für den Süden zu engagiren. Es wird sich also ein ähnliches Schauspiel wiederholen, wie das abscheuliche Rekrutenabfangen während der letztverflossenen vier Jahre. Viele tausende unserer Landsleute wurden beschwindelt und mußten in der Freiheitsarmee der Yankeepatrioten Kanonenfutter abgeben. Jetzt will man sie sofort nach dem Süden „engagiren", wo sie an der Stelle der nichtsnutzigen Neger arbeiten sollen. Und wie unbefangen wird dieser Menschenhandel betrieben? „Die Compagnie erbietet sich, männliche Arbeiter das Stück zu 150 Dollars, weibliche zu 100 und Kinder zu 50 Dollars per Jahr zu liefern." Die in Mobile und überhaupt im Staat Alabama ansässigen Deutschen haben aber gegen dieses von Yankees ausgesonnene Projekt, das reiner Handel mit Menschen sei, nachdrücklich protestirt. Viele Plantagen im Staate Alabama haben ein Klima, welches den Weißen nicht erlaubt, Feldarbeiten zu verrichten. Es ist aber wieder recht „smart", daß die abolitionistischen Yankees den Plantagen erst die Arbeiter entzogen haben, und daß sie dann sich erbieten, gegen gute Provision Arbeiter aus Deutschland auf die Plantagen zu liefern.

---

**Dampfschifffahrt auf dem Amazonenstrome.** In einem Handelsschreiben aus Pará, das bekanntlich an der Mündung des Amazonasdelta liegt, wird gemeldet, daß viele Handelsleute aus Bolivia den Madeira hinab kommen und in Flachbooten Baumwolle, Chinchona (Fieberrinde), Häute, Goldstaub und Silber in Barren nach der Stadt Serpa am Amazonas bringen, wo dann diese Waaren auf die Dampfer übergehen. Auf dem obern Amazonas haben die Peruaner 2 Dampfer, den „Pastaza" und den „Morona", jeden von 500 Tons. Zwei kleine Dampfer, der „Putumayo" und der „Napó", die nur 20 Zoll Tiefgang haben, fahren auf den Nebenflüssen. Die beiden größeren laufen monatlich zwischen Yurimagoes und Tabatinga, welches an der brasilianischen Grenze liegt, und legen bei Iquitos, Nauta und Loreto an. Die Peruaner machen in Pará beträchtliche Einkäufe, aber ganz Peru, so weit es auf der Ostseite der Andes liegt, hat nur eine einzige Industrie: die Verfertigung von Strohhüten. Im Handelsjahre 1864/65 sind aus Peru nicht weniger als 170,000 Stück solcher Strohhüte nach Pará gekommen; sie kosteten durchschnittlich 6 Dollars das Stück und haben einen Gesammtwerth von etwa 120,000 Pfd. Sterl.

---

**Religiöse Begeisterung der Neger in Louisiana.** Das deutsche „Newyorker Journal" enthält die nachstehende Schilderung aus Neworleans:

„Ein hervorragender Zug des amerikanischen Negers ist seine Vorliebe für lärmende religiöse Demonstrationen, wie dies von Reisenden im Süden schon öfters bemerkt worden ist. Man sagt, daß die Chinesen sich die Tapferkeit oder den Heroismus nicht anders vorstellen können als in Begleitung von Gongs und Tam-Tams, und die Neger haben ähnliche Ideen hinsichtlich des Gottesdienstes. Nicht nur halten sie dabei einen möglichst großen Lärmen und Spektakel für ganz wesentlich, sondern sie begleiten denselben auch, gleich den indischen Fakirs, mit Körperverdrehungen und Muskelverrenkungen.

Die Scenen, die bei ihren religiösen „Erweckungen" in ihren Kirchen vorkommen, müssen jeden denkenden Menschen mit Widerwillen erfüllen. Vor einiger Zeit wohnten wir in einer hiesigen Kirche einer solchen Erweckung bei, wobei sich die handelnden Personen mehr wie wilde Thiere in einem Käfige als wie vernünftige Wesen geberdeten. Ein solcher Anblick spottet aller Beschreibung, und wollte man den ganzen Hergang getreulich schildern, so würde es Jedermann für eine Carrikatur und Burleske halten. Doch treten wir ein in eine farbige Kirche, wo gerade einige Neubekehrte von einem weißen Missionär aus Massachusetts die Taufe erhalten. Die Scene, die wir hier erblicken, bietet eher ein Bild von Besessenen als von Christen, vor Allem aber ist sie im höchsten Grade lächerlich. Vor dem Altar stand ein großer Wasserbehälter, dem sich die Täuflinge der Reihe nach näherten, während die Gemeinde sang, kreischte, brüllte und stampfte. Zwei Gruppen tanzten im Chorgang, während andere sich umarmten und sich die Hände schüttelten. Eine Negerin sprang vorwärts und rückwärts über einen Sitz und andere saßen in den Ecken und kreischten lustig „Hi, Hi."

So oft ein Täufling an das Wasser trat, entstand eine augenblickliche Stille, aber sobald derselbe untergetaucht war und auf eine Plattform auf der andern Seite trat, begann das Schreien und Kreischen von Neuem. Die Wiedergeborene ihrerseits (es waren größtentheils Negerinnen) begann nun auf der Plattform eine Reihe gymnastischer Produktionen, daß man glaubte, es müßten ihr alle Knochen im Leibe entzwei brechen. Sie kreischte und stampfte mit den Beinen und machte mit ihren Gliedern allerhand seltsame Bewegungen, die nichts weniger als anständig und beinahe obscön waren. Dies setzte sie so lange fort, bis sie erschöpft und steif wie ein Stück Holz zu Boden fiel. Dann traten ein halbes Dutzend Männer vor und trugen sie weg. Auf diese Weise wurden sieben Negerinnen hinweggetragen, nachdem sie die eben beschriebene Operation durchgemacht. So oft eine an ihm vorbeigetragen wurde, rief der Missionär aus Massachusetts „Glory" und verdrehte dazu die Augen, während seine Hände über seinem Kopfe gefaltet waren und ein gottseliges Lächeln um seine scharfen Mundwinkel spielte. Er war ein Mann, der es wohl verstand, diese einfältigen Creaturen aufzuregen und bis zur Raserei zu entflammen und dabei glaubte er, oder schien wenigstens zu glauben, daß er ein Gott wohlgefälliges Werk thue.

Dieses Kreischen und Schreien, das oft die ganze Nacht durch dauert, ist für die Nachbarschaft äußerst lästig, aber wenn sich die Leute darüber aufhalten, so werden sie von den Methodisten und Baptisten der Rohheit beschuldigt.

Der „Sentinel" schildert ähnliche Auftritte in Thibodeaux und sagt dazu: „Indem die farbigen Methodisten den Weg zum Himmel suchen, machen sie einen solchen Spektakel, daß der Aufenthalt in Thibodeaux für andere Leute zum Fegefeuer wird."

---

**Das Missouri-Paradies.** Während im Innern des Staates Missouri noch die übliche Anarchie und Confusion herrscht, scheint die Stadt St. Louis an Annehmlichkeiten nicht zurückbleiben zu wollen. Der „Neue Anzeiger des Westens" zu St. Louis enthält folgende einladende Schilderung der dortigen Zustände:

„Die zahllosen Verbrechen, welche seit etwa zwei Wochen im Bereiche unsrer Stadt verübt worden, und von denen noch nicht einmal alle zur Kenntniß des Publikums gelangt sind, geben der hiesigen „Dispatch" Anlaß, Folgendes zu schreiben:

„Die durch Gauner in unsrer City verübten Verbrechen mehren sich stündlich an Zahl und nehmen fortdauernd an Kühnheit zu. Das Verzeichniß der gestern begangenen Verbrechen wird von dem des nächsten Tages übertroffen. Die Verwegenheit, mit welcher an einem Tage ein Diebstahl ausgeübt wird, wiederholt sich in gesteigertem Maße bei einem noch weit kühneren Diebesunternehmen am folgenden Tage, so daß die Bewohner von St. Louis mit gespannter Erwartung dem nächsten Morgen entgegensehen, in der Voraussetzung, daß in der Nacht zuvor die Diebe und Einbrecher mit noch verstärkter Verwegenheit zu Werke gegangen sein werden. Alle bis zu dieser Zeit üblich gewesenen Vorsichtsmittel und Sicherheitsmaßregeln erweisen sich als gänzlich nutzlos gegenüber der Schlauheit und Hartnäckigkeit des Spitzbubengelichters, welches die Stadt überflutet. In Bankhäuser, Geschäftsofficen, Hôtel-Parlors, die belebtesten Straßen, Straßeneisenbahnwagen, Eisenbahnhöfe, in die Schlafzimmer von Damen in Privathäusern — überall bringen die Gauner bei Tag und bei Nacht ein, so daß der Bürger seine Person und sein Eigenthum nirgends für sicher vor diesen Schurken halten kann. Um 8 Uhr Abends werden Leute dicht unter den Gaslaternen, an den Hauptstraßen angefallen und beraubt. Am hellen Tage werden Banken bestohlen. Collektoren und Kassenboten werden um die Mittagsstunde, im Centrum der Stadt, überfallen und der Gelder, die sie bei sich tragen, beraubt. Den Damen werden, während sie sich vollkommen sicher zu sein einbilden, die Portemonnaies auf der Straße aus den Händen gerissen, in zahllosen Häusern allnächtliche Einbrüche und Diebstähle verübt.

Und trotz alle dem geschehen keine Verhaftungen! Nicht Einer von den Urhebern dieser vielfachen Verbrechen wird zur Verantwortung gezogen. Es wird eben so wenig entdeckt, wer gestern eine Bank bestohlen, als wer heute den Collektor beraubt hat. Die städtischen Behörden thun durchaus nichts, um uns vor den Schurken zu beschützen, die uns dicht unter deren Augen berauben. Sie thun uns so wenig Gutes, daß wir ohne Polizei und ohne Polizeikommissäre grad' so gut fahren würden. Die Stadt ist von Gesindel aller Arten überfüllt. Die Gauner schwärmen in Myriaden auf den Straßen und in den Hôtels. Die Polizisten begegnen ihnen und sprechen mit ihnen tagtäglich und dennoch wird Keiner von ihnen verhaftet. Die Polizei-Commissioners haben die Fassung verloren. Sie besitzen keine Erfahrung in ihrem Amte und kennen die Gewohnheiten und Verstecke des Feindes wenig. Sie können einen gutgekleideten Spitzbuben nicht von einem Gentleman unterscheiden. Die Diebe begegnen und kommen ihnen jeden Tag nahe; während sie die Commissioners kennen, erkennen die unerfahrenen Commissioners sie nicht. Es war Gebrauch des frühern Polizeichefs, so oft er einen Schurken von Profession in der Stadt entdeckte, ihn sofort verhaften zu lassen oder aus der Stadt zu schicken; der jetzige Chef erkennt dagegen nicht Einen aus einem Dutzend Gauner, denen er auf seinem Wege täglich begegnet, er kann also auch keine Maßregeln wider sie ergreifen. Die Folge davon ist, daß wir uns ganz in den Händen der Schurken befinden. Sie rauben, stehlen, räumen uns die Taschen aus, brechen in Häuser ein und überfallen den Bürger mit einer Verwegenheit, die nicht ärger sein könnte, wenn gar keine Polizei da wäre!"

---

r. **Der Handel Rußlands im Jahre 1864.** Nach der „Akademiezeitung", die zuerst darüber eine Mittheilung macht, hat der Handel Rußlands mit Europa im Jahre 1864 in Bezug auf die Ausfuhr gegen 1863 um mehr als 30 Millionen zugenommen. Sie betrug $171\frac{1}{2}$ Millionen gegen $140\frac{4}{5}$ Mill. im Jahre 1863. Davon kamen $164_{,80}$ Mill. auf Europa, $6_{,84}$ Mill. auf Finnland. Die Getreideausfuhr ($54_{,7}$ Mill.) zeigte eine Zunahme von $10_{,6}$ Mill., Schafwolle (19 Mill.) hat eine Mehrausfuhr von $4_{,9}$ Mill., Leinsamen von $6_{,4}$ Mill. ($18_{,1}$ gegen $11_{,5}$ Mill.). Hingegen hat die Ausfuhr von Flachs und Talg um je 700,000 Rubel abgenommen; dieselbe war 1864 für Flachs $15_{,6}$, für Talg 9 Mill. Die anderen Exportartikel waren Hanf und Holz (je 5 Mill.), Schweineborsten, Werg (je 2 Mill.), ferner für je 1 Mill. Vieh, Pottasche, verschiedene unbearbeitete Metalle, Hanfzwirn, Oelkörner, Butter, Stricke und rohes Leder; für je $\frac{1}{2}$ Mill. Hanf- und Flachswirkereien, rohe Seide, Lein- und Hanföl, Pelzwerk, Gallnüsse, Fischthran, Pferde, Lumpen, Kerzen und Caviar. Eine Zunahme der Ausfuhr wird constatirt bei: Holz, Pottasche, Butter, roher Seide, Oel, Vieh, Leder; eine Abnahme findet sich bei Flachs und Salz, Stricken, Gallnüssen und Caviar.

In der Gesammtausfuhr nehmen die Rohprodukte mehr als 150 Mill. Rubel ein, und es bleibt sonach den verarbeiteten kaum 15 bis 20 Mill. Im Jahre 1863 betrug die Ausfuhr edler Metalle $59_{,0}$ Mill., 1864 nur $21_{,8}$ Mill.; bekanntlich wechselte 1863 bis zum 5. November die Bank ihre Assignaten gegen Metall um.

Die Einfuhr ergab im Jahre 1864 eine Zunahme von 17 Mill. gegen das Vorjahr; sie betrug im Ganzen $144_{,3}$ Mill., wovon $3_{,5}$ Mill. aus Finnland kommen; in dieser Ziffer sind die im Auslande von der Regierung und anderen Gesellschaften, welche keinen Zoll zahlen, eingeführten Waaren nicht inbegriffen, was jedoch in Zukunft geschehen soll. Es wird ja sonst jede Handelsbilanz unmöglich. Die Baumwolle nimmt unter den Einfuhrartikeln den ersten Rang ein mit $22_{,0}$ Mill. (gegen $9_{,4}$ Mill. im Vorjahr; dann Thee mit $8_{,0}$ Mill. (gegen $10_{,1}$ Mill. im Vorjahr). Diese Abnahme erklärt sich aus der Vertheuerung der Einfuhr über die europäische Landesgrenze. Abgenommen hat ebenfalls die Einfuhr an Zucker ($8_{,3}$ gegen $10_{,8}$ Mill.), von Wein ($7_{,6}$ gegen $8_{,1}$ Mill.), von Metallen, Fischen, Seidenwaaren, Droguerien. Zugenommen hat nächst der Baumwolle die Einfuhr von Maschinen und Modellen (7 gegen $5_{,4}$ Mill.), Steinkohlen (Zunahme $1_{,4}$ Mill.), Wolle ($1_{,3}$ Mill.), chemische Produkte ($1_{,3}$ Mill.), Salz (2 Mill.), gewirkte Leinen ($1_{,9}$ Mill.), Woll- und Hanfwirkereien.

---

r. **Metallisches Quecksilber in Lintorf bei Ratingen.** Bei Lintorf hat man einen seltenen Fund gethan, nämlich metallisches Quecksilber in kleinen, hellglänzenden Kügelchen, während dasselbe sonst gewöhnlich an Schwefel gebunden als Zinnober gewonnen wird. Die Lagerstätte des Quecksilbers ist 1 bis 5 Fuß mächtig und bildet die unterste Schicht eines 60 Fuß starken Thonlagers, auf Dechens geologischer Karte als Thon von Ratingen bezeichnet, zur Braunkohlenformation gehörig. Die metallführende Schicht besteht aus einem Conglomerate von abgerundeten Schieferbrocken mit einem chloritischen Bindemittel, beide Bestandtheile im durchweichten Zustande.

Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.

Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

# Aus dem Volksleben in Südspanien.

## I.

Almeria und dessen afrikanisches Gepräge. — Der heilige Graal. — Die Straße nach Malaga. — Tropischer Pflanzenwuchs. — Das Paradies von Südspanien. — Das bezaubernde Malaga. — Die schönen Weiber. — Leben und Treiben am Hafen. — Die Volksgesänge. — Erinnerungen an die Zeiten der Mauren. — Die edle Kunst des Messerfechtens. — Die Hauptstöße. — Leben und Treiben des Charran und des Baratero.

Wir haben das Vergnügen, unsere Leser wieder einmal mit Illustrationen von Gustav Doré erfreuen zu können. Der Werth derselben besteht nicht etwa allein in der Genialität der Auffassung und in der markigen Zeichnung, sondern, was für uns vorzugsweise in Betracht kommt, weil sie ethnographische Züge aus dem spanischen Volksleben so vortrefflich wiedergeben. Wer das bunte und farbige Treiben im südlichen Theile der pyrenäischen Halbinsel kennt, wird zugeben, daß in Doré's Keckheit des Griffels nicht etwa Uebertreibung liege; in manchen Fällen, wo eine gewisse Carricatur an der Sache selbst haftet, verstärkt er nicht etwa dieselbe, sondern giebt sie wieder, wie er sie sah. Während er zeichnete, schrieb sein Reisegefährte und Freund Davillier einen erläuternden Text, dem die leichte Anmuth nicht fehlt, der auch ganz geeignet ist, jenes Volksleben in dem „gemilderten Afrika“ recht anschaulich zu machen und zu zeigen, wie eigenartig und von unserm nordischen Leben so durchaus abweichend dasselbe ist.



Ein Zweikampf auf Navajas. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Wir haben (Globus VIII, S. 299) die beiden Reisenden in Granada verlassen. Von dort zogen sie nach Jaën; dann gingen sie durch das wilde Gebirge der Alpujarras nach der in vieler Beziehung interessanten Stadt Almeria und dann nach Malaga.

Almeria, dessen Provinz die östliche Ecke Andalusiens bildet, zählt etwa 24,000 Einwohner. Auch Moritz Willkomm hebt hervor, daß dort Alles ein afrikanisches Gepräge trage. Die Menschen sind fast so gebräunt wie die Berbern der gegenüberliegenden Küste, und gewiß sind unter ihnen noch viele Abkömmlinge der Mauren. Namentlich die Frauen haben einen durchaus moreskischen Typus und sehen in ihren schwarzen Mantillen geradezu entzückend aus.

Die Stadt selbst steigt terrassenförmig an, die Häuser haben platte Dächer, die Straßen sind eng und gewunden; Alles gemahnt an Arabisches und man glaubt sich nach Algier versetzt. Gewöhnlich ist das ganze Erdgeschoß offen,

auf der Hausflur sitzen Frauen, ganz in orientalischer Weise, und flechten Esteras de esparto, Teppiche aus dem Espartograse, die in ganz Andalusien in Gebrauch sind. Der Betrieb des Bergbaues und der Schmelzhütten ist in der Provinz von nicht geringer Wichtigkeit und wirkt fördernd auf das rege Leben in der Stadt, welche viel Werth darauf legt, daß sie, von Phöniciern gegründet, älter sei, als selbst Granada. Auf den Mauern, welche von diesen herrühren, stehen arabische Gebäude, und die glänzenden und schönen Tage von Almeria fallen in die Zeiten, da es nicht den Christen gehörte. Die Araber haben es 766 in Besitz genommen und dort ein Königreich gegründet, das bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts bestand. Die Piraten von Almeria waren weit und breit im Mittelländischen Meere gefürchtet. Die verbündeten Spanier, Pisaner und Genuesen haben einmal, 1147, die Stadt erobert und damals reiche Beute gemacht.

Die Sage will wissen, daß unter derselben sich die Schale aus Smaragd befunden habe, welcher sich der Heiland der Christen bei Austheilung des Abendmahls bediente. Diese Reliquie kam nach Genua, wo sie Jahrhunderte hindurch als Sacro catino, die geheiligte Schale, für den kostbarsten Schatz der reichen Handelsstadt galt. Freilich will eine andere Sage behaupten, dieselbe sei in den Kreuzzügen zu Cäsarea erbeutet worden, und ursprünglich ein Geschenk, welches die Königin von Saba dem König Salomo gemacht habe. Noch eine andere Ueberlieferung sagt, sie sei der heilige Graal gewesen, jenes mystische Gefäß, nach welchem König Arthur und die Ritter seiner Tafelrunde so eifrig gesucht. In Genua wurde der Sacro catino dem gläubigen Volke nur bei feierlichen Gelegenheiten und aus der Ferne gezeigt und es war bei schwerer Leibesstrafe verboten, denselben zu berühren. Allmälig aber wurde, auch von Geistlichen, z. B. dem Abbé Barthelemy, die Echtheit des Gefäßes bezweifelt, und als unter Napoleon dem Ersten dasselbe nach Paris gebracht wurde, kam man über die Sache ins Klare; man überzeugte sich, daß die Schale nicht aus Smaragd, sondern aus antikem Glase bestand. Im Jahr 1815 wurde sie nach Genua zurückgeschafft, zerbrach aber auf der Reise und man mußte sie mit Gold zusammennieten.

Die Umgegend von Almeria ist ungemein fruchtbar, die Ueppigkeit der schönen Gärten wird in den moreskischen Romanzen hoch gepriesen. Während der Kriege, welche die Mauren in den Alpujarras gegen die Christen führten, wurde gerade in der Provinz Almeria den letzteren ein verzweifelter Widerstand geleistet, welchen erst Don Juan d'Austria in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts brach. —

Die beiden Reisenden zogen von Almeria nach Malaga, der Küste des Mittelmeeres entlang, durch die Stadt Dalias, wo im Sommer böse Fieber herrschen; dann über Adra, das auch ungesund ist, und wo mehre Atalayas, maurische Wartthürme, liegen; auch diese Stadt rührt aus den Zeiten der Phönicier her, und sie schlug in den Tagen des Kaisers Tiberius eigene Münzen. Dem Nordeuropäer sind die Baumwollenfelder und die Pflanzungen von Zuckerrohr, die er in der Gegend von Motril findet, etwas Ueberraschendes; aber diese ganze Küste hat einen beinahe tropischen Charakter. Der Weg führt weiter über Salobreña und Almuñecar. Im Hafen dieser letztern Stadt landete Abderrhaman der Erste, der Ommajade, und eroberte dann Spanien. Bald nachher gelangt man nach Velez Malaga, dem „Paradiese von Südspanien“. Die Stadt verdient diese Bezeichnung, denn schwerlich hat irgend eine andere in ganz Europa einen reinern Himmel und wärmeres Klima. Außer Zuckerrohr und Baumwolle gedeihen dort auch Indigo, Kaffee, süße Kartoffeln und andere tropische Pflanzen, sogar die südamerikanische Chirimoya wird reif.

Und nun Malaga, „die Zauberin, die Stadt mit dem ewigen Frühling, welche das Meer sanft bespült, zwischen Jasmin und Orangen“.

> Malaga la hechicera,
> La del eternel primavera,
> La que baña dulce el mar
> Entre jasmin y azahar.

Das Lob ist wohlverdient, und Malaga in der That eine reizende Stadt, deren reges Leben und Treiben einen sehr angenehmen Gegensatz zu der Stille und Oede Granada's bildet.

Wir gingen, schreibt Davillier, zuerst nach der Alameda, welche man, warum weiß ich nicht, als Salon de Bilbao bezeichnet. Man hat den Platz zu dem großen Baumgang einst dem Meer abgewonnen. An dem einen Ende befindet sich ein prächtiger marmorner Springbrunnen, welchen die Republik Genua Kaiser Karl dem Fünften geschenkt haben soll. Dort kann man die Schönheit der Malagueñas bewundern, die mit vollem Recht in ganz Spanien hoch gepriesen wird. Sie ist nicht so streng wie jene der Granadinerinnen, und weniger coquett als jene der Weiber von Sevilla und Cadiz. Die Malagueña unterscheidet sich von den anderen Andalusierinnen durch einen noch bräunlichern Teint, regelmäßigere, sehr ausdrucksvolle Züge, dicke, sehr schön gezeichnete Augenbrauen und lange Wimpern. Das gibt dem schwarzen Auge einen Reiz, der sich gar nicht beschreiben läßt, und zum Entzücken ist solch ein Weib aus Malaga, wenn es eine einfache Blume, etwa eine Dahlia, hinter das Ohr steckt. Das Haar ist schwarzblau wie der Fittich eines Raben.

Das Klima ist mild; in den Straßen werden süße Kartoffeln (Bataten) und Zuckerrohr verkauft; jene bilden ein gewöhnliches Nahrungsmittel des gemeinen Volkes und sind sehr wohlfeil. Ueberall an den Straßenecken und am Hafen stehen Batateros, die ihre süßen Kartoffeln rösten und mit dem Ausrufe feilbieten: Batatas, ricas y gordas! Daneben ertönt der Ausruf der Charranes, der Fischverkäufer, welche ihre Boquerones, kleine Sardinen, anpreisen, oder Pintarrojas, Calamares, Tentones und andere „Früchte“, welche die See liefert. Von den Charranes haben wir weiter unten mehr zu sagen; sie tragen ihre Waare in Cenachos, aus Binsen geflochtenen Körben.

Manche Straßen bewahrten sich ihren alten maurischen Charakter; viele Häuser haben einen offenen Hof mit Springbrunnen, und um denselben wachsen Orangen und Bananen. In diesen Höfen, Patios, findet man Kühlung; dort werden an Sommerabenden auch die Tertulias abgehalten, bei denen man andalusische Tänze aufführt, z. B. den Polo de contrabandista oder die Malagueña del Torero, oder man singt zur Guitarre jene Couplets, die als „Malagueñas“ in ganz Andalusien so sehr beliebt sind. Für unser Ohr hat der Rhythmus derselben etwas Fremdartiges, man könnte fast sagen Barbarisches; aber es liegt nichts Niedriges oder Gemeines darin. Das Gleiche gilt von den Cañas, Carceleras, Playeras, Rondeñas und anderen volksthümlichen Gesängen. Sie alle sind ohne Zweifel moreskischen Ursprungs und dasselbe ist auch von vielen anderen andalusischen Volksgesängen zu sagen. Eine Malagueña besteht gewöhnlich aus Couplets von je vier Verszeilen; die erste und letzte werden

zweimal wiederholt. Der Gegenstand ist nicht immer melancholisch, aber allemal sentimental.

Echame, niña bonita,
Lagrimas en tu pañuelo,
Y las llevaré a Granada,
Que los engarze un platero.

„Gieb mir, reizende Kleine, Deine Thräne in Deinem Taschentuche; ich will sie nach Granada tragen, zu einem Juwelier, damit der sie mir fasse."

Son tus labios dos cortinas
De terciopelo carmesí;
Entre cortina y cortina
Estoy esperando el si!

„Deine Lippen sind zwei Vorhänge von karmoisinrothem Sammet; zwischen Vorhang und Vorhang erwarte ich das Ja!

Ganz reizend ist Folgendes, was eine junge Malagueña ihrem Geliebten schreibt:

Como abrí sin precaucion
Tu carta, dueño querido,
Se cayó tu corazon
Mas en mi pecho ha caído;
En el yo le he dado abrigo;
Pero no cabiendo dos
El mio te mando yo,
Y el tuyo queda con migo.

„Als ich unvorsichtig Deinen Brief öffnete, geliebter Herr, ließ ich Dein Herz fallen, aber es fiel in meinen Busen. In diesem habe ich ihm Schutz gegeben. Aber da für zwei dort kein Platz ist, so schicke ich Dir meins und das Deinige bleibt mir!" —

In Malaga gemahnt noch Manches an die „Mohrenzeit", z. B. das Castell Gibralfaro, die Alhondiga, die Alcazaba, die Atarazanes, dieses alte maurische Arsenal, und sie alle haben den eleganten maurischen Baustyl, und man liest noch die Inschrift, daß Gott allein Sieger sei.

Auch Malaga verdankt, gleich so manchen anderen Küstenstädten, seinen Ursprung den Phöniciern; die Araber besetzten die Stadt nach der berühmten Schlacht von Guadalete und sie blieb muselmännisch bis zum Jahr 1487. Fünfzig Jahre später wurde die Kathedrale gebaut, ein Prachtgebäude, welches majestätisch unweit vom Hafen in die Höhe ragt und sich am besten ausnimmt, wenn man es vom Meer aus betrachtet.

Die Quais am Hafen gewähren dem Beobachter ein interessantes Schauspiel. Dort liegen tausende von Fässern und Kisten, mit Pasas, Rosinen, gefüllt, zum Verschiffen bereit. Diese bilden den Haupthandelsartikel der Stadt, aber auch die farbigen Töpferwaaren von Malaga sind seit alten Zeiten berühmt, und die hübschen Statuetten in andalusischer Tracht kommen aus dem Pasaje de Heredia.

Doch wir wollen uns das Volksleben näher betrachten. In ganz Spanien werden Messer von verschiedener Art und Größe (die Navaja, der Puñal und das Cuchillo) auch als Waffen gebraucht, und das Fechten mit dem Messer ist zu einer förmlichen Kunst geworden. In gewissen Städten thut man sich etwas darauf zu gute, daß man die „gesunden Ueberlieferungen und die accreditirtesten Professoren" habe. So stehen die „Akademien" von Cordova und Sevilla in großem Ruf, aber nirgends wird die Herramienta, die Kunst, das Eisen zu handhaben, mit so großem Eifer betrieben, als gerade in Malaga. Auch kommen in keiner andern Stadt so viele delitos de sangre, blutige Kriminalverbrechen, vor; gewiß in Folge des Müssigganges, der Spielwuth und der Trunksucht. Nirgends in Spanien wird der letztern so sehr gefröhnt, als gerade hier, und selbst die Nachtwächter (die Serenos), welche für Ruhe und Ordnung sorgen sollen, stehen in dieser Beziehung in sehr schlechtem Rufe:

En Malaga los serenos
Dicen que no beben vino;
Y con el vino que beben
Puede moler un molino.

also: „Die Nachtwächter in Malaga sagen, sie tränken keinen Wein, aber mit dem Weine, welchen sie trinken, könnte man eine Mühle in Bewegung setzen."

Es ist möglich, daß der brennend heiße, von Afrika herüber wehende Solano die Reizbarkeit der Malagueños steigert, wie der Sirocco jene der Neapolitaner. Aber es ist leider wahr, daß in Malaga die Mörder gar nicht selten unbestraft bleiben. Daher das Sprichwort: mata al rey, y vete a Malaga; „tödte den König und dann geh' nach Malaga."

Dort treibt sich viel gente de vida airada umher. Der Ausdruck läßt sich schwer genau wiedergeben; Leute, die „ein gereiztes Leben" führen, Taugenichtse ohne regelmäßigen Beruf, Lungerer und Bummler, Rowdies in ihrer Art. Zu ihnen gehören die Rateros, Diebe, deren jeder für sich allein und auf eigene Faust arbeitet, die Char-

Ein Charran in Malaga. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)



Malaga; Hafen und Kathedrale. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)



Der Baratero verlangt von den Spielern seinen Tribut. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

ranes und Barateros; von ihnen wird weiter unten die Rede sein. Sie alle sind eingeübt auf den Gebrauch der Navaja, und weil sie mit diesem gefährlichen Messer geschickt umzugehen wissen, werden sie unverschämt und greifen bei der geringsten Veranlassung zur Klinge.

Schon früher (Globus Bd. VII, S. 99) wurde bemerkt, daß namentlich die Navajas von Albacete in großem Rufe stehen, aber auch die Messerschmiede in Guadix, Sevilla, Mora, Valencia, Jaen und Santa Cruz de Mudela verstehen sich sehr gut auf ihr Handwerk. In Andalusien führt die Navaja mancherlei Beinamen, z. B. corte, das schneidende; hierro, Eisen; abanico, Fächer rc.

Doré und Davillier nahmen in Malaga Fechtstunden auf Messer. Der Diestro oder Professor begann mit verschiedenen Arten von golpes, d. h. Stößen, die auch als puñaladas oder punalás bezeichnet werden. Man versetzt sie dem obern oder untern Theile des Körpers, parte alta oder parte baja. Der obere reicht abwärts bis zum Gürtel, und hier ist der javelique oder chirlo ein Hauptstoß. Man versetzt damit dem Gegner einen langen Schnitt der Länge nach durchs Gesicht, und diese Art von Wunde gilt bei den Barateros für schimpflich. Ein anderer Stoß ist der desjarretazo, der von hinten her geführt wird und oberhalb der letzten Rippe sitzen muß; er ist zumeist tödtlich und wird sehr geschätzt und gepriesen, namentlich wenn die Klinge eine recht breite Wunde gemacht und den Rückenwirbel von einander getrennt hat. Es gehört große Geschicklichkeit zum Führen dieses Stoßes, und er ist auch deshalb gefährlich, weil dabei der Stößer selbst nothwendig ungedeckt bleibt und in Gefahr schwebt, seinerseits einen Stich in den Bauch zu bekommen. Der Professor erläuterte diesen Stoß sehr eingehend, und Doré konnte in aller Muße eine durchaus lebenswahre Skizze zeichnen.

Der Puñal oder das Cuchillo, welches im spanischen Rothwälsch churri genannt wird (daher das französische chouriner), hat wieder seine besonderen Regeln. Diese Waffe ist besonders bei Matrosen und den Insassen der Gefängnisse beliebt; man versetzt damit nicht Schnitte, sondern Stöße, weil der Dolch keine Schneide hat. Der Griff ist kurz und dick, etwa von der Gestalt eines Eies, die Klinge platt oder oval oder auch rund, manchmal auch viereckig und fast so spitz wie eine Nadel, eingezackt, damit sie reißen kann, und obendrein an mehren Stellen mit Löchern versehen.

Beim Fechten mit dem Puñal bildet der Molinete den Hauptstoß; wir geben von demselben eine getreue Zeichnung Doré's. Der eine Gegner dreht sich rasch auf einem Fuß herum und hält den Arm erhoben, um dem andern unversehens einen Stoß hinter dem Schulterblatte beizubringen. Der letztere muß zu seiner Vertheidigung mit seiner linken Hand jenen Arm auffangen und abhalten, und während er das zu thun versucht, mit seiner Rechten selber einen Stoß führen. Gewöhnlich werden beide handgemein und nicht selten nimmt solch ein Kampf für den einen wie für den andern einen tödtlichen Ausgang. Diese gefährliche Waffe wird auch von der flachen Hand aus geworfen und zwar derart, daß die Spitze nach innen liegt und sich dem Gegner zuwendet, sobald sie durch die Luft fliegt.

Die Matrosen tragen ihre herramienta an einer Schnur oder einer kupfernen Kette am Gürtel und verstehen sich trefflich auf das lanzar la navaja; sie „nageln" das Messer vermittelst eines geschickten Wurfes dem Gegner in den Leib, und zwar nicht selten an der Stelle, welche der Diestro bezeichnet hat. Andererseits haben aber die Andalusier eine große Gewandtheit, solchen Wurfgeschossen auszuweichen, ja die navaja des contrario an der Schnur oder Kette aufzufangen und mit ihrem eigenen Messer zu durchschneiden oder zu zerreißen.

Die tijeros oder langen Scheeren, welche vorzugsweise bei den Zigeunern in Gebrauch sind, bilden auch eine furchtbare Mordwaffe, und die durch sie verursachten Doppelwunden sind allemal höchst gefährlich.

Also Malaga hat seine „gefährlichen Klassen", und unter diesen sind namentlich zwei Typen bemerkenswerth, welche dieser Stadt ausschließlich angehören.

Da ist zunächst der Charran. Im Wörterbuche der madrider Akademie sucht man vergebens, was der Ausdruck bedeute. Der Charran ist nicht ein pariser Gamin, und auch kein neapolitanischer Lazzarone, aber von beiden steckt etwas in ihm. Wir schlendern nach dem Barrio del Perchel, einem Stadtviertel, wo man den Andalusier mit seinen Eigenthümlichkeiten in aller Muße betrachten kann. Dort sind die perchas, Stangen, aufgerichtet, an welchen die Fischer ihre Netze trocknen; dort versammeln sich die Majos und Majas, um zu sehen und sich sehen zu lassen, und wenn man eine elegante Dame von zwangloser Haltung bezeichnen will, dann sagt man, sie sei eine moza Perchelera.

Dort liegt eine Barke am Strande; neben ihr kauern ein paar Charranes und spielen Karte. Diese Leute sind in Malaga geboren und werden dort auch sterben, wenn sie nicht etwa eines Verbrechens halber nach einem afrikanischen Presidio, etwa Ceuta oder Melilla, gebracht werden. Eine regelmäßige Beschäftigung haben sie nicht; dann und wann ziehen sie als Boquerones in den Straßen umher und verkaufen Sardinen, oder sie tragen den Hausfrauen oder Köchinnen den Marktkorb; doch besteht ihr eigentliches Gewerbe im Nichtsthun, und sie lungern, je nach Tages- oder Jahreszeit, in der Sonne oder im Schatten umher.

Der Charran ist zumeist ein Bursch von 14 bis 20 Jahren; ist er jünger, so bezeichnet man ihn als Pillo, was etwa dem jungen pariser Gamin, dem voyou, entspricht, oder auch granuja, d. h. Rosinenkern; in dem letztern Ausdruck liegt aber etwas Verächtliches. Mit wachsendem Alter nimmt seine Nichtsnutzigkeit zu, und er wird Baratero oder Ratero, wohlverstanden, wenn nicht früher die Schneide einer Navaja oder die Spitze eines Puñal ihn aus dieser Welt hinausspedirt hat. Er ist ein so abgefeimter Dieb wie nur irgend einer seines Gelichters in London oder Neapel. Hier ein Beispiel:

Eines Sonntags kam ein Maulthiertreiber aus dem Gebirge nach Malaga hinunter. An der Puerta de Mar begegnet ihm ein Freund vom Lande, der eben in die Kathedrale zur Messe gehen will und ihn auffordert, mitzugehen. Der Arriero sagt, dazu habe er wohl Lust, wisse aber nicht, was er mit einer Goldunze anfangen solle, die er in der Tasche habe; sie könne ihm im Gedränge gestohlen werden. Der andere spricht, deshalb werde er doch nicht die Messe versäumen (eigentlich verlieren, perder); er solle getrost seine Unze in den Mund nehmen; dort sei sie sicherer als im Gürtel, in der Faja.

Das leuchtete dem Maulthiertreiber ein und beide gingen zur Kirche. Indessen hatten einige Pillos, Granujas und Charranes das ganze Gespräch erlauscht und auch gesehen, daß der Mann seine Goldunze in den Mund steckte. Sogleich war ein Plan fertig. Drei Taugenichtse trennten sich von den übrigen und folgten den beiden Landleuten bis in die Kirche. Nachdem sie ihre Bastschuhe und Hüte abgelegt, nahmen sie ein Sacktuch an allen vier Zipfeln, warfen etwas Kleingeld hinein und

spielten die Rolle von Matrosen, welche um Spenden baten, damit ein Gelübde erfüllt und einige Messen bei unserer lieben Frau del Carmen gelesen werden könnten. So rückten sie dem Maulthiertreiber, der in einer Menschengruppe stand und seine Unze fest zwischen den Zähnen hielt, immer näher, knieten nieder, murmelten Gebete vor sich hin, ließen aber ihr Opfer nicht aus den Augen.

Als die Messe vorüber war, ließ der eine den Zipfel los und das Geld fiel klirrend auf die Steine. Sogleich rief ein anderer Charran: „Caballeros, daß sich Niemand vom Flecke bewegt! Dieses Geld gehört unserer allerheiligsten Jungfrau. Wo ist die Unze? Ich sehe die Goldunze nicht!"

Alle Umstehenden bückten sich, um dieselbe zu suchen, mit Ausnahme der beiden Gauner, die wie angenagelt stehen blieben. „Hat Niemand die Unze gesehen, welche für die allerheiligste Mutter Maria, für eine Messe, bestimmt war? Wo ist die Unze, wer hat sie?" Sofort schrie der dritte Gauner, auf den Maulthiertreiber deutend: „Der Halunke da hat sie, er steckte sie in seinen Mund." Der verblüffte Arriero fuhr unwillkürlich mit der Hand nach den Zähnen und nahm die Unze heraus. Sofort griff einer von den Gaunern darnach und steckte sie ins Sacktuch; natürlich erging er sich dabei in Schimpfreden gegen den Dieb, welchen das unwillige Publikum gar nicht zu Worte kommen ließ. Inzwischen machten sich die Charranes aus dem Staube und theilten die Beute.

Diese Bummler von Malaga haben eine gewisse Haltung und man wird sie deshalb nie mit Bettlern von Handwerk verwechseln können; auch fordern sie kein Almosen, sondern stehlen lieber, gewöhnlich auf der Esplanade del Muelle. Dort erheben sie auch herkömmlich eine Art von Zehnten von Allem, was dort ans Land geschafft wird, etwa einen Stockfisch, den sie unter Wamms oder Mantel prakticiren, eine Zwiebel, eine Melone oder einige Bataten; auch stechen sie mit ihrer Navaja in Reisballen und fangen in ihrem Hut auf, was herausfällt. Nachher schlendern sie zu dem trocken liegenden Flußbette des Guadalmedina oder an irgend einen andern abgelegenen Ort, wo sie kochen und rösten, was sie erbeutet haben.

Nachher wird Karte gespielt, denn alle Andalusier der niedrigen Klassen sind leidenschaftliche Spieler. Ein alter Mantel wird ausgebreitet und dient als Teppich, die Karten sind so abgenutzt und schmutzig, daß man kaum die Figuren oder Punkte erkennt. Der Charran hat aber auch noch andere Spiele und wo er irgend kann, betrügt er. Deshalb nimmt die Partie gewöhnlich ein unfriedliches Ende, es regnet Faustschläge, Knüttelhiebe; auch die Steine werden als Waffen benutzt und die Kämpfe mit diesen, die Pedreras, werden gewöhnlich in dem oben erwähnten trockenen Strombette des Guadalmedina ausgefochten, weil dort Kiesel in beliebiger Menge vorhanden sind. Dort fechten auch die verschiedenen Barrios ihre Sträuße aus.

Zweikampf mit dem Puñal. El Molinete. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Malaga zerfällt in drei Hauptquartiere oder Barrios: la Victoria, el Perchel und la Trinidad. Die Bewohner jedes einzelnen Viertels haben in Sitten und Kleidung etwas, das sie von den übrigen unterscheidet, und seit undenklichen Zeiten vertragen sie sich nicht gut mit einander. Die Behörden haben alles Mögliche versucht, um diesen Pedreras ein Ende zu machen, aber in Zwischenräumen wiederholen sie sich doch, gewöhnlich an Sonn- oder Festtagen.

Ohne Taback kann der Charran nicht leben; er muß immer rauchen, sammelt alle Cigarrenstumpfe und verwandelt sie in Papiercigaretten. Kommt er einmal an eine echte Havana, eine Puro, so müssen seine Freunde auch etwas davon haben. Sie stellen sich, nach dem Alter geordnet, in einen Kreis; der Aelteste zündet die Cigarre an, thut einen herzhaften Zug und reicht sie seinem Nachbar, der es dann eben so macht. So geht die Puro von Hand zu Hand.

Eine feste Wohnung hat der Charran eigentlich nicht; er ist Sonnenbruder und Cavalier vom Mondschein, schläft unter freiem Himmel, da wo es ihm eben paßt, und seiner harten, gebräunten Haut können die Mücken nicht viel anhaben. Im Winter findet er immer einen Zaguan, Porticus, in welchem er gegen den Nordwind Schutz findet.

Eine politische Meinung hat er nicht, aber er mischt sich in alle Händel.

Der Baratero ist eine echt andalusische Figur; er kommt nicht ausschließlich in Malaga vor, wird aber hier in seiner wahren Vollendung angetroffen. Allemal gehört er der niedrigsten Volksklasse an, weiß mit Navaja und Puñal vortrefflich umzugehen, macht sich überall gefürchtet und beutet den Schrecken, welchen er Anderen einjagt, häufig dazu aus, daß er die Spieler zwingt, ihm etwas Geld abzugeben. Es ist schon gesagt worden, daß in Andalusien die Leute aus den unteren Klassen leidenschaftliche Spieler seien. Nun findet man in jeder Stadt eine Anzahl von schlechten Gesellen, welche als Tafures bezeichnet werden und die im Spiele betrügen. Ihr Ge-

werbe ist alt, denn schon vor Jahrhunderten hat König Alphons der Weise strenge Verordnungen gegen die Tafurerias oder Spielhäuser erlassen und späterhin, im siebenzehnten Jahrhundert, schrieb ein Geistlicher heftig gegen diese Gauner, deren bösen Streiche er ausführlich schildert. Noch heute findet man in jeder andalusischen Stadt Garitos, Spielhöllen, wo die Leute vom Handwerk sich zusammen finden, und auf welche die alten Verse passen:

> Ya el judagor de España
> Su esperanza no fia
> En el inciento hazar, sino en la maña.

„Heutzutage setzt der spanische Spieler seine Hoffnung nicht auf den ungewissen Glücksfall, sondern rechnet auf die Geschicklichkeit seiner Hände."

Man findet natürlich die Spieler nicht blos in den sind, tritt plötzlich ein Kerl hinzu, dessen Gesicht nichts Gutes verkündet. Er schauet keck darein und in seinem ganzen Benehmen liegt etwas Herausforderndes. Er ist kräftig gebaut, dazu auch bien empatillado, d. h. er hat einen starken Backenbart; seine Jacke hat er über die Schultern geworfen und die Beinkleider mit einer braunen Schärpe über den Gürtel befestigt. Das ist der echte Baratero, der ohne Weiteres sich unter die Spielenden mischt und ihnen kurz und bündig erklärt, daß er seinen Antheil vom Einsatz erheben wolle, cobrar el barato. Denn Barato heißt der Tribut, welchen er für sich fordert. Die Summe ist übrigens allemal gering und beträgt von jedem Einsatz nur etwa einen Silbergroschen.

Ahi va eso! So ruft der Baratero, indem er ein altes, in schmutziges Papier gewickeltes Spiel Karten, una baraja, auf den Tisch wirft. Das bedeutet so viel

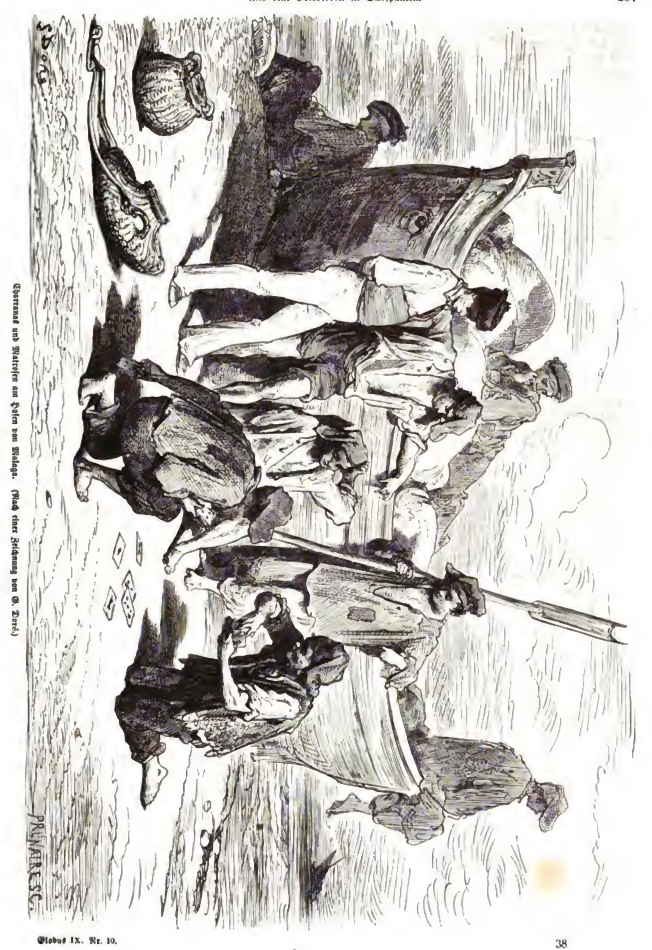


Das Messerwerfen. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Garitos, sondern an vielen anderen Stellen, z. B. am Meeresstrand, neben einem beliebigen Schiffe, auf Spaziergängen im Schatten der Bäume, an einer Mauer, in diesem und jenem Winkel. Das Publikum besteht gewöhnlich aus Charranes und Leuten ähnlichen Gelichters; gewöhnlich finden sich auch Matrosen und Soldaten ein. Da sitzen oder liegen sie im Schatten einer auf den Sand gezogenen Barke, deren Segelwerk an der Sonne trocknet; manche liegen auf dem platten Bauche vor einem Spiel abgegriffener Karten, das von Hand zu Hand geht. Sie spielen Cané, Pecao oder sonst ein bei ihnen beliebtes Spiel; ihr Gesicht ist unruhig, man sieht ihnen die Aufregung an, und immer sind sie auf der Hut vor dem Alguazil; denn dieser Polizeidiener ist ihr geschworner Feind. Manchmal haben sie es auch bequemer und sitzen in einer Winkelkneipe auf rohen Bänken an eben so rohen Tischen. Während sie recht eifrig und im besten Zuge als man solle und dürfe nur mit diesen Karten spielen: Agni no se juega sino con mis barajas! d. h. hier spielt man nur mit meinen Karten. Machen die Spieler keine Umstände und geben gutwillig den Tribut, dann steckt der Baratero seine Silberlinge ein und Alles verläuft in Ruhe und Frieden. Aber es trifft sich auch wohl, daß sich in der Gruppe ein Valiente, ein mozo crno, also einer, der auch seinen Mann steht, ein roher Bursch, befindet, der sich weder vor dem Satan noch dessen Großmutter fürchtet. Solch ein Bursch ruft dann:

Camara, nojotros no necesitamos jeso! „Kamerad, wir brauchen das nicht," und dabei gibt er das Spiel Karten dem Baratero zurück.

Dieser entgegnet: Chiquiyo, venga aqui el barato, y sonsoniche! „Gassenbube, gib mir rasch den Barato, und weiter kein Wort!"




Charranes und Matrosen am Hafen von Malaga. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Nun zieht der „rohe Bursch" ein langes Messer hervor, das an seinem Gürtel hängt, drückt an die Feder, damit die Klinge herausspringe, rennt diese mit der Spitze in den Tisch, dicht neben dem Kartenspiel und ruft: Aqui no se cobra el barato sino con la punta de una navaja! „Hier erhebt man den Barato nur mit der Spitze einer Navaja."

Insgemein wird diese Herausforderung angenommen und dann sagen beide Theile in halb feierlichem, halb trotzigem Tone: Vamonos oder Vamos alla! „Gehen wir hin!" Oder auch: Vamos a char un viaje; „gehen wir, um eine Reise zu machen." Das ist dann ihr letztes Wort.

Die Charranes nehmen Geld und Karten; die beiden Gegner gehen nach irgend einer abgelegenen Stelle und fechten, bis einer gefallen ist. Nicht immer bleibt solch ein Mord unbestraft. Es trifft sich wohl, daß man einige Monate später in den Straßen den Schall einer kleinen Glocke hört, und daß ein Mann um Almosen bittet, um Messe lesen zu lassen für die Seele eines Menschen, der hingerichtet wird.

Manchmal treffen zwei Bārateros an demselben Spieltische zusammen und der zuletzt gekommene verlangt auch seinen Antheil. Darüber kommt es dann zu blutigen Auftritten und die beiden Taugenichtse zerfleischen sich in gräßlicher Weise. Es kommt aber auch vor, daß der eine sich als Strohrenommist benimmt, der anfangs den Eisenfresser spielt, dann aber den Schwanz einzieht. Man bezeichnet in Andalusien einen solchen als maton, matachin, valenton oder perdona vidas.

Ein Zwiegespräch zwischen einem solchen Strohrenommisten und einem wirklichen Raufer ist in der That ergötzlich, verliert aber viel, wenn man es nicht in andalusischem Dialekte hört. Der eine läßt die Feder an seiner Navaja knacken und sagt:

Ea! hier zeigen sich die Braven!

Der andere geht um seinen Gegner herum und spricht: Tire osté! Zieh nur vom Leder, Gevatter Juan.

Nicht so viele Umschweife! Vente a mi, Carriyo!

Ei, du springst ja wie ein junger Hund.

Ea, Dios mio; befiehl dem lieben Herrgott deine Seele.

Hast du etwas abbekommen?

Nein, es ist nichts.

Nun so will ich dir den Gnadenstoß versetzen; mach dich fertig für die letzte Oelung.

Rette dich, por Dios, Carriyo, du siehst doch wohl, daß ich die Oberhand behalte. Wart, nun versetze ich dir eine Wunde, die größer ist, als ein Brückenbogen.

In dieser Weise würde das Zwiegespräch eine halbe Stunde lang fortgehen, wenn nicht die gemeinschaftlichen Freunde sich ins Mittel legten. Die beiden Gegner sind auch ganz wohl damit zufrieden, daß die Sache einen unblutigen Ausgang nimmt. Sie klappen ihre Messer wieder ein und gehen in die nächste Taberna, wo sie einige Kannen Xereswein vertilgen.

Außer den barateros de playa, die am Meeresstrande ihr Handwerk treiben, gibt es den baratero, welcher im carcel, im Gefangenhause, seinem Handwerk obliegt, und dann auch noch den baratero soldado, der seine ganze Compagnie und wohl auch sein Regiment tyrannisirt. Der Sergeant mag ihn nicht zum Feinde haben und macht ihm den Dienst leicht; er ist allemal dabei, wann und wo es Krakeel gibt und um Mannszucht kümmert er sich gar nicht; er raucht Puros, die Marketenderin schenkt ihm das Beste ein und Alles bezahlt er vom Barato, welchen er den übrigen Soldaten abnimmt. Während des Marsches besucht er seine Genossen, denn unter den Barateros besteht eine Art von Maurerei, wie unter den neapolitanischen Camorristi, und sie halten unter einander zusammen; nur selten kommt ein Streit, una pendencia, vor, der sich aber meist darauf beschränkt, daß diese Biedermänner sich die Weinkannen an den Kopf werfen oder sich ein paar Schnitte versetzen; nachher sind sie wieder die besten Freunde.

Der baratero del carcel ist der gefährlichste von Allen; niederträchtig und verderbt von Jugend auf, hat er den größten Theil seines Lebens im Gefängnisse zugebracht, in dem Hause „wo es wenig zu beißen und zu brechen gibt". Sobald ein Neuling ankommt, fordert jener von ihm den Zehnten und dabei hat er sein Messer in der Hand. Das duldet man in Spanien.

Der Baratero findet sein Lebensende gewöhnlich auf dem Richtplatze, wo man ihm mit der Garrote die Kehle zuschnürt. Das eiserne Halsband wird als corbatin de Vizcaya bezeichnet. Wenn der Henker dieses eiserne Halsband immer enger zuschraubt, fragt er herkömmlich den armen Sünder: „Verzeihst du mir?"

---

# Das Vordringen der Russen in Centralasien.

Wir erhielten aus St. Petersburg vom 3. Dezember 1865 eine Zuschrift, in welcher bemerkt wird, daß jeder Unbefangene die Ansicht theilen müsse, welche in Bezug auf die Stellung und die Aufgabe Rußlands in Innerasien mehrfach von uns ausgesprochen worden sei. Der Herr Correspondent macht uns darauf aufmerksam, daß die Regierung ihr asiatisches Programm so deutlich festgestellt habe, wie man nur wünschen könne; auch unterliege es keinem Zweifel, daß sie es ernsthaft mit demselben meine. Bekanntlich bringen anglo-indische Berichte, welche dann aus den londoner Blättern in jene des europäischen Festlands übergehen, nicht selten fabelhafte Berichte aus Centralasien, insgemein viel Irrthum neben etwas wenigem Thatsächlichen. Es sind zumeist Karawanen- und Bazargerüchte, die anfangs einige Sensation machen und nachher wieder vergessen werden, etwa wie unsere Börsengerüchte. Gegen Ende des Jahres 1864 flogen viele solcher Bazarenten bis nach Europa und man knüpfte allerlei Betrachtungen daran, um Rußlands unersättliche Ländergier in eine recht grelle Beleuchtung zu stellen.

Unter solchen Umständen erließ Fürst Gortschakoff eine Circulardepesche an die russischen Gesandten bei den verschiedenen Höfen, welche uns damals entgangen ist. Sie zeichnet die Bestrebungen der kaiserlichen Politik in Asien

so klar und scharf und gibt einen so tiefen Einblick in die Verhältnisse, daß wir nicht umhin können, sie mitzutheilen. Dem Herrn Correspondenten sagen wir für die Uebersendung dieses wichtigen Aktenstückes (vom 21. November 1864) unsern besten Dank.

---

„Die Stellung Rußlands in Centralasien ist die aller civilisirten Staaten, welche sich im Kontakt mit halbwilden, umherstreifenden Völkerschaften ohne feste sociale Organisation befinden.

In dergleichen Fällen verlangt das Interesse der Sicherheit der Grenzen und der Handelsbeziehungen stets, daß der civilisirtere Staat ein gewisses Uebergewicht über Nachbarn übe, deren unruhige Nomadensitten sie äußerst unbequem machen.

Zunächst hat man Einfälle und Plünderungen zurückzuweisen. Um denselben ein Ende zu machen, ist man gezwungen, die Grenzbevölkerung zu einer mehr oder minder direkten Unterwürfigkeit zu zwingen.

Sobald dieses Resultat erreicht ist, nehmen die Grenzbewohner ruhigere Gewohnheiten an. Nun sind sie aber ihrerseits den Angriffen der entfernteren Stämme ausgesetzt. Der Staat ist verpflichtet, sie vor Plünderung zu schützen und diejenigen, die sie verübt, zu züchtigen. Daher entspringt die Nothwendigkeit entfernter, kostspieliger, wiederkehrender Expeditionen gegen einen Feind, den seine Organisation ungreifbar macht. Wenn man sich darauf beschränkt, die Plünderer zu züchtigen, und sich zurückzieht, wird die Lektion bald vergessen und der Rückzug der Schwäche zugeschrieben; die asiatischen Völker besonders achten nur die sicht- und fühlbare Gewalt; die moralische Gewalt des Rechtes und der Interessen der Civilisation hat bei ihnen noch kein Gewicht. Es ist daher immer wieder von vorne zu beginnen.

Um diesen andauernden Unordnungen ein Ende zu machen, errichtet man einige befestigte Punkte unter den feindlichen Volksstämmen; man übt über sie ein Uebergewicht, welches sie zu einer mehr oder weniger erzwungenen Unterwürfigkeit führt. Aber gleich rufen andere entferntere Volksstämme jenseits dieser zweiten Linie dieselben Gefahren und dieselben Sorgen zur Beseitigung derselben hervor.

Der Staat befindet sich in der Alternative, diese nie endende Arbeit aufzugeben und seine Grenzen beständigen Unordnungen, die daselbst jedes Gedeihen, jede Sicherheit, jede Civilisation unmöglich machen, Preis zu geben, oder mehr und mehr in das Innere wilder Gegenden vorzudringen, wo die Entfernungen die Schwierigkeiten und die Lasten, welche er auf sich nimmt, mit jedem Schritte vermehren.

Dieses Loos hatten alle Staaten, welche sich unter denselben Bedingungen befinden; die vereinigten Staaten von Nordamerika, Frankreich in Algier, Holland in seinen Colonien, England in Indien; sie alle haben unvermeidlich diesen fortschreitenden Gang verfolgen müssen, an welchem der Ehrgeiz weit weniger Antheil hat, als eine gebieterische Nothwendigkeit, und wo die größte Schwierigkeit darin liegt, im richtigen Augenblicke Halt zu machen.

Dies ist auch der Grund, welcher die kaiserliche Regierung veranlaßt hat, sich zuerst einerseits am Syr-Darja, andererseits am Issy-kul festzusetzen und diese beiden Linien durch vorgeschobene Forts zu befestigen, welche allmälig in das Herz dieser entfernten Gegenden gedrungen sind, ohne daß man dahin gelangt wäre, jenseits derselben die für unsere Grenzen unerläßliche Ruhe herzustellen.

Die Ursache dieser Erfolglosigkeit lag zunächst in dem Umstande, daß zwischen den Endpunkten dieser doppelten Linie ein ungeheuerer wüster Raum unbesetzt blieb, wo die Einfälle der räuberischen Stämme jede Colonisirung und jeden Karawanenhandel unmöglich machten. Dann zeigte sich in den Schwankungen der politischen Lage dieser Gegenden, wo Turkestan und Chokand sich bald im Kriege untereinander, bald vereinigt im Kriege gegen die Bucharei, aber stets im Kriege befanden, keine Möglichkeit, feste Beziehungen herzustellen oder irgend welche regelmäßige Verhandlungen zu pflegen.

Die kaiserliche Regierung hat sich also wider ihren Willen in die Alternative versetzt gesehen, welche wir angedeutet haben, d. h. entweder einen Zustand bleibender Unordnung, der jede Sicherheit und jeden Fortschritt lähmt, fortdauern zu lassen, oder sich zu kostspieligen und entfernten Expeditionen ohne praktisches Resultat, die stets von vorn zu beginnen gewesen wären, zu verurtheilen, oder endlich den unbestimmten Weg der Eroberungen und Annexionen zu betreten, welcher England zur Beherrschung Indiens geführt, indem es nach einander die kleinen unabhängigen Staaten, deren räuberische Gewohnheiten, unruhige Sitten und beständige Revolten den Nachbarn nicht Ruhe und Rast gaben, durch Gewalt der Waffen zu unterwerfen gesucht.

Keine dieser Alternativen entsprach dem Ziel, welches sich die Politik unsers erhabenen Herrn vorgesteckt, und welches nicht darin besteht, die seinem Scepter unterworfenen Länder über jedes Verhältniß hinaus auszudehnen, sondern vielmehr darin, seine Herrschaft darin auf dauernde Grundlagen zu stellen, ihnen Sicherheit zu gewähren und ihre sociale Organisation, ihren Handel, ihren Wohlstand und ihre Civilisation zu entwickeln.

Unsere Aufgabe war es, ein System aufzufinden, welches dieses dreifache Ziel erreichen konnte.

Zu diesem Zwecke wurden folgende Grundsätze aufgestellt:

1. Es wurde für unerläßlich befunden, unsere beiden Grenzlinien, von denen die eine von der chinesischen Grenze bis zum Issy-kul, die andere vom Aralsee längs des Syr-Darja ging, in solcher Weise durch befestigte Punkte zu verbinden, daß unsere Posten im Stande wären, sich gegenseitig zu unterstützen und keinen Zwischenraum ließen, durch welchen die Nomadenstämme ungestraft Raubeinfälle ausführen könnten.

2. Es war wesentlich, daß die auf diese Weise vervollständigte Linie unserer vorgeschobenen Forts sich in einer Gegend befand, die fruchtbar genug war, um nicht nur ihre Versorgung mit Lebensmitteln sicher zu stellen, sondern auch um eine regelmäßige Colonisirung zu erleichtern, welche allein dem besetzten Lande eine sichere und gedeihliche Zukunft bereitet, indem sie die benachbarten Stämme dem civilisirten Leben gewinnt.

3. Endlich war es nothwendig, diese Linie endgiltig festzustellen, um der fast unvermeidlichen Gefahr zu entgehen, von Repressalien zu Repressalien zu schreiten, die zu einer unabsehbaren Ausdehnung führen konnten.

Zu diesem Zwecke mußte man die Grundlagen zu einem System legen, welches nicht nur auf vernünftiger Ueberlegung, welche elastisch sein kann, sondern auf geographischen und politischen Bedingungen, die fest und bleibend sind, beruhte.

Dieses System wurde uns durch eine sehr einfache Thatsache angedeutet, die das Resultat einer langen Erfahrung ist; daß nämlich die Nomadenstämme, welche man nicht greifen, nicht züchtigen, nicht in wirksamer Weise zusammen halten kann, für uns die allerunbequemste Nachbarschaft sind, und daß dagegen ackerbauende und handeltreibende Völkerschaften, welche am Boden ihrer Heimat haften und eines entwickelten socialen Organismus theilhaftig sind, uns die Chance einer erträglichen Nachbarschaft und verbesserungsfähiger Beziehungen darbieten.

Die Linie unserer Grenzen mußte daher die ersteren einschließen; sie mußte bei der Berührung der letzteren Halt machen.

Diese drei Principien geben eine klare, natürliche und logische Erklärung der Militäroperationen, welche sich neuerdings in Centralasien vollzogen haben.

In der That bot die anfängliche Linie unserer Grenze längs des Syr-Darja bis zum Fort Perowski auf der einen Seite und bis zum Issy-kul-See auf der anderen den Uebelstand dar, daß sie beinahe an die Wüste stieß. Sie war auf einer ungeheueren Strecke zwischen den beiden äußersten Punkten unterbrochen; sie bot unseren Truppen keine genügende Menge von Hilfsmitteln dar und ließ Stämme außerhalb der Grenze, mit welchen ein Zusammenhang nothwendig war, wollte man nicht auf jede Stetigkeit verzichten.

Trotz unserer Abneigung, unserer Grenze eine weitere Ausdehnung zu geben, waren diese Beweggründe doch mächtig genug, um die kaiserliche Regierung zu veranlassen, die Continuität dieser Linie zwischen dem Issy-kul-(See) und dem Syr-Darja herzustellen, indem die kürzlich von uns besetzte Stadt Tschemkend befestigt wurde.

Indem wir diese Linie annehmen, erhalten wir ein doppeltes Resultat: Einerseits ist die Gegend, welche sie umfaßt, fruchtbar, holzreich, von zahlreichen Gewässern durchströmt; sie ist theilweise von kirgisischen Stämmen bewohnt, welche unsere Herrschaft bereits anerkannt haben; sie bietet deshalb günstige Elemente für die Colonisation und die Verproviantirung unserer Besatzungen. Andererseits gibt sie uns zu unmittelbaren Nachbarn die angesiedelte ackerbau- und handeltreibende Bevölkerung von Chokand.

Wir befinden uns einer socialen Bevölkerung gegenüber, welche solider, kompakter, weniger beweglich und besser organisirt ist und diese Erwägung bezeichnet mit geographischer Genauigkeit die Linie, zu welcher uns Interesse und Vernunft vorzugehen rathen und still zu stehen heißen, weil einerseits jede fernere Ausdehnung unserer Herrschaft weiterhin nicht auf solche unbeständige Bevölkerungen, wie die nomadischen Stämme, sondern auf regelmäßiger eingerichtete Staaten stoßen, beträchtliche Anstrengungen erfordern und uns von Annexion zu Annexion zu unabsehbaren Verwicklungen fortreißen würde; und weil andererseits bei der Nachbarschaft solcher Staaten wir, trotz ihrer zurückgebliebenen Civilisation und der Unbeständigkeit ihrer politischen Lage, dennoch sicher sein können, daß regelmäßige Beziehungen eines Tages zu beiderseitigem Vortheil an die Stelle der beständigen Unruhen treten werden, welche bis jetzt den Aufschwung dieser Gegenden niedergehalten haben.

Das sind die Interessen, welche der Politik unseres erhabenen Herrn in Centralasien als Beweggrund dienen.

Ich habe nicht nöthig auf das augenfällige Interesse hinzuweisen, welches Rußland hat, sein Gebiet nicht weiter zu vergrößern und besonders sich an den Grenzen keine Verwicklungen zuzuziehen, welche seine innere Entwicklung nur zurückhalten und lähmen können.

Das Programm, das ich so eben gezeichnet, entspricht diesem Ideengange.

In den letzten Jahren gefiel man sich nicht selten darin, die Civilisirung der Gegenden, welche auf dem asiatischen Continent an Rußland grenzen, als seine Mission zu bezeichnen.

Die Fortschritte der Civilisation kennen keine erfolgreicheren Agenten als die Handelsbeziehungen. Diese verlangen zu ihrer Entwicklung überall Ordnung und Stetigkeit; in Asien verlangen sie jedoch eine gründliche Umgestaltung der Sitten. Vor allen Dingen muß man den asiatischen Völkern begreiflich machen, daß es vortheilhafter für sie ist, den Handel der Karawanen zu begünstigen und sicher zu stellen, als dieselben zu plündern.

Diese Grundwahrheiten können nur da in das öffentliche Bewußtsein eindringen, wo ein Publikum vorhanden ist, d. h. ein socialer Organismus und eine Regierung, welche ihn leitet und vertritt.

Wir erfüllen den ersten Theil dieser Aufgabe, wenn wir unsere Grenze bis zu der Linie vorschieben, wo sich diese unabweislichen Bedingungen vorfinden.

Wir erfüllen den zweiten Theil, wenn wir uns bemühen, den benachbarten Staaten in Zukunft zu beweisen, durch ein System der Festigkeit, was die Unterdrückung ihrer Uebelthaten betrifft, gleichzeitig aber auch der Mäßigung und der Gerechtigkeit in der Anwendung der Macht und der Achtung für ihre Unabhängigkeit, daß Rußland nicht ihr Feind ist, daß es keine Eroberungsabsichten ihnen gegenüber nährt, und daß friedliche Handelsbeziehungen mit ihm vortheilhafter sind, als Unordnung, Plünderung, Feindseligkeiten und fortdauernder Krieg.

Das kaiserliche Kabinet, indem es sich dieser Aufgabe widmet, hat die Interessen Rußlands im Auge. Es glaubt aber gleichzeitig den Interessen der Civilisation und der Menschlichkeit zu dienen. Es hat das Recht, auf eine gerechte und loyale Würdigung des Ganges, den es verfolgt und der Principien, die es leiten, zu zählen."

# Die indoeuropäischen Sprachen.

Von **Rudolf Rost.**

## II.

Mitten unter keltischen, griechischen und germanischen Elementen, deren das Französische noch heutzutage verhältnißmäßig mehr, als jede andere romanische Sprache aufzuweisen vermag, stand das Lateinische wie ein von den Brandungen der Sprachwellen umfluteter Felsen, an dem sich anfangs nur kleine Splitter loslösten, bis endlich der nimmer ruhende Zeitstrom den Grund zerwühlte und die Trümmer in wildem Chaos durcheinander stürzten. Ein wichtiger Umstand aber für die weitere Existenz der lateinischen Sprache in Frankreich war, daß sie als Sprache der christlichen Kirche eben so zu den Herzen der Völker sprach, als die heimatliche Rede. Und je weiter sich das Christenthum in Gallien verbreitete, desto mehr wuchs auch das Verständniß der lateinischen Sprache. — Bezüglich der Form bemerken wir, daß die französische Sprache auf dem von der provençalischen betretenen Wege der Abplattung, Verstümmelung und Zusammenziehung der Formen noch weiter vorgeschritten ist. Eine größere Unempfindlichkeit gegen den musikalischen Wohllaut reiner Vokale, eine geringere Scheu vor consonantischen Auslauten unterscheidet schon das älteste Französisch sehr zu seinem lautlichen Nachtheil von dem ältesten Provençalisch. Wenn man aber das Neufranzösische dem Latein hat ähnlicher finden wollen, als das Altfranzösische, so rührt diese anscheinend größere Aehnlichkeit theils von der überhand nehmenden neuen Einführung lateinischer Wörter her, theils auch ist sie eine Folge der neufranzösischen Orthographie, welche mit steter Rücksicht auf den Ursprung des Wortes auch Laute verzeichnet, die entweder nie in die lebendige Sprache übergegangen, oder doch längst aus ihr verschwunden sind. — Warum das Französische, diese liebenswürdige Sprache, welche sich allen Verhältnissen des Lebens mit so viel Leichtigkeit und Zierlichkeit anpaßt, einer so großen Verbreitung sich erfreut, daß man in ihrem Besitz in der ganzen civilisirten Welt sich verständlich machen kann, liegt außer anderen Gründen wohl mit daran, daß ihr Charakter sich schon seit längerer Zeit abgeschliffen hat und sie auf diese Weise mundrecht für Jedermann geworden ist. Der Prunkschleier ihrer Eleganz deckt kein tiefes Gefühl, aber auch durchaus keine Falschheit; sie sucht im Gegentheil aus einem schönen, reinmenschlichen Gefühl das Unangenehme nicht zu verbergen, sondern zu versüßen!

Das Walachische oder Dakoromanische ist die mit slavischen und auch altdakischen Elementen gemischte Volkssprache der an der untern Donau und ihren linken Nebenflüssen, in Siebenbürgen, auch in Thracien und Macedonien wohnenden Walachen oder Rumänen. Der Laut ist in dieser Sprache willkürlich und regellos entstellt und getrübt, die Flexion weist viele Elemente auf, welche das Walachische von dem romanischen Typus auffallend unterscheiden. Desto merkwürdiger ist es, daß unter dem beträchtlichen Verfalle des ursprünglichen Lautsystems und unter der fast beispiellosen Mischung, welche das Walachische erfahren, seine Conjugation nicht viel mehr gelitten hat, als die der übrigen romanischen Zungen. — Der Charakter der Sprache in Klang und Bildung der Rede ist dem der anderen Schwestern zwar ähnlich, aber nicht so ausgebildet. Es findet sich daher Weichheit des Lautes neben harter und breiter Aussprache, romanischer Satzbau neben steifer Weitläufigkeit.

Noch eine romanische Sprache, welche räumlich dem Italienischen, geistig aber dem Provençalischen näher steht, ist die in der größern Hälfte des Kantons Graubündten gesprochene churwälsche oder rhätoromanische Sprache, welche stark mit deutschen Bestandtheilen gemischt ist, die man leicht an ihrer romanisirten Form erkennt. Das Churwälsche klingt zwar rauher, als das sanfte Italienisch, hat aber dessen ungeachtet seine Annehmlichkeiten. Der ganze Laut dieser Sprache zeigt die derbe, ungezierte, aber auch ungebildete Tochter einer schönen Mutter; trotzdem erscheint sie dem an rauhere Töne gewöhnten Ohre des Nordländers immer noch sanft. Die großartige Natur ihrer felsenstarrenden Heimat spiegelt sich wieder in den volltönenden Doppellauten, in der kräftigen, freilich auch harten Aussprache der Consonanten.

5) Die lettische Sprachfamilie. Zu ihr gehört vor Allem jene Sprache, welche unter allen Idiomen Europa's am nächsten verwandt mit dem Sanskrit ist, nämlich das Littauische. Die beiden Schwestersprachen desselben, das Preußische und das Lettische, stehen in Rücksicht auf ihren Umfang und Wortreichthum zwar auf einer Stufe, nur hat das Lettische viele deutsche Elemente in sich aufgenommen und ist auch das jüngere Idiom. In grammatischer Beziehung sind sie jedoch weit verschieden von einander. Denn während das Littauische, durch seine abgeschlossene Lage geschützt, mit wunderbarer Treue die ursprünglichen Formen vollkommen erhalten und, mehr dem Wohlklang, als einer logischen Genauigkeit folgend und einen freieren und kühnern Bau der Perioden annehmend, selbst eine vollständigere Entwicklung erhalten hat, ist dagegen das Lettische so mangelhaft an Flexionen geworden, wie das Persische, Englische und Deutsche, während das Preußische gewissermaßen in der Mitte zwischen beiden steht.

Die Alterthümlichkeit des grammatischen Baues im Littauischen kommt jedoch nicht allen Redetheilen zu. Das Zeitwort steht schon hinter dem Hauptwort zurück, indem es in den Flexionsendungen manchen Verlust erlitten hat. Das Littauische, welches mit gewöhnlichen lateinischen Buchstaben geschrieben wird, zerfällt in mehre Mundarten, von denen die schamaitische, in dem russischen Gouvernement Wilna, um so mehr sich von der alten reinen Form entfernt, je weiter ihr Gebiet auch örtlich vom Hauptsitz der Sprache abliegt. Diese Sprache besitzt eigentlich keine Literatur und geht leider auch als Volkssprache ihrem völligen Erlöschen entgegen.

Der grammatische Bau des alten Preußischen oder Pruczischen zeigt eine alterthümliche Mischung von neuen

und allen Formen. Unſere Kenntniß von dieſer Sprache beſchränkt ſich blos auf die Ueberſetzung des Katechismus, da ſie bereits gegen das Ende des 17. Jahrhunderts völlig ausgeſtorben iſt.

Das Lettiſche iſt die Volksſprache von Kurland und dem größten Theile von Livland, und iſt in ſeinen grammatiſchen Formen bedeutend abgeſchwächter, als das Littauiſche, während in den Lautgeſetzen die größte Uebereinſtimmung mit dem Slaviſchen herrſcht.

6) Die ſlaviſche Sprachfamilie. Den größten Theil Europa's haben ſlaviſche Nationen inne. Von den Ufern der Dwina im Oſten bis an die der Elbe im Weſten, von den Geſtaden des Eismeers im Norden bis an die des Schwarzen und Adriatiſchen Meeres im Süden erſtreckt ſich das Gebiet der ſlaviſchen Sprachen. Wir kennen dieſe Sprachen verhältnißmäßig erſt aus neuerer Zeit und in einer von ihrer vorauszuſetzenden ältern Form gewiß ſchon bedeutend abweichenden Entwicklungsphaſe, was ſelbſt vom Kirchenſlaviſchen, das uns aus Handſchriften aus der Mitte des 11. Jahrhunderts bekannt iſt, gilt. In grammatiſcher Beziehung ſtehen die ſlaviſchen Sprachen im Allgemeinen über den romaniſchen und germaniſchen, denn ſie ſind viel reicher an grammatiſchen Formen. Beſonders eigenthümlich iſt die Conjugation. Zeitwörter nämlich, die eine momentane Handlung bezeichnen, haben keine Gegenwart der Bedeutung nach, ſondern die Präſensform wird bei ihnen im Sinne der zukünftigen Zeit gebraucht. Es liegt dies in der Feinheit der Auffaſſung, denn etwas wirklich Augenblickliches kann in der That niemals gegenwärtig ſein, der Moment iſt einem mathematiſchen Punkte gleich ohne alle Ausdehnung und kann nur als ſo eben geſchehen oder als zukünftig gedacht werden. Zu dem alterthümlichen Formenreichthum geſellt ſich noch, oder es folgt daraus, eine große Durchſichtigkeit des grammatiſchen Baues; aus jeder Wurzel erwächſt ein weitverzweigter Stammbaum von Ableitungsformen. Friſch iſt noch das Leben im Slaviſchen, im Vergleich mit den abgelebten romaniſchen und germaniſchen Sprachen; und dieſe Fähigkeit, Ableitungen aller Art zu bilden, erſetzt den Mangel, welcher der Sprache daraus erwächſt, daß ſie in der Zuſammenſetzung viel mehr gehemmt iſt, als das Deutſche und Griechiſche. — Die ſlaviſchen Sprachen zerfallen in zwei durch einen beſtimmten, unverkennbaren Typus geſonderte Abtheilungen, die ſüdöſtliche und weſtliche. Zur erſtern gehören das Ruſſiſche, Bulgariſche, Serbiſche, Kroatiſche und Windiſche.

Die ruſſiſche Sprache herrſcht im Herzen des weiten Tieflandes vom nordöſtlichen Europa faſt ausſchließlich und iſt ſporadiſch in Sibirien und an der amerikaniſchen Nordweſtküſte vertheilt. Gegen Weſten breitet ſie ſich bis zum obern Dnjepr, untern Przypiec und obern Bóg, ja ſogar bis in die Ebenen der untern Theiß aus. Das Ruſſiſche iſt eine der wohlklingendſten Sprachen. Es liebt durch vocaliſche Einſchiebungen conſonantiſche Härten zu mildern. Der Accent iſt an keine beſtimmte Stelle gebunden, wie im Polniſchen und Tſchechiſchen, er bewegt ſich frei. Die ruſſiſche Sprache zerfällt in drei Hauptmundarten: das Großruſſiſche, welches im mittlern und nördlichen Theile des europäiſchen Rußlands geſprochen wird; das Kleinruſſiſche, welches den ſüdlichen Theil des ruſſiſchen Sprachgebietes von Galizien an umfaßt, von dem Großruſſiſchen ziemlich ſtark abweicht und ſich in Manchem den Sprachen der weſtlichen Abtheilung nähert, und das Weißruſſiſche, welches im nördlichen Theile Volhyniens und im ſüdlichen des ruſſiſchen Littauens herrſcht. Alle dieſe Mundarten verbindet eine Schriftſprache, das Moskowitiſche, eine beſondere Art des Großruſſiſchen.

Die Nordgrenze des heutigen Gebietes der bulgariſchen Sprache bildet die Donau, die Grenze nach Oſten und Südoſten das Schwarze Meer. Das Altbulgariſche oder Kirchenſlaviſche iſt heutzutage keine Volksſprache mehr, ſondern beſteht nur noch als Sprache der Bibelüberſetzung und beim Gottesdienſte der Slaven der griechiſchen Kirche fort. Es zeichnet ſich beſonders durch Reichthum an Formen und alterthümliches Gepräge in jeder Beziehung aus, was in den ſpäteren Sprachen ſtückweiſe verſtreut liegt. Je reicher an Form nun das Altbulgariſche iſt, deſto ärmer jedoch iſt das Neubulgariſche, das einzige nach Art der neueren Sprachen des weſtlichen Europa's in Rückſicht auf die Form heruntergekommene ſlaviſche Idiom.

Das Gebiet der ſerbiſchen Sprache erſtreckt ſich über die türkiſchen und öſterreichiſchen Provinzen Serbien, Bosnien, Herzegowina, Montenegro, Dalmatien, Slavonien und den öſtlichen Theil Croatiens. Das Serbiſche nimmt, was den Wohlklang betrifft, unbedingt den erſten Rang unter den ſlaviſchen Sprachen ein, da es vocalreicher als alle übrigen iſt. In grammatiſcher Beziehung ſteht es noch auf dem Standpunkt ſeiner ſlaviſchen Schweſtern, und es iſt keineswegs hier an ähnliche Entſtellungen, wie im Neubulgariſchen, zu denken. Der Accent iſt an keine beſtimmte Stelle im Worte gebunden. Von den Ländern, in denen das Serbiſche geſprochen wird, gehört Dalmatien zur römiſch-katholiſchen Kirche, deren Prieſter eine beſondere, die glagolitiſche genannte Schreibart für die dalmatiſche Mundart eingeführt haben, während die Slaven, welche der griechiſchen Kirche angehören, ſich noch des unveränderten, aus dem 9. Jahrhunderte ſtammenden altſlaviſchen oder cyrilliſchen Alphabets bedienen.

Die croatiſche Sprache herrſcht vorzüglich in den croatiſchen Geſpanſchaften Agram, Kreuz und Warasdin und den angrenzenden Landſchaften, ſowie auch ſporadiſch im weſtlichen Ungarn. Sie bildet gleichſam den Uebergang vom Serbiſchen zum

Windiſchen oder Sloveniſchen, das in Kärnthen, Krain, Steiermark und einigen Gegenden des weſtlichen Ungarns zwiſchen den Flüſſen Mur und Raab geſprochen wird. Man unterſcheidet die ober-, unter- und innerkrainiſche, die kärnthiſche und ſteieriſche Mundart.

Zur weſtlichen Abtheilung der ſlaviſchen Sprachen gehören das Polniſche, das Tſchechiſche, das Slowakiſche und das Sorbiſche oder Wendiſche.

Die polniſche Sprache iſt über das ganze Gebiet des Niemen, der Weichſel und der Warthe verbreitet, auf der rechten Seite der obern Oder mit deutſchen, auf der galiziſch-volhyniſch-podoliſchen Hochebene aber mit ruſſiſchen Elementen gemiſcht. Sie zeigt jenen erweichenden Einfluß, den die J-Laute im Slaviſchen mächtiger auf die vorhergehenden Conſonanten auszuüben pflegen, als in anderen Sprachen, im höchſten Grade. Die Feinheit in der Abſtufung der mannigfachen Ziſchlaute, der häufige Wechſel der Conſonanten, erſchwert dem Ausländer bedeutend die Erlernung dieſer Sprache. Der Accent liegt ſtets auf der vorletzten Silbe. Eine Mundart des Polniſchen iſt das Kaſſubiſche an der Leba, Lupow und obern Stolpe.

Die tſchechiſche Sprache wird geredet von den eigentlichen Tſchechen, welche einen beträchtlichen Theil von Böhmen inne haben, und den moraviſchen Stämmen der Hannaken, Slowaken ꝛc. in Mähren. In der tſchechiſchen Sprache im engern Sinne, d. h. der tſchechiſchen Schriftſprache, zeigt ſich die Anlage zu einer alterthümlichen grammatiſchen Entwicklung, die aber hie und da gehemmt

erscheint. Der Accent ist stets auf der ersten Silbe des Wortes, wobei aufs Strengste die Längen und Kürzen der Vocale beachtet werden. Das Mährische steht dem schönen Baue des Altböhmischen noch näher.

Die slowakische Sprache, welche von der Grundbevölkerung namentlich des nordwestlichen Ungarns gesprochen wird, bildet den Uebergang von der böhmischen zur wendischen Sprache, oder von der südöstlichen zur westlichen Abtheilung der Slavinen. Denkt man sich das Slowakische mit Kenntniß und Geschick zur Schriftsprache ausgebildet, so erhält man das Bild einer slavischen Sprache, die reich und alterthümlich an grammatischen Formen wohl alle übrigen überragen dürfte.

Die sorbische oder wendische Sprache wird nur noch gesprochen in einem kleinen Theile der beiden Lausitzen, von Löbau im Süden bis Lübben im Norden, in der Mitte durchflossen von der Spree. Sie zerfällt in zwei Mundarten: die durch ihre Lautgesetze dem Tschechischen näher stehende oberlausitzische, und die mit dem Polnischen mehr verwandte niederlausitzische.

7) Die germanische Sprachfamilie. Das gesammte Gebiet der germanischen Sprachen zerfällt in zwei Theile: die mit dem Gothischen auf einer Stufe stehenden und die eine weitere Stufe der Lautverschiebung inne habenden (das Hochdeutsche). —

An Alterthümlichkeit geht das Gothische allen germanischen Sprachen voran und übertrifft an sinnlicher Fülle, an Vollkommenheit und Mannigfaltigkeit der Formen alle späteren Mundarten. Zugleich treten die Wurzeln in den Ableitungen noch klar und kräftig hervor, so daß auch diese lebendig sinnliche Anschauung gewähren. Charakteristisch ist es ferner, daß Trübung der ursprünglich reinen Vocale durch Umlaut und Assimilation nicht vorkommt, daß dagegen die Gesetze des Wohllauts noch einen mächtigen Einfluß auf den Wechsel der Laute, namentlich der Consonanten, haben. — Bekanntlich schöpfen wir die Kenntniß des Gothischen aus den Bruchstücken der Bibelübersetzung des Bischofs Ulfilas.

Das Altnordische zeigt noch in seiner grammatischen Form eine hohe Alterthümlichkeit. Wir kennen es zwar erst aus Handschriften des 13. Jahrhunderts, aber auch in dieser verhältnißmäßig jungen Form ist es mit Sicherheit als ein dem Deutschen und Gothischen coordinirter, unmöglich weder aus dem einen, noch aus dem andern hervorgegangener Sprachzweig zu erkennen. Ist das Altnordische sprachlich schon wichtig und bedeutend, weil es eine besondere Form des Deutschen bildet, so ist es noch von ungleich höherer Bedeutung für die Kunde unsers deutschen Alterthums, weil nur hier der Eifer christlicher Bekehrer die uralten heidnischen Götter- und Heldenlieder nicht vernichtete; namentlich ist die Mythologie unsers Stammes nur hier uns erhalten, während sie auf deutschem Gebiete blos in schwachen Spuren als einst in analoger Weise wie im nordischen vorhanden sich verräth. Der alten Sprachform am treuesten blieb in ihrer Abgeschlossenheit die isländische Sprache; die übrigen aus dem Altnordischen hervorgegangenen, also mit Fug neumodisch zu nennenden Sprachen, das Schwedische, vor allem aber das stark abgeschliffene Dänische, zeigen im höhern Grade jene im spätern Sprachleben eintretenden Veränderungen.

In uralter Zeit war die deutsche Sprache eine einheitliche im Großen und Ganzen, wobei natürlich die Existenz von Mundarten nicht ausgeschlossen ist. Nach der Völkerwanderung aber, etwa im 5. Jahrhundert, trat eine vollständige Trennung ein, zwar nicht plötzlich und mit einem Male, aber nach und nach, in dem einen Lande früher, in dem andern später. Es schied sich nämlich die süddeutsche, oberdeutsche oder hochdeutsche Mundart von der norddeutschen oder niederdeutschen, und zwar so, daß die niederdeutschen, die sächsischen Volksstämme, die alten Lautverhältnisse bewahrten, die süddeutschen, die suevischen Volksstämme, dagegen die gothische oder urdeutsche Stufe verließen und einen Schritt weiter gingen, ganz in derselben Weise, wie früher die germanischen Völker in ihrer Gesammtheit sich von den übrigen stamm- und sprachverwandten Nationen getrennt hatten. Jede dieser beiden Mundarten hat ihren besondern Charakter. Die süddeutsche, hochdeutsche ist die gedrungenere, härtere, auch rauhere; die norddeutsche, niederdeutsche dagegen die breitere, weichere, mildere, oft auch fadere. Die erste beschäftigt mehr den Gaumen und die Kehle, die andere mehr die Lippen und die Zunge. Der Süddeutsche hat im Allgemeinen eine schwerere Zunge als der Norddeutsche; er ist deshalb genöthigt, mehr mit Bruststimme zu sprechen, während dieser hauptsächlich den Mund arbeiten läßt. Darum wird auch in Süddeutschland langsamer gesprochen, wenn auch die Gedanken des Norddeutschen nichts an Lebendigkeit voraus haben. — Die Sprachscheide zwischen beiden Mundarten bildet der nördliche Abhang des Harzes.

Die niederdeutsche Mundart theilt sich schon in früher Zeit in mehre Zweige, in das Altsächsische, das Angelsächsische mit dem Englischen, das Friesische und das Niederländische.

Das Altsächsische, welches eben so gut das Altniederdeutsche genannt werden könnte, erhob sich einst zur Schriftsprache. Das wichtigste für Literatur, Sprache und Kirchengeschichte hochbedeutende Werk ist die altsächsische Evangelienharmonie aus dem 9. Jahrhundert, welche gewöhnlich in der Literaturgeschichte mit dem Namen „Heliand" bezeichnet wird. Die Tochter des Altsächsischen ist das Mittelniederdeutsche, welches in dem spätern Mittelalter wohl auch noch Büchersprache war, aber nie solche Geltung erlangte, wie das Mittelhochdeutsche. Das heutige Niederdeutsche, das Neuniederdeutsche, besteht aus verschiedenen Volksmundarten; die Bezeichnung für dasselbe ist bekanntlich Plattdeutsch (— platt = niederländisch, im Gegensatze zu hoch = oberländisch —) oder schlechthin Platt. Die Gebildeten in Norddeutschland haben durchaus die hochdeutsche Sprache angenommen, wenn sie auch bisweilen recht gern die Volksmundart gebrauchen.

Das Angelsächsische ist in reichlichen und wichtigen Denkmälern auf uns gekommen. Es bildet den Grundstock zum Englischen, welches in vielen Mundarten Großbritannien beherrscht, mit Ausnahme Hochschottlands, Wales, der Insel Man und Irlands. Außerdem hat diese Sprache jenseits des Oceans, auf der Ostseite Nordamerika's, eine neue Heimat gewonnen, nicht zu gedenken der zahlreichen anderen Colonien, durch welche England seine Sprache über fast alle Theile der Erde verbreitet hat. Die englische Sprache enthält keltische, ungleich mehr aber romanische (normannische) Bestandtheile (namentlich sind die eine feinere Kultur voraussetzenden Ausdrücke romanisch). Hat sie den angelsächsischen Typus zwar bewahrt, so ist sie doch eine der abgeschliffensten, an grammatischen Endungen ärmsten Sprachen unserer Sprachfamilie. Die meisten ursprünglich deutschen Wörter sind sogar zur Einsilbigkeit herabgesunken, wenigstens in der Aussprache, die hier allein maßgebend ist und sich von der Schrift ungemein weit entfernt hat, welcher Umstand uns den Beweis liefert, wie schnell die Sprache eines geschichtlich bedeutenden Volkes bezüglich der Form herabsinken kann.

Das Friesische bildet eine Art Mittelglied zwischen

dem Nordischen und dem Niederdeutschen. Die einzigen Proben von der altfriesischen Sprache sind noch in den leges Frisiorum, welche zu Karls des Großen Zeiten geschrieben wurden, und in Urkunden und gesetzlichen Documenten späterer Zeit zu finden. Die noch vorhandenen Mundarten des Friesischen sind das Idiom von Ost- und Westfriesland und das Nordfriesische am westlichen Küstenrande Schleswigs und auf den Inseln.

Eine reiche Literatur hat im Mittelalter das Niederländische aufzuweisen, und wenn in Belgien in unseren Tagen auch das Französische als Sprache der Gebildeten die Oberherrschaft erlangt hat, so ist doch das Niederländische, oder wie es gewöhnlich genannt wird, das Vlämische, Volkssprache und auch von den Gebildeten gekannt und geliebt. Die Tochter des alten Niederländischen, das Holländische, steht im vollen Besitz seiner Macht als allgemeine Schrift- und Volkssprache.

Durch bestimmte Lautgesetze geschieden von den bisher behandelten Sprachen ist das Hochdeutsche. Ursprünglich bedeutet Hochdeutsch nichts Anderes als Oberdeutsch, wie man früher das obere Deutschland auch Hochdeutschland nannte. Mit der Zeit nun hat das Wort Hochdeutsch eine ganz andere Bedeutung angenommen, und man versteht jetzt darunter die allen deutschen Stämmen gemeinsame Schriftsprache. Von den frühesten Zeiten an erhoben sich nämlich vorzüglich ober- oder hochdeutsche Mundarten zur allgemeinen Schriftsprache, während die niederdeutschen schon mehr auf die Völker niederdeutschen Stammes beschränkt blieben, wenn sie auch bei ihnen zur schriftlichen Darstellung gebraucht wurden. Die ältesten hochdeutschen Schriftdenkmale stammen aus dem 7. Jahrhundert. Diese Zeit bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts wird als die erste Periode des Hochdeutschen die althochdeutsche genannt. Die zweite, die mittelhochdeutsche, reicht von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis in den Anfang des sechszehnten. Die gute, klassische, mittelhochdeutsche Zeit umfaßt einen sehr geringen Zeitraum, etwa sieben Jahrzehnte, ungefähr 1180 bis 1250. Vom Anfange des 16. Jahrhunderts beginnt die dritte hochdeutsche Periode, die neuhochdeutsche, welche noch nicht abgeschlossen ist. In ihr siegte die hochdeutsche Mundart vollständig über die niederdeutsche, so daß wir füglich das Wort „hoch" hinweglassen könnten, wenn wir von unserer Schriftsprache reden. Das Wort „hochdeutsch" hat freilich noch im Gegensatze zur niederdeutschen Mundart seine ursprüngliche Bedeutung. — Es ist bekannt, daß innerhalb des hochdeutschen Sprachgebietes verschiedene Mundarten sich absondern, welche wenig oder gar nicht von der Schriftsprache berührt werden. Man kann vier hochdeutsche Mundarten annehmen. Zwei von ihnen sind eigentlich oberdeutsch oder süddeutsch, nämlich die alemannische, zu welcher die Schwaben, die Schweizer und die Elsässer gehören, und die bayerische, welche die Bayern, die Tyroler, die Oesterreicher und die Steyermärker haben. Die beiden anderen gehören Mitteldeutschland an; die fränkische, welche den nördlichen Theil des heutigen Bayerns und die angrenzenden Gebiete (das deutschredende Böhmen und andere) umfaßt, ist noch ziemlich rein hochdeutsch und von entschieden ausgeprägter Eigenthümlichkeit. Dagegen mannigfaltig und buntscheckig und voller niederdeutscher Bestandtheile sind die eigentlichen mitteldeutschen Mundarten, welche nicht gut scharf zu trennen sind. Dahin gehören die hessische, die thüringische, die meißnische, die osterländische und die schlesische Mundart. Eine jede dieser Mundarten zerfällt wieder in besondere Mundarten und Spielarten und so geht es fort bis auf einzelne Dörfer. —

Betrachten wir schließlich unsere Muttersprache vom allgemeinen Standpunkte aus, so finden wir, daß zwischen der Romantik der Sprachen des südlichen Europa's, von denen die spanische die feierlichste und grandioseste, die französische die leichteste und zierlichste, die italienische die musikalisch und poetisch beweglichste und anschaulichste ist, und dem Ernst und der Strenge der nordischen Sprachen die deutsche Sprache, wie das deutsche Land, dieses Herz Europa's, im wirklichen Sinne die Mitte bildet, daß sie die Vorzüge derselben so viel als möglich vereinigt, ohne den germanischen Stamm, dessen lebendigste Darstellung sie ist, zu verläugnen. Sie entbehrt zwar des melodischen Klanges der romanischen Sprachen, allein da sie reicher an den die Rede beseelenden Vocalen ist, als z. B. die englische Sprache, so klingt sie seelenvoller als diese und ausdrucksvoller als jene, indem sie den Gedanken vollkommen verkörpert und einer mannigfacheren Gliederung fähig ist. Daher eignet sie sich nicht nur zur Darstellung der freien poetischen und wissenschaftlichen Productivität des deutschen Geistes, sondern ist auch durch ihre innere Vollkommenheit am fähigsten, den eigenthümlichsten Ton und Rythmus, die verschiedenartigste Anschauungs- und Denkweise und dadurch die innerste Seele und den tiefsten Sinn der entgegengesetztesten Sprache in den glücklichsten, von anderen Völkern unerreichbaren Reproductionen aller Denkmale der Poesie und Wissenschaft wiederzugeben. Sie ist mithin das vollkommenste Organ des durch sie sein geistiges Leben offenbarenden und alle Manifestationen anderer Völker in sich zurücknehmenden Centralvolkes Europa's, welches durch die Tiefe, den Umfang und die Wahrheit seines Geistes und seiner Bildung zur umfassendsten und bleibendsten Eroberung der Welt berufen ist.

8) Die keltische Sprachfamilie. Lange Zeit hindurch galt das Keltische als ein dem indoeuropäischen Sprachstamm fremder Zweig, denn bald rechnete man es zum Baskischen, bald zum Finnischen. — Die Reste dieser wahrscheinlich einst über viele Länder von Westeuropa verbreiteten Völkerfamilie finden sich fast sämmtlich an den äußersten westlichen Küstenländern unsers Erdtheils, nachdem ihre zahlreichen Vorfahren in dem ehemaligen weiten Verbreitungsbezirke dieser Völker aufgerieben, oder auch, und zwar der Mehrzahl nach, in andere Nationalitäten übergegangen sind, was seinen Grund wohl darin haben mag, daß die Kelten nie zu einer Nation vereinigt waren, sondern stets Staaten angehörten, deren Bevölkerung mit ihnen weder stamm- noch sprachverwandt war. Da das Keltische als westlicher Vorposten der Indoeuropäer muthmaßlich zuerst von dem gemeinsamen Muttervolke sich losgetrennt und seine weite Wanderung angetreten hat, so kann es uns nicht auffallen, daß diese Sprache unter allen anderen am meisten eigenthümliche Wege eingeschlagen hat. Da man nur Sprachproben von denjenigen keltischen Idiomen hat, welche bis auf den heutigen Tag fortleben, und von denen zwei eine eigenthümliche Literatur besitzen, so kennt man auch den Zusammenhang und die Gliederung dieser ausgebreiteten Familie nur unvollständig. Wir theilen sie in zwei deutlich gesonderte Abtheilungen, deren jede drei Sprachen umfaßt, nämlich zwei Hauptsprachen und eine weniger bedeutende Unterart.

Die bretonische oder kymrische Abtheilung enthält die Sprache der alten Briten, welche in einigen einander nahe verwandten Mundarten fortlebt. Dieser südöstlichen Abtheilung fallen die unter dem Namen keltischer Worte von den Alten uns überlieferten Reste des ältern Keltisch zu, aus jener Zeit, als keltische Völkerschaften sich

noch über Gallien, einen Theil Deutschlands und Spaniens ꝛc. erstreckten. Diese Abtheilung umfaßt das Kymrische im engern Sinne oder das Wallisische, die Sprache von Wales, das Armorikanische oder Bretonische in einigen Gegenden der Halbinsel Bretagne und das seit etwa 100 Jahren völlig erloschene Cornische in Cornwallis.

Die gälische oder gadhelische Abtheilung mit dem Irischen oder Ersischen, der Sprache der keltischen Irländer, welche unter allen keltischen Idiomen die meisten alterthümlichen Formen bewahrt haben soll; dem Gälischen im engern Sinne, der Sprache der Bergschotten, einer im Vergleich mit dem zunächst verwandten Irischen neuern und jüngern Sprache; und der Mundart der Insel Man, dem Manx, welches stark mit normannischen Elementen vermischt ist.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß da, wo eine von nur wenigen Menschen gesprochene, nicht sehr entwickelte Sprache, die keine bedeutende Literatur hat, mit einer von vielen Millionen Menschen gesprochenen Kultursprache zusammentrifft, die erstere allmälig verschwindet. Recht auffällig ist das Verhältniß der englischen zur irischen Sprache. Im Jahre 1861 sprachen von den 5,789,967 Einwohnern Irlands nur noch 1,105,536 Ersisch. Von dieser Zahl verstanden 163,275 nur Ersisch, die große Mehrzahl von 942,261 sprach zugleich Englisch. Von denjenigen, welche blos Irisch verstehen, wohnen nicht mehr als etwa 3000 in städtischen Bezirken. Daß das keltische Idiom in Irland, wie in England (Wales) und Hochschottland seinem Aussterben, wenn auch langsam, entgegengeht, erhellt aus dem Umstande, daß von Allen, die Keltisch reden, nicht der dritte Theil in der Generation unter 20 Jahren sich findet.

Alle nun so eben aufgezählten und kurz charakterisirten Sprachen in Indien, Persien und Europa sind, ihrem Wörterstoffe nach, ursprünglich gleich, d. h. aus denselben Wurzeln gebildet, welche der Einfluß des Klimas, die volksthümliche Aussprache und die Verbindungen der Vorstellungen verschiedenartig ausgebildet haben, indem sie bald einen Laut mit einem andern verwandten Laute vertauscht, bald eine eigentliche Bedeutung uneigentlich oder bildlich genommen, oder sie durch fortgesetzte Ableitung gesteigert haben, ohne daß der Grundstoff der Sprache dadurch wesentlich verändert worden wäre. Diese Aehnlichkeit und Verschiedenheit haben alle indoeuropäischen Sprachen gemein, eine größere Aehnlichkeit aber besteht zwischen denjenigen, welche eine Familie bilden und Laute derselben Stufe und vollkommen ähnliche, nur durch Vorsilben und Ausgänge verschiedene Stammwörter haben. Die in jedem Zweige vereinigten Sprachen nähern sich endlich selbst in ihren Endungen und zeigen keine andere Verschiedenheit mehr, als die ihrer Auslaute oder Endvocale und ihres eigenthümlichen Satzbaues.

In wiefern aber einer Sprache vor einer andern ein Vorzug gebühre, darüber hören wir noch Wilhelm v. Humboldt: „Der wahre Vorzug einer Sprache ist nur der, sich aus einem Princip und in einer Freiheit zu entwickeln, die es ihr möglich machen, alle intellectuellen Vermögen des Menschen in reger Thätigkeit zu erhalten, ihnen zum genügenden Organ zu dienen, und durch die sinnliche Fülle und geistige Gesetzmäßigkeit, welche sie bewahrt, ewig anregend auf sie einzuwirken. In dieser formalen Beschaffenheit liegt Alles, was sich wohlthätig für den Geist aus der Sprache entwickeln läßt. Sie ist das Bett, in welchem er seine Wogen im sicheren Vertrauen fortbewegen kann, daß die Quellen, welche sie ihm zuführen, niemals versiechen werden. Denn wirklich schwebt er auf ihr, wie auf einer unergründlichen Tiefe, aus der er aber immer mehr zu schöpfen vermag, je mehr ihm schon daraus geflossen ist. Diesen formalen Maßstab also kann man allein an die Sprachen anlegen, wenn man sie unter eine allgemeine Vergleichung zu bringen versucht."

---

# Aus dem nordwestdeutschen Flachlande.

Ethnographische Skizze von **Friedrich Ewald**.

## II.

Daß sämmtliche Marschgegenden durch eine große Wohlhabenheit sich auszeichnen, ja, daß eigentliche Armuth fremd in ihnen ist, darf nach dem Gesagten nicht Wunder nehmen. Stattlich genug präsentirt sich daher auch die Wohnung eines solchen Marschbauern. Die Grundmauern sind natürlich, wie es in diesem von Bruchsteinen gänzlich entblößten Lande nicht wohl anders sein kann, aus Backsteinen aufgeführt, deren Fugen zierlich mit Mörtel ausgestrichen werden, so daß diese Mauerflächen einen sauberen, freundlichen Eindruck machen. Bei älteren Bauernhäusern bestehen die Wände wohl aus Fach- oder Bindwerk, d. h. einem rechtwinklig zusammengesetzten Balkengerüst, dessen quadratische Fächer mit Backsteinen ausgefüllt sind. Das Dach setzt unmittelbar über den Fenstern der Seitenmauern an — denn alle echten Bauernhäuser in den Marschen sind ohne Ausnahme einstöckig gebaut — und steigt zu beträchtlicher Höhe empor, den unter ihm aufgespeicherten Heuvorräthen und Korngarben Raum gewährend. Sehr selten übrigens sieht man eine Ziegelbedachung; man bedient sich vielmehr zum Decken der Häuser einer Rohrart („Reith" genannt), welche an den Rändern der Flüsse und der in ihrem untern Laufe ziemlich zahlreichen Inselchen („Platen") wächst und zur Winterszeit, wenn der Frost dem Wasser Balken aufgelegt hat, geschnitten wird. Die dichte, fußdicke Schicht dieses Rohres, welche man auf dem Sparrengerüst befestigt, hat zwar den Nachtheil größerer Feuergefährlichkeit, schützt aber dafür auch ungleich besser gegen Sommerhitze sowohl wie gegen Winterkälte als ein Ziegeldach.

Die Front des Gebäudes wird vorzugsweise gern gegen Osten gekehrt. Den Eingang bildet eine große, oben halbrund geschnittene Doppelthüre, hoch und breit genug, um

einem schwerbeladenen Erntewagen den Eingang zu verstatten. Oberhalb derselben ist, auf einem in die Mauer eingelassenen Sandstein, bei älteren Häusern wohl auch auf einem übergekragten Balken, der Name des Erbauers sammt dem seiner Ehefrau, sowie die Jahreszahl der Erbauung zu lesen. Selten findet sich dem noch ein Vers oder ein Bibelspruch zugefügt. — Die Hausthüre ist fast immer auf etwa zwei Drittel ihrer Höhe wagerecht wieder durchschnitten, so daß sie eigentlich aus vier verschiedenen Theilen, deren jeder auf seiner besonderen Angel sich dreht, zusammengesetzt ist. Die eine Hälfte pflegt, wenigstens zur guten Jahreszeit, offen zu stehen, um Licht und Luft den Zutritt zu gestatten. Ein leichtes, nach Außen aufschlagendes Lattenthürchen schützt alsdann das Innere des Hauses vor dem Besuch der grunzenden Borstenträger, denen der vor dem Eingange belegene Grasrain in der Regel zum Tummelplatz angewiesen wird.

Treten wir endlich in das Haus selbst ein, so sehen wir uns zunächst auf einer geräumigen Flur, welche die volle Breite des Gebäudes einnimmt und deren Fußboden, aus festgestampftem Lehm bestehend, im Winter als Dreschtenne benutzt wird. Rechts und links, also an beiden Langseiten des Hauses, ziehen sich die Stände für die Kühe hin. Denn wenn auch der Betrieb so groß ist, daß er außer dem Hauptgebäude noch ein oder mehre separate Wirthschaftsgebäude erfordert, so liebt es doch der norddeutsche Bauer, seinen Viehstand — seinen Stolz und seine Freude — mit sich unter demselben Dache zu wissen. Und in der That ist es ein gar stattlicher Anblick, welchen zur Winterszeit — denn den ganzen Sommer und Herbst über, vom Mai bis zum November bleiben die Thiere ohne Unterbrechung draußen — diese Reihen glatter, starkgebauter, breitstirniger Kühe gewähren, wenn sie, den Kopf gegen die Flur („Diele" oder plattdeutsch „Dähle" genannt) gekehrt, in ruhigem Behagen das ihnen vorgeschüttete duftige Heu verzehren oder leise brummend den wohlbekannten Tritt der Magd begrüßen, in deren saubere, mit blitzendem Messingbeschlag versehenen Eimer der Inhalt der strotzend vollen Euter entleert werden soll. Die Pfosten, welche statt jeder weiteren Zwischenwand die Standplätze von je zwei und zwei Kühen scheiden, tragen zugleich eine Art von Emporbühne, „Hille" genannt, welche zur Aufbewahrung von allerhand Geräthschaften, auch wohl eines Theiles des Torfvorrathes dient und endlich das Standquartier des Hühnervolkes zu sein pflegt, welches letztere den Tag über vor dem Hause, oder auf der Tenne sich sein Futter sucht, und dem sich meistens eine Schaar von Tauben zugesellt. Diese fehlen nämlich so leicht auf keinem größern Bauernhofe und ihre Nester, deren Fluglöcher gewöhnlich oben an der Giebelwand angebracht sind, müssen manchen schmackhaften Braten in Gestalt der halbflüggen Jungen hergeben.

Zu beiden Seiten der Hauptthüre treffen wir gewöhnlich die Stallungen für die Pferde an, und zwar so, daß die Krippen und Raufen sich an die Giebelwand lehnen, das Hintertheil der Thiere demnach der „Diele" zugekehrt ist. An dem entgegengesetzten Ende der letzteren, also nach den eigentlichen Wohnräumen zu, sind hier und da noch Schlafstätten für das Gesinde, wenigstens für den männlichen Theil desselben, angebracht. Dieselben bestehen aus schrankartigen Bretterverschlägen, Alkoven genannt,*) welche große Aehnlichkeit mit den sogenannten „Schlafkojen" der Seeleute zeigen und deren vorderer Ausschnitt durch eine verschiebbare Holzwand bei Tage wohl auch ganz geschlossen wird. Demjenigen, der dieser Einrichtung ungewohnt ist, könnte der bloße Gedanke, in solch einer — Schlafkiste möchte man es nennen — sich zur Ruhe zu legen, den Athem versetzen. Allein es ist eine Eigenthümlichkeit unsers Landmannes, daß er, der doch den größten Theil des Tages im Freien zubringt, innerhalb seiner Wände gegen eine schwere, drückende, ja selbst unreine Atmosphäre selten empfindlich ist; und so findet man in älteren Bauernhäusern diese Alkoven vielfach auch in den eigentlichen Wohnräumen und von der Herrschaft selbst benutzt.

Den von dieser letztern bewohnten Theil des Hauses scheidet eine der Giebelmauer parallele Zwischenwand von dem Wirthschaftsraume, dessen Besichtigung wir zuerst vornahmen, und der in seiner Ausdehnung etwa zwei Drittel von der Länge des ganzen Gebäudes umfaßt. Das letzte, besonders abgekleidete Drittel wird gemeiniglich „Windfang" genannt. Die Thür, welche zu ihm führt, ist immer mit Glasfenstern versehen, damit der Hausherr jederzeit von dem status quo des Wirthschaftsraumes sich überzeugen kann. Ihr gegenüber ist ursprünglich der Heerd angebracht, so daß demnach die offene Hausflur des Windfanges zugleich die Küche bildet. Ueber dem flammenden Torffeuer hängt nun den ganzen Tag über ein mächtiger Wasserkessel oder der gewaltige eiserne Topf, in welchem das Mittags- und Abendessen brodelt. Die Wand, an welche sich der Heerd lehnt, ist fast ausnahmslos mit sauberen, blauweißen holländischen Porzellanfliesen (hier schlechtweg „Steinchen" genannt) bekleidet. Den Schornstein, dessen unteres, bauchiges Ende den reichlich qualmenden Rauch auffängt, umgibt ein Bret mit vorspringender Leiste, auf welchem Porzellan-, Zinn- und Messinggeschirr in ziertlicher Ordnung aufgestellt ist. Das Licht erhält diese Hausflur gewöhnlich durch ein oder zwei in der Langmauer angebrachte Fenster, vor denen meistens der sauber gescheuerte Holztisch sammt dazu gehörigen Stühlen und Bänken seinen Platz findet, an welchem das Gesinde seine Mahlzeiten hält. In neueren, eleganter gebauten Bauernhäusern ist übrigens der Heerd aus der Mitte entfernt worden und die Küche hat eine besondere Abkleidung erhalten.

Es bleiben somit — wenn nicht, was allerdings gewöhnlich geschieht, an eben dieser Fensterwand noch der Raum zu einem Stübchen ausgespart wird — nur die anderen beiden Seiten des „Windfanges" zu Wohnräumen übrig, so daß demnach diese letzteren im Verhältniß zu der Größe des ganzen Gebäudes immerhin etwas beschränkt genannt werden dürfen. Allein es liegt ja in der Natur der Sache, daß die Bewohner den größten Theil des Tages über entweder draußen oder doch in den Stallungen und Wirthschaftsgebäuden sich aufhalten und daher weniger auf die Benutzung der Zimmer angewiesen sind. Während das Familienzimmer zugleich Eß- und nicht selten Kinderstube ist, darf es indeß unter keiner Bedingung an einem Besuchszimmer, einer sogenannten „besten Stube" fehlen, welche in größeren und stattlicheren Bauernhäusern, wo sämmtliche Räume bedeutendere Dimensionen annehmen, den stolzen Namen „Saal" führt. Auf die Einrichtung dieses Gemaches wird gewöhnlich viel Sorgfalt und Geld verwandt, und blankpolirte Mahagoni-Möbel mit Damastoder Plüschbezug, Spiegel in schweren Goldrahmen, elegante Fenstervorhänge und feine Tapeten gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Allein, die Wahrheit zu gestehen, so macht dieser modische Luxus, den die fortschreitende Kultur und der wachsende Reichthum in das alte, patriarchalische Bauernhaus so zu sagen eingeschmuggelt

*) Stürenburg in seinem vortrefflichen „Ostfriesischen Wörterbuch" bemerkt richtig, daß dies Wort arabischen Ursprunges sei.

haben, durchgehends einen etwas fremdartigen und nicht gerade harmonischen Eindruck. Inmitten eines solchen Prunkzimmers, dessen etwas schwere und drückende Luft für die Seltenheit seiner Benutzung Zeugniß ablegt, hat es uns manchmal unwillkürlich gemahnt an ein Geschichtchen, dessen buchstäbliche Wahrheit wir verbürgen können. Ein Marschbauer hatte einen städtischen Beamten, dem er seine Zuneigung geschenkt, zu wiederholten Malen eingeladen, ihn einmal in seinem Hause zu besuchen und namentlich ein neuangeschafftes Pianoforte in Augenschein zu nehmen. Als dieser endlich der Aufforderung Folge geleistet hat, sieht er zu seinem größten Erstaunen, wie sich der Hausherr an das Instrument setzt und mit beiden Händen die Kreuz und Quere wild auf den Tasten herumzutrommeln beginnt. Auf die, wahrscheinlich mit verbissenem Lachen gestellte Frage: „wo er denn das gelernt habe?" erhält der Beamte von dem Spieler die halb von Selbstgefälligkeit, halb von Verwunderung über sein eigenes Genie eingegebene Antwort: „Ick kunn't glieks!" (Ich konnte es gleich.)

Einen Schluß auf die durchschnittliche Bildung der Marschbewohner aus dieser Anekdote ziehen zu wollen, auch abgesehen davon, daß dieselbe vor mehr als einem Menschenalter sich zugetragen hat, wäre geradezu lächerlich. Vielmehr vertreten jene im Ganzen und Großen eine Summe von Intelligenz, deren kein anderer deutscher Volksstamm sich würde zu schämen haben. Unsere Absicht ging vielmehr lediglich dahin, anzudeuten, daß man so vielfach nicht versteht, altererbte Sitten, Gewohnheiten und Anschauungen mit den Forderungen moderner Kultur und städtischer Bildung in Einklang zu bringen. Man gibt jene auf, ohne gleichwohl diesen vollständig gerecht werden zu können. Daher ist es auch eine so überaus beklagenswerthe Erscheinung, daß so viele Bauern, denen die in den letzten Decennien zu enormer Höhe gestiegenen Landpreise eine bedeutende Rente gewähren, heutzutage oft in ihren besten Jahren sich zur Ruhe setzen und, ihre Besitzungen verpachtend, in den Städten ihren Wohnsitz aufschlagen. Dort bleiben natürlich die höheren und eigentlich gebildeten Kreise ihnen verschlossen, und sie sind daher meistens genöthigt, ihren Umgang unter Halb- oder noch weniger als halb Gebildeten zu suchen. Dabei kann es denn nicht fehlen, daß viele Leute sich an sie heran drängen, welche nur der gefüllte Geldbeutel der neuen Bekannten lockt und die, während sie nichts als den elenden Firniß einer *sogenannten* Bildung voraus haben, hinterher oft genug über die „dummen Bauern" sich lustig machen mögen, die doch an wirklicher Gediegenheit unendlich oft ihnen überlegen sind. —

Allein wir sind von unserm Thema abgeschweift, und doch blieb uns noch der Besuch eines der wichtigsten Räume des echten Marschbauernhauses übrig — der des *Milchkellers* nämlich. Mit Vergnügen weilen wir in diesem, von holländischer Reinlichkeit glänzendem Gelaß, wo auf dem Fußboden, theils über, theils nebeneinander die großen runden hölzernen Milchgefäße, „Baljen" genannt, aufgestellt sind. Gewöhnlich werden dieselben von außen mit grauer oder grüner, inwendig aber mit rother Oelfarbe (von welcher letztern die Weiße der Milch sich angenehm abhebt) gestrichen. Die Großmagd oder eine der Töchter des Hauses besorgt allmorgendlich sehr früh („vor Tag und Tage", wie ein dahin zielender eigenthümlicher Ausdruck lautet) das Geschäft des Abrahmens, das eben so wie die Reinigung der Milchgefäße, das eigentliche Buttern und die Käserei, die größte Umsicht, Sorgfalt und Reinlichkeit erfordert. Die geringste Vernachlässigung oder Unsauberkeit rächt sich bekanntlich vor Allem an der Butter, was Aussehen und Geschmack anbetrifft, auf der Stelle, und da diese letztere einen wichtigen Handelsartikel der Marschen bildet, so setzt natürlich jede Hausfrau ihren Stolz darin, eine wohlschmeckende und tadelfreie Waare zu liefern. Die fette und aromatische ostfriesische, holsteinische und oldenburgische Butter erfreut sich denn auch in der That eines wohlverdienten und weitverbreiteten Rufes. Namentlich werden ungeheuere Massen davon nach England ausgeführt.

Wir hatten bei dem Gange unserer bisherigen Schilderungen vorzugsweise die Wohnungen der begüterten und reichen Marschbauern, gewissermaßen der bäuerlichen Aristokratie und unter ihnen wieder vornehmlich die der Wesermarschen im Auge. Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß ihr Charakter, wie auf der abwärts führenden Skala, welche mit dem bescheidenen Häuschen des „kleinen Mannes", des „Heuermanns" und „Köters" schließt, so andrerseits nach den Verschiedenheiten, welche unvermeidlich in den einzelnen nach der Elbe und Ems zu belegenen Distrikten sich kundgeben, mancherlei Modifikationen unterliegt. So fehlt namentlich den Wohnungen der untern Klasse die Zwischenwand, welche Stallung und eigentlichen Wohnraum scheidet. Auch wird in ihnen nur in seltenen Fällen ein Schornstein angebracht sein, vielmehr bleibt es dem Heerdrauche überlassen, durch die offene Thür sich einen Ausweg zu bahnen, nachdem er zuvor an den, eben zum Behuf des „Räucherns" auf der Diele aufgehängten Würsten, Speck- und Fleischseiten seine Funktion erfüllt hat. Die rauchgeschwängerte, wie von einem bläulichen Nebel erfüllte Atmosphäre eines solchen Hauses muß dem, der ihrer ungewohnt ist, Anfangs unerträglich erscheinen, namentlich, wenn die Ungunst der Witterung das Schließen der Haus- und Seitenthüren nöthig macht. Indeß hilft hier, wie überall, die allmächtige Gewohnheit dergleichen Unzuträglichkeiten und Unbequemlichkeiten überwinden.

Der Eindruck, den wir von der Wohnung des Marschbauern mit hinwegnehmen, würde nur ein unvollständiger sein, wollten wir nicht auch noch einen Blick in den unmittelbar an das Haus sich schließenden *Garten* werfen. Vielfach könnten wir dabei freilich wieder jenen Mangel an Schönheitssinn constatiren, der uns schon in die Augen fällt, wenn wir beim Eintritt in das Gehöft gerade vor der Frontseite den ungeheuern Haufen jenes Stoffes aufgeschichtet finden, den man euphemistisch die „Goldgrube des Landmanns" genannt hat, welche poetische Benennung indeß nicht für die unseren Augen und Nasen zugefügte Unbill zu entschädigen vermag. Nicht aber, als ob der Garten einen vernachlässigten oder gar verwahrlosten Anblick darböte. Die gut bearbeiteten und sauber gehaltenen Beete zeugen vielmehr von derselben Sorgfalt und Ordnungsliebe, welche vielleicht als ein Erbtheil der stammverwandten Holländer nach den deutschen Marschen sich verpflanzt hat.*) Nur hat es etwas Ermüdendes, wenn überall derselbe breite, von buchsbaumumgebenen Rabatten eingefaßte Mittelpfad wiederkehrt, welcher, das ganze Areal in zwei gleiche Hälften zerlegend, häufig in einer jener langweiligen, geschorenen Lindenlauben endigt, welche nur in wenigen echten Marschgärten fehlen. Als Pendant zu diesen letzteren dienen die gleichfalls glatt geschorenen Lindenkronen, welche wie ein schwebender Zaun vor den Fenstern der Wohnzimmer sich hinzuziehen pflegen. Der ähnliche,

*) Sie ist keine spezifisch-holländische Eigenschaft, sondern den sassisch-niederdeutschen und friesischen Bewohnern unseres nordwestdeutschen Niederlandes überhaupt eigen; bei den Holländern tritt sie aber potenzirt auf. R.

aus der französischen Gartenkunst stammende Ungeschmack findet sich auch hier und da noch in den wie nach dem Lineal geschnittenen Taxushecken, aus denen Thürmchen, Pyramiden oder andere Figuren sich emporheben, vertreten.

Zu beiden Seiten der Blumenrabatten breiten sich die Gemüsebeete aus, und wenngleich der Gemüsebau in den Marschen durchschnittlich gerade auf keiner sehr hohen Stufe steht, so braucht man doch nur diese saftstrotzenden Gewächse, diese Ueppigkeit in der Fruchterzeugung anzusehen, um sich zu überzeugen, daß derselbe, wenigstens an den meisten Stellen, einer Entwicklung und Vervollkommnung fähig wäre, wie sie bis jetzt vielleicht nur in Belgien erzielt worden ist. Am weitesten vorgeschritten sind in dieser Beziehung wohl ohne Zweifel die Elbmarschen, denen Hamburg jederzeit einen einträglichen Absatzmarkt gewährt.

Daß bei dem vorwiegend praktischen Sinne unserer Bauern der Raum für das Nützliche den für das Schöne, die Blumenzucht, bestimmten bei Weitem überwiegt, darf nicht befremdlich erscheinen. Schenken wir aber diesem letztern einige Beachtung, so wird sich uns alsbald die Bemerkung aufdrängen, daß auf ihm mit Vorliebe und tiefgewurzelter Pietät jene altbekannten Gewächse gepflegt werden, welche der Botaniker als echt deutsche anspricht, welche aber in städtischen Gartenanlagen längst jenen unzähligen fremdländischen, mit vornehm klingenden Namen, haben weichen müssen, die wir zwar bewundern, von denen wir uns aber nicht angeheimelt fühlen. Oder sollten wir nicht etwa gern jene alten Freunde begrüßen, deren Namen seit Jahrhunderten schon im Volksmunde leben — diese großblätterigen Päonien (wegen ihrer eigenthümlich geformten Fruchtkapseln „Hahn und Henne“ genannt), diese zahlreichen Zwiebelgewächse, welche gerade in dem fetten humusreichen Marschboden ein so vortreffliches Gedeihen finden, wie Schneeglöckchen, Frühlingsweiß, Zeitlose, Kibitzei (Schachblume, Fritillaria Meleagris), Narzisse und die Osterblume (Narcissus = Pseudo-Narcissus), sowie mannigfaltige Liliengewächse; die Goldlack-Arten, welche als „Gelbveigelein“ in dem oberdeutschen Volksliede mehrfach eine Rolle spielen, diese Stiefmütterchen und Nelken, diese Akeley, Sturmhut, Löwenmaul und Rittersporn, diese Iris, Königskerzen, Dotterblumen, Nachtviolen, Malven, Johanniskräuter (Hypericum), Kellerhalsgewächse, Fingerhut-Arten — und wie sie sonst noch Alle heißen mögen, die Jahraus, Jahrein mit unveränderter Treue wiederkehren? — Wenn neuerdings ein geläuterter Geschmack vielfach die alten steifen Rabatten in sogenannte englische Gartenanlagen mit Rasenplätzen und in sie eingestreute Beete verwandelt hat, so ist das gewiß als ein Fortschritt anzuerkennen. Sehr zu wünschen aber wäre es dabei, daß den altheimischen Gewächsen ihr volles Recht gelassen und ihre Stelle nicht durch vornehm aussehende Fremdlinge ersetzt würde. Die Anhänglichkeit an das Althergebrachte und Gewohnte aber — und wir können nicht umhin, dies als ein Zeichen echten und gesunden Volksthumes zu begrüßen — ist im Ganzen und Großen zu tief gewurzelt und begründet, als daß man auch in dieser Beziehung ein allzu bereites Eingehen auf Neuerungen zu fürchten hätte.

So hat denn auch das Familienleben des norddeutschen Bauern vielfach noch etwas Patriarchalisches behalten. Der Hausherr ist wirklicher Herr des Hauses und verlangt als solcher unbedingten Gehorsam für seine Befehle. Dagegen ist er seinem Gesinde, das hier durchgehends zu dem von Riehl so schön entwickelten Begriff des „ganzen Hauses“ gehört, ein gelassener und gerechter Herr. Lautes, zorniges Schelten im Verkehr mit demselben wird man selten hören. Nimmt sich aber ein Dienstbote Freiheiten oder gar Widersetzlichkeiten heraus, so wird ihm ohne weitere Umstände und ohne viele Worte auf den nächsten Abgangstermin gekündigt. Mit gleicher Ruhe und Umsicht schaltet die Hausfrau in dem ihr zustehenden Gebiet, mit Gewissenhaftigkeit darauf sehend, daß Jedem von der Hausgenossenschaft „sein Recht“ werde. Unter diesem Ausdrucke wird zunächst vielfach die Art und Weise der Beköstigung verstanden und „de Deensten (Dienstboten) kriegt ähr Recht nich“ ist so ziemlich die schwerste Anschuldigung, welche gegen eine Herrschaft erhoben werden kann. In Wahrheit aber ist der Marschbauer zu wenig zur Unterschätzung der materiellen Genüsse geneigt und auch zu gutmüthig und wohlwollend, als daß er nicht den ihm Untergebenen ihr gutes und reichliches Theil an denselben gönnen sollte. Die Kost ist daher im Allgemeinen zwar derb, aber gut und schmackhaft und vor allen Dingen fett zubereitet. Daß einem Süddeutschen die ungeheueren Schüsseln von Braunkohl, mit Rauchfleisch, handdickem Speck und verschiedenartigen Würsten garnirt, munden würden, möchten wir allerdings stark in Zweifel ziehen. In diesen Gegenden aber bilden dieselben, namentlich zur Winterszeit, das eigentliche Nationalgericht, das auf dem Herren-, wie auf dem Gesindetisch (denn nur in einzelnen Gegenden noch nimmt die Hausgenossenschaft gemeinsam an den Mahlzeiten Theil) sich einer gleichen Beliebtheit erfreut. Zum Frühstück und Abendessen, welches für das Gesinde meistens aus Milch- oder Buttermilchspeisen besteht, wird ein wohlschmeckendes, in großen Laibern gebackenes Roggenbrod, welches dem westphälischen Pumpernickel sehr ähnlich ist, genossen, wobei man mit der Butter nicht eben kärglich umzugehen pflegt. Weißbrod, so wie ein aus gebeuteltem Roggen bereitetes Brod („Bauernstuten“) kommt nur auf den Tisch der Herrschaft.

Mit großer Regelmäßigkeit kehren auch zu den verschiedenen Festen dieselben Gerichte wieder. Den Höhenpunkt der Koch- und Backkunst pflegt das Weihnachtsfest zu bilden, und der Weihnachtsabend hat daher sogar scherzhafterweise die entsetzlich unpoetische Benennung „Dickbuuksabend“ (wörtlich: Dickbauchsabend) davon getragen, woran sich zugleich die Anekdote knüpft, daß ein Knabe seinen Vater fragt: „Vader, wennehr (wann) kummt de Abend, dat ick so väl frete, dat ick van de Bank fall'?“ — Uebrigens möge, damit auf die norddeutschen Landsleute nicht der Vorwurf eines groben Materialismus falle, hier noch erwähnt werden, daß das kältere und rauhere Seeklima, wie einerseits einen größern Fettgenuß, so andererseits auch bedeutendere Nahrungsmengen fordert, und daß das Sprichwort: „Seeluft tehrt“ (zehrt), keinenfalls ohne Berechtigung ist.

Bevor wir unsere, freilich nur in den allgemeinsten Umrissen gegebene Schilderung abschließen, können wir nicht umhin, noch einen Blick auf die Abstammung der Bevölkerung unserer Nordseemarschen zu werfen. Dieselbe zeigt sich gemischt aus friesischen und sächsischen Elementen, und zwar dergestalt, daß bald das eine, bald das andere die Oberhand erhält, wie sich aus vielfachen Anzeichen in Sprache, Sitte und Lebensweise erkennen läßt, wenngleich natürlich im Lauf der Zeiten die Unterschiede verwischt und abgeblaßt sind. Der altsächsische (sassische) Stamm herrscht (nach den Untersuchungen von H. Allmers) entschieden vor in den Elbmarschen, wo noch die Hausgiebel vielfach das alte Sachsenzeichen, die auswärts gekehrten Pferdeköpfe tragen, während die Wesermarschen (Osterstade, Land Wührden, Vieland und Land Wursten auf hannoverscher, das Stedinger-, Stad- und Butjadingerland auf oldenburgischer Seite) reich an frie-

sischen Elementen sind. Eine rein friesische und Friesisch redende Bevölkerung dürfte indeß fast nur noch in dem oldenburgischen Saterlande, sowie auf jener Inselkette zu finden sein, welche von Holland aus als der geringe Rest eines von den gierigen Fluten verschlungenen, ehemals reichen und dichtbevölkerten Landes die deutsche Nordseeküste sich entlang zieht. Von den Niederlanden aus scheinen die Friesen diese Küstenstriche in Besitz genommen zu haben. Sie sind es gewesen, welche den Boden, auf dem sie sich ansiedelten, durch das Aufwerfen von Dämmen, — Deiche genannt, — dauernd der Gewalt des Meeres entrissen. Unter welchen unsäglichen Mühseligkeiten dies geschah, wie oft eine einzige Sturmflut die Arbeit einer ganzen Generation, ja mehrer Generationen wieder vernichtete, davon wissen die Chronikenschreiber auf vielen, vielen Blättern zu berichten, und der Lapidarstyl, mit welchem sie die einzelnen, durch besondere Furchtbarkeit bemerkenswerthen Fluten verzeichnen, birgt eine Masse ungeahnten Elends. — Bemerkt mag hier noch werden, daß ältere Geschichtsforscher den Namen Friesen von dem Worte fresen, zittern, herleiten, was, die Richtigkeit (?) dieser Hypothese angenommen, auf das Unsichere, Schwankende ihres dem Meere abgewonnenen Bodens deuten würde. Frisen, von Fris, Rand, also die am Rande wohnen, — meinen Andere. (— Kein Friese wohnt 15 deutsche Meilen landeinwärts von der See. R.)

Im Kampfe mit eben diesem furchtbaren Erbfeinde, der sich immer und immer seine Beute noch nicht wollte entreißen lassen, im Kampfe mit geistlichen und weltlichen Gewalthabern, denen seine trotzige und selbstherrliche Freiheit ein Dorn im Auge war,*) hat das Friesenvolk die Benennung „Deutschlands Ehrenvolk" wahrlich nicht unverdient erhalten. Der Freiheitskampf der Stedinger gegen den bremischen Erzbischof hat neuerdings durch Arnold Schloenbach seine poetische Verherrlichung gefunden. Von den drei Männern, welche an der Spitze derselben standen — Boleke (oder Bolke) von Bardenfleth, Tammo von Huntorf und Detmar tom Dyk — und welche in der Schlacht von Altenesch im Jahre 1234 mit ihren 11,000 Stedingern der vereinten Macht des Erzbischofs von Bremen und des Grafen von Oldenburg erlagen, von diesen Dreien sagt Schlosser, daß ihre Namen neben dem Arnolds von Winkelried im Andenken der Nation unsterblich sein sollten.

*) „Die Friesen", bemerkt Schlosser, „sind die einzige germanische Völkerschaft, welche von jeher die demokratische Form der monarchischen vorzog."

— Und doch — wer in den entfernteren Gauen des deutschen Vaterlandes weiß etwas von ihnen, während der Name des Helden von Sempach in Aller Munde lebt? Die Schlachten von Granson und Murten, von Sempach und Morgarten sind fast mit unseren frühesten Kindheitserinnerungen verflochten, während die Kämpfe des heldenmüthigen Friesenvolkes vergessen werden, weil der Erfolg, dieser Götze, vor dem sich die Welt in Ehrfurcht neigt, keine Siegesfanfaren zu ihrem Preise anzustimmen hatte. „Allein wenn auch zertreten von Fürstenmacht, die es zu lieben gar keine Ursache hat", heißt es in einem Buche, die „Lebens- und Leidensgeschichte der Friesen" von Dr. Clement, „und vom Meere zerschnitten, wie eine Amphibie zertreten und zerschnitten wird, lebt dennoch das Friesenvolk fort in unverwüstlicher Natur, wie die zerhackte Amphibie, deren getrenntes Leben, so spricht die Volkssage, sich noch rührt, bis die Sonne untergeht."

— Die vorstehenden, eigenthümlich ergreifenden Worte führt auch Herrmann Allmers, der treffliche Marschenschilderer, in seinem „Marschenbuch" an, um „die Kette unsäglicher Kämpfe und namenloser Leiden" zu kennzeichnen, aus denen die Geschichte des Friesenvolkes besteht. Auf dies letztere Werk, dem ein namhafter neuerer Kritiker die ehrende Bezeichnung „klassisch" beilegt, möchten wir alle diejenigen verweisen, welche, indem sie dem Gange unserer anspruchslosen Skizze folgten, vielleicht den Wunsch in sich aufsteigen fühlten, eingehender über dieses in so vielfacher Hinsicht interessante Stück deutscher Erde sich zu unterrichten.

---

# Aus der Republik Paraguay.

Der Krieg, welcher im vorigen Jahr in der Region des La Platastromes entbrannt ist, bietet eine interessante Erscheinung dar.

Lopez, Präsident oder Dictator von Paraguay, hat sich das Beispiel seiner Vorgänger nicht zum Muster genommen; diese hielten an der Maxime fest, sich von allen auswärtigen Händeln fern zu halten, während er sich geflissentlich in dieselben einmischte. Gegen ihn haben sich das Kaiserreich Brasilien, die argentinische Conföderation und die Republik Uruguay verbündet und sie werden durch ihre Uebermacht seiner Herr werden.

Nun bilden die Heere der verschiedenen Staaten eine merkwürdig bunte Zusammensetzung von Menschen verschiedener Rassen und von Mischlingen. Zwar die Argentiner und die Leute aus Uruguay sind in bei weitem überwiegender Menge weiß, aber die brasilianische Armee besteht zumeist aus Negern und Mulatten, sodann aus Indianern verschiedener Stämme; selbst vom Amazonenstrome sind dergleichen gekommen. In Paraguay hat man zumeist Guaraní-Indianer unter die Fahnen gestellt, denn die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung besteht aus solchen, und das Guaraní ist die eigentliche Landessprache.

Bisher ist allgemein, und wir unsererseits glauben mit Recht, angenommen worden, daß von den 600,000 Einwohnern, welche Paraguay zählt, kaum ein Sechstel aus reinem, unvermischtem „weißen Blute" bestehe. Der französische Reisende Demersay, der eine „physische, wirthschaftliche und politische Geschichte von Paraguay und der Niederlassung der Jesuiten" veröffentlicht, meint, daß etwa sechs Zehntel Weiße seien. Giebt man das zu, so muß man aber doch annehmen, daß es sich dabei um Weiße handelt, die es zumeist nur dem Namen nach sind. Wäre das reine spanische Blut wirklich überwiegend, so würde die Indianersprache nicht die herrschende sein können, auch sagt Demersay selbst, daß diese

Weißen „zumeist, in einer mehr oder weniger entfernten Zeit aus der Verbindung der Europäer mit eingebornen Guaranifrauen hervorgegangen seien." Sie bezeichnen sich als Creolen oder „Söhne des Landes". Von der Negerplage ist Paraguay glücklicherweise so ziemlich verschont geblieben; die Sklaverei ist, sehr verständigerweise, nach und nach und stufenweis abgeschafft worden.

Die Guaranís sind sogenannte civilisirte Indianer, in Paraguay leben aber auch noch einige wilde Stämme, die während des jetzigen Krieges auch eine Anzahl Kämpfer gestellt haben. Zu diesen gehören die Payaguás, über die wir Einiges bemerken wollen. Sie leben am linken Ufer des Paraguaystroms, und schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts haben die spanischen Eroberer Bekanntschaft mit ihnen gemacht. Sie schweiften damals zwischen 25 und 21° südl. Br. einher, hatten keine festen Wohnsitze und beherrschten, als gewandte Kahnschiffer, das Wasser.

Kriegerisch sind sie bis auf diesen Tag geblieben. Oftmals sind sie auf das rechte Ufer des Flusses hinübergegangen u. haben in der großen Einöde, welche als das Gran Chaco bekannt ist, Krieg mit den wilden Stämmen geführt; sie bedrohten auch die Stadt Asuncion, und die Spanier mußten dort zwei Burgen errichten, um sich ihrer zu erwehren. Aber nach und nach verminderte sich ihre Zahl; 1741 schlossen sie einen Frieden, welchen sie auch stets gehalten haben; sie fanden, daß es vortheilhaft sei, mit den Mächtigeren auf gutem Fuße zu stehen. Nun schweifen sie ungestört umher; man sieht sie nicht selten auch in den Städten oder vielmehr bei denselben, namentlich bei Asuncion, Villa real, Neembucu und San Pedro. Bei Asuncion, der Hauptstadt, schlagen sie ihre große Hütte (Tolderia) am hohen Ufer auf; dieselbe besteht aus Bambuspfählen, ist zwölf Fuß hoch und in rohester Weise mit Rohr und Binsen gedeckt. Tiger- und Schweinsfelle dienen zum Lager; an den Stangen hängt allerlei Hausrath und Fischereiwerkzeug, am Boden liegen und stehen Töpfergeschirr und Kalebassen umher.

Sie bringen nach Asuncion Brennholz, Fische und Pferdefutter, und kaufen für den Erlös — Branntwein. Leider sind sie arge Trinker. Ehemals wurde der Payagua allemal von seiner Frau oder einem Freunde begleitet, und man schaffte ihn bei Seite, ehe er völlig berauscht zu Boden sank. Jetzt ist es bei schwerer Strafe verboten, einem Indianer in der Schenke Branntwein zu geben. Frauen und junge Männer dürfen nicht trinken; das ist ein Privilegium der Verheirateten!

Der Payé, Medicinmann bei den Payaguas. (Nach einer Zeichnung von Demersay.)

Die Payaguas sind allezeit voll und ganz Barbaren geblieben; sie haben sich niemals zum Anbau des Mais und der süßen Kartoffel bequemt, nicht einmal Taback pflanzen sie. Am liebsten sind sie auf dem Wasser, um Fische zu fangen, und das verstehen sie aus dem Grunde. Bessere Ruderer gibt es nicht, und ihre Piroguen schießen wie Pfeile dahin. Diese Fahrzeuge sind 12 bis 15 Fuß lang, nicht über 3 Fuß breit, aus einem Timbostamme gehöhlt und laufen an beiden Enden spitz zu. Das Ruder ist wie eine Lanze zugespitzt und bildet in ihren Händen eine furchtbare Waffe. Dazu kommen dann noch Bogen, Pfeile und Keule. Im Kriege verschonen sie keinen männlichen Feind.

Die Republik Paraguay kann von diesen Payaguas keine Steuern erheben; sie sind durchaus unabhängig und kümmern sich gar nicht um die Regierung. Diese hat sich längst überzeugt, daß sie durchaus nicht zu civilisiren sind, und benutzt diese Wilden, wozu sie verwendbar sind, z. B. als Stromcouriere oder als Führer bei Streifzügen gegen die wilden Indianer des Gran Chaco. Dr. Francia übertrug ihnen die Strompolizei u. hatte sie angewiesen, Niemand aus dem Lande zu lassen.

Niemals hat man diese Indianer dazu bringen können, unter sich selbst einen Häuptling anzuerkennen. Sie haben keinerlei Art von Hierarchie, und selbst den so klugen und in ihrer Ausdauer unermüdlichen Jesuiten ist es unmöglich gewesen, auch nur einen einzigen Payagua zum Christenthume zu bekehren. Sie halten fest an ihrem Payé, ihrem Medicinmanne.

Unser Bild zeigt einen solchen. Demersay hatte ihm Branntwein in Aussicht gestellt, und dieser konnte er nicht

widerstehen. Er kam und ließ sich zeichnen. Er hatte einen Knaben und zwei Frauen mitgebracht. Als ziemlich bejahrter Mann war er schon etwas gekrümmt, sah aber im Uebrigen ganz leidlich aus. Sein noch schwarzes Haar trug er unter einer mit Glasperlen verzierten Binde, auf welcher ein kleiner Federbusch befestigt war; hinten am Kopfe hatte er Federn vom südamerikanischen Strauß (dem Nandu). Am Halse hing ein Collier von Doppelmuscheln und eine Art von Flöte, die aus dem Armknochen eines Feindes verfertigt war. Sein den nackten Leib bedeckender Ueberwurf bestand aus Jaguarfellen, und über Arm- und Fußknöcheln trug er Stränge von Zähnen des Capibara (Flußschweins). In der rechten Hand hielt er einen länglichen Kürbis und in der Linken eine Röhre von hartem Holze, in der man nur mit Mühe eine Tabackspfeife erkannte.



Das Einernten des Maté am Parana in Paraguay. (Nach einer Zeichnung von Demersay.)

Er gab die Pfeife dem Knaben, welcher sie anzündete; dann nahm er sie wieder und blies mehre Züge kräftig in den Kürbis, der unten ein Loch hatte. Nachher rief er laut die Sylben ta, ta, to, to, to, bald rasch, bald langsam, machte dann heftige Zuckungen und sprang abwechselnd auf einem Fuß und auf beiden Beinen. Endlich hielt er an, weil er ermüdet sei, als man ihm aber einen guten Schluck Branntwein gab, fing er von vorne an.

Die Payaguas sind von großem, kräftigem Wuchs und ihr Muskelsystem ist gut entwickelt. Die Hautfarbe ist olivenbraun, etwas heller als bei den Guaranis, die eine mehr ins Gelbliche spielende Nuance aufweisen. Das Haar ist glatt, wird vorne abgeschnitten und niemals gekämmt; die jungen Krieger binden dasselbe am Hinterkopfe mit einem rothen Bindfaden fest. Das Auge ist klein und lebhaft, eng geschlitzt, aber am äußern Winkel nicht in die Höhe gezogen; aus ihm spricht Verschlagenheit und List. Nase lang und etwas abgerundet, fast caucasisch; Backenknochen sehr wenig vorstehend; die Unterlippe hängt über die Oberlippe hinaus, und dadurch gewinnt der ohnehin ernste und kalte Gesichtsausdruck etwas Hochmüthiges, das auch dem Charakter dieses ungebändigten Volkes völlig entspricht. Die Haare am Leibe, an den Augenbrauen und selbst die Wimpern werden ausgerissen. Die Frauen sind in der Jugend ganz hübsch, in reiferm Alter werden sie zu beleibt; die Füße sind sehr klein. Junge Mädchen werden tättowirt und sind nach dem zehnten Jahre mannbar.

In den Toldos (Hütten) gehen die Payaguas unbekleidet, wenn sie aber zur Stadt kommen, tragen sie eine kleine baumwollene Decke. Diese wird von den Weibern mit den Fingern verfertigt, denn von einem Webstuhle haben sie nie Gebrauch gemacht.

Dann und wann, aber selten, läßt sich ein Payagua herbei, beim Einsammeln des Maté hülfreiche Hand zu leisten. Dieser „südamerikanische Thee“, Ilex paraguayensis, wächst wild auf weiten Strecken, bis in die Nähe von Rio Janeiro, bis in die bolivianischen Andes und in mehren brasilianischen Provinzen. Für Paraguay bildet er einen Hauptausfuhrartikel. Die Spanier bezeich-

nen ihn als Yerba, Kraut. In Paraguay gehen die Arbeiter, wohlversorgt mit Lebensmitteln, in die Wälder, wo die Bäume stehen; diese gleichen einer kleinen buschigen Eiche. Man haut die Zweige ab, die wieder verkleinert und über einem hellen Feuer auf einem etwa 15 Fuß hohen Bambusgerüste gedörrt werden. Dann zündet man im Mittelpunkte des letztern ein Feuer an, das etwa 24 Stunden sehr langsam brennt. Sobald die Blätter alle Feuchtigkeit verloren haben, nimmt man sie herunter und breitet

Dieses Kraut ersetzt in Paraguay, in den argentinischen Landen, Chile, Peru und in den brasilianischen Provinzen Rio Grande, San Paulo und Paraná ganz allgemein den Thee oder Kaffee. Er wird in folgender Weise zubereitet. Man thut in das Gefäß Zucker und eine glühende Kohle und schüttet eine beliebige Quantität Staub hinzu. Das Wasser wird sehr heiß aber nicht siedend aufgegossen, und dann ist der Thee fertig. Man schlürft ihn vermittelst einer Bombilla, einem Rohr aus



Hölzerner Säbel. Eine Bombilla. Matégefäß. Zweig, Blüthe und Früchte des Matéstrauchs.

sie auf Häuten aus; dort werden sie vermittelst hölzerner Säbel von den Zweigen abgeschlagen, in Eimer oder Mörser gethan, und zuletzt packt man den Staub in Säcke aus Ochsenhaut, welche wie große Kopfkissen aussehen. Solch ein Sack hat ein Gewicht von 120 bis 240 Pfund.

Der Maté heißt auch Kraut des heiligen Bartholomäus oder Jesuitenthee. Er kommt im Handel vor als ein grober, hellgrüner Staub, hat einen krautartigen Geruch, der bei frischer Waare recht unangenehm ist, aber nach einigen Monaten ziemlich aromatisch wird.

Binsen oder Metall, das unten eine runde, durchlöcherte Kugel hat. Die gemeinen Leute trinken diesen Thee „wild", mate cimarron, d. h. ohne Zucker; die Frauen in der Stadt und die Ausländer geben Kaffee, Rum, etwas Citronen- oder Apfelsinenschalen und wohl auch Milch hinzu.

Die Südamerikaner trinken zu allen Tagesstunden Maté, insbesondere aber gleich, sobald sie Frühmorgens ihre Hangmatte verlassen. Ohne dieses Getränk könnten sie gar nicht leben.

Frühmorgens nüchtern genossen, namentlich ohne Zucker, ist der Maté ein sehr aufregendes Getränk. Viele Europäer können ihn überhaupt gar nicht vertragen, er verursacht ihnen Uebelkeit und Erbrechen. Auch wenn er sehr schwach genossen wird, hat er doch noch aufregende Eigenschaften und sagt nicht Jedermann zu; der Magen will sich nicht gern an ihn gewöhnen, auch wirkt er auf das Gehirn und verursacht Schlaflosigkeit. — Aber weshalb sagt er denn dem Südamerikaner so sehr zu? Weil dieser eine große Menge halb gargekochten Fleisches ohne Brot, und oft ohne jede Mehlspeise, allemal aber ohne Wein genießt. Bei ihm ist der Maté ein fast unentbehrliches Verdauungsmittel.

---

# Zur Hydrographie der brasilianischen Provinz Matto Grosso.

Von **Karl von Koseritz.**

## I.

### Die Wasser- und Schiffahrtsverbindungen im Stromgebiete des Amazonas.*)

In Bezug auf die hydrographischen Verhältnisse kann keine Region Südamerika's mit der großen brasilianischen Provinz Matto Grosso in die Schranken treten; keine andere hat so großartige Aussichten für die Zukunft, keine wird für den Welthandel wichtiger werden, denn keine hat so bedeutende Wasserstraßen. Ein Blick auf die Karte von Brasilien zeigt uns das bewunderungswürdige Flußsystem, mit welchem diese Provinz von der Natur ausgestattet worden ist und welches dieselbe in direkte Verbindung setzt mit den beiden mächtigen Lebensadern Südamerika's, dem Amazonenstrom und dem La Plata. Die „natürlichen" Grenzen der Provinz werden von den Flüssen Paraguay, Guaporé und Madeira auf der einen, vom Paraná und Araguaya auf der andern Seite gebildet. Die Strecke Landes, welche zwischen den Quellen des Araguaya und denen des Guaporé sich hinzieht, ist von zahlreichen Nebenflüssen der beiden Flußriesen Südamerika's durchschnitten und ihre Wasserscheide bildet eine hügelige Fläche, die nur etwa 266 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Durch diese Wasserscheide ist die Provinz in zwei Theile gesondert, von denen der eine die hydrographische Region der Zuflüsse des Amazonenstroms mit den Thälern des Guaporé und Madeira, dem Becken des Tapajoz, dem des Xingu und dem westlichen Theile des Araguaya-Thales bildet, während der andere einen Theil des Thales des Paraná und das Becken des Paraguay, Zuflüsse des La Plata, enthält.

Alle diese Gewässer sind bereits vor mehr denn hundert Jahren mit Kähnen beschifft worden, und sie alle können mit verhältnißmäßig geringen Opfern der Dampfschifffahrt zugänglich gemacht werden, welche ja auf dem Paraguay und dem Paraná schon längst besteht. Der unendliche Reichthum dieser Provinz, welche im Norden an Alto-Amazonas und Gran Pará, im Osten an Goyaz und S. Paulo, im Süden an Paraguay, im Südwesten an Bolivia und im Westen an Peru grenzt und ein Gebiet umfaßt, welches mehr denn doppelt so groß wie ganz Deutschland mit allen österreichischen Ländern ist, der unendliche Reichthum, sage ich, welchen diese Provinz an Gold-, Kupfer- und Diamantenminen, an Hornvieh, an Nutz- und Färbehölzern, sowie an Kautschuk, Guaraná, und an Plantageprodukten enthält, wird bei einer einstigen direkten Schifffahrtsverbindung mit den beiden Riesenströmen La Plata und Amazonas, die, wie gesagt, ihre Wasserscheide in der Provinz haben, von der äußersten Wichtigkeit für den Handel der ganzen Welt werden. Augenblicklich zählt die ganze Provinz nur 92,000 Einwohner und hat nur zwei Städte, Cuyabá (12,000 Einwohner) und Matto Grosso (ehemals Villa Bella) mit 1500 Einwohnern. Wenn aber einstens die mächtigen Wasserstraßen der Schifffahrt geöffnet sein werden, welche Matto Grosso in direkte Verbindung mit den Ausflüssen des La Plata und des Amazonenstroms, mit den Provinzen Alto-Amazonas, Gran Pará, Goyaz, S. Paulo und Paraná, mit Bolivia, Peru und Paraguay setzen, so wird keine Region von Südamerika ihr in Reichthum und Wichtigkeit gleich kommen.

Die nähere Betrachtung dieser verschiedenen Wasserstraßen, welche zu den beiden größten Flußgebieten von Südamerika gehören, bildet das Thema dieses Artikels, bei dessen Ausarbeitung ich mich hauptsächlich auf die Angaben des brasilianischen Geschwader-Commandanten Leverger stütze, welcher die Provinz Matto Grosso seit Jahren wissenschaftlich erforscht.

Indem wir uns zuerst mit dem Madeira beschäftigen, müssen wir der Meinung des Grafen Castelnau beipflichten, welcher dem Guaporé bis zu seiner Quelle den Namen Madeira beilegt; es ist unzweifelhaft, daß der Guaporé die Quelle des Madeira bildet, und daß der Beni und der Mamoré (im bolivianischen Gebiete) nur als Nebenflüsse erscheinen, so daß die Meinung, welche den Madeira aus dem Zusammenflusse des Beni mit dem Mamoré entstehen läßt, sich als gänzlich unbegründet erweist. Der Guaporé wurde im Jahre 1737 von den ersten Erforschern der Goldminen von Matto Grosso entdeckt, die, den kleinen Fluß Sararé hinunterschiffend, auf

---

*) Die beiden amerikanischen Stromriesen, Amazonas und Paraguay-La Plata haben gerade in unseren Tagen eine gesteigerte Bedeutung gewonnen und in den von ihnen durchzogenen Ländern gewinnt der Handelsverkehr alljährlich an Bedeutung. Gewiß wird einmal die Zeit kommen, da man von Buenos Ayres oder Montevideo aus nach Norden hin, so recht durch das Herz des südamerikanischen Binnenlandes, bis in den Amazonas nach Pará fahren kann, und umgekehrt. Die obigen Mittheilungen des Hrn. Karl von Koseritz in Porte Alegre werden vielen unserer Leser sehr willkommen sein, weil sie, nach den Berichten der brasilianischen Forschungsexpeditionen, die hydrographischen Verhältnisse übersichtlich und im Zusammenhange schildern. A.

den genannten Strom stießen. Schon 1742 fuhr eine kleine Expedition den Guaporé hinauf bis zur Hauptstadt der spanischen Missionen von Moros. Im Jahre 1752 gründete der erste Gouverneur von Matto Grosso, Don Antonio Rolino de Moura, am rechten Ufer des Guaporé die Stadt Villa Bella, welche späterhin unter dem Namen Matto Grosso lange Zeit Hauptstadt der Provinz war. Schon 1757 gestattete ein königlicher Erlaß den Handel mit Pará, durch ausschließliche Vermittlung des Guaporé und des Madeira. Das kleine Fort Conceiçao wurde im Jahre 1760 gegründet, und von jener Zeit an gewann die Schifffahrt auf dem Madeira und Guaporé einige Lebhaftigkeit. Während langer Zeit erhielt Matto Grosso allen seinen Bedarf an Waffen und Waaren nur auf diesem Wege. Der Handel mit Pará vergrößerte sich, und selbst die amtliche Correspondenz der Gouverneure mit dem Hofe von Lissabon fand auf diesem Wege statt.

Schon im Jahre 1776 wurde das Fort Beira am rechten Ufer des Guaporé gegründet und diente von da an als Depositum der Handelskompagnie von Para, welche in den neunziger Jahren einging.

Im Jahre 1782 wurde der Madeira zum ersten Male wissenschaftlich erforscht und zwar von einer Ingenieur-Commission, welche die Grenzen gegen Hochperu (Bolivia) feststellen sollte. Dem Tagebuche dieser Commission entnehme ich folgende Angaben über die Entfernungen der verschiedenen Punkte:

| | Portug. Meilen.*) |
|---|---|
| Von der Mündung des Madeira bis zum ersten Wasserfall (Santo Antonio) . | 186 |
| Von dem ersten Wasserfall bis zum Zusammenfluß des Beni mit dem Mamoré | 60 |
| Von diesem Zusammenfluß zum letzten Wasserfalle (Guajará mirim) . . . | 10 |
| Vom letzten Wasserfalle zum Zusammenflusse des Guaporé mit dem Mamoré | 34 |
| Von diesem Zusammenflusse zum Fort Beira | 20 |
| Vom Fort nach Villa Bella (heute Stadt Matto Grosso) . . . . . . . | 180 |

Die Distanz von Matto Grosso bis zur Mündung des Madeira in den Amazonas beträgt also 490 portugiesische Meilen (zu 20 auf den Grad), und die verschiedenen Wasserfälle und Stromschnellen, welche der Schifffahrt entgegen stehen, nehmen eine Strecke von 70 solcher Meilen ein.

Diese 70 Meilen müssen also umgangen, oder die Felsen, welche die Fälle bilden, gesprengt werden, um die Schifffahrt frei zu machen; das ist um so wichtiger, weil die Goldminen des Distrikts von Villa Bella (oder Matto Grosso) im vorigen Jahrhundert über 40,000 Octaven Gold per Jahr lieferten und noch heute liefern können; damals jedoch zählte Villa Bella 7000 Einwohner, und heute hat es nur 1500, indem die Schwierigkeit der Umgehung der Wasserfälle die Bewohner der Gegend nach und nach von dem Wasserwege zurückgeschreckt hat. Sollte Bolivia sich mit Brasilien verständigen und die Eröffnung eines Kanals auf gemeinsame Kosten übernehmen, so würde der Madeira zur größten Wichtigkeit gelangen.

Indem wir nun zum Tapajós übergehen, treffen wir wieder auf einen Zweifel, da einige Geographen behaupten, daß der Fluß schon beim Zusammenflusse des Arinos und des Juruêna den Gesammtnamen Tapajós annehme. Wir hingegen pflichten lieber denjenigen bei, die annehmen, daß der Juruêna seinen Namen bis zum Zusammenflusse mit dem St. Manuel (oder Tres Barras) bewahrt. Man hat, da der Distrikt Diamantino, der die reichsten Minen von Matto Grosso enthält, zwischen dem Arinos und dem Juruêna liegt, schon früh versucht, den Tapajós hinaufzuschiffen, doch sind die Riffe und Wasserfälle so häufig, daß die Reise eine sehr lange und gefährliche wurde. Die größte Expedition, welche den Arinos hinauf ging, wurde im Jahre 1812 von Miguel Jono de Castro geführt. Sie verließ am 14. September 1812 den Hafen von Rio Preto im Arinos (4 Meilen vom Kirchspiele Diamantino) und langte am 27. November, also nach 75 Tagereisen, in Santarem, an der Mündung des Tapajós in den Amazonas, an. Zur Rückreise brauchte sie 110 Tage. Von jener Zeit an hat die Schifffahrt in Kähnen auf diesen Flüssen nicht mehr aufgehört und ist theilweise von Wichtigkeit, weil nur vermittelst derselben der von den Manás-Indianern bereitete Guaraná nach Matto Grosso gelangt, wo er als ein Lebensbedürfniß betrachtet wird. In den Jahren 1827 bis 1828 untersuchte eine russische Commission unter der Leitung des Herrn G. von Langsdorf die Schifffahrt dieses Flusses, doch sind, wie es scheint, ihre Beobachtungen nicht veröffentlicht worden. Die Entfernungen im Tapajós sind folgende:

| | Portug. Meilen. |
|---|---|
| Vom Hafen des Rio Preto zur Mündung des Arinos . . . . . . . . . . | 5 |
| Von dieser Mündung bis zu der des Sumidouro . . . . . . . . . . | 25 |
| Von der Mündung bis zu der des Juruêna (6 Wasserfälle) . . . . . . . | 70 |
| Von da zum Salto Augusto (7 Wasserfälle) | 40 |
| Vom Salto Augusto bis zu dem Wasserfall S. Simao de Gibraltar (11 Wasserfälle) | 15 |
| Von diesem Wasserfall bis zur Mündung des S. Manuel (1 Wasserfall) . . . . | 20 |
| Von da zur Mündung des Itaibucla (9 Wasserfälle) . . . . . . . | 95 |
| Von da bis Santarem (ohne Hinderniß) . . | 65 |
| | 335 |

Im Jahre 1854 machte eine kleine Expedition von Piroguen diese Reise in 26 Tagen, brauchte aber zum Rückwege 156 Tage.

Man ist soeben im Begriff, am größten der Wasserfälle, Salto Augusto, eine Militärcolonie zu gründen, deren Bewohner bei der Passage des Salto helfen könnten, um so mehr als das große indianische Volk der Apinacas (sehr zahme und friedfertige Wilde) sich leicht zu einer ähnlichen Niederlassung verstehen würde. Die Beseitigung der Hindernisse, welche die Dampfschifffahrt auf dem Tapajós unmöglich machen, würde nur mit sehr bedeutenden Opfern zu erreichen sein.

Am Orte Tres Barras ist die Mündung des Rio San Manuel, dessen Wasser mit denen des Juruêna den Tapajós bilden. Man weiß bis jetzt nur wenig vom Rio San Manuel; einer seiner Nebenflüsse ist der Paranatinga, dessen Quellen nahe bei denen des Cuyabá liegen, und der 40 Meilen von der Stadt dieses Namens schiffbar wird. Er ist jedoch nur einmal, im Jahre 1819, erforscht worden und zwar durch den Lieutenant Antonio Peixoto, welcher 67 Tage bis zur Mündung des Juruêna brauchte. Seit jener Zeit wurde er nie wieder befahren.

Der dritte Fluß, welcher Matto Grosso mit dem Amazonas verbindet, ist der Xingu, dessen oberer Theil noch nie beschifft worden und auch von wilden Indianerstämmen umgeben ist. Uebrigens figurirt der obengenannte Paranatinga auf der einzigen Karte von Matto Grosso, welche

*) 20 auf einen Grad.

bis jetzt existirt (entworfen im Jahre 1797 auf Befehl des Gouverneurs Montenegro), merkwürdiger Weise als Nebenfluß des Xingu, was ein krasser Irrthum ist, der sich auch auf einigen deutschen und französischen Karten eingeschlichen hat.

Wir kommen nun zur wichtigsten Wasserstraße zwischen Matto Grosso und dem Amazonas, dem Araguaya. Dieser wird gewöhnlich „Rio Grande do Goyaz" genannt; er entspringt in der Provinz Matto Grosso in der Nähe des Weges, der von Piguiry nach Santa Anna do Paranahyba führt. Auf dem ganzen linken Ufer des Araguaya, der 200 Meilen weit in der Provinz Matto Grosso läuft, existirt nur ein kleines Dorf, Piedade do Rio Grande, am Wege von Cuyaba nach Goyaz. Der Araguaya liegt mehr denn 100 Meilen seitwärts vom bewohnten Theile der Provinz und kann nur durch Vermittlung des Rio das Mortes (oder Rio Manso), der 20 Meilen vor Cuyabá vorbeifließt, benutzt werden. Der Rio das Mortes wurde 1803 untersucht. Nach 9 Tagen einer unbehinderten Fahrt traf man auf 123 Wasserfälle und brauchte 56 Tage, um sich durch dieselben hindurch zu helfen; nachher war die Schifffahrt wieder unbehindert. Deshalb wird man wohl nie auf den Rio Mansa reflektiren. Wenn man aber vom Ufer des Araguaya, Cuyabá gegenüber, eine Landstraße nach jener Stadt eröffnet, so würde der Araguaya die beste Verbindung mit dem Amazonenstrome bilden, denn die Hindernisse in demselben, die sich hauptsächlich im untern Theile befinden, sind leichter zu beseitigen, als die des Madeira und des Tapajós. Die Reise von der Stadt Belém (Pará) nach der Insel „Bananal", welche in geringer Entfernung von der Mündung des Rio das Mortes liegt, kann mit Kähnen oder Piroguen in etwa 140 Tagen gemacht werden, ein Dampfboot würde sie also in 30 bis 40 Tagen zurücklegen.

Gegenwärtig sind die im Stromgebiet der Nebenflüsse des Amazonas gelegenen Theile der Provinz Matto Grosso fast nur von wilden Indianern bevölkert, und deshalb ist die Schifffahrt auf diesen Flüssen bisher weniger wichtig gewesen, als jene der Zuflüsse des La Plata; für die Zukunft jedoch werden sie von größerm Belang werden, da sie nur durch brasilianisches Gebiet fließen und mithin von auswärtigen Verwicklungen unberührt bleiben. Man denkt nun ernstlich daran, den Araguaya oder den Tapajós der Dampfschifffahrt zugänglich zu machen.

---

# Aus allen Erdtheilen.

**Näheres über du Chaillu's verunglückte Reise in Westafrika.**

In der Sitzung der londoner geographischen Gesellschaft vom 8. Januar gab der „Mann des Gorilla" Auskunft über seine jüngste Wanderung und das Mißlingen desselben.

Er hatte am 5. August 1863 Europa verlassen und erreichte am 9. October die Mündung des Fernando Vaz, an der westafrikanischen Küste, fast unter dem Aequator. Das Seeschiff mußte seine Waaren in Nachen der Eingebornen überladen; einer derselben, in welchem sich du Chaillu mit seinen Instrumenten befand, schlug um, und die werthvollsten derselben gingen verloren. Eine neue Sendung aus England traf erst im August 1864 ein. Inzwischen sammelte du Chaillu naturwissenschaftliche Gegenstände und sandte dieselben nach Europa.

Endlich konnte er gegen Osten hin aufbrechen und ging in das Land der Aschiras, welches er schon auf seiner ersten Reise besucht hatte und wo er gut aufgenommen wurde. Das Gelände steigt von der Küste ab terrassenförmig an. Am Meere liegt ein Streifen flachen Bodens, dann zieht eine Reihenfolge von Hügelketten in nordwestlicher und südöstlicher Richtung, und diese Ketten werden je weiter nach dem Innern hin um so höher. Die Pässe über dieselben liegen, Barometermessungen zufolge, 1864 und 2100 engl. Fuß hoch. Der größte Theil des Landes ist dicht bewaldet; von einem Dorfe zum andern führen einzelne Pfade durch das Dickicht. Vom Aschiralande nach Osten gehen drei Hauptpfade aus: nach Nordosten, Osten und Südosten. Die Stämme sind in Sippen (Clans) getheilt und jedes Dorf hat seinen eigenen Häuptling; die Bewohner desselben gehören allemal der Sippe der Mutter an. Diese Ortschaften sind größer und volkreicher als jene an der Küste.

Im Hinblick auf das, was du Chaillu in den Werken von Burton, Grant und Speke gelesen, fand er manche Wörter, welche mit denen übereinstimmten, die er in den von ihm durchwanderten Gegenden hörte und er folgert daraus, daß die Stämme in Ost- und Westafrika ursprünglich Ein Volk gewesen seien.

Nachdem er drei Wochen bei den Aschiras gewesen, traten die Blattern auf und richteten große Verwüstung an; der Reisende selbst befand sich in einer höchst traurigen Lage. Zum größten Mißgeschick starb sein alter Freund, der Häuptling Olenda, an der Seuche, und das Volk beschuldigte den Europäer, daß er diesen Todesfall durch Behexung herbeigeführt habe. Nun verbot man ihm, seinen Weg nach Osten hin durch das Land der Apingi fortzusetzen, welches er schon auf seiner frühern Reise besucht hatte. Damals nämlich war bald nach seinem Besuche der König der Apingi gestorben und auch dieser Todesfall wurde den Europäern zur Last gelegt. Man meinte, du Chaillu habe es darauf abgesehen gehabt, den Geist des Häuptlings mit in das Land der Weißen zu nehmen.

Am Ende gelang es ihm, nach Osten hin in das Land Obando zu gehen. Unterwegs stieß er auf einen Wanderstamm, eine Art von Neger-Zigeunern; er schildert sie als hellfarbiger wie die Neger; sie hätten kürzeres Haar auf dem Kopf, und behaarten Körper, seien alle klein und die Frauen, von denen er mehre gemessen, durchschnittlich nur 4 Fuß 4 bis 5 Zoll.

Nachdem er 200 Miles weiter als irgend ein Europäer vor ihm ins Innere eingedrungen, zwang ein unglücklicher Zufall ihn zur Rückkehr. Er befand sich im Dorfe Mooaoo Kombo, 270 Miles von der Mündung des Fernando Vaz; dort ging einem seiner Leute das Gewehr los und der Schuß tödtete einen Mann und eine Frau. Die Eingebornen, in hohem Grade aufgeregt und erbittert, machten dann einen Angriff mit Speeren und vergifteten Pfeilen; du Chaillu befahl seinen Leuten den Rückzug, der anfangs in guter Ordnung statt fand; dann aber kam ein plötzlicher Schrecken über sie, Alles, was sie trugen wurde weggeworfen, der Europäer, welcher zeither den Rückzug gedeckt, mußte selber die Flucht ergreifen und verlor dabei seine werthvollsten Sachen, Instrumente sowohl wie Schießbedarf, Photographien und Sammlungen; dagegen rettete er Chronometer und Tagebücher.

So scheiterte der kühn entworfene Plan, du Chaillu erreichte die Küste und ist nun wieder in Europa.

---

**Dr. Livingstone zu Punah.** Wir meldeten schon, daß der kühne Reisende in Bombay angekommen sei, um sich dort zu seiner neuen Reise in Ostafrika vorzubereiten. In Punah, der alten Maharattenstadt, hat er nun einen öffentlichen Vortrag gehalten, in welchem er einen Ueberblick seiner früheren Expeditionen gab. Insbesondere schilderte er die Bemühungen der Missionäre, die schwarzen Leute in Christen umzuwandeln. „Nicht weniger als 40 Missionäre sind dem mörderischen Klima erlegen, bevor auch nur eine einzige Seele bekehrt wurde." Livingstone äußerte weiter: seiner Meinung nach könnten die Missionäre in Südafrika

allerdings Gutes stiften, er theile aber ihre Ansichten darin nicht, daß sie so großen Werth darauf legen, dieses Volk zu bekehren. Er glaubt weniger an direkte Bekehrungen als an den „civilisirenden Einfluß, welchen die Missionäre durch Beispiel und untadelhaften Lebenswandel ausüben können.“ Dieser Einfluß, so meinen wir unsererseits, wird nicht der Rede werth sein, da bekanntlich der schwarze Mensch in seinem ganzen Denken, Wesen und Leben von ganz anderen Voraussetzungen ausgeht als der Europäer. Natürlich vergaß Livingstone auch in Punah nicht das Alpha und Omega der Engländer, die liebe Baumwolle. Sie habe kurzen Stapel, wie die indische, sei aber in Afrika einheimisch. Er wolle nun „Civilisation nach Südostafrika und den Handel in regelmäßige Formen zu bringen suchen und geographische Entdeckungen machen.“

---

**Dr. Beke geht nach Abyssinien.** Wir erwähnten neulich, daß Kaiser Theodor von Abyssinien den englischen Consul Cameron immer noch gefangen halte. Man erfährt nun über Kairo, er sei schwer erkrankt und werde vielleicht bald sterben; auch die Gesundheit des Missionärs Stern sei sehr angegriffen. Der englische Consular-Agent Rassam hatte sich von Massawa aus und auf mehren Reisen bemüht, den Kaiser zur Vernunft zu bringen, aber seit 16 Monaten vergebens. Nun hat Dr. Beke, der bekanntlich früher längere Zeit in Abyssinien verweilte und dem wir einige interessante Werke über das Nilquellengebiet verdanken, auf den Weg gemacht, um zu versuchen, ob nicht er den Beherrscher Abyssiniens umstimmen könne. Er war im Anfange Dezembers zu Kairo, wollte aber so rasch als möglich weiter reisen. — Wir wollen hier gleich die Notiz beifügen, daß der vom Papst ernannte römisch-katholische Patriarch von Abyssinien eine Denkschrift an den Kaiser Napoleon gerichtet hat, in welcher er nachweist, daß seine Religionsgenossen von Theodor bedrückt werden. Es ergeht ihnen, wie es z. B. in Spanien 2c. den Nichtkatholiken so lange Zeit ergangen ist. Der Patriarch verlangt, gewiß vergeblich, eine Intervention Frankreichs, um ihn in seinen Rechten zu schützen.

---

**Weitere Mittheilungen über die australische Expedition zur Aufsuchung Ludwig Leichhardts.** Wir verfolgen mit Interesse dieses Unternehmen, welches den Australiern Ehre macht und uns möglicherweise Aufkläcung über das Schicksal unsers Landsmannes bringt. Beiläufig bemerken wir, daß wir hier abermals Beweise erhalten, wie sehr das Innere Australiens an Dürre leidet und wie unzuverlässig manche Angaben sind, welche das Land übertrieben günstig schildern. Die Gegenden mit andauernder Bewässerung sind auf jenem Continente eigentlich nur Oasen.

Die melbourner „Germania“ schreibt unterm 19. Oktober 1865: Von Dr. Murray, dem Arzte bei der zur Aufsuchung Leichhardts ausgesandten Expedition, hat das hiesige Damen-Comite ein Schreiben, dat. Nocalija River, Paroo, 16. Sept. 1865, erhalten, worin hauptsächlich angeführt ist, daß Dr Murray am 13. August von Herrn McIntyre die schriftliche Weisung erhielt, gewisse in Menindie befindliche Vorräthe nach seinem Lagerplatz am obern Darling zu bringen. Den andern Tag, nach Empfang des Schreibens, am 15. August, brach die Partie auf, um McIntyre entgegenzugehen; dieselbe erreichte Albermale Station ungefähr Mittags und campirte gegen Abend auf einem gut begrasten Abhange. Am 16. August bemertte man die Folgen großer Trockenheit; Gras und selbst Salzbusch waren nur sehr dürftig vorhanden. Seit den letzten 18 Monaten, in welcher Zeit es nicht einen Tag lang geregnet, hat eine große Anzahl Schafe und Rindvieh am Flusse entlang geweidet, daher man sich nicht wundern darf, wenn Alles bis auf die Wurzel abgefressen ist. Alle Wasserlöcher und selbst Lagunen sind ausgetrocknet.

Nachdem die Partie bis zum 18. August 75 Meilen zurückgelegt hatte, erreichte sie auf dem entgegengesetzten Ufer des Flusses M'Crea's Station. Hier erfuhr Dr. Murray, daß McIntyre schon vor einigen Tagen nach Mount Murchison aufgebrochen war; er hatte ihm jedoch Instruktionen hinterlassen. Nach diesen handelnd, überschritt die Partie sammt Pferden, Kameelen und Gepäck den Fluß; Leute und Ladung wurden in einem Boote übergesetzt, während die Pferde durchschwammen und die Kameele durchwateten. Letztere verursachten bei dieser Prozedur großen Aufenthalt; alles Schmeicheln blieb ohne Erfolg, sie wollten nicht gehen. Als man die indische Manier anwandte, die vordersten Thiere an einer Leine, die an einem durch die Nase gehenden Stabe befestigt wird, von einem auf einem Pferde reitenden Führer gewaltsam vorwärts zu ziehen, und von hinten mit Schlägen und Steinwürfen zu traktiren, wurde es möglich, nach zwei Stunden sie durch den Fluß zu bringen. Die Kameele setzten jedoch nicht eher einen Schritt vorwärts, bis sie nicht Grund und Boden sicher gefaßt hatten. Die übrigen Kameele folgten dann willig und ohne weiteren Verzug. Nachdem Kameele und Pferde wieder bepackt waren, wurde die Reise 12 Meilen weit am Fluß entlang fortgesetzt und dann campirt. Am anderen Tage, Montag, den 20. August, ritt Dr. Murray nach dem Mount Murchison, eine Entfernung von 5 Meilen, um hier McIntyre zu sehen, welcher über das Zusammentreffen und den glücklichen Fortgang der Reise sehr erfreut war. Am 21. und 22. August lagerte die Partie 3 Meilen von Mount Murchison entfernt, wo zunächst mit Mr. Reede von der Mount Murchison-Station eine Auswechslung der Vorräthe stattfand; dadurch war es unnöthig geworden, deshalb nach Menindie zu schicken und ein 14tägiger Zeitverlust erspart worden. Dr. Murray erwähnt, daß er bei seiner Ankunft bei Mount Murchison eine bedeutende und vortreffliche Equipirung, einschließlich Sattlerwaaren jeder Art und zum Transport des Wassers passende Blechgeschirre vorfand.

McIntyre beschloß nun, die Partie zu theilen; in Kalara, ungefähr 100 Meilen weiter am Darling hinauf, seien Pferde zu bekommen; von hier nach Nocalija, dem Rendezvous am Paroo, ist eine trockene Fläche von 55 Meilen zu überschreiten. Diese Route hat McIntyre für die Pferde bestimmt. Ein Wagen, mit zwei augenscheinlich guten Pferden bespannt, und ein Karren, gezogen von zwei unansehnlichen Pferden, wurden gemiethet, um diese Vorräthe auf einem kürzeren Wege nach Nocalija zu schaffen, welcher jedoch den Nachtheil hat, daß man auf einer Strecke von 80 Meilen kein Wasser findet. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, wurden die Kameele mit dem nöthigen Wasservorrath und dem übrigen Gepäck, welches die Pferde bisher getragen, beladen und den Fuhrwerken beigegeben. Die Kameele erweisen sich bei jeder Gelegenheit von größtem Nutzen, und ohne dieselben wäre es fast unmöglich gewesen, alle Vorräthe zu transportiren. Nachdem alle Vorbereitungen zur Weiterreise beendet waren, trennten sich am 23. August die beiden Abtheilungen. McIntyre's Partie bestand aus ihm selbst, 3 Leuten und allen Pferden mit Ausnahme von dreien. Die Abtheilung unter Dr. Murray bestand außer ihm aus 3 Mann, 12 Kameelen und 3 Pferden. Die Kameele trugen durchschnittlich 200 Pfund, doch muß bemerkt werden, daß nur 9 Kameele zum Packtransport dienlich, indem die 3 anderen noch zu jung sind. Die Wagen waren mit 3 Tons 16 Ctr., größtentheils Mehl (2½ Tons) beladen. Dr. Murray kann nicht genug die bereitwillige und tadellose Weise loben, womit sämmtliche Mitglieder der Expedition die ihnen aufgetragenen Arbeiten bei stets an den Tag gelegter Einigkeit verrichteten, und bedauert nur, daß er zu Mount Murchison drei Supernumerare, mit Namen Howey, Kelly und Steward, habe entlassen müssen, indem ihre Dienste nicht mehr erforderlich waren. Vorstehendes kann als erster Abschnitt der Expedition betrachtet werden.

---

**Dr. Hayes über die Erreichung des Nordpols.** Wir haben mehrfach dieses nordamerikanischen Reisenden erwähnt, der einst mit Dr. Kane dessen erste Reise in das Arktische Meer, die sogenannte Grinnell-Expedition, machte. Der Zweck derselben war, Franklin aufzusuchen, den man an irgend einem Punkt im Norden der Baffinsbay vermuthete. Kane ermittelte, daß die Smithsstraße, von welcher jüngst wieder so viel die Rede gewesen ist, eine etwa 50 deutsche Meilen lange Durchfahrt bilde; im Norden derselben sah man eine damals von Eis freie Meeresstrecke. Nach Kane's Tode rüstete Hayes eine kleine Goelette von nur 200 Tonnen Tragfähigkeit und mit nur 15 Mann Schiffsvolk aus. Er wollte an der Nordwestseite der Smithsstraße hinfahren und gedachte so den Pol zu erreichen. Es ist ihm gelungen bis 80° 35′ n. Br. vorzudringen. Nach seiner Rückkehr brach der Unterjochungskrieg gegen die Conföderirten aus und Hayes diente dem Norden als Hospitalarzt. Jetzt hat er nun Einiges über seine Fahrt mitgetheilt. Er meint, daß man unter allen Umständen darauf werde verzichten müssen, sei es zu Schiffe, sei es mit Schlitten, über die Smithsstraße zum Pole vorzudringen. Das Eisfeld, welches den Kennedykanal füllt, habe eine beispiellose Dicke. Die Eisberge, welche von den Küsten, namentlich auch vom Humboldtgletscher herab und in die Straße stürzen, bilden dort ein wirres Durcheinander und wachsen mit dem übrigen Eise zusammen. Auf diese Massen wirken Gezeiten und Winde in der nur schmalen Straße ein und das Ganze bildet ein schauerliches Chaos gigantischer Eismassen. Wer hindurch will, muß sich etwa in ähnlicher Weise einen Weg bahnen wie in einem Steinbruche. Für

Schlittenfahrt ist das Eis höchst ungünstig; Hayes mußte 14 Tage darauf verwenden, um eine Strecke von etwa 8 deutschen Meilen zurückzulegen. An der Nordwestseite erscheinen die Verhältnisse eben so ungünstig; sie starrt von Bergen und ist überdies von einer Straße durchschnitten, die sich nach Westen hin erstreckt, zwischen dem 79. und 80.° n. Br. Trotzdem glaubt Hayes, man werde den Pol erreichen können, aber nicht wenn man die Smithsstraße, sondern den Weg über Spitzbergen wähle. Wolle man zum Pole schiffen, so müsse man den Augustmonat wählen, wenn zu Schlitten, den März, weil dann das Eis noch nicht aufgegangen sei. —

Wenn aber am Pol offenes Meer ist, so kann eine Schlittenexpedition nichts ausrichten, und geht im August ein Schiff, so fragt sich, wann und ob es im September noch zurückfahren kann und nicht etwa durch Eis verhindert wird.

Beide Wege, via Spitzbergen und via Smithsund, werden von erprobten Nordfahrern, die aus eigenen Beobachtungen sprechen, für unpraktikabel erklärt. Hayes kennt den Smithssund und sagt, diesen Weg dürfe man nicht wählen; er spricht für Spitzbergen, das er nicht aus persönlicher Anschauung kennt. Torell und die Mitglieder der schwedischen Expedition, welche Spitzbergen und die dortigen Gewässer aufs genaueste kennen, sprechen sich gegen diese aus, und so werden beide Wege für „unmöglich" erklärt, und das, wie gesagt, von erprobten Nordfahrern. Indeß, probiren geht über studiren.

---

**Agassiz auf dem Amazonenstrome.** Von Herrn Karl v. Koseritz in Porto Alegre erhalten wir folgende Mittheilung:

Der berühmte Reisende und Naturforscher L. Agassiz, der, wie bekannt, gegenwärtig Brasilien bereist, befindet sich in der Provinz Pará, wo er den Amazonenstrom untersucht und sich mit besonderer Vorliebe mit der Klassifizirung der neuen Fischarten, die er dort vorfindet, beschäftigt. Agassiz, der in Rio Gelegenheit hatte, den Kaiser Dom Pedro II. häufig zu sehen und den hochgebildeten und wissensdurstigen Fürsten, der all' seinen öffentlichen Vorlesungen beiwohnte, im höchsten Grade für sich zu interessiren, erhält von der brasilianischen Regierung allen möglichen Vorschub. So hat man in Pará sogleich einen Kriegsdampfer zu seiner Verfügung gestellt, und der im „Globus" schon oft erwähnte Entdecker Silva Coutinho wurde ihm als Begleiter und Wegweiser beigegeben. Coutinho schreibt nun unter dem 22. August an den Präsidenten der Provinz Pará Folgendes:

„Der Professor (Agassiz) hört nicht auf, den Reichthum dieser Gegenden zu rühmen und ist ganz verloren im Studium seiner Lieblinge, der Fische. In Gurupá und Tapiruru haben wir 10 neue Species entdeckt; auch fanden wir eine Art von Krokodil vor, welches von den Eingebornen Jacaréhy benannt wird. Er sagt mir, daß wir, nach Beendigung unsrer Arbeit, eine wahre Umwälzung in der wissenschaftlichen Welt hervorrufen werden. In weniger als 14 Tagen haben wir mehr als 60 neue Species aufgefunden; das ist fürwahr eine Umwälzung."

Agassiz hatte viele Vorbereitungen getroffen und Maßregeln genommen, um Sammlungen zu veranstalten, doch ist der Naturreichthum so unendlich groß, daß Alles zu wenig ist. Agassiz selbst gesteht ein, daß die Wirklichkeit seine kühnsten Träume übersteigt; das geht aus folgenden Zeilen hervor, die er unter dem 20. August an Dr. Couto Magalhaes, den Präsidenten der Provinz, schrieb und die wir im „Jornal do Amazonas" finden.

„Das Resultat meiner Untersuchungen, hauptsächlich in Bezug auf die Fische, geht weit über die extravagantesten Träume hinaus, die ich je gehabt habe. Ich weiß heute nicht nur, daß jede Lokalität, die wir besuchen, uns neue Familien bietet, sondern auch daß es in den zwischenliegenden Strecken noch immer neue und gänzlich verschiedene Species giebt; — so bedeutend ist die Verschiedenheit zwischen denen, welche wir bereits untersucht haben. Ich hatte gehofft, das Problem der geographischen Vertheilung der Fische lösen zu können, indem ich vier oder fünf verschiedene Sammlungen zwischen den Städten Pará und Manaos machte; heute jedoch weiß ich nicht mehr, in welchen Grenzen ich mich halten kann, so daß es das Beste ist, so viel zu sammeln, wie die Verhältnisse irgend erlauben." So drückt sich Agassiz aus, der nur zwei Monate am Amazonas zu verweilen gedachte und jetzt schon von Jahren spricht.

Daß die naturhistorische Erforschung des Amazonas und seines Stromgebietes durch einen so bedeutenden Naturforscher, wie Agassiz, von höchster Bedeutung für die Naturwissenschaft sein wird, der ja jene Gegenden noch in vieler Beziehung eine terra incognita sind, unterliegt keinem Zweifel, und wir werden es daher nicht unterlassen, die Leser des „Globus" so viel als möglich in Bezug auf den Fortgang seiner Arbeiten auf dem Laufenden zu erhalten.

Porto Alegre, im Oktober 1865.

---

**Juan Tirado's Reise von Napo am obern Amazonas über das Hochgebirge nach Guayaquil in Ecuador.** Herr K. v. Koseritz schreibt uns Folgendes:

Wie man weiß, interessirte sich Alexander von Humboldt sehr für die Erforschung der Nebenflüsse des obern Amazonenstromes. Gern hätte er diesen letztern in direkte Verbindung mit dem Stillen Ocean gebracht, d. h. den kürzesten und besten Weg aufzufinden versucht, aber er schreckte vor den Schwierigkeiten zurück und führte das Unternehmen nicht zu Ende. Heute ist nun das Problem von einem 23jährigen Peruaner, Namens Don Juan Tirado, gelöst worden, trotzdem seit Humboldts Zeit Niemand mehr in jene Einöden drang, die von zahllosen Flüssen und Gebirgen durchschnitten und von wilden Indianern und reißenden Thieren unsicher gemacht werden. In 14 Monaten machte derselbe die Reise vom Flusse Napo, im Thale des obern Amazonas, bis nach Guayaquil in Ecuador, wo er glücklich und mit vielen interessanten Sachen beladen anlangte. Er hat diese gefährliche und beschwerliche Reise durch wilde Gegenden ganz allein gemacht und nachdem er die von wilden Stämmen der Jivaros, Yumbos, Gotos, Gasonas, Oritas, Zaparros &c. bewohnten Gegenden durchschnitten hatte, die sich zwischen den Flüssen Napo, Pastaza und Bombanaro ausdehnen, setzte er seine Reise, stets allein und zu Fuße, bis nach Guayaquil fort, wo er, wie schon gesagt, nach 14 Monaten anlangte und höchst interessante Aufschlüsse über die durchreisten Gegenden gab. Diese Reise ist äußerst wichtig, denn hoffentlich wird sie die Regierungen von Brasilien und Peru anspornen, das, was ein einzelner kühner Abenteurer ausgeführt hat, nun auch von Spezialkommissionen ins Werk setzen zu lassen, und so endlich Humboldts großartige Idee, den Amazonas mit dem Großen Ocean durch eine Handelsstraße zu verbinden, ins Werk zu setzen.

---

**Vom Senegal.** Wir haben früher im „Globus" die Kämpfe erzählt, welche die Franzosen mit dem fanatischen Toucouleur (d. h. Mischling von Neger und Fulbe) Hadsch Omar zu bestehen hatten. Sie verdrängten ihn aus den Senegalländern und er zog an den obern Niger, wo er das Fulbereich Massina eroberte und dessen Hauptstadt Hamdallahi einnahm. Jüngst soll er gestorben sein, es fehlt uns aber an zuverlässigen Nachrichten vom obern Niger schon seit langer Zeit. Jetzt hat er nun in Senegambien einen Nachahmer gefunden. Ein fanatischer Marabut, Maba, sucht sich ein Königreich zu gründen. Vor einiger Zeit machte er den Engländern am Gambia allerlei zu schaffen und nun melden Nachrichten aus St. Louis vom 16. November 1865, daß er in Cayor eingefallen sei. Dieses südlich vom Senegalstrome liegende kleine Negerkönigreich ist 1864 von den Franzosen in Besitz genommen worden. Sie haben nun ihre dortigen Posten verstärkt und nach Ablauf der Regenzeit einen Kriegszug gegen Maba ausgerüstet.

Von St. Louis waren 1865 vom Anfange des Jahres bis zum November ausgeführt worden 259,759 Kilogr. Ochsenhäute, 698,459 Kilogr. Erdnüsse und 1,557,492 Kilogr. Gummi, beträchtlich mehr als im Vorjahre.

---

**Die französische Civilisation und die Araber in Algerien.** Nach und nach zweifeln doch viele Leute an der „Allmacht" unsrer europäischen Civilisation, auf welche wir uns so viel zu gute thun. Die Sache hat freilich ihren Haken und das erfahren die Franzosen in Afrika nur allzu sehr. Das Civilisationsbringen dorthin hat sie schon mehr als 250,000 Mann und mehr als 3000 Mill. Frcs. gekostet. Ein Engländer, Augustus Sala, der sich in Algerien etwas umgesehen und Land und Leute beobachtete, schildert in ergötzlicher Weise die Gegensätze des Franzosen und des Arabers. Er schreibt:

„Was will denn eigentlich der Ausdruck: „Civilisiren der Araber" bedeuten? Jeder Franzose, dem man begegnet, hat denselben im Munde. Civilisation im französischen Sinne will besagen Cylinderhüte, Oberröcke oder Fracks, Glanzstiefel, Speisen an der Table d'hôte, Cafés chantants, Maskenbälle im Carneval, Perrücken, Bartfärben, Glacehandschuhe, Malen in Wasser- oder Oelfarben, Quadrillen und Polkas, Ouverture zur Oper „Semiramis" oder Potpourris aus Meyerbeers „Afrikanerin",

Leichenpomp, Piquetspiel, Code Napoleon und pariser Romane. Dazu kommen dann noch etwa große Gauhöfe, die Couplets der Mademoiselle Therese, Trommelwirbel, die Demi monde und etwa die Akademie der schönen Inschriften und der Wissenschaften

Was in aller Welt soll der Araber mit einer solchen Civilisation anfangen? Er trägt weder Hut, noch Frack, noch lackirte Stiefel. Er ißt mit Adams Gabel. Er hat seine eigenen Cafés chantants, aber in denen wird seit ein paar tausend Jahren Tag und Nacht ein und derselbe Gesang zur Laute oder zum Tamburin gesungen. Leichenpomp interessirt ihn nicht. Ein arabischer Gentleman kann seinen Stammbaum weit höher hinaufführen als alle französischen Marquis, und der Stammbaum seiner Rosse ist unendlich viel älter als jener der berühmtesten Renner Europa's. Seine Jagdhunde sind adlig, er selber ist durch und durch ein konservativer Mensch auch in Politik und Religion, Demokratie und Freidenken sind ihm ein Abscheu. Es ist noch gar nicht lange her, daß er sich dem Franken unterwerfen mußte, dem Franken, welchen er seit Jahrhunderten verachtet und dem er in die Zähne gelacht hat. Es gibt noch jetzt sehr viele alte Mauren in Algier, respektable Leute, die in ihren jüngeren Jahren französische Sklaven besessen haben. Diese mußten im Garten und Haus für sie arbeiten, waren Köche und Pfeifenstopfer, und ihr Leben stand in der Gewalt ihres Herrn. Edeldamen aus Europa waren unfreiwillige Insassen des Harem. Unter solchen Umständen kann man sich denken, mit welcher Bitterkeit solch ein Afrikaner erfüllt ist, wenn er sieht, wie ein Franke die besten arabischen Rosse reitet und seine rothbehosten Beine in den Palästen Mustafa's und Hussein Beys ausstreckt. Solch eine Rothhose will nun dem wahren Gläubigen aus dem Koran vordemonstriren, daß Gehorsam und Unterwerfung gegen den Oberchalifen der Ungläubigen eine der größten Pflichten sei, welche der Prophet Mohammed den Muselmännern auferlegt habe!" — In diesen Bemerkungen ist manches Wahre enthalten. Man wird die mohammedanischen Araber eben so wenig zu christlichen Franzosen machen wie diese zu orientalischen Muselmännern; die beiden Elemente werden immer nur neben einander leben, sich nie gegenseitig durchdringen, und was etwa das eine vom andern annimmt, kann der Grundverschiedenheit der Anlage und der Bedürfnisse und Anschauungen halber stets nur äußerlich sein und bleiben. Auch den zähen Römern ist es nicht gelungen, die Numider, Gaetuler und Mauretanier zu romanisiren, und jenes große Herrschervolk hatte Jahrhunderte lang festen Fuß in Afrika.

---

**Notizen aus Australien.** Die Regierung der Colonie Victoria hat beschlossen, auf Staatskosten Wälder anzupflanzen. Diese verständige Maßregel fand allgemeinen Beifall.

Am 18. Oktober wurde ein bei Dunolly ausgegrabener Goldklumpen von 515 Unzen Gewicht an die Victoriabank zu Melbourne verkauft. Schwerere „Nuggets" hat man nur selten gefunden.

Die Entdecker, welche das sogenannte Nordgebiet der Provinz Südaustralien zuerst durchzogen, wußten nicht genug zu rühmen, wie trefflich dasselbe für die Viehzucht geeignet sei. Viele leichtgläubige Leute zogen mit ihren Heerden dorthin, mußten aber ihre Voreiligkeit bitter bereuen. Als sehr trübe Berichte einliefen, schickte die Regierung Untersuchungskommissarien ab. Diese haben fast alle Stationen durch die lange Dürre ruinirt gefunden; alle Schafe waren gestorben, und die Kommissarien mußten das Futter für ihre Pferde bei sich führen. Der Schaden wird auf etwa 2 Mill. Thaler veranschlagt.

Nach dem Nordterritorium, wo die Dinge keine günstige Wendung genommen haben, hatte man am 25. September von Port Adelaide aus ein Schiff nach der Adamsbay abgeschickt; dasselbe hatte 13 Personen, 32 Pferde, 182 Schafe und 20 Ziegen an Bord. Der zurückberufene Resident Finniß begleitete die Expedition, sollte aber unmittelbar von Adamsbay wieder nach Adelaide kommen, um sich dort gegen allerlei Anklagen zu vertheidigen. —

Im Oktober liefen aus allen Theilen der Colonie Neusüdwales Klagen über Mangel an Regen ein. Aus Mangel an Wasser und Futter starb das Vieh in ungeheurer Menge, und viele Leute „verließen das auserwählte Land in Verzweiflung."

Bei Newcastle in Neusüdwales wird eine große Glas- und Porzellanfabrik gebaut. Das Kapital beträgt 100,000 Pfd. St. Die Arbeiter sollen ausschließlich Deutsche sein, zunächst 180 an der Zahl.

---

**Aussterben der Eingebornen in Australien.** Die Stämme bei Ballarat und am Berg Emu zählten zusammen, im Herbst 1865, nur noch 29 Paare! Ihr Beschützer, ein Herr Porteous, der sich seit 20 Jahren mit den Eingebornen befaßt, bemerkt, daß 1845 der Emu-Stamm allein über 100 Köpfe stark war. Der Branntwein und gewisse Krankheiten, welche sie von den Europäern erhielten, haben geradezu vernichtend gewirkt. Seit vielen Jahren ist in beiden Stämmen nur ein einziges Kind geboren worden. So sterben sie aus.

---

**Chinesische Begräbnisse in Australien.** Bekanntlich sind viele tausende von Chinesen nach Australien eingewandert, wo sie Gewerbe und Handel treiben, aber vorzugsweise Gold graben. Im September 1865 verlor in der Nähe der Stadt Talbot ein „Himmlischer" durch einen unglücklichen Zufall sein Leben; er hieß Schen Yong. Seine Landsleute begruben ihn. In den Sarg legten sie sechs Flaschen Branntwein, eine ziemlich große Quantität Nahrung, bestehend in gebratenem und gekochtem Geflügel, desgleichen in derselben Weise zubereitetem Schweine- und anderem Fleisch und gekochtem Reis; ebenfalls befanden sich darin mehre Gold- und Silbermünzen. Die Versenkung des Sarges ins Grab geschah unter Abbrennung zahlloser Schwärmer und des verschiedenfarbigsten bengalischen Feuers. — Die Zeitung „Talbot Leader" erwähnt dabei folgenden merkwürdigen Umstand: Es sollen nach Verlauf von 12 Monaten sämmtliche in der Colonie befindliche Chinesen aufgefordert werden, zu einem Fond beizusteuern, von welchem die Kosten zur Beförderung der Ueberreste von 500 verstorbenen und bereits dem Schooß der Erde übergebenen Chinesen aus dieser Colonie nach China bestritten werden sollen. Wie es heißt, sind schon während der letzten 12 Monate viele hier gestorbene Chinesen eines gewissen Ranges von Victoria nach jenem Reiche gebracht worden. Außerdem verlautet, daß die in dieser Colonie befindlichen Chinesen alle zwei Jahre einmal aufgefordert werden sollen, 500 ihrer verstorbenen Landsleute nach China zu befördern, welche Zahl die Sterblichkeit unter einer gewissen Klasse der an den hiesigen Goldfeldern befindlichen Chinesen repräsentirt, denen das Recht zum Begräbniß im himmlischen Reiche zuerkannt ist.

---

**Der Seeraub in den chinesischen Gewässern** ist nie zuvor mit so arger Frechheit getrieben worden, wie im Jahr 1865. Die Piraten greifen nicht blos Dschonken an, sondern wagen sich auch an europäische Fahrzeuge, die jetzt alle Kanonen an Bord führen müssen. Plünderung und Mord gehen bei den Korsaren Hand in Hand. Die in den chinesischen Gewässern stationirten europäischen Flotillen sind nicht zahlreich genug, um den Raubschiffen das Handwerk legen zu können. Den neuesten Berichten zufolge werden manche chinesische Korsarenschiffe von Europäern und Nordamerikanern befehligt und an manchen Punkten von den chinesischen Beamten unterstützt, denen sie einen Theil der Beute überlassen. Der europäische Handel mit China hat seit dem Vertrage von Tientsin ungemein zugenommen und in Folge davon hat die kaiserliche Regierung eine jährliche Zolleinnahme von mehr als drei Millionen Pfd. St. Man verlangt nun von ihr, daß sie endlich auch etwas thun solle, um dem Seeraub ihrer Unterthanen zu steuern. Freilich ist sie allein und für sich zu schwach, um den Zweck erreichen zu können; deshalb werden wohl die europäischen Seemächte das Beste thun müssen.

---

**Der erste Leuchtthurm in den chinesischen Gewässern** ist von den Portugiesen hergestellt worden. Sie zündeten das Leuchtfeuer zum ersten Mal an, am 24. September 1865 auf dem Fort Guia, welches Stadt und Hafen von Macao überragt. Das Licht ist ein Drehfeuer (revolvirend) 330 Fuß über dem Meeresspiegel und auf 20 Miles weit sichtbar. Man hofft, daß die Engländer dem guten Beispiele folgen und in Hongkong, Schanghai und anderen Häfen Leuchtthürme errichten.

---

**Notizen aus Nordamerika.** Die große Jury zu Knoxville in Tennessee hat am 27. November 1865 nicht weniger als 1900 Männer wegen „Hochverraths" in Anklagezustand versetzt. —

Nach offiziellen Mittheilungen der Behörde, welche die freigelassenen Neger überwachen und sich derselben annehmen soll (das sogenannte „Freedmens Bureau"), waren von den 10,000 Negern, welche im März durch den Bundesgeneral Sherman

den Cape Fear River hinab nach Wilmington gebracht wurden, schon am 31. Mai mehr als 2000 gestorben, — wegen Mangels an ärztlicher Behandlung. Für die Zeit von etwa acht Wochen ist diese Ziffer ziemlich hoch. —

Wir haben neulich einige Proben von englischer Yankeepoesie gegeben. Heute wollen wir aus dem zu St. Louis erscheinenden „Neuen Anzeiger des Westens" einige Proben erhabener deutscher Prosa mittheilen. Das Blatt schreibt:

„Zwar ist das System der Sklaverei jetzt außer Frage, aber der Neger von Gottes Gnaden wirft seine majestätischen Schlagschatten gebieterisch über die keimenden Sprossen der freien Arbeit, und es geziemt der modernen Philantropie des freien weißen Arbeiters zu hungern, bis das Schicksal, weiß und schwarz in graue Perspektive hüllend, den Morgenstern der Hoffnung auf die endliche Legalisirung der „unveräußerlichen Menschenrechte" in den Liebesblicken einer neuen politischen Kotterie leuchten läßt."

Wer dies verdaut hat, der genieße zum Nachtisch folgende politische Delikatesse aus der „Westlichen Post":

„Aber — wenn die Führer, die Beamten, die Shoddy vor dem radikalen Sturmeswehen erschreckt, hierhin und dorthin fliehen und neue Führerschaften mit dem Muthe des Wagens aufkommen, Führerschaften, bei denen die Moralität der Ueberzeugungstreue nicht der Expediency und dem politischen Würfelspiel der Drahtzieher untergeordnet wird; — wenn das Princip endlich der belebende Hauch der Fortschrittspartei sein wird, dann ist sie zum Siege geboren.

„Kein Präsident, keine räuberische Clique, keine diplomatische Gaunerkunst kann dann vor ihr bestehen. Sie wird stark sein durch den ihr innewohnenden Geist, durch die moralische Kraft ihres Princips. Sie wird die Herzen im Sturm erobern und selbst ein moderner Diogenes kann dann lange mit der Laterne suchen, ehe er deutsche Rückschrittler finden kann. Die Kupferschlangen flüchten sich dann vor dem Zeitgeiste in ihr letztes Asyl — die Nonnenklöster! — Eine Zelle bereitet für Frank Blair!! —"

Schaudere Byzanz! —

Die Stadtgemeinde Neuyork hat an städtischen Abgaben im Jahr 1866 nicht weniger als 15,055,401 Dollars zu bezahlen. Durch die Handgelder und Anwerbeprämien für Söldlinge, die man für den Krieg miethete, sind die Abgaben so beträchtlich gestiegen.

**Ausländische Bevölkerung in Nordamerika.** Schon vor länger als 20 Jahren ist von Schriftstellern in den Ver. Staaten selbst hervorgehoben worden, daß von einer angelsächsischen Bevölkerung des Landes nur noch sehr bedingt die Rede sein könne, weil schon damals Millionen von Irländern, Deutschen und anderen Europäern eingewandert seien und eine allgemeine Blutvermischung stattgefunden habe. Während des letztverflossenen Menschenalters sind dann noch mehre Millionen Einwanderer hinzugekommen, und so besteht die Bevölkerung aus einem äußerst bunten Gemisch, das seine anthropologischen und ethnologischen Wirkungen nicht verfehlt. Die Menschen in den Vereinigten Staaten sind zumeist anders geartet als noch vor 30 Jahren, bis wohin etwa die gute alte Zeit reicht. Schon Aristoteles hat, in seiner Politik, die sehr wichtige Bemerkung gemacht, daß eine Bevölkerung von verschiedener Stammesabkunft in einem und demselben Gemeinwesen viele Nachtheile im Gefolge habe. In Nordamerika zeigt sich das namentlich durch die Einwirkungen des irisch-keltischen Elementes; ein Drittel der dortigen Menschen hat irisches Blut in den Adern, und diesen Umstand darf man bei der Beurtheilung der wirren und wilden Staats- und Parteiverhältnisse nicht außer Acht lassen.

Folgende Ziffern liefern einen Beweis dafür, wie beträchtlich das fremdgeborne Element in den hier aufgeführten Städten ist.

| | Volkszahl. | In der Fremde geboren. |
|---|---|---|
| Neuyork | 866,650 | 47 Procent |
| Philadelphia | 565,529 | 28 „ |
| Brooklyn | 266,661 | 39 „ |
| Baltimore | 212,418 | 24 „ |
| Boston | 177,812 | 35 „ |
| Neuorleans | 168,675 | 38 „ |
| Cincinnati | 161,044 | 45 „ |
| St. Louis | 160,773 | 59 „ |
| Chicago | 109,260 | 50 „ |
| Buffalo | 81,129 | 46 „ |
| Newark | 71,914 | 37 „ |
| Louisville | 68,033 | 33 „ |
| Albany | 62,367 | 34 „ |
| Washington | 61,122 | 17 „ |
| San Francisco | 56,802 | 50 „ |
| Providence | 50,666 | 25 „ |

In einigen dieser 16 Städte beträgt das fremdgeborne Element reichlich die Hälfte aller Einwohner, in anderen erreicht es dieselbe nahezu. Man muß aber, wenn die Nationalität in Frage kommt, auch noch die Kinder der Fremdgebornen, welche in Amerika das Licht der Welt erblickten, hinzurechnen. Und nimmt man die früher von den alten Eingewanderten in Amerika geborenen Irländer, Schotten, Deutsche, Norweger und anderen Europäer hinzu, und bringt die 4 Millionen Neger in Anschlag, so ergibt sich, wie es sich mit der Ziffer des „angelsächsischen" Elementes eigentlich verhält.

**Sterblichkeit der befreiten Neger in Nordamerika.** Aus allen südlichen Staaten wird gemeldet, daß die Schwarzen schon vor Eintritt des Winters sich in den ärgsten Nothzuständen befunden haben. Die baptistischen Abolitionspastoren und die tausende von Schulmeistern aus Neuengland hatten den armen Bethörten gesagt, sie sollten nicht eher für die Weißen arbeiten, als bis man ihnen das Stimmrecht gewährt habe, und die Neger folgten den bösen Rathschlägen. Sie verlangen Nahrung und Kleidung von den Vereinigten Staaten, natürlich vergebens. Die Berichte der Regierungskommissarien lauten traurig, z. B.: „Zu Macon in Georgia leiden die Neger sehr durch Kälte, schlechte Nahrung, Trägheit und Sorglosigkeit; dazu kommt noch der arge Schmutz. Von der etwa 16,000 Seelen betragenden Bevölkerung besteht die Hälfte aus Schwarzen. Während der drei letzt verflossenen Monate sind von ihnen im Durchschnitt 500 im Monate gestorben!" Befreit waren sie allerdings, aber gestorben und verdorben sind sie auch, und die Abolitionisten haben ihre Opfer nicht gerettet.

**Ein Begräbniß der Mikmak-Indianer in Neuschottland.** Dieser Stamm, welcher einst zahlreich und mächtig war, ist bis auf wenige hundert Köpfe zusammengeschmolzen. Zweihundert Jahre der Berührung mit Europäern haben genügt, ihn beinahe völlig aufzureiben. Diese Indianer konnten den Einwirkungen der Civilisation nicht widerstehen; es liegt nicht im Wesen ihrer Rasse, daß sie sich eng an einander schließen können, und Alles ist Vereinzelung und Zersplitterung. Jede Familie lebt für sich; nie hat man die Mikmaks dahin gebracht, den Ackerbau, die Viehzucht oder ein Handwerk zu treiben; sie sind und bleiben, was ihre Ahnen gewesen: Fischer und Jäger. Aber sie zeigen, trotzdem sie arm und zerlumpt sind, immer noch eine stolze, unabhängige Haltung und flößen neben dem Mitleid immer noch einen gewissen Respekt ein, was beim Neger niemals der Fall ist.

Im Oktober wurde in der Nähe von Halifax ein Mikmakmädchen begraben. Ein Berichterstatter schreibt im dortigen „Reporter", daß man das braune Mädchen in einen Sarg gelegt und diesen auf einen vierräderigen Karren gestellt habe, den vier Indianer zogen. Die Züge der Verstorbenen waren durchaus nicht unschön. Etwa 40 Indianer beiderlei Geschlechts bildeten das Leichengefolge; selbst Kinder wurden auf den Armen getragen. Alle gingen in größeren oder kleineren Gruppen unregelmäßig neben dem Wagen her; man sah drei alte Männer mit grauem Haare. Sämmtliche Indianer nahmen sich arm und armselig aus, trugen zerlumpte Kleider und schienen ausund abgehungert zu sein. Keiner sprach ein Wort, sie zogen in feierlichem Schweigen einher. Man konnte sich eines tiefen Mitgefühls nicht erwehren, wenn man die schwachen Ueberbleibsel eines verschwindenden Volkes betrachtete.

**Sabbatanarianismus in Boston.** Das Constableramt in dieser Hauptstadt der Puritaner hat den Zeitungen, welche am Montag Morgen erscheinen, verboten, Berichte über Versammlungen zu geben, welche am Sabbat (Sonntag) Abend stattfinden, und zwar „weil die Vorbereitungen zu solchen Berichterstattungen den Gesetzen zuwiderlaufen, durch welche jede Arbeit am Sabbat untersagt wird, und weil derartige Berichte nicht als Werke der Nothwendigkeit, der Gnade oder der Nächstenliebe betrachtet werden können." Sempre bene!

**Südamerikanischer Fleischextract.** In London hat sich eine Compagnie gebildet, die mit einem Kapital von 500,000 Pfd. St. die Bereitung von Liebigs Fleischextract in großartigem Maßstabe betreiben wird. Sie hat die große Estancia (Viehgehöft) Fray Bentos im Staat Uruguay erworben und große Lieferungsverträge abgeschlossen. In Uruguay wird jetzt ein fetter Ochse mit 12 bis 14 deutschen Thalern bezahlt, und

die Arbeiten werden von sachverständigen Männern geleitet, die genau nach Liebigs Angaben arbeiten. Die Compagnie will 1866 etwa 60,000 Pfund, 1867 schon 600,000 und von 1870 an jährlich eine Million Pfund guten Fleischextractes in den Handel bringen. So viel wir wissen, hat man in unseren deutschen Seestädten noch nicht daran gedacht, eine Initiative zu ergreifen.

---

**Zunahme der Dampfschifffahrt in England.** Wir haben neulich der Besorgniß Worte geliehen, welche sich an den ungeheuer gesteigerten Verbrauch der Kohlen knüpft. Diese Zunahme gewinnt in der That einen immer kolossalern Maßstab. Wir finden in der londoner „Shipping Gazette" vom 1. Januar 1866, daß London im Jahre 1865 nicht weniger als 3,138,000 Tons Kohlen erhalten hat. Davon wurden 1,619,000 Tons durch Dampfer angebracht, 600,000 Tons mehr als im Jahr 1863, d. h. eine Steigerung von zwölf Millionen Centnern in zwei Jahren für eine einzige Stadt.

Die Vieheinfuhr nach England wird zum größten Theil durch Dampfschiffe vermittelt. Dieselbe betrug 1865 nicht weniger als, in runden Ziffern, 240,000 Ochsen, 56,000 Kälber, 750,000 Hämmel, Schafe und Lämmer. Die Südfrüchte aus dem Mittelländischen Meere sind auch ganz der Dampfschifffahrt anheimgefallen; sie brachten 107,000 Tons.

Man geht jetzt damit um, auch den Holztransport aus den Häfen der innern Ostsee durch besonders zu diesem Zwecke gebaute Dampfer besorgen zu lassen.

Im vereinigten Königreiche sind 1865 eingelaufen mit Ladung 11,028 Dampfer mit 4,167,375 Tons, ausgelaufen mit Ladung 10,657 mit 4,193,339 Tons, etwa 1000 Dampfer und 500,000 Tons mehr als im Jahr 1864.

Die Zahl der registrirten Dampfer betrug zu Anfang des Januar 1865 nicht weniger als 2401 mit 992,000 Tons Tragfähigkeit. Sie gehörten vorzugsweise folgenden Häfen an: London 668 Dampfer mit 387,000 Tons; Liverpool 328 mit 195,000 Tons; die Häfen an der Clyde (also Glasgow, Greenock, Dumbarton 2c.) 223 mit 122,790 Tons; Hull 81 mit 36,160 Tons; die Häfen an der Tyne 272 mit 32,020 Tons; Sunderland 84 mit 23,910 Tons.

Der Anwachs im Jahre 1865 ist beträchtlich gewesen, denn es sind für britische und fremde Rechnung Dampfer mit einer Tragfähigkeit von etwa 150,000 Tons gebaut worden.

An der Clyde in Schottland, dem größten Schiffbauhofe für die Welt, sind 1865 nicht weniger als 253 Dampfer gebaut worden, mit einer Tragfähigkeit von 151,292 und 23,857 Pferdekraft; im Bau begriffen waren Ende Dezembers 178 Dampfer von 139,978 Tons und 18,750 Pferdekraft; zusammen 431 Dampfer von 291,270 Tons und 42,607 Pferdekraft!

---

**Die Produktion der Edelmetalle** ist nicht etwa im Abnehmen, sondern im Steigen. Im Jahr 1865 sind in Australien, Neuseeland, Mexico und Californien neue Gruben entdeckt worden, zum Theil von solcher Ergiebigkeit, daß selbst erfahrene Goldgräber darob erstaunten. Man nimmt an, daß 1864 für etwa 37 Mill. Pfd. St., also für mehr als 250 Mill. Thaler Gold in den Verkehr gekommen sei. Davon entfallen auf Rußland für etwa 5,300,000 Pfd. St.; Afrika 1,300,000; Australien und Neuseeland 8,500,000; China und Tibet 3,250,000; Britisch Columbia und die britisch-amerikanischen Provinzen 1,800,000; die Vereinigten Staaten 9,500,000; Brasilien 800,000 und Mexico 860,000 Pfd. St. Außerdem ist Gold in geringen Mengen aus manchen anderen Ländern gekommen. Jedenfalls wurde 1865 mehr produzirt als 1864; man bringt immer mehr Maschinen in Betrieb und gewinnt damit reichen Ertrag aus Gruben, die vor wenigen Jahren als unergibig verschmäht wurden.

Auch die Silbererzeugung hat sich gesteigert und bis zu 30,600,000 Pfd. St., also mehr als 200 Mill. Thlr. erreicht. So sagt die „Shipping Gazette" (vom 26. Dezember vorigen Jahres); wir halten aber diese Ziffer für sehr übertrieben, und das möchten wir auch von der Annahme sagen, daß die Vereinigten Staaten 1864 für nicht weniger als — 13 Millionen Pfd. St. Silber geliefert hätten; das wäre für 90 Mill. Thlr. Silber, mehr als die Goldausbeute Californiens betrug. Die „Shipping Gazette" hat Dollars mit Pfund Sterling verwechselt, und 13 Millionen Dollars wäre auch noch viel zu hoch gegriffen. Wir wollen nur daran erinnern, daß der verstorbene Präsident Lincoln in seiner letzten Jahresbotschaft die Produktion sämmtlicher Edelmetalle im Gebiete der Vereinigten Staaten auf 100 Millionen Dollars schätzte, aber auch noch viel zu hoch; er lieferte für seine Angaben gar keine speciellen Nachweise.

Wir nehmen also für jenes Land höchstens 1½ Mill. Pfd. St. Silbers an; Mexico 5 Mill., Peru 800,000, Spanien 700,000, Japan 1,200,000, Chile 800,000, China und Tibet 2½ Mill., Brasilien 800,000 (?), Australien 500,000 Pfd. St. Wir reduciren die Ziffer der „Shipping Gazette", welche von dem europäischen Silberertrag keine Notiz nimmt, um mindestens 12 Mill. Pfd. St. oder um mehr als 60 Mill. Thlr., und wenn sie überhaupt die Produktion der Edelmetalle im Jahr 1864 auf 67 Mill. Pfd. St. annimmt, sage auf 460 Mill. Thlr., so hat sie sich ganz gewiß um mehr als die Hälfte geirrt.

Ein Jahreszuwachs von 200 Mill. Thalern ist immerhin ein beträchtliches Item; aber das Silber zieht, wie wir schon oftmals im „Globus" hervorgehoben, eben so rasch aus Europa ab, als es ankommt, und Ueberfluß an Baargeld ist nirgends. Indien und China sind für das Silber wahre Saugschwämme und Geld bleibt theuer. Die Volksmassen in Indien haben noch immer eine Abneigung gegen Gold und eine Vorliebe für Silber. Die gesteigerte Produktion der Edelmetalle hat dem Verkehr unberechenbare Antriebe gegeben, und wenn alljährlich die doppelte oder dreifache Menge gefördert würde, es fände sich doch sofortige Verwendung dafür.

---

r. **Die Diamantenmühlen in Amsterdam.** Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß häufig diejenigen Arbeiter, welche die kostbarsten und werthvollsten Stoffe bearbeiten, in den allerärmlichsten und traurigsten Verhältnissen leben, so z. B. die wirklichen Verfertiger der wundervollsten Kunstsachen aus Gold und die Diamantenschneider und Schleifer. Am großartigsten wird gegenwärtig die Zubereitung der Diamanten in Amsterdam betrieben und zwar fast ausschließlich von Juden. Von den etwa 30,000 jüdischen Bewohnern der Stadt sind mindestens 10,000 und zwar die allerärmsten mit der Bearbeitung, die wohlhabenderen mit dem Vertriebe dieses Edelsteines beschäftigt.

Eine der großartigsten Diamantenmühlen Amsterdams ist die von Coster & Cie. in der Zwanenburg-Straat; sie wird mit Dampfkraft betrieben und beschäftigt zwischen 200 und 300 Leute. Mit der größten Sorgfalt wird jedes Stäubchen des kostbaren Materials gesammelt, aber auch mit gleicher Sorgfalt und Strenge werden die Arbeiter beaufsichtigt und überwacht, welche außerordentlich schlecht bezahlt werden, während die Besitzer solcher Etablissements meistens in kurzer Zeit ihr allerdings stets bedeutendes Betriebskapital verzehnfachen können.

Der schwarze Diamant oder Carbonado erregt in letzter Zeit viel Aufsehen. Er ist ein echter Diamant, der die Härte desselben mit der ebenmäßigen Schwärze der Holzkohle vereinigt. Er kommt aus den brasilianischen Bergwerken und dürfte, als eine Art Zwischenstufe von Diamant und Kohle, zu besserer Einsicht, vielleicht gar zur Enthüllung des geheimnißvollen Krystallisationsvermögens des Diamanten führen.

Große Beachtung verdienen die künstlichen Diamanten aus krystallisirtem Bor, da sie dieselbe Härte und wundervolle Strahlenbrechung besitzen, durch welche der echte Diamant so werthvoll geworden ist. Es hat allerdings bis jetzt noch nicht gelingen wollen, größere Krystalle zu erhalten, die bis jetzt dargestellten sind zur Verwendung zu winzig; hoffentlich wird aber die Chemie die noch vorhandenen Hindernisse überwinden und zu dem ersehnten Resultate führen: beliebig große und schöne Diamanten darstellen zu können.

---

**Die Krankheit der Seidenraupen** dauert leider noch fort. Sie erschien in Frankreich und Italien 1857 und richtete bis 1860 große Verheerungen an. Dann schien sie schwächer zu werden, trat aber 1863 mit erneuter Heftigkeit auf und hat auch 1865 großen Schaden angerichtet. Die turiner Handelskammer hat darüber eingehende Mittheilungen gegeben. Vor zehn Jahren waren in Norditalien in etwa 100 Ortschaften Seidenmärkte; jetzt ist kaum die Hälfte vorhanden. In jenen wurden durchschnittlich 630,000 Myriagrammes (20½ Pfund) Seide zum Verkaufe gebracht, 1865 aber nur 283,000. Jene brachten etwa 11 Millionen, diese 5½ Millionen Thaler ein. Die Seidenzüchter in der Lombardei haben Samen aus Japan kommen lassen, und mit diesem ging es leidlich, während man in Piemont Samen aus Griechenland holte, der nicht so gut einschlug. In Japan hat man zweierlei Seidenwürmer; die eine Art liefert ein gelbes, die andere ein weißes Cocon: beide Arten verlangen aber sehr sorgfältige Aufsicht und Pflege.

Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (H. Meyer) in Hildburghausen.

# Aus dem Volksleben in Südspanien.

## II.

Eisenbahnen und Postwagen. — Sierra de Martos. — Die Stadt Jaën. — Stadtbewohner und Pastiris. — Maurische Erinnerungen. — Ueber Linares nach dem arabischen Baeza. — Die heilige Ursula. — Ubeda und Baëna. — Reise in die Alpujarras. — Ausdehnung und Charakter des Gebirges. — Die Kämpfe zwischen den Spaniern und den Morisken. — Thal von Lecrin. — Die Stadt Padul. — Lanjaron und Orgiva. — Der Palmenhain von Elche.

### Von Granada über Jaën durch die Alpujarras nach Almeria.

In unserer vorigen Nummer haben wir die beiden Reisenden Doré und Davillier auf der Reise von Almeria nach Malaga begleitet. Heute wollen wir schildern, in welcher Weise sie von Granada nach Almeria gelangten. Jetzt ist dort im Lande noch die gute alte Zeit mit den schwerfälligen Diligencen, den „Caminos de Perdices", d. h. Wegen, die sich besser für Rephühner, wie für Menschen eignen; noch befördert der Maulthiertreiber Waarenballen, — aber auch Spanien hat schon Eisenbahnen, das Netz derselben dehnt sich mehr und mehr aus und wird auch den Süden überspannen, und nicht fern ist die Zeit, da die Lokomotiven: Boabdil, Abencerrage, Alhambra und wie man sie sonst tauft, durch das Land brausen werden! Dann ist auch die Zeit der famosos bandoleros de Andalusia vorüber, jener biederen Männer, welche dann und wann Postwägen oder Reisekutschen überfallen, und deren Großthaten in bunten Bildern, nach Art unserer alten nürnberger und der heutigen neu-ruppiner Fabrikate, dem Volke vor Augen gebracht werden.



Stadt Lanjaron in den Alpujarras. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Wer in Spanien einen Platz im Postwagen nicht zeitig vorausbestellt, kann erleben, daß er eine Woche auf Beförderung warten muß und obendrein doppelten oder auch dreifachen Fahrpreis zu zahlen hat.

Der Weg von Granada nach Jaën führt durch eine Gebirgsgegend, ist aber in hohem Grade malerisch. Nachdem

man die erstgenannte Stadt verlassen, bemerkt man am Wege einige alte Alquerias, maurische Meierhöfe, die von Feigen, Aloe und Cactus umgeben sind. Allmälig hört der Anbau auf, die Gegend wird wilder und Pflanzenwuchs findet man nur noch in den bewässerten Thälern. Der Weg steigt in Schlangenwindungen empor bis in die steile Sierra de Martos, und die Postkutsche kann nur langsam vorwärts. Ein Markstein bezeichnet die Grenze zwischen den Provinzen von Granada und Jaën. Der Schirrmeister (Mayoral) erzählte allerlei Vorfälle und Abenteuer aus seiner Jugendzeit; damals hätten der kühne Ojitos und andere unerschrockene Bandoleros ungehindert ihr Wesen getrieben, — „aber jetzt ist das anders!" — Die Banditen der früheren Tage werden noch lange im Munde des Volkes fortleben. Unsere Reisenden kamen unbehelligt durch die düstere Schlucht von Arenas und waren bald nach Tagesanbruch in Jaën.

Die Straßen waren noch öde, aber an den Mauern der Häuser lagen auf dem platten Pflaster zahlreiche Gruppen von Schlafenden, die sich in ihre braunen Mäntel gewickelt hatten. Es ist einmal Sitte, daß viele Leute ihr Nachtlager unter freiem Himmel aufschlagen; zur Matratze dienen ihnen die Steine, und als Kopfkissen haben sie ihren Arm. Jetzt wachten einige auf; das Rasseln der Räder verjagte ihnen den Schlaf; sie guckten hin und her, steckten aber sofort den Kopf wieder unter ihre Manta. Das Klima ist warm, auf Bequemlichkeit und Behaglichkeit legt der Andalusier gar keinen Werth, und so ist ihm der „Gasthof zum Monde", die „Herberge zu den tausend Sternen" vollkommen genügend. Einige Mondbrüder standen indessen doch auf, folgten der Postkutsche und setzten sich auf die Steinbank vor dem Hause, bei welchem sie anhielt. Diese Familie bestand aus Vater, Mutter und vier Kindern. Die Reisenden gaben dem Manne, der blind war, eine Kleinigkeit, und er erzählte, daß er das Augenlicht in Folge eines Sonnenstiches (Tabardillo) verloren habe. Die Mutter war noch jung und gab gleichzeitig zwei Kindern die Brust.

Jaën hat eine hübsche Lage am Fuß eines Felsenberges, welchen ein maurisches Kastell krönt; die Mauern desselben erinnern an jene der Alhambra und dort war der Pflanzenwuchs so üppig, daß man unwillkürlich an die hängenden Gärten der Semiramis dachte. Von oben herab hat man einen Blick auf die stattliche Kathedrale und eine Sicht auf die Berge Javalcuz und la Pandera, welche nicht selten ihren Schatten bis in die Stadt hinein werfen. Beide Berge dienen als Wetterpropheten, denn die in jener Gegend sehr heftig stürmenden Südwestwinde treiben dickes Regengewölk herbei, welches sich wie eine Haube auf die Höhen lagert. Wenn der Javalcuz seine Kapuze und auch la Pandera die Haube aufsetzt, dann muß es regnen, wenn auch Gott es nicht haben will. So sagt das Sprüchwort.

Spanien ist das Land der Sprüchwörter; das wissen wir schon aus dem Don Quixote; man hat dergleichen auf Alles und Jedes. Die Provinz von Jaën wird als „das Galicien Andalusiens" bezeichnet, weil die Jaëtanos in vieler Hinsicht den Gallegos gleichen. Die dortigen Landleute und Bäuerinnen werden Pastiris und Pastiras genannt, vielleicht nach dem Worte pastor, Hirt? Diese Bauern sind kräftige Leute und nehmen sich in ihrer Lederbekleidung wild genug aus; sie sind tapfer, mannhaft und gastfrei.

Schon zu Anbeginn unserer Zeitrechnung war Jaën eine nicht unwichtige Stadt, und dieses Aurigis hat in den Römerzeiten eine Belagerung ausgehalten. Der heutige Name scheint von den Arabern herzurühren, welche die Stadt vom 8. bis ins 13. Jahrhundert behaupteten; dann wurde sie vom heiligen Ferdinand erobert. Das Wort Jaën soll Fruchtbarkeit bedeuten und wäre hier ganz an seinem Platze; der Fluß von Jaën hat seine arabische Bezeichnung Guadalfullon bewahrt; er ergießt sich weiter nach Norden hin in den Guadalquivir. Die von den Bergen herabströmenden Bäche sind eine Wohlthat für die Felder, Obstgärten und Palmenhaine.

Die Stadt gewährt, wie irgend eine, den Anblick des Mittelalters. Die Straßen sind wenig belebt, und in manche derselben dringt nur selten ein Sonnenstrahl, in vielen wächst Gras. Fast alle sind schmal und gewunden. Die mit Kalkanstrich geweißten Häuser haben nach der Gasse hin nur wenige Fensteröffnungen, die sehr oft den maurischen Hufeisenbogen zeigen, die herradura, wie die Spanier sagen, oder auch irgend einen gothischen Spitzbogen, einen Söller mit Eisengeländer, von welchem Pflanzen herabhängen, und auf dem sich dann und wann eine gebräunte Andalusierin blicken läßt.

Die Kathedrale verliert bei näherer Betrachtung; gleich den meisten Kirchen in Südspanien ist auch sie auf den Grundlagen einer maurischen Moschee gebaut, von der aber keine Spur sichtbar ist. Die beiden hohen Thürme nehmen sich geschmacklos aus. Als Hauptmerkwürdigkeit ist eine Reliquie zu betrachten, el Santo Rostro, nämlich das Leinwandtuch, mit welchem ein mitleidiges Weib das von Schweiß und Blut triefende Gesicht des Heilands abgewischt hat, als derselbe zur Schädelstätte hinaufging. In dem Tuche sollen die Gesichtszüge abgedrückt sein. Indessen wird die Echtheit dieser Reliquie von anderen Kirchen bestritten, denn z. B. die Peterskirche in Rom behauptet, daß sie das wahre Leintuch besitze. Aber jenes in Jaën genießt große Verehrung, und viele Landleute tragen eine Nachbildung desselben am Halse. Das heilige Tuch mit dem Bilde wird alljährlich dreimal ausgestellt; es ist in einen goldenen, mit Diamanten und Juwelen verzierten Rahmen gefaßt, und dieser wird in eine Truhe gethan, die auf dem Altar der Hauptkapelle ihren Platz hat. In Jaën behauptet man, der Santo Rostro sei vor mehr als 500 Jahren von dem heiligen Eufrasio dorthin gebracht worden; dieser ist Schutzpatron der Stadt, und als er von Rom kam, ritt er, wie in vielen spanischen Büchern zu lesen steht, auf den Schultern des Teufels nach der pyrenäischen Halbinsel. Der Sakristan erzählte den beiden Reisenden, daß der heilige Ferdinand den Santo Rostro auf allen Zügen gegen die Mohren mit sich geführt habe.

In diesen Gegenden erinnert, wie wir schon mehrfach betont haben, Alles an die maurischen Zeiten. So ist es auch auf der Reise von Jaën nach Baëza. Beide Städte liegen nur etwa 12 spanische Meilen auseinander. Die Reisenden hatten eine sogenannte Schnellkutsche gemiethet; sie war aber eher eine Schneckenkutsche. Der Fuhrmann peitschte auf die Maulthiere unbarmherzig los und warf sie mit Steinen, aber trotzdem waren sie nicht in Trab zu bringen. Die Zeit vertrieb er sich mit andalusischen Liedern, auch als der Wagen durch den Guadalquivir fuhr, der dort oben ein sehr bescheidenes Wasser ist. Aber an seinen Ufern wachsen Rosenlorbeeren, und die Ebene ist lachend und fruchtbar bis nach Linares (10,600 Einwohner), in dessen Nähe sehr ergiebige Blei- und Kupferbergwerke liegen. Dort, am Fuße der Sierra Morena, ist der Hüttenbetrieb mehre tausend Jahre alt; man spricht dort noch von Hannibal, und uralte Minen werden als Hannibalsgruben bezeichnet. Jenseits von Linares durchwatet man den Guadalimar und gelangt dann bald nach Baëza, das

auf einem Hügel steht und recht eigentlich als Typus einer arabischen Stadt Andalusiens betrachtet werden kann. In den Römerzeiten hieß es Beatia Baetula; dort soll Scipio Africanus mehr als 50,000 Karthager in die Pfanne gehauen haben, und Baëza ist sehr stolz auf sein Alterthum:

Soy Baëza la nombrada
Nido real de gavilanes,
Tiñen en sangre la espada
De los Moros de Granada
Mis valientes capitanes.

„Ich bin das berühmte Baëza, der königliche Horst der Adler; mit dem Blute der Mauren von Granada haben meine tapferen Hauptleute ihr Schwert geröthet.“ So lautet eine Inschrift über dem Stadtwappen. Der heilige Ferdinand, König von Castilien und Leon, erstürmte Baëza 1239; viele Einwohner flohen nach Granada, wo sie „die Vorstadt der Kinder von Baëza“, Albayzin, bevölkerten; diese ist jetzt der ärmste Theil von Granada.

Einer der bedeutendsten Bildhauer Spaniens, Kaspar Becerra, ist aus Baëza gebürtig, und seine Vaterstadt hat einige schöne Werke von ihm aufzuweisen. Auch die heilige Ursula und die 11,000 Jungfrauen stammen der Sage zufolge aus Baëza; eine andere Ueberlieferung will wissen, Ursula sei die Tochter eines englischen Fürsten gewesen. Wir gehen auf die Streitfrage über die „11,000 Jungfrauen“ nicht ein und bemerken nur, daß das römische Martyrologium nur von der „heiligen Ursula und ihren Gefährtinnen“ spricht, ohne die Zahl derselben zu bezeichnen.

Der Weg von Baëza nach Ubeda ist nur eine Meile weit, auch in dieser Stadt schlägt noch der arabische Typus stark vor, und wenn man durch die engen Gassen geht, in denen die alten, geschwärzten Häuser einander fast berühren, dann fragt man sich unwillkürlich: Weshalb tragen die Einwohner nicht arabische Kleidung? Der weiße und weite Albornoz (Burnus) aus dem 14. Jahrhundert würde ihnen besser zu Gesichte stehen, als das kurze andalusische Wamms. Ubeda war einst eine blühende Stadt und soll mehr als 70,000 Einwohner gehabt haben.

---

Die Reisenden gingen von hier nach Jaën und von dort nach Granada zurück, von wo sie ihren Ausflug in die Alpujarras machen wollten. Vorher aber besuchten sie das Gebirgsland, das einst zu den Königreichen Jaën, Granada und Cordova gehörte. Sie rasteten in Martos, nach welchem eine Sierra benannt wird und dessen maurische Festungswerke noch vollkommen erhalten sind. Von dort kamen sie nach Baëna, am Westabhange des Gebirges, und waren nun schon in der Provinz von Granada. In dieser Stadt hat im 15. Jahrhundert ein Jude, Alfonso de Baena, die berühmte Sammlung spanischer Romanzen, den Cancionero, veranstaltet und sich dadurch ein großes Verdienst erworben. Nach Alcalá la Real gelangt man auf sehr schlechten Wegen, aber die Stadt ist hübsch; sie liegt 3000 Fuß über der Meeresfläche und war in den Kriegen zwischen Spaniern und Mauren von großer Bedeutung. Ihren Beinamen: „die Königliche“, erhielt sie, nachdem Alfons der Elfte sie 1340 eingenommen hatte. Durch Ferdinand und Isabella bekam sie noch andere Bezeichnungen; sie heißt die „sehr edle, sehr königliche, der Schlüssel, die Hut und der Schutz der Königreiche Castilien und Leon“. Sie sieht aber heute noch ganz mohammedanisch aus, obwohl alle öffentlichen Plätze durchaus kirchliche Benennungen führen.

Weiter kommt man durch Illora, das wie ein Adlerhorst auf einem Felsen liegt, und von dort geht es in die Ebene hinab, und man gelangt in die Vega von Granada, die von vielen Dichtern besungen ist und Jahrhunderte lang ein Schlachtfeld zwischen Christen und Mohammedanern war. Hier tummelten Amen Amar und Alabez ihre Rosse, hier flatterten die Wimpel an ihren Lanzen und der Cancionero sagt:

Gran fiesta hazen los Moros
Por la Vega de Granada,
Rebolviendo sus cavallos;
Jugando van de las lanças,
Ricos pendones en ellas
Labrados por sus amadas.

Das Wort Vega ist so viel, als das spanische Huerta (Gartenfeld), und soll Fruchtbarkeit bedeuten. Das paßt hier vortrefflich, und ein alter spanischer Dichter sagt, die frische und gesegnete Vega sei eine süße Erquickung für Damen und ein immenser Ruhm für die Männer:

Fresca y regalada Vega
Dulce recreacion de damas
Y de hombres gloria immensa.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne warfen rosigen Schimmer auf die Gipfel der Sierra Nevada, als die Reisenden eben Pinos Puente erreicht hatten. Auf der Brücke von Pinos wurde Christoph Columbus im Februar 1492 von dem Boten ereilt, welchen Isabella von Castilien an ihn abgeschickt hatte. Die Königin befand sich damals im Lager von Santa Fé vor Granada und hatte bis dahin den Vorstellungen des Seefahrers kein Gehör geben mögen. Zuletzt besann sie sich und ließ den großen Mann zurückholen. Noch in demselben Jahr entdeckte er Amerika.

---

In Granada rüsteten sich die Reisenden aus zu der Wanderung durch die Alpujarras. Ihr alter Freund, der Revero Ramirez, welcher sie einst ins Hochgebirge der Sierra Nevada begleitet hatte, war ihnen in Allem behülflich und verschaffte ihnen auch einen buen mozo, guten Diener. Dieser hieß Manuel Rojas und führte den Beinamen Jigochumbo, ohne Zweifel nach seiner Gesichtsfarbe, welche auf ein Haar jener der Cactusfrüchte glich.

Der Aufbruch fand schon vor Sonnenaufgang statt, denn während der heißen Tagesstunden sollte Rast gehalten werden. Der Zug durch die Vega war im höchsten Grad angenehm, bis nach Alhendin, einem kleinen Orte, der auf einem Felsengipfel liegt und gleichsam als ein vorgeschobener Posten, als eine Schildwache vor den Alpujarras betrachtet werden kann.

Als der letzte Maurenkönig Boabdil Granada verlassen hatte, zog er in das Gebirgsland, welches ihm noch geblieben war, und verweilte eine Stunde lang in Alhendin, dem letzten Punkte, von welchem aus man noch einen Blick auf Granada hat. Er sollte seine Hauptstadt nie wieder sehen. Noch einmal ließ er sein Auge über das irdische Paradies schweifen und sprach dann: „Allah akbär!“ Gott ist groß! Dann äußerte sein Wesir Jussuf Abu Tomira: „Bedenke, Herr, daß großes Mißgeschick, welches mit Muth und Kraft ertragen wird, die Menschen in der Geschichte eben so berühmt macht, wie großes Glück.“ Boabdil seufzte: „Welches Unglück kann sich mit dem messen, welches mich betrifft“, und die Thränen strömten aus seinen Augen. Das erregte den Unwillen seiner Mutter Ayischa; sie rief: „Jetzt weinst Du wie ein Kind, weil Du



Eine Bettlerfamilie in Jaën. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)




Ein hundertjähriger Bettler zu Berja in Andalusien. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

nicht Muth genug hattest, Dein Königreich wie ein Mann zu vertheidigen!" Diese herben Worte sind indeß nicht beglaubigt, aber der Felsen, wo sie angeblich gesprochen worden sind, heißt noch jetzt el ultimo suspiro del Moro, der letzte Seufzer des Mohren, oder der Thränenhügel, la cuesta de las lagrimas. Karl der Fünfte soll gesagt haben, der Ausspruch der Mutter sei ganz richtig; ein Grab in der Alhambra sei mehr werth, als ein Palast in den Alpujarras.

Ueber Boabdils Ende weiß man nichts Gewisses. Einigen Angaben zufolge wäre er nach Afrika hinübergegangen und dort in einem Gefechte getödtet worden. Wahrscheinlicher ist, was der gelehrte Orientalist Pascual de Gayangos meldet. Boabdil schiffte zuerst nach Melilla, dem gegenwärtigen Presidio an der afrikanischen Küste. Von dort ging er nach Fes, wo er ein trauriges Leben verbrachte, obwohl er einige Paläste nach dem Muster jener in Granada bauen ließ. Er starb erst 1538 und hinterließ zwei Söhne, die späterhin von Almosen lebten. —

Am Abend erreichten die Reisenden Padul, eine kleine Stadt, welche schon in den Alpujarras liegt. Dieses Bergland, das auch als la Alpujarra bezeichnet wird, ist ohne Frage eine der interessantesten Gegenden der pyrenäischen Halbinsel, aber immer noch wenig gekannt. Die schwer zugänglichen Gebirgslabyrinthe und die grünen Thäler waren seit dem Falle Granada's noch achtzig Jahre lang Schauplatz erbitterter Kämpfe zwischen Spaniern und Mauren. Diese vertheidigten mit unüberbotener Ausdauer ein Land, das sie mit Recht als Vaterland und wahre Heimat betrachteten, denn es war seit achthundert Jahren im Besitz ihrer Vorfahren gewesen.

Man bezeichnet als Alpujarras eine ausgedehnte Gebirgsregion, welche theils zur Provinz Granada, theils zu jener von Almería gehört. Sie ist 20 spanische Meilen lang, zwischen Motril und Almería (von Osten nach Westen) und zieht dem Meere parallel; die Breite, von Norden nach Süden, beträgt 12 bis 15 Meilen, von der langen Kette der Sierra Nevada bis zur Küste des Mittelländischen Meeres, welche Afrika gegenüber liegt.*)

Die Gegend soll ihren Namen haben nach Ibrahim Alpujar, einem arabischen Heerführer, oder von Al bug Scharra, d. h. einem mit Kräutern und Gras bewachsenen Gebirge. Seit 1490, nach der Einnahme von Baza, eroberten die katholischen Könige einen Theil der Alpujarras, aber sie hatten mit einem unbändigen Volke zu schaffen; eine Erhebung folgte der andern und in unzähligen Romanzen sind die kühnen Thaten beider Theile besungen. Auch Calderon hat die Alpujarra nicht vergessen, „deren Berge stolz mit ihren Gipfeln der Sonne entgegen ragen"; sie sind ein Ocean von Felsen und Pflanzen, und die Dörfer schwimmen dort gleichsam wie Silberwellen:

La Alpuxarra, aquella sierra
Que al Sol la cerviz levanta,
Y que, poblado de Villas,
Es mar de peñas y plantas
Adonde sus poblaciones
Ondas navegan de Plata.

Hinter Alhendin kommt man ins Thal von Lecrin, d. h. der Freuden oder des Jubels. Man ist in der That erstaunt, inmitten so wilder, chaotischer Gebirgsmassen ein so überaus reizendes Thal zu finden, in welchem alle Südfrüchte wachsen und das immer von klaren Bächen bewässert ist. Im 16. Jahrhundert sind hier die grünen Rasenmatten mit Strömen Blutes getränkt worden; beide Theile wetteiferten in abscheulichen Grausamkeiten, und die Barbarei der Mohammedaner stand mit jener der Christen auf gleicher Linie; von Pardon war keine Rede.

Wie viel Bestialität liegt doch in der menschlichen Natur! In Guecija überfielen die Mauren das Augustinerkloster und sotten die Mönche in Oel. Als die Spanier Mayrena geräumt hatten, bemächtigte sich das Volk des christlichen Pfarrers, stopfte ihn voll Pulvers, legte eine Lunte an und sprengte ihn in die Luft. Die Mauren von Canjayar opferten Kinder auf dem Scheiterhaufen; sie schlachteten zwei Christen ab und fraßen das Herz. Den Pfarrer schleppten sie in seine Kirche, der Sacristan mußte die Glocke läuten, und als das Volk sich versammelt hatte, rupften die Mauren dem Geistlichen ein Haar nach dem andern aus, auch von Wimpern und Augenbrauen, und Jeder versetzte ihm einen Schlag mit der Faust. Dann schnitten sie ihm die Zehen an Händen und Füßen ab, rissen ihm die Augen aus, stopften ihm diese in den Mund und riefen: „Nun friß das, womit Du uns überwacht hast, Du Angeber." Nachher schnitten sie ihm die Zunge ab: „Da, friß sie, Du Angeber!" Und zuletzt rissen sie ihm das Herz aus dem Leibe, um es den Hunden vorzuwerfen!

Dieser letzte furchtbare Aufstand der „Moriscos" war in Granada selbst, im Stadtviertel Albayzin, so sehr insgeheim und mit solchem Vorbedachte geplant worden, daß Philipp der Zweite erst Kunde von Allem erhielt, als schon die ganze Alpujarra in Waffen stand. An der Spitze stand ein junger Mann von 22 Jahren, ein Nachkomme der Ommajadischen Chalifen, der Fernando del Valor hieß und für einen guten Christen galt. Zuerst hatten sich die Männer im Thale von Lecrin erhoben, aber bald ergriff der Aufstand sämmtliche zwölf Tahas, d. h. Distrikte, der Alpujarras bis nach Almería hin. Fernando del Valor warf die christliche Maske ab und nannte sich nun Mule Mohammed aben Humaya, König von Granada und Andalusien. Er war ein gewandter und muthiger Mann, aber seine ersten Erfolge stiegen ihm zu Kopfe; er hielt sich schon für mächtig, wollte einen Hof haben und einen mit Pracht umgebenen König spielen. Er hielt einen Harem und in diesem war die schöne Zahara seine Lieblingsfrau, sie tanzte moriskische Zambras entzückend schön und sang Leylas zur Laute.

Aben Humaya wurde bald aus seinen Träumen aufgerüttelt. Die Spanier wußten Zwietracht unter seinen Anhängern zu erregen. Sein Nebenbuhler war Farrar Abenecrage, ein grausamer Mann, der an einem einzigen Tage nahe an 3000 Spanier hatte über die Klinge springen lassen. Aben Humaya dagegen war nicht grausam und verschonte Weiber und Kinder. Die gegen ihn Ver-

*) „Am meisten verzweigt sich die Sierra Nevada nach Süden zu. Dadurch entstehen hier eine große Anzahl von Thälern, welche der Mehrzahl nach (diejenigen der westlichen Hälfte) in das zwischen der Sierra Nevada und dem südlichen Randgebirge befindliche Längenthal des Val de Lecrin, zum kleinern Theil (die der östlichen Hälfte) in die ebenfalls zwischen der Sierra Nevada und einzelnen Gliedern des südlichen Randgebirges sich ausbreitenden Becken von Ujijar und Canjayar ausmünden. Dieser Complex von Thälern führt den gemeinschaftlichen Namen los Alpujarras. Ein niedriger Gebirgszweig, der Loma de Yator, welcher die östliche Sierra Nevada mit der zum südlichen Randgebirge gehörenden Sierra de Contraviesa verbindet, schneidet die östlichen Alpujarras (das Becken von Ujijar und Canjayar) von den westlichen oder hohen Alpujarras. Das Val de Lecrin ist im Westen durch das hohe Plateau von Padul von der Hochebene von Granada geschieden, während das Becken von Canjayar sich gegen Osten in die weite Thalmulde des Rio de Almeria öffnet." Moritz Willkomm, „Das pyrenäische Halbinselland", S. 20.

schworenen, an deren Spitze Aben Abu stand, überfielen ihn. Als sie Anstalt machten, ihn zu erwürgen, sprach er: „Ich werde als muthiger Mann sterben!“ Dann legte er sich selbst die Schlinge um den Hals. Die Spanier behaupten, er sei vorher wieder Christ geworden. Seine Leiche wurde in eine Kloake geworfen, nachher wieder ans Tageslicht gezogen und in Guadiz beerdigt.

Auch Padul, wo die Reisenden übernachteten, hatte im Moriskenkriege Schweres zu erdulden. Es ist ein armseliger Ort, liegt aber in einer fruchtbaren Gegend, in welcher die Granatbäume prächtig gedeihen. Nicht minder ist damals die kleine Stadt Durcal heimgesucht worden; König Philipp wollte den Aufstand wo möglich mit einem Schlage dämpfen und hatte dem Marquis de los Velez den Oberbefehl anvertraut. Dieser verwüstete Alles mit Feuer und Schwert und die Mauren nannten ihn nur den Teufel mit dem eisernen Kopfe. Der Marquis de Sesa war mit 10,000 Mann in die Alpujarras eingerückt, aber nach kurzer Zeit waren sie dermaßen aufgerieben, daß kaum noch 1500 Mann unter den Fahnen standen. Die Spanier hatten es sich zum System gemacht, Alles zu zerstören: Bäume, Ernten und Häuser. Der Geschichtschreiber Marmol sagt: „Aerger als unsere ausgehungerten Truppen können auch die Heuschrecken nicht verheeren; wenn sie in einen Garten kamen, dann war nach einer Stunde gewiß kein grünes Blatt mehr übrig. Binnen Monatsfrist wurden zehntausend Morisken getödtet oder in die Sklaverei abgeführt. Damals fanden mehr als 80 Gefechte statt; ganze Dörfer wurden menschenleer; die Bewohner von Alhendin verpflanzte man nach Montiel in der Mancha.“

Genez Perez de Hita, welcher den Krieg mitgemacht hatte, erzählt Folgendes: „Die Spanier dachten an nichts als an Mord und Plünderung; sie alle waren Diebe und Räuber und ich war einer der ärgsten. Um nicht außer Uebung zu kommen, stahlen sie Eisenwerk, Obst, ja sogar Katzen.“

„Nach der Erstürmung von Jubilez wurden eintausend moriskische Weiber und dreihundert Männer mit kaltem Blut abgeschlachtet. Die Mohren vertheidigten sich mit dem Muthe der Verzweiflung; wenn sie keine Waffen mehr besaßen und ihre vergifteten Pfeile verschossen hatten, dann packten sie einen Feind und stürzten sich mit ihm über die Felsen hinab in den Abgrund; Frauen und Kinder drangen unerschrocken gegen die Spanier ein und warfen ihnen Sand in die Augen. Manche warfen ihre Töchter in schneebedeckte Abgründe, damit sie nicht in die Gewalt der Spanier fielen.“ Derselbe Geschichtschreiber erzählt, er habe einst auf dem Wege nach Filir eine mit Wunden bedeckte Frau liegen sehen; sie hatte sich über das jüngste, welches sie noch an der Brust nährte, hingelegt, um es zu schützen. Da kamen aber die christlichen Soldaten, erstachen die Mutter vollends und das Kind schwamm im Blute. Perez de Hita fügt hinzu, daß er sich desselben erbarmt und ihm das Leben gerettet habe.

„Zwei spanische Soldaten hatten das Haus eines reichen Morisken ausgeplündert und dann Alles in demselben verwüstet. Zuletzt fanden sie ein junges, bildschönes Mädchen. Beide wollten sich derselben bemächtigen, keiner gönnte sie dem andern und beide zogen gegen einander vom Leder. Als sie mit Erbitterung kämpften, kam ein dritter Soldat hinzu, welcher der Sache ein Ende machen wollte. Er versetzte der Moriskin zwei Dolchstiche und sie sank todt zu Boden; dann sagte der Elende: Zwei brave Soldaten müssen einer solchen Kleinigkeit wegen einander nicht in die Haare gerathen. Die beiden Soldaten aber machten nun gemeinschaftliche Sache gegen den dritten, schalten ihn ein Ungeheuer und hieben ihn auf der Stelle nieder. Da lag er nun dicht neben dem todten Engel.“

Bei Lanjaron am Südabhange der Sierra Nevada endet das fruchtbare Thal von Lecrin, dieses paraiso de las Alpujarras. Auch diese Stadt litt im Moriskenkriege ganz unbeschreiblich; sie blieb achtzig Jahre lang verödet; dann schaffte die Regierung 50 Colonisten aus dem Innern Spaniens dorthin. Jetzt ist sie die wichtigste Stadt in den Alpujarras und bietet einen ganz freundlichen Anblick dar.

Weiterhin, nach Orgiva zu, kommt man durch wildes Gebirgsland; hin und wieder sieht man eine in Trümmern liegende maurische Burg, und die Landleute sind zwar friedlich, haben aber etwas Unheimliches. Orgiva ist ein großer Flecken am Fuße des Picacho de Veleta und war lange Zeit der einzige Ort, in welchem sich während des Krieges in den Alpujarras die Christen behaupteten. In der Nähe liegt der Barranco de Poqueira, eine tiefe Schlucht, so fürchterlich, wie die Einbildungskraft sich nur vorstellen kann, ein schwindelerregender Abgrund. Ueber denselben lagerte sich ein Nebel, durch welchen die Feuer der Neveros nur matt hindurch schimmerten; das Gewölk war bleigrau. Und immer wilder wird die Gegend bis Ujijar, das in der Mitte der Alpujarras liegt und einst die Hauptstadt dieser Landschaft war. Hier sind noch manche Familien von unvermischter maurischer Abkunft. Ogirar la nombrada spielt in den Romanzen eine große Rolle. Weiterhin wird die Gegend wieder reizend, und überall tauchen geschichtliche Erinnerungen auf. Hier lag die Besitzung des oben erwähnten Fernando del Valor, welchen Aben Abu erwürgen ließ. Dieser war aus dem Dorfe Mecina de Bombaron, an welchem unsere Reisenden vorüber kamen. Seine Unthat brachte ihm keinen Segen, denn einer seiner Spießgesellen, El Seniz, verrieth ihn für 20,000 Maravedis an die Spanier; dieser Preis war auf seinen Kopf gesetzt worden und El Seniz erschlug ihn in einer Grotte. Als er die Leiche ablieferte, sprach er: „Ich konnte das Schaf nicht lebendig abliefern, hier habt ihr das Vließ.“ Die Leiche wurde nach Granada gebracht und den christlichen Kindern vorgeworfen. Von diesen wurde sie zerrissen! Der Kopf wurde in einem eisernen Käfig über dem Bib Racha-Thor aufgehängt, und darüber stand die Inschrift: „Dies ist das Haupt des Verräthers Aben Abu; es ist bei Todesstrafe verboten, dasselbe wegzunehmen.“ Und wirklich ist es im Jahre 1599 noch an jener Stelle gewesen. Der Mörder El Seniz bekam seinen Lohn; er ist einige Jahre später als Straßenräuber in Guadalajara geviertheilt worden.

Ueber steile Abhänge, ramblas, gelangt man nach Berja, am Fuße der Sierra de Gador, welche reich an ergiebigen Bleigruben ist, so reich, daß man sagte, sie enthalte mehr Blei als Steine. In Berja ist ein lebhaftes Treiben; man hat nun die Alpujarras hinter sich. In dieser Stadt trafen die Reisenden einen blinden Bettler, welcher angeblich 103 Jahr alt war und, auf eine Enkelin gelehnt, am Stab einherging. Doré dachte unwillkürlich an Oedipus und Antigone und zeichnete.

---

Wir haben mehrmals betont, daß Spanien in mancher Beziehung als ein „gemildertes Afrika“ erscheine. Dieser Charakter tritt auch darin hervor, daß in Andalusien und bis nach Valencia hinauf manche Oertlichkeiten einen tropischen Pflanzenwuchs aufweisen. Man sieht



Der Palmenhain bei Elche, Provinz Alicante. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Baumwollen- und Zuckerpflanzungen wie auf den Antillen, und selbst die Dattelpalme reift.

Den Anbau dieser Erzeugnisse verdankt Spanien, gleich vielen anderen Wohlthaten, den Arabern. Die Dattelpalme, so sagt Ritter einmal, ist der wahre Hauptbaum des semitischen Orients, ein Repräsentant der subtropischen Zone der alten Welt, so weit diese keinen Regenniederschlag hat. In Arabien liegen die meisten Ortschaften unter und zwischen einzelnen Pflanzungen von Datteln oder unter ihren weithinziehenden Palmenhainen und zusammenhängenden Wäldern; man erbaut die Hütten im lieblichen Schatten der hohen, schlanken Säulenreihen mit den säuselnden Kronen der weitverbreiteten, gefiederten Blattverzweigungen. Aus den gemeinsamen, prachtvollen Endknospen hängen die großen Datteltrauben golden und purpurfarbig herab, diese Trauben mit dem Ambrosiaduft, dem Honigsaft, dem berauschenden Spiritus, ihrem nahrhaften Mehl und ihrem feinen Wohlgeschmack. Jeder ausgebildete Palmbaum ist wie ein kleines Ackerfeld für eine Familie; nicht selten hängen zehn Rispentrauben um seine Blattkronen, und manchmal enthält eine Traube bis zu zweitausend Datteln.

Mit Recht hat man die Dattelpalme nicht nur als Charaktergewächs des arabischen Klimas bezeichnet, sondern auch als Wahrzeichen, bis wie weit nach Norden hin die Herrschaft der Araber einst dauernd gereicht hat.

Die Dattelpalme verträgt keine das ganze Jahr hindurch sich wiederholenden Regenniederschläge und sie scheut auch die Regenzeiten tropischer Ergüsse. Im Süden tritt statt ihrer die Kokospalme auf, die ein Repräsentant der tropischen Regenzone ist; im Norden reicht sie nur bis an das andalusisch-sicilianisch-mesopotamische Klima, wo alsdann die Zone der edlen Obstarten beginnt: der Granate, Olive, Feige, Orange, Weinrebe und Pistazie. Sie will sandigen, wasserreichen Boden. In Italien zieht man sie bis unter 44 Grad nördlicher Breite an Mauern; sie blüht in Sicilien, Morea und Südspanien; sie trägt hier auch wohl Früchte, aber diese werden kaum süß. In dieser Beziehung macht allein die Ebene von Elche eine Ausnahme; dort reift sie vollkommen.

Elche, das Ilice der Römer, ist eine Stadt in der Provinz Alicante, mit etwa 10,000 Einwohnern. Sie liegt inmitten einer ungemein fruchtbaren Huerta, etwa 6 Wegstunden südwestlich von Alicante; an der nach Murcia führenden Straße auf kahlem Hügelgelände. Sie erinnert in ihrem ganzen Ansehen an eine arabische Stadt, und die ganze Gegend gleicht einer Oase des afrikanischen Belad el Dscherid. Denn dort dehnt sich ein Palmenhain aus, der nicht weniger als 70,000 Dattelstämme zählt. Der Europäer, welcher bei heißer Mittagssonne unter diesen schlanken Bäumen, den aus Afrika herübergebrachten Fremdlingen, wandert, fühlt sich an die Grenze der Sahara versetzt und denkt an jene Tage, da ein, gleich der Dattel in Europa fremdes Volk hier manches Jahrhundert festen Fuß behauptete. Die mohammedanischen Mauren sind nun seit Jahrhunderten vom Boden der pyrenäischen Halbinsel verschwunden, aber die Datteln bei Elche, deren süße Früchte heute ein Labsal christlicher Spanier sind, haben ihren Standort behauptet und gedeihen für und für.

# Seefahrten nach Spitzbergen.

Noch jetzt fahren, wenn auch in weit geringerer Anzahl als in früheren Zeiten, alljährlich Walfischjäger bis in die Gewässer von Spitzbergen. Dieser Archipelagus wurde im 16. Jahrhundert bekannt, als die Holländer auf nordöstlichem Wege eine Durchfahrt nach Indien suchten. Die Generalstaaten setzten für die Entdeckung derselben eine nicht unbeträchtliche Prämie aus; auch fanden sich kühne Männer, welche bereit waren, die Entdeckung zu machen und die Prämie zu verdienen. Damals wurden Ysbrandtz, Heemskerke, Jan Cornelisz und Wilhelm Barentz berühmt. Nach einigen Expeditionen, welche den Zweck nicht erreichten und nur bis zur Waigatschstraße kamen, rüstete die Stadt Amsterdam einen Seezug aus; Heemskerke und Cornelisz waren Befehlshaber, Barentz war Oberpilot. Sie fuhren im Mai 1596 vom Texel aus und entdeckten am 9. Juni die Bäreninsel (74° 35′ n. Br.); sie erhielt diesen Namen, weil die Holländer dort einen gewaltig großen Eisbären erschlugen. Das Eiland wurde späterhin, 1603, vom Engländer Stephan Bennett besucht, der dasselbe nach dem Rheder seines Schiffes Cherie Island benannte. Jene Holländer erreichten am 17. Juni 81° 10′ n. Br., und als sie dort lavirten, um wieder aus dem Eise heraus zu kommen, sahen sie ein hohes mit Schnee bedecktes Land. Dort ankerten sie unter 79° 44′ zwischen kleinen Inseln und dem festen Land in einer Bay, jener von Smeerenberg, fuhren von dort in der Richtung nach Südsüdwest und fanden überall an der Küste spitze Berge. Daher der Name Spitzbergen, an dessen Küste sie bis 76° 35′ n. Br. entlang fuhren.

Dann segelten sie nach nach der Bäreninsel, wo sie sich trennten. Barentz schiffte nach Nordosten, überwinterte auf Nowaja Semlja und starb; Cornelisz war wieder nach Spitzbergen gefahren und dort bis zum 80. Grade gekommen.

Im 17. Jahrhundert war das Meer um Spitzbergen, des Walfischfanges wegen, vom Juni bis zum September sehr belebt, und in den Buchten, namentlich im nördlichen Theile, ist damals ein lustiges Leben gewesen. Man schlug Bretterbuden auf, ganze Sommerdörfer; Smeerenberg hatte seine amsterdamer Schenken und ein besonderes Quartier, die Haarlem Kokery, in welcher der Walfischspeck ausgekocht wurde. Im September verschwand Alles; Buden und Seeleute gingen nach Holland zurück.

Dann und wann haben Matrosen auf Spitzbergen überwintert; so z. B. 1633 sieben Mann, welche man im Juni wohlbehalten antraf. Im folgenden Jahre wollten sieben andere gleichfalls den Winter über auf Spitzbergen bleiben; sie sind aber alle dem Scharbock erlegen; ihr Tagebuch erzählt das traurige Geschick, welches sie ereilt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Ueberwinterungen auf Spitzbergen möglich sind; es ist auch gar nicht selten, daß Russen dort bleiben, und wer eine gute hölzerne Hütte

baut, Steinkohlen in genügender Menge, gute Lebensmittel und Wein hat, kann ohne Gefahr der hochnordischen Kälte einen Winter hindurch Trotz bieten.

Durch den hamburgischen Walfischfänger Friedrich Martens erhielt man zuerst eine ziemlich ausführliche Beschreibung von Spitzbergen. Er hatte am 15. April 1671 die Elbe verlassen und war am 29. August wieder in Hamburg. Von Jan Mayen aus richtete er seinen Curs nach dem Norden von Spitzbergen und harpunirte Walfische an der Nordwestküste zwischen der Magdalenenbay und der Hinlopenstraße; er landete an der ebengenannten Bay, im Fair Haven, bei Smeerenberg, in der Musselbay und im Zuidhaven. Sehr eingehend schildert er Land, Meer, Eis, Luft, Pflanzen und Thiere; namentlich sind seine Bemerkungen über den Walfisch und den Betrieb des Fanges noch jetzt von Interesse.

Nach und nach verlor der Walfischfang bei Spitzbergen seine alte Bedeutung; die Schiffer suchten den Leviathan der Tiefe mehr und mehr bei Grönland, in der Davisstraße, überhaupt in den arktischen Gewässern Amerika's auf.

Die erste, lediglich zu wissenschaftlichen Zwecken unternommene Reise nach Spitzbergen unternahmen John Constantin Phipps, der späterhin Lord Mulgrave wurde, und Skeffington Latwidge, in den Schiffen Race horse und Carcasse. Der Astronom Lyons und der Physiker Irwing nahmen an der Fahrt Theil. Sie wollten versuchen, den Pol zu erreichen, oder doch demselben so nahe als möglich kommen.

Am 2. Juni 1773 segelten die Schiffe aus der Themse, am 28. Abends sahen sie die Südküste von Spitzbergen, ankerten am 4. Juli in einer kleinen Bucht, südlich von der Hamburgbay, steuerten bis 80° 48′ n. Br., trafen dort auf feste Eismassen, schifften nach Osten gegen die Sieben Inseln hin und befanden sich stets im Treibeis. Vom 5. bis 7. August schwebten sie in der größten Gefahr; sie steckten im Eise fest, wurden mit demselben nach Westen getrieben, kamen aber am 10. wieder in offenes Wasser. Phipps ist auf mehren Punkten Spitzbergens gelandet, z. B. im Süden der Hamburgbay, auf der Insel Amsterdam, auf Walton Island, Low Island und Moffen. Die Gelehrten stellten regelmäßige meteorologische Beobachtungen an; Irwing ermittelte die Temperatur des Meeres in verschiedenen Tiefen und Lyons suchte durch Chronometermessungen und Gissungen die Lage des Schiffes zu bestimmen.

Im ersten Viertel unseres Jahrhunderts unternahm W. Scoresby seine berühmten Fahrten nach dem arktischen Norden. Dieser ganz ausgezeichnete Seefahrer und Beobachter, Sohn eines Walfischfahrers, hat nicht weniger als siebenzehn Reisen nach Spitzbergen unternommen; die ersten fünf als Knabe und Jüngling, die letzten zwölf in den Jahren 1807 bis 1818 als wissenschaftlich gebildeter Mann. Seine Arbeiten enthalten eine reiche Fülle wichtiger Beobachtungen und Bemerkungen über Land, Wasser, Luft und Thierleben der hochnordischen Regionen; mit Recht hat Ch. Martins gesagt, er sei für die arktischen Gegenden dasselbe, was Saussure für die Erforschung der Alpen gewesen.

Die englische Admiralität sandte 1823 die Corvette Griper nach den Küsten von Spitzbergen. Am Bord befand sich Sabine, der noch lebt, und damals Pendel- und Barometerbeobachtungen anstellte. Der Griper verließ England im Mai, lag einige Zeit im Fairhaven, 79° 46′ n. Br., und schiffte dann nach der Küste von Ostgrönland, welche er vom 76 bis 72° erforschte.

Phipps und Scoresby waren der Meinung, daß das feste Eis, welches die Seefahrer verhindert, bis zum Nordpol vorzudringen, eine gleichmäßige Fläche bilde, auf welcher man zu Fuß oder Schlitten ungehindert fortkommen könne. Diesen Gedanken griff Eduard Parry auf. Dieser kühne Mann war damals 37 Jahre alt, hatte schon vier Reisen nach dem hohen Norden gemacht, war in der Baffinsbay, auf der Insel Melville und in Port Bowen, in der Prinz Regentsstraße, gewesen. Seine Ueberwinterungen waren weltberühmt, und kein anderer Mann eignete sich mehr und besser zu arktischen Unternehmungen.

Am 27. März 1827 verließ Parry mit dem Schiffe „Hecla" England, legte bei Hammerfest in Norwegen an, erkannte am 14. Mai die Hackluytspitze, fuhr in die Magdalenenbay, machte einige Kreuzfahrten gegen Norden und ließ dann sein Schiff in der Hecla Cove, die eine Ankerstelle in der Treurenbergbay bildet. Dort lag die Hecla vom 20. Juni bis zum 28. August, während Parry sich bemühte, auf dem Eise mit Schlitten den Nordpol zu erreichen; aber während er auf dem Eise nach Norden hinging, wurde dasselbe gegen Süden hingetrieben. Nach 31 Tagen äußerster Anstrengungen hatten sie 82° 45′ n. Br. erreicht. Das Eis war nicht, wie Phipps und Scoresby angenommen hatten, eine glatte Fläche, sondern von breiten Rissen und Spalten durchzogen, uneben, von offenen Meeresstellen durchsetzt. Außerdem wurde es, wie eben gesagt, von der Meeresströmung nach Süden hin getrieben, während Parry auf ihm nach Norden ging. Er mußte nach der Hecla Cove zurückkehren, am 20. August; sein Plan, den Pol zu erreichen, war nicht ausführbar. Er besuchte dann mehre Inseln vor Nordspitzbergen: Low- und Walden-Island, Moffen, Little Table Island und die nördlichste von allen, Roß Inlet. In Hecla Cove, 79° 55′ n. Br., sind vier Monate hindurch meteorologische Beobachtungen angestellt worden, eben so während der Zeit von Parry's Schlittenfahrt auf dem Eise.

In demselben Jahre, da Parry in seinem Bestreben, den Nordpol zu erreichen, scheiterte, beschloß Keilhau aus Christiania, mit drei anderen Männern, die Niederlassung zu besuchen, welche die Russen im Süden der Ostinsel von Spitzbergen auf Staateneiland haben, das 1616 von den Holländern entdeckt war. Sie schifften sich auf einer kleinen nur mit 6 Mann besetzten Brick am 15. August in Hammerfest ein, waren am 20. auf der Bäreninsel und blieben dort bis zum 22.; die Temperatur schwankte zwischen 3° 1′ und 5° 4′. Keilhau sammelte 28 Phanerogamen und 23 Kryptogamen. Am 27. war die Brick noch 6 Miles vom Eissunde und am 3. September beim Südcap Spitzbergens. Nachdem sie einen heftigen Sturm ausgehalten, fuhr sie zwischen den Tausend Inseln, fand dort viel Eis, eine Menge von Robben und Walrossen, kam nur mit Mühe vorwärts und erreichte am 10. September die russische Niederlassung auf der Westküste des sogenannten Ostspitzbergen. Das Haus ist für etwa 30 bis 40 Menschen hergerichtet, war aber ohne Bewohner.

Ch. Martins, dem wir bei dieser Darstellung folgen, war 1838 und 1839 Mitglied einer wissenschaftlichen Commission, die aus ihm selber, Gaymard, Lottin, Bravais, Marmier, E. Robert und Mayer bestand. Sie verließ mit dem Schiffe Recherche Havre am 13. Juni 1838, besuchte Drontheim und Hammerfest, ging von dort am 15. Juli gegen Norden und traf schon am folgenden Tage schwimmendes Eis, in welchem sie drei Tage lang fuhr. Wahrscheinlich erstreckte sich dasselbe bis zur Bäreninsel. Von den schwimmenden Eismassen befinden sich vier Fünftel unter dem Wasser. Oft lagerte sich dichter Nebel über die

See. Am 24. Juli lief die Recherche in den Bellsund, 77° 30′ n. B., ein und blieb dort bis zum 4. August, stellte allstündlich meteorologische Beobachtungen an und war am 12. wieder in Hammerfest.

Im Jahr 1839 unternahm sie, gleichfalls von Havre aus, wieder eine Fahrt und war am 31. Juli in der Magdalenenbay, um ihre vorjährigen Beobachtungen fortzusetzen.

Im Jahr 1858 unternahm Professor Nordenskjöld aus Helsingfors eine wissenschaftliche Reise nach Spitzbergen, und 1861 ging er mit Torell und Quennerstedt an der Westküste bis Smeerenberg; sie blieben zwei Monate auf Spitzbergen. — Die vielbesprochene schwedische Expedition hat insbesondere den nördlichen Theil erforscht, namentlich die Straße van Hinlopen, und ihre Arbeiten sind ungemein werthvoll.

# Allerlei Volksaberglauben in Bessarabien.

Von C. v. Gerstenberg.

Je größer die Zahl der verschiedenen Völkerschaften in einem großen Reiche ist, und je mehr die einzelnen Stämme in Hinsicht auf ihren Charakter, ihre Lebensweise und Religion von einander abweichen, um so mannigfaltiger und reicher wird auch die Erscheinung des Aberglaubens sein, der eingewurzelt in Mitte des Ganzen herrscht. Kein anderer Staat in Europa zeigt eine so bunte Zusammenstellung von verschiedenen Volksstämmen, als Rußland, und namentlich sind es die südlichen Provinzen, welche ein eigenthümliches Gemisch von allerlei Nationalitäten aufweisen. Armenier, Zigeuner, Serben, Moldauer, Walachen, Griechen, Skypetaren (d. h. Albanesen, Arnauten), Italiener, Franzosen, Polen, Deutsche, lesghische Völker ꝛc. sind vertreten. Der Aberglaube hat ein weites Feld; er tritt bei kirchlichen und privaten Feierlichkeiten zu Tage und erbt von einem Geschlecht auf das andere, ohne daß von Seiten derjenigen, welche bildend und aufklärend in ihren kleinen Distrikten wirken könnten, ihm entgegen gearbeitet würde.

Während meiner Streifzüge und meines längern Aufenthaltes in den verschiedenen südrussischen Gouvernements war ich oftmals Augenzeuge von abergläubischen Handlungen und Vorgängen, die auf eine wahre Kindheit in der Kultur dieser Landesstriche hinweisen. Nicht nur der gewöhnliche Bauer ist in allerlei Wahn befangen, sondern auch unter den sogenannten gebildeten Russen wurzelt der Glaube an widernatürliche Begebenheiten und Ereignisse, Wunderkräfte ꝛc. Es ist eine bedauernswerthe Thatsache, daß ein sehr beträchtlicher Theil der Geistlichkeit, namentlich auf dem platten Lande, auf einer sehr niedrigen Stufe geistiger und geistlicher Bildung steht, und in Rußland selbst wird über diesen leidigen Umstand viel geklagt. Von wissenschaftlicher Bildung und Einsicht ist bei jenen Leuten keine Rede, und das muß man im Auge behalten, um die nachfolgenden Angaben richtig zu würdigen.

Der Dorfgeistliche, Pope, leitet und bestärkt die seinem Kirchsprengel Angehörigen andauernd in ihrem Aberglauben, der ihm Geld einbringt; vom Staate bezieht er keinen Gehalt, er muß von dem leben, was ihm sein Amt mit Kindtaufen, Hochzeiten und Begräbnissen einbringt. Diese Einnahmen reichen nicht aus, aber der Pope hat noch andere Einnahmequellen.

Ein Hauptfest bei den Russen ist das der Taufe Christi, welches am 6. Januar jedes Jahres (russ. Rechnung) abgehalten wird. Dieser Tag ist für die Popen einer der wichtigsten, in so fern, als sie an diesem eine gute Einnahme machen. Durch einen langen und kräftigen Segen haben sie das Wasser zu weihen, welches in jedem Dorfe in neuen Fässern öffentlich aufgestellt wird, und das, nach ihrer Versicherung, ein untrügliches Präservativ gegen jede innere Krankheit sein soll; dasselbe gilt von den Gewehren, welche bei dieser Feierlichkeit abgeschossen werden. Die Wergpfropfen aus letzteren werden als vorzügliches Heilungsmittel bei äußeren Wunden gepriesen. Jede Wunde, die mit einem solchen geweihten Propfen berührt wird, soll schnell und sicher heilen. Der Bauer trachtet deshalb nach dem Besitz eines solchen Wunderdinges, und da nicht Jeder ein Gewehr hat, das er segnen lassen und abschießen kann, geht es nie ohne eine Rauferei bei der heiligen Handlung ab. Die Frauen und Mädchen tragen Lichter und welke Blumen herbei, um diese weihen zu lassen, denn auch diese sollen dann Wunderkräfte enthalten. Der Gutsherr läßt sich seine sämmtlichen Zimmer mit gesegnetem Wasser besprengen, um ja des Guten recht viel zu haben. Der Pope wird für diese Arbeiten gut bezahlt und die Einnahme kehrt jährlich wieder, denn die Wunderkraft der Segnungen dauert nur ein Jahr.

Einen Popen, mit dem ich näher bekannt geworden war, fragte ich einst, ob er an sich selber in Krankheitsfällen auch dergleichen Wunderstücke zu Hülfe nähme; er verneinte dieses lächelnd und fügte hinzu: „Ja wsegda widjét, tschto dlja dostischenija stschastija co swjétje nadobno pochoditj na besumza, no bit pritam mudrim,“ d. h. „Ich habe immer eingesehen, daß es zur Erlangung des Glücks in der Welt nothwendig ist, einem Thoren ähnlich zu sehen, aber doch weise zu sein.“ Eine lakonische und sehr bezeichnende Antwort.

Der bessarabische Bauer meint steif und fest, daß eine am Palmsonntag von einem Baume gebrochene Ruthe, welche der Pope gegen Bezahlung ihm einsegnet, ein vorzügliches Schutzmittel gegen das Einschlagen des Blitzes in sein Haus sei, sobald er dieselbe bei einem Gewitter vor die Hausthüre lege. Hier zeigt sich die Unkenntniß der Naturgesetze sehr deutlich. Der Bauer wohnt nur in niederen Hütten, die wenig oder nichts enthalten, was dem electrischen Strahl als Leiter dienen könnte; er hat also wenig von dem Element zu fürchten, zumal die kleinen Hütten meistentheils mit hohen Bäumen umgeben sind, welche als Blitzableiter dienen.

Die jungen Blüthenknospen der Ruthe sollen, nach der Versicherung des Popen, gute Dienste gegen alle Halskrankheiten thun, sobald man dieselben am Palmsonntag

in der Mittagsstunde genießt. Auch hier dauert die Wunderkraft nur ein Jahr; im nächsten muß wieder für Geld gesegnet werden.

Am Neujahrsmorgen werfen die Bauern einander gesegnetes Korn ins Gesicht, da sie der Meinung sind, daß sie dann das ganze Jahr hindurch Korn in Fülle haben werden und nicht zu hungern brauchen. Am Ostersonntag versammeln sich sämmtliche Einwohner eines Dorfes auf dem Kirchhofe, wo ihnen der Pope die mitgebrachten Speisen einsegnet, denn der Bauer darf an diesem Tage nur Gesegnetes genießen, da er sonst das ganze Jahr hindurch bis zu nächsten Ostern beständig an Magenschmerzen leiden würde. Eben so müssen jedes Jahr die Brunnen, damit sie nicht versiechen, die Obstgärten, damit sie Früchte tragen, gesegnet und mit geweihtem Wasser besprengt werden. Bei jeder Kleinigkeit ist der Pope nöthig; die Bauern sind ganz und gar in seiner Gewalt. Die Leute sind noch froh, daß sie einen Segenspender in ihrer Mitte haben und versäumen nie, ihm dankbar und ehrfurchtsvoll die Hände zu küssen. Ich habe Popen gekannt, welche armen Dienerinnen ihr wenig erspartes Geld abborgten und trotz häufiger Ermahnungen um die Rückgabe desselben nicht zahlten, obgleich sie das recht gut gekonnt hätten. Es bedurfte dazu des energischen Einschreitens von Seiten des Gutsherrn, der den „bunten Sünder" (die Popen gehen bunt gekleidet) aus dem Dorfe zu jagen drohte. Wer Land und Leute aus eigener Anschauung kennt, wird wissen, daß hier nicht etwa Uebertreibungen erzählt werden.

Ein Knabe brachte mir einmal ein sogenanntes Zwerg- oder Angstei von einem Huhn; das Ei war nicht viel größer als das von einer Turteltaube. Ich betrachtete dasselbe und fand, was bei solchen Eiern häufig vorkommt, daß es ohne Dotter sei. Eine Russin sah das Ei in meinen Händen und fuhr entsetzt zurück. Auf meine Frage erhielt ich zur Antwort, daß ja dieses Ei ein „Teufelsei" sei; ich wurde hoch und theuer gebeten, dasselbe zu zerschlagen und fortzuwerfen; wenn man dasselbe, nach der Versicherung des Popen, acht Tage unter dem Arme trüge und so ausbrüte, dann käme ein kleiner Teufel heraus, der Einen dann auf Schritt und Tritt durchs Leben begleite. Während dieses Gesprächs waren einige Bauern hinzugekommen, die gleichfalls ihr Entsetzen über das „Teufelsei" an den Tag legten und zum Schlusse versicherten, daß es wohl das Beste sei, dasselbe zu zerschlagen und dann zu dem Popen zu gehen, damit dieser einen guten Segen über die Hände spreche, welche das Ei gehalten, denn man wisse doch nicht, was etwa Teuflisches könne hängen geblieben sein 2c. Ich machte von diesem guten Rathe keinen Gebrauch.

Ganz unschädliche Thiere, z. B. die grüne Eidechse, Blindschleiche, gemeine Natter, Ringelnatter 2c. werden wie die Pest gefürchtet und als „Strafen Gottes" angesehen. Auch hier hat der Pope immer Gelegenheit, Segen zu sprechen und Geld zu erwerben.

Seltsam sind auch die vermeintlichen Schutzmittel gegen Verletzungen durch giftige oder schädliche Thiere. So glaubt der Bauer in Bessarabien, es sei ein probates Mittel gegen den Stich einer Tarantel (Lycosa tarantula), deren es dort in großer Menge gibt, wenn er dieselbe mit der Oberfläche der Hand auf die Erde schlage und so tödte. Die Oberfläche der Hand ist selbst bei denjenigen leicht reizbarer und gegen Beschädigungen empfindlicher, die tagtäglich mit harter Arbeit umgehen, da ja die innere hohle Hand mit einer weit abgehärteteren und hornartigen Haut bekleidet ist, als die äußere oder obere Hand, so daß der Stich der Tarantel bei weitem schwerer dort durchdringt, als hier. Gegen den Biß oder Stich der Schlangen 2c. wendet der Bauer gewöhnlich das Kreuzschlagen an, wobei er sich mit dem Gesichte zur Erde neigt und hospodi pomilui! (Herr, hilf mir!) murmelt. Auch soll es gute Dienste thun, wenn man die Wunde mit einem Lappen berührt, der in der Charfreitagsnacht vom Popen gesegnet, an einem Licht auf dem Altare angezündet und rasch ausgelöscht wurde.

Der meiste Aberglaube der Bessarabier offenbart sich während der sogenannten zwölf Nächte (Swiatki), welche vom 25. Dezember bis Epiphanias dauern, und in welchen außer dem Popen auch die sogenannten „weisen Frauen", deren jedes Dorf mindestens eine hat, vollauf Beschäftigung finden. Diese durchgängig alten abgerissenen Weiber erwerben ihr Brot mit dem Gadatj (errathen); sie gehen während der Swiatki von Haus zu Haus, um den Leuten die Zukunft voraus zu sagen. Der Bauer legt seine ersparten Kopeken in die Hände dieses Weibes und bekommt dafür gewöhnlich etwas zu hören, was er gern zu hören wünscht.

Auf Wasilij (Neujahrsabend) könnten recht gut zwanzig solcher „weisen Frauen" ein glänzendes Geschäft machen, denn mit Sehnsucht harrt jede Familie der alten Wahrsagerin, und zumal die Mädchen des Dorfes beben vor Spannung und Erwartung. Liebe, Heirat, Tod und Ernte bilden bei diesem Errathen immer die Hauptsachen, und einen Traum der Neujahrsnacht sich nicht deuten zu lassen, würde der Bauer als eine Sünde gegen sich selbst ansehen. —

Wie auch noch häufig in unserem Vaterlande, so gießt man auch dort flüssiges Blei in ein Becken mit Wasser und läßt die „weise Frau" aus den Figuren die Zukunft deuten. Eine Kirche bedeutet Verlobung, eine Krone Hochzeit (da nach russischem Ritus bei der Vermählung über den Köpfen des Brautpaares Kronen gehalten werden); eine Grube oder ein Loch bedeutet Tod, ein Haus: Wohnungswechsel, ein Bauernhaus: Land-, und ein Stadthaus: Stadtleben, krumme Splitter und Stangen: Aerger und Haß, gerade Splitter und Kugeln: Freude, viereckige Figuren: gute Ernte 2c. Die vornehmeren Russen verwandten ehemals, und einzelne nehmen noch heute Gold oder Silber zu dieser Gießerei.

Nicht minder gebräuchlich ist das „Brödchenlegen", wobei man 12 kleine Brödchen, in welche kleine Papiere eingebacken sind, in einen Kreis in der Stube herum legt und dann einen Hund herein ruft, welcher fressen muß. Jeder Anwesende wählt sich ein oder zwei solcher Brödchen und läßt sich aus dem Gefressenen seine Zukunft deuten. Die eingebackenen Papiere enthalten nachstehende 12 Figuren, von denen ich die Bedeutung eingeklammert beifüge: Eine Krone (Hochzeit), ein Ring (Verlobung), ein Kreuz (Unglück), ein Herz (Liebe), ein Schlitten (Reise), ein Orden (große Ehre), ein kleines Kind (Kindtaufe), ein Stock (Heirat mit einer Civil-), Säbel (Heirat mit einer Militärperson), eine Bretzel (Wohlstand), ein Geldstück (gute Ernte), eine Fahne (Tod), da bei jedem Begräbniß die Kirchenfahnen vorangetragen werden. Um zu erfahren, wer von den Anwesenden zuerst das Dorf verläßt oder verlassen muß, wählt man sich kleine Brodstückchen, legt sie auf die Erde und läßt nun eine Katze herein; wessen Brod sie zuerst berührt oder frißt, der ist der Betreffende.

Viele Bauern werfen in der Neujahrsnacht ihre Schuhe zum Fenster hinaus, ziehen dann in Begleitung der Wahrsagerin vor die Thüre und lassen sich beim Scheine einer Laterne aus der Lage des Schuhes wahrsagen. Die gegen das Haus gerichtete Spitze bedeutet Hochzeit, der

Absatz gegen das Haus Tod, die breite Seite große Reise, der umliegende Schuh Unglück.

Junge Mädchen und Frauen gehen, ohne ein Wort zu sprechen und ohne sich umzusehen, in den Hühnerstall, nehmen ein schlafendes Huhn von der Stange, tragen es in die Stube, wo sie es einigemal rasch umdrehen und dann auf die Erde zwischen mehre Häufchen Korn stellen und fressen lassen. Von wessen Häufchen es zuerst frißt, der macht bald Hochzeit, und ist die Betreffende eine Frau, so erfolgt eine Kindtaufe. Frißt das Huhn sehr schnell, so deutet das auf schnelle Hochzeit oder Kindtaufe, langsam, auf späte; sieht sich das Huhn ängstlich dabei um, so soll das auf viel Sorge und Kummer deuten, und sind mehre Hühner da und beißen sich, so folgt Zank in der Ehe.

Es ließe sich wahrlich ein dickes Buch über die verschiedenen Aeußerungen des Aberglaubens der Bessarabier schreiben; doch mag das Vorstehende hier genügen.

Hat ein Mädchen das Unglück gehabt, irgend eine traurige Nachricht bei dem gadatj zu erfahren, dann sieht man die Arme oft wochenlang niedergeschlagen umherschleichen, ehe sich diese Eindrücke einigermaßen verwischt haben; denn der Glaube an das Zutreffen solcher Prophezeiungen wurzelt so fest und tief, daß es den Freund der Aufklärung viel Mühe kosten würde, den Wahn zu beseitigen. Auch hier hat der Pope seinen Vortheil; er läßt gern die „weisen Frauen“ ihr Wesen treiben und bestärkt sie noch in ihrer Thätigkeit, da er für Alle, denen Unglück prophezeit wurde, fleißig zu beten hat und für das Beten Geld bekommt.*)

---

*) Es ist mit dem „Aberglauben“ ein eigenes Ding; wir finden ihn bei allen Völkern, auch im hochkultivirten Europa, und in allen Kreisen und Klassen. Es wird überhaupt wenig Menschen geben, die absolut frei davon wären. Schlimm ist, wenn er zur Verdummung und zur Ausbeutung der Menschen mißbraucht wird. Andrerseits ist er wissenschaftlich und poetisch von hohem Interesse. Man erinnere sich nur daran, welche Schätze in Grimms deutscher Mythologie und in der Mythologischen Zeitschrift enthalten sind. Welch eine reiche Fülle poetischen Aberglaubens, und so kennzeichnend für das Gemüth des germanischen Wesens, finden wir auch in den: „Deutschen Pflanzensagen“, gesammelt und gereiht von A. Ritter v. Perger (in Wien), Stuttgart und Oehringen 1864; wir ersehen auch daraus, wie eigentlich das ganze Anschauungsleben des Landvolkes vom Aberglauben durchdrungen und durchzogen ist. Wir werden gelegentlich auf diesen Gegenstand näher eingehen. A.

# Aus Wilhelm Lejeans Reise von Chartum über Sennar bis zum Tana-See in Abyssinien.

Von Chartum nach Uad Medineh. — Ein sudanesisches Dorf. — Karawanenwege. — Die Handelsstadt Messalamieh. — Sennar. — Ein Niam niam und ein Neger aus Fertit. — Die Tussuirat-Steine. — Die Republik Gallabat. — An der abyssinischen Grenze. — Der Belambras der Grenzprovinzen und seine Burg. — Blick auf den Tana-See.

Unsere Leser kennen die Abenteuer, welche Lejean am Hofe des Kaisers Theodor zu Gondar in Abyssinien erlebte.




Der Niam niam Basa.




Der Feidel Rahma

(Nach einer Zeichnung von Lejean.)

Wir wollen nun erzählen, auf welchem Wege und unter welchen Verhältnissen es ihm möglich wurde, in den letzten Monaten des Jahres 1862 in das Reich des Negus zu gelangen. Der Weg ist auf jeder beliebigen Karte von Nordostafrika zu verfolgen.

Die Straße zieht von Chartum aus in südöstlicher Richtung unweit vom linken Ufer des Blauen Nil bis nach Uad Medineh. Dort zweigt sie sich; jene nach Osten

führt nach Gadaref, jene nach Süden gegen Sennar. Etwas nördlich von Uad Medineh traf der Reisende ein echt sudanesisches Dorf; ein solches hatte er zuvor nicht gesehen. In Nubien bestehen die Ortschaften aus viereckigen Häusern mit platten Dächern in einer offenen Ebene; hier dagegen ist das Tukul, Haus, mit einer hohen und breiten Hecke von trockenem Dornengesträuch umgeben. Es ist allemal rund, aus gestampfter Erde gebaut, hat ein kegelförmiges Strohdach und enthält außer dürftigem Kochgeräth ein paar Angareb, d. h. Gestelle zum Ruhen, die mit Leder oder Stricken aus Palmenfasern überzogen sind. Durch das Labyrinth von Hütten führen fünf oder sechs enge und krumme Straßen, welche so angelegt sind, daß sie nur einen Eingang haben, und dieser kann gegen Feinde, welche nur mit Lanzen kämpfen, leicht vertheidigt werden.

Das Land zwischen Fadassi und Uad Medineh ist wellenförmig, und in der Nähe der Dörfer sind die Felder gut bestellt. Auch die eben genannte Stadt trägt einen echt sudanesischen Charakter, aus der Ferne nimmt sie sich stattlich, im Innern dagegen recht erbärmlich aus; dazu kommt die ungünstige Lage auf einer von Wasserläufen eingerissenen Hochebene; sie sind je nach der Jahreszeit entweder staubig, oder bilden tiefe Gießbäche und nachher Moräste.

Der Ort zählt jetzt etwa 8000 Einwohner; als die Aegypter 1822 das Reich Sennar eroberten, war er nur ein sehr unbedeutender Platz. Die Aegypter erhoben ihn aber zur Hauptstadt des sudanesischen Vicekönigreiches und er war insofern ganz gut gewählt, weil man von ihm aus sowohl Sennar und Gadaref, als auch Kordofan überwachen konnte. Die Aegypter baueten einen Bazar, Kasernen, Regierungsgebäude und Moscheen und Alles war gut, bis der alte Mehemed Ali herausfand, daß Chartum am Zusammenflusse des Blauen und Weißen Stromes eine ungleich vortheilhaftere Lage habe. So verlor Uad Medineh seit 1835 seine künstliche Größe und behielt nur einen Kaschef (Unterpräfecten) und eine Besatzung von 800 Mann Soldaten.

Immerhin ist einiger Verkehr da, weil sich hier mehre Karawanenwege schneiden. So jener, welcher von Chartum nach Sennar führt; die Straße aus Kordofan zum Rothen Meere über Uad Tschelaï, Abut, Uad Medineh, Abu Haras, Gadaref und Kassala. Beide treffen einander fast in einem rechten Winkel; für die zweite ist westlich vom Blauen Flusse die kleine Handelsstadt Abut eine Hauptstation. Seitdem der Gummihandel von Kordofan danieder liegt, hat diese Straße von ihrer frühern Bedeutung Manches verloren. Der Karawanenweg, welcher dem Nil entlang läuft, berührt den Strom nur an drei oder vier Punkten und zieht im Allgemeinen anderthalb Stunden von demselben entfernt. Das erklärt sich aus den vielen Krümmungen des Nils und weil die Ufergegend mit Holz bestanden ist. Diese Straße ist ziemlich öde bis etwa 5 Stunden von Chartum; dann trifft man auf die Ortschaft Dschedid, die aus fünf stark bevölkerten Dörfern besteht, und wo die Felder gut angebaut sind. Von dort ab trifft man manche Wohnplätze und gelangt nach Messalamieh.

Diese Stadt ist nächst Chartum die wichtigste im Sudan, bedeutender als Sennar, Kassala, Berber und Lobeïd. Durch sie ist auch Arbaghi, das am Strome selbst liegt, überflügelt worden. Der Araber bauet seine Ortschaften nicht gern an den Flüssen, sondern lieber entfernt von denselben, während die herrschenden Aegypter zur Anlage ihrer officiellen Stationen gern die Ufergegend wählen. Aber der Verkehr geht seinen eigenen Weg, und während Sennar, Halfaïa und Schendy sanken, kamen Gadaref, Ued Hessuna und Messalamieh empor. Das letztere zählt 18,000 Einwohner und scheint sich noch immer mehr vergrößern zu wollen. Der große Markt wird am Dienstag abgehalten; Hauptwaaren auf demselben sind Getreide (die Durrah) und Damur, d. h. grobe Baumwollenzeuge, welche von den Frauen der Nomaden verfertigt werden. Elfenbein und allerlei andere Waaren kommen nicht auf den Markt, sondern werden in den Häusern verkauft. Die einheimischen Handelsleute besitzen nur geringe Kapitalien, aber mehre große Tudjar aus Chartum, und die Corporation der Hadarba in Suakin hält dort Comptoire und macht namentlich in Elfenbein und Goldstaub Geschäfte.

Lejean zog von Uad Medineh durch eine ebene, fruchtbare und gut bevölkerte Gegend nach Sennar, der alten Hauptstadt der Fugn (Fundj). Diese sind ein Negervolk und besonders deshalb merkwürdig, weil sie das einzige Beispiel in der ganzen Weltgeschichte liefern, daß ein Negervolk, und zwar drei Jahrhunderte hindurch, über Volksstämme geherrscht hat, die intellectuel höher stehen und edleres Blut haben („sang superieur“).

Die Stadt bildet ein wirres Durcheinander von Weilern, die auf einem unebenen, von Regenschluchten zerrissenen Boden stehen; die Häuser sind runde aus Lehm aufgeführte Tukuls mit spitzen Strohdächern; die halb in Trümmern liegende Moschee ist aus Backsteinen aufgeführt. Der ägyptische Commandant war ein wohlwollender, verständiger Mann, der schon seit 27 Jahren im Sudan verweilte; das ungesunde Klima hatte ihn angegriffen und abgemagert.

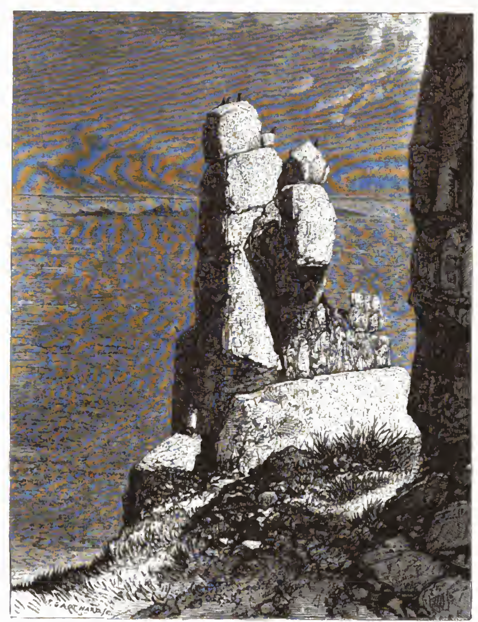
Der Reisende hatte in Sennar vollauf Gelegenheit zu interessanten ethnographischen Beobachtungen. Dort stand ein Negerregiment, das aus Leuten sehr verschiedener Völkerschaften zusammengesetzt war. Unter ihnen fand Lejean einen jungen Niam niam, der natürlich keinen „Schwanz“ hatte. Er war ein kräftiger Mensch von schwärzlich brauner (bistré) Hautfarbe und hatte nichts vom Neger; vielmehr erinnerte er an die Peulhs oder Fellata, deren viele im Sudan vorkommen. „Es sollte mich durchaus nicht überraschen, wenn künftig eine Erforschung dieses merkwürdigen Stammes der Niam niam zu dem Ergebnisse führte, daß zwischen ihnen und den Peulhs, die jetzt den ganzen westlichen Sudan beherrschen, eine nahe Verwandtschaft vorhanden sei.“

Einen andern, gleichfalls sehr interessanten Typus bot ein Fertit dar. Dieses Volk wohnt im Süden von Dar Fur; es feilt die Zähne spitz und so gleicht der Mund einem Krokodilsrachen. Der Mann sagte, er sei ein Koudschara-Fertit. Koudschara ist der Nationalname der Darfurier, und dieser Soldat war wohl aus den südlichen Provinzen von Dar Fur gebürtig. Lejean wollte ihn veranlassen, in seiner Muttersprache zu reden und ein Vocabularium, das bis jetzt ganz fehlt, niederschreiben; der Schwarze sagte aber, er habe sie ganz vergessen. Er hieß Nama und seine Intelligenz war sehr schwach. Da war ein zweiter Niam niam aus dem Lande der Makaraka, südlich von Gondokoro, ein ganz anderer Mann. Der Name Niam niam, sagte er, gehöre für die Leute, welche im Westen eines großen Flusses leben, den er Nzoro nannte; sein Stamm rede aber mit denselben einerlei Sprache; beide sind also wohl blutsverwandt. Er erzählte, sein Volk bete Uru, die Sonne, an, oder bezeichne doch so die Gottheit.

Auf einer vor etwa zehn Jahren veröffentlichten Karte

des Herrn von Heuglin sind „ägyptische Alterthümer“ verzeichnet, die einige Stunden westlich von Sennar liegen sollen. Lejean erkundigte sich nach denselben und erfuhr, daß an einem gewissen Punkte in den Sagadibergen Tessuirat, d. h. Bilder, Statuen, vorhanden seien. Die Angaben waren aber sehr unbestimmt; der Reisende vermuthete eine Mystification, er wollte aber doch die Sache näher untersuchen. Der ägyptische Commandant, jener Bäumen beschattet und unter diesen rasten oft die halbnackten Hirten mit ihren Heerden. Sie gewährt dann einen sehr malerischen Anblick.

Nach einem Ritte von etwa neun Stunden wurde die Gegend wüst und öde, und am zweiten Tage kam Lejean an ein verlassenes Dorf, das am Fuß einer kleinen, steilabfallenden Bergkette lag. Diese heißt Sagadi, und dort zeigte man ihm die berühmten Tessuirat. Sie sind



Die Tessuirat-Steine am Sagadigebirge. (Nach einer Zeichnung von Lejean.)

wackere Türke Ibrahim, stellte ihm zwei Kawassen zur Verfügung und einen kräftigen Esel obendrein, und so ritt er denn gerade nach Westen hin nach den Sagadibergen durch ein flaches, ziemlich gut angebautes Land. Unterwegs fand er manche Fulahs, große ausgegrabene Behälter, deren Seiten aus hartgeschlagenem Lehm bestehen, und in welchen man von einer Regenzeit (Charif) zur andern das für Menschen und Vieh nöthige Trinkwasser aufbewahrt. Gewöhnlich ist solch eine Fula von einigen großen weiter nichts als seltsam auf- und übereinander gestellte Granitblöcke, die aus einer gewissen Entfernung betrachtet aussehen, wie eine in ein weißes Gewand gekleidete arabische Frau mit ihrem Kinde. Die Sennarier sagen, sie sei eine Prinzessin, welche der Himmel wegen ihrer Gottlosigkeit und ihres Hochmuths in Stein verwandelt habe.

Von dem Gipfel eines Berges, welcher höher liegt als die Tessuirat, übersah Lejean eine sehr ausgedehnte Landschaft. Nach Süden schweifte der Blick über eine bewaldete

Ebene in der Richtung nach dem Weißen Strom hin; jenseits der Wälder erheben sich vereinzelte, niedrige Berge, welche den arabischen und Denka-Hirten als Landmarken dienen. Am Fuße des Sagadi selbst lagen einige verlassene Fulas, auch sind dort Ruinen von einer Kenise, Kirche, aus der Zeit, da im Sennar Christen wohnten. Sie ist jedenfalls ein sehr winziges Gebäude gewesen, aber der Blick ruht mit einer gewissen Theilnahme auf einer christlichen Ruine, die hier, tief im Lande der Schwarzen, liegt. „Was nach und nach aus dem Volk im Sennar geworden ist, das scheint mir auf die Verkommenheit hinzudeuten, welche auch über Abyssinien kommen müßte, wenn es, bei seiner tief eingewurzelten Anarchie, einst den Aegyptern zur Beute werden sollte.“

Basel gebildet, der andere war ein Engländer, Namens Duften. Bei ihnen fand der Reisende die allerbeste Aufnahme. Duften war so recht ein Urbild jener kalten und zähen Enthusiasten, dergleichen man eigentlich nur unter den Engländern findet. Als Sohn eines reichen Fabrikanten in Leeds hatte er eine einträgliche Stellung bei der Bank in York, aber er verspürte einen unwiderstehlichen Drang zum Reisen und zum Missioniren in sich, eine Folge des Lesens der Werke von Krapf und Livingstone. Mit nur acht Guineen in der Tasche hatte er England verlassen, war nach Schwaben zu Krapf gegangen und dieser hatte ihn ermuntert, die Gallas zu evangelisiren. Also ging er zuerst nach Aegypten, diente als Kellner in einem Gasthofe zu Kairo und begab sich nach Chartum, von wo er „unter



Der Tana-See in Abyssinien bei Sturmwellen. (Nach einer Zeichnung von Lejean.)

Gegen Ende Oktobers verließ der Reisende Sennar und ging nach Gallabat, einem während der letztverflossenen Jahre oft besprochenen kleinen Lande, das beträchtlichen Handel treibt. Dasselbe ist ein Zankapfel zwischen den Aegyptern und Abyssiniern. Auf dem Wege dorthin überschritt Lejean den Blauen Nil, den Dender und den Rahad; die beiden letzteren konnte er durchwaten, weil der Wasserstand sehr niedrig war. Der Rahad war am 13. November noch ein Torrent; drei Monate später ist sein Bett ganz trocken. Das Land war mit Durrah, Sabam und Baumwolle bepflanzt. In dem großen Dorfe Gallabat wurde sechs Tage Rast gehalten. Lejean traf dort zwei Europäer; der eine hieß Ciperle, ein aus Baden gebürtiger Missionär, und in der Anstalt Krischona bei

Gottes Gnade“ abzog, mit drei österreichischen Kronthalern in der Tasche und einen Esel vor sich hertreibend, der sein dürftiges Gepäck trug. Lejean nahm ihn als Secretär an; er war ein wohlerzogener, unterrichteter junger Mann und fest von der Ueberzeugung durchdrungen, daß er eine religiöse Pflicht erfülle. Bei völliger Seelenruhe hatte er eine unverwüstliche Heiterkeit, die in einem solchen Land und unter solchen Umständen von unschätzbarem Werth ist.

Die kleine Republik Gallabat ist von mohammedanischen Negern gegründet worden, die als Pilger aus dem Sudan nach Mekka gegangen waren und auf dem Heimwege hier zurückblieben. Die erste Gruppe dieser Takruris erhielt die Erlaubniß zur Ansiedlung von den

abyssinischen Statthaltern der Provinz Tschelga, und von dieser ist Gallabat stets mehr oder weniger abhängig gewesen. Lejean machte dem alten Scheich Schuma einen Besuch; er ist das halb erbliche, halb gewählte Oberhaupt, war ein ganz stattlicher Neger von etwa 60 Jahren und fegte, als der Fremde in seine Behausung eintrat, gerade seinen Hof rein. Während er seinem Gast Erfrischungen anbot, ließ er sich in seiner Arbeit nicht stören.

Die Leute von Gallabat stehen mit ihren Nachbarn nicht auf gutem Fuße. Vor nun etwa drei Jahren hatten 500 abyssinische Reiter einen nächtlichen Einfall gemacht, um zu rauben, es war aber den Takruris gelungen, diese Banditen zu umzingeln und ein paar hundert derselben auf Lanzen zu spießen. Wenige Wochen später kam der Missionär Stern über das Schlachtfeld und sah, wie die Leichen den gefräßigen Geiern zum leckern Mahle dienten.

Der Weg von Gallabat nach Abyssinien führt anfangs durch einen dichten Wald, durch welchen man drei Tage lang reisen muß. Er bildet eine Art von Grenzgebiet, das oftmals Blut der Abyssinier, Sennarier und Türken getrunken hat. Dort liegt die Ortschaft Abu Galambo, wo einst eine Schaar Aegypter von dem abyssinischen Kriegshelden Dedschas Konfu bis auf den letzten Mann niedergehauen wurde. In dieser Schlacht kamen homerische Scenen vor. Ein Häuptling der mit den Aegyptern verbündeten Dabaïneh wurde von einem abyssinischen Offizier zum Zweikampf gefordert und hieb denselben auf einen Streich mit seinem wuchtigen, zweihändigen Schwerte buchstäblich auseinander.

In dieser Waldgegend überschritt Lejean den Gandova, der noch hochangeschwollen war, ruhte unter einem hohen Tamarindenbaume und gelangte spät am Abend an den Fuß eines jener „Bastionenplateaux“ (er meint die Ambas), aus welchen ein großer Theil Abyssiniens besteht. Mit Mühe klimmte er hinan und kam am andern Morgen nach Wochne, der ersten abyssinischen Dorfschaft. Dort wird ein berühmter Wochenmarkt abgehalten, auf welchem die Neggadeh, d. h. abyssinische Kaufleute, die aus dem Sennar und Gallabat angebrachte Baumwolle einhandeln.

Während Lejean und der Engländer unter einem Baume ruhten, gingen die Führer zum Nagadras, dem Ortsvorsteher, welcher zugleich die Zollangelegenheiten zu besorgen hat. Dort trat eine Abyssinierin zu den beiden Christen heran, zog ein kleines Metallkreuz hervor, das sie an einem blauen Band auf der Brust trug, und fragte bescheiden über die Dengel Mariam. Der Franzose antwortete, Dengel (die Jungfrau) Mariam sei Jesu Christi Mutter.

Lejean macht bei dieser Gelegenheit folgende Bemerkung: „Die Abyssinier hegen eine leidenschaftliche Verehrung für die Jungfrau. Die deutschen und englischen Missionäre haben mit ihrer kalten und drückenden Logik unvorsichtiger Weise gegen dieses nationale Gefühl verstoßen, und ich glaube, daß darin zu nicht geringem Theil ihr Mangel an Erfolg in Abyssinien gesucht werden muß. Es ist notorisch, daß sie niemals auch nur einen einzigen Proselyten gemacht haben.“

Der Nagadras kam und erhob allerlei Anstände; die




Methonica superba. (Nach einer Zeichnung von Lejean.)

Fremden hätten keine Erlaubniß, Abyssinien zu betreten; er müsse bei seinem Vorgesetzten, dem Belambras Guelmo, Großstallmeister der Krone, anfragen; dieser sei Markgraf der vier Grenzprovinzen Tschelga, Sarago, Dagossa und Ermetschoho. Bis auf Weiteres internirte er die Reisenden im Dorfe Kamanchela, auf einer Hochebene, zu welcher ein Schwindel erregender Pfad hinaufführte. Dort wurden vier angenehme Tage verlebt und dann die Reisenden unter Geleit nach Tschelga abgeführt, wo sie bei einem Platzregen ankamen und, weil sie keinen Paß hatten, bis auf Weiteres unter einem Baume auf höhern Befehl warten sollten. Sie mietheten aber ohne Bedenken ein Haus, und als man sie daran verhindern wollte, borte Duston einen Abyssinier zu Boden, wurde dann aber von einem andern zur Erde geworfen. Am Ende erhielten sie aber dennoch ein trockenes Obdach; der Satrap von Tschelga hielt sie dort neunzehn Tage fest, weil er angeblich Befehle von Seiten des Negus abwarten müsse. Endlich ließ er sie ziehen und am Abend kamen sie in ein mohammedanisches Dorf. Die Anhänger des Propheten von Mecca befinden sich in Abyssinien in einer ähnlichen Lage, wie die Christen in der Türkei; Lejean lobt sie.

Nun erreichte er den Rand der Dega, des eigentlichen abyssinischen Plateaus, und befand sich der Amba gegenüber, auf welcher die Burg des Belambras stand. Der Anblick war wunderbar großartig. In einer Ebene erhob sich, steil wie eine Mauer von etwa 800 Fuß Höhe, eine Amba empor. Weiterhin lagen bewaldete Hügel und Thäler, aus welchen viele Bäche zum Goang fließen, der in den mohammedanischen Gegenden Atbara genannt wird. Ein weit vorspringender Felsen mit einer großen Platform lehnt sich an die Dega an. Auf diesem abyssinischen Gibraltar haust der erste Baron des Reiches und hält mit barbarischem Pomp einen kleinen Hof, wie etwa einst die merovingischen Herzöge. Ueberhaupt gemahnt in Abyssinien Vieles an die Zustände unseres frühern Mittelalters.

Der Belambras empfing die Reisenden. Er stammt aus dem Geblüte der Kamants. Diese sind in der Provinz sehr zahlreich, Leute von ungewisser Herkunft, und man kann sie in gewisser Hinsicht mit den Zigeunern vergleichen. In der Hand hielt er ein Gefäß von antiker Form; er war stark angetrunken, munterte auch die Fremden auf, sich eine Güte zu thun, erlaubte die Weiterreise, schickte gegen Abend Hämmel, Meth und Brotkuchen, und sehr befriedigt kehrte Lejean am andern Tage nach Tschelga zurück.

Während des Aufenthalts in diesem Orte hatten die Reisenden Muße genug zu Ausflügen. Anderthalb Wegstunden von Tschelga, auf dem Gipfel des Dali Dabba, erblickte Lejean zum erstenmale die schimmernde Oberfläche des Tana Sees, „einen Saphir in smaragdgrünem Rahmen“.

Dieser berühmte See, aus welchem der Blaue Nil kommt, bildet eine sehr tiefe, vulkanische Mulde oder vielmehr Kufe, und die Stürme auf ihm sind fürchterlich. Er empfängt nicht weniger als 20 Flüsse, welche während des Sommerregens eine ungeheuere Menge Schlammes in ihn wälzen, aber die Umrisse des Sees haben dadurch bis jetzt keine merkliche Veränderung erfahren. Auf den Eilanden liegen Kirchen und Klöster zwischen Bäumen und Gebüsch, und in der Mitte erhebt sich ein runder, nach dem heiligen Stephan benannter Berg. Auf den beiden flachen Inseln Dek werden die abyssinischen Bischöfe begraben.

Das Jahr 1862 war zu Ende gegangen und Lejean konnte seine Reise nach Gondar fortsetzen. Wir haben seine Erlebnisse beim König Theodor bereits geschildert (S. Globus IX, S. 269). Er hat seinem Bericht im Le Tour du Monde eine Anzahl von Pflanzenabtheilungen beigefügt, unter denen sich auch jene der Methonica superba befindet. Er gibt indessen keine nähere Beschreibung dieser Blume.

---

# Zur Hydrographie der brasilianischen Provinz Matto Grosso.

Von Karl von Koseritz.

## II.

### Die Wasser- und Schiffahrtsverbindungen im Stromgebiete des Paraguay-La Plata.

Wenn wir uns nun dem Stromgebiete des La Plata zu wenden, so finden wir zuerst den Paraná, welcher aus dem Zusammenflusse des Rio Grande und des Paranahyba entsteht. Die Schifffahrt auf dem Paraná ist unbehindert bis zum Wasserfalle Urubupungá, eine Meile oberwärts der Mündung des Tieté. Von dort abwärts gibt es kein Hinderniß mehr bis zum Wasserfalle Sete Quedas, der nicht umgangen werden kann; oberhalb desselben ergießt sich der Iguatemy (der Grenzfluß gegen die Republik Paraguay) in den Paraná. Auf dieser ganzen Strecke von etwa 80 Meilen befindet sich keine einzige Ortschaft an den Ufern des Paraná, auf der rechten Seite jedoch erhält er verschiedene Zuflüsse aus Matto Grosso, welche diese Provinz durch den schiffbaren Tieté mit S. Paulo, und durch den Paranapanema und den Uvasy mit der Provinz Paraná in Verbindung setzen. Die Schifffahrt auf dem Tieté ist schon alt; die Entdecker von Matto Grosso kamen diesen Fluß hinauf und während langer Zeit erhielt Cuyabá alle seine Zufuhren auf diesem Wege über S. Paulo. Von Porto Feliz, wo die Schifffahrt des Tieté beginnt, bis zu seiner Mündung in den Paraná rechnet man 144 portug. Meilen und man muß 54 Wasserfälle passiren! Im Mai des Jahres 1830 machte Herr Leverger diese Reise mit beladenen Kähnen in 44 Tagen. Die neuesten Expeditionen wurden (1858) in der Stadt Constituicao ausgerüstet und fuhren den

Piracicaba hinab, der 40 Meilen unter Porto Feliz in den Tieté mündet. Unterwärts der Mündung des Tieté ergießt sich der Sucuriu auf dem rechten Ufer in den Paraná; er ist ebenfalls schiffbar, wird jedoch nur von den Bewohnern der Ufer desselben benutzt. Dasselbe ist der Fall mit dem Rio Verde, der 13 Meilen abwärts vom Sucuriu mündet. In dem Raume zwischen diesen beiden Flüssen entwickelt sich im Paraná bei Jupiá ein äußerst gefährlicher Strudel, der schon manchem Schiffer das Leben gekostet und manche Ladung verschlungen hat. 20 Meilen abwärts vom Rio Verde mündet der Rio Pardo, auf dem die Schifffahrt von Porto Feliz nach Cuyabá reicht. Von diesem Flusse aus kann man auch nach dem Paraguay gelangen, indem man den Anhanduhy, der auf seinem rechten Ufer mündet, hinaufschifft und in die Nähe des Mboteteu gelangt, auf dem man sodann bis in den Paraguay kommt. Der Rio Pardo enthält 33 Wasserfälle, die eine Strecke von 24 Meilen einnehmen. 27 Meilen unterwärts des Rio Pardo findet man die Mündung des Paranapanema auf dem linken Ufer, der das Fort Miranda in Matto Grosso mit der Ortschaft Jatahy, am Flusse Zibagy in Paraná (60 Meilen von Curitibá) in Verbindung setzt und der gänzlich schiffbar ist; die Ausdehnung der Fahrt von Jatahy nach dem Paraná beläuft sich auf etwa 35 Meilen.

Sechs Meilen unterwärts des Paranapanema mündet der kleine Fluß Samambaia, von dem man durch einen Arm desselben in den Ivinheima gelangt, der 10 Meilen weiter abwärts in drei Armen in den Paraná mündet. 23 Meilen aufwärts von seiner Mündung nimmt der Ivinheima den Rio da Vaccaria auf und 12 Meilen weiter auf der entgegengesetzten (rechten) Seite den Dourados, an welchem vor einigen Jahren eine Militärcolonie gegründet wurde. Noch 9 Meilen weiter nimmt der Ivinheima den Santa Maria auf und nach 11 Meilen Schifffahrt gelangt man zum Hafen San José, der an dem Kanal liegt, welcher nach den Quellen des Paraguay führt, wie wir weiter unten sehen werden.

Zehn Meilen unter der Mündung des Ivinheima nimmt der Paraná den Uvahy auf, dessen Schifffahrt günstiger als die des Paranapanema sein soll und der so eben untersucht wird; weiter 20 Meilen abwärts mündet auf der rechten Seite des Paraná der Igatemy, wo ehemals das Fort Nossa Senhora dos Prazeres lag.

Obige Angaben sind den besten Quellen entnommen, doch kann ich die gänzliche Richtigkeit der Entfernungen nicht verbürgen, da viele ältere Angaben von einander abweichen.

Der wichtigste Fluß für Matto Grosso ist unzweifelhaft der mächtige Paraguay. Im Gebiete dieses Flusses wohnen $^4/_5$ der ganzen Bevölkerung der Provinz und nehmen dort einen Raum von 1600 Quadratmeilen ein. Dieses große Thal ist im Westen durch den Paraguay, im Osten durch den S. Lourenço begrenzt, während es vom Cuyabá durchschnitten wird. Die Dampfschifffahrt findet von der Mündung des La Plata bis Cuyabá, Villa Maria und noch weiter aufwärts in einer Ausdehnung von 700 Meilen statt. Leider ist die Dampfschifffahrt auf dem Paraguay vielen Unterbrechungen unterworfen, so lange in der Republik Paraguay Lopez herrscht, der noch vor Kurzem in vollem Frieden ein brasilianisches Packetschiff, den „Marquis de Olinda", wegnehmen und die Passagiere, unter denen sich der Präsident von Matto Grosso befand, gefangen nehmen ließ. Während des Krieges ist die Schifffahrt gänzlich unterbrochen, wenn jedoch Paraguay einmal eine humanere und aufgeklärtere Regierung bekommt, dann ist es natürlich, daß ein Kanal zwischen dem Cuyabá und dem Araguaya gebaut wird, welcher den Amazonenstrom in direkte Dampfschifffahrtsverbindung mit dem La Plata setzt.

Im Jahre 1537 ging die erste spanische Expedition den Paraguay hinauf, um nach Peru zu gelangen; bis 1560 kamen die Spanier nie weiter als bis zur Mündung des Jaurú. Von dort ging 1560 eine neue Expedition unter Nuño de Chares weiter aufwärts und gründete, die Provinz Chiquito durchschneidend, die Stadt Santa Cruz de la Sierra. Am Ende des 17. Jahrhunderts gelangten die wackeren Sertanejos (Urwäldler) von Sao Paulo vermittelst des Tieté, des Rio Pardo, des Anhanduhy und des Mboteteú nach dem Paraguay, und selbst nach der Gründung von Cuyabá fuhren sie noch fort diesen Weg zu benutzen; doch waren diese Expeditionen sehr gefährlich, da die Payaguas (in der Schifffahrt erfahrene Indianer) und die Guaycurus (berittene Indianer) dieselben oft anfielen und viel, sehr viel Blut hat in jenen Zeiten die Wasser des Paraguay und seiner Zuflüsse geröthet.

Im Jahr 1754 wurde an der Mündung des Jaurú ein Grenzstein errichtet, der noch dort zu sehen ist. Schon 1761 wollte man am Orte Fecho dos Morros oberhalb der Mündung des Rio Apa ein Fort gründen, doch kam der Plan erst 1775 zur Ausführung und zwar nicht am selben Orte, sondern weiter aufwärts; es ist das Fort Nova Coimbra, welches noch heute vorhanden und während des gegenwärtigen Krieges von den Paraguayern erstürmt worden ist. Anno 1786 wurde die Ortschaft Albuquerque gegründet, die heute Corumbá genannt wird und ein brasilianisches Zollamt hat. In demselben Jahre wurde auf dem linken Ufer des Paraguay dicht an seinen Quellen das Städtchen Villa Maria gegründet. 1783 veranlaßte die Demarcationscommission eine Untersuchung des Flusses und zeichnete eine Karte desselben, die vom Jaurú bis zu Bahia Negro reicht und von der mir ein Exemplar vorliegt. Die Spanier gründeten 1794 auf dem rechten Ufer das Fort Bourbon, welches heute Fort Olympo heißt und im Besitze der Republik Paraguay ist. Von Asuncion, der Hauptstadt von Paraguay, aus sind häufig Schiffe nach Cuyabá und Villa Maria gegangen.

Das erste Dampfschiff, welches bis in die brasilianischen Wasser des Paraguay, d. h. über das Fort Bourbon hinausgedrungen ist, war der nordamerikanische Steamer „Water witch" im Jahre 1853, der im Auftrage seiner Regierung die Nebenflüsse des La Plata untersuchte; er ging übrigens nur bis Albuquerque (Corumbá); 1859 kam derselbe Kommandant (Jefferson Page) mit den Dampfern „Argentina" und „Alpha" wieder und setzte seine Fahrten auf dem obern Paraguay, dem S. Lourenço und dem Cuyabá fort. Von 1856 an wurde die Dampfschifffahrt nach Cuyabá lebhafter und sie ist nur in Folge des Krieges mit Paraguay zeitweilig unterbrochen worden. Der obere Paraguay ist bisher nur bis zur Mündung des Seputuba erforscht worden, doch glaubt man, daß derselbe bis zu den Tres Barras, wo am linken Ufer der Branado mündet, schiffbar sei. Der Seputuba ist ein bedeutender Fluß; oben genannter Dampfer „Alpha" konnte 17 Meilen in ihm aufwärts schiffen. Villa Maria liegt 5 Meilen von der Mündung des Seputuba und 13 Meilen abwärts finden wir die Mündung des Jaurú. Dieser Fluß ist schiffbar bis in die unmittelbare Nähe der Ortschaft Registro, wo eine äußerst reiche Kupfergrube liegt, die gegenwärtig nicht bearbeitet wird. Etwa 50 Meilen entfernt liegt der See Uberava,

welcher durch einen schiffbaren natürlichen Kanal mit dem Paraguay in Verbindung steht; dieser See hat eine Ausdehnung von anderthalb Meilen und ist von endlosen Sümpfen umgeben. Vier Meilen südlich vom Uberava liegt der See Gaiba, der mit jenem durch einen andern, ebenfalls schiffbaren Kanal zusammen hängt. Zwischen dem Kanal und dem Paraguay befindet sich das kleine Gebirge Jesuá. Der See Gaiba steht mit dem Paraguay in Verbindung und von seiner Mündung bis nach Dourados zieht sich ein Felsengebirge. Dieser Theil des Paraguay ist oft durch Treibholz, schwimmende Inseln &c. so sehr verstopft, daß die Schifffahrt unmöglich wird.

Abwärts von der Mündung des Gaiba nimmt der Paraguay den S. Lourenço mit seinem Nebenflusse Cuyabá auf. Bis zur Mündung des Cuyabá können den S. Lourenço dieselben Schiffe befahren, die den Paraguay hinaufsegeln. Bis zur Stadt Cuyabá können Dampfer von 2 bis 2½ Fuß Tiefe zu jeder Zeit des Jahres gehen; weiter aufwärts liegen viele Wasserfälle, welche die Schifffahrt unmöglich machen. Von der Mündung des Cuyabá aufwärts ist der S. Lourenço etwa 10 Meilen weit für Kähne schiffbar und nimmt 12 Meilen hinter der Barre des Cuyabá den Itiquira auf, der die Nebenflüsse Correntes und Piquiry hat. Etwa 5 Meilen abwärts von der Mündung des S. Lourenço liegt das kleine Fort Dourados; 21 Meilen abwärts finden wir auf dem rechten Ufer die Stadt Albuquerque, heute, wie schon gesagt, Corumbá genannt. Fast 5 Meilen abwärts von Corumbá befindet sich die Mündung des kleinen Kanales Paraguay-Mirim, und 6 Meilen weiter die des Flusses Jaquary, der in vielen Armen in den Paraguay mündet. Der Jaquary ist schiffbar bis zur Cachoeira (Wasserfall) der Barra, wo sich jetzt eine kleine Ortschaft bildet, weiter 80 Meilen aufwärts nur für Kähne, denn er enthält 23 Wasserfälle, kann aber künftig zur Kommunikation mit dem Flußsysteme der Provinz San Paulo dienen.

Wieder 5 Meilen unterhalb der Mündung des Jaquary mündet der ehemalige Mbotetëu, der 1776 Mondego benannt wurde und heute meistens als Miranda bezeichnet wird; an seinem rechten Ufer befindet sich der Flecken Miranda mit einigen Festungswerken. Bis zu einer Entfernung von 23 Meilen von der Mündung ist der Fluß zu jeder Jahreszeit für kleinere Fahrzeuge schiffbar; von da an aufwärts ist die Sache schwieriger, wenngleich schon öfters Dampfer bis Miranda gegangen sind. Von der Villa Miranda bis zur Mündung des Nebenflusses Ricae ist jener für Kähne schiffbar. Die Paulisten, welche ehemals über den Rio Pardo und Anhandubv herunterkamen, zogen den nördlichen, Aquidauana genannten Arm des Mondego vor, um zum Anhandubv zu gelangen. Im Jahre 1839 hat man einen neuen Versuch gemacht, diesen Weg wieder einzuschlagen, doch war die Sache zu umständlich, um fortgesetzt zu werden. 2 Meilen unterhalb der Mündung des Mondego liegt das Städtchen Albuquerque, welches den besten Hafen von Matto Grosso hat. Auf demselben Ufer (dem rechten) liegt 14 Meilen weiter abwärts das Fort Coimbra auf einem Felsen, in dessen Innern sich die berühmte Höllengrotte (Gruta do Inferno), vielleicht die größte Höhle der Welt, befindet.

Weiter 10 Meilen abwärts von Coimbra finden wir einen See, der mit dem Paraguay in Verbindung steht und Bahia Negra genannt wird. Von dort bis zum Rio Apa gibt es keine Flüsse, sondern nur unbedeutende kleine Bäche, die der Erwähnung nicht werth sind. Etwa 29 Meilen unterhalb des Bahia Negra liegt das zu Paraguay gehörende Fort Olympo (früher Bourbon) und 11 Meilen weiter abwärts der Ort Fecho dos Morros; — 19 Meilen unterhalb dieser Ortschaft mündet auf der linken Seite der kleine Fluß Apa, der die Grenze zwischen dem Kaiserreiche Brasilien und der Republik Paraguay bildet und über den wir nicht hinausgehen, da der gegenwärtige Aufsatz nur ein hydrographisches Bild der Provinz Matto Grosso, nicht aber des Stromgebietes des ganzen Paraguay bieten soll.

Aus dieser kurzen Schilderung ersieht man hinreichend, welche blühende Zukunft diese weit ausgedehnte Provinz haben kann, wenn einst alle ihre Flüsse und Ströme der Schifffahrt eröffnet sein werden. Zum Schlusse gebe ich noch eine Aufzählung der Entfernungen von Cuyabá bis Montevideo:

| | Portug. Meilen. |
|---|---|
| Von der Stadt Cuyabá bis zur Mündung des Flusses in den S. Lourenço . . . . | 78 |
| Von der Mündung des Cuyabá bis zu der des S. Lourenço in den Paraguay . . . | 27 |
| Von der Mündung des S. Lourenço bis Corumbá . . . . . . . . . . . | 36 |
| Von Corumbá bis Olympo . . . . . | 72 |
| Von Olympo bis zur Mündung des Apá . | 30 |
| Vom Apá bis Salvador (in Paraguay) . . | 23 |
| Von Salvador bis Conceicao (in Paraguay) | 17 |
| Von Conceicao bis Asuncion (in Paraguay) | 39 |
| Von Asuncion bis Cerrito . . . . . . | 67 |
| Von Cerrito bis zur Stadt Corrientes (Paraná) . . . . . . . . . . | 5 |
| Von Corrientes bis Rosario . . . . . . | 153 |
| Von Rosario bis zur Insel Martin Garcia . | 63 |
| Von Martin Garcia bis Montevideo (La Plata) . . . . . . . . . . . | 40 |
| Von Cuyabá bis Montevideo . . . . . | 650 |

# Ein deutsches Schiffervolk.*)

Von einem Mecklenburger.

## III.

### Der Darß und die Insel Zingst.

Die Grenze zwischen dem mecklenburgischen Fischlande und der zu Pommern gehörigen Halbinsel „der Darß" wird gebildet von einem unbedeutenden Graben. Er läuft in einer schmalen Wiesenniederung, die sich zwischen der Ostsee und dem Binnengewässer, welches von hier an den Namen Saaler Bodden führt, hinstreckt. Diese zwischen 5 und 15 Ruthen breite Niederung soll ehedem beide Seen schiffbar mit einander verbunden haben, und noch heute heißt sie Störtebekers Hafen.

„Störtebeker un Gödke Michaelen
Dat wiern (waren) twe Rövers to glike Deelen (zu gleichen Theilen),
To Water un to Lanne.
Se roveten so lang, dat't Gott verdröt (verdroß),
Daar wurru se to Schanne (zu Schanden)."

So heißt es im alten Volksliede von dem gewaltigen Kämpen, dessen Name noch heute an allen unseren Seeküsten wohl bekannt ist. Störtebeker war ein Oberanführer der Vitalienbrüder, aus „der Wismar" gebürtig, und lebte in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Nach heftigem Kampfe besiegten und fingen ihn endlich die Hamburger in der Nähe von Helgoland und brachten ihn in ihre Stadt, wo er sofort mit seinen 130 Gesellen gerichtet wurde. Wie es in jenem alten Volksliede, von dem der obige Vers entlehnt ist, weiter heißt, schlug ein einziger Scharfrichter, Meister Rosenblüt, allen Verbrechern mit demselben Schwerte die Häupter ab und das Blut floß ihm dabei zuletzt bis über die Knöchel.

Auf dem Darß und auf Fischland geht die Sage, daß Störtebeker mehrfach bei heftigen Verfolgungen durch die hansischen Flotten eine unbemerkte Zuflucht durch obigen Wasserlauf in dem Binnengewässer gefunden habe. Hier neben seinem Hafen, mitten in dem Dorfe Ahrenshoop, findet man auch eine große alte Verschanzung, die sowohl diesen zu decken, als eine Landung von der See her zu hindern, wohl gelegen war, und die daher auch manchmal als ein Ueberrest seiner Burg zu gelten hat. Immerhin ist es möglich, daß sie von einem Lager der Vitalienbrüder herstammt, vielleicht aber ist sie auch eine alte wendische Burgstätte, wie denn auch mannigfache Sagen im Schwange sind, daß ehedem hier eine mächtige Stadt gestanden habe. Etwas weiter landeinwärts, auf dem Schifferberge, dem höchsten Punkte des ganzen Landes, findet man gleichfalls ausgedehnte Wälle und Verschanzungen, die jedoch erst aus der Schwedenzeit datiren. —

Der Darß ist in seinem südlichen Theile sehr schmal; oft beträgt die Breite zwischen den beiden Gewässern nur einige hundert Schritte. Etwa eine halbe Meile nördlich verbreitert das Land sich aber plötzlich ganz bedeutend und so gewinnt dasselbe eine „schinkenförmige" Gestalt, wobei der an Mecklenburg grenzende Theil als das Fußende zu betrachten ist. Die Insel Zingst läuft in einem schmalen Streifen, in einer Länge von reichlich drei Meilen, von West nach Ost. Ihre nördliche Küste hat gar keine irgendwie beträchtlichere Ausbuchtungen oder Landvorsprünge, dagegen tritt die südliche in mehren langgestreckten Zungen weit in das Binnengewässer ein, auch finden wir hier mehre kleinere Inseln. Der Flächeninhalt des Darß beträgt etwa 1⅓ Quadratmeilen; derjenige von Zingst etwa ⅘ Quadratmeilen.

Beide Länder sind durch einen von Nordwest nach Südost streichenden Wasserlauf getrennt, welcher übrigens viel schmäler ist, als alle mir zu Gesicht gekommenen Karten ihn zeigen. Bei Prerow verbindet eine Brücke die beiden Länder, welche ehedem sicher zusammengehangen haben werden, wahrscheinlich in noch nicht ferner Zeit, denn die Kirche und das Pastorat des darßer Dorfes Prerow liegen einsam jenseits des Wassers auf der Zingst.

Ein großer Theil des Darß ist nach und nach vom Meere angespült worden. Weit einwärts von dem jetzigen Strande strecken sich nun beholzte Dünenreihen, an denen man es noch deutlich wahrnehmen kann, daß ehedem das Meer sie bespülte. Heut zu Tage wird jedoch keine Landmehrung bemerkt, im Gegentheil bricht an manchen Orten, namentlich des westlichen Ufers, fortwährend Land ab. Man hat schon mehrfach Versuche gemacht, diesem zu steuern, aber die Vorkehrungen haben sich nicht erfolgreich erwiesen.

Die hiesigen Dünen sind weniger gut benarbt, als jene des Fischlandes. An manchen Stellen hat der Wind sein freies Spiel mit ihnen. Der Sand ist hier feinkörniger und oft von blendender Weiße, und erst in größerer Tiefe findet man Thonschichten. Auch außerhalb des jetzigen und des ehemaligen Dünenterrains, selber hin und wieder nahe dem Binnenwasser, inmitten mooriger Flächen, sieht man beträchtliche Sandschollen, ohne irgend welche Vegetation, die dort, wo man ihnen nicht durch Zäune und Pflanzungen entgegen tritt, von Jahr zu Jahr sich weiter ausbreiten. Die Wege und Straßen in und zwischen den einzelnen Dörfern bilden auf lange Strecken wahre Sandmeere. Wo heute eine Vertiefung, ist morgen eine Höhe; heute steht ein Haus auf einem Hügel, morgen kann man dasselbe kaum verlassen, weil sich hohe Sandbänke vor die Ausgänge gelagert haben.

Unter dem Sande streckt sich, meistens in der Tiefe von einigen Fuß, dieselbe eisenhaltige Sandschicht, der Ur- oder Klashahn, welche auch auf Fischland vorkommen. In mehren Dorfstraßen fand ich dieselbe auf einzelnen Stellen völlig bloß geweht, und man geht darauf so fest und eben wie auf einem Asphalttrottoir, aber was heute bloß liegt, ist morgen wieder viele Fuß hoch übersandet. —

Der nordwestliche Theil des Darß wird auch der neue genannt, während die südöstliche Hälfte der alte heißt. Jener ist hügelig, dieser dagegen völlig flach. Hier, an den Ufern des Binnengewässers, sehen wir manche Wiesenflächen, die von Jahr zu Jahr sich vergrößern, denn weit

*) S. Bd. IX, S. 55 u. 86.

hinein hat der Saaler Bodden nur eine sehr geringe Tiefe. Bei einer Fahrt, die ich von Wustrow aus mit dortigen Schiffern nach diesen Gewässern machte, saßen wir mit unserm Segelboot, das nur 2 Fuß Wasser verlangte, mehrfach ein paar tausend Schritte vom Ufer fest, und um Land zu erreichen, mußten wir schließlich Stiefel und Beinkleider abthun. Dieses war in der Nähe von Born, und sowie wir den festen Grund wieder unter den Füßen hatten, wurde uns klar, daß wir uns nicht mehr im mecklenburgischen Lande befanden. Durch die Sandwüste kam spornstreichs ein junger Bursche gelaufen und warnte uns in einem verdrehten Hochdeutsch vor den königlichen Zollbeamten, die vor kurzem mit Sr. Majestät Zollkutter hier vorüber gesegelt wären. Nach beendigtem Rappert bat er sich ein paar Groschen aus.

Dieses hätte nun sicherlich kein Mecklenburger gethan, eben so wenig hätte ein solcher Hochdeutsch geradebrecht, und noch weniger würde er sich gemüßigt gefunden haben, sich unaufgefordert fremder Personen mit Rathschlägen anzunehmen. „Muelwählig (maulwählig) ist't Volk hier alltohopen," meinte einer meiner Begleiter. — Schließlich fand sich noch, daß das Vorübersegeln von Sr. Majestät Zollkutter eine reine Erfindung des jungen Strolches war, schlau erdacht, um sich zu einem Trinkgelde zu verhelfen. (— „Preußische", fast berlinische Kniffe und Pfiffe; aber landläufig! —) — Wir waren nämlich mit unserm Fahrzeug an einer Stelle gelandet, wo solches, der Zolldefrauden wegen, nicht erlaubt ist. —

Der größte Theil des Darß und ein nicht unbeträchtlicher der Zingst ist königlicher Waldgrund. Auf dem Darß hat derselbe ein Areal von 20,000 Morgen (fast eine Quadratmeile), während auf Zingst sich reichlich 2000 Morgen finden. All diese Waldungen bestehen aus Kiefern; nur hin und wieder gewahrt man in Brüchern und Mooren Elsen, Birken und Weiden, und im südlichsten Winkel, im ahrenshoper Forstrevier, eine kleine Buchenholzung, nahe dem Binnenwasser, durch fast hundert Fuß hohe Dünenzüge gegen die Westwinde geschützt. Daß auf dem Darß, wo doch der Boden durchweg weit unfruchtbarer ist als auf Fischland, willig Waldbäume, namentlich Kiefern wachsen, die auf letzterem Territorium absolut nicht fortzubringen sind, rührt erstlich von der größern Breite des Landes, dann aber auch davon her, daß die Dünen hier gegen Westen dem eigentlichen Lande hoch vorgelagert sind. Die Stürme, — die Nordweststürme sind hier immer die heftigsten, — werden auch auf dem Darß und der Zingst nie so gewaltig wie auf Fischland empfunden.

Der Unterwuchs an Gräsern, Kräutern und Fruchtsträuchern (Heidelbeeren, Brom-, Erd- und Kreusbeeren) ist in diesen Wäldern durchweg dürftig. Trotzdem ist ein großer Wildstand vorhanden.

Forstbeamte sagten mir, daß die Zahl der Hirsche augenblicklich noch gegen 200 betrage. Vor wenigen Jahren gab es deren 7 bis 800. Damals stieß man häufig auf Rudel von 50 bis 60 Stück und am hellen Tage äs'ten die Thiere den dürftigen Kohl und die Bohnen in den Dorfgärten, kamen sogar in Ställe und Scheunen. Neuerdings, bei veränderter Gesetzgebung, ist es den Bewohnern der einzelnen Dorfschaften gestattet worden, die Jagd auf ihren Feldmarken zu pachten, und durch Kugeln und Schlingen, was letzteres jedoch jetzt nicht mehr geduldet wird, sind die Junker des Waldes so zur Raison gebracht worden, daß sie wenigstens bei Tage die Habe der Armuth verschonen. Der hiesige Hirsch erlangt nicht die Größe derjenigen auf dem Festlande. Auch sein Geweih hat nicht die Stärke und das Gewicht. Ich sah sechszehnendige Geweihe, welche lange nicht die Schwere und die Größe gewöhnlicher achtendiger hatten.

Wilde Schweine kommen gar nicht, Rehe höchst selten vor. Auch der Hase ist sparsam, häufig dagegen der Fuchs. Von jagdbarem Geflügel findet sich das in Norddeutschland heimische und daneben kommen manche nordische Gänse und Entearten und auch Schaaren von Schwänen vor, welche jedoch sehr scheu und daher schwer zu schießen sind, gern aber gegessen werden.

In den Waldungen sind Torfmoore. Das Produkt derselben ist jedoch ein so schlechtes, daß es fast gar nicht als Brennmaterial genutzt wird. Trotz des großen Holzreichthums wird daher seewärts, aus der Gegend von Anclam her, Torf hier eingeführt.

Auf dem Darß liegen nur vier Dörfer und außerdem noch einige wenige vereinzelte Gehöfte; auf der Zingst drei Dörfer und gleichfalls ein paar Gehöfte. Die Dörfer sind groß. Born zählt gegen 1700, Prerow 1600, Dorf Zingst sogar 2000 Einwohner.

Mit Ausnahme von Zingst, das eine ähnliche Bauart wie die mecklenburgischen Schifferdörfer zeigt, sehen diese Ortschaften ziemlich trostlos und ärmlich aus. Besonders fällt es auf, daß gar kein Bauplan in den einzelnen Dörfern vorzuliegen scheint. Ein jeder baut sein Gehöft hin, wie es ihm gefällt, und daher ein Gewirr enger und krummer Schlupfwege. Weder Sitte noch Himmelsrichtungen üben auf die Lage der Häuser Einfluß; bald schauen die Zimmer auf die Straße, bald ins Feld hinaus; bald nach Süden, bald nach Norden. Oft stehen sie mitten in einem Sandmeer; kein Zaun, keine Hecke, kein Garten umher, so daß gar nichts Trostloseres gedacht werden kann. Die Häuser sind klein und unansehnlich, oft mit verfallenen Strohdächern und an der Außenseite gewöhnlich mit Brettern bekleidet, die hin und wieder getheert sind, oft aber auch ihre graue Naturfarbe zeigen. Oelfarbe scheint ein rarer Artikel zu sein; manche Thüren und Fensterhölzer haben nie deren Bekanntschaft gemacht. Meine fischländer Freunde, die zuvor nie hier gewesen waren, entsetzten sich über diesen Mangel am meisten, denn in den mecklenburgischen Schifferdörfern sieht man auch nicht ein einziges dem Wetter ausgesetztes Stück Holz, das nicht sorgfältig mit Oelfarbe gestrichen, oder wenigstens getheert wäre. „Dat is hier akkrat (accurat) wie bi den Russen, an 'n Amur," meinten zwei derselben, die vor einigen Jahren dorthin gesegelt gewesen waren.

Die Darßer und Zingster sind ein anderer Menschenschlag als ihr mecklenburgischen Nachbarn. Sie sind lange nicht so breit und kräftig, schlanker, leichtfüßiger. Meistens sieht man dunkle Haare und dunkle Augen, die dabei oft groß und sehr rund geformt sind. Ich sah manche Frauen und auch junge Mädchen, die einen völlig nußbraunen Teint hatten, wobei aber auch Einiges auf anklebenden Schmutz zu rechnen sein mochte. Hübsche Mädchen, wie man sie unter den Fischländerinnen zahlreich findet, sah ich hier nur zwei oder drei und diese waren blondhaarig. Die älteren Frauen hatten meistens etwas Zigeunerartiges und Kämme scheinen von ihnen nicht gekannt zu werden. Auch die nach Fischland zum Dienen auswandernden Mädchen lieben rauhe Köpfe, und während kein mecklenburgischer Dienstbote ohne einen verschließbaren Koffer oder eine Kommode ist, führen jene all ihre Habseligkeiten in Bündeln mit sich. Selbst die darßer Matrosen besitzen hin und wieder nicht einmal eine Seekiste, was den Mecklenburgern ein großer Gräuel ist.

Die Darßer und Zingster sind nicht bloß „maulwählig", sondern auch beinwählig, durchweg Wirths-

hausläufer und gewaltige Tänzer. In allen Dörfern sind große „Tanzsalons", und wenn Winters die Seeleute zu Hause sind, schallen allsonntäglich die Fideln. Bei alledem wird, wie überhaupt in den benachbarten preußischen Ländern, sehr geknappt. Das „Trinkels", wie der Mecklenburger spricht, ist hier schlecht. Während der fischländer Schiffer seinen Gästen eine Flasche echten Muscat, Portwein oder Malaga vorsetzt, gibt der hiesige ihm ein Gemisch, was Grog oder Punsch vorstellen soll, in welchem aber Kartoffelspiritus das begeisternde Element ist. Um aber dieses „Trinkels" mundgerechter zu machen, wird „Am Rhein, am Rhein" oder „Wohlauf noch getrunken" dabei gesungen, was wiederum in Fischland ganz unerhört sein würde. Auch der Kaffee, den man in Fischland ganz vorzüglich bekommt, hat hier eigentlich nur die Kaffeecouleur, ist sonst aber nichts als ein Gebräu aus Cichorien. Die Küche, schon in Fischland kläglich bestellt, liegt hier ganz im Argen. Getrocknete Fische, Buttermilch und schlechte Kartoffeln, daraus setzt sich der Speisezettel jahrein jahraus selber bei wohlhabenden Schifferfamilien zusammen.

Die Haupterwerbsquelle dieser Länder bildet die Seefahrt. In Zingst wohnen an siebenzig Schiffer; in beiden Ländern zusammen über hundert. Die Mehrzahl hat ihre Correspondentenrheder in Barth und in Stralsund. Ehedem hatten manche sie in Rostock und fuhren dann unter mecklenburgischer Flagge, was heute aber nicht mehr gestattet wird. Nur in Ahrenshoop wohnt augenblicklich noch ein Schiffer, der unter mecklenburgischer Flagge fährt. Ehedem wohnten in letzterm Dorfe eine ganze Anzahl; diese sind aber in neuerer Zeit nach Ribnitz und nach dem Fischlande übersiedelt, wo weder Zöllner noch Schätzungscommissionen sie placken, die Abgaben geringer und namentlich die Schulen weitaus besser sind, als irgendwo in pommerschen Landdistrikten.

Durchschnittlich haben die darßer und zingster Schiffe nicht die Größe der mecklenburgischen, wie denn auch wenige von ihnen sich bei so weiten Fahrten, wie neuerdings die Mecklenburger vorwiegend, betheiligen. Es findet auch bei ihnen eben dieselbe Partnerei statt, wie bei den letzteren. Ihre Mannschaft ergänzt sich zum größern Theile aus dem pommerschen Festlande; die darßer und zingster Matrosen dienen nämlich lieber unter der blauweißrothen Flagge oder unter dem schwarzen Greif, als unter dem schwarzen Adler, weil die Beköstigung auf preußischen Schiffen minder reichlich und gut ist, als auf jenen. — Von Darß und Zingst sollen zusammen an 1100 Männer zur See fahren; davon mindestens 900 als Jungen und Matrosen.

Ehedem wurde es den hiesigen unvermögenden Seefahrern sehr schwer, ja fast unmöglich, sich die Kenntnisse zu erwerben, die für einen Steuermann oder Schiffer erfordert werden. Die Schulen waren und sind, wie fast in allen pommerschen Dörfern, so kläglich dotirt, daß sich im ganzen mecklenburgischen Domanio auch nicht ein einziger Lehrer finden ließe, der eine solche Stelle annehmen würde. Man findet denn auch (— im Staat, von welchem einmal die seltsame Fabel ging, daß er ein „Staat der Intelligenz" sei, — doch das ist schon lange her —) viele derselben mit bankerotten Handwerkern, Schenkwirthen und abgedankten Unteroffizieren besetzt, die niemals ein Seminar besucht haben. Hier auf Darß und Zingst haben die Schulen neuerdings einige pecuniäre Aufbesserung erfahren, auch sind mehre neue Schulhäuser erbaut und in Folge dessen sind auch tüchtigere Lehrkräfte gewonnen worden. In Zingst und Prerow hat man auch Vorbereitungsschulen für die Navigation errichtet und ganz neuerlich im nahegelegenen Barth eine Navigationsschule, deren Baulichkeiten sich in ähnlicher Weise stattlich und großartig darstellen, wie diejenigen des wustrower Instituts.

In den mecklenburgischen Dörfern gibt es fast gar keine verheirateten Matrosen, hier dagegen die Menge. Man darf veranschlagen, daß die Hälfte derselben mit Ende Novembers zu Hause kommt und dort bis Mitte März verweilt. Oft kommen aber auch verheiratete Männer in drei bis vier Jahren nicht heim. Wenn im Frühjahr die mecklenburgischen Schiffe sich von ihren Winterhäfen Rostock, Wismar und Lübeck aus nach den östlichen baltischen Plätzen in Fahrt setzen, kommt es häufig vor, daß bei entgegenstehenden Nordostwinden die Kapitäne bei Fischland „unter Land" gehen, um daselbst im Kreise oder doch in der Nähe ihrer Familien günstigere Winde abzuwarten. Manchmal liegen dann dort 20 bis 30 Schiffe vor Anker. Dann ziehen die Frauen und Geliebten der Matrosen schaarenweise in die Fischländerdünen. Mit Blumenhüten, grellbunte Kleider über Crinolinen ausgespannt, dabei aber ohne Schuhe und Strümpfe (— „man so duhn", sagt man in Berlin —) sieht man sie in den windgeschützten Schluchten mit ihren Gesponsen lagern; oft fahren sie auch an Bord, wo sie dann Trank und Speise, nicht selten auch Nachtquartier erhalten. „De Darßersch rücken (d. h. die vom Darß riechen) dat orrig (ordentlich) in de Luft, wenn uns (unsere) Scheep in'n Ansegeln sünd un warrn 's meist iehr (eher) gewahr, as uns egen Frugens (eigenen Frauen)," sagten mir ein paar mecklenburgische Schiffer. Diese letzteren behaupten auch insgesammt, daß jene Frauen und Liebchen sich bei diesen Besuchen im Allgemeinen ungemein roh und „unfläthig" benehmen. „Se sünd noch utverschamter as de Dierens (Dirnen) to Plymouth un to Liverpool," meinten mehre, und wie ich selber zu glauben mich berechtigt halte, mit vollstem Grunde. —

Uebrigens sind sie genügsam und fleißig, wie fast immer die Frauen seefahrender Völker. Zur Winterzeit suchen manche einen Nebenerwerb durch Besenbinden, und ihr Fabrikat vertreiben sie hausirend im Nachbarlande. Leider betteln sie dabei häufig, namentlich in den Schifferdörfern und lügen dabei oft sich allerlei traurige Schicksale an. Auch sie hassen, wie die Fischländerinnen, das Tragen von Lasten, und der Schubkarren ist auch bei ihnen immer im Gange. Bei der Beschaffenheit des Landes ist dieses sehr unzweckmäßig. Einem kleinen Holzkarren, dessen Ladung bequem eine Person hätte tragen können, sah ich zwei Weiber vorgespannt, während die dritte schob. Trotzdem saß das Gefährte alle Augenblicke im tiefen Sande fest und dann gab es ein Halloh und Geschrei, wie es kaum ein mecklenburgischer Jahrmarkt zu Stande bringt.

Der hier gesprochene Dialekt unterscheidet sich höchst merklich von demjenigen auf dem Fischlande. Er klingt sehr häßlich und breit. Der Fischländer sagt: dohn (thun), der Darßer: dauhn. Jener sagt: weten (wissen), dieser: waiten ꝛc.

Während die Frauen und Töchter der mecklenburgischen Schiffer sich meist dunkelfarbig kleiden, selber in ihren seidenen Festgewändern, blitzen auf Darß und Zingst die grellsten Farben und man liebt den echten Flitterstaat. Namentlich sind künstliche Blumen beliebt, und die Hüte sind oft derartig damit überputzt, daß es aussieht, als würden große Blumenvasen auf dem Kopfe getragen.

Noch an einer Gewohnheit kann man die Darßer sofort von den Mecklenburgern unterscheiden. Letztere fassen zusammengehend, namentlich Liebespärchen, sich gewöhnlich im Arm, jene dagegen stets an der Hand, selber auf meilenweiten Touren. —

Aeltere oder invalide Seefahrer bleiben zu Hause und legen sich auf die Fischerei, die hier in derselben alterthümlichen und irrationellen Weise wie auf Fischland betrieben wird. Andere verfahren auf kleinen Jachten das Holz nach Stralsund und anderen nahen Plätzen und haben dann auch hin und wieder eine Tochter als Matrosen an Bord. Manche legen sich auch auf Schmuggelei, die durch das Terrain ganz ungemein begünstigt wird. Die Schmuggler sind meistens die schlauesten und wetterhartesten alten Seewölfe, und die dunkelsten Nächte sind ihnen die liebsten. Hauptsächlich wird Salz defraudirt, das aus Ribnitz geholt wird. Bis Wustrow fahren die Schmuggler auf dem Binnengewässer, dort wird Boot und Ladung auf Wagen gesetzt und zur Ostsee gefahren, und dann wird meistens zu Ost von Darßerort damit gelandet. Hin und wieder haben aber in neuerer Zeit Se. Majestät Zollkutter ein solches Boot erwischt, und daher kommt es, daß dieses Geschäft jetzt lange nicht mehr so florirt, wie in früheren Jahren.

Eine nicht unbeträchtliche Anzahl Männer findet Beschäftigung in den Forsten. Andere dienen auf dem Fischland als Ackerknechte, noch andere, freilich ein geringer Bruchtheil, müht sich, den moorigen Niederungen des eigenen Landes dürftige Roggen- und Buchweizenernten abzuzwingen. In Born, um welches Dorf herum der Acker wohl noch am wenigsten undankbar ist, baut man viele Eichorienwurzeln, welche eine hier befindliche Fabrik zu deutschem Kaffee verarbeitet. Das Fabrikat genießt eines sehr guten Rufes und wurde früherhin, wo die Einfuhr von Eichorienfabrikaten in Mecklenburg verboten war, vielfach dorthin ohne jegliches Hinderniß eingepascht.

Eine hier und auf Fischland verbreitete eigenthümliche landsittliche Gewohnheit ist, daß fast jedes Stück Vieh auf der Weide „getüdert" (angebunden) wird. Sogar Schweine, Hühner und Gänse sah ich getüdert, letztere Thiere an einem Fuß, und dieses geschieht sogar auch mit Kindern.

Bernstein wird an einigen Orten gefunden. Die Fischerei desselben ist ein Regal und das Recht dazu wird verpachtet. Hin und wieder, nach heftigen Nordweststürmen, werden zuweilen an einem Tage für 30 bis 40, ja selber für 100 Thlr. gefunden. Eigenthümlich ist es, daß an der Fischländerküste fast niemals Bernstein ausgeworfen wird.

Dorf Zingst sieht weitaus wohlhäbiger aus, als die übrigen Dörfer. Wirr durcheinander liegen auch hier die Häuser, doch sind sie von zierlichen, wohlgepflegten Blumengärten umschränkt, die, wie bei den mecklenburgischen Nachbarn, mit gemalten oder getheerten Staketwerken befriedigt sind. Viele der dortigen Schiffer sind sehr wohlhabend. Die in den letzten Jahren errichteten Häuser sind ähnlich gebaut wie die fischländer. Nur ist die innere Einrichtung weniger solid, das Mobiliar nicht so elegant und kostbar, und seidene und damastene Bettvorhänge und Möbelüberzüge würde man vergeblich suchen.

Bis vor wenigen Jahren bildeten der Darß und die Zingst nur eine einzige Parochie, deren Kirche in Prerow lag. Viele Eingepfarrte hatten bis dort 1½, manche sogar 3 Meilen dorthin. Diesem Uebelstande ist jetzt dadurch theilweise abgeholfen, daß in Zingst eine zweite Pfarre errichtet und eine Kirche gebaut worden ist. Die Regierung hat neuerlich auch den Wunsch kund gegeben, daß in Born eine dritte Pfarre errichtet werden möge und hat dazu ihre Unterstützung geboten, aber die Einwohner halten dieses für unnöthig. Der kirchliche Sinn ist nämlich auf dem Darß und auf Zingst lange nicht so lebendig wie bei den mecklenburgischen Nachbarn, und von Guineen und holländischen Zehnguldenstücken im Klingelbeutel wird hier niemals etwas gehört, eben so kennt man keine eigenthümliche Tracht bei Begräbnissen und anderen kirchlichen Feierlichkeiten.

Daß ehedem fast gar kein Ackerbau dort betrieben worden sein muß, sondern daß der Darß ein altes Waldland war, zeigt sich schlagend aus den Einkünften des Pfarrers zu Prerow. Derselbe erhält nämlich aus den eingepfarrten Dörfern nicht Meßkorn, wie es sonst allgemein hier im Norden gebräuchlich ist, sondern 70 bis 80 Klafter Meßholz geliefert, das er zu verkaufen hat, denn die ihm nöthige Feuerung mag er sich außerdem aus dem Walde holen. Jetzt hat der Pfarrer selber auch eine kleine Ackerwirthschaft, die ihm an 400 Thlr. Reinertrag bringen mag, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aber von dem damaligen Pfarrer zu 30 Thalern verpachtet gewesen sein soll.

Ein interessanter Punkt des Darß ist der Leuchtthurm auf dem Darßer Ort, der nördlichsten Spitze der Halbinsel, die hier in einen zu Ost sich wendenden Haken ausläuft. Wohl wenige menschliche Wohnungen auf dem deutschen Festlande liegen so einsam und isolirt, wie diejenigen der beiden Thurmwächter. Die zunächst gelegenen Wohnstätten sind eine volle deutsche Meile entfernt. Der Thurm hat eine Höhe von etwa 90 Fuß und zeigt zwei Feuer übereinander, unten ein festes, darüber ein Blickfeuer. Trotzdem kommen hier häufige Schiffbrüche vor, weshalb denn auch ein Rettungsboot hier stationirt ist, welches aber keineswegs den Ansprüchen genügt, die man heut zu Tage an ein solches Fahrzeug zu stellen pflegt. Es ist weiter nichts als ein gewöhnliches, breites, niedriges Holzboot.

---

# Die Erhebungen und Senkungen der festen Erdrinde in Nordeuropa und Nordasien.

Von Dr. H. Birnbaum.

Dieses interessante Kapitel der Physik unsers Erdballs war, wie Viele annehmen, während der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts durch Alexander v. Humboldt und Leopold v. Buch auf eine so allgemein befriedigende, wissenschaftlich sichere Grundlage gestellt, daß man sich mit ganzer Zuversicht der Hoffnung zu einem endlich andauernden Frieden in den vorhergegangenen langen Parteikämpfen hingab. Da indeß das Ganze seiner innern Natur nach immer nur auf Ansichten beruhen kann, und diese Ansichten bald hier, bald dort auch Zweifel zulassen

können, so war es natürlich, daß sich allmälig auch wieder neuere Ansichten und Hypothesen Bahn brachen und sich geltend machten. Dadurch ist nun in unseren Tagen abermals ein unruhiger Zwist entstanden. Es wird wieder für und gegen die Theorie der beiden größten Geologen unsers Jahrhunderts gekämpft, es werden neue Ansichten aufgestellt und mit dem kühnsten Schwerte der Fortschritte der Wissenschaften verfochten, so daß man kaum absehen kann, welchen Ausgang diese hitzigen Kämpfe nehmen werden. Halten wir uns nun auch möglichst fern von einer entschiedenen Parteinahme, so sind wir unsrerseits doch der Meinung, das bewährte gute Alte einstweilen noch in Ehren zu halten. Es steckt darin sehr viel Geist, es ist eine durch das Zusammenwirken der größten Denker unsrer Zeit zu Stande gebrachte vollkommen reife Frucht der inductiven Wissenschaften.

Die nachfolgende Darstellung, welche sich die geistreich geschriebene Abhandlung von Elisée Reclus*) zum Vorbilde nimmt, verfolgt diesen Grundsatz und verbindet damit zugleich die Absicht, die gesammte Erhebungstheorie leichtfaßlich vor das gebildete große Publikum zu bringen.

Die feste Erdoberfläche, welche gewöhnlich für starr und unbeweglich gehalten wird, ist fortwährenden Schwankungen und Aenderungen unterworfen. Sonne und Mond wirken unablässig nicht blos auf die Luft und Wasserhülle, sondern auch auf den festen Kern der Erde und verursachen einen beständigen Wechsel in ihrer Spannkraft, wodurch natürlich auch ein Schwanken in den Oberflächenformen entstehen muß. Ist dieses nun auch viel geringer als jenes in dem Meere und der Luft, so fehlt es doch nicht und kann sogar durch die Männer vom Fach eben so sicher auf Maß und Zahl zurückgeführt werden, wie Ebbe und Flut. Dann weiß man, wie die Expansion der im Innern abgesperrten Dämpfe und Gase bald hier bald dort mächtig gegen die Erde andrängt und ununterbrochen zu Umformungen treibt, oder sich einen vulkanischen Ausweg zu verschaffen strebt. Und wollen wir die Erdbeben, wodurch Berge umgestürzt, Felder und Wälder vernichtet, Städte zertrümmert, Flüsse versiechen oder von ihrer Bahn abgelenkt werden, als etwas Abnormes, nicht mit in die Klasse der beständigen Schwankung zählen, so dürfen wir doch den täglich und jährlich stets wechselnden Einfluß der Erwärmung und Abkühlung der Erde durch die Sonne, oder die nie aufhörende ungleiche Elektricitätsentwicklung nicht übersehen, und sind überzeugt, daß dadurch eine beständige Veranlassung zu Schwankungen in allen Theilen der Erdoberfläche vorkommen müsse. Und Regen und Wind, Hagel und Schnee, Frost und Thauwetter haben unverkennbar auch ihren ändernden verwitternden Einfluß. — Doch alle diese Schwankungen und Aenderungen sind eigentlich nur dem Gedanken nach wahr, und es gehören zu ihrer wirklichen Bestätigung nicht blos die allerschärfsten Hülfsmittel zum Beobachten, sondern ebenso auch eine auf Jahrzehnde, ja sogar auf Jahrhunderte ausgedehnte gewissenhafte Ausmessung und Aufzeichnung. So führt die scheinbar ruhige Erde ihre Tags- und Jahrsbewegung ohne merkliche Aenderung ihrer festen Oberflächenformen durch und ist dennoch so unablässig thätig in einem beständigen Wechsel ihrer Gestalt. Während einer jeden geologischen Periode hat sich die Erdrinde an einigen Stellen hoch über das Niveau des Meeres emporgehoben, an anderen dagegen stark hinabgesenkt; aber alle diese auffallenden Relief- und Contouränderungen der Continente sind sehr langsam, und auf Jahrhunderte, auf Jahrtausende bezogen, zu Stande gebracht. Fragt man nach den dabei waltenden Gesetzen, nach der geographischen Vertheilung dieser Thätigkeit, nach der relativen Geschwindigkeit, oder gar nach der Ursache dieser umformenden Oscillation, so ist unser Wissen bis jetzt noch nicht im Stande, eine befriedigende Antwort zu ertheilen. Da indeß die Geologen schon mit großer Zuverlässigkeit die Dimension und die Wege einer jeden Woge dieser Erdumformungsepochen zu beurtheilen gelernt haben, so fehlt es uns nicht an der Hoffnung zu einer spätern vollkommen befriedigenden Lösung dieses Phänomens. Wir wollen uns daher vorläufig darauf beschränken, das zur Mittheilung zu bringen, was seit Leopold v. Buchs Aufstellung der Erhebungstheorie bis Darwins und Lyells Erweiterung derselben auf dem Gesammtgebiete der Geologie geleistet worden ist. Jedes Jahr bringen die Gelehrten von den verschiedensten Punkten der Erde neue Erfahrungen, welche für das Phänomen der Erhebung und Senkung der Continente sprechen. Wir haben dabei Gelegenheit, den großen Scharfsinn der Männer vom Fach kennen zu lernen und werden uns sowohl von den errungenen Resultaten, welche erreicht wurden, als von den Wegen, welche zur Erforschung der Ursache eingeschlagen wurden, auf das lebhafteste angezogen fühlen, — denn es betrifft ja Alles unsere Erde, auf der wir wohnen, denken, dulden und handeln, die unsere Heimat ist für die gesammte geistige, physische und gewerbliche Ausbildung und Thätigkeit.

---

Bei diesem Phänomen der Erhebung und Senkung des Festlandes unserer Erdoberfläche muß man zunächst dasjenige, was durch fortdauernde innere Kraft ganz allmälig und ohne Unterbrechung zu Stande gebracht wird, sorgfältig von dem zu unterscheiden suchen, was mehr den vorübergehenden wechselnden Ursachen zuzuschreiben ist. Diese zweite Erscheinung gehört größtentheils in das Gebiet der Wetter-, Lebens- und Kulturthätigkeit auf Erden. So bilden sich in den sumpfigen Flachländern Torflager, welche durch den in ihnen thätigen Vegetationsprozeß sich oft so stark erhoben haben, daß sie das ursprüngliche Niveau des Bodens um 10 bis 20 Fuß überragen. Das große Torfmoorlager in Nordcarolina, welches den Namen „Dismal Swamp" führt, ist z. B. in seiner Mitte so stark gehoben, daß die von Portsmouth nach Suffolk darüber geleitete Eisenbahn an den vor- und nachfolgenden Stellen durchschnittlich eine Erhöhung von sechs Fuß nöthig gemacht hat. Dagegen haben die durch die Kultur der Abwässerung (Drainage) trocken gelegten Torflager eine merkliche Senkung zur Folge gehabt; die Moorpflanzen verwelken dadurch, sinken zu trockenen Massen zusammen und verfliegen an der Oberfläche als Staub; hier könnte man sagen, daß sich die Erdoberfläche nach ihrem Innern hin zusammen gezogen habe.

Das sind Erhebungs- und Senkungsthätigkeiten der Erdoberfläche, welche unser Staunen nicht erwecken können, und sie stehen ziemlich genau denen gleich, welche durch die tägliche Erwärmung und nächtliche Abkühlung ganz allgemein erfolgen müssen, aber sehr schwer durch wirkliches Ausmessen zu constatiren sind. Um so interessanter ist es aber doch zu erfahren, daß der berühmte Astronom Moesta in Chile nachgewiesen hat, daß das dortige National-Observatorium, welches nahe bei Santiago auf dem Hügel Santa Lucia liegt, innerhalb 24 Stunden wirklich steigt und fällt. Diese Tagesoscillationen sind so bedeu-

*) In „Revue des Deux Mondes" der Artikel: „Les oscillations de Sol Terrestre par Elisée Reclus.

tend, daß man für nöthig gefunden hat, sie in die mathematischen Correctionsformeln der regelmäßigen Observationen mit einzuführen. Aehnliche aber auf andere Ursachen zurückzuführende Wahrnehmungen hat man in Irland auf der Sternwarte zu Armagh gemacht. Nach andauerndem starken Regen erhebt sich der Hügel, welcher das Gebäude trägt, langsam und kaum merklich, und wenn darauf durch längere Trockniß das eingeschluckte Wasser verdunstet ist, so erkennt man eine Erniedrigung des Niveaus.

Noch andere Phänomene dieser Art, welche der Sonnenwärme und den meteorologischen Einflüssen der Atmosphäre ebenfalls zuzuschreiben sind, gehören in die Klasse der regelmäßigen Erscheinungen, denen das gesammte Festland der Erde unterworfen ist. Aber mitten darin treten auch wieder Spuren lokaler Abnormitäten auf. So bewirkte das Erdbeben zu Concepcion in Chile im Februar 1835 eine solche Erhebungserscheinung auf der Insel Santa Maria und gleichzeitig an der gegenüberliegenden Küste Chile's. Das der Stadt am nächsten gelegene Ufer hatte sich um 1½ Meter gehoben, während die Insel an der Südseite um 2½ Meter und an der Nordseite um 3 Meter aus ihrem Meeresniveau empor gestiegen war. Zwei Monate später war der Meeresstrand von Concepcion nur noch um 60 Centimeter über seinem alten Niveau, und die Insel in ähnlichem Verhältniß wieder hinabgesunken. Gegen die Mitte des Jahres war zuletzt jede Spur der Erhebung verschwunden und Alles wieder wie vor der Katastrophe. Die berühmten Säulen des Serapistempels, welche die Ufer des Mittelländischen Meeres zieren, nicht weit von Puzzuoli, tragen an ihrer Oberfläche ebenfalls die Spuren lokaler Erhebung.

Wir betreten nun das Gebiet unserer eigentlichen Untersuchung.

Ueberall, wo die unserer Zeit angehörenden Conchylien des Meeres in Masse trocken gelegt sind, und wo an den steilen Felsenufern die Spuren der Aushöhlung in verschiedenen Höhen vorkommen, hat man die zuverlässigsten Andeutungen von Schwankung der festen Erdrinde, und es liegt auf der Hand, daß die Geologen gerade hier ihre Studien durch directe Messungen und Vergleichungen vorzunehmen haben, um die Gesetze des Phänomens zu ergründen. Schon vor mehr als 130 Jahren hatte der große schwedische Astronom Celsius in Upsala die Idee, diese Untersuchung durchzuführen, doch nicht in der Absicht, um die Erhebung Scandinaviens nachzuweisen, von welcher man damals noch keine Ahnung hatte, sondern mehr, um dadurch die allgemein vermuthete Abnahme der Höhe des Baltischen Meeresspiegels bestätigt zu sehen. Durch die einstimmigen Aussagen der Bauern in jenen Gegenden erfuhr er, daß der Bottnische Meerbusen ununterbrochen an Tiefe und Ausdehnung abnehme; die Greise zeigten ihm verschiedene Stellen, bis wohin in ihrer Jugend das Meer noch gereicht habe, und deuteten an anderen Stellen auf die Linie, welche der alte Meeresstand tief eingegraben habe. Auch konnten die alten Namen, die Lage von Gebäuden, welche jetzt weit landein lagen, ursprünglich aber unmittelbar am Meeresufer gestanden hatten, — es konnten ferner die Inschriften der Monumente und der Sinn der Volkslieder keinen Zweifel über den Rücktritt des Meeres lassen.

Da die Gelehrten jener Zeit noch ganz unumstößlich an einen in sich unveränderlich festen Erdkern glaubten, so war es natürlich, daß Celsius mit der damaligen allgemeinen Volksansicht ein Schwinden und Senken des Meeres annahm. Im Jahre 1730 hatte er durch Messung und Vergleichung herausgefunden, daß das Niveau des Baltischen Meeres in jedem Jahrhundert durchschnittlich um 3 Fuß falle. Er hatte zur Prüfung dieses auffallenden Resultates auf der Insel Loeffgrund ein Zeichen der Meereshöhe in den Felsen gegraben, und als er nach 13 Jahren in Begleitung seines Freundes Linné dorthin kam, fanden sie das Niveau sogar um 0,18 Meter tiefer. Das wäre für ein Jahrhundert 1,385 Meter, also noch etwas über 4 Fuß gewesen. Alle Geologen des vorigen Jahrhunderts, welche später diese Küste Schwedens besuchten, hatten die Beobachtung von Celsius und Linné nur zu bestätigen, und keiner dachte daran, daß hierbei ein Irrthum möglich sein könne. Endlich war es aber unserm großen Leopold von Buch vorbehalten, die eigentliche Wahrheit dieses Phänomens aufzufinden, und er sagte, nicht das Meer sinkt hinab, sondern der feste Erdkern hebt sich hier aus dem Meer empor. Denn wenn das Niveau des Baltischen Meeres hinabsänke, so müßte nach dem hydrostatischen Gleichgewichtsgesetze dies auch in allen mit ihm in Verbindung stehenden Meeren, also bei dem gesammten Weltmeere der Fall sein; dem aber widerspricht die Erfahrung im Allgemeinen und im Besonderen an den übrigen Küsten Schwedens ganz entschieden. Und wenn die genaue Ausmessung an den Ufern des Bottnischen Meerbusens in der Nähe der Torneåmündung 1,6 Meter Erhebung für ein Jahrhundert ergeben hat, so betrug dieselbe gegenüber auf den Alandinseln nur 1 Meter; eine Wahrnehmung, welche gar nicht mit dem gemeinschaftlichen Sinken des Meerniveaus in Einklang zu bringen ist, sondern entschieden darauf hindeutet, daß sich das Festland erhebt und zwar im Norden jenes Meerbusens um anderthalb Fuß mehr als im Süden. Bei Kalmar und Karlskrona ist gar keine Niveauänderung zu verspüren gewesen, während an der Südgrenze Schwedens sogar eine Senkung des Festlandes außer Zweifel ist. Mehre Straßen der Städte Malmö, Trelleborg, Ystadt sind schon unter Wasser, und seit der durch Linné festgestellten Beobachtung hat das Meerwasser hier eine frühere Landzone von 90 Fuß Breite überdeckt.

Auf der Westseite der Scandinavischen Halbinsel fehlen Beweise für die Schwankungen der Festlandsoberfläche ebenfalls nicht, nur hat man sie noch nicht so entschieden durch Maß auf Zahlen zurückgeführt, wie in Schweden. Nach Forchhammer erheben sich die Grenzpunkte Jütlands um 30 Centimeter in je hundert Jahren. Zu Christiania ist die erhebende Kraft sehr gering, denn seit 300 Jahren ist das Pflaster der alten Stadt dasselbe geblieben. Im Norden zeigen einige alte Bauwerke der Insel Munkholm eine Erhebung von 6 Meter in 1000 Jahren. Das ist Alles, was man hierüber Bestimmtes weiß.

Das Vergleichen der verschiedenen Niveaulinien und die Prüfung anderer Anzeichen einer allmäligen Hebung scheint, ungeachtet der zahlreichen Ungleichförmigkeit in dem Gange dieses Phänomens, zu beweisen, daß die nördlicher gelegenen Oberflächenpunkte des Festlandes sich rascher erheben, als die südlicheren. Die gehobenen Ufer, welche man wie die Stufen eines Amphitheaters verfolgen kann, erstrecken sich bis zu den Abhängen der Gebirge. Massen von Muscheln unserer Zeit zeigen sich hier bis zu einer Höhe von 150 bis 200 Meter über dem Meeresspiegel, und große Zweige der rothen Coralle (Leophelia prolifera), welche bekanntlich nur in einer Tiefe von 3- bis 600 Meter unter der Meeresoberfläche leben und entstehen kann, sind jetzt an den Fußpunkten der gehobenen Ufer gefunden. Endlich zeigt sich auch an den Nadelhölzern, welche die

Hügel schmücken, daß sie durch die gewaltige unterirdische Erhebungskraft immer näher an die dortige untere Schneegrenze der Gebirge gerückt und durch die frostige höhere Atmosphäre allmälig verkümmert sind, ferner daß hier große Waldstrecken nur noch aus abgestorbenen Bäumen bestehen, welche zu Anfang unsers Jahrhunderts noch gut gediehen.

Alle diese Thatsachen berechtigen den Fachgelehrten zu der Annahme, daß Scandinavien sich auf der einen Seite gehoben und auf der andern gesenkt habe. Die Wasser des Bottnischen Meerbusens müssen daher nach Süden hinabfließen, weil der Norden dieses Beckens höher gehoben ist. Neue Inseln und Untiefen erheben sich, und wenn das Phänomen in seinem Verlaufe fortfährt, so ist die Vermuthung der Geologen begründet, daß nach ungefähr 2000 Jahren die Qvarkenstraße zwischen Umeå und Wasa einen Isthmus bilden und der Golf von Torneå sich in einen Binnensee umformen werde, gleich dem Ladogasee; und daß noch 1800 Jahre später die Alandsinseln mit dem Festlande eine Continentalbrücke zwischen Stockholm und Rußland bilden werden. Auch ist es wahrscheinlich, daß die großen Seen und die mit Wasser gefüllten Granitbecken Finnlands einst zum Meere gehört haben, so daß hier eine schiffbare Seestraße zwischen der Ostsee und dem Polarmeere vorhanden war. Die erratischen Granitblöcke, welche man in diesen Gegenden Rußlands überall aufgefunden hat, können wohl nur von den schwedischen Gebirgen herrühren, so, daß sie mit Hülfe der natürlichen Eisflöße des vermutheten früheren Meeres hinüber gewandert sind. Der Name Skandinavien spricht auch für eine frühere „Insel Skand", auch deutet Bottnien unverkennbar auf Meerboden. Hier könnten die Sprachforscher den Geologen noch wesentlich zu Hülfe kommen.

Das ist noch nicht Alles. Die Ostsee stand wahrscheinlich auch mit der Nordsee in ähnlicher natürlicher Canalverbindung, wovon der Mälar-, Hjelmar- und Wenern-See als die tiefsten Grundlagen noch jetzt übrig geblieben sind. Beträchtliche Anhäufungen von Austerschalen findet man noch jetzt auf den Höhen der Berge des südlichen Schwedens, welche jene Seen umgeben. Auf den trocken gelegten Klippen des Bottnischen Meerbusens hat man Bänke von Schalthieren gefunden, welche ganz denen ähnlich sind, die man an der Seeküste Norwegens und der Westseite Dänemarks noch jetzt in Menge antrifft. Die bekannten dänischen „Kjoekkenmöddinge" (Küchenabfälle) sind ganz aus den Lagern solcher Austerschalen gebildet, welche die Bewohner des steinernen Zeitalters noch aus der Tiefe des Meeres holen mußten. Die berühmten Untersuchungen des Herrn von Baer haben ergeben, daß die Auster nicht leben und sich entwickeln kann, sobald ihr Meerwasser von weniger als 16 bis 17 Tausendstel Salzgehalt zum Aufenthalt gegeben wird. Durch den verhältnißmäßig reichen Zufluß von süßem Wasser hat sich die Ostsee so entsalzt, daß sie durchschnittlich nur 10, und an einigen Stellen sogar nur 5 Tausendstel Salz enthält, ja, es gibt darin Plätze, wo das Wasser bis auf den Grund hinab so süß ist, wie in einem Flusse. Daraus folgt also, daß früher das Baltische Meer und die Nordsee mit Hülfe des damaligen breiten Natureanals in freier Verbindung standen, und beide Gewässer gleichen Salzgehalt besaßen, weil sie beide derselben Auster zum heimischen Wohnplatze dienten. Nach Herrn v. Baers Untersuchung muß diese Canalverbindung etwa 5000 Jahre vor unserer Zeitrechnung aufgehört haben zu existiren.

Seit Leopold v. Buch diese Thatsache der allmäligen Erhebung Nordschwedens über allen Zweifel erhob, ist auch von vielen anderen Geologen die Sache als vollkommen wahr erkannt und zugleich nachgewiesen worden, daß der Gang der Erhebung nicht nur an verschiedenen Orten, sondern sogar an ein und demselben Platze sehr ungleich auftritt, so daß es bis jetzt noch nicht möglich war, eine stets zutreffende Regelmäßigkeit aufzufinden. Während der verflossenen Jahrhunderte ist die Erhebungsbewegung bald schneller, bald langsamer gewesen, wie sich aus den Andeutungszeichen in den felsigen Gestaden Norwegens unzweifelhaft schließen läßt. Einige dieser Spuren, welche die Meereswogen eingegraben haben, sind breit und sanft geneigt, andere dagegen schmal und scharf, ganz ohne Neigung. Die durch Herrn Bravais am Altenfjord ausgeführten unmittelbaren Ausmessungen haben bewiesen, daß die Spuren der horizontalen Meeresausspülungen gar nicht parallel, und daß die nach dem Golf hin gelegenen Felsmassen höher gehoben sind, als die in der Nähe des offenen Weltmeers. Charles Martins, ein Reisegefährte Bravais (derselbe, welcher über die Gletscher von Spitzbergen so anziehende Bemerkungen veröffentlicht hat, s. Globus VIII, S. 321), entwickelte 1863 in der „Revue des Deux Mondes" neben dieser Mittheilung zugleich eine sinnreiche Hypothese, welche Karl Vogt in seiner Erzählung der „Nordfahrt von Georg Berna" weiter zur Erklärung der ungleichen Erhebung benutzt hat. Für uns genügt es aber nur zu bemerken, daß nach dieser Theorie die verschiedensten Steinarten, wie Schiefer, Sand und Kalkstein, woraus die Gebirge der Halbinsel ursprünglich zusammengesetzt waren, nicht aufgehört haben, sich durch das eingesogene und gefrorene Wasser auszudehnen, und durch die nachfolgende Aufthauung und Verdunstung sich wieder zusammen zu ziehen, wobei fortwährend Theile zerkrümelten, die sich dann nach und nach zu den Granitmassen verdichteten.

Diese von den Geologen stark bestrittene Hypothese würde wohl eine Wiederausfüllung der eingegrabenen Markzeichen an der norwegischen Küste erklären können, aber nicht die Intervalle der relativen Ruhe, und vor Allem nicht die geologische Thatsache, daß an mehren Orten, selbst zur Zeit der Eisperiode, ein Sinken des Festlandes stattgefunden haben müsse. Man muß daher zugestehen, daß in dem Hebungsprozesse Skandinaviens noch andere geologische Kräfte wirksam gewesen seien.

Uebrigens darf man nicht außer Acht lassen, daß die Erhebung dieser Halbinsel kein alleinstehendes Factum ist, daß auch in anderen nördlichen Ländern Europa's und Asiens ähnliche Erscheinungen zum Vorschein gekommen sind, obgleich die Felsarten von ganz anderer Beschaffenheit waren. Die Inselgruppe Spitzbergen zeigt zwischen dem jetzigen Meeresufer und den Bergen noch die unverkennbaren Spuren alter Gestade, welche sanft abfallen und eine Ausdehnung von 3 bis 12,000 Fuß haben. Man findet hier bis zu einer Höhe von 140 Fuß noch Lager von Walfischrippen und Conchylien unserer Zeitperiode. Diese Ueberreste, welche unter der Sommerschneegrenze Spitzbergens gelagert sind, beweisen deutlich, daß dieser Archipel, eben so wie der Skandinaviens, durch allmälige Erhebung aus dem Meere entstanden sei. Auch der Nordrand Sibiriens hat sich in gleicher Weise erhoben, wenn man den Sagen seiner Bewohner und den Nachweisungen der Reisenden Glauben schenken will. Inmitten der Tundras und selbst auf den Gipfeln ziemlich hoher Hügel entdeckte man halbverfaultes Holz, welches von dem früher dahin reichenden Meere angeschwemmt sein

mußte, dessen Ufer jetzt 6 bis 7 Meilen davon entfernt sind. Die Insel Diomida, welche Chabaroff 1760 besuchte, war 60 Jahre später, zur Zeit der Reise Wrangels, schon keine Insel mehr, sondern mit dem Festlande verbunden; es mußte daher der zwischenliegende Meeresgrund während der Zeit über die Oberfläche des Wassers gehoben worden sein.

Die Steilküsten Schottlands bieten ähnliche Erscheinungen wie die von Skandinavien. Die Parallelspuren, welche das Meerniveau eingegraben hat, und die in höheren Gegenden zerstreut aufgefundenen Conchylien der noch jetzt vorhandenen Seegeschöpfe machen es unzweifelhaft, daß dieser Theil Großbritanniens ebenfalls allmälig gehoben worden sei. Diese Erhebungsbewegung besteht noch fort, wie dies die Untersuchungen an den Mündungen der Flüsse Forth, Tay und Clyde sicher ergeben haben. Seitdem die vom Meere zurückgelassenen Ueberreste aufgefunden worden sind, hat man auch bestimmt, daß sich das Festland hier um durchschnittlich 24 Fuß gehoben haben müsse. Da sich der Pictenwall um eben so viel gehoben hat, so würde also die jährliche Erhebung 0,015 Fuß betragen haben. Weiter nach Süden hin deuten die Spuren der englischen Berge ebenfalls auf das Vorkommen dieses Phänomens. In Wales erhebt sich der Snowdon zu einer Höhe von 3456 Fuß; an seinem Abhange, ziemlich in der Mitte, fand ein Naturforscher 54 verschiedene Arten von den noch jetzt im benachbarten Meere lebenden Conchylien. Ja man traf diese Conchylien in dortiger Gegend später noch um 600 Fuß höher an.

Es haben also die Festlande Sibiriens, Skandinaviens und die Inselgruppen Spitzbergens und Großbritanniens die zuverlässigsten Spuren einer allmäligen Erhebung an den Tag gelegt. Der Spielraum dieser wunderbaren innern Thätigkeit unsers Erdballs ist daher schon auf 160 Längengrade ausgedehnt. Die aufgezählten Thatsachen sprechen mit der größten Wahrscheinlichkeit dafür, daß man in diesem Phänomen nichts Lokales, oder Zufälliges und periodisch Vorübergehendes annehmen dürfe, sondern daß dasselbe als ein dem Erdganzen angehöriges Resultat einer allgemeinen ununterbrochenen fortwirkenden innern Kraft angesehen werden müsse.

Weitere Bemerkungen über dieses höchst interessante Kapitel der physischen Erdkunde behalten wir uns vor.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Die mißlungene ostafrikanische Expedition des Barons Karl von der Decken.

Schon früher haben wir gemeldet, daß derselben kein glücklicher Stern gewinkt hat; übechaupt sind die afeikanischen Entdeckungsreisen im Jahre 1865 von Mißgeschick heimgesucht worden.

Ueber Herrn von der Deckens Mißgeschick wissen wir vorerst nur, was der nachfolgende Bericht meldet, welchen Dove nach Notizen entworfen hat, die beim Bruder des Reisenden eingelaufen sind. Es unteeliegt kaum einem Zweifel, daß über kuez oder lang aus Sansibar ausführliche Nachrichten eintreffen weeden; inzwischen muß uns das Nachstehende genügen. In Bezug auf das Schicksal des Barons und des Dr. Link sind wir unsrerseits durchaus nicht beruhigt, wenn die beiden den Somal in die Hände gefallen sind. Wir erinnern uns, daß diese Barbaren vor nun 11 Jahren den Lieutenant Stroyan, einen Begleiter Speke's, in der Umgegend von Berbera ermordet haben. Die Hoffnung wollen wie deshalb nicht aufgeben, aber es ist nicht wohl abzusehen, wie die Engländer diesen Somal beikommen wollen. Doch hier ist der Bericht:

„Nachdem die Schäden, welche das Dampfschiff, der „Welf", am 29. Juli bei dem Uebergange über die Barre des „Djuba" erlitten hatte, so gut als möglich reparirt worden waren, dampfte die Expedition am 15. August stromaufwärts. Nach vielfachen Hindernissen, besonders durch öfteres Auffahren des „Welf", duech Mangel an Lebensmitteln und durch Holzeinnehmen verursacht, gelang es am 19. September Berbera zu erreichen, eine Stadt, die einige hundert (— ? —) Seemeilen stromaufwärts liegt. Die Bewohner und Chefs von Berbera, wahrscheinlich in Furcht für die Zukunft ihres Handels, legten alle möglichen Hindernisse in den Weg: sie wollten keinen Proviant verkaufen und suchten durch Uebertreibung der zu erwartenden Gefahren die Expedition zu entmuthigen. Man ließ sich aber nicht abschrecken, sondern drang stromaufwärts vor. Am 26. September gerieth der „Welf" auf steinigen Grund und erhielt einen gefährlichen Leck. Der Baron ging mit Dr. Link und dem Chef Abdio und einigen seiner Leute am 28. September nach Berbera zurück, um Lebensmittel und Hülfe zu requiriren; am folgenden Tage wollte er Botschaft oder wenigstens Proviant senden. Drei Tage wartete man vergeblich, mit dem Räumen des „Welfs" beschäftigt; die räuberischen Somalis aber, deren Habgier durch die Waarenvorräthe des Schiffes stark gereizt sein mochte, benutzten diese Verminderung der Mannschaft zu einem mit Uebermacht ausgeführten Ueberfall des Lagees, welches am rechten Ufer des Flusses aufgeschlagen worden war. Der Maler E. Trenn, ein Preuße, und der Ingenieur Kanter, beurlaubt von der k. k. österreichischen Marine, wueden niedergemacht, den Anderen gelang es zwar, durch gut gezieltes Feuer die Somalis in den Busch zurückzutreiben, jedoch war ein längeres Halten der Position bei der Uebermacht unmöglich; man nahm den Somalis das letzte Boot ab, dessen sie sich vorher bemächtigt hatten. Man war einstimmig der Ansicht, daß Alles daran liegen müsse, die Nachricht von dem Unglück und der Gefahr des Barons nach Zanzibar zu bringen, und beschloß zu Boote sich zu retten; denn bei noch längerem Verweilen hätte ihnen leicht der Weg abgeschnitten werden können, und dann war es ganz unmöglich, den Anderen Hülfe zu bringen. Tag und Nacht rudernd, kam der Rest der Expedition am 6. Oktober, Nachts 2 Uhr, an der Mündung des Djuba an und verließ das Boot, da die Barre für dasselbe unpassirbar ist. Es glückte ihnen bald, ein Fahrzeug zu finden, welches sie am 16. Oktober nach Lamu brachte, und dort ein andres, auf dem sie am 24. Oktober Zanzibar erreichten. Herr v. Schickh setzte sofort das hamburger und englische Consulat in Kenntniß, bat um Hülfe und brach nach schneller bestmöglicher Ausrüstung nach Brava auf, um den Baron und Link aufzusuchen oder wenigstens sichere Nachricht von ihrem Schicksale zu erlangen. Bereits am 11. November dampfte ein englisches Kriegsschiff dem Djuba zu, mit nicht genug zu rühmender Bereitwilligkeit dem Hülferufe des hanseatischen Consuls Herrn Th. Schulz — der in dieser Zeit zugleich das englische mit verwaltete — Folge leistend. Nach dem Urtheil der mit den Verhältnissen jener Gegenden Vertrauten darf die Hoffnung auf Rettung des Chefs und des Arztes der Expedition nicht aufgegeben werden. Diese zu bewerkstelligen, werden die bisher ergriffenen Maßregeln vielleicht nicht ausreichen. In diesem Falle darf man gewiß hoffen, daß — da die englischen Beamten und Seeleute sogleich kräftig eingeschritten sind, um die Vermißten zu retten — die deutschen Regierungen um so mehr sich verpflichtet halten werden, von ihrer Seite schützend und helfend einzutreten. Die hier gegebene

Nachricht bezweckt zunächst falsche Gerüchte zu verhindern, da weitere Nachrichten abzuwarten sind, bevor mit Aussicht auf Erfolg eingeschritten werden kann."

**Kannibalismus im Nigerdelta.**

„Am 19. November 1865 unternahmen die Schwarzen von Neucalabar einen Zug gegen die Braßleute, indem sie durch die Nebengewässer des Neucalabarflusses fuhren. Sie kamen am 23. November mit 37 Gefangenen zurück und hielten am folgenden Tage in der Stadt Calabar unter großem Jubel einen festlichen Schmaus. Es wurden nämlich alle Gefangenen abgeschlachtet und aufgefressen. Man verfuhr dabei so, daß jeder Gefangene regelrecht ausgeschlachtet und in Stücke zerlegt wurde; diese vertheilte man an die einzelnen Häuptlinge und zwar in dem Verhältnisse, in welchem jeder einzelne mehr oder weniger Mannschaft in seinem Kriegskahne gehabt hatte."

So melden die amtlichen Berichte nach England. Es geht eben ein bischen wunderlich her in Onkel Toms Urheimat. Uebrigens sind solche Scenen des Kannibalismus weder neu noch selten, sie gehören zu den Landeseinrichtungen. Menschenfleisch wird in Neucalabar auf dem Markte verkauft, wie bei uns Ochsen- oder Hammelfleisch.

Jene schwarzen „Ebenbilder Gottes" haben auch noch manche andere interessante Einrichtungen und Bräuche, welche die Bewunderung eines jeden Negerverehrers verdienen. Sagen uns doch die puritanischen, methodistischen und baptistischen Leute in Nordamerika und deren gläubige Nachbeter, daß der Neger ein „mildes, liebenswürdiges und harmloses Naturell" habe, das nur durch „weiße Tyrannen" in das Gegentheil verkehrt werde.

Im Nigerdelta beschränken sich diese weißen Tyrannen darauf, daß sie Rum und Waffen &c. verkaufen und dafür Palmöl einhandeln; im Uebrigen lassen sie das liebenswürdige Naturell unangetastet, und Sklavenhandel, außer unter den Negern selbst, kommt nicht vor.

Als ich obige Nachricht las, fielen mir einige Angaben ein, welche Thomas J. Hutchinson mittheilt. Er war englischer Consul in Fernando Po und spricht aus Erfahrung. (Ten years' Wanderings amerong the Ethiopians etc. London 1861. S. 45 ff.)

In Alt- und Neucalabar und in Edoh werden alle Zwillingskinder umgebracht.

Gleichermaßen wird jedes Kind umgebracht, bei welchem die obern Zähne zuerst zum Durchbruche kommen.

Im Jahre 1856 wurde ein Albinokind (Albinos kommen unter den Negern nicht gerade selten vor) an der Mündung des Neucalabar den Haifischen geopfert. Der Haifisch war damals Hauptfetisch des Stammes, wurde aber abgesetzt, weil er einige Häuptlinge zerrissen und verzehrt hatte.

An der Mündung des Braß River hat man einen besondern Opfermann für dergleichen Verrichtungen. Albinomädchen lassen sich gern von Haifischen fressen, weil sie der festen Meinung sind, daß sie wieder aufleben und dann einen Weißen zum Manne bekommen.

In einigen Theilen von Benin werden bei jedem Neumonde zwei Männer geopfert.

Der vielgenannte Bischof Crowther, selbst ein Schwarzer, erzählt Folgendes. Ein Albinosklave wurde in Idda getödtet und damit der Friede zwischen zwei feindlichen Stämmen besiegelt. Man drehte ihm zuerst Hände und Beine aus den Gelenken, warf ihn dann lebendig in eine Grube und stellte über diese ein großes Gefäß. Als er verhungert war, nahm man dasselbe wieder weg.

Auf der Insel Fernando Po wird ein Mann, der eine Mordthat verübt hat, auf folgende Weise vom Leben zum Tode gebracht. Man bindet ihn im Wald an einen Baum und läßt ihn so verhungern und von Ameisen auffressen.

In Ostafrika gehen ähnliche Brutalitäten im Schwange. Livingstone erzählt, daß auch in manchen Stämmen, z. B. bei den Bakaa und den Bakuene, Kinder getödtet werden, bei welchen die oberen Zähne zuerst zum Durchbruche kommen; von Zwillingen wird allemal einer umgebracht.

**Von der afrikanischen Westküste.** In Bababu, am Gambia, innerhalb des englischen Gebietes, haben sich im Dezember 1865 die Neger erhoben und gedroht, alle Weißen in der Stadt Bathurst zu ermorden. Die Häuptlinge ließen dem Gouverneur sagen, sie würden am Weihnachtstage erscheinen und die Stadt stürmen. Also auch dort Rassenkampf.

Im Gebiete von Sierra Leone liegen zwei Häuptlinge, Malaghed Bailey und Bacarry, mit einander in Fehde; sie sind aber darin einig, daß sie um die Wette die Faktoreien der Weißen ausplündern, „und es sind von den Negern Scheußlichkeiten verübt worden, welche an die Gräuelscenen auf Jamaica erinnern. Alle Gefangenen werden von den Häuptlingen als Sklaven nach dem Innern hin verkauft." (Shipping Gazette vom 10. Januar.)

**Die Gefangenen in Abyssinien.** Da die Engländer dem Halbbarbaren Theodoros mit Gewalt nichts anhaben können, so wollen sie den Weg der Güte versuchen. Ihr Consularagent Rassam, der sich bisher so viele vergebliche Mühe gegeben, die Gefangenen (Cameron, Stern &c.) zu befreien, ist nun am 15. Oktober 1865 von Massawah nach Abyssinien mit 40 Kameelen abgereist, die alle mit Geschenken an den Negus beladen sind. Dieser war auf einem Kriegszuge gegen Schoah begriffen und Rassam kann ein paar Monate warten, bevor er den „großmächtigen Kaiser" zu sehen bekommt. — Gifford Palgrave war im November in Aegypten, wollte abwarten, was Rassam ausrichtet und eventuell eine Reise nach Abyssinien antreten. Dr. Beke war im Oktober in Massawa angelangt.

**Aus Ostindien.** Der Gefährte Speke's, Capitän Grant, ist wieder in die indische Armee eingetreten und steht zu Almora in einem Ghorkaregimente.

In der Nähe von Allahabad hat im November wieder eine Wittwenverbrennung stattgefunden; dagegen ist die Nachricht erfreulich, daß sich in Bombay, wie vor einiger Zeit schon in Calcutta, ein Verein einflußreicher Hindus gebildet hat, um den Wittwen die Wiederverheiratung zu ermöglichen, welche ihnen bisher durch ein Vorurtheil des Volkes untersagt ist. Kürzlich hat auch schon eine solche Verheiratung stattgefunden.

Zur Erforschung Centralasiens hat die indische Regierung drei eingeborne Agenten ausgeschickt. Sie reisen als Kaufleute, ohne daß einer vom andern etwas weiß. Sie sind angewiesen, über Alles, was sie wahrnehmen, Notizen zu machen, die Stimmung der verschiedenen Völker auszukundschaften, namentlich auch ob dieselbe für Rußland günstig sei. Sie sollen insbesondere Buchara, Chokand und Samarkand besuchen.

**Ostindische Kulis in Westindien.** Als die Neger auf der Insel Trinidad theils gar nicht arbeiten wollten, theils so unverschämt hohen Lohn für eine nicht regelmäßige Arbeit forderten, daß die Pflanzer dabei nicht hätten bestehen können, ließen die letzteren mit schweren Kosten Arbeiter, Kulis, aus Ostindien kommen. Dadurch wurde der Ruin der Insel abgewandt, und mit Hülfe dieser asiatischen Arbeiter liefert sie Zucker und Kakao. Jetzt melden Nachrichten aus Trinidad, daß an 400 Kulis, nachdem sie ihren Arbeitsvertrag redlich ausgehalten haben, in der Mitte Novembers an Bord des Schiffes „British Trident" nach ihrer Heimat zurückbefördert worden sind. Diese Leute waren nicht nur gut gekleidet und wohlgenährt, sondern nahmen als Ersparniß eine Summe von mehr als 60,000 Thalern baaren Geldes mit. Das spricht für die Kulis und die vielverleumdeten Pflanzer laut genug; es spricht aber auch gegen die Trägheit der Neger und die Vertheidiger der faulen Schwarzen.

**Der Seeraub in den chinesischen Gewässern** ist nie zuvor so arg gewesen als gegen Ende des Jahres 1865 und es war kein Anschein, daß der Unfug sich vermindern werde. Die zu Hongkong erscheinende „Overland China Mail" wiederholt dringend die Mahnung, daß jedes Kauffahrteischiff sich stark bewaffne. Sie erzählt unter anderen Fällen, daß das preußische Barkschiff „Fohlen" auf der Fahrt von Tsche fu nach Hongkong von einem Piraten gejagt und beinahe genommen worden sei. Es hatte seine Rettung lediglich dem Umstande zu verdanken, daß zufällig ein anderes Schiff ihm zum Hülfe kam. Capitän Bockelmann behauptet mit der größten Bestimmtheit, daß die meisten Korsaren maskirt gewesen seien; er habe aber bemerkt, daß sie weiße Hände hatten; namentlich gilt das von dem Piraten, welcher ihm ein Pistol entgegen hielt, als das Schiff genommen war. Die obengenannte Zeitung sagt geradezu,

daß Europäer, namentlich Engländer, die Hand im Spiele hätten. „Es erleidet keinen Zweifel, hier an der Küste sind fremde Buccaniere, Europäer.“ Im Oktober 1865 hat der Befehlshaber des britischen Kanonenbootes „Opossum“ in der Nähe von Hongkong eine Anzahl von Piratendschonken zerstört und mehre von ihnen gekaperte Schiffe wieder genommen.

---

**Aus Australien.** Wir finden in der melbourner „Germania“ vom 23. November die Nachricht, daß die Expedition zur Aufsuchung Leichhardts in der Mitte Oktobers am Coopers Creek eingetroffen sei.

Die „Port Denison Times“ vom 14. Oktober meldet, daß Herr Hays von Richmond-Downs am Ufer des Flinders-River, ungefähr 100 Meilen östlich von Fort Bowen, einen Baum gefunden hat, worin Leichhardts Merkzeichen L eingehauen ist. Dieses ist jedenfalls eine wichtige Entdeckung. Der letzte auf solche Weise gezeichnete Baum wurde von Herrn Henning ebenfalls am Ufer des Flinders-River gefunden, ungefähr 100 Meilen westlich von dem obigen, zuletzt entdeckten Baume. Früher wurde vermuthet, daß Leichhardt bei dem von Herrn Henning gefundenen Baum den Fluß überschritten habe, aber der Baum bei Richmond-Downs beweist, daß er dem Laufe des Flusses wenigstens 100 Meilen aufwärts gefolgt ist.

Ein Weißer unter den Eingebornen von Queensland. Im Jahre 1846 litt ein englisches Fahrzeug am Cap Cleaveland Schiffbruch; ein junger Matrose, James Morill, war der einzige, der sich ans Land retten konnte. Die Eingebornen thaten ihm nichts zu Leide und er ist volle 17 Jahre bei ihnen geblieben. Während dieser langen Zeit sah er keinen einzigen weißen Menschen, gewöhnte sich durchaus an die Lebensweise der Schwarzen, vergaß seine Muttersprache fast gänzlich und war der allgemeine Liebling der Wilden. Endlich zog es ihn wieder zu seinen Landsleuten, denn diese hatten angefangen Queensland zu besiedeln. Morrill ging ganz offen zu Werke und bat die Australier, ihn zu entlassen; er versprach wieder zu kommen und ihnen Decken, Streithämmer u. dergl. zu bringen. Mit großer Vorsicht näherte er sich der nächstgelegenen Hütte eines Weißen, denn da die civilisirten Menschen den schwarzen Menschen todtschießen als wäre er ein Raubthier, so war er sehr auf seiner Hut. Als er eines Ansiedlers ansichtig wurde, rief er in gebrochenem Englisch: Ich bin Matrose und britischer Unterthan! Es geschah ihm nichts zu Leide und man brachte ihn erst nach Port Bowen und dann nach Brisbane. Dort lernte er allmälig seine Muttersprache wieder, erhielt eine Anstellung im Zollhause und betrug sich stets ordentlich. Das lange Verweilen unter den Eingebornen hatte seine Gesundheit untergraben und im November vorigen Jahres ist er, erst 41 Jahre alt, gestorben. Er war der festen Ueberzeugung, daß noch einige Gefährten Leichhardts am Leben seien, und erbot sich, Mac Intyre auf seiner Forschungsexpedition zu begleiten.

Die obigen Notizen finden wir in der „Shipping Gazette“ vom 18. Januar; im „Athenäum“ vom 27. Januar lesen wir, daß die geographische Gesellschaft in London zur Unterstützung der Leichhardt-Expedition 200 Pfd. Sterl. beisteuert. In der Sitzung vom 22. Januar wurden zwei Abhandlungen über Australien verlesen; von Jardine über den Cap York-Distrikt und von J. Martin: Forschungen in der Umgegend des Flusses Glenelg in Nordwestaustralien.

Im Norden der Colonie Queensland, zu Towoomba, ist Gold gefunden worden.

In Südaustralien, das bekanntlich ungemein reich an Kupfer ist, hat man im Jahr 1865 bei Wheal Coglin, ganz in der Nähe der Rapid-Bay, Silbergruben entdeckt, deren Reichhaltigkeit gepriesen wird.

Das südaustralische Nordterritorium, das sogenannte Alexandra-Land, von welchem Anfangs so großes Aufheben gemacht wurde, ist durch eine Regierungscommission gründlich untersucht worden. Sie empfiehlt das Land durchaus nicht; man habe den Ertrag der Weideländereien bedeutend überschätzt und Viele, die dorthin kamen, sind wieder abgezogen.

---

**Aus Neuseeland.** Die Hauhau's sind noch sehr feindselig gegen die Missionäre gesinnt, weil sie in jedem derselben, — die doch eigentlich allein ihre wahren Freunde waren und es gut mit ihnen meinten, — einen Spion erblicken. Auch den Missionär Völkner haben sie für einen solchen gehalten. — Im November war noch keine Aussicht, daß die Maoris die Waffen niederlegen würden; im Oktober hatten die den Engländern freundlichen Eingebornen den feindlich gesinnten ein Scharmützel geliefert. So zerfleischen sie sich untereinander.

Ein Bericht aus Neuseeland schreibt: „Das Bewußtsein scheint immer mehr durchzudringen, daß es hoffnungslos sei, eine Rasse zu europäischer Civilisation zwingen zu wollen, welche derselben durchaus nicht zusagt. Es würde unter solchen Verhältnissen sehr zweckmäßig sein, wenn wir den Maoris erklärten, daß wir weder verlangen noch versuchen werden, ihnen unsere Souverainetät aufzuerlegen, außer wenn es ihr eigener Wunsch und Wille ist.“ Sehr verständig; aber die landgierigen weißen Ansiedler werden sich daran nicht kehren. —

„In der Nähe von Nelson sind die wohlerhaltenen, versteinerten Ueberreste eines fünfundzwanzig Fuß hohen Vogels gefunden worden.“

---

**Eine Hexe auf Neuseeland.** Ein Maori, Herr Hone Wentre, welcher sich zum Christenthum bekennt oder doch bekannte, war lange Zeit Magistratsperson zu Kawhia und ein ganz ordentlicher Mann. Er galt für einen sehr civilisirten Eingebornen, spricht und schreibt Englisch und las manche Bücher. In diesen hatte er denn auch gefunden, daß die Christen in Europa und Nordamerika sehr viele Hexen verbrannt haben. Warum sollte er nicht thun, was die Weißen gethan? Eine alte, triefäugige Maorifrau wurde ihm verdächtig, er witterte in ihr eine Hexe, verurtheilte sie zum Tode, und da das Verbrennen nicht mehr Mode ist und überhaupt auf Neuseeland nicht vorkommt, so machte Herr Hone Wentre kurzen Prozeß und schlug mit eigener Hand der alten Frau den Kopf ab!

---

**Von den Chatham-Inseln im Stillen Weltmeere.** Diese östlich von Neuseeland liegende Gruppe ist im vorigen Jahre vom Botaniker H. H. Travers erforscht worden und dieser Naturforscher hat in der „Australian Gazette“ über dieselbe einige interessante Angaben mitgetheilt.

Erst während der letztverflossenen acht Jahre haben Tauben sich auf jenem Eilande eingefunden; früher waren sie dort unbekannt und man weiß nicht, woher sie kamen. Meisen erschienen bald nach den ausgedehnten Waldbränden, von denen Australien vor einigen Jahren heimgesucht wurde. Die Einführung der Bienen ist eine wahre Wohlthat gewesen. Nicht nur daß die Ansiedler Honig ernten, auch die aus Europa eingeführten Fruchtbäume geben seitdem eine große Menge von Früchten. Der weiße Klee, unser Gänseblümchen, der Sauerampfer und der Senf wuchern so gewaltig, daß die Colonisten alle Mühe haben, sich derselben zu erwehren, jene europäischen Pflanzen würden sonst die ganze einheimische Krautvegetation verdrängen und vertilgen.

Die Eingebornen der Chatham-Inseln werden als More-ores bezeichnet. Vor 40 Jahren zählte man ihrer etwa 1500, jetzt sind sie auf ungefähr 200 zusammengeschmolzen. Sie waren heitere Menschen mit Adlernasen und freundlichem Gesichtsausdruck, leider auch rund und wohlgenährt. Das letztere wurde ihnen verhängnißvoll. Ein Maori aus Neuseeland diente als Matrose auf einem Kauffahrteischiffe aus Sydney, welches bei den Inseln anlegte. Als der Maori in seine Heimat zurückgekehrt war, erzählte er dort so viel von den More-ores und deren Wohlbeleibtheit, daß seinen Landsleuten der Mund wässerte. Sie beschlossen eine Expedition zu unternehmen und fette Schmäuse zu halten. Im Jahr 1832 oder 1835 überfielen sie die Chatham-Inseln und fraßen den größten Theil der Bewohner auf. Diese Kannibalen, sagt Travers, gingen dabei höchst raffinirt zu Werke. Sie zwangen ihre Opfer, das Holz herbeizuschleppen und die Oefen zu heizen, in denen sie geröstet werden sollten. Der „Mensch“ ist zu allen Zeiten, unter allen Himmelsstrichen und auf allen Stufen der Kultur oder Unkultur ein höchst liebenswürdiges Geschöpf!

---

**Die Postverbindung zwischen dem Missouri und dem Großen Ocean.** Die neuen Staaten und die Territorien im innern Westen Nordamerika's gewinnen insbesondere durch ihre reichen Metallschätze eine immer größere Wichtigkeit. Eine regelmäßige Verbindung nach Osten hin wie mit den Küstenstaaten am Stillen Weltmeere war ein allgemein gefühltes Bedürfniß. So weit die Umstände es erlauben, wird dasselbe durch die Overland Stage Line befriedigt. Der Leser werfe den Blick

auf eine Karte. Auf der Grenze von Nebraska und Missouri, an diesem Flusse, liegt Omaha City. Von dort sowohl, wie von Atchinson und Nebraska City geht täglich ein Postwagen bis Fort Kearney am Platte, das 256 Miles nach Westen hinliegt, und dort treffen diese drei Routen zusammen. Hier sollen auch die beiden Eisenbahnen, einerseits aus Missouri, andererseits aus Jowa sich vereinigen; von dort an nach Westen hin soll dann der große Strang der pacifischen Bahn laufen. Der Postwagen geht so ziemlich dem 40° n. Br. folgend bis Denver City in Colorado und weiter nach Idaho City, das noch im Staate Colorado und 450 Miles vom Fort Kearney entfernt liegt. Er geht weiter auf der Linie durch Utah, Nevada und Californien, zunächst über den Bridgers-Paß nach Great Salt Lake City, 650 Miles. Von dieser Hauptstadt der Mormonen aus geht eine Zweiglinie von 500 Miles Länge gegen Nordosten durch das nördliche Utah, Idaho und Montana bis nach Bannock und Virginia City; eine andere, 850 Miles lang, zieht nordwestlich über Boisé City und Idaho bis zu den Dalles (Katarakten) des Columbiastroms, welcher unterhalb dieser Fälle bis zu seiner Mündung schiffbar ist.

Auf diesen Linien waren (nach der newyorker „Tribune" vom 30. Dezember 1865) zu Ende des Jahres 825 Mann beschäftigt; die Zahl der Kutschen und Expreßwägen betrug 156; jene der Pferde und Maulthiere 3530. Von diesen letzteren wurden 1490 verwandt, um allen nöthigen Bedarf und Vorrath zu den 264 Poststationen zu bringen, an welchen die Pferde gewechselt werden. Die Zahl dieser Stationen vertheilt sich in folgender Weise:

| | |
|---|---|
| Von Atchinson über Denver zum Salzsee . | 110 |
| Von Nebraska City nach Fort Kearney . . | 15 |
| Von Denver nach Central City . . . . | 3 |
| Vom Salzsee bis zu den Dalles . . . . | 76 |
| Vom Salzsee bis Virginia City in Montana | 45 |

Mit dem Bau der großen Eisenbahn zum Stillen Weltmeere hofft man in fünf bis sechs Jahren fertig zu sein.

**Die Acadier in den englischen Colonien Nordamerika's.** In Neuschottland, Neubraunschweig und auf den Inseln Prinz Edward und Cap Breton leben unter englisch redenden Ansiedlern noch etwa 80,000 bis 100,000 Nachkommen der alten französischen Colonisten, welche Sitten und Sprache ihres alten Mutterlandes beibehalten haben. Diese Acadier sind theils Ackerbauer, theils Holzfäller oder Ruderknechte und Pelzjäger, und als solche streifen sie weit und breit umher. Seit einigen Jahren wandern viele von ihnen nach Canada und den nördlichen Staaten der Union aus; manche haben sich am Saguenay und an der Straße von Belle Isle niedergelassen. Jene von der Prinz Edwardsinsel haben in der Gegend von Bouctouche in Neubraunschweig und in Untercanada in County Bonaventure, im Hintergrunde der Chaleurbay die Ansiedlung Metapebiac gegründet, welche gegenwärtig etwa 500 Seelen zählt.

**Agassiz** hatte, einem Brief aus Rio de Janeiro vom 21. Dezember 1865 zufolge, binnen wenigen Monaten im Amazonenstrome nicht weniger als 1163 neue Species Fische gefunden. Das ist mehr, als das ganze Mittelländische Meer aufzuweisen vermag. Er hofft, daß nun auch die Nebenflüsse eine reiche Ausbeute geben werden, und will unter andern auch den Purus und den Rio negro erforschen.

Wir fügen hier folgende Angaben bei, welche wir in der „Deutschen Zeitung" von Porto Alegre (18. November) finden. Während Agassiz den Amazonenstrom bereist und dort seine Untersuchungen anstellt, gehen ihm die übrigen Mitglieder der Commission durch das Innere der Provinzen Minas, Bahia, Goyaz, Pernambuco, Ceara, Piauhy und Maranhon entgegen, indem sie den S. Franzisco und seine Nebenflüsse, den Parnahyba und den Tocantins erforschen. — Man schreibt dem Senator Ottoni von der Villa Januaria aus: „Durch die HH. Thomas Ward und Orestes St. John empfingen wir den Brief, in dem Ew. Exc. und der Hr. von Prados uns diese Herren rekommandiren. Sie befinden sich seit 20 Tagen hier und ich glaube, daß sie zufrieden sind, nicht nur der guten Aufnahme wegen, die sie hier gefunden, sondern hauptsächlich wegen der großen Ausbeute, die sie an naturgeschichtlichen Gegenständen gemacht haben und die, ihrer Versicherung nach, wahrhaft wunderbar ist und aus vielen Seltenheiten besteht, die man hier für gänzlich unbedeutend hielt. Gestern ließ ich den Herrn Ward nach der Stadt Palma in Goyaz transportiren, wo er sich auf dem Tocantins einschiffen wird, um mit seinen Begleitern stromabwärts zusammen zu treffen. Herr St. John geht heute nach Paranagua in der Provinz Piauhy und von dort wird er nach dem Tocantins gehen, nachdem er den Fluß Parnahyba erforscht hat. Die übrigen Herren gehen den S. Francisco hinab bis zur Stadt Remancho und von dort werden sie durch die cearensischen Comarken Crato und Jarelina nach Piauhy gehen, um dort mit St. John zusammenzutreffen und auf dem Tocantins nach Pará zu gehen."

**Materielle Entwicklung in den La Plata-Staaten.** Der Präsident der argentinischen Conföderation erklärte vor einiger Zeit bei Einweihung einer Eisenbahn, „daß er den Fortschritt des Landes mit dem Aufschwunge des Unternehmungsgeistes, welchen die Ausländer bethätigen, identificire". An diesem Unternehmungsgeiste lassen es namentlich die Engländer nicht fehlen; daß Deutschland irgend eine energische Thätigkeit am La Plata entfalte, haben wir noch nicht gelesen.

In der Provinz Entre Rios befindet sich ein großer Theil der Schafheerden im Besitz englischer Landwirthe und ein Gleiches ist der Fall in Santa Fé. Im Dezember 1865 fanden dort, namentlich an der im Bau begriffenen Eisenbahn nach Cordova, fast täglich große Verkäufe von Ländereien statt. Die Bevölkerung von Frayle muerto, das so ziemlich an der Grenze von Santa Fé und der Provinz Cordova, aber in der letztern, liegt, steigt und rasch wächst die Zahl der englischen Ansiedler an; doch ist immer noch gutes Land billig zu haben; 6000 Acres werden mit 1000 Silberdollars bezahlt.

Der Wollertrag ist im Jahre 1865 glänzend ausgefallen. Die Schafheerden sind um 40 Procent angewachsen und die Wollausfuhr wird nicht unter 200,000 Ballen oder 7,000,000 Arroben, also 175,000,000 Pfund betragen.

Als ein sehr beträchtlicher Erwerbszweig erscheint bereits das Einsalzen von Rind- und Schaffleisch, welches nun von einer Compagnie nach einer neuen Methode betrieben wird.

Sehr beträchtlich ist die Einwanderung von Basken aus den französischen Südwestdepartements. Ihrer sind schon mehr als 50,000 in den La Platastaaten, und man sieht diese fleißigen Leute gern.

Die argentinische Regierung hat in der Person des Engländers Lloyd einen Einwanderungscommissär nach Liverpool geschickt. Der zu Buenos Ayres erscheinende „Standard" schreibt: „Wenn die Leute in England nur wüßten, welche große Vortheile dieses Land darbietet! Das Klima ist gesund, die Arbeitslöhne stehen hoch, Jedermann findet sofort lohnende Beschäftigung; alle Verhältnisse sind in befriedigendem Zustande."

Die Stadt Buenos Ayres hat einen schlechten Hafen, der kaum diesen Namen verdient. Nun liegt aber, 28 Miles zu Wasser, 35 Miles zu Lande, nach Süden hin, bei Ensenada eine Bucht, wo seither die Quarantaine war. Hier ist mit verhältnißmäßig geringen Kosten ein Hafen von bester Beschaffenheit herzustellen, mit 160,000 Pfd. Sterl.; so lautet der Anschlag des bekannten Ingenieurs Weelwright. Von Ensenada soll für 500,000 Pfd. Sterl. eine Eisenbahn nach Buenos Ayres gebaut werden, und beide Plätze würden dann etwa in einem ähnlichen Verhältniß stehen wie Bremen und Bremerhafen.

Aus der Banda Oriental wurden 1860 an Wolle 6,566,000 Pfund ausgeführt, 1861 aber schon 18,854,000 Pfund, und 1865 sollten mehr als 30 Millionen verschifft werden. Die Qualität der Wolle hat sich in den letzten Jahren sehr verbessert, und jetzt sind drei große Compagnien gegründet worden, welche sich Vermehrung und Veredlung der Schafzucht zur Aufgabe gemacht haben. Auch aus Montevideo erschallt die Klage über Mangel an Arbeitern. Die Arbeiter in den Saladeros erhalten 8½ Schilling (84 Silbergroschen) Taglohn und das beste Rindfleisch kostet — 1 Silbergroschen das Pfund. Ein Arbeiter könne recht gut täglich 2 preußische Thaler als Ersparniß zurücklegen. Alle öffentlichen Arbeiten haben eingestellt werden müssen, weil Arbeiter fehlen. Man hat den Plan gefaßt, 4000 Familien aus Nordamerika zur Einwanderung nach Uruguay zu veranlassen.

Zwischen Montevideo und Buenos Ayres wird 1866 eine tägliche Dampferverbindung stattfinden. Der beste Dampfer, welcher zwischen beiden Städten fährt, ist ein österreichischer.

In jenen Theilen Südamerika's weiden jetzt viele Millionen Stück Rindviehs. Sie wurden im 16. Jahrhundert durch spanische und portugiesische Abenteurer von Santos an der brasilianischen Küste über Land nach Asuncion und Paraguay gebracht; 1542 und 1558 kamen einige weitere Transporte auf

demselben weiten Wege; allmälig verbreiteten sie sich nach Süden hin. Pferde und andere Hausthiere sind dagegen auf dem Seewege und dem La Plata hinauf ins Land gekommen.

## Zur Statistik der Dampfschifffahrt.

In Bezug auf die Dampfschifffahrt steht Großbritannien noch immer voran, doch heben wir mit einiger Genugthuung hervor, daß Deutschland in dieser Beziehung rüstig vorwärts schreitet. Bremen und Hamburg haben 12 transatlantische Seedampfer, die ganz vortrefflich sind und nichts zu wünschen übrig lassen. Auch an der Ostsee rührt man sich wacker.

Freilich sind die Engländer in viel günstigeren Verhältnissen und uns weit voraus. Sie haben gegenwärtig nicht weniger als 23 Packet-Dampfschifffahrtsgesellschaften, welche zusammen 370 Dampfer mit 560,000 Tons Tragfähigkeit und 110,000 Pferdekraft haben.

Von Liverpool aus fahren 164 Dampfer, von Hull 40, von London 35, von Glasgow 16, von Hartlepool 15 ꝛc. Etwa 200 versehen den Dienst lediglich auf der östlichen, 170 auf der westlichen Halbkugel, und von den letzteren etwa 80 mit Nordamerika. Die Schiffe haben 1865 mehr als 10 Millionen Miles zurückgelegt und mehr als 2 Millionen Tons Kohlen verbraucht.

Vor längerer Zeit haben wir einmal Mittheilungen über den Stand der großen Peninsular and Oriental-Company gegeben. Wir finden jetzt in der „Shipping and Mercantile Gazette" neuere Angaben über den Stand dieser großen Gesellschaft. Sie besaß zu Ende des Jahres 1865 an Schraubendampfern 41, an Raddampfern 12 Schiffe und außerdem 10 Fahrzeuge zum Transport ꝛc., zusammen 63 Schiffe von 92,353 Tons und 18,270 Pferdekraft.

Aber die französischen Messageries imperiales haben doch 7647 Tons mehr.

Der Werth der Schiffe der Peninsular- ꝛc. Compagnie ist zu 2,667,714 Pfd. Sterl. angenommen; es kommen also auf die Ton 28 Pfd. 17 Sh. 6 Pence; das übrige Eigenthum wird auf 214,560 Pfd. Sterl. geschätzt, dazu kommen aber noch Vorräthe von Kohlen ꝛc. im Werthe von 369,699 Pfd. Sterl.; — im Ganzen hat die Gesellschaft ein Eigenthum von 3,706,987 Pfd. Sterl. Die Bruttoeinnahme betrug 1864 2,346,203 und 1865 2,136,076 Pfd. Sterl., die Ausgabe in den respektiven Jahren 2,120,354 und 1,976,999 Pfd. Sterl. Dividende 10 Procent.

Im Jahr 1864 hat die Gesellschaft in Folge des Mitbewerbes der Messageries imperiales die Fahrpreise, welche sündhaft hoch waren, etwas herabgesetzt und sie beförderte 2200 Fahrgäste mehr als im Jahre vorher; der Ausfall in der Einnahme rührt daher, daß weniger Baargeld, Seide und Baumwolle zur Verladung kam.

England hat kein Monopol mehr in der transatlantischen Dampfschifffahrt. Unsere deutschen Fahrzeuge verrichten ihren Dienst mindestens eben so gut und rasch wie die Cunarddampfer. Auch die Anstrengungen der Franzosen sind aller Ehren werth; die Versuche der Nordamerikaner zu einer regelmäßigen Dampferverbindung mit Europa scheiterten bisher alle; von ihren fünf Collinsdampfern gingen binnen ein paar Jahren drei durch Unvorsichtigkeit verloren.

Die Messageries imperiales haben von Marseille aus für das ganze Mittelmeer einen natürlichen Vortheil. Dann wurde am 3. Juli 1861 die transatlantische Compagnie gegründet und sie wird von der Regierung freigebig unterstützt (jährlich 9,300,000 Frcs.). Sie hat ihre Schiffe in Frankreich gebaut, und das erforderte Zeit. Im Juli 1864 begann sie ihre Fahrten auf Newyork; sie hat Gunst gefunden; die Fahrzeuge sind rasch und Alles an Bord ist gut. Sie wird 21 Dampfer in Fahrt bringen mit 16,600 Pferdekraft. Sie fährt nun allmonatlich nach Havana und Mexico, Westindien und Panama und zweimal im Monate nach Newyork.

Die Compagnie der Messageries imperiales besaß am 1. Januar 1865 nicht weniger als 58 Dampfer mit 102,445 Tons und 17,560 Pferdekraft; sie hatten mehr als 86 Millionen Francs gekostet. Die Fahrten gehen nach Algerien, dem Archipelagus, die Häfen der Levante (Konstantinopel, Smyrna, Beyrut, Alexandria ꝛc.) und Indo-China.

**Notizen aus England.** Im Jahre 1865 sind in Großbritannien und Irland durch die Post ungefähr 680 Millionen Briefe befördert worden; davon kommen auf London etwa 170 Millionen; von 2,130,000 rekommandirten Briefen gingen nur 14 verloren, aber der Beamte, welcher sie unterschlagen hatte, wurde ermittelt.

Zu Birkenhead, Liverpool gegenüber, trat im Januar ein Geistlicher, Dr. Blakeley, auf, um den Gebrauch des Räucherns in den Kirchen und das Tragen bunter geistlicher Gewänder zu verdammen; dadurch verrathe man die Kirche und bahne die Einführung der papistischen Messe wieder an. Er forderte die in der Versammlung Anwesenden auf, einen Sturm des Unwillens zu erheben und durch denselben solche „Götzendienerei" fortzuschaffen. Das fand Anklang. Als ein anderer Geistlicher den Verbesserungsantrag stellte: die Versammlung möge erklären, daß eine Congregation nicht das Recht habe, sich in die gottesdienstlichen Angelegenheiten einer andern zu mischen, weil darin eine Beeinträchtigung der bürgerlichen und religiösen Freiheit der Engländer liege, entstand ein ungeheuerer Aufruhr, und am Ende wurde unter wahrem Höllenlärm Blakeley's Antigötzendienereiantrag gut geheißen. — Wir erwähnen dieses Vorfalls, weil er die kirchliche Aufregung bezeichnet, welche jetzt überall in England wuchert und sehr oft ins Fanatische umschlägt. Namentlich gehen die Baptisten aus Rand und Band und unter den Methodisten gährt es auch stark. Es ist der alte Sauerteig des finstern Puritanismus, der in Nordamerika so grenzenloses Unheil und so viel unabsehbare Verwirrung angestiftet hat. —

Das spanische Espartogras ist ein wichtiger Handelsartikel geworden und man bezahlt 20 Centner (die Tonne) mit 6 Pfd. Sterl. Es wird in den Papierfabriken verwandt.

In Großbritannien waren am 31. Dezember vorigen Jahres 12,299 Miles Eisenbahnen in Betrieb. Ihre Jahreseinnahmen haben 35,335,838 Pfd. Sterl. betragen, gegen 33,182,497 in 1864. Dieselben sind seit 5 Jahren ununterbrochen gestiegen; 1859 betrugen sie nur 25,576,100 Pfd. Sterl.

**Altgriechen und moderne Hellenen.** Jakob Philipp Fallmerayer hat in Bezug auf seine Ansichten über Neugriechenland noch bei Lebzeiten Genugthuung in Fülle bekommen, und sie war ihm zu gönnen, nachdem er so viele widersinnige Angriffe erfahren hatte. Heute sprechen die Engländer, welche einst für das Hellenenthum der modernen Slavogräken schwärmten, eben so. Sehr natürlich, diese modernen Hellenen zahlen ihre Zinsen nicht. Selbst der „Daily News", die sonst in ihren Urtheilen über Völkerverhältnisse manchmal bornirt ist, gehen die Augen auf. Die Neugriechen, sagt sie, haben sehr wenige von den guten Eigenschaften ihrer alten Vorfahren; was sie mit den alten Athenern gemein haben, das ist eine Leidenschaft nach Neuem und Neuigkeiten und für Beifall. Einige unbarmherzige Ethnologen behaupten zuversichtlich, daß in unseren Tagen kein Nachkomme der Athener aus den Tagen der klassischen Zeit mehr übrig sei; die modernen Hellenen seien vielmehr ein wirres Durcheinander von Ansiedlern sehr verschiedener Abstammung und von allerlei Raubgesindel. Diese Theorie gefällt allerdings denjenigen Griechen nicht, welche im Auslande leben und dort reich geworden sind, sie entspricht aber den Thatsachen. Diese sehr gemischte Abkunft und Verwandtschaft wird allerdings einigermaßen gemildert durch die Erinnerung an Vorfahren, deren Genius noch heute die Welt entzückt, und durch die geweihten Erinnerungen, welche sich an so viele Stätten Griechenlands knüpfen. Aber unsere heutigen Neuathener zeigen sich weder in Philosophie oder Kunst oder in der Staatswissenschaft als Landsleute des Plato, Phidias oder Aristoteles. Wohl aber haben sie die Eitelkeit und die turbulente Ruhelosigkeit, welche in der alten Republik die besten Bürger verfolgte und sie mit Todesstrafe heimsuchte. Die Nichtachtung in Bezug auf pecuniäre Verpflichtungen, ihre Unlust Schulden zu bezahlen, der Hang nach romantischem Straßenraube, der ihnen mehr zusagt als rechtschaffener Fleiß, welchen sie für schmutzig und niedrig erachten, — diese Dinge deuten auf weniger feines Blut, als die alten Griechen hatten, und bezeugen einen Hang zum Abenteuerlichen. Byron mochte von dem Volke, für welches er gekämpft hatte, gar nichts mehr wissen; trotzdem wurde der Traum von einem wieder lebendig zu machenden Griechenland aufs Tapet gebracht und die Schutzmächte ließen sich auf diese Thorheit ein. Heute sehen wir eine bankerotte Regierung, ein durch und durch demoralisirtes Volk und eine turbulente Stadt, die alles Geld an sich zieht. Außerdem ein verödetes Land, in welchem pittoreske Gentlemen ihr romantisches Unwesen treiben.

Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

# Eine Wanderung in Bithynien.

Große geschichtliche Erinnerungen. — Einfluß der Türken. — Chalcedon; Hannibals Grab; Nicomedia. — Die Saptiehs als türkische Gensdarmen. — Alte Römerstraße und ihr heutiger Zustand. — In Sabandja. — Die Sophonbrücke und der Sangarius. — Ada Basar. — Aufenthalt in Ak-Seraï. — Ein Abendessen im Rathhaussaale. — Nicäa, dessen Alterthümer und Geschichte. — Die Concilien, die Kreuzfahrer und die Byzantiner. — Kleinasiatische Typen.

An den Küsten Kleinasiens, Konstantinopel gegenüber, weht „Veilchenhauch“; wenigstens hat Fallmerayer es behauptet. Gewiß ist, daß die Natur nichts versäumt hat, um die ganze anatolische Halbinsel mehr oder weniger reich auszustatten und zu schmücken. Geschichtlich betrachtet, ist dort überall klassischer Boden, der sich aber in unseren Tagen einer größern oder geringern Barbarei preisgegeben sieht. Das ganze Leben stagnirt, gleichviel ob man die christlichen Griechen oder die mohammedanischen Türken ins Auge faßt.



Das constantinopolitanische Thor in Nicäa. (Nach A. v. Moustier.)

In Europa sind die Osmanen Fremdlinge und das fühlen sie auch, aber auf der asiatischen Seite wissen sie sich daheim. Ihnen gehört das Land, welches in uralten Tagen von Sesostris durchzogen wurde, wo Homer sang, der weise Thales als Naturforscher auftrat, Aesop Fabeln dichtete, wo Herodot und Apelles geboren wurden. Hier war ein zweites Griechenland, in welchem späterhin die Christen einander verfolgten und in Hekatomben abschlachteten. Hier wurden auch viele Dogmen, oftmals unter seltsamen Einwirkungen und Verhältnissen, festgestellt; aus den griechischen Tempeln waren Kirchen der „Nazarener“ geworden, und in den Tagen der Kreuzzüge haben Peter der Eremit, Gottfried von Bouillon und Kaiser Friedrich Rothbart diese Regionen durchzogen. Aber die Saracenen waren mächtiger, als die Ritter aus dem Abendlande; die Osmanen wurden gewaltig und blieben Herren und Gebieter, auch nachdem ihr Sultan Bajasid von dem Mongolen Tamerlan aufs Haupt geschlagen war.

Nun kennt man den alten Satz: Wohin der Türke seinen Fuß setzt, dort gedeiht kein Gras. Und es ist wahr: die Osmanen sind ohne schöpferische Begabung und tragen nicht einmal die Fähigkeit in sich, das Gute, Tüchtige und Nützliche, welches sie vorfinden, zu erhalten. Türkei und Verfall sind Begriffe, die einander entsprechen.

Auch Kleinasien liefert den Beweis dafür. Aber trotz aller Ruinen, und in nicht geringem Grade wegen derselben, zieht dieses Land immer und immer wieder wissenschaftlich gebildete Reisende an, denn jeder findet für Geschichte, Sprachwissenschaft und Völkerkunde eine reiche Ausbeute. Auf Bequemlichkeit und manchmal auch auf persönliche Sicherheit muß allerdings der Wanderer Verzicht leisten; aber das weiß er im Voraus und hat sich demgemäß einzurichten. Er verschafft sich von der hohen Pforte in Stambul einen Ferman des Großherrn und dieser Empfehlungspaß wird respectirt von aller Welt. Einen solchen erhielt auch der Graf von Moustier, als er im Sep-

tember 1862 seinen Ausflug durch das vordere Kleinasien unternahm, auf dem wir ihn vorerst bis zu dem alten Nicäa begleiten wollen.

Am 25. September, an einem prächtigen Herbsttage, schwamm sein Fahrzeug in der Bucht von Nicomedia, dem Astapus sinus der Alten, der von bewaldeten Höhen umgeben ist. Einst war dort reges Leben; jetzt erblickt man nur wenige Dörfer am Ufer. Am Eingange zur Bucht liegt Kadi Keüi, auf der Stelle des alten Chalcedon, das von Pharnabazus, dann von Alcibiades und von Mithridates belagert wurde, wo Rufinus, der unwürdige Minister der Kaiser Theodosius und Arcadius, eine prächtige Villa hatte und wo die Geistlichkeit der herrschenden Kirchenpartei auf einem berühmt gewordenen Concilium, 451, den Eutyches für einen Ketzer erklärte.

Weiterhin kommen in Sicht: Gebiseh, das Lybissa der Alten, wo Hannibal Gift nahm, um nicht lebendig in die Gewalt der Römer zu fallen. Plinius hat das Grab des großen karthagischen Heerführers besucht, und Moustier meint, daß ein mit Rasen bedeckter Hügel, der noch heute vorhanden ist, den Ort bezeichne, wo Hannibal seine Ruhestätte fand. — Dann Hereke, Ancyron, in der Nähe von Nicomedia, wo Constantin, der sogenannte Große, eine Villa besaß, in welcher er seinen höchst unheiligen Geist aufgegeben hat.

Das Schiff warf vor Ismid, Nicomedia, seine Anker aus. Zunächst fällt ein Kiosk des Sultans in die Augen, der aber nicht an den großartigen Palast Diocletians, oder an jenen erinnert, welchen Sultan Murad der Vierte im 17. Jahrhundert erbauen ließ. Von beiden sind keine Spuren mehr vorhanden. Auf den Werften werden dann und wann Kriegsschiffe gezimmert. Die einst glänzende und sehr volkreiche Hauptstadt des alten Bithyniens zählt jetzt etwa 20,000 Einwohner.

Der Reisende ging zum Kaimakan, um seinen Ferman vorzuzeigen. Dieser Beamte saß unter einem Zelte und war von den Mitgliedern des Medschlis, der Rathsversammlung, umgeben, benahm sich nach Gebühr und stellte zwei Saptiehs, welche dem mit Postpferden reisenden Europäer zum Geleite mitgegeben wurden. Nach einigen Stunden war Alles in Ordnung, man tauschte Tamenos, Grüße, aus und ritt aus der Stadt. Die Saptiehs kann man dem Wesen nach als eine Art von Gensdarmen bezeichnen; sie sind aber nicht gleichmäßig gekleidet, sondern wie türkische Reiter überhaupt, tragen nach Belieben Fes oder Turban, Jacken von verschiedener Farbe; auch sind die Waffen nicht gleichmäßig. Der Türke ist gern Saptieh; er kann als solcher zu Pferde sein, den blanken Säbel führen, im Land umher traben, gemächlich seinen Tschibuk rauchen und sich in den Dorfschenken oder wohin er sonst kommt, etwas aufwarten lassen. Sein Monatssold übersteigt jedoch vier deutsche Thaler nicht, und deshalb sind ihm Accidentien sehr willkommen. Manchem sagt man nach, er stehe im Einverständnisse mit den Straßenräubern, und das mag auch wohl vorkommen; gewiß bleibt, daß nicht selten Saptiehs bei Erfüllung ihrer Pflicht das Leben in die Schanze geschlagen haben.

Von Ismid bis Sabandja mögen es etwa 7 deutsche Meilen sein. Die Straße ist 12 bis 14 Fuß breit, gepflastert, aber in einem so abscheulichen, in einem so türkischen Zustande, daß sie an mehren Stellen kaum noch vorhanden ist und die Pferde Seitenwege aufsuchen. Und das ist die alte Römerstraße, welche von hier aus Kleinasien von Nordwesten nach Südosten, bis an die Grenzen Syriens durchzog, und von welcher noch heute viele verschiedene Wege auszweigen, durch welche Stambul mit Armenien, dem Persischen Meerbusen und Mesopotamien in Verbindung steht. Die ersten osmanischen Sultane haben allerdings etwas gethan, um sie in leidlichem Stande zu erhalten, aber später hat sich Niemand mehr um Ausbau und Besserung bekümmert.

Auf einem solchen Wege gelangt man nach Sabandja. Dort sind die Straßen sehr eng und schmal, aber der Chan, das für Reisende bestimmte Einkehrhaus, war neu, überraschend sauber, sogar mit Matten belegt und hatte einen Kaffeewirth, der auch ein aus Huhn und Reis bestehendes Mittagsmahl auf den Tisch brachte.

Dicht bei Sabandja liegt ein kleiner See, durch welchen einst Kaiser Trajan vermöge eines Kanals den Sangarius mit der Bucht von Nicomedien in Verbindung bringen wollte; das Projekt wurde aber nicht ausgeführt. Weiterhin kommt man an die Sophonbrücke, welche Kaiser Justinian über den Sangarius schlagen ließ; der Fluß hat sich aber später einen andern Weg gebahnt und das alte Bett bildet nur noch eine sumpfige Niederung, durch welche sich ein schmaler Wasserlauf hinzieht. In dieser Gegend traf der Reisende viele Armenier, die mit Frauen und Kindern zu einem Wallfahrtsorte zogen. Ada Bazar, am linken Ufer des Sangarius, zählt etwa 10,000 Seelen; davon sind etwa 3000 Armenier und 1000 Griechen. Der Gemeindevorsteher der letzteren begrüßte den Fremden und brachte denselben bei einem Kaufmann unter, der es an Confituren, Cigarretten (die Griechen rauchen lieber diese als den Tschibuk) und Aufmerksamkeiten nicht fehlen ließ. Die griechische Kirche bietet nichts Bemerkenswerthes dar, aber als Merkwürdigkeit kann eine durch Dampf getriebene Sägemühle betrachtet werden, die ein Kaufmann aus Pera in Ada Bazar gebaut hat. Sie liefert eine große Menge von Gewehrkolben für die europäischen Heere. Der Nußbaum gedeiht in dieser Gegend ganz ausgezeichnet; man sieht viele hundertjährige Bäume, aber keinen Nachwuchs. Weder Türken noch Griechen pflanzen Nußbäume nach, so wenig wie der Neger Kaffeebäume nachpflanzt. So wird der vorhandene Reichthum bald erschöpft sein, aber bis auf weiteres macht jene Sägemühle ausgezeichnete Geschäfte.

Jenseits Ada Bazar führt der Weg erst durch eine Strecke Haideland, dann aber treten wieder Nußbäume auf und weiterhin fällt das Gelände ab zum Sangarius oder Sakara, wie die Türken sagen; er ist nächst dem Halys, Kisil Irmak, der bedeutendste Strom von Kleinasien. Der Engpaß ist so schmal, daß in demselben kaum zwei Männer neben einander reiten können, und wenn zwei Karawanen sich begegnen, muß eine warten, bis die andere hindurch gezogen ist. Nach Verlauf einer Stunde wird das Thal etwas breiter und man rastet dann in einem Karawanserai an der Kemer Küprü, d. h. Bogenbrücke, die aber nur von Fußgängern und Reitern passirt werden kann. Zwei steinerne Bögen sind einst in Folge von Erdbeben eingestürzt; die Türken haben natürlich nichts ausgebaut, sondern einige Balken eingeraumt und Bretter darüber gelegt. Das Karawanserai hat im Innern große Stallräume; an den Hofseiten laufen Gallerien mit kleinen Gemächern, in denen die Kameeltreiber Unterkommen finden.

Weiterhin treten die Uferhöhen zurück, das Land ist fruchtbar und verhältnißmäßig gut angebaut, bis zur kleinen Stadt Geiweh, in welcher man das alte Tottäum vermuthet. Hier wachsen vortreffliche Melonen. Nach ein paar Stunden kommt dann eine Ortschaft in Sicht, die mit ihren dunkeln, aus gestampfter Erde aufgeführten Häusern sich keineswegs einladend ausnimmt. Trotzdem heißt sie die weiße Burg, Ak Seraï oder Ak-Hissar. Das

Einkehrhaus war gründlich im Verfall, aber bald erschienen einige Beamten, um den Fremden in den Konak zu geleiten. In diesem alten Gebäude sah Alles anständiger aus, denn es ist ein Amtshaus, gehört der Regierung und hat sogar ein zweites Stockwerk.

„Im Saale waren die Notabeln der Stadt versammelt, um uns würdig zu empfangen, und draußen ließen es die Diener nicht an Aufmerksamkeit fehlen. Unter denselben fiel uns ein Neger auf, der eine vom Halse bis zum Fußknöchel reichende Kette trug. Auf unsere Frage wurde geantwortet, daß man auf solche Weise die Diebe für Jedermann kenntlich mache. So wisse man doch, woran man mit solch einem Menschen sei."

„Doch wir befinden uns im Rathssaal und man ladet uns höflich ein, auf dem Diwan Platz zu nehmen. Der Stellvertreter des Mudir, welcher eben auf einer Reise nach Nicomedia begriffen war, zieht den Ferman hervor, hält als Zeichen der Hochachtung vor diesem Documente des Sultans die Hand an die Stirne und liest den Inhalt vor. Dann werden uns Tschibucks angeboten, wir trinken Kaffee und können uns ganz gemächlich den Saal betrachten. Unsere Abbildung veranschaulicht denselben. Da steht eine große, stark mit Eisen beschlagene Truhe vor dem einen Diwan; eine solche ist im Allgemeinen das einzige bewegliche Zimmergeräth im Selamlik, d. h. im Gemache der Männer (im Gegensatze zum Harem, den Gemächern der Frauen). Man verwahrt Geld und wichtige Urkunden darin, weniger belangreiche Papiere werden unter die Polster gesteckt! Die Türken sind nun einmal kein bureaukratisches Schreibervolk." (S. 357.)



Das Thor von Lefke in Nicäa. (Nach A. v. Moustier.)

„Im großen Saale dieses Konak sahen wir ferner den Kadi, den Iman und einige andere wichtige Personen, welche den Medschlis, der Rathsversammlung, angehörten und gemächlich ihre Pfeife rauchten."

„Inzwischen wurde es Abend. Wir standen auf und gingen ans Fenster, von welchem aus wir eine prachtvolle Aussicht hatten. Die grünen Berge waren von den Strahlen der scheidenden Sonne mit rothem und goldigem Schimmer übergossen, und als die Dunkelheit hereingebrochen war, fand sich eine Anzahl junger Männer ein, die in langherabhängende Gewänder gekleidet waren und an die ägyptischen Almehs (Tanzmädchen) erinnerten. Sie schwangen Fackeln und führten Tänze auf."

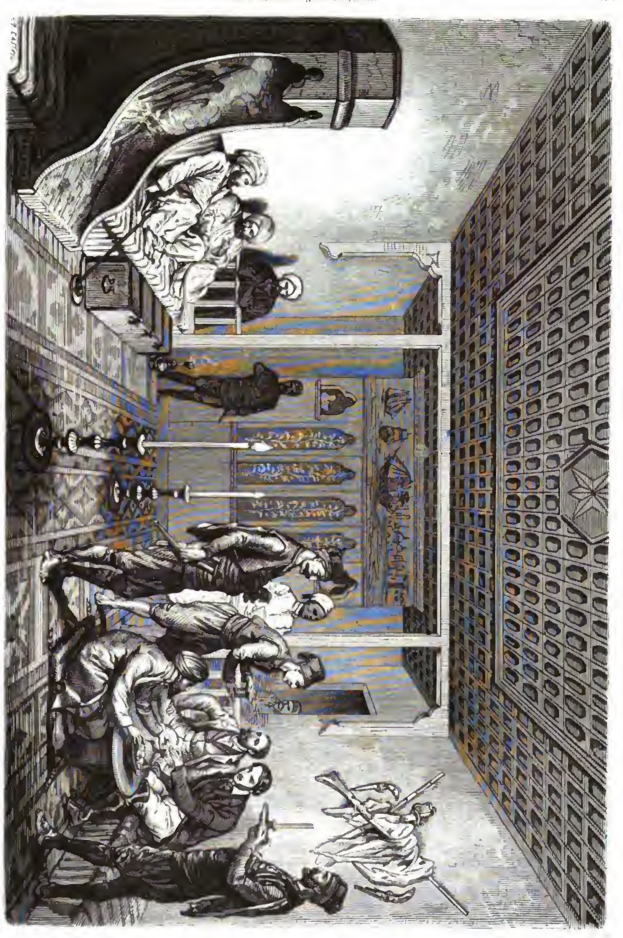
„Im Saale stellte man Wachsfackeln in hohen Leuchtern auf den Fußboden, und dann wurden die Gerichte aufgetragen, mit denen man uns bewirthete, eine Schüssel nach der andern, bald eine gesalzene und dann eine gezuckerte Speise, eine warme und eine kalte. Da kamen Kebab, d. h. auf dem Roste gebratenes Schöpsenfleisch, — Dolmas, Kugeln von gehacktem Fleisch in Weinblätter gewickelt; — Böreks, Blätterkuchen von verschiedener Gestalt; — Kaïmak, eine Art Sahne, und Yaurt, geschlagene Sahne, welche man gewöhnlich als Brühe über Fleischragout schüttet. Natürlich fehlte das National gericht der Türken nicht, der Pilav, und er beschloß die Mahlzeit, in so weit die Kochkunst in Frage kam. Hinterher kamen mehre Arten von Melonen auf den Tisch: die weiße, sehr saftige Kavun und die Karpus mit rothem Fleisch." —

Von Tellern und Gabeln ist keine Rede; jeder schöpft Flüssiges mit einem kleinen Holzlöffel; Fleisch, feste Speisen und Pasteten langt man sich mit den Fingern. Der Wirth reicht die leckersten Bissen seinen Gästen hin und diese bedanken sich für die Aufmerksamkeit in verbindlichster Weise. Flaschen kommen natürlich nicht zum Vorschein, nicht einmal Karaffen oder Gläser. Ein Diener bringt eine Art Schale mit Wasser, über welche er seine Hand gedeckt hält, und reicht sie jenen Gästen, welche ihm ein Zeichen geben, zum Trinken hin. Ein anderer Diener hält einen Leuchter, und nachdem alle sich gesättigt haben, wäscht der Hausmeister ihnen die Finger. Nachher wurde eine Ruhestunde gehalten; man breitete im Selamlik Matratzen und Decken aus und schlummerte dann. So war im Verlauf weniger Stunden dieses Gemach erst Gerichtssaal und dann Gesellschafts-, Speise- und Schlafzimmer. Die Türken machen es sich eben so bequem als möglich.

Die Reisenden verweilten ein paar Tage lang in dem gastlichen Ak Serai, verließen dann das schöne Thal des Sangarius und ritten über eine steile, mit großen Felsblöcken übersäte Anhöhe, auf welcher eben damals Räuber ihr Unwesen trieben. Die Saptiehs luden die Gewehre gut; vor ein paar Wochen waren ihre Kameraden überfallen worden und zwei derselben hatten ins Gras beißen müssen. Auch war jüngst zwischen Nicäa und Karanussal ein französischer Seidenhändler ermordet worden. Diesmal ließen sich keine gefährlichen Männer blicken auf der Hochebene, welche zwischen dem Sangarius und dem Isnik göül, dem See von Nicäa, dem Lacus Ascanius der Alten, liegt:



Türkischer Bauer. Karawanbaschi aus dem östlichen Anatolien. Gebirgsbewohner aus dem Tmolus. Türkischer Grundbesitzer. Saptiehs. Betteldervisch.
(Nach Zeichnungen von A. v. Moustier.)



Im Saale des Konak zu Ak Serai. (Nach A. v. Moustier.)

Auf einem sanft abfallenden bewaldeten Terrain kommt man nach Nicäa.

Die Ruinen dieser alten Stadt regen die Einbildungskraft mächtig an; sie sind bei weitem nicht genug gepriesen worden und geben dem Alterthumsforscher, dem Baumeister und dem Maler Stoff in Hülle und Fülle, der Dichter ganz zu geschweigen. Es kann nicht ausbleiben, daß sie künftig eine bessere Würdigung finden.

Nicäa ist von Antigonus wenige Jahre nach dem Tode Alexanders des Großen erbaut worden. Aber seine alten griechischen Kunstdenkmäler sind durch Zeit und Erdbeben, Ueberfälle der Barbaren und manche Belagerungen zu Grunde gegangen. Man findet übrigens manche Bruchstücke alter Architektur in neueren Gebäuden und namentlich in der Ringmauer; hier einen Säulenschaft, dort ein Kapitäl im besten korinthischen Styl, und auf manchen Strecken ist diese Wallmauer mit alten Grabsteinen oder marmornen Architraven bekleidet. Das Theater ist in den Zeiten des Kaisers Trajan erbaut worden, welchem Plinius der Jüngere in seinen Briefen Einzelnheiten über den Fortgang des Baues meldet. Gegenwärtig sieht man nur eine wirre Masse von Gewölben und Treppenstufen, welche von einer üppigen Vegetation überwuchert sind. Zwei Hauptthore: das nach Stambul und das nach Lefke führende, haben Triumphbögen aus weißem Marmor. Dieselben sind unter Hadrian gebaut worden. Aus der byzantinischen Zeit sind mehr Monumente erhalten als aus den Tagen des Alterthums; namentlich verdient die eigenthümliche Art, in welcher die Befestigungsmauern angelegt sind, die Aufmerksamkeit der Sachverständigen. Auf einer Strecke von etwa 12,000 Fuß sind sie fast ohne irgend eine Lücke erhalten, bestehen aus einer doppelten Mauer, dem moenium und dem agger, und sind im Ganzen von 283 Thürmen flankirt; nur einige derselben sind viereckig.

Es versteht sich von selbst, daß in der Byzantinerzeit manche Kirchen gebaut worden sind; die heutige Kathedrale scheint aus dem 12. Jahrhundert herzurühren und hat beachtenswerthe Malereien; eine andere, die Agia Sophia, hat keine Kuppel und keine Gewölbe mehr, wohl aber hübsche Mosaiken. Von dem kaiserlichen Palaste, in welchem das erste nicänische Concil seine Sitzungen hielt, ist nichts mehr übrig. Die seldschuckischen Sultane, deren Hauptstadt Ikonium war, bauten auch zu Nicäa in dem anmuthigen arabischen Style, der aus indischen, persischen und byzantinischen Motiven zusammengesetzt ist. Man glaubt sich nach Bagdad versetzt, wenn man durch das Thor von Lefke in die Stadt eintritt und urplötzlich sieht, wie über dunkeln Ruinenmassen das mit emaillirter Fayence bekleidete Minaret der Yeschil Dschami (grünen Moschee) mit rothen, grünen und blauen, überaus frischen Farben sich stolz in die Luft empor hebt. Diese Moschee ist ein wahres Bijou; die Gittergeländer, welche den Porticus bilden, und die in den weißen Marmor der Vorderseite eingegrabenen Verzierungen können mit den schönsten Erzeugnissen sich messen, welche der maurische Genius in Spanien hervorgebracht hat. Es schmerzt Einen, wenn man jetzt dieses köstliche Denkmal so verlassen sieht. Freilich dient sie immer noch dem Cultus, indem sie zu einer religiösen Schule, einer Medresseh, gehört, in welcher etwa ein Dutzend Softas, Seminaristen, Unterricht erhalten. Diese armen Bursche hausen in kleinen, hufeisenförmigen Zellen und studiren melancholisch genug ihren Koran. Ruinen von Bädern liegen in der Nähe; diese sind, wie eine Inschrift besagt, 1338 erbaut worden; die Moschee wurde zehn Jahre früher errichtet.

Neben diesen Trümmern aus der heidnischen, christlichen und mohammedanischen Zeit, welche so scharfe Gegensätze zu einander darbieten, gewahrt man auch einzelne Imarets, Hospize und öffentliche Küchen, in denen armen Leuten und Schülern Speisen verabreicht werden; einige sind in recht hübschem Styl aufgeführt.

Nicäa stand in seinem höchsten Glanz, als dort, 327, unter der Regierung des argen Sünders und Bösewichts Constantin das erste große Concilium abgehalten wurde. Der Kaiser bezahlte den Bischöfen, welche sich zu demselben einfanden, die Reisekosten; er selber, in ein mit Edelsteinen besetztes purpurnes Prunkgewand gekleidet und auf einem goldenen Sessel thronend, führte den Vorsitz. Das Concilium verdammte den Alexandriner Arius, weil er behauptete, Gott der Sohn sei Gott dem Vater nicht gleich, sondern ähnlich. Der Zank über diese Formeln hat im Fortgange der Zeit einigen Millionen Menschen das Leben gekostet. Constantin schloß das Concil mit glänzenden Festen, deren Pracht alle Beschreibung überstieg. Vier Jahrhunderte später waren noch einmal viele Bischöfe, 377 an der Zahl, in Nicäa versammelt; dieses siebente ökumenische Concilium stellte die Lehren und Normen für die Verehrung der Heiligenbilder fest. Aber das Alles konnte nicht verhindern, daß die arabischen Chalifen wie ein Sturmwind heranbrausten und später die seldschuckischen Türken kamen, welche diese Stadt Nicäa den byzantinischen Kaisern entrissen. Noch vor den Kreuzzügen war Robert, Herzog von der Normandie, auf einer Wallfahrt nach Jerusalem in Nicäa; er starb dort unter geheimnißvollen Umständen.

Als die undisciplinirten Horden der ersten Kreuzfahrer unter Peter dem Eremiten und Walter Habenichts nach dem heiligen Grab in Jerusalem ziehen wollten, landeten ihrer dreitausend bei Gemlek, wo der See Ascanius die Ueberfülle seines Wassers in das Meer ergießt. Sie rückten vor Nicäa; der Sultan trat ihnen auf der rechten Seite des Sees entgegen, unweit vom Dorfe Basardschick, und richtete ein entsetzliches Gemetzel an. Im folgenden Jahre, 1097, erschienen Gottfried von Bouillon, Bohemund von Tarent und andere edle Herren mit einigen hunderttausend Kriegern, die sich aus neunzehn verschiedenen Völkern im Kreuzheere zusammen gefunden hatten, vor Nicäa. Sie kamen von Nicomedia her und sofort begann der Kampf, der reich ist an romantischen Abenteuern. Der Sultan Soliman Kilidsch Arslan brach aus den Engpässen des Olymp hervor und lieferte dem Grafen von Toulouse vor dem Südthor eine Schlacht, verlor 4000 Mann, mußte zurückweichen ins Gebirge, und Tancred von der Normandie verrichtete Wunder der Tapferkeit. Gottfried von Bouillon rückte bis dicht unter die Mauer vor, nahm eine Schleuder zur Hand und streckte mit seinem Geschoß einen riesigen Saracenen nieder. Von allen Seiten wurde Nicäa bestürmt, man schleuderte vermöge der Balisten gewaltige Steinmassen hinein, man warf Feuer und Solimans Krieger wehrten sich tapfer. Aber ein lombardischer Ingenieur unterwühlt die Mauer, schafft eine Lücke, und den Belagerten schwindet die Hoffnung, um so mehr, da es den Kreuzfahrern gelungen war, eine Menge von Fahrzeugen über Land bis in den See von Nicäa zu schleppen und die Stadt auch von dieser Seite zu blockiren. Eine saracenische Prinzessin will in einem Nachen entfliehen, wird aber gefangen. Die hart bedrängten Muselmänner gehen schon ernsthaft mit dem Gedanken um, den Kreuzfahrern Nicäa zu übergeben.

Aber die Dinge nahmen eine andere Wendung. Der byzantinische Kaiser Alexius der Comnene hatte dem Herzoge Gottfried von Bouillon ein kleines Heer zugeschickt, weniger in der Absicht, den Kreuzfahrern Hülfe zu leisten,

als bei günstiger Gelegenheit sein eigenes politisches Interesse wahrzunehmen. Der Anführer dieser byzantinischen Truppen hieß Butumites; die Lateiner nennen ihn Tatinus. Es gelang ihm insgeheim, in die Stadt zu dringen. Den Saracenen wußte er darzuthun, daß Alexius ein besserer Herrscher für sie sein werde, als der Anführer der abendländischen Kreuzfahrer.

Diese, nun überlistet, waren tief erbittert, als sie auf den Mauern Nicäa's die byzantinische Fahne flattern sahen. Gern hätten sie Rache genommen an den hinterlistigen Griechen, aber sie hielten sich an ihren Eid gebunden und eilten der „heiligen Stadt“ zu. Am 25. Juni brachen sie ihr Lager vor Nicäa ab und zogen gegen Süden.

Die Byzantiner behielten nicht lange, was sie durch Treulosigkeit erworben hatten. Im Jahr 1106 wurden die Seldschucken wieder Herren der Stadt und behaupteten dieselbe bis ins 12. Jahrhundert. Dann fiel Nicäa abermals in die Gewalt der Byzantiner und war Hauptstadt der griechischen Kaiser, während die Lateiner über ein halbes Jahrhundert lang im Besitze von Konstantinopel waren. Theodor Laskaris ließ sich 1203 in Nicäa krönen. Nach einer langen Belagerung, in welcher die Stadt viel durch Hungersnoth gelitten, öffneten die Einwohner, 1330, ihre Thore dem Sultan Orchan, und seitdem ist Nicäa nun über ein halbes Jahrtausend lang im unbestrittenen Besitze der Türken geblieben.

Wo ist der alte Glanz? Nicäa hat 2 bis 3000 Einwohner, zumeist Griechen. Die Luft ist nicht gesund; schon im Alterthum hat man diesen Uebelstand beklagt. Der See liefert viele Fische, bleibt aber für den Verkehr ohne allen Nutzen; weder Türken noch Griechen haben andere Fahrzeuge auf dem Wasser als einige Fischernachen.

Vor dem Konak konnten die Reisenden verschiedene Typen kleinasiatischer Menschen mit aller Muße betrachten und Zeichnungen entwerfen. Unsere Illustration zeigt lebensgetreue, charakteristische Bilder.

---

# Heinrich Barths Würdigung durch einen französischen Gelehrten.

Barth gehörte unter die hervorragenden Männer unserer Zeit und seine Verdienste um die Wissenschaft sind unsterblich. Mehr als einmal haben wir im Globus darauf hingewiesen, daß man in England sich die Miene gab, dieselben zu unterschätzen. Man benimmt sich kleinlich im „großmüthigen Albion“. Wir haben in londoner Blättern mehr als einen Nekrolog über das Jahr 1865 gelesen, aber Heinrich Barths wurde darin auch nicht mit einer Silbe erwähnt!

Die Franzosen sind besser. Während sie die verdienstvollen Männer ihres eigenen Landes nach Gebühr in Ehren halten, geizen sie doch nicht, wenn es sich darum handelt, die Leistungen von Gelehrten zu würdigen, welche einem andern Volk angehören. Wie rechtschaffen verfährt, um nur ein Beispiel anzuführen, der vortreffliche Vivien de St. Martin. Aber er steht nicht allein. Wir haben wieder einen Beweis dafür in dem Nachrufe, welchen Dr. A. Warnier aus Algier unserm Landsmanne gewidmet hat. (Economiste français, 25. Januar 1866.) Der französische Gelehrte spricht sich mit so großer Wärme und mit solcher Pietät und Hingebung aus, seine Anerkennung kommt so freudig aus dem Herzen, daß wir nicht umhin können, das Wesentliche mitzutheilen. Wir schrieben unsern Nekrolog über unsern Landsmann (S. 188) unter dem ersten Eindrucke von Barths Ableben; das Nachfolgende ist geeignet, denselben in Bezug auf manche Specialitäten zu ergänzen. — —

Barth, so schreibt Dr. Warnier, war am 18. April 1821 zu Hamburg geboren; er starb am 25. November 1865, im Alter von 44 Jahren, 7 Monaten und 7 Tagen.

Am 31. Januar 1845 brach er auf, um seine erste Forschungsreise zu machen. So zerfällt sein Leben in zwei Abschnitte: einen der Vorbereitung von 23 Jahren 9 Monaten und 7 Tagen, und einen der Ausführung von 20 Jahren und 10 Monaten. Als Barth 23 Jahre alt war, sprach oder schrieb er Latein, Altgriechisch, Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch und Arabisch. Er kannte die Klassiker, die Geschichte des Alterthums, war in Schriften des Mittelalters belesen, hatte gediegene Kenntnisse in der Geographie und Alterthumskunde, und war mit Allem vertraut, was über Afrika und das Becken des Mittelmeeres geschrieben worden war. Er war Doctor der Philosophie und Doctor juris, hatte eine Dissertation über den Handel des alten Korinth geschrieben und schon eine Studienreise in Italien gemacht.

Der erste Abschnitt seiner Reisezeit fällt in die Jahre 1845 bis 1847; der zweite in jene von 1849 bis 55, ein dritter 1858, und 1865 war er abermals von längeren Reisen zurückgekehrt.

Er hat außerhalb Europa's zurückgelegt: 46° 30′ der Länge, zwischen Rabat und Trapezunt; 30° 30′ der Breite, zwischen Konstantinopel und Yola; 20° 30′ der Länge von Dirma nach Massenja, zwischen dem Wendekreise des Krebses und dem Aequator.

Sein Itinerarium ergiebt, abgerechnet die Strecken, welche er zweimal zurückgelegt hat, eine Länge von 27,968 Kilometer, theils in ganz, theils in noch sehr mangelhaft bekannten Gegenden. Stets hat er Uhr, Kompas und Bleistift in der Hand gehabt, sorgfältig alle Beobachtungen niedergeschrieben und bei den Landeseinwohnern Erkundigungen eingezogen. Auf seinen Wanderungen hat er mehr als 50 Völkerschaften und Stämme kennen gelernt, deren Namen wir vor ihm nicht kannten. Zu den Sprachen, welcher er bereits mächtig war, lernte er noch vier andere: den Dialekt des Berberischen, welchen die Auellimiden sprechen; das Kanori (die Sprache in Bornu); das Haussa, welches im innern Sudan eine so weite Verbreitung hat, und das Türkische.

Barth brachte 8 große Vocabularien mit, deren jedes aus mehren tausend Wörtern besteht, und 44 kleinere, je von einigen hundert Wörtern; er hatte Notizen über die Elemente der Grammatik und geschichtliche und ethnographische Notizen über diese verschiedenen Völkerschaften niedergeschrieben.

In Timbuktu schrieb er Arabisch an den Scheich el Bakay, Französisch an den Marschall Randon, Englisch an Lord

Palmerston, Deutsch an Dr. Petermann, und sprach mit den Barbaren, unter welchen er in Afrika lebte, in zehn verschiedenen Sprachen. —

Warnier führt dann die verschiedenen Werke an, welche Barth veröffentlicht hat, und betont entschieden, daß er, als Franzose und Algerier, es als eine Ehrenschuld und Ehrenpflicht betrachte, die großen Verdienste des Mannes seinen Landsleuten zur Anschauung zu bringen. „Barths wissenschaftliche Forschungen kommen der ganzen Welt zu gute; was er aber sonst in Bezug auf Afrika geleistet, wird wichtige Ergebnisse für Frankreich, Algerien und den Senegal nach sich ziehen.

Das Mittelländische Meer ist das mare nostrum der lateinischen Rasse und insbesondere Frankreichs. Wir besitzen an demselben die Gestadelandschaft von Nizza bis Port Vendres, Corsica mit seinen vielen Häfen und 250 Lieues Küste in Algerien. Der Suezkanal ist unser Werk; wir haben ein Protektorat über die heiligen Stätten in Palästina und über die Echelles in der Levante.

Frankreich ist diejenige europäische Macht, welcher die Entdeckungen in Afrika am meisten zu gute kommen; es hat dort die meisten Interessen wegen Algeriens und Senegambiens, wegen seiner Besitzungen in Guinea: Bassam, Assinie, Porto novo und Gabon; wegen jener im Indischen Ocean: Bourbon, Sainte Marie, Mayotte, Nossi bé, Madagaskar, und wegen unseres Hafens Obok in der Bab el Mandeb, wegen des Hafens von Adulis, wegen des Suezkanales und Port Said.

Nun hat ein wunderbar gelehrter Mann, der vor keiner Schwierigkeit zurückbebte, zwanzig Jahre lang Reisen und Studien gemacht, um uns zu enthüllen, was wir nicht wußten, und was zu wissen uns doch so nöthig war. Und wenn sein Name nicht einen Weltruf hätte, so würde er unter uns kaum bekannt sein; denn zu unserer Schande müssen wir gestehen, daß man in Frankreich nur mit Mühe zwanzig Leute finden würde, welche die so hochwichtigen und so durch und durch gewissenhaften Arbeiten Barths gelesen haben!" — Dr. Warnier betont dann, daß keine französische Buchhandlung es gewagt habe, eine Uebersetzung von Barths Werken zu drucken; nur in Belgien sei ein überdies schlechter Auszug erschienen.

In Frankreich war die Ansicht verbreitet, daß Barth sich gegen die algierer Regierung in einer nicht geeigneten Weise benommen habe. Dagegen nimmt Warnier ihn in Schutz. Es handelt sich um folgende Episode:

Barth war 8 Monate und 11 Tage in Timbuktu oder dessen Umgebung, zumeist unwohl, halb und halb ein Gefangener, unablässig bedroht durch die Ränke des Fulbehofes von Hamdallahi, welcher vom Marabut El Bakay den Kopf des Europäers verlangte und sogar zweimal eine Kriegsexpedition gegen das Lager von Barths Beschützer aussandte.

Barth war diesem seinem Beschützer zu Dank verpflichtet; er hatte mit El Bakay einen Gegenseitigkeitsvertrag abgeschlossen, kraft dessen die britische Regierung und der Scheich von Timbuktu Verbündete waren. Nun kamen damals Abgesandte aus der Oase Tuat und baten den Scheich um Unterstützung, weil sie den Fall als möglich annahmen, daß die Franzosen nach Tuat kommen würden. Diese hatten Laghuat und Wargla in Besitz genommen und jetzt besorgten die verschiedenen Oasen, welche die Gruppe von Tuat bilden, einen Angriff. Darüber entstand in Timbuktu große Aufregung und auch die Nomaden wurden besorgt, denn das Land am mittlern Niger erhält von Norden her seine Waaren über Tuat, von wo auch die unentbehrlichen Datteln nach jenem Süden kommen. Man ging nun damit um, den heiligen Krieg gegen die Franzosen zu predigen. Barth aber beruhigte den Scheich, indem er auseinandersetzte, daß Wargla geographisch zu Algerien gehöre und eine Besitznahme desselben durch die Franzosen weder für Tuat noch für Timbuktu nachtheilig sei. El Bakay seinerseits gab sich Mühe, die Aufregung zu beschwichtigen, und wies auch darauf hin, daß England, kraft des eben mit Barth abgeschlossenen Vertrages, im Nothfall seinen Schutz gewähren müsse.

Barth ist bekanntlich kein Engländer, und es wurde gegen El Bakay geäußert, daß er wohl gar ein französischer Spion sein könne; England werde gegen eine andere christliche Macht nichts unternehmen, weil Wargla ihm gewiß sehr unbedeutend vorkomme. Die Partei der Hitzköpfe schien Oberwasser zu gewinnen. Da schrieb El Bakay an den Generalgouverneur von Algerien einen etwas lebhaft stylisirten Brief wegen der Unabhängigkeit von Tuat; er mußte die aufgeregten Leute besänftigen und Barth gegen Wuthausbrüche sichern. Dieser wurde aufgefordert, dem Briefe eine Art von Unterstützung im Namen der englischen Regierung beizufügen und er schrieb darunter: „So geschehen, in meiner Gegenwart, in Timbuktu, am 9. Mai 1854." Aus diesen Worten hat man nun eine „Beleidigung gegen eine christliche Macht" folgern wollen! Barth wußte, daß jener Brief des Scheichs rasch und sicher an die Adresse gelangen werde; ihm lag vor allem daran, daß man in Europa erfahre, er sei noch am Leben, verweile in Timbuktu und sei bei dem dortigen Scheich.

In Europa hielt man ihn längst für todt und von dort kam für ihn keine Unterstützung. In Algier aber begriff man den Sinn von Barths Worten nicht, und erst als Barth nach Bornu zurückgekehrt war, erfuhr man, daß er frei geworden sei. Dann aber war es zu spät, ihm Subsidien zukommen zu lassen. Er hatte in Sokoto vom König ein Almosen erhalten und dann auf vier Monate Einiges gegen 100 Procent Zinsen geborgt. Er, von so vielen Beschwerden erschöpft, durch wiederholte Fieberanfälle abgemattet, hatte volle drei Jahre hindurch auch nicht einen Tropfen Wein zu trinken, um sich zu kräftigen. Ihm lag Alles daran, den Reichthum, welchen er für die Wissenschaft gesammelt, nach Europa zu bringen, und doch war er noch so weit entfernt von dort.

Barth hat auf seinen Reisen mancherlei Gefährde ausgestanden; man hat ihn überfallen und ausgeplündert; er ist auf der Grenze zwischen Aegypten und Tripolitanien schwer verwundet und für todt in der Wüste liegen geblieben; er hat oftmals gehungert und der Durst hat ihn so sehr gequält, daß er sich einst am linken Arm eine Ader öffnete, um sein eigenes Blut zu trinken. In Baghirmi war er ein mit Ketten beladener Gefangener; einmal mußte er, während eines Rückzuges, 34 Stunden im Sattel bleiben, und als er vom Pferde stieg, sank er völlig erschöpft zu Boden. Ein anderes Mal war er, damals heftig vom Guineawurme geplagt, volle 26 Stunden auf der Flucht. Seine Reisegefährten verlor er alle; er selber mußte sehr oft dem Tode Trotz bieten und war manchmal bettelarm. Und doch überwand er Alles und kehrte glücklich heim.

Es war in der That wie ein Wunder. Richardson starb gleich, nachdem er den Sudan betreten hatte, Overweg erlag am Tsadsee dem Fieber, Vogel wurde späterhin in Wadaï ermordet, dessen Gefährte Warrington starb auf der Heimkehr in Fessan. Barth hatte in Sokoto am Grabe Clappertons gebetet; in der Umgegend von Timbuktu verweilte er inmitten der Leute, welche den Major Laing ermordet haben; bei den Tuarek fand er

ein Buch, welches einst dem Reisenden Davidson gehörte, der 1837 auf dem Wege nach Timbuktu ermordet wurde; zu Gogo am Niger sah er einen Neger, welcher Mungo Park verwundet hatte, und bei einem andern Schwarzen fand er noch Allerlei aus dem Nachlasse jenes Entdeckers. Keiner von allen diesen war zurückgekommen, nur allein René Caillié war dieses Glück beschieden gewesen, und er und seine Glaubwürdigkeit, welche von den Engländern angezweifelt worden war, sind durch Barth glänzend gerechtfertigt worden.

England schreibt von Barths Verdiensten zu viel auf britische Rechnung. Murchison sprach in der Sitzung der londoner geographischen Gesellschaft vom 11. Dezember 1865 das Wort: Barths Entdeckungen seien in der That und Wahrheit englische Entdeckungen. Weshalb? Etwa weil er mit einem Briten, Richardson, nach Afrika gegangen ist und England einen Theil der Reisekosten gezahlt hat?

Wir wollen, sagt Dr. Warnier, einmal nachrechnen. Richardson, der officielle Leiter der Expedition, starb am 4. März 1851; Barth kam am 6. September 1855 zurück; er hat also während eines Zeitraumes von fünfthalb Jahren seine Entdeckungen ganz allein gemacht.

Vom Tode Richardsons an, dessen Schulden Barth bezahlte, verausgabte der letztere 37,000 Francs. Davon hatte ihm sein Vater 1500, der König von Preußen 3500 gegeben; 5250 Francs verwandte Barth aus seinen eigenen Mitteln. Was hat nun England verausgabt? Die armselige Summe von 27,000 Francs. Damit hat sich Barth beholfen 4 Jahre 6 Monate und 2 Tage; er hatte während dieser Zeit durchschnittlich 6 Diener, denn mit wenigeren konnte er nicht durchkommen, er mußte sehr häufig Geschenke an die Häuptlinge machen und Eingangs- und Durchgangszölle bezahlen.

Barth war von der englischen Regierung beauftragt worden, zu Englands ausschließlichem Vortheil und Nutzen Handelsverträge abzuschließen mit den Häuptlingen der Länder, welche er besuchen werde; die Entwürfe zu solchen hatte man ihm mitgegeben. Barth richtete sich durchaus nach seinen Instructionen, und jeder einzelne von ihm abgeschlossene Vertrag kostet den Staat Großbritannien nicht mehr als 2500 Francs. Der Deutsche hat seine Aufträge wohlfeil genug vollzogen und der Welt noch seine geographischen Entdeckungen in den Kauf gegeben.

Und England hatte dem Dr. Barth das Geld nur vorgeschossen und zwar auf Pfand. Denn die Engländer haben alle die kostbaren Sammlungen an sich genommen. England benahm sich wie ein Kaufmann, der einen Commis für sich hat reisen lassen.

Wenn es sich um einen Engländer handelt, ist man in Großbritannien manchmal sehr freigebig. Barth aber hätte Hungers sterben können. Man hielt ihn für todt, gab sich aber seinetwegen weiter keine Mühe; er war ja ein Ausländer, den man als im englischen Solde stehend betrachtete. Und als nun dieser Apostel der Wissenschaft doch zurückkam, da benahm man sich hämisch und kleinlich gegen ihn. So wurde er z. B. hart darüber angelassen, daß einmal unter sehr schwierigen Verhältnissen einer seiner Diener nicht sagen durfte, daß — Barth ein Christ sei!! Es handelte sich aber damals um Tod und Leben. Und die Frömmler haben ihn geschmäht und gescholten als sei er ein Sklavenhändler, denn der Deutsche hatte die beiden Neger Durregu und Abbega, den einen aus Haussa, den andern aus Marghi mitgebracht, um sie bei seinen linguistischen Studien zu benutzen.

Die englische Regierung erkannte Barths Verdienste durch Verleihung des Bathordens an, aber der britische Hochmuthsdünkel hat ihm niemals vergeben, daß er ein Deutscher war. Allerdings, Barth ist ein Deutscher und zugleich und vor Allem ein Apostel der Wissenschaft gewesen, der alle Menschen ohne Unterschied des Glaubens oder der Nationalität als Brüder liebte. Das Geheimniß seiner großen Entdeckungen liegt mit in der zugleich freundlichen und mannhaften Güte, mit der er sich gegen die Leute in allen von ihm durchwanderten Ländern benahm. Der Name des Christen Abd el Kerim, d. h. Diener des Barmherzigen, ist geehrt und geliebt in Afrika; Scheich el Bakay sprach: „Ich liebe diesen Christen wie meinen Bruder.“ So steht auch in dem Ferman, welchen der heilige Mann dem Fremdling für die Rückreise mitgab. Nicht Englands Geld hat dem Reisenden des Scheichs Wohlwollen und Schutz erworben, denn Barth war arm wie ein Bettler; aus seinem Herzen und aus seinem Genius heraus wirkte er Mirakel.

Eines Morgens in Berlin erwacht er mit dem Gedanken, daß es vielleicht wohlgethan sei, an den Obersten Faidherbe, Gouverneur vom Senegal, zu schreiben und ihm alle Angehörigen der Familie El Bakay's zu empfehlen; es sei doch möglich, daß zufällig einer oder der andere davon einmal nach Senegambien komme. Gedacht, gethan. Der Brief gelangte auch an die Adresse gerade in der Zeit, da ein Bakay zu St. Louis gefangen saß; er galt für einen Spion und sollte vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Faidherbe, der nun Barths Brief gelesen, gab den Gefangenen frei und schickte ihn mit Vorschlägen zu einem Bündnisse nach Timbuktu zurück. Die Folge war ein Freundschaftsvertrag zwischen den Franzosen am Senegal und den Bakay's; auch erstreckt sich derselbe auf Algerien.

Dr. Warnier erzählt dann, wie förderlich Barth sich dem jungen und kühnen Duveyrier gezeigt, und wie er demselben guten Rath gegeben. In einem Briefe schreibt er: „Während meiner Forschungsreisen habe ich mich nie schlafen gelegt, ohne zuvor einen Revolver an meinem rechten Arme wohl befestigt zu haben. Ich rathe Ihnen, ein Gleiches zu thun; es hat die Wirkung, daß man Sie im Schlafe nicht stört.“

Wir danken Herrn Warnier für die Wärme, mit welcher er, im Gegensatze zu der eisigen Kälte der Insulaner auf England, sich über unsern Landsmann ausgesprochen hat.

# Der Welttelegraph durch Nordamerika und Sibirien.

Wir haben über dieses großartige Werk mehr als einmal Nachricht gegeben, doch beschränkte sich unsere Kunde nur auf Notizen, welche wir in amerikanischen Blättern fanden. Jetzt bringt das londoner „Athenäum" vom 27. Januar eine Uebersicht dessen, was bis jetzt geschehen ist, aus der Feder des Obersten Bulkley, welchem ein großer Theil der Arbeit übertragen worden ist.



In den Sümpfen von Kamtschatka (Nach Krusenstern.)

Der Plan zu diesem Telegraphen wurde, wie wir mehrfach erwähnt haben, schon 1857 von M. D. Collins entworfen, der als Consularagent der Vereinigten Staaten am Amur verweilte, diesen Strom aufwärts schiffte und dann durch Sibirien nach Europa ging. Die russische und die englische Regierung zeigten sich dem Projekte günstig, doch ließ man dasselbe längere Zeit ruhen. Im Jahre 1864 kaufte dann die nordamerikanische Western Union Telegraph Company von Collins das Privitegium und legte sofort Hand aus Werk. Oberst Bulkley, der im Telegraphenwesen sich schon vielfach ausgezeichnet bewährt hatte, wurde an die Spitze gestellt und traf rasch die nöthigen Vorbereitungen.

Im Winter 1864 ging E. Conway mit der ersten Arbeiterabtheilung an die Mündung des Fraserstroms in Britisch Columbia und stellte Untersuchungen an. In der ihm angewiesenen Gegend ist der Telegraph bereits von der Stadt New Westminster nach Norden hin auf einer Strecke von 450 Miles vollendet, und alles Material zum Weiterbau für 300 Miles war an Ort und Stelle. Man hoffte zu Ende des Jahres 1865 dort 800 Miles vollendet zu haben.

Im Juni 1865 hat eine andere Abtheilung unter Major Pope eine Expedition nach Norden hin unternommen, um die Gegend bis zum Jukon oder Kwitschpak (— das „Athenäum" schreibt consequent unrichtig Tukon und Kirchpak, hat also nicht einmal die erste beste Karte angesehen! —) genau zu erforschen. Sie hoffte, im Winter damit fertig zu werden und dann mit einer dritten Partie zusammenzutreffen, die unter Major Kennicott im September beim russischen Fort St. Michael gelandet ist, um die Gegend am Kwitschpak zu untersuchen.

An der amerikanischen Küste hat man das Gelände für den Telegraphenbau viel günstiger gefunden, als man zu hoffen wagte, hat keine irgend erheblichen Hindernisse gefunden und die Indianer haben sich freundlich gezeigt.

Die Hauptexpedition unter Bulkley's Leitung fuhr im Juli 1865 von San Francisco aus nach Norden, zuerst nach der Hauptstation der russischen Niederlassungen an

der Nordwestküste, Sitcha, und fand dort bei den Behörden und der russisch-amerikanischen Handelskompagnie sehr freundliche Aufnahme. Mit den Indianerhäuptlingen wurde ein Uebereinkommen getroffen, und die Expedition fuhr dann weiter gegen Norden bis in den Norton-Sund (— gleich im Südosten der Behringsstraße —), wo die obenerwähnte Partie unter Kennicott schon gelandet war. Dort, im Fort St. Michael, wurde eine bisher streitige geographische Frage entschieden. Bisher nahm man an, daß der Kwitschpak und der Yukon zwei verschiedene Flüsse seien, und daß der eine, der Yukon, sich in den Kotzebue Sund (— also nordöstlich von der Behringsstraße in den Arktischen Ocean —) ergieße. Bulkley erfuhr nun von den Eingebornen, welche den Kwitschpak auf seinem ganzen Laufe verfolgt haben, daß es sich hier nur um einen Mündungsstrom handelt, der sich in die Behringsstraße ergießt. (— Auf den meisten deutschen Karten ist das schon längst so angegeben. —)

Bulkley peilte und lothete dann in der Behringsstraße, im Norton-Sund und in verschiedenen Hafenstellen der amerikanischen wie der asiatischen Küste, um die passenden Stellen für Legung des submarinen Taues zu ermitteln; er fand mehre zur Landung desselben geeignete Stellen, und der Meeresboden ist günstig. Für den geeigneten Punkt zur Ueberschreitung der Behringsstraße hält er jenen von Grantley Harbour nach der asiatischen Küste hinüber, 180 Miles. Von dort soll der Draht überland gezogen werden bis Marston Harbour im Busen von Anadyr. Die Schiffe besuchten Plover Bay, wo sie Tschuktschen fanden, die sich ganz umgänglich benahmen.

Von der Plover Bay segelte die Expedition nach Süden zur Halbinsel Kamtschatka. Ein Schiff untersuchte den ganzen Anadyrbusen genau und fuhr in die Mündung des Anadyrflusses, wo schon vorher eine andere Partie ans Land gegangen war, um den Strom hinaufzufahren und zu ermitteln, in wie fern er sich zum Transport eigne; sie wollte dann nach Süden hin bis ans Ochotskische Meer wandern und mit zwei anderen, dort schon thätigen Partien sich vereinigen. Von diesen ist die eine von Nikolajeffsk, das bekanntlich am untern Amur liegt, nach Norden hin gegangen, die andere hat die Halbinsel Kamtschatka durchwandert und dann die Nordküste des Ochotskischen Meeres untersucht.



Einfahrt zum Peter-Paulshafen in Kamtschatka. (Nach Krusenstern.)

Bulkley ist im Spätherbst mit seinem Stabe nach San Francisco in Californien zurückgesegelt, wird aber gleich im Frühjahre seine Arbeiten fortsetzen. Die Wissenschaft darf von dieser preiswürdigen Unternehmung manche Bereicherung erwarten, da den verschiedenen Abtheilungen Fachgelehrte beigegeben sind.

Die Beschwerden der Reisenden sind oft nicht gering, und die Russen, welche in Kamtschatka reisen, wissen davon zu erzählen; namentlich ist der Ritt durch die Sümpfe mit vielen Mühseligkeiten verbunden. Manchmal entschädigt der malerische Anblick des Landes, namentlich an den Küsten, und wer in den Peter-Paulshafen einfährt, erfreut sich eines großartigen Anblicks.

# Zur Geschichte des Weinbaues in Ungarn.

Ueber die Anfänge, allmälige Verbreitung und Vervollkommnung des Weinbaues in Ungarn lesen wir bei den ungarischen Geschichtsschreibern nur wenige Daten, denn die Landeskultursache ist bis in die neuere Zeit von denselben fast gar nicht beachtet worden. Das Wenige, was wir vorfinden, ist in den Fundationsurkunden der Klöster und Abteien, und in den Gesetzen und Verordnungen enthalten, welche von den ungarischen Königen zur Regelung und Heranziehung der Weinzehenten erlassen worden sind.

Die ersten Weinbauer in Pannonien waren schon in der vormagyarischen Zeit die Römer, und zwar hat nach dem Zeugnisse des Vopiscus Kaiser Probus die ersten Reben von römischen Soldaten an den Abhängen des „Mons Almus" in Sirmien pflanzen lassen.

Dieser Imperator, welcher vom Jahre 276 bis 282 regierte, war ein geborner Sirmier und hielt sich gern in jenen schönen und üppigen Gegenden auf, wo er auch von den arbeitsscheuen Truppen ermordet wurde. Auf dem Berge Almus, welcher heute von den slavonischen Anwohnern „Fruschka Gora" genannt wird, und in dessen Thälern etwa ein Dutzend Klöster der griechisch-orientalischen Kirche liegen, gedeiht noch heute das Gewächs in üppiger Fülle. Ein Wein, voll Geist, Feuer, Wohlgeruch und Lieblichkeit, wie ihn die Römer wohl kaum bereitet haben.

Von Sirmien aus mag der Weinbau von den römischen Colonisten in verschiedene, der Weinrebe günstige Hügelgegenden weiter verbreitet worden sein, und namentlich mag unter Diocletianus, welcher die Kultur und die Kunst in Pannonien sehr beförderte, auch die Pflege der Weinberge sich einer großen Sorgfalt erfreut haben. Diocletianus selbst hat sich über 11 Monate in Slavonien aufgehalten und viele reiche Römer besaßen dort schöne Landhäuser, namentlich in den natürlichen Akropolen Ilok und Sharengrad; sie fühlten sich angezogen von dem Reiz der Gegend und dem köstlichen Wasser. Der Weinbau erfreute sich aber der Gunst jener glücklichen natürlichen Verhältnisse, welche das Klima und die Beschaffenheit des gesegneten pannonischen Bodens gewähren.

Unter den Ostgothen Theoderich des Großen, welcher 493 in Slavonien herrschte, unter den Gepiden und unter den Longobarden des Alboin, welcher 568 seinen Sitz in Pannonien hatte, sind wohl die Weinberge vielfach vernachlässigt und hie und da auch verwüstet worden, aber der Wein, welchen die Rebe spendete, war bei den Barbaren so beliebt, daß dieselbe niemals gänzlich ausgerottet worden ist. Während aller Stürme der Völkerwanderung und der nachherigen Kriege hat die edle sirmische Rebe, der besten römischen aus Italien entstammend, ihre Vortrefflichkeit bewahrt. Auch unter der Herrschaft der Avaren und Slaven hat die Kultur der Weinberge weder Fortschritte gemacht, noch an Ausbreitung gewonnen. Als aber Stephan der Heilige das bei den Magyaren eingeführte Christenthum mit Hülfe italienischer und französischer Mönche aufrecht erhielt, hat die Weinkultur in dem schönen Ungarlande schon deshalb eine größere Ausbreitung und höhere Vervollkommnung gefunden, weil die meist aus Italien stammende höhere Geistlichkeit von dorther Winzer zur Anlegung und Pflege der Weinberge auf ihren vom Könige geschenkten Gütern erhielt. In der Stiftungsurkunde, welche König Stephan der Heilige im Jahre 1001 dem berühmten Benediktinerstifte zu St. Martin in monte Pannoniae ertheilte, wird denselben unter anderen Emolumenten auch der zehnte Theil von dem Ertrage sämmtlicher Weinberge im schümöger Komitate zuerkannt. Es hatten sich also von den kriegerischen Ungarn manche seit der Annahme des Christenthums unter Leitung ausländischer Mönche dem Landbau und auch der Pflege der Weinberge gewidmet. Den Klöstern wurde zur Beförderung der Weinkultur von Seiten des Königs gewöhnlich ein Winzer beigegeben. Im Jahre 1015 zählte die Abtei zu Petsch-Warad in dem weinreichen tolnaer Comitate auf ihren 42 Dörfern nicht weniger als 110 Winzer. Im Jahre 1055 gründete König Andreas I. die Abtei Tihány am Plattensee und verlieh den Mönchen zur Anlegung und Bearbeitung der Weinberge die erforderlichen Winzer, woraus hervorgeht, daß die Ungarn damals noch keine ererbte Kenntniß vom Weinbau hatten, sondern überall unter der Leitung ausländischer Winzer arbeiteten.

Es ist so erwiesen, daß der Weinbau in Ungarn zuerst in denjenigen Gegenden zur Blüthe kam, welche Italien zunächst lagen und wo sich eben die meisten Mönche niederließen. Und das war der auf dem rechten Donauufer liegende Theil Ungarns, welcher sich auch durch ein mildes Klima und schöne Berg- und Hügellandschaften auszeichnet. In der gottgesegneten Hegyalja, wo heute der beste Wein, ja sogar der König, wenigstens aller ungarischen Weine, der Tokayer, wächst, war unter der Regierung der ersten ungarischen Könige noch gar keine Spur von Weinbau. In den westlichen Gegenden Nordungarns dagegen, wo sich ebenfalls Benediktinermönche niedergelassen hatten, wurde die Weinrebe schon frühzeitig kultivirt. So verfügt ein Gesetz von 1270, daß die Bürger der Stadt Tirnau, welche Weinberge auf den Gütern der Adeligen besitzen, den zehnten Theil vom Weinertrage den Gutsbesitzern zu entrichten verpflichtet seien. Auch in den Gesetzen des Königs Andreas III. vom Jahre 1290 kommen mehre Artikel vor, welche schon auf eine große Verbreitung des Weinbaues schließen lassen. Außer den erwähnten Weinen des schumöger und tolnaer Comitates waren im 13. Jahrhundert auch die Weine des oberungarischen borschoder Comitates berühmt, wo auch heute an den Geländen der karpathischen Ausläufer ein feuriger Wein von grünlicher Farbe wächst, der freilich gegen die benachbarten hegyaljer Weine zurück steht.

Schon König Ladislaus der Heilige hatte ein Gesetz folgenden Inhalts erlassen: „Wer einen Mann tödtet, verliert seine ganze Habe, Weingärten, Felder etc." Der Umstand, daß hier die Weingärten zuerst genannt wurden, deutet an, daß der Wein damals ein Hauptprodukt der ungarischen Landeskultur war. Im Jahre 1295 hat sich Ungarn schon als ein wahres Weinland gezeigt, denn als die Königin Fennena, Gemahlin Andreas III., ein Mädchen gebar, war die Freude so groß, daß man in Ofen von den Thürmen herab Wein rinnen ließ, „daß jeder trinken konnte, so viel er wollte". Im Jahre 1330 kamen die Könige Johann von Böhmen und Kasimir von Polen zum Besuche des Königs Karl Robert mit einem so zahlreichen Gefolge nach Wischegrad, daß täglich 180

Eimer Wein getrunken wurden. Wischegrad war damals die Residenz der Könige und hatte seiner reizenden Lage wegen den Beinamen: „Paradisus Europae", wenn auch das dortige Hofleben an Pracht, Ueppigkeit, Verschwendung und Völlerei durchaus kein paradiesisches war.

Der von den ungarischen Ständen aus Italien berufene, aber aus dem französischen Hause Anjou stammende Ludwig der Große hat für den ungarischen Weinbau durch Berufung italienischer Colonisten und Winzer viel gethan. Diese Einwanderer waren es, welche das herrliche Gebirge der Hegyalja mit edlen italienischen Reben beflanzten und in der Folge durch Gewinnung des Tokayers dem ungarischen Weine einen großen Namen machten. Die eigenthümliche Art und Weise der Zubereitung des edelsten Tokayerweines haben aber keineswegs die Italiener mitgebracht, dieselbe ist vielmehr durch den natürlichen chemischen Prozeß jenes Klimas, das auf kalte Herbstnächte heiße Tage folgen läßt, sowie durch die physische Beschaffenheit jenes Kalkgebirges der karpathischen Ausläufer bedingt. Oder gibt es wohl irgendwo sonst in der Welt einen Länderstrich, welcher unter dem 48° nördl. Br. die Eigenschaften besitzt, einen solchen Göttertrank zu erzeugen?*) — Nur unter den gegebenen Begünstigungen war es möglich, daß die einzig dastehende Zubereitung des Tokayerweins auf rationellem Wege bis zur heutigen Vollkommenheit durch allmälige Entwicklung sich erhob. Von den italienischen Ansiedlern ist in jenen Gegenden schon seit Jahrhunderten keine andere Spur vorhanden, als das Dorf Olaszi, d. h. Welschdorf, welches längst nur von Magyaren bewohnt ist, und sich nebst vielen anderen des zempliner Comitates durch Erzeugung vortrefflichen Weines auszeichnet. Nebenbei bemerken wir, daß die Weine der Hegyalja, dieses „ungarischen Edens", nur deshalb von der Stadt Tokay den Namen führen, weil diese der Stapelort des oberungarischen Weinhandels ist, aber keineswegs den besten Wein erzeugt; diese Ehre kommt vielmehr dem Städtchen Mád zu. Hier ist jener Flor der Weinlese, von welcher das Sprüchwort sagt: „Wer die Weinlese in der Hegyalja und den Jahrmarkt zu Debreczin nicht gesehen hat, der hat in Ungarn nichts gesehen."

Unter der Regierung des mächtigen Mathias Corvinus war der rothe sirmier Wein im In- und Auslande berühmt; er kam auf die Tafel des Königs zu Ofen und die edle sirmische Rebe wurde in das Ofner Gebirge verpflanzt. Wladislaus II. dagegen erheiterte sich in seiner Zurückgezogenheit von allen Regierungsgeschäften an dem sümöger Weine und verlieh im Jahre 1490 in einer weinseligen Laune dem sümöger Comitate eine Weintraube zum Wappen. Dieser König war übrigens, wie die Chronisten erzählen, so arm, daß er sich den geliebten Trank durch seine Diener bei den Edelleuten „erbettelte". Bestimmte Einkünfte hatte der König nicht und seine Güter waren theils verpfändet, theils hatte der Hochadel dieselben sich angeeignet. Der Bischof von Fünfkirchen, welcher während seines Aufenthalts in Ofen die königlichen Bedienten mit leeren Flaschen bettelnd umherlaufen sah, war über diese Entwürdigung so entrüstet, daß er dem Könige eine Quantität vorzüglichen Weines als Geschenk zukommen ließ. Und doch hatten die Truppen dieses „guten" Königs, als dieselben im Jahre 1494 die Bergfestung Ujlak in Sirmien eroberten, in den großen Kellern des Rebellen Nikolaus Ujlaki nicht weniger als 3000 Fässer des köstlichen sirmier Weines vorgefunden. Aber der gute, unbekümmerte König ließ seine Leute gewähren und fertigte alle diejenigen, welche sich in seiner Gegenwart über die Beeinträchtigung des königlichen Ansehens verlauten ließen, mit dem Worte „Dobsche" ab, d. h. es ist gut, denn Wladislaus war aus Böhmen. Die Ungarn nannten ihn daher „Dobsche László", d. h. „Es ist gut, Wladislaus."

Der ungarische Schriftsteller Nikolaus Olahus erwähnt im Jahre 1536 nicht mehr als 50 edle ungarische Weinsorten, unter welchen noch immer dem Sirmier die Krone zuerkannt wird. Sodann nennt er die auch heute gepriesenen Weine der Baranya, dann die borschoder und die damals in der That berühmten neustädter rothen. Vom Tokayer war noch immer keine Rede. Der neustädter Weinbau ist in Verfall gerathen, oder vielmehr derselbe hat keine Fortschritte gemacht und ist von anderen Städten überflügelt worden. Die ofner, erlauer, szekszárder, namentlich aber die filánger und ménescher Weine haben denselben längst den Rang abgelaufen.

Im 17. Jahrhundert wurde allmälig der oberungarische Wein der Hegyalja unter dem Namen Tokayerwein in Polen und Deutschland beliebt. In den siebenbürgischen Unruhen haben die gegen Oesterreich kämpfenden und in Ungarn einbrechenden Fürsten die tokayer Weinkeller stets als ein werthvolles Plünderungsobjekt betrachtet und die Könige von Frankreich, Polen und Schweden wurden von den Hülfe und Unterstützung suchenden siebenbürgischen Fürsten mit den edelsten Weinen beschenkt. Der Handel warf so reichlichen Gewinn ab, daß die ungarischen Juden bei dem oft mangelnden Produkte sich vielfacher Verfälschungen schuldig machten, wodurch der Tokayerwein in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts allmälig in Mißkredit kam. Die Klagen der Producenten waren so allgemein, daß sich Maria Theresia 1742 bewogen fand, den Juden den Handel mit Tokayerweinen zu verbieten. Das betreffende Dekret ist nun längst vom Zeitgeiste annullirt worden, zumal der Handel, alle Verfälschungen verschmähend, sich vorzugsweise auf die edelsten Weinsorten gelegt hat. Der Tokayerwein ist unnachahmlich und es kann durch künstliche Manipulation kein ihm auch nur ähnliches Getränk gewonnen werden.

Im Jahre 1804 erließ Kaiser Franz den Hofbefehl: „Von nun an keine ausländischen Weine mehr auf die kaiserliche Tafel zu setzen, da die gute Qualität der inländischen, besonders der ungarischen Weine alle fremden entbehrlich mache."

Die Ausbreitung des ungarischen Weinbaues ist gegenwärtig so groß, daß in Ungarn und seinen ehemaligen Kronländern nach Berechnung der „Mittelprokreation" nicht weniger als 30 Millionen Eimer Wein erzeugt werden, wovon aber nur ein sehr geringer Theil zur Ausfuhr kommt, obgleich in den letzten Jahrzehnten die ungarischen rothen Weine selbst nach Frankreich gebracht worden sind und von dort als Bordeaux-Weine wieder in den Handel kommen. Die französische Industrie stellt auch mit Hülfe catalonischer und arragonischer Weine sehr viel Bordeaux-Wein her. In Ungarn haben sich in neuerer Zeit mehre Gesellschaften gebildet, welche die Erweiterung des Exports und die Hebung der Kellerwirthschaft bezwecken. So der „tokayer Verein für Weinkultur", „die kroatisch-slavonische Gesellschaft für Weinkultur", „die erlauer Weinhandlungsgesellschaft", „der serarder Weinhandlungsverein" mit einer Filiale in Gratz ꝛc.

Wenn man auf das Verhältniß des Bodenraumes

*) O ja. In Deutschland wachsen unter dem 50.° nördl. Br. der Johannisberger, der Steinberger, der Rüdesheimer und noch andere edelen Weine, deren „Ausbruch" wir dem Tokayer mindestens gleich stellen, und die eine feinere Blume haben A.

Rücksicht nimmt, so steht Ungarn im Weinbau in erster Linie. Italien erzeugt gegenwärtig nur 2 Millionen Eimer Wein, Frankreich 40 Millionen, Oesterreich mit Ungarn 42 Millionen Eimer, Spanien 9 Millionen und der deutsche Zollverein 3 Millionen Eimer. Romanien erzeugt 800,000, die Krim und Bessarabien 400,000 und Griechenland 200,000 Eimer. —

A. L.

# Fortschritt der Arbeiten am Suezkanal.

Nachrichten aus Alexandria melden, daß in den ersten Tagen des Dezembers 1865 ein Dampfer von 13 Fuß Tiefgang bei Port Saïd in den Kanal eingelaufen sei, und daß die Kanalgesellschaft sich erboten habe, im Mai 1866 die Tonne Güter (20 Centner) zu 38 Francs von einem Meere zum andern zu schaffen. Das wäre ein Anfang, aber die eigentliche Frage ist damit noch lange nicht gelöst. Die Dampfschiffahrt im Rothen Meere ist sehr kostspielig, weil dort die Kohlen so theuer sind; da aber auch sie die Kanalfrachten zu tragen haben, so werden sie



Ferdinand von Lesseps. (Nach einer Photographie.)

in Suez, Tschidda &c. nicht wohlfeiler zu stehen kommen, als die, welche man bis jetzt aus England auf dem Wege um das Vorgebirge der Guten Hoffnung dorthin bringt.

Werthvolle und nicht schwer ins Gewicht fallende Waaren, die aus Europa nach Indien bestimmt sind, und von dort unter günstigen Conjuncturen auch Baumwolle, werden wohl oftmals den Kanal wählen, vorausgesetzt, daß er praktikabel sei und bleibe. Doch ist noch Alles in der Schwebe und es bleibt die Hauptsache noch zu thun übrig. Der Schwerpunkt liegt darin, daß große Seeschiffe von 2000 Tonnen das geeignete Fahrwasser finden, und daran ist noch lange nicht zu denken. Was bis jetzt erreicht worden ist, sind provisorische Ergebnisse. Bei Suez, wo das Meer so seicht ist, daß die Schiffe 3 Miles weit vom Ufer entfernt ankern müssen, sind die Hafenarbeiten und Molen erst noch herzustellen. Der maritime Kanal soll Fahrwasser für Schiffe von 25 Fuß Tiefgang enthalten.

Wir ersehen, daß Herr v. Lesseps noch immer bei seinen mehr als sanguinischen Berechnungen beharrt. Er meint, die Hälfte aller Waaren, welche alljährlich aus Europa nach Indien und Ostasien gehen, würden durch den Kanal befördert werden und 10 Francs per Tonne Gebühren zahlen. Er nimmt für diese Waaren ein Gewicht von 12,000,000 Tons an und meint, daß 6 Million Tons dem Kanal zu Nutze kommen müßten. Im Jahre 1864, sagt er, sind von Madras und Calcutta über England 750,000 Ballen Baumwolle nach Frankreich gegangen und nur 24,000 Ballen direkt nach Havre verschifft worden. Die Peninsular- und Oriental-Compagnie berechnet für die Tonne Waren und feine Güter, die nach Aden, den indischen Häfen, Australien, Singapore und Hongkong gehen, 34 Pfd. St. und 40 Pfd. St. für jene nach den chinesischen Häfen. Wenn nun aber Schraubendampfer erster Klasse aus England dorthin direkt durch den Kanal gehen können, so muß sie jene Frachten herabmindern, oder die Waaren wählen den Weg über Suez. Passagiere werden den Kanal nicht wählen, weil sie auf der Eisenbahn von Alexandria nach Suez in 12 Stunden gelangen.

Man muß einräumen, daß Lesseps seinen Plan mit großer Energie verfolgt. Wie sich die Kanalverhältnisse im Fortgange der Zeit gestalten, das müssen wir abwarten. Jedenfalls wird der Kanal ein Gewinn für die Schifffahrt, namentlich für jene der Häfen am Mittelmeere, sein, wenn auch die Hoffnungen des Herrn v. Lesseps hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. —

Nachdem wir das Vorstehende geschrieben, fanden wir in der „Shipping Gazette" vom 18. Januar einen Aufsatz des Kanalingenieurs Daniel Lange. Ihm zufolge ist der westliche Hafendamm weit vorgeschritten und, mit einer in ihn einbezogenen Insel, nun schon 4800 Fuß lang und 9 bis 16 Fuß tief; das hat man vermittelst des Baggerns erreicht. Bei Port Said haben überhaupt bis zum 1. Juli 1865 2073 Schiffe Ladungen gelöscht; aber nicht Handelswaaren, sondern Materialien und Bedarf aller Art für den Kanalbau. Davon waren: Amerikaner 2, britisch 76, österreichisch 144, belgisch 3, brasilisch 2, französisch 389, griechisch 227, holländisch 3, italienisch 34, „Jerusalem" 91, preußisch 6, russisch 230, schwedisch und norwegisch 6, türkisch und ägyptisch 1028. Am Ende Dezembers waren 80,000 ägyptische Arbeiter beschäftigt, um den Süßwasserkanal zwischen Bulbeis und Abassie zu graben; diese Arbeit muß der Vicekönig herstellen lassen. Der maritime Kanal soll 26 Fuß Tiefe und eine entsprechende Breite erhalten. (Wir fügen hier ein Porträt des Herrn v. Lesseps bei.)

# Ein Besuch im Feuertempel bei Baku am Kaspischen Meere.

Baku, auf der Halbinsel Abscheron am westlichen Gestade des Kaspischen Meeres, ist neuerdings Sitz einer Gouvernementsregierung geworden. Die Stadt hebt sich; der Hafen ist leidlich; der Handelsweg aus Transkaukasien von Dariel über Tiflis und Schamacha, und jener aus dem diesseitigen Kaukasien der Küste entlang von Kisljär durch den Paß von Derbent treffen dort zusammen.

Die Stadt ist oft beschrieben worden. Die neuesten Berichte finden wir in einem sehr reichhaltigen Werke von Alexander Petzholdt, der schon vor zwei Jahren über seine Reisen in Südrußland ein werthvolles Buch veröffentlicht hat. Jenes, auf das wir hier Bezug nehmen, führt den Titel: „Der Kaukasus, Eine naturhistorische, sowie land- und volkswirthschaftliche Studie" (Leipzig, Fries, 1866). Die Reise wurde in den Jahren 1863 bis 1864 unternommen. Es trifft sich, daß wir hier abgedruckte Skizzen des Ateschga, des Feuertempels der Parsis, welche Herr Major Krziz gezeichnet hat, unter unseren Illustrationen finden. Den nachfolgenden Text entlehnen wir im Wesentlichen Herrn Petzholdt.

Die Halbinsel Abscheron, sagt er, ist reich an Erscheinungen, welche höchst wahrscheinlich ihren Grund in einer noch nicht erloschenen vulkanischen Thätigkeit haben und sich, von den im Südosten von Baku zahlreich vorkommenden sogenannten Schlammvulkanen abgesehen, insbesondere in der Gestalt allerwärts vorhandener Quellen von Steinöl (Naphta), sowie der Erde, ja selbst dem Meer entströmenden brennbaren Gase (Kohlenwasserstoffgas) darstellen. Diese brennbaren Gase haben schon in alten Zeiten Aufmerksamkeit erregt und sind Veranlassung gewesen, daß sich Indier, als sogenannte Feueranbeter, hier ein Kloster bauten, in welchem sie ihrem Kultus des „heiligen Feuers" obliegen. Die Naphtaquellen sind zwar auch schon lange bekannt, aber erst in neuerer Zeit einer ausgedehnten Benutzung unterzogen worden.

Das Kloster der „Feueranbeter" Atesch ga, der „Feuerort", liegt in nordöstlicher Richtung etwa 12 Werst von Baku entfernt. Es sieht ganz aus wie eine Festung, da hohe Mauern seinen Hof einschließen und Alles, was sich im Innern befindet, dem Blicke des Außenstehenden entziehen. Erst nachdem man durch das Thor eingetreten ist, sieht man, daß sich ringsum Zellen befinden, während in der Mitte eine Art von Tempel errichtet ist, der aus vier roh und plump gestalteten Säulen, welche ein Dach tragen, besteht. Die Säulen überragen an den vier Ecken des Tempels das Dach um einige Fuß, während in der

Mitte des Daches eine dreizinkige Gabel, durchaus von der Gestalt, wie man sie auf jedem deutschen Bauernhofe zu bekannten wirthschaftlichen Zwecken anwendet, angebracht ist. — Bis vor Kurzem hatten fünf Feueranbeter in diesem Kloster gelebt, aber neulich sind drei derselben nach ihrem Vaterlande zurückgegangen; einer, der über 100 Jahre alt geworden sein soll, ist gestorben, und so war nur noch ein einziger übrig, mit dem wir es zu thun hatten. Er lud uns in seine Zelle ein, damit wir einer gottesdienstlichen Handlung beiwohnten. Sie war, wie alle übrigen, in der Dicke der Mauer angelegt, eigentlich eine Art von Bärenhöhle, zu welcher nur eine ganz niedrige Thür den Zugang verstattete. Sie war aber sehr reinlich und wird oftmals weiß angestrichen. Im Innern bietet sie einen kleinen freien Raum dar, in dessen Mitte ein Steinblock liegt; auf und vor demselben werden allerlei Ceremonien verrichtet, und dem Eingange gegenüber befindet sich an der Hinterwand der Zellen ein anderer Steinblock, eine Art von Altar, auf welchem eine Menge verschiedener Gegenstände aufgestellt waren; sie wurden bei der Ceremonie gebraucht.

Auf der Oberfläche des in der Mitte liegenden Steinblocks befand sich der Eindruck von zwei Menschenfüßen, und es wurde ausgesagt, daß dieses die Fußtritte Adams seien; er muß aber einen eigenthümlichen Fuß gehabt haben, da alle Zehen von gleicher Länge sind.

Der Feueranbeter war ein schwarzbrauner, langer, ganz hagerer Mensch von etwa 60 Jahren, vielleicht aber auch von 30 oder auch von 90 Jahren, da man sein Alter schwer bestimmen konnte, und er es selbst nicht wußte; er trug ein Hemd und sehr defecte Beinkleider von Leinwand und verschloß die Thür der Zelle. Während wir auf Steinbänken Platz nahmen, zündete er mehre aus der Erde hervordringende Gasströme an; dadurch wurde das Innere der Zelle, welche keinerlei Fensteröffnung besaß, hell erleuchtet. — Dann verrichtete er seine Ceremonie. Im Anfang, offenbar zur Einleitung und um das Gemüth in passende Stimmung zu bringen, blies er auf einem großen Schneckenhause in ganz schauerlicher Weise. Dann nahm er ein baumwollenes Taschentuch, hielt es ausgebreitet vor sich hin und betete lange; nachher kniete er nieder und berührte mit der Stirn oftmals den Boden. Er holte einen kleinen kupfernen Kessel, aus welchem er mit einem Löffel Wasser schöpfte; mit diesem begoß er die Fußtritte Adams. Nachher wurde geräuchert, vermittelst zweier kleiner Becken Musik gemacht und dazwischen immer niedergekniet und gebetet. — Die Sache wurde sehr langweilig und ich wünschte den Schluß herbei; ohnehin erhitzten die in der nur kleinen Zelle brennenden großen Flammen den Raum wie einen Backofen. Endlich kam der Schluß. Derselbe bestand in dem Herumreichen kleiner, auf einer Tasse liegenden Stückchen von weißem und braunem Kandiszucker, und an die Stelle derselben legte man etwas kleines Geld. Nun wurde die Thür wieder geöffnet und wir traten hinaus in den Hof. Hier wurde zu guter letzt das brennbare Gas, welches aus den vier, das Dach des Tempels überragenden Säulenenden herausströmte, angezündet. Die Säulen sind hohl; vier mächtige Flammen loderten auf und bei Nacht bringen sie eine hübsche Wirkung hervor. Jetzt war es Tag und wir konnten sie in Folge ihres geringen Leuchtvermögens kaum bemerken. Die ganze Angelegenheit macht den Eindruck eines bloßen Hocuspocus; ich wenigstens konnte mich dieser Ansicht nicht erwehren; und mir scheint, daß dieser Feuerkultus, wie er jetzt hier getrieben wird, nur eine Art von versteckter Bettelei ist. Uebrigens erwartete der im Augenblick alleinige Repräsentant der indischen Feueranbeter an Stelle der in ihre Heimat zurückgekehrten Collegen Andere, mit denen er gemeinsam das Geschäft der Feueranbetung fortsetzen wird.



Tempel der Feueranbeter bei Baku. (Originalzeichnung von A. Krziz.)

Man muß sagen, daß die Oertlichkeit des Klosters zur

Anlage eines Klosters nicht schlecht gewählt sei. Sobald man die harte Bodenoberfläche aufbricht und lockert, strömt in der ganzen Umgebung Gas hervor, welches sofort angezündet werden kann. Es brennt dann so lange fort, bis heftiger Wind oder Regen es auslöschen. Von „ewigen Feuern" kann eigentlich nicht die Rede sein. Die umliegenden Ortschaften benutzen dieses Gas zu mancherlei ökonomischen Zwecken, z. B. zur Erleuchtung des Innern der Wohngebäude, zum Kochen, Kalkbrennen &c. Als ich mich von dem Kloster aus nach dem nur einige Werst nördlich gelegenen Ssurachani begab, um einen tatarischen Gutsbesitzer zu besuchen, traf ich überall auf dergleichen Kalkbrennerei. Man brauchte nur die Oberfläche des Bodens etwas bei Seite zu räumen, vermittelst einer Brechstange die unmittelbar unterliegenden stark zerklüfteten, tertiären Kalksteinschichten aufzubrechen und das zwischen den Klüften und Spalten hervorquellende Gas anzuzünden.

In unmittelbarer Nähe des Klosters, an dessen hintere Mauer angebaut, liegt das von einer Aktiengesellschaft errichtete Etablissement, in welchem das rohe Steinöl verarbeitet wird, welches auf vielen Punkten der Halbinsel Abscheron vorkommt. Es ist von schmutzig olivengrüner Farbe; die zur Durchführung der Destillation nöthige Feuerung wird durch das brennbare Gas geliefert.

# Eine Hochzeit auf der Metropolie in Bucharest.

Sittenbild aus Neu-Romaniens Hauptstadt. Von **Wilhelm Hausmann** in Kronstadt.

Die Bewohner der Donaufürstenthümer sind im Ganzen ein heiteres lebensfrohes Volk. Sie haben schon viel vom südlichen Typus in ihrem Charakter, lieben leidenschaftlich Tanz und Spiel, kleiden sich phantastisch in die buntesten Trachten, und namentlich der weibliche Theil der Bevölkerung hält viel auf Schmuck und Perlen, Gold und Flittern.

Alles, was auf das Gemüth des Volkes wirken soll, muß prunkhaft, pompös sein. Dies zeigt sich bei den Romänen in Freud und Leid; auch ihre Tauf-, Hochzeits- und Begräbnißfeierlichkeiten sind ein sprechender Beweis dafür. Die griechisch orientalische Kirche, der alle Bewohner dieser Länder angehören, unterstützt selbst durch ihren glanzvollen Ritus diese Neigung des Volkes. Auch die Bauart der Kirchen, welche stets in neubyzantinischem Style aufgeführt sind, hat etwas Leichtes, Heiteres, die Sinne Ansprechendes. Da tritt nirgends der erhabene Ernst abendländisch-gothischer Dome hervor, welcher das Gemüth zu tiefsinnigen Betrachtungen stimmt.

Leider müssen wir gestehen, daß auch der Bildungsgrad des romänischen Volkes noch ein sehr niedriger ist, daß selbst die Bewohner der Städte die Landbevölkerung nicht sehr überragen. In den höheren Schichten der Gesellschaft macht sich eine starke Hinneigung zu französischer Bildung und Sitte bemerklich. Die höher gestellten Romänen allein haben auch mehr Gelegenheit mit abendländischen Bildungselementen in Berührung zu kommen, doch verlieren sie darum niemals ihr eigenthümlich nationales Gepräge und halten fest an Glauben und Aberglauben, Sitten und Unsitten ihres Volkes. Namentlich in kirchlichen Dingen sind alle orthodox. Nur vom strengen Fastengebot dispensiren sich häufig die höheren Klassen, in allem Uebrigen unterwerfen auch sie sich blindlings den Anordnungen der Geistlichkeit, die hier ohnedies auch einen bedeutenden politischen Einfluß besitzt, welchen sie vorkommenden Falls auch mit allem Eifer zu bewahren bestrebt ist.

In Folgendem erlauben wir uns zunächst eine Beschreibung der Hochzeitsfeierlichkeiten zu geben, denen wir während unseres Aufenthaltes in Bucharest beizuwohnen Gelegenheit hatten, sowie einiger anderen hierauf Bezug habenden Sitten und Gebräuche, die wir aus bewährter Quelle kennen lernten.

Wie mager und einfach sind die Ceremonien einer Quäkerhochzeit, wie wenig das poetische Gefühl anregend bei anderen puritanischen Sekten, und gar bei der, im modernen Gallien so beliebten Civilehe? Was kann nüchterner sein? Wie ganz anders, feierlicher, schmuckvoller sind dagegen die Ceremonien der älteren Kirchen. Namentlich der Ritus der griechisch-orientalischen Kirche übertrifft hierin alle anderen Kulte. Es haben sich viele Gebräuche erhalten, die offenbar aus dem höchsten Alterthume stammen. —

Die weltlichen Präliminarien sind so ziemlich dieselben wie auch bei anderen Confessionen. Bekanntschaften und Verbindungen werden auch hier auf eben so mannigfache romantische und unromantische Art geschlossen. Hauptpointe des Festes ist der Aufputz der Braut. Endlich ist es den angestrengten Bemühungen gelungen, das große Werk zu vollenden. Herrlich frisirt, einen prächtigen künstlichen Myrthenkranz im stark parfümirten Haar, den Leib auf eine gefahrdrohende Art in ein reich aufgeputztes seidenes Kleid gepreßt, die Füße in zierlich gestickte Schuhe gezwängt, erwartet die Braut den Bräutigam. Ein eigener Gebrauch ist es hier, die Braut mit sogenanntem Goldhaar zu schmücken. Es sind dies echte Goldfäden von ziemlicher Länge, die mit einem Kamme hinten angesteckt werden und den Brautschleier ersetzen sollen, der hier nicht üblich ist. Bei reichen Personen sind diese Goldhaare oft von bedeutender Schwere und hohem Werth; da es herkömmlich ist, diesen Schmuck nach der Hochzeit der Kirche zu weihen, so wird sich dieser Gebrauch wohl noch lange erhalten.

Der Bräutigam erscheint in neuerer Zeit nur im schwarzen Frack und weißen Handschuhen. Alles steigt in die bereitstehenden Caleschen, um nach der weitentfernten Metropoliekirche zu fahren. Ehe der Zug dort anlangt, haben wir Zeit, dieselbe etwas näher zu betrachten. Sie ist durch ihre imposante Lage ausgezeichnet. Das Häusermeer der Stadt, aus dem nur einzelne Paläste und Kirchen mehr hervorragen, liegt rundum in der Tiefebene des Dimbowitzathales ausgegossen; nur die Metropolie — welche sich wirklich auch beinahe im Mittelpunkte der Stadt befindet — steht frei und hoch auf einer Erderhöhung von über hundert Fuß Höhe, welche aus tertiären Thonlagern besteht. Nur von der Westseite ist eine apareilleartige Auffahrt, während sonst die Abhänge sehr steil abfallen.

Oben ist ein Plateau von vielleicht 200 Schritt Länge und 50 bis 60 Schritt Breite. In der Mitte steht die Kirche, welche in schwerfälligem Style erbaut ist. Eine durch Säulen gestützte Vorhalle ist über den Haupteingang gebaut, der mit seinen alterthümlichen eisenbeschlagenen Thüren sehr düster und ernst aussieht. Das Innere der Kirche ist gleichfalls in Bauart und Ausschmückung wenig von anderen griechischen Kirchen verschieden. Decke und Seitenwände sind in unkünstlerischer Weise mit Heiligenbildern in barockem Style bemalt. Namentlich spielt der Erzengel Michael mit dem Drachen überall eine hervorragende Rolle. Da sind auch der heilige Nikolaus und einige andere Patriarchen, die alle mit einem Buche im Arme, die Rechte segnend erhoben, dargestellt werden, aber stets mit einem breiten goldenen Heiligenscheine um das Haupt. Plumpe formlose Säulen stützen das Schiff der Kirche, von welchem an langen Ketten 13 schwere silberne Ampeln herabhängen. Ins Allerheiligste führt eine kleine Thüre, und diese Abtheilung ist mit vergoldetem Holzgetäfel und mit Basreliefsfiguren verziert und die Kanzel ebenfalls mit vergoldetem Holzschnitzwerk überladen. Zwei große, plumpe, runde Gußöfen, die neben der Kanzel und dem Altare stehen, sowie eine moderne Perpendikeluhr, die an der Säule daneben aufgehängt ist, geben der Kirche ein etwas gar zu sehr häuslich behagliches Ansehen.

Mittlerweile haben sich in der Kirche alle die versammelt, welche Antheil an dem Brautpaar nehmen, oder nur eine müßige Stunde auf angenehme Art ausfüllen wollen. Neugier ist ein hervorstechender Charakterzug des Volkes in Bucharest. Es war ein heißer, dunstiger Julitag, Abends 8 Uhr, als der bärtige Sakristan zahlreiche Wachskerzen anzündete, die durch ihren hellen Glanz bei der traulichen Abenddämmerung noch mehr die heitergestimmte Menge zum Eintritte lockte. In der Mitte der Kirche stand ein nicht sehr großer Tisch mit einem kostbaren weißen Spitzentuche altarartig überdeckt. Mitten lag ein Evangelienbuch in Großfolio mit wahrhaft prachtvollem Einbande. Die Deckel von gepreßtem Golde, mit Arabesken verziert und biblischen Figuren; namentlich der Erzengel Michael auch hier sehr in die Augen springend. An den Ecken waren große Smaragden und rothe Spinelle in starker Fassung angebracht. Zwei große silberne Leuchter mit brennenden Wachskerzen standen daneben. Vorn auf dem Tische lagen zwei Brautkronen von künstlich nachgeahmten grünen Lorbeerblättern, in Form einer Kaiserkrone ähnlich. Manchmal sind es, wie wir an anderen Orten sahen, wirklich metallene Kronen von vergoldetem Silber mit zwei Spangen; sie tragen oben den goldenen Reichsapfel mit dem Kreuze.

Das Gedränge nahm zu und eine, keineswegs andächtige Menge füllte alle Räume, ziemlich ungenirt sich unterhaltend, lachend und scherzend. Jetzt traten durch die im Hintergrund angebrachte Thüre des Allerheiligsten mehre Geistliche in glänzendem Ornate herein. Ihnen folgte, umgeben von acht bis zehn anderen Geistlichen, der Metropolit, welcher selbst die Trauung vollziehen sollte. Ein schöner Greis mit langem Vollbart, wie ihn die orientalische Kirche allen Geistlichen zu tragen vorschreibt, und die Haare bis auf die Schulter herabhängend. Das Meßgewand des Metropoliten war von gelber und weißer Seide, reich mit Goldborten und Perlenstickerei verziert. Den Kopf bedeckte eine kostbare und kunstvoll gearbeitete Mitra, in Form der altgriechischen Kaiserkrone, oben mit dem blitzenden Reichsapfel. In den vier Abtheilungen befanden sich zierlich und fein gemalte Miniaturbilder, Scenen aus dem Neuen Testamente vorstellend, alle mit auserlesen schönen Perlen eingefaßt. An den Händen trug der Metropolit kostbare Brillantringe. In der Rechten hielt er einen eigenthümlich geformten Hirtenstab mit dem großen goldenen Doppelkreuz. Die 16 bis 20 ministrirenden Geistlichen stellten sich im Halbkreise hinter dem Metropoliten auf, welcher an den Altartisch trat. Ein Chor von Kirchensängern war ganz im Halbdunkel des Hintergrundes aufgestellt.

Eine allgemeine Bewegung der Volksmenge zeigte, daß der Brautzug sich nahe. Nur mit Mühe konnte er sich durch die dichtgedrängten Massen durchwinden. Der Metropolit selbst winkte mehremale Raum zu schaffen, aber Niemand konnte weichen. Nun stand das Brautpaar endlich vor dem Altartisch, rechts die Braut, links der Bräutigam; — dieser war, beiläufig bemerkt, ein Kaufmann. — Die Geistlichen begannen, in eigenthümlicher Weise näselnd, die Liturgie zu singen, wobei der Sängerchor im Hintergrunde oft lebhaft miteinstimmte, indem nämlich im schnellsten Takte litaneiähnlich immer derselbe Refrain wiederholt wurde. Namentlich am Schlusse sangen Alle unisono: Domne milueste! — Herr sei uns gnädig —. Der Geistliche gibt zuerst dem Brautpaare zwei brennende Wachskerzen von bedeutender Länge und Schwere in die Hand, welche sie bis zu einer gewissen Stelle der Liturgie halten müssen; dann geben sie dieselben an die zu ihrer Rechten und Linken stehenden Beistände ab. Von einem vergoldeten Silberteller, der auf dem Altartische steht, nimmt der Geistliche die Trauringe, macht mit denselben auf Stirn und Mund des Bräutigams das Zeichen des Kreuzes, worauf der Bräutigam dem Geistlichen die Hand küßt und den Ring ansteckt. Dann wiederholt sich bei der Braut dieselbe Ceremonie. Der Geistliche nimmt eine der neben dem Evangelienbuch stehenden Kronen und setzt sie dem Bräutigam auf. Wieder küßt dieser die Hand des Geistlichen. Gleich darauf derselbe Akt bei der Braut. — Jetzt steigert sich die Heiterkeit des Brautpaars und des Publikums in ganz ungenirter Weise. Die Krönung des Brautpaars hat die symbolische Bedeutung, daß durch die Ehe die Herrschermacht der Kirche auf Erden befestigt und verbreitet werden soll. Ein Ministrant bringt auf einem vergoldeten Teller einen silbernen Becher mit Wein und einige Bisquite. Der Geistliche gibt, unter fortwährendem Murmeln von Gebeten, zuerst dem Bräutigam aus dem Becher zu trinken, und dann einen Bissen Bisquit; eben so der Braut. Beide küssen abermals dem Geistlichen die Hände. Der Genuß von Brod und Wein ist hier keineswegs eine Communion, sondern bedeutet nur, daß sie Beide fortan aus derselben Schüssel essen, aus demselben Becher trinken werden vor aller Welt. — Nun spricht — oder besser gesagt — singt der Geistliche die Einsegnungsformel. Das Brautpaar, die Beistände, und die unmittelbar fungirenden Geistlichen reichen sich seitwärts die Hände und umschließen so im Kreise den Altartisch, worauf Alle sich in langsamem Tanztempo einigemal rechts und links herumbewegen; Alles stimmt auch jetzt in die fortwährend gesungene Liturgie mit ein.

Diese Ceremonie soll eine Erinnerung an die Hochzeit zu Cana in Galiläa sein, welche der Heiland durch seine Gegenwart verherrlichte. Auch während dieses Rundtanzes behalten die Beistände die brennenden Kerzen in der Hand. Nachdem sich der Kreis geöffnet, wozu der Geistliche das Zeichen gibt, verbeugt sich derselbe vor dem Bräutigam und vor der Braut, zum Zeichen, daß die Ceremonie beendigt sei, und küßt auch wohl den Bräutigam auf die Wangen, wobei er ihm eine kurze Gratulation sagt. Die

Braut verbeugt sich dankend und küßt dem Geistlichen die Hand. Jetzt werden beide Kronen abgenommen und wieder auf ihre früheren Stellen gelegt. — Nun geht der Bräutigam und küßt Schwiegervater, Schwiegermutter, den Beistand und wer sich sonst von seiner Verwandtschaft gerade in der Nähe befindet. Eben so macht von der andern Seite die Braut die Runde, welcher zugleich alle die Erwähnten gratuliren; durch Kuß und Händedruck dankt diese. Die Beistände geben ihre jetzt ausgelöschten Lichter an junge Bursche ab, die zur Familie gehören und welche sie sorglich nach Hause zu tragen haben, da solche später zu einer wichtigen Schicksalsprobe benutzt werden sollen.

Nachdem die Schaulust der Umstehenden genügend befriedigt ist, strömt Alles plötzlich dem Ausgange zu, wobei namentlich der Brautzug mit seinen prachtvollen Toiletten sehr ins Gedränge kommt. Endlich ist Alles, was zum Feste gehört, in die zahlreichen Caleschen vertheilt und rollt fröhlich davon, der Hochzeittafel zu, während sich die nichtgeladenen Zuschauer einzeln zerstreuen. Die Lichter in der Kirche verlöschen schnell nacheinander, und in wenigen Minuten steht das kurz vorher von so lautem Leben erfüllte Gotteshaus in ernstem Schweigen finster und verlassen da; nur die sogenannte ewige Lampe erleuchtet mit mattem Scheine die nächsten Heiligenbilder, und die Uhr fährt, unberührt von all dem lauten Treiben der Welt, in ihrem einförmigen Ticktack fort und zeigt mit starrem Finger auf die flüchtig eilenden Stunden.

Desto lärmender und lauter geht es im Festsaale zu, wo Alles sich mit ungebundener Heiterkeit bewegt. Zur Steigerung derselben tragen die zahlreichen grünen Flaschen nicht wenig bei, die der Brautvater aus den tiefsten Winkeln des Kellers herbei holen ließ, die schon bei der Geburt der Tochter einst zum heutigen Feste bestimmt, dort hinterlegt worden sind und nun endlich wieder ans Licht kommen durften. — Die Musik spielt vorzüglich nationale Weisen, welche den fremden Kunstkenner sehr wenig ansprechen, aber die Eingebornen so begeistern, daß selbst das Gesinde unten im Hofe sich mit lautem Händeklatschen und Fußstampfen, die Hora tanzend, im Kreise dreht. — Bei Hochzeiten sind alle Romänen sehr zur Freigebigkeit geneigt, und mancher Kaufherr oder Gutsbesitzer entfaltet dann einen fast fürstlichen Luxus. Der Armen wird dann namentlich auch in generöser Weise gedacht, wie denn schon der religiöse Gebrauch ist, bei allen wichtigeren Lebensangelegenheiten Pomane zu machen, d. h. durch christliche Liebe gebotene Wohlthaten zu üben. Am Hausthore sind eine Menge Leute beschäftigt, große Körbe voll Brod und Kuchen zu zerschneiden. Die hingereichten Stücke verschwinden sogleich in den vielen gierig ausgestreckten Händen, während immer andere sich wieder verlangend hereinstrecken. Manchmal werden auch Geldstücke und zahlreiche kleine Wachskerzen vertheilt. Oft gibt der Romäne auch Freunden, Bekannten, einem Reisenden etwas freiwillig als Pomane; dies muß man jedenfalls annehmen, selbst wenn man es nicht bedarf. Seine Pomane verschmäht zu sehen, würde ihn aufs Tiefste verletzen.

Die Romänen sämmtlich — auch die Gebildetsten und Höchstgestellten nicht ausgenommen — haben einen ausgesprochenen Hang zum Aberglauben, der sich namentlich bei Heirats- und Herzensangelegenheiten auf mannigfache Weise äußert. Z. B. die beiden bei der Trauung verwendeten Wachskerzen werden nach der Hochzeit in eine ausgehöhlte Semmel gesteckt und man läßt sie nebeneinander ruhig abbrennen; vorher bezeichnet man sie als Mann und Frau. Löscht nun die des Mannes früher aus, so muß dieser nothwendiger Weise auch früher sterben als seine Frau. Im andern Falle hat er das Glück Wittwer zu werden.

Ein frisch gekochtes, weiches Ei müssen die Neuvermählten unbedingt zusammen verspeisen; im Unterlassungsfalle würde die Zahl ihrer Nachkommenschaft sehr klein bleiben.

Ist irgend etwas im Hause gestohlen worden, hinterbringt man der Dame desselben eine üble Nachrede oder Aehnliches, so gibt es kein leichteres und unfehlbareres Mittelchen, hinter die Wahrheit zu kommen, als sich die Karten zu legen, oder in besonders schwierigen verwickelten Fällen sich dieselben von einer in solchen Angelegenheiten sehr erfahrenen alten Frau legen zu lassen. Dann erfährt man ganz genau, wen man wegen des Diebstahls zur Verantwortung ziehen soll, oder wer der Verleumder gewesen. Dienstboten, welche dem Gelüste nicht widerstehen konnten, irgend einen Silberlöffel einzustecken, und doch hartnäckig leugneten, geben aber oft lieber freiwillig das Gestohlene heraus, wenn man ihnen droht, die Karten gegen sie legen zu lassen, da sie meinen, daß in diesem Falle sie doch entdeckt würden, oder wenigstens Fluch und Unheil sie überall verfolgen würde. Will eine Romänin sich Gewißheit über die Treue oder Untreue ihres Gemahles verschaffen, dann darf sie nur gelegentlich eine vielleicht eben vom Dorf hereingekommene Zigeunerin zu sich rufen lassen. Diese beschreibt ihr, in den kleinen dreieckig geschnittenen Spiegel sehend, den sie in der Hand trägt, ganz genau das Bild der gehaßten Nebenbuhlerin. Ob dieselbe blonde oder schwarze Haare, braune oder blaue Augen habe, alles dies schildert sie der mit gespannter Aufmerksamkeit horchenden Dame aufs genauste. Falls diese freigebig ist, setzt die Zigeunerin schließlich noch hinzu, daß ein junger, liebenswürdiger Cicisbeo die Dame über die Treulosigkeit ihres Gatten zu trösten berufen sei.

Die Anhänger der griechisch-orientalischen Kirche haben über die Sittsamkeit ihrer Braut sehr rigorose Ansichten und sind berechtigt, vorkommenden Falls ganz nach dem strengen mosaischen Gebrauche vorzugehen, wie er ausführlich im 5. Buch Mose, 22. Capitel, Vers 13 bis 21 beschrieben steht. Nur bemerken wir, daß glücklicher Weise, im Falle der Schuldigfindung, die dort befohlene Steinigung unterbleibt. In der Regel wissen die Schwiegerältern durch bedeutende Geschenke den Zorn des Sohnes zu besänftigen. Beide Eheleute arrangiren sich meist so gut, daß man selten laute Klagen wegen unzufriedener Ehe hört.

Eine nicht sehr seltene Zukunftsprobe ist auch dieses. Hat eine Romänin ein Auge auf einen gewissen Mann geworfen, so zündet sie in ihrem Hause, in einem stillen Raume, eine kleine Lampe an, die nun bis zur Erreichung des Wunsches Tag und Nacht brennen muß. Ein Erlöschen derselben wegen nachlässiger Besorgung würde sehr unheilbringend sein. In der Regel entzündet sich nun auch im Herzen des Gewünschten die Flamme der Liebe. Nur ist die fatale Clausel bei dieser Prozedur, daß, verschließt ein so Gebannter hartnäckig sein Herz den bezaubernden Eindrücken der Liebe, oder scheut er sich als lockerer Vogel, sich in die Bande der Ehe verstricken zu lassen, so ist der Tod sein Loos. Es sind uns Fälle bekannt geworden, wo sonst nicht ungebildete Damen es unternahmen, diesen Zauber zu üben, und als der geliebte Mann plötzlich starb, sich in Verzweiflung die Haare ausrauften, in dem festen Glauben, daß nur sie und ihre unglückliche Lampe an seinem Tode schuld seien.

# Die Ermordung des Lieutenants Stroyan durch die Somali bei Berbera.

Wir haben in unserer vorigen Nummer Alles mitgetheilt, was bis jetzt über das Schicksal des Herrn von der Decken verlautete. Die Nachrichten sind kurz, unvollständig und abgerissen, aber zweierlei beklagenswerthe Thatsachen unterliegen keinem Zweifel: einmal, daß die Expedition gänzlich mißlungen ist, sodann, daß der Reisende selbst nebst einigen seiner Gefährten in einer höchst gefährlichen Lage, eine Strecke aufwärts vom Meere, am Dschubstrome, zurückgelassen worden war, inmitten feindlicher Somalis, die sein Leben bedrohten. Wir wollen hoffen, daß nicht auch Karl von der Decken die ohnehin schon allzulange Reihe der Opfer vermehrt habe, welche Afrika schon gefordert hat; aber wir gestehen, daß unsere Hoffnung nur schwach ist. Wir denken an einen ähnlichen Fall, in welchem die Somali in verrätherischer Weise Fremde überfielen.

Das Land der Somali liegt im östlichen Afrika, wird im Norden durch den Busen von Aden begrenzt, im Osten vom Indischen Ocean, an welchen seine Küste bis zum Dschub reicht, also bis unter den Aequator; wie weit es sich nach Westen bis ins Innere erstreckt, wissen wir nicht. Nach dieser Richtung hin stoßen die Somali mit den Gallavölkern zusammen, nach Süden hin in der Küstenregion mit den Suaheli; im Norden, östlich von der Bab el Mandeb, sind die Dankali und Ilu-Gallas ihre Nachbarn. Ein beträchtlicher Theil dieses Gebietes, welches, wie ein Blick auf die Karte zeigt, das sogenannte östliche Horn umfaßt, liegt als Wüste da, aber daneben sind viele Strecken fruchtbar, liefern werthvolle Artikel in den Handel, und die Somali treiben einen lebhaften Waarenverkehr. Sie sind, gleich den Gallas, ein Mischlingsvolk, ein Zweig der großen Gallarasse und haben viel vom kaukasischen Typus in sich aufgenommen, weil fortwährend reines asiatisches Blut in ihre Adern kommt.

Richard Burton, der sie vor 11 Jahren auf seiner berühmten Reise nach Härrär genau kennen lernte, hat sehr specielle Schilderungen von ihnen entworfen. Das Haupthaar ist hart und wie Draht; es wächst wie bei den westindischen Mulatten, in steifen Locken, welche in Büscheln stehen und nur eine mäßige Länge erreichen. Viele färben das Haar mit ungelöschtem Kalk oder mit Aschenlauge; dann wird es gelblich weiß und wird nachher mit Henna roth gefärbt oder mit rothem Oker bestrichen. Kopf- und Gesichtsbildung zeigen zugleich etwas Arabisches und Afrikanisches; die Backenknochen stehen weit vor, aber die Stirn ist gewöhnlich hübsch, die Augen sind groß und wohlgestaltet, doch der Kiefer ragt vor und ist wesentlich afrikanisch, auch die breiten Lippen zeugen für Negerblut. Bart schwach, Lippenhaar kurz und spärlich. Bei Vielen ist die Haut schwarz, sanft und glänzend, bei Anderen lichter bis zur Farbe des Milchkaffees. Die Somal-Beduinen machen sich in das Gesicht tiefe Einschnitte, welche dann wulstige Streifen bilden; Hände und Füße sind plump, breit und flach. Im Allgemeinen sind aber die Somali nicht gerade häßlich.

„Die Somali sind argwöhnisch, hegen Abneigung gegen den Araber, fürchten und hassen den Türken, verabscheuen den Europäer und verachten jeden Asiaten. Sie haben die Unbeständigkeit des Negers, sind leichtsinnig wie die Abyssinier, die in nichts beständig sind, als in der Unbeständigkeit; sie sind sanft, manchmal fröhlich und zuthunlich, gerathen aber, ohne jeden Uebergang, in wilde Wuth und verüben dann die gräßlichsten Handlungen. Doch erscheinen sie zumeist trübsinnig und melancholisch; sie können stundenlang auf einer Stelle sitzen und den Mond anstarren. An Singen und Tanzen denken sie nicht viel, da sie stets von Gefahren umgeben und selten des Lebens sicher sind. In Betreff des persönlichen Muthes gleichen sie anderen Wilden. Eine Schlacht gilt schon für bedeutend, wenn anderthalb Dutzend Mann fallen; gewöhnlich fliehen sie, wenn vier oder sechs Mann am Boden liegen. In einem Kral (Dorf), in welchem einhundert Tapfere die Straußfeder tragen und sich also eines Mordes rühmen können, sieht man vielleicht nicht einen einzigen verstümmelten oder verwundeten Mann. Auch der Tapferste wird einem Gefecht ausweichen, wenn er seinen Schild nicht zur Hand hat. Das Erscheinen eines Löwen oder der Knall eines Schießgewehrs preßt ihnen einen Schrei des Entsetzens aus, und bei ihren Kaums oder Raubzügen in Rotten treten sie dem Feinde nicht offen gegenüber. Freilich werden ihrer zwei oder drei einen schlafenden Menschen brav genug ermorden, zuweilen wird jedoch die Erbitterung unter den einzelnen Stämmen so heftig, daß Mann gegen Mann mit Speer und Dolch kämpft. Dann werden auch Weiber und Kinder ermordet. Gegenwärtig kann ein mit Revolvern bewaffneter Mann das Land weit und breit in Schrecken versetzen; doch kommt sicherlich der Tag, an welchem der Wurfspeer dem Luntengewehre weicht, und dann werden die Somali gefährliche Feinde sein."

„Ich fand die Somalibeduinen gutmüthig und gastfrei; mit etwas Taback gewann ich Aller Gunst und mit wenigen Ellen Baumwollenzeugs konnte ich meinen Bedarf an Lebensmitteln bestreiten. Sie behandelten mich wie ein Lieblingskind; ich mußte Milch trinken und Schöpsenfleisch essen; man bot mir Mädchen zum Heiraten an, drang in mich, beim Stamme zu bleiben, Häuptling zu werden, Löwen zu schießen und Elephanten zu erlegen. Freilich waren Alle, Häuptlinge oder Arme, arge Bettler, und deshalb bezeichnen die Araber das Somaliland als Belad wa issi, d. h. Land, gieb mir etwas."

So schildert Burton die Somali. Sie sind Mohammedaner, aber es haben sich manche Ueberlieferungen und Bräuche aus der Heidenzeit erhalten. Ihre Sprache ist jetzt wohlbekannt; sie wird nicht geschrieben, eignet sich jedoch trotzdem vortrefflich zu Beredtsamkeit und Poesie, und es gibt viele Gesänge, die sich auf alle möglichen Gegenstände beziehen, z. B. auf Wasserholen, Elephantenjagd, Beladen der Kameele, die Eigenschaften eines Häuptlings, auf eine Geliebte ꝛc. Vielweiberei ist die Regel. Einheitlich sind die Somali nicht, ein Gesammtherrscher fehlt. Die einzelnen großen Stämme zerfallen wieder in manche Unterabtheilungen.

---

Wir wollen nun die Katastrophe Stroyans schildern. Richard Burton war im Herbst 1853 von seiner gefahrvollen und mit Recht berühmten Reise aus Arabien zurück

gekommen. Als Mohammedaner verkleidet, war er in Medina und Mekka gewesen. Er ging dann nach Bombay, wo er längere Zeit verweilte. In London hatte man schon 1849 den Plan gefaßt, das noch so wenig bekannte Somaliland in wissenschaftlicher und commercieller Hinsicht erforschen zu lassen. Jetzt wollte Burton denselben ausführen und im Frühjahr 1854 durch das Somaliland über Härrär (das noch von keinem Europäer besucht worden war, und das man als ein „Timbuktu des Ostens“ bezeichnete) und über Genaneh durch Ostafrika nach Sansibar zu gehen. Die Umstände geboten ihm aber, sich auf das nördliche Somaliland zu beschränken. In Aden, wo man das Unternehmen für äußerst vermessen und tollkühn erklärte und der Ansicht war, daß Jeder, der dasselbe wage, dem Tode verfallen sei, fand Burton anfangs Schwierigkeiten, die er aber durch seinen festen Willen besiegte. Im Oktober 1854 gaben die Direktoren der ostindischen Compagnie ihre Genehmigung. Mit Burton gingen Lieutenant Stroyan, welcher früher die Küste von Sindh und die Flüsse im Pendschab aufgenommen hatte, und Lieutenant J. H. Speke, der schon Wanderungen in Tibet und im Himalaya gemacht hatte. Lieutenant Herne sollte zur Zeit der großen Messe nach Berbera (an der Südküste des Busens von Aden) gehen und dort mit den Somalis freundschaftliche Beziehungen anknüpfen. Am 1. Januar 1855 vereinigte sich Stroyan mit ihm und beide blieben bis in den April an der afrikanischen Küste. Speke sollte in Bender (d. h. Hafen) Guray landen, um den Wady Nogal zu erforschen, Pferde und Kameele für die Expedition zu kaufen und rothen Sand zu sammeln, welcher angeblich Gold enthalten soll. Er war am 23. November 1854 nach der afrikanischen Küste gegangen und dort drei Monate geblieben; die Verrätherei seines Führers hatte ihn verhindert, den Wady Nogal zu erreichen. Burton seinerseits hatte die Tracht eines arabischen Kaufmanns angenommen, am 29. Oktober 1854 Aden verlassen, war am 3. Januar 1855 glücklich in Härrär angekommen und schon am 9. Februar wieder in Aden.

Dort rüstete er sich dann für eine zweite, längere Reise, die aber gleich im Anfang auf eine beklagenswerthe Weise vereitelt wurde. Er hatte in Aden die erheblichen Handelsvortheile geschildert, welche aus einer nähern Verbindung mit den ostafrikanischen Stämmen erwachsen könnten, und er wollte in Berbera, das eine sehr vortheilhafte Lage hat, eine britische Faktorei anlegen. Mit allem Nöthigen wohl ausgerüstet und mit Waaren im Werthe von 1500 Pf. Sterling landete er am 7. April 1855 bei Berbera, wo gerade große Verwirrung herrschte. Am Tage vorher war die große Karawane aus Härrär angelangt, 3000 Menschen mit eben so vielen Thieren. Sie kaufte Vorräthe und Waaren für die nächsten acht Monate. Der Markt hatte in der Mitte Novembers 1854 begonnen und ging in der Mitte des April zu Ende.

Am gelben Strande sah Burton Kameele in langen Reihen; Leute mit Speeren schrieen und sprangen umher wie wilde Thiere, manche Handelsleute hatten schon eingepackt, die große Zahl der armseligen Hüttenbuden war geringer geworden. Seine Gesellschaft bestand aus 42 Personen; Somali aus der Polizeiwache in Aden hatte man ihm nicht verabfolgt, und so war er auf Neulinge angewiesen: Aegypter, Nubier, Neger und Araber, die er mit Schießgewehren bewaffnet hatte; die übrigen waren Privatdiener des Reisenden und ein halbes Dutzend Somali.

Etwa eine Wegstunde von Berbera entfernt, auf einer Felsenleiste, sollte die britische Agentur errichtet werden. Die Zelte standen in einer Reihe; das Stroyans stand zur äußersten Rechten; ein Dutzend Schritte davon erhob sich das Rauti, d. h. indische Sipahizelt, welches Burton und Herne inne hatten; jenes, in welchem Speke schlief, stand auf der linken Seite. Das Gepäck war in den beiden letzteren Zelten untergebracht; die Kameele standen vornehin, nach dem Strande zu, und waren angebunden, Pferde und Maulthiere auf der Hinterseite. Bei Nacht wurden zwei Schildwachen ausgestellt.

Die Reisenden glaubten sich sicher, weil seit dreißig Jahren manche Engländer Berbera besucht hatten, ohne behelligt worden zu sein. Sie hielten alle Verhältnisse für günstig und gedachten ohne Anstand nach dem Innern aufbrechen zu können. Sie wollten sich einer nach Ogadayn ziehenden Karawane anschließen und ihre 56 Kameele standen bereit. Sie hielten es jedoch für zweckmäßig, den Schluß der großen Messe und noch einige wissenschaftliche Instrumente abzuwarten.

Am 9. April kamen Regen, Donner und Blitz, zum Zeichen, daß der Gugi oder Somali-Monsun eingetreten sei, und daß nun vorerst kein Wassermangel zu besorgen ist. Dann brechen die Beduinen auf; in der sogenannten Stadt, die doch nur aus lustigen Buden und Zelten besteht, nimmt man die Matten von den Stangengerüsten und belastet die Kameele. Am nächsten Tage war Berbera verödet; nur einige Pilger und Kaufleute waren noch am Platze, aber auch diese zogen am 15. April ab, und die Reisenden waren allein auf der Stätte von Berbera.

Drei Tage später kam ein Schiff aus Aden und brachte ein Dutzend Somali, welche sich ihnen auf der Wanderung nach Süden, nach Ogadayn, anschließen wollten. Burton bewirthete das Schiffsvolk, und das Fahrzeug, welches eigentlich noch an demselben Abend die Rückfahrt antreten wollte, blieb vor Anker liegen.

Bei Sonnenuntergang vernahm man Gewehrfeuer; drei Reiter wurden sichtbar, und die Schildwache, welche Räuber vermuthete, feuerte einen Schuß zur Warnung ab. Die Reiter kamen näher und gaben friedliche Versicherungen.

Aber zwischen 2 und 3 Uhr Morgens wurde Burton von einem seiner Führer geweckt, weil der Feind da sei. Was nun folgte, mag er mit seinen eigenen Worten erzählen: —

Ich sprang auf, griff nach meinem Säbel und beauftragte Lieutenant Herne, zu sehen, wie stark der Feind sei. Er ging mit einem Revolver aus dem Zelte, sammelte einige Leute und feuerte zwei Schüsse gegen die Angreifenden. Als er sich aber nun allein sah, kam er hastig nach dem Zelte zurück, verwickelte sich dabei in die Seile und stolperte. Während er wieder aufstand, führte ein Somal einen Schlag mit der Keule nach ihm, aber Herne gab Feuer, streckte ihn nieder und rief mir dann zu, daß von unserer Wache nichts zu sehen, der Feind aber sehr zahlreich sei. Ich erfuhr später, daß etwa 350 Bewaffnete uns überfallen hatten, zumeist vom Stamme der Isa Musa.

Inzwischen hatte ich Stroyan und Speke wach gerufen. Der erstere sprang auf und vertheidigte sich, wir haben ihn aber lebendig nicht wieder gesehen. Sein indischer Diener erzählte, er habe einen Revolver ergriffen und sechsmal in die Feinde hineingefeuert; dann floh der Diener; er sah seinen Herrn nicht fallen. Speke hielt das Ganze anfangs für einen falschen Lärm und blieb in seinem Zelte; als aber Keulenschläge gegen dasselbe gerichtet wurden, rannte er zu mir in mein Rauti, das wir bis aufs Aeußerste vertheidigen wollten.

Die Wilden schrien, lärmten und schwärmten um uns wie Hornissen. Wir hatten eine ungeheuere Ueberzahl gegen uns, und trotz der Dunkelheit waren uns die Speere und die langen Dolche, welche die Somali in das Zelt hineinwarfen, sehr gefährlich. Wir drei blieben bei einander; Herne kniete mir zur rechten Seite, auf der linken bewachte Speke den Eingang; ich stand in der Mitte, führte aber keine andere Waffe als meinen Säbel. Die Revolver hatten gute Dienste gethan, zum Unglück war aber nur ein einziges Paar zur Hand. Als sie abgefeuert waren, suchte Speke ein Pulverhorn, das er nicht fand; inzwischen brach ein Feind von hinten in das Zelt, das nun fast ganz niedergerissen wurde. Man wollte uns in die Falten verwickeln und dann mit leichter Mühe niederstoßen.

Jetzt blieb uns nichts anders übrig, als die Flucht; ich sprang zuerst hinaus, hinter mir kam Herne, Speke war der letzte. Die Sache stand äußerst bedenklich. Etwa zwanzig Feinde lagen vor dem Eingang auf der Lauer; weiterhin standen viele Gestalten, die wir im Dunkeln nur unbestimmt erkannten, Andere liefen umher, schrien und trieben unsere Kameele fort. Mitten unter den Feinden befanden sich manche unserer Diener, die den Weg zum Strande suchten; sie schossen zwischen die Somali hinein und manche erhielten Speerwunden.

Während ich durch das Gewühl brach, war es mir, als sähe ich Stroyan am Boden liegen. Ich schlug mich durch ein Dutzend Somali und erhielt mehr als einen Keulenschlag. Einer meiner Führer kam mir zu Hülfe; er war kaltblütig und gesammelt, konnte aber wegen einer Wunde am Daumen den Speer nicht handhaben. Er kam glücklich hindurch, hinderte mich aber am Gebrauche meines Säbels, und ich war so wüthend, daß ich ihn niederhauen wollte. Da rief er laut auf und nun erkannte ich ihn an der Stimme. Jetzt rannte mir ein Somal seinen Speer in den Mund; ich entkam wie durch ein Wunder und suchte Hülfe. Einige meiner Somali und manche Diener hatten sich verkrochen; jetzt kamen sie und wollten mit vorrücken; als ich sie aber beim Worte halten wollte, zogen sie den Schwanz ein. Der Führer erschien wieder, verschwand aber sofort. Manchmal warf ich mich vor Schmerz und Erschöpfung zu Boden, als aber der Tag zu grauen begann, schleppte ich mich bis an den Bach und wurde ins Schiff getragen.

Herne war inzwischen so nahe als möglich hinter mir hergegangen und hatte sich mit seinem Revolver gewehrt; es gelang ihm, sich unbeschädigt durch zu schlagen. Dann suchte er nach uns zwischen den verlassenen Buden von Berbera und fand dort gegen Morgen meinen Führer. Als es hell wurde, schickte er einen Neger zu dem Schiffe, das eben absegeln wollte, und kam noch zu rechter Zeit an Bord. Er ist mit einigen Keulenschlägen davon gekommen.

Es erscheint geradezu unbegreiflich, daß Speke am Leben blieb. Er sprang aus dem Zelt und hielt einem Somal den Revolver dicht auf die Brust, aber das Pistol versagte die Drehung. Dann erhielt er von hinten her einen Keulenschlag auf Brust und Rippen und stürzte zu Boden. Drei Männer sprangen ihm auf den Leib, knebelten ihm die Hände auf den Rücken zusammen, durchsuchten ihn nach Waffen und schleppten ihn fort. Kaum konnte er athmen, bat aber einen Mann um einen Trunk Wasser und daß man ihm die Hände nach vorne binden möge. Ein Somal nahm ihn gegen die anderen, welche ihn mit den Speeren durchbohren wollten, in Schutz, gab ihm auch zu trinken und ließ ihn dann bis Tagesanbruch am Boden liegen. So sah er denn, wie die Somali um die Beute herum sprangen und tanzten und nachher stimmten sie einen Dankgesang an. In einiger Entfernung lagen verwundete Somali, denen man die Glieder knetete und Wasser auf die Wunden goß; auch steckten sie ihnen Datteln in die Hand. Wer solche nicht mehr essen kann, gilt für ein Kind des Todes.

Speke lag geknebelt und allein, denn der Mann, in dessen Gewalt er fiel, war fortgegangen, um bei der Beute nicht leer auszugehen. Da kam ein Somal und fragte auf Hindustani, was der Franke hier im Lande zu schaffen habe; wenn er ein Christ sei, wolle er ihn todtschlagen, sei er aber ein Muselmann, dann könne er am Leben bleiben. Speke stammelte, er sei ein Nazarener und wolle nach Sansibar. Der Räuber schlug ein Gelächter auf und ging fort; bald nachher kam ein Anderer und schwang seine Waffe, that ihm aber nichts zu Leide und eilte gleichfalls zur Beute. Speke machte sich die Hände frei, konnte nun einen Speerstoß abwehren, erhielt aber einen Keulenschlag auf die Hand, einen andern auf den Arm und mehre auf Schenkel und Schultern; zuletzt gab man ihm noch einen Stich ins Bein. Trotz alledem schleppte er sich, oft von Speeren umsaust, bis an den Strand; dort aber, vom Blutverlust völlig erschöpft, sank er wie todt hin. Nach einiger Zeit raffte er sich auf und gelangte bis an die Hütten von Berbera; einige Frauen sagten ihm, wo er uns finden könne. Er schleppte sich fort und zum Glücke begegneten ihm Leute, welche wir vom Schiff aus gesandt hatten, ihn zu suchen. So kam er an Bord. Man sieht, es ist unter Umständen schwer, einen Menschen vom Leben zum Tode zu bringen; Speke war schon nach vier Wochen unterwegs nach England und hat von seinen Wunden nie Unbequemlichkeiten verspürt.

Als wir drei Gerettete an Bord waren, bewaffnete der Schiffsführer seine Leute mit Musketen und Speeren und setzte sie unweit unseres Lagerplatzes ans Land. Die Feinde waren abgezogen und hatten alle Zeugwaaren, Taback und Waffen mitgenommen; dagegen ließen sie Bücher, Getreidesäcke und manche andere Sachen, deren Gebrauch sie nicht kannten, am Platze liegen. Wir blieben an jenem Tag in Berbera und verbrannten Alles, was wir nicht mitnehmen konnten.

Stroyans Leiche wurde auf das Schiff gebracht; sie war längst erkaltet. Ein Speer war ihm ins Herz gedrungen, ein anderer hatte ihm den Unterleib durchbohrt, am Vorderkopf hatte er einen fürchterlichen Säbelhieb. Außerdem war der ganze Leib mit Keulenschlägen wie bedeckt und an manchen Spuren nahmen wir ab, daß man ihn nach dem Tode noch schmachvoll geschändet hatte. Wir hatten wie Brüder gelebt; Stroyan war überall beliebt und ein Mann von Muth und Ausdauer. Gern hätten wir ihn mit nach Aden hinübergenommen und dort begraben, aber wir mußten ihn am 20. April Morgens in die Tiefe versenken. Herne sprach das Gebet und mit schwerem Herzen steuerten wir der Küste Arabiens zu. —

Der Somal, unter dessen Keulenschlägen Stroyan den Geist aufgegeben hat, hieß Ao Ali; er steckte die Straußfeder auf. (First footsteps in East Africa, or an exploration of Harar, by Richard F. Burton; London 1856. XLII und 648 Seiten.)

# Bienenzucht auf Borneo.

Die Bäume, auf welchen die Bienennester angetroffen werden (Dann Tangiran genannt) finden sich in der Nähe der Ufer der größeren Flüsse und deren Nebenflüsse, jedoch nie im dichten Gebüsch, denn die Bienen suchen sich die höchsten und freistehendsten Bäume aus.

Für Naturforscher ist es gewiß von Interesse, die Namen derselben zu hören: Kaju*) Djingi, Kaju Dilap, Kaju Kalatan, Kaju Anglaï.

Mit Beginn des Westmussons, wenn die Blumen und Blüthen sich entwickeln, kommen die Bienen in Schwärmen von den Gebirgen, wo dieselben, wie die Eingebornen versichern, sich während der trocknen Jahreszeit in Felsenhöhlen und Klüften aufhalten.

Auch will man bemerkt haben, daß sie sich gewöhnlich wieder auf dieselben Bäume niedersetzen, von welchen sie das Jahr vorher auf eine, wie wir nachher sehen werden, so grausame Weise vertrieben wurden.

Jeder Schwarm baut ein besonderes Nest; bevor er jedoch zum Bau desselben übergeht, sucht er sich einen Zweig aus und bleibt an demselben in der Form eines umgestürzten Kegels (der Kopf nach unten) sieben Tage lang hängen. Darauf fliegen die Arbeitsbienen in die Runde, um ihr Baumaterial zu suchen. Die reichste Ernte holen sie aus den Blumen Tangkapeli und Biwan. Der fertige Bau (idan genannt) zeigt sich in der Gestalt eines dreieckigen Schiffes, das mit der einen Seite an dem Zweige festsitzt, während der obere Theil nach unten herabhängt. An einem Idan unterscheidet man den Kopf (kapala), der sich immer an dem obersten Theile der einen Seite, welche an dem Zweige festsitzt, befindet, und den Tapis, den übrigen Theil des Idans. Die Masse des Kopfes ist dicker, d. h. die zum Bewahren des Honigs dienenden Zellen sind länger als die viel größeren des Tapis, welcher Theil die Brutzellen enthält.

Beide Theile des Idans sind schon auf eine gewisse Entfernung von einander zu unterscheiden. Der Kopf nämlich ist blendend weiß, der Tapis jedoch ist gelblich braun und mit einem helleren Rande versehen. Der größte Bau beträgt 4 Fuß; die Dicke dagegen, 1 Zoll, ist bei allen gleich.

Die jungen Bienen haben eine Zeit von drei Monaten zu ihrer Entwicklung aus dem Ei nöthig. Sie verlassen, sowie sie ausgewachsen sind, mit ihren Eltern den Bau und ziehen nach dem Gebirge. Der verlassene Idan, dann Lawangan genannt, bleibt noch 6 bis 8 Tage an dem Baume hängen, bevor er abfällt.

Wenn das Wetter vor der Entwicklung der Blumen und Blüthen günstig ist, kann man auf eine gesegnete Ernte rechnen und findet nicht selten Bäume mit 200 Idans. Sobald dieselben fertig und mit Honig gefüllt sind, werden sie geschnitten, und zwar im Januar, Februar und bis Mitte März.

*) Kaju, Holz

Zuvörderst wird eine dünne, sehr zerbrechliche Leiter längst dem Stamm und den Zweigen an dem Idan angebracht und in der Nähe des Tangiran das Krüppelholz weggekappt, so daß ein freier Platz entsteht, auf den man die Geräthschaften stellt, welche zum Auffangen von dem aus dem Idan auslaufenden Honig dienen.

Diese Arbeit wird in der Nacht vorgenommen. Jene Leiter besteht aus Stücken Holz, die auf einem Abstand von 2 Fuß von einander in den Baum eingeschlagen und deren freistehende Enden durch Rottan oder dünne Baumstämme mit einander verbunden werden.

Darauf steigen die muthigsten Eingebornen auf den Baum, mit Stöcken und mit brennenden aus Bündeln Holz verfertigten Fackeln versehen. So gewaffnet begeben sie sich mit der größten Schnelligkeit längs der Leiter und den Zweigen nach den Nestern, ihren Gehülfen, welche auf einem gewissen Abstande in dem Gebüsch stehen, beständig zurufend, ihnen Rath gebend und sie zur Vorsicht ermahnend, und schwenken die brennenden und Funken sprühenden Fackeln so lange, bis alle Bienen geflüchtet sind. Die zahllosen Bewohner des Nestes erfüllen die Luft mit ihrem Gesumme, werden jedoch durch das Feuer und den Rauch, durch Glanz und Finsterniß betäubt und weggeführt durch den Wind; dann fallen sie in einiger Entfernung zur Erde nieder. Zuweilen erleuchten die unaufhörlich geschwenkten Fackeln einen Augenblick diese Scene und zeigen den nackten Leib der Eingebornen, welche halb durch das dunkle Laub gedeckt unter dem Singen einer melancholischen Weise ihr gefahrvolles Werk vollbringen. Sie bitten in derselben die Bienen, ihnen zu verzeihen und zu flüchten.

Die Worte sind folgende:

Gandong badjut
Manjang orei
Djangan takotjot
Kalo memim bang amas ber orei orei.

Das heißt:

„O! Bienen, die ihr an den Nestern hängt, fallt nieder mit den Funken, erschreckt nicht, bildet euch ein zärtlich zu sein im Golde."

Nachdem die Bienen auf die oben beschriebene Weise vertrieben sind, werden die Nester vermittelst eines hölzernen Hammers (einen eisernen darf man nicht gebrauchen, sonst, so wähnt man, würden die Bienen das folgende Jahr nicht wiederkehren) von den Aesten losgeschlagen und auf ein Flechtwerk gelegt, eine Art Sieb, unter welches man Töpfe stellt, in die der Honig abläuft. Den Tag nach dem Einsammeln desselben ist es nicht rathsam, sich den Bäumen zu nähern, denn viele Bienen kehren mit Anbruch des Tages wieder zurück und schwärmen um dieselben; auch ist es vorgekommen, daß einige Unvorsichtige ein Opfer der wüthenden Insekten geworden.

H. v. Strantz.

# Das Verhältniß des romanischen zum germanischen Elemente im Englischen.

Von **Rudolf Rost.**

Keine unter allen anderen neueren Sprachen hat durch das Aufgeben und Zerrütten alter Lautgesetze, durch den Wegfall beinahe sämmtlicher Flexionen eine größere Kraft und Stärke empfangen als die englische, und von ihrer sehr bedeutenden Fülle freier Mitteltöne ist eine wesentliche Gewalt des Ausdrucks abhängig geworden, wie sie vielleicht noch niemals einer andern menschlichen Zunge zu Gebote stand. Da sie durch ihre überaus geistige Anlage und Durchbildung, hervorgegangen aus einer überraschenden Vermählung der beiden edelsten Sprachen des spätern Europas, zur Weltsprache geworden ist, so dürfte es von Interesse sein, einen Blick auf die Entstehung und Geschichte dieser dem germanischen Sprachstamm angehörenden Sprache zu thun, um zu erfahren, wie sich die mannigfachen Bestandtheile, welche wir vorfinden, zu einander verhalten, wie die Vermischung des die ganze Sprache charakterisirenden germanischen und romanischen Elementes vor sich gegangen, und welcher Vortheil der Sprache durch das Hinzutreten des letztern daraus erwachsen sei.

Die ältesten Bewohner Großbritanniens gehörten dem keltischen Volksstamme an, welchen wir als den am frühesten vom Ursitz der Indoeuropäer, von Central-Hochasien, ausgewanderten zu betrachten pflegen und dessen räumliche Ausdehnung zu Anfang unserer Zeitrechnung eine bedeutend größere war als jetzt; denn sein Gebiet erstreckte sich über Großbritannien und Irland, Gallien, Belgien, einen Theil von Spanien und von der Schweiz aus östlich über Rhätien, Illyrien und Ungarn bis nach Thrakien hin, während er jetzt auf Irland, Hochschottland, Wales und die Bretagne beschränkt ist. Das Keltische theilt sich noch heute in zwei Hauptsprachen, die kymrische oder welsche in Wales und in der Bretagne und die gaelische oder irische, wohl auch ghadelische genannt, welche durch die Skoten aus Irland nach Schottland verpflanzt wurde. Die schon so eingeschränkten Grenzen des Keltischen werden jetzt allmälig immer enger, und es vermag dem Einflusse der modernen Sprachen kaum noch zu widerstehen.

Bekanntlich wurde nach langen und verzweifelten Kämpfen Britannien um das Jahr 80 nach Christi Geburt römische Provinz. Die Einwirkung der Römer auf die Briten war jedoch eine viel geringere, als sie auf die Bewohner Spaniens und Galliens gewesen war. Mögen auch die von den Römern gegründeten oder besetzten Städte größtentheils römisch nach Bevölkerung, Sitten und Sprache gewesen oder geworden sein, so dauerte auf dem flachen Lande dennoch die keltische Sprache, wenn auch mit lateinischen Bestandtheilen vermischt, fort, ja gewann sofort wieder die Oberhand, als die Römer zu Anfang des fünften Jahrhunderts Britannien verließen. Jetzt bedrohte aber ein anderer Feind die Briten, nämlich die Pikten und Skoten, welche von Norden her in das Land einfielen. In ihrer Bedrängniß wandten sich die Briten an die Sachsen und zwar, wie neuere Forschungen dargethan haben, an diejenigen, welche das Litus Saxonicum im nördlichen Gallien, d. h. die ganze heutige Normandie und einen Theil der Grafschaft Artois bewohnten. Diese schlugen auch die Pikten und Skoten, traten aber dann selbst als Eroberer auf und setzten sich nach langwierigen Kämpfen, während welcher immer neue Schaaren von Sachsen und anderen germanischen Stämmen einwanderten, zuerst in Kent und dann in dem größten Theile des übrigen Englands mit Ausnahme von Cornwallis, Wales und fast der ganzen Westküste fest. Da nun die Briten von den eingewanderten Germanen, welche man nach den Hauptstämmen Angelsachsen nannte, aus den eroberten Landestheilen vertrieben wurden, diejenigen Briten aber, welche unter den Angelsachsen blieben, gewiß ihrer geringen Zahl wegen bald Sprache und Sitten ihrer Herren annahmen, da ferner zwischen den Sachsen und Briten in Wales und anderen keltisch gebliebenen Landestheilen fast beständige Feindschaft herrschte, das Keltenthum überhaupt dem Germanenthum hatte weichen müssen: so ist es natürlich, daß die Zahl der ins Angelsächsische aufgenommenen keltischen Wörter nicht groß sein kann.

Einen andern Bestandtheil erhielt die Sprache, als gegen Ende des sechsten Jahrhunderts das Christenthum unter den Angelsachsen Wurzel zu fassen begann. Dadurch wurden der Sprache eine Anzahl lateinischer Wörter, meist kirchliche Ausdrücke, zugeführt, z. B. clerk, Geistlicher, von clericus; preach, predigen, von praedicare; rule, Regel, von regula und andere mehr.

Erst nach Verlauf zweier Jahrhunderte hatten die Angelsachsen ihre Eroberungen einigermaßen beendigt und gesichert. Im neunten Jahrhundert hatten sich die sämmtlichen angelsächsischen Reiche unter einem Herrscher, dem westsächsischen Egbert, vereinigt, und die westsächsische Sprache, schon vorher die überwiegende, ward von nun an fast die alleinige Schriftsprache der Angelsachsen oder, wie sie sich von nun an nennen, der Angeln. Um diese Zeit beginnen auch die Raubzüge der Skandinavier, welche in England mit dem Namen Dänen belegt wurden. Von 1013 bis 1042 wurde England sogar von den Dänen völlig erobert. Der Einfluß, den die letzteren auf die Sprache übten, ist höchst unbedeutend.

Von der größten Wichtigkeit jedoch war die Eroberung Englands durch die Normannen. Ihre Sprache wurde die allein herrschende, am Hofe, vor Gericht, in Kirche und Schule, während das Angelsächsische nur die Sprache des gemeinen Volks blieb und seit Anfang des zwölften Jahrhunderts aufhörte, schriftstellerisch ausgebildet zu werden. Aber dennoch hielt das Volk mit Zähigkeit an seiner Sprache fest, die vielleicht mit französischen Wörtern etwas vermischt ward, aber der Hauptsache nach eine deutsche Sprache blieb. Als nun die Normandie unter Philipp August französische Besitzung geworden, als die Normannen in England die Franzosen und selbst ihre normännischen Brüder als Feinde zu betrachten anfingen, als durch den Mangel des Verkehrs mit dem Mutterlande ihre Sprache zu entarten begann, da mochten die normännischen Großen es doch allmälig für gerathen finden, sich dem Volke zu nähern und seine Sprache zu erlernen, um so mehr, als sie mit ihrer eigenen nicht mehr viel Ehre einlegen konnten.

Wie nun die Normannen Angelsächsisch zu lernen anfingen, so bequemten sich auch die Sachsen, sich nach und nach mit der Sprache der vornehmen Welt bekannt zu machen oder wenigstens eine Menge französischer Ausdrücke in die Sprache aufzunehmen.

Auf diese Weise kam denn mit der Zeit eine Verschmelzung beider Sprachen zu Stande, in welcher der deutsche Bestandtheil den Sieg davon trug, aber nicht ohne selbst mannigfache Veränderungen in Folge des französischen Einflusses zu erleiden. Diese so entstandene, die englische genannte Sprache wurde seit der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts auch schriftstellerisch angewandt, in Volksliedern, namentlich Spottliedern, in gereimten Romanen, die anfänglich nur für das eigentliche sächsische Volk gedichtet wurden. Im Jahre 1362 wurde die englische Sprache durch einen königlichen Beschluß bei Gerichtsverhandlungen eingeführt. Nur der Hof und das Parlament behielten die französische Sprache noch eine Zeit lang bei, letzteres bis zum Jahre 1483. Sogar heutzutage bedienen sich die verschiedenen Zweige der gesetzgebenden Macht in ihren gegenseitigen Beziehungen der französischen Sprache. Wenn das Unterhaus dem Hause der Lords eine Bill zuschickt, oder eine von ihm erhält, so geschieht dieses stets mit der Formel: Soit bailé aux Seigneurs oder: Soit bailé aux Communes, und die königliche Bestätigung erfolgt mit den Worten: La Reyne le voet (veut). Bei der Eröffnung jeder Parlamentssitzung läßt das Oberhaus ebenfalls in altfranzösischer Sprache in seinen Tagebüchern die Namen der Personen verzeichnen, die zur Annahme und Prüfung der Bittschriften für England und die Gascogne (welche bis zum Jahre 1453 eine englische Provinz war) ermächtigt werden.

Ohne auf das Verhältniß zum Angelsächsischen hier näher einzugehen, beschäftigen wir uns jetzt mit der Hauptaufgabe unserer Betrachtung, welche darin besteht, zu zeigen, wie groß der Einfluß des Französischen auf das im Englischen vorhandene germanische Element war. Wenn wir die Veränderungen vergleichen, welche mit den übrigen germanischen Sprachen im Laufe der Zeiten vorgegangen sind, so wird es uns gewiß niemals einfallen, die Abstumpfung und Abschwächung der Formen, also das Schwinden der sinnlichen Schönheit, mit einem Einflusse des Französischen in Verbindung zu bringen. Frei von jeder äußern Einwirkung geschahen diese Veränderungen. Die Vereinfachung der Formen ist ein charakteristischer Zug der neueren Sprachen. So haben die romanischen Sprachen die Declination längst aufgegeben, ein großer Theil unserer deutschen Mundarten kennt bereits keinen Genitiv und Dativ mehr und ersetzt sie durch Verhältnißwörter. Keine der deutschen Schrift- und Volkssprachen ist indessen so weit gegangen als das Englische; alle haben den verschiedenen Artikel zum Unterschied des Geschlechtes, alle den Unterschied zwischen schwacher und starker Declination, alle die von der ersten Form des Singular verschiedene Pluralform im Präsens und Präteritum und anderes mehr bewahrt, — Alles, was von dem Englischen schon seit beinahe fünf Jahrhunderten völlig aufgegeben worden ist. Und doch zeigte das Angelsächsische vor dem Eindringen der Normannen keineswegs eine größere Neigung zur Abstumpfung und Vereinfachung der Formen als die anderen germanischen Sprachen. Zum größern Theile war die Vereinfachung der englischen Sprache schon vollendet, als die Mischung mit französischen Wörtern erst überhand nahm. Wenn wir demnach einerseits dem Eindringen des französischen Elementes auf die Gestaltung der ganzen Sprache einen Einfluß nicht absprechen können, stellen wir andererseits die Behauptung auf, daß das Englische nicht aus dem schriftmäßigen Angelsächsischen, sondern aus den wahrscheinlich vor der Eroberung schon vielfach abgeschliffenen angelsächsischen Mundarten hervorgegangen sei. —

Da demnach der Einfluß des Französischen auf die Bildung der englischen Sprache nicht abgewiesen werden kann, so betrachten wir zuvörderst, wie weit sie sich auf die Laut- und Formenlehre erstreckt.

Eingeführt wurden aus dem Französischen die allen germanischen Sprachen fremden Zischlaute tsch und dsch (ch und g). Ob die Verwandlung des sc in ch, die nur unvollständig durchgedrungen ist, ebenfalls französischem Einflusse zuzuschreiben sei, ist insofern zweifelhaft, als sich z. B. im Deutschen sk ohne französischen Einfluß in sch verändert hat und im Holländischen anlautend sk zu sch mit gesondert gesprochenem Kehllaut ch geworden ist. Entschieden romanischen Ursprungs ist jedoch das Aufgeben des für Franzosen nicht leicht auszusprechenden Kehllautes ch, angelsächsisch h. Während das Altenglische die angelsächsische Schreibung noch beibehält, führt das Mittelenglische die Schreibung gh ein, was von dieser Zeit an als toulos gilt.

Die Einwirkung des Französischen offenbart sich ferner in dem Stummwerden des auslautenden e und dem dadurch entstandenen Vorherrschen der einsilbigen Wörter im Englischen. Der Laut ju kommt meistens nur in französischen Wörtern (u), mit der Schreibung ew jedoch auch in deutschen Wörtern vor. In französischen Wörtern entspricht er dem französischen u, einem im Englischen unbekannten Laut, in deutschen Wörtern meist dem angelsächsischen eóv, ausgesprochen jóv. — Theilweise französischen Ursprungs ist auch das Ueberhandnehmen des s als Pluralform der Substantive, denn die Pluralendung im Angelsächsischen war en, welche auch jetzt noch in einigen Wörtern bewahrt ist, wie z. B. oxen, hosen, children u. s. w.

Recht augenscheinlich wird der Einfluß des Französischen auf die Wortstellung im Englischen. In demselben Grade, in welchem das Angelsächsische und Deutsche im Satzbau mit einander übereinstimmen, geschieht es im Französischen und Englischen. So sind die Stellung des Zeitwortes an das Ende im Vordersatze, die Trennung des Hilfszeitwortes vom seinem Zeitworte vom Englischen aufgegeben worden.

Betrachten wir jetzt die Veränderungen, welche das Französische, als Bestandtheil der englischen Sprache, seit seiner Aufnahme erlitten hat. Die wichtigste Veränderung besteht darin, daß die französischen Wörter ihre ursprüngliche Betonung fast vollständig aufgeben und sich der deutschen Betonungsweise fügen mußten. Man vergleiche: französisch concert und englisch cóncert, compagnie und cómpany, portrait und pórtrait. Die deutsche Betonung trat indessen nicht sofort bei den französischen Wörtern ein und es vergingen Jahrhunderte, ehe dieselbe in der jetzigen Ausdehnung Platz griff. Vollständig durchgeführt ist übrigens die deutsche Betonung nicht; namentlich bei den Zusammensetzungen mit con, dis, pro, ab, ex rc. findet bald Betonung der ersten Silbe, bald des Stammes statt. Viele Wörter nehmen doppelten Ton an, je nachdem sie Hauptwort oder Zeitwort sind und diese oder jene Bedeutung haben, z. B. cómpound, Mischung, und to compoúnd, sich vergleichen; éxport, Ausfuhr, und to expórt, ausführen; désert, Wildniß, und desért, Verdienst; éxile, Verbannung, exíle, klein, und exíle, verbannen.

Mit der Annahme des deutschen Tones, die im Volke wahrscheinlich früher als bei den Schriftstellern erfolgte, blieben die französischen Wörter in ihrer Entwicklung stehen und folgten der Hauptsache nach den deutschen Lautgesetzen. Daher kommt die große Verschiedenheit in den neufranzösischen und neuenglischen Formen derselben Wörter, daher auch die Erscheinung, daß die englisch-französischen Wörter dem Lateinischen näher stehen als die neufranzösischen. So hat das Englische häufig c, wo im Französischen ch steht; z. B. castle (château), camp (champ). Die Ausstoßung des s vor t, c und p, wie im Französischen, findet nicht statt, daher state (état), study (étude), spouse (époux). Das n verliert seinen Nasenlaut, z. B. tone (ton); eben so das gn, wobei das g meistens ganz verschwindet, z. B. mountain (montagne), gain (gagner), reign (regner); auch das l mouillé verliert seinen Charakter, z. B. travel (travailler), counsel (conseil). — Aus dem französischen u wurde ju (u, ew), z. B. jew (juif); auslautendes é ward y, z. B. city (cité); oi behielt den Doppellaut o und i, z. B. point (point), choice (choix). Aus der Veränderung der Betonung folgte ganz natürlich, daß die Endsilbe verkürzt, die nunmehr betonte Silbe verlängert wurde, z. B. mountain (montagne). Sogar ganze Silben fielen in Folge dieser Veränderung aus, z. B. judgment (jugement).

Fassen wir jetzt das Verhältniß des französischen zum deutschen Bestandtheile im Englischen näher ins Auge, so ist es eine eben so schwierige als undankbare Arbeit, das Zahlenverhältniß beider Elemente aufzusuchen, denn schwierig ist es, zu unterscheiden, welche Wörter unmittelbar aus dem Lateinischen durch das Französische eingedrungen sind. Die Berechnungen, denen man gewöhnlich begegnet, geben die deutschen Bestandtheile zu fünf Achteln der ganzen Summe von Wörtern an. Man kann wohl annehmen, daß die deutschen und französischen Bestandtheile in Hinsicht der Zahl einander ziemlich gleichkommen, ja daß das romanische Element sogar noch ein Uebergewicht an Zahl durch die unmittelbar aus dem Lateinischen, namentlich von den Gelehrten aufgenommenen Wörter hat, insofern als man nur das Wörterbuch zu Rathe zieht; daß der deutsche Bestandtheil jedoch im Allgemeinen ein gewissermaßen moralisches Uebergewicht vor dem romanischen hat, da er in der Dichtersprache sowohl wie in der Volkssprache, vor allem aber in der Bibel stärker vertreten ist, und es wohl möglich wäre, englisch mit nur germanischen Bestandtheilen zu schreiben, aber nicht umgekehrt. In der wissenschaftlichen Darstellung, sowie im Zeitungsstyle tritt das romanische Element mehr hervor. Der latinisirende Styl ist wohlklingender, der germanisirende aber kräftiger. Betrachten wir jetzt eine Stelle aus Shakespeare's Macbeth, um uns von dem Verhältniß beider Bestandtheile durch Augenschein zu überzeugen. Die dem romanischen Gebiete angehörenden Wörter zeichnen sich durch cursive Schrift aus:

> Go bid thy *mistress*, when my drink is ready
> She strikes upon the bell. Get thee to bed.
> Is this a dagger which I see before me
> The handle towards my hand? Come let me clutch thee.
> I have thee not and yet I see thee still.
> Art thou not, *fatal vision, sensible*
> To feeling as to sight? — or art thou but
> A dagger of the mind, a *false creation*
> *Proceeding* from the heat — *oppressed* brain?
> I see thee yet, in *form* as *palpable*
> As this, wich row I draw.

Untersuchen wir jetzt, in welchem Verhältnisse das Deutsche zum Französischen in Bezug auf die Bedeutung der Wörter steht, oder welches Gebiet angelsächsisch geblieben, welches romanisirt worden ist. Da das charakteristische Element des Englischen das Deutsche ist, so sind natürlich Fürwörter und Hilfszeitwörter rein deutsch geblieben. Deutsch sind auch die Zahlwörter mit Ausnahme von second und million. Die Verhältnißwörter und Bindewörter sind ebenfalls mit nur wenigen Ausnahmen deutsch. Im Uebrigen gehören dem Sächsischen an: die Ausdrücke für Gegenstände der Natur, für Land- und Hauswirthschaft, Familienverhältnisse und das Seewesen; das Französische beherrscht dagegen alles zum feinern Leben Gehörende, also die Ausdrücke für Hof und Staat, Titel und Würden, Künste und Wissenschaften; sodann sind entschieden romanisch alle abstracten Begriffe, während die concreten vorzugsweise dem germanischen Bestandtheile angehören.

Nicht zu verkennen ist, daß das Englische durch den Hinzutritt des romanischen Elementes einen bedeutenden Reichthum erlangt hat, der sich namentlich darin zeigt, daß es der Sprache nicht an Bezeichnungen selbst für geringe Veränderungen eines Begriffes fehlt. Außerordentlich reich ist unter Andern die Sprache an Ausdrücken zur Bezeichnung stärkerer Gemüthsbewegungen, wie beispielsweise die mannigfaltigen Wörter für „Aerger" beweisen: anger, wrath, passion, rage, fury, outrage, fierceness, sharpness, animosity, choler, resentment, heat; to fume, storm, inflame, be incensed; to vex, kindle, irritate, enrage, exasperate, provoke, fret; to be sulten, hasty, hot, rough, sour, peevish und andere.

Ist die französische und deutsche Bezeichnung für einen und denselben Begriff zugleich im Englischen geblieben, so stimmen beide nur äußerst selten in ihrer Bedeutung völlig überein, sondern es findet in der Regel ein leichter Unterschied zwischen ihnen statt. Wenn daher meat Mehl überhaupt bedeutet, so ist flour das feine Weizenmehl; blessing ist der göttliche Segen, benediction aber der von Menschen ausgesprochene. Maßgebend für die Bedeutung ist auch die Geltung der Wörter in den vornehmeren oder geringeren Kreisen des Lebens; so sagt man the queens consort, aber nicht the queens husband. Ferner ist zu beachten, daß zwei Benennungen vorhanden sind für ein und denselben Begriff, und zwar eine deutsche für ein Ding im rohen Zustande, eine französische aber für einen durch Kunst verfeinerten Zustand, namentlich die deutschen Thier- und französischen Speisenamen: ox und beef; calf und veal; swine und pork; sheep und mutton. Mitunter kommt es auch vor, daß das deutsche Wort seine Bedeutung ändert und dem französischen Worte seine bisherige Stelle überläßt; das Wort harvest hieß ursprünglich Herbst, jetzt bedeutet es Erntezeit, zum Unterschied von autumn.

Daß die Verschmelzung und Gleichstellung der Wörter beider Elemente im Englischen aber eine vollkommene ist, wird am besten daraus ersichtlich, daß französische Endungen an deutsche Wörter und umgekehrt deutsche Endungen an französische Wörter gesetzt worden sind. Es sind demnach germanische und romanische Bestandtheile gleichsam so ins Fleisch und Blut der Sprache übergegangen, daß beim Gebrauch das Volk sich nicht mehr bewußt wird, ob es ein Wort deutschen oder französischen Ursprunges anwendet. Deutsche Wörter mit französischen Endungen sind: housage, goddess, eatable und andere; französische Wörter mit deutschen Endungen: falsehood, useful, foolish. Eben so finden sich deutsche Wörter mit französischen Vorsilben, als disburden, resail, und französische Wörter mit deutschen Vorsilben, wie underprice, overcharge und andere.

Es gibt endlich im Englischen eine bedeutende Anzahl von Wörtern, welche, obgleich von derselben Wurzel herstammend, dennoch in verschiedener Gestalt auftreten. Diese Erscheinung ist daraus zu erklären, daß ein und dasselbe Wort zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedenen Wegen eingeführt wurde. So kommt es vor, daß das lateinische Wort in seiner eigentlichen und seiner französischen Gestalt vorhanden ist, z. B. fragile und frail, gebrechlich, lateinisch fragilis und französisch frêle; oder daß deutsche Wörter durch Vermittlung des Französischen noch einmal ins Englische aufgenommen wurden, z. B. guard, Wache, und ward, Bewachung; hier ist guard das deutsche Wort „Warte" in französischer Form.

Zum Schluß unserer Betrachtung noch eine allgemeine Bemerkung. Daß der englischen Sprache durch das Hinzutreten des französischen Bestandtheiles, also gleichsam durch die Vermählung des germanischen mit dem romanischen Elemente, durchaus kein Nachtheil erwachsen ist, geht jedenfalls mit der Erscheinung Hand in Hand, daß die englische Nation ihre großartige Machtstellung, vermöge deren sie durch ihre über die ganze Erde verbreiteten Colonien Weltbeherrscherin geworden, lediglich wohl dem Umstande verdankt, daß die Angelsachsen mit den Normannen innig sich verschmolzen, denn die Geschichte lehrt ja, daß die deutschen Stämme erst durch die Vermischung mit fremden Nationalitäten aus einer gewissen phlegmatischen Unbeweglichkeit zu entschiedener Thatkraft sich heranbildeten. —

---

# Die Kalmükken.

Von **Adolf Bastian**.

Die Kalmükken sind in Europa die einzigen Repräsentanten des Buddhismus, jener weit verbreiteten Religion, die die größere Hälfte Asiens füllt, und von Asien kamen sie herüber zu ihren jetzigen Wanderplätzen, an den äußersten Grenzen Europa's. Die Scheidelinie zwischen den beiden Welttheilen ist dort nicht so fest bestimmt, wie weiter im Norden, wo der Czar des gigantischen Rußlands seinen doppelköpfigen Adler aufgepflanzt hat, um zwei Continente zu scheiden. An der großen Straße von Moskau nach Sibirien steht zwischen Kasan und Jekaterinburg ein einzelner Pfeiler, der mit einer Hand nach Westen, mit der andern nach Osten zeigt und nur die zwei bedeutungsvollen Worte trägt: „Weg nach Europa", „Weg nach Asien". Manches armen Verbannten Auge, wenn ihn das Dreigespann der Kibitka dort vorüber und den wüsten Oeden entgegen führte, mag auf dem Worte Asien gehaftet haben, als ein Zeichen, daß er nun für immer jede Hoffnung zurückzulassen und mit allen seinen Erinnerungen aus der Vergangenheit abzuschließen habe. Diese Grenzbestimmung basirt indeß auf den geographischen Verhältnissen, da gerade dort die Ebenen des Wolgagebietes sich zu dem welligen Hügellande des Ural emporzuheben beginnen, und sie ist rein in solcher Rücksicht festgesetzt, da sich weder Stadt noch Dorf in der Nähe findet. Nur eine niedrige Hütte, von einem Schuster bewohnt, ist neben dem Meilensteine gebaut, und spekulative Köpfe können sich dort Stiefeln kaufen, um mit dem einen Fuße in Europa und mit dem andern in Asien zu stehen!

Im südlichen Rußland, zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere haben die Ansichten der Geographen mehrfach über den Punkt differirt, welcher als Grenze anzunehmen sei. Da indeß verschiedene kalmükkische Stämme auf dem linken Ufer der Wolga nomadisiren, kann über ihr Anrecht auf Europa kein Zweifel sein.

Die Kalmükken bewohnen jetzt als heimatlose Wanderer das Land, wo ihre Vorfahren als Fürsten geboten. Sie reiten auf ihren Kameelen über die Ruinen des weithin für Pracht und Reichthum berühmten Sarai, und ihre Schafe grasen auf den Stellen, wo einst in dem Zelte der goldenen Horde die Großfürsten der Moskowiter Huldigung und Tribut dem Chan der Chane darbrachten. Indeß sind die Kalmükken erst neuerdings nach jenen Plätzen zurückgekehrt, die in vergangenen Tagen ihre glänzenden Waffenthaten gesehen hatten, und ihre zweite Erscheinung war nicht wie früher eine der Eroberer, sondern der Flüchtlinge. Der Name der Mongolen schrieb sich mit Tschingischans Geburt in die Geschichte ein, aber die mongolischen Eroberungen wurden meistens durch die unterworfenen Tataren und andere Stämme der Turkvölker vollendet, die sich der westlichen Gebiete bemächtigten und dort als Ansiedler verblieben. Als Batu's ungeheueres Reich unter inneren Kriegen zerfiel, war die mohammedanische Bekehrung schon im Fortschreiten begriffen, und alle Tataren in Kasan, in der Krim, am Kuban und unter den Nogaiern bekennen sich jetzt zum Islam. Die Mongolen des Ostens dagegen bewahrten den Buddhismus, und als Ayuka's Kalmükken sich am Ende des 17. Jahrhunderts von ihnen abtrennten, brachten sie diese Religion mit sich nach Europa. Sie erkannten damals die geistliche Oberhoheit des Dalai Lama an und gehörten zu seinen eifrigsten Verehrern, aber seit dem Rückzuge der größern Hälfte der Kalmükken, die sich unter Ubachech auf chinesisches Gebiet retteten (1771), haben sich die russischen Beamten bestrebt, die Beziehungen mit Lhassa in Tibet möglichst zu unterbrechen und unter den Kalmükken ein ganz selbstständiges Kirchenregiment einzurichten.

Da die Kalmükken indeß nie mit der Erscheinung solcher Erdengötter beglückt wurden, wie sie sich unter den Chutuktus der Kalkas und anderen ihrer mongolischen Brüder manifestirt haben, so bildet der Titel des Lama die höchste Würde in ihrer Geistlichkeit. Seit dem Tode des letzten Lama (1864) war, als ich unter den Kalmükken mich befand, noch kein neuer erwählt, und es versah, während eines Besuches, der Bakschi interimistisch seine Functionen. Er residirt in dem Klostertempel des Erketens-kiau-Uluß, der während des Winters an den Küsten des Kaspischen Meeres lagert, in der Nähe des kleinen Hafens Serebrowskaja.

Mit dem Beginn des Frühlings bricht der Uluß (Stamm) nach den nahegelegenen Vorhügeln des Kaukasus



Die Geistlichkeit der Kalmükken. (Nach einer Photographie.)

auf und nomadisirt dort im Sommer zwischen den Bergthälern des Chamus Ula (die Nase des Gebirges), bis der annähernde Winter die Heerden zur Rückkehr nach dem Tieflande zwingt. Sie haben unter sich ein berühmtes Bild Buddha's oder Burchans, das den künftigen Gott Maitreya vorstellt, und das bei den Wanderzügen auf einem reichgeschmückten Pferde vorangetragen wird.

Während meines Aufenthaltes in dem Winterquartier dieses kalmükk. Stammes (im Febr. 1865) wurden gerade Vorbereitungen für ihr Frühlingsfest getroffen, um den Zagan Zara (den weißen Monat) zu feiern und dann das Wanderleben neu zu beginnen.

Die beigegebene Skizze, von dem deutschen Photogr. Herrn Werkmeister in Astrachan aufgenommen, gibt ein Bild der gesammten Geistlichkeit der Kalmükken, die sich während der Durchreise des russischen Thronfolgers aus ihren zerstreuten Horden alle in Astrachan zusammen fanden u. so Gelegenheit zu dieser Gruppirung gaben, die sich sonst schwer gefunden haben würde.

Die Figur in der Mitte stellt den Lama vor, der während der Rückkehr von dieser Reise starb, und dessen Verlust von seinem Volke noch immer beklagt wurde. Ich hörte die Kalmükken ein zu seinem Andenken verfaßtes Lied singen, und meine freundliche Wirthin, die Frau eines russischen Beamten, hatte die Güte, mir dasselbe zu übersetzen. Es lautet folgendermaßen:

Von des Meeres weißbedeckten Wiesen
Zogen fröhlich wir, wie ein Gesang.
Er war bei uns, den wir Alle priesen,
Den wir feierten mit Lied und Klang.

Noch das schwarze Roß, das gern er hegte,
Stehet dort im Silberschmuck des Zaum,
Aber Er, der drauf zu reiten pflegte,
Er wich von uns, wie ein schöner Traum.

An dem Tempel, wo die Götter scheinen,
Haben wir die Schimmel, die er fuhr.
Was bleibt seinem Brüderchen, dem Kleinen,
Als der Name einer Waise nur?

Fort, zum Kloster, mit den schwarzen Rossen,
Ueber die gebot das Lieblingspferd!
Alter Diener, dessen Thränen flossen,
Was bleibt dir nun am verwaisten Heerd?

Ach, sein Freund, er sah die Bahre breiten,
Sah, wie man ihn auf das Feuer legt.
Jetzt kehrt er zurück, das Pferd zu leiten,
Das die Knochen seines Herren trägt.

Bei den Buddhisten fällt durchschnittlich die Erbschaft eines Mönches an die Priesterschaft. So heißt es im birmesischen Damasat: Wenn ein Talapoin stirbt, so haben seine Verwandten kein Anrecht auf den Besitz. Beim Tode eines Obern unter den Talapoinen fallen alle seine Geräthschaften und Möbel an den nächst Höhern, oder an den, der ihm in seiner Würde folgt. Die übrigen Sachen werden in vier Theile getheilt, von denen zwei dem zweiten Talapoinen gehören, und der Rest wird aufs Neue in vier Theile zerlegt, um einen dem Pagen und die übrigen den Familiengliedern zukommen zu lassen.

Von den Räthseln der Kalmükken wurden mir folgende mitgetheilt:

Es ist im Wasser geboren und fürchtet das Wasser.
(Das Salz.)

Man schneidet den Kopf ab, man zieht das Herz heraus, man gibt zu trinken und läßt reden.
(Die Feder.)

Das Feld ist weiß, der Same ist schwarz.
(Die Schrift auf dem Papier.)

Der Bucklige und der Krumme laufen über das ganze Feld.
(Die Sichel.)

Nach einer von der gewöhnlichen Weltentstehungstheorie der Buddhisten abweichenden Version der Kalmükken heißt es:

Indem es aus den zehn Seiten (den acht Seiten der Windrose, sowie von oben und von unten) des Raumes zu wehen anfing, wurden Wolken zusammengetrieben, durch deren Regen ein Ocean entstand. Aus den Schäumen desselben bildeten sich allerlei Thiergestalten, und darunter eine gigantische Schildkröte, die bald Unheil zu stiften anfing, indem sie die übrigen Thiere verschlang. Mandsaschiri, der dieses (von jenseits des Raumes) sah, nahm seinen Bogen und durchbohrte die Schildkröte und heftete sie an der Erde auf dem Grunde des Meeres an, so daß sie ruhig liegen mußte. An dem Griff des Speeres (der eben so hoch aus dem Meere hervorsteht, als dessen Spitze darin eingetaucht ist), legte sich der Schaum des Meeres (daleke) an, und daraus entstand allmälig die feste Erde. Der oberste Kopf des Speeres bildet den Berg Sumeru. Nachdem die Erde gebildet war, erschuf Abida die lebenden Wesen auf derselben. Indem er Steine auf die Welt warf, entstanden daraus die Menschen, dann erschuf er den König Sakarwadom (mit 1003 Frauen) und beauftragte ihn, über die Menschen zu regieren. Bei seinem Tode (der damals im Alter von 380,000 Jahren eintrat), übergab Sakarwadom seinen 1003 Söhnen 1003 Goldbecher, die versiegelt waren. Beim Oeffnen fand ein Jeder in demselben einen Zettel, mit der Zahl von Jahren, welche ihm bestimmt seien, über die Welt zu regieren. Zuerst folgte der älteste Sohn, Schigi mit Namen, seinem Vater. Als der siebente folgte Muni, der noch jetzt regiert und Schigi-Muni (der Muni aus dem Geschlechte des Schigi) genannt wird. Sein letzter Vorgänger, der sechste Regent, war Mandsaschiri. Sein nächster Nachfolger, der achte Regent, wird Maidari sein. Nachdem alle 1003 Söhne des Sakar-wadom oder Sambar-wadom ausregiert haben, nähert sich das Ende der Welt. Zur Erneuerung schickt Abida eine zweite Sonne, die alles Wasser auffangt, und läßt dann nacheinander sechs Sonnen erscheinen, wodurch Alles vertrocknet und verbrannt wird. Wenn die auf dem Boden des Meeres liegende Schildkröte die große Hitze spürt, wird sie unruhig, und indem sie sich zuletzt ganz herumdreht, bewirkt sie den Untergang der Welt.

# Aus allen Erdtheilen.

### Rassenvermischung.

Man kann wohl, sagt der londoner „Herald“, den Neger mit dem Weißen politisch gleichstellen, aber sobald die gesellschaftliche Gleichstellung in Frage kommt, wird sich der uralte Antagonismus geltend machen. Das luftige Kartenhaus der sogenannten Philanthropisten stürzt flugs zusammen, sobald der Neger zur Tafel, in den Salon oder in den Eisenbahnwagen kommt. Ein wirkliches Ineinanderleben der beiden Rassen ist ein Ding der Unmöglichkeit, es müßte denn sein, daß irgend ein hirnverbrannter Fanatiker es sich zur Lebensaufgabe machte, eine spezielle Liebhaberei als Lebensaufgabe zu betrachten und durchzuführen. In Amerika ist nach einem blutigen Kriege der unausweichliche Neger noch eben so auf dem Tapet wie vorher. Er ist nun ein „freier Mann“, und als solcher thut er alles Menschenmögliche, um zu beweisen, daß er nicht an seinem Platze ist, und daß er sich nicht assimiliren kann. Er wird nun als Mensch und als Bruder bezeichnet, aber er zeigt sich weder dankbar noch zufrieden. Er ist nun kein „Sklav“ mehr, aber darum steht er doch eben so isolirt wie früher. Die Handwerkspolitiker haben Kapital aus ihm gemacht; er ist Vorwand zu einem Kriege gewesen und man hat

Gesetze über und für ihn gegeben. Aber wer hat sich um den einzelnen Neger bekümmert und wer trägt Sorge für den verlassenen Einzelnen? Wer steht in freundschaftlichem geselligem Verkehr mit ihm und behandelt ihn ehrlich, aufrichtig und voll als seinesgleichen? Er ist nach wie vor auf die „farbigen Brüder" angewiesen, und ist heute nicht besser daran als früher. Die Sache hat ihren tiefliegenden Grund. Jahrtausende lang hat die geschichtliche Erfahrung gelehrt, daß einander fremdartige Rassen social sich einander nicht gleichstellen können. So wird auch in Nordamerika der Neger niemals in die weiße Gesellschaft hineinwachsen, sondern ein außerhalb derselben lebendes mißvergnügtes Geschöpf bleiben. Es gibt eben Unmöglichkeiten, die in der Natur liegen und die sich absolut nicht beseitigen lassen. —

In Amerika denken auch die ärgsten Fanatiker nicht an eine gesellschaftliche Gleichstellung der Neger mit den Weißen. Als wir das Obige schon geschrieben hatten, fanden wir in der newyorker „Weekly Tribune" vom 13. Januar einen Aufsatz Horace Greeleys, in welchem „Schutz für den Neger" verlangt wird; man müsse demselben Land geben. Dann heißt es: „Wir müssen dem Neger gerecht werden, und da wir ihm unsre Thür nicht öffnen und ihn nicht an unserm häuslichen Heerde zulassen, so müssen wir uns draußen seiner annehmen und sehen, daß ihn nicht friere, gleichviel ob uns das auch große Geldkosten verursacht." („and since we will not throw open the door and bid him come to the family fire" etc.) Welch ein Geständniß von einem Führer der Abolitionsradikalen und weißen Nigritier! Er gesteht ein, daß der Neger sich selber nicht helfen, daß er gesellschaftlich nicht gleichgestellt werden könne, und mehr als eine Million solcher bettelarmen und hülflosen Schwarzen sollen kraft der „Menschenrechte" das Stimmrecht ausüben.

## Eine spanische Erforschungsreise in Südamerika.

Von wissenschaftlichen Reisen, welche von Spanien aus veranstaltet werden, hören wir kaum jemals etwas. Um so angenehmer waren wir überrascht, als wir in der zu Porto Alegre in Südbrasilien erscheinenden deutschen Zeitung folgenden Bericht fanden:

„Im Jahre 1862 hielt sich in Rio Grande einige Zeit lang eine spanische Commission auf, die zum Zwecke einer wissenschaftlichen Erforschung der weniger bekannten Ländertheile Südamerika's nach unserem Continent gekommen war.

„Die Flotte, welche Admiral Pinzon kommandirte, brachte die Herren nach Bahia, und sie durchreisten während einiger Zeit jene Provinz, Rio de Janeiro, Santa Catharina und Rio Grande do Sul.

„Damals zählte die Commission, deren Besuch in unserer Provinz übrigens sehr flüchtig war, acht Mitglieder und ging von hier nach den La Plataſtaaten, deren Territorium sie fast ganz durchreiste.

„Am La Plata theilte sich die Commission behufs der Fortsetzung ihrer Reise; ein Theil derselben ging durch die argentinischen Pampas und über die Anden nach Chile; ein anderer Theil machte die Reise durch die Magalhansstraße und die übrigen endlich gingen über die Maluinen und um das Cap Horn herum nach Chile.

„In Valparaiso trafen sie wieder zusammen, durchreisten die ganze Republik Chile, sowie die benachbarten Staaten Bolivia, Peru und Ecuador und besuchten nicht nur die Küstenstriche, sondern auch das Innere des Landes, zu welchem Ende sie verschiedene Male die Andes passirten.

„Von dort setzten sie ihre Reise nach Centralamerika fort und besuchten sämmtliche Republiken jener Gegend, gingen nach Mexico und drangen endlich bis S. Francisco in Californien vor, von wo aus sie zu Wasser nach Valparaiso zurückkehrten.

„Schon in Californien hatten sie das Unglück gehabt, einen der Ihrigen in die fremde Erde zu betten. Es war der Geologe der Commission, Dr. Fernando Amor, der an einem Leberleiden starb, welches er sich bei der Reise durch die Wüste von Atacama zugezogen hatte.

„Die übrigen Mitglieder der Commission waren bereit, von Valparaiso nach Spanien zurückzukehren, als sie von ihrer Regierung den Auftrag erhielten, durch das Amazonenthal nach der Ostküste von Südamerika zurückzukommen und sich dort nach Spanien einzuschiffen, d. h. mit anderen Worten, sie sollten Orellana's, des Entdeckers des Amazonas, Reisetour nachmachen.

„Drei der Commissionsmitglieder, die Herren Paz, Castro und Ping, weigerten sich, dem Befehle nachzukommen und kehrten nach Spanien zurück, weil die Strapatzen der jahrelangen Reise ihre Gesundheit zu stark angegriffen hatten.

„Die übrigen vier Mitglieder gehorchten dem Befehle und sind nun endlich auf dem amerikanischen Dampfer „Havana" von Para in Pernambuco angelangt.

„Der jetzige Chef der Commission, Dr. Almagro, und seine drei Begleiter gingen also von Valparaiso wieder nach Ecuador, um von dort aus in das Thal des Amazonenstromes zu dringen, eine Reise, die vor ihnen nur Francisco Orellana, der Entdecker des Stromes, 1541, und der Capitän Fereira in Begleitung des Jesuiten Christoph von Acuna 1639 gemacht hatten.

„Von Guayaquil bis Para brauchten die Reisenden 14 Monate; sie überstiegen die höchsten Gebirge der Republik Ecuador und untersuchten die dort befindlichen Gletscher und Vulkane. Sie bestiegen den Chimborazo, den Antisana, den Cotopaxi, Sanghai und Pichincha, von wo aus sie auf der Ostseite des Gebirges hinabstiegen und über 300 Leguas zu Fuße reisen mußten, da man auf keine andere Weise die Urwälder, Ströme und Abgründe jener noch völlig unbekannten Gegend passiren kann, wo man nicht die geringsten Hülfsmittel vorfindet.

„Welche endlos beschwerliche Reise die spanischen Naturforscher da gemacht haben, können unsere Leser sich vorstellen, und die Verdienste, welche sie sich durch dieselbe um die Wissenschaft erworben haben, können wahrlich nicht hoch genug gewürdigt werden.

„Nach unglaublichen Strapatzen langten sie endlich an den Quellen des Napo (eines großen Nebenflusses des Amazonenstromes) an und schifften sich auf demselben auf kleinen Canoes ein, auf denen sie bis zur Mündung des Coca in den Napo fuhren, wo eines der Canoes beim Herabschiffen über einen nicht zu umgehenden Wasserfall Schiffbruch litt, jedoch ohne Verlust an Menschenleben.

„An der Mündung des Coca ließen sie zwei Flöße bauen, auf denen sie 800 Leguas auf dem Riesenstrom hinabschifften bis zur brasilianischen Grenzstadt Tabatinga, wo der bis dahin Solimoes genannte Strom anfängt, Amazonas zu heißen.

„In Tabatinga hatte die Commission das Glück, den Naturforscher Agassiz zu treffen, mit dem sie bis zur Mündung des Nebenflusses Teffé reiste.

„Für Agassiz, der sich vorzugsweise dem Studium der Gletscher und Vulkane widmet und wahrscheinlich auf demselben Wege nach Guayaquil gehen wird, war dieses Zusammentreffen ganz besonders wichtig und interessant.

„Agassiz und sein Begleiter Coutinho erwiesen der Commission alle möglichen Dienste und Freundlichkeiten und tauschten mit derselben die gegenseitig gemachten Erfahrungen aus.

„Den Rest der Reise nach Para machten die Spanier auf einem brasilianischen Dampfboot und von dort begaben sie sich nach Pernambuco, wo sie sich auf einem englischen Steamer nach Europa einschifften.

„Nach einer dreijährigen Reise kehrten sie nach unsäglichen Mühen und Gefahren, die sie glücklich bestanden, aber auch mit wahren Schätzen des Wissens beladen, nach ihrem Vaterlande zurück.

„Die Naturwissenschaften werden dieser Commission in allen Zweigen viel zu danken haben und die bedeutenden Sammlungen, die sie mit sich führt, sowie das, was sie über die Reise veröffentlichen wird, muß viel dazu beitragen, die Kenntniß jener reichsten und üppigsten Gegenden von Südamerika zu erweitern."

## Einwanderung aus Nordamerika nach Brasilien.

Wie Vieles sich doch in der Geschichte wiederholt! Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Haiti von entsetzlichen Greuelthaten heimgesucht wurde, flüchteten die Weißen und gingen nach Louisiana. Sie führten dort den Baumwollen- und den Zuckerbau ein.

Heute ist ein großer Theil der Südstaaten durch die Nordarmeen verwüstet worden, und von den Negern versteht sich nur eine geringe Zahl zu regelmäßiger Arbeit. In Folge der unglücklichen Verhältnisse haben viele Leute in den Südstaaten, welche einiges Vermögen gerettet, sich entschlossen, nach anderen Ländern Amerika's auszuwandern. Manche sind bereits nach Mexico gezogen, andere werden nach Brasilien gehen. Sie haben dorthin einen Vertrauensmann, den General Wood, vorausgeschickt, um geeignete Oertlichkeiten zur Ansiedlung auszusuchen. Derselbe ist von der brasilianischen Regierung mit großer Zu-

vorkommenheit empfangen werden und hat seit Oktober des vorigen Jahres mehre Provinzen besucht. Specielle Begünstigungen werden den Einwanderern aus Nordamerika nicht bewilligt, auch verlangen sie dergleichen nicht; sie sind zufrieden, daß die Behörden ihnen freundlich an die Hand geben.

Die brasilianische Regierung hat erklärt, daß sie den Einwanderern an den Plätzen, welche dieselben wählen „vermessene und abgesteckte" Colonien gegen Baarzahlung von 1 Real per Brasse ablassen werde; bei Zahlungsaufschub von fünf Jahren will sie fünf Procent Zinsen berechnen.

Im Ankunftshafen werden die Auswanderer untergebracht und verpflegt werden; sie sollen dieselben Civilrechte aller Bürger haben und auf Grund des Landesgesetzes (Lei das terras) naturalisirt werden. Als Nationalgardisten werden sie nur zum Dienste innerhalb ihres Municipiums verpflichtet sein. Diese Bedingungen sind also ganz dieselben, welche die Regierung jedem Einwanderer stellt und enthalten keine besonderen Vergünstigungen. —

Bezüglich der *Ländereien*, welche die Regierung dem Einwanderer zur Auswahl anbietet, finden wir Folgendes: In den Provinzen S. Pedro, Santa Catharina, Parana, S. Paulo und Espirito Santo existiren öffentliche Ländereien, die bereits bezeichnet und vermessen sind und in der Nähe von mehr oder weniger blühenden Colonien liegen.

Ueber die Provinz S. Pedro do *Rio Grande do Sul* sagt der Minister nichts weiter, weil die Vortheile, welche die Colonien in derselben dem Einwanderer bieten, genügend anerkannt sind.

In *Santa Catharina* existiren verschiedene Landstrecken: Zwischen den Colonien Dona Franciska und Blumenau an den Flüssen Itajahy Grande, Itajahy Pequeno, Itapocu und S. Francisko; im Süden der Colonie Itajahy am Itajahy im Thale Tijucas Grandes, von wo eine Straße nach Lages führt, (4 Meilen vermessenes Land); im Municipium von Laguna, am Flusse Tubaron, bis zur Grenze von Rio Grande, so daß eine Verbindung mit den Colonien Torres und Tres Forquilhas leicht möglich sein würde. Der Markt für die Colonien dieser Gegend würde Laguna sein).

*Santa Catharina wird den Einwanderern in seiner Eigenschaft als Küstenstrich ganz besonders empfohlen.*

Für die Provinz *Parana* werden folgende Orte bezeichnet: Der Distrikt von Assungun, der fast ganz vermessen ist und wo schon einzelne Colonien bestehen; ferner eine große Länderstrecke in der Richtung von Cananea und Iguape, die auf einer Seite mit Curitiba, auf der andern mit Antonina und Paranagua, sowie mit dem Dorfe Castro in Verbindung steht; zwischen Coritiba und der Serra do Mar existiren ebenfalls vorzügliche Ländereien, die sich an die Straße lehnen, welche von Parana nach der Colonie S. Franziska in Santa Catharina führen wird.

In *S. Paulo* werden zuerst die „devoluten Ländereien" in den Munizipien von Cananea und Iguape bezeichnet, die schon vermessen und in Colonien eingetheilt sind, während dort bereits die blühende Colonie Cananea besteht. Auf den Seiten dieser Länderstrecke nach NO. und NW. erstrecken sich äußerst fruchtbare öffentliche Ländereien an den Flüssen Ribeira, Iguape, Japuca und S. Lourenço.

Die Provinz *Espirito Santo* endlich besitzt eine große Ausdehnung öffentlicher Ländereien in der Nähe der Küste, die von schiffbaren Flüssen durchschnitten sind und in deren Hafenplätzen die Rio-Dampfer anlaufen.

Im Municipium von Itapemirim, wo die Colonie Rio Novo liegt, gibt es bereits vermessene und in Colonien vertheilte Länderstrecken (4 Quadratleguas), denen noch die Ländereien im Norden des Flusses Benevento im Munizipium Guarapary, am schiffbaren Flusse desselben Namens, annektirt werden können.

Zwischen den Colonien Rio Novo im S. und Santa Isabel im N., in der Richtung nach Minas (NW.) liegen 15 Leguas guter Ländereien, die hauptsächlich zum Anbau von *Kaffee* und *Baumwolle* taugen.

Im Norden der Provinz, in der Richtung der Colonie S. Leopoldina, an der Straße Santa Theresa, erstrecken sich bis nach den Grenzen von Minas die Ländereien der projektirten *Colonie Guandu*, die auch empfohlen werden, um so mehr, als der *Rio Doce* dort *schiffbar* ist und sich noch sehr bedeutende „Terras devolutas" auf seinen beiden Ufern befinden.

Der Rio Doce mit seinem mächtigen Ländereien-Complex wird ganz besonders empfohlen und verdient es auch.

Außer den sehr gelobten Strecken am Rio Doce, von denen die Sesmarias Francilvania, Rio Doce und Limon bereits vermessen sind, werden noch andere Ländereien im Municipium Santa Cruz am Flusse gleichen Namens empfohlen, sowie auch andere im Municipium San Matheus an der Grenze von Bahia.

Endlich wird noch das *Mucurythal* sowohl in Bahia, wie in Minas in Betracht gezogen und als für den Anbau von *Baumwolle* ganz außerordentlich geeignet geschildert. Dieses sind also die Ländereien, welche die Regierung der nordamerikanischen Einwanderung zur Auswahl überläßt und man muß zugestehen, daß dieselben reichlich und in bester Auswahl vorhanden sind.

Die Regierung, in einer richtigen Erkenntniß der Verhältnisse, hat die amerikanische Einwanderung auf *Santa Catharina*, *Parana*, *S. Paulo* und *Espirito Santo* beschränkt, wobei sie jedoch diese letztere Provinz und hauptsächlich den Rio Doce besonders hervorhebt und betont.

Vom Norden des Kaiserreiches sieht sie aus politischen Rücksichten ganz ab, läßt aber die devoluten Ländereien am Amazonas, Tocantins und Araguaya vermessen, um sie nach Beendigung des Krieges an die Freiwilligen zu vertheilen, die ein Anrecht darauf haben.

---

**Der Transitweg durch Nicaragua** wird völlig in Abgang kommen, nachdem der ohnehin stets seichte und schlechte Hafen von San Juan de Nicaragua (Greytown) nun gänzlich versandet ist. Als im Dezember 1865 ein Dampfer mit etwa 600 Fahrgästen dort ankam, mußte er eine halbe Stunde weit von der Küste vor Anker gehen und die Leute wurden mit Lebensgefahr in Booten ans Land gesetzt, wo sie kaum ein Unterkommen fanden.

---

**Die Weizenausfuhr aus Buenos Ayres** hat begonnen zum ersten Male, so lange die Colonien am La Plata bestehen. Jetzt gewinnt dort neben der Viehzucht der Ackerbau eine immer größere Ausdehnung. In Buenos Ayres war ein Schafzüchter aus Neuseeland angekommen, um sich in der La Plategegend niederzulassen. Auch aus Nordamerika waren viele yankeemüde Einwanderer eingetroffen.

---

**Ueber die walliser Colonie in Patagonien,** von der wir früher im „Globus" Meldung gethan, lesen wir aus Buenos Ayres vom 14. Dezember günstige Nachrichten. Die Ansiedler befinden sich am Flusse *Chuvat* sehr wohl und haben bis jetzt alle Schwierigkeiten muthig überwunden. Sie bauen auf dem fetten Boden Weizen und anderes Getreide, und die Wiesen geben dem Rindvieh wie den Schafen reichliche Nahrung. *New Bay* ist ein prächtiges Wasserbecken mit einem sichern, geräumigen Hafen. Die Walliser sind fleißige, ausdauernde Menschen.

---

**Haifische im Kanal.** Die unwillkommenen Gäste, die „Tiger des Meeres" haben sich seit dem Dezember 1865 in ungewöhnlich großer Menge in der sogenannten Spanischen See, d. h. dem Busen von Biscaya blicken lassen. Sie sind auch weiter nach Norden hin an der Westküste Frankreichs und sogar im Kanal erschienen. In der Mitte des Januars traf ein Kapitän bei den Sorlingischen Inseln ganze Schwärme und fing binnen wenigen Stunden vier Stück. Im vorigen Herbst hatten diese gefräßigen Fische die Pilchardfischerei gestört und die Tümmler verjagt. Das „Journal du Havre" sucht die Leute an den Küsten des Kanals durch die Bemerkung zu beruhigen, daß der Haifisch nur in den wärmeren Meeresregionen so äußerst gefräßig sei, in kälteren aber „vergleichsweise harmlos". Man könne den Grad der Wildheit und Gefräßigkeit nach den Breiten bestimmen. Vom Senegal und den Bissagosinseln bis zum Nigerdelta sei er allerdings sehr zu fürchten, aber in den kühleren Wassern Westindiens und der Nordküste von Südamerika verliere er schon viel von seiner Gefräßigkeit. (Das „Journ. du Havre" irrt: gerade vor der Tierra firme und im Caraibischen Meere hat das Meer eine mindestens eben so hohe Temperatur wie an der Westküste von Afrika). Der Haifisch habe auch seine Eigenthümlichkeiten, so zu sagen seine Grillen. Es sei z. B. den Seeleuten wohl bekannt, daß sie bei St. Pierre auf Martinique ohne alle Gefahr in der See baden könnten, obwohl dort viele Haifische wären, während auf der nur fünf Seemeilen entfernten Rhede vom Fort de France das Baden für Jedermann lebensgefährlich sei. Namentlich dürfe kein Neger sich zwanzig Schritte weit vom Ufer ins Wasser wagen, weil die Haifische

vorzugsweise auf dunkelfarbige Menschen Jagd machen. — Es sei nicht anzunehmen, daß der Tiger des Oceans sich dauernd bei uns „Hyperboräern" einbürgern und das Baden in den Seeplätzen gefährlich machen werde.

---

st. **Wanderlust der Großrussen.** Das russische Reich erstreckt sich durch eine größere Verschiedenheit von Klimaten als irgend ein anderer europäischer Staat und ist dabei ebenso ausgezeichnet durch physische Einförmigkeit, als die germanische Mitte und der romanische Süden durch Mannigfaltigkeit der Bodenformen und des Naturlebens. Dieser Eintönigkeit des Landes entspricht die Einförmigkeit des Volkes hinsichtlich seiner politischen, kirchlichen, Abstammungs- und sonstigen Verhältnisse. Charakteristisch ist der Mangel jeder bedeutenden Gebirgsscheide, welche jetzt der Einheit des Staates außerordentlich günstig, im Mittelalter aber den Verheerungszügen der von Osten eindringenden Nomadenvölker sehr förderlich gewesen ist. Es steckt auch noch heutzutage in manchen Slaven eine gewisse Vorliebe zum Nomadenleben, was unter anderm schon die Neigung zum Fuhrwesen kund thut. So ergreifen z. B. die Großrussen außer der Krämerei am liebsten den Stand der Fuhrleute. Das veränderliche Leben sagt ihnen ganz besonders zu, ja so stark ist der Wandertrieb, daß es oft im ganzen Gouvernement nur wenige Männer geben soll, die nicht wenigstens ein Mal in Moskau, der alten heiligen Stadt, gewesen sind. Die russischen Messen, zumal die berühmte Messe von Nischni-Nowgorod, werden von so ungeheueren Menschenmassen besucht, daß man ihre Zahl schon auf mehr als eine Million anschlug. In Folge seiner beständigen Wanderungen will man bei dem Großrussen sogar eine verhältnißmäßig stärkere Entwicklung der unteren Extremitäten bemerkt haben, während umgekehrt der Germane in Brust und Arm den Hauptsitz seiner Kraft hat.

---

**Charakter des italienischen Brigandaccio.** Aus allen Zeitungen ist bekannt, daß die neapolitanischen Straßenräuber einen jungen Engländer, Namens Moens, länger als ein Vierteljahr in Gefangenschaft hielten, bis endlich das hohe Lösegeld bezahlt war. Derselbe hat nun ein Buch über seine Erlebnisse geschrieben, das viel Interessantes enthält; Moens kennt seinen Gegenstand gründlich. Ihm zufolge hat der Brigandaccio den politischen Charakter längst verloren. Die Räuber sagten ihm, wenn sie den König Victor Emanuel fangen könnten, so würden sie zwei Millionen Ducati für ihn verlangen und ihn dann doch todtmachen; dagegen würden sie Franz dem Zweiten ein gutes Mittagsbrot vorsetzen und ihn dann laufen lassen. Alles ist nur auf Raub abgesehen. Das Leben dieser Räuber ist voll von Beschwerden und Gefahren und obendrein kommt ihnen selbst nicht viel vom Raube zu gute. Der größte Theil ihres „Erwerbes" fließt den Bauern zu, trotzdem alle Manutengoli, d. h. Leute, welche den Briganten irgendwelche Unterstützung angedeihen lassen, gesetzlich mit dem Tode bestraft werden sollen. Sie liefern trotzdem den Räubern Lebensmittel und lassen sich dieselben mit Wucherpreisen bezahlen. Die Briganten selbst sind leidenschaftliche Hazardspieler und gerathen untereinander sehr oft in blutigen Streit. Bei ihnen gilt das alte Wahrwort: „Wie gewonnen, so zerronnen. Die Bande Manzos, von welcher Moens gefangen gehalten wurde, bestand aus 30 Mann, aber das Lösegeld wurde unter nur 17 derselben vertheilt. Soldaten können dem Unwesen nicht steuern, weil die Briganten allemal Wind von ihrer Annäherung erhalten und zwar durch das Landvolk. Die Bauern halten es mit den Räubern aus Habsucht und aus Furcht. Angeber sind allemal dem Tode verfallen, wer aber Geschäfte mit den Briganten macht, profitirt dabei. Moens meint, es gebe nur ein Mittel, dem Unwesen ein Ende zu machen, wenn man nämlich den Bezirk, in welchem Jemand von den Räubern gefangen worden sei, für die Zahlung des Lösegeldes verantwortlich mache. Uebrigens liegt die Raublust in althergebrachten Sitten.

---

**Zur Statistik der französischen Colonien.**

Wir haben die amtlichen Ziffern für 1861 bis 1863 vor uns liegen. Am 31. Dezember dieses Jahres belief sich, von Algerien und Neucaledonien abgesehen, die Gesammtzahl der Bevölkerung in den acht Colonien auf 881,948 Seelen. Der Zuwachs gegen das Vorjahr betrug 26,384 Köpfe; er hatte aber seinen Grund nicht etwa in der Einwanderung oder in einem Ueberschusse der Geburten gegenüber den Sterbefällen, sondern war eine Folge der Besitznahme einiger Landschaften in Senegambien. Wir wollen hier gleich bemerken, daß im Spätjahr 1865 die französischen Antillen großen Menschenverlust erlitten haben durch eine der Cholera ähnliche Seuche, welche auf Guadeloupe je den fünften Menschen hinweggerafft haben soll. In den Ziffern für Guadeloupe, Martinique rc. sind weder die Beamten und Soldaten, noch die „Immigranten" inbegriffen; die letzteren zählten auf Guadeloupe 12,812 und auf Martinique 15,576 Köpfe.

| | Seelen | | Handelsbewegung | |
|---|---|---|---|---|
| Martinique . . . | 135,353 | . . | 50,669,924 | Frcs. |
| Guadeloupe etc. . | 138,890 | . . | 44,664,266 | „ |
| Guyana . . . . | 18,507 | . . | 8,787,057 | „ |
| Réunion . . . | 197,265 | . . | 94,071,069 | „ |
| Senegal . . . | 137,668 | . . | 17,540,321 | „ |
| Gorée . . . . | — | . . | 15,603,369 | „ |
| Ostindien . . . | 229,067 | . . | 27,376,646 | „ |
| Mayotte rc. . . | 24,570 | . . | — | „ |
| St. Pierre rc. . | 2,700 | . . | 9,206,116 | „ |

Die 2012 Einwohner von Gorée sind beim Senegal mit eingerechnet und bei Réunion die 74,270 „Immigranten", indischen Arbeiter, denen die Insel den günstigen Stand ihrer Plantagen verdankt.

Während die Zahl der Geburten sich auf 22,737 stellte, betrug jene der Todesfälle 25,190. Die Besitzung am Gabon kann eigentlich nur als eine Faktorei bezeichnet werden. Der amtliche Bericht hebt hervor, daß dort die Eingebornen (die den Lesern des „Globus" wohlbekannten Pongue) in Schrecken erregender Weise sich vermindern und hinwegsterben, zumeist in Folge des Branntweingenusses und des Abortirens. Neucaledonien im Stillen Weltmeere scheint stationär zu bleiben; es hatte im ersten Halbjahr 1863 einen Zuwachs von nur 14 Köpfen erhalten, und es befanden sich auf der großen Insel damals überhaupt nur 434 „Franco-Caledonier". Die europäische Bevölkerung in Pondichery und den anderen indischen Besitzungen stellte sich auf 1463 Köpfe, und jene der Mischlinge betrug 1636. In St. Louis am Senegal lebten 325 Europäer, die Soldaten abgerechnet.

---

**Baumwolleneinfuhr in Großbritannien.** Es ist von wesentlichem Interesse, zu sehen, wie sich in Folge des Bürgerkrieges in Nordamerika die Baumwolleneinfuhr aus anderen Erzeugungsländern gesteigert hat. Sie betrug 1861: 3,153,000, 1862: 1,333,000, 1863: 1,729,000, 1864: 2,242,000, 1865: 2,414,000 Ballen, jeden zu 400 Pfund gerechnet; das ist der Durchschnitt. Für 1866 veranschlagt man die Einfuhr auf 2,660,000 Ballen.

Für die nachstehenden drei Jahre stellen sich respective folgende Ziffern heraus:

| | 1864 | 1865 | 1866 |
|---|---|---|---|
| Nordamerika . . | 198,000 | 462,000 | 800,000 |
| Brasilien . . . | 212,000 | 340,000 | 440,000 |
| Aegypten . . . | 257,000 | 334,000 | 250,000 |
| Türkei . . . . | 62,000 | 80,000 | 60,000 |
| Westindien rc. . . | 60,000 | 131,000 | 150,000 |
| Ostindien . . . | 1,399,000 | 1,266,000 | 1,300,000 |
| China . . . . | 399,000 | 112,000 | — |
| | 2,587,000 | 2,752,000 | 3,000,000 |

Reducirt man diese auf Durchschnittsballen von 400 Pfund Gewicht, so ergeben sich die oben angegebenen Ziffern.

---

**Herr von der Decken in Ostafrika ermordet.** Eben, da wir unsere Nummer schließen, lesen wir, daß der muthige Reisende der Barbarei der Wilden zum Opfer gefallen ist.

Die zu Hannover erscheinende „Zeitung für Norddeutschland" theilt aus einem Schreiben des Tischlers Brinkmann aus Zellerfeld, welcher an der Expedition Theil genommen, Folgendes mit:

„Von der Ausrüstung ist Alles verloren; was nicht ins Wasser geworfen wurde, ist von den Negern geraubt. Baron von der Decken ist nebst dem Dr. Link auf Befehl eines Somali-Sultans in Berdera niedergestochen worden. Nachdem ihnen die Hände auf dem Rücken gebunden und sie in Berdera zur Schau umhergeführt waren, wurden sie an den Jubafluß getrieben und hier der Mord zuerst am Baron, dann am Dr. Link vollzogen. Die Leichen wurden in den Fluß geworfen. Die Expedition soll mit diesem Sultan längere Zeit sehr befreundet gewesen sein. Der Rest der Expedition, bestehend aus Capitän v. Schlick, Degge aus Göttingen, Bremer aus Merseburg, Thies aus Oldenburg und Tischler Brinkmann aus Zellerfeld, werden mit dem hamburger Schiffe „Canton" im Monat April nach Europa zurückkehren."

Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

